Les Cinq Langues

N° 1. 5 Octobre 1906. 7e Année.

DEUTSCHER TEIL

Eine Taufe im Hohenzollernhause.

Die kirchliche Feier der Taufe des jüngsten Hohenzollernprinzen wurde am 29 August im Neuen Palais zu Potsdam vollzogen. Die königliche Familie versammelte sich gegen 6 Uhr im Tressenzimmer des Palais mit den Gästen, unter denen die Kronprinzessin von Griechenland als Vertreterin der Königin der Hellenen, Prinz Christian zu Schleswig-Holstein als Vertreter des Königs von Großbritannien und Irland, Großfürst Wladimir von Rußland als Vertreter des Kaisers von Rußland, Erzherzog Josef von Österreich als Vertreter des Kaisers von Österreich und der Herzog von Genua als Vertreter des Königs von Italien erschienen waren. Gleichzeitig fanden sich im Tamerlansaale die Hofchargen[1] ein; im Muschelsaal die Gefolge der Fürstlichkeiten. In der Jaspisgalerie versammelten sich indessen die übrigen geladenen Gäste : die Botschafter, die Gesandten und die Herren des diplomatischen Korps, dabei der norwegische Gesandte v. Ditten als Vertreter des Königs von Norwegen, Reichskanzler Fürst Bülow, die Generalfeldmarschälle und Ritter des Schwarzen Adlerordens, die Häupter der fürstlichen und ehemals reichsständischen gräflichen Familien, die Generalität und Admiralität, die Staatsminister und Staatssekretäre, die Präsidien des Reichstages und beider Häuser des Landtages, der Oberpräsident der Provinz Brandenburg und die Spitzen der Potsdamer Behörden sowie die Damen und Herren der Gefolge. Die in Berlin wohnenden oder dort einquartierten Gäste waren in einem Sonderzuge auf Station Wildpark eingetroffen.

In Potsdam und Berlin hatten die königlichen Schlösser, die öffentlichen und viele private Gebäude geflaggt[2]. Im Neuen Palais hatte die Schloßgardekompagnie in friderizianischer Tracht die Ehrenposten gestellt, ebenso die Leibgarde der Kaiserin und das Regiment Gardeduforps. Die Jaspisgalerie war zur Taufkapelle hergerichtet. Unter einem purpurfarbenen Thronbaldachin stand der Altar mit rotseidenem Behang. Vor dem Altar, der mit einer Rosengirlande umzogen war, und zu dessen Seiten Rosensträuche standen, stand der sogenannte Ehepaktentisch, mit rotsammetner Decke belegt ; auf ihm das historische Taufbecken und die Taufkanne. Am Altar stand die Geistlichkeit.

Nachdem die Fürstlichkeiten um den Altar Aufstellung genommen hatten, erteilte der Kaiser den Befehl zum Beginn der Taufhandlung, und der Zug in die Taufkapelle setzte sich in Bewegung.

Den Fürstlichkeiten schlossen sich die Adjutanten und Gefolge an. Die Kronprinzessin hatte ihren Platz in der Taufkapelle zur Seite des Altars eingenommen. Ein Sessel stand für sie in der Nähe des Platzes des Kaisers und ihrer Mutter bereit. Der Täufling war in Begleitung der Leibpagen, des Kronprinzen und der Kronprinzessin in die zunächst der Taufkapelle gelegenen Gemächer gebracht worden. Darauf

1. les hauts dignitaires de la cour.

2. pavoisé.

wurde er bis an die Tür der Taufkapelle getragen. An der Tür der Taufkapelle übergab die Oberhofmeisterin, Freifrau v. Tiele-Winckler den Täufling der Prinzessin Viktoria Luise, die, während die Ehrenposten präsentierten, mit ihm vor den Altar trat, während der Domchor sang: Du Hirte Israels. Hierauf hielt Oberhofprediger, Schloßpfarrer D. Dryander eine Ansprache, der er die vom Kronprinzen ausgewählten Textworte 1. Moses Kapitel 12, Vers 2 „Ich will dich segnen und du sollst ein Segen sein" zugrunde legte.

Bei Beginn der Taufhandlung überreichte Prinzessin Viktoria Luise den Täufling der Großherzogin-Mutter von Mecklenburg-Schwerin. Im Moment der Taufe übernahm ihn die Kaiserin. Beim Vaterunser legten die Paten und ihre Vertreter die Hände auf den Täufling. Sodann taufte der Oberhofprediger den Täufling auf die Namen

Wilhelm, Friedrich, Franz, Josef, Christian, Olaf.

Nach Schluß der Handlung mit Gebet und Segen übergab die Kaiserin den Täufling der Prinzessin Viktoria Luise, die ihn der Kronprinzessin überreichte.

Das Kaiserpaar und die Fürstlichkeiten brachten der Kronprinzessin ihre Glückwünsche dar. Der Domchor sang Albert Beckers „Fürchte dich nicht". Im angrenzenden Salon jenseits der Taufkapelle nahm die Kronprinzessin eine Defilircour der Taufzeugen ab.

Nach Beendigung der Cour begaben sich die Herrschaften in feierlichem Zuge nach dem Marmorsaale, wo Galatafel stattfand. Die hakenförmig gedeckte Tafel war mit dem großen weißen Tafelsilber, zahlreichen Armleuchtern und Schaustücken und einem reichen Blumenflor geschmückt. Weitere Tafeln waren im Muschelsaale gedeckt. Bei der Tafel saß der Kaiser rechts von der Kaiserin, gegenüber saß der Kronprinz. Die Tafelmusik führte die Kapelle des 1. Garderegiments aus. Im Verlauf des Mahles erhob sich der Kaiser zu folgendem Trinkspruch: „Ich trinke auf die Gesundheit des Täuflings! Seine königliche Hoheit, Prinz Wilhelm von Preußen, hurra, hurra, hurra!" Die Versammelten stimmten in den Ruf ein, die Musik spielte den Yorkschen Marsch. Nach der Tafel hielten die Majestäten im Tanzsaal Cercle. Gegen 9 Uhr zogen sie sich in ihre Gemächer zurück. Die Kronprinzessin hatte mit dem Prinzen-Sohn nach der Cour das Neue Palais verlassen.

Fahnenweihe im Zeughaus[1].

Am 30 August um 12 Uhr mittags fand im Zeughause die feierliche Nagelung[2] und Weihe von 28 neuen Fahnen und Standarten statt, und zwar derjenigen des Pionierbataillons 2, der Regimenter 10, 11, 13, 22, 23, 38, 51, 62, 63, des Leibkürassierregiments 1, des Ulanenregiments v. Katzler 2 und des schlesischen Pionierbataillons 6. Ferner handelte es sich um Inschriften des Fahnenringes für 12 ehemalige Landwehrbataillone Schlesiens und solche des 4. Reservehusarenregiments und des 4. Reserveulanenregiments. Die Fahnen lagen in der Ruhmeshalle des Zeughauses bereit. Im Lichthof war der Altar errichtet. Vor dem Zeughaus stand mit Fahne und Musik als Ehrenwache die Leibkompagnie des 1. Garderegiments unter dem Kommando des Prinzen Eitel Friedrich mit den direkten Vorgesetzten bis zum kommandierenden General v. Kessel. Die jüngeren kaiserlichen Prinzen waren eingetreten.

Es fanden sich ein der Kronprinz, der in der Uniform seiner Pasewalker Kürassiere zu Fuß von seinem Palais aus herüberkam, vom Publikum lebhaft begrüßt, die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses und die im Gardekorps dienenden Prinzen deutscher Fürstenhäuser mit ihren Gemahlin-

1. *Arsenal.* — 2. von Nagel, *clou.*

nen, Großfürst Wladimir, Erbherzog Joseph und der Herzog von Genua mit Gefolge und Ehrendienst und die hier eingetroffenen amerikanischen Offiziere. Bald nach 11 3/4 Uhr kam der Kaiser vom Schlosse her zu Fuß und schritt die Front der Ehrenkompagnie ab. Der Kaiser erwartete dann vor dem Portal des Zeughauses die Kaiserin, die kurz darauf vom Potsdamer Bahnhof her im offenen Vierspänner mit Spitzenreitern eintraf. Mit der Kaiserin hatten im Wagen Platz genommen Prinzessin Viktoria Luise und die Kronprinzessin von Griechenland.

Nachdem die Fürstlichkeiten die Ruhmeshalle betreten hatten, begann die Nagelung. Der Kaiser schlug den ersten Nagel ein, es folgte die Kaiserin, der Kronprinz, der auch für den jüngst geborenen Prinzen Wilhelm einen Nagel einschlug, dann die weiteren Prinzen und Prinzessinnen. Die Weihe vollzog der evangelische Militäroberpfarrer des Gardekorps Göns in Gegenwart des katholischen Militäroberpfarrers Romunde. Während der Einsegnung gab die Leibbatterie des 1. Gardefeldartillerieregiments im Lustgarten 101 Schuß ab. Um 1 Uhr fand im königlichen Schlosse Familientafel statt.

Berlin.

Nach der Volkszählung von 1905 hat Berlin 2000000 Einwohner und ist mithin die volkreichste Stadt des Deutschen Reiches. Ihr Umfang[1] beträgt fast drei Meilen, ihre größte Ausdehnung von Südost nach Nordwest etwa halb so viel. Sie wird von der für kleinere Fahrzeuge schiffbaren Spree in mehrfachen Krümmungen[2] durchflossen und in zwei ziemlich gleiche Hälften geteilt.

Unter allen Gebäuden verdient das mitten in der Stadt dicht an der Spree erbaute große Königliche Schloß genannt zu werden, ein über 31 m hohes, prachtvolles, mit einer Kuppel über der Schloßkapelle versehenes Bauwerk, welches ein längliches Viereck bildet und innerhalb zwei große und zwei kleine Höfe einschließt. Fünf hohe Portale führen in das Innere, welches große Prachtsäle, fürstliche Wohnungen, die Schatzkammer und eine Gemäldegalerie enthält. Drei große Wasserbehälter[3] unter dem Dache enthalten beständig für Fälle der Feuersgefahr ein paar tausend Tonnen Wasser, welche durch eine Wasserdruckmaschine[4] emporgehoben und im ganzen Schlosse verteilt werden können. Auf der Lustgartenseite zieht sich eine neu angelegte Terrasse hin mit zwei erzenen, kolossalen Pferdebändigern am Toreingange, einem Geschenke des russischen Kaisers Nikolaus.

Zu den schönsten öffentlichen Plätzen gehört der Lustgarten, welcher vom Königlichen Schlosse und dem Museum, der alten Börse, dem Dome, dem Zeughause, und der Schloßbrücke umgeben wird. Das Reiterstandbild König Friedrich Wilhelms III., sowie eine große, geschliffene Granitschale und ein Springbrunnen zieren ihn. Dem Schlosse gegenüber erhebt sich auf der andern Seite des Lustgartens das alte Museum, das in den untern Räumen die altertümlichen Bildwerke von Erz, Marmor und Stein aus Griechenland und Rom, in den obern die fast anderthalbtausend Gemälde zählende Bildergalerie birgt.

Geht man über die Schloßbrücke, so kommt man an das unter dem ersten preußischen Könige erbaute große Zeughaus. Der untere Saal enthält die schweren Geschütze, der obere die schön geordneten leichten Waffen und die erbeuteten[5] Kriegsfahnen und andere Feldzeichen. Gegenüber dem Zeughause liegt das Kronprinzliche Palais. An das Zeughaus reihen sich die Hauptwache, das Universitätsgebäude, welchem

1. étendue. — 2. sinuosités.

3. réservoirs d'eau. — 4. machine hydraulique. — 5. conquis, enlevés à l'ennemi.

gegenüber das Opernhaus gelegen ist, und weiterhin das Akademiegebäude. Den mit Gartenanlagen belebten Platz umgeben außer dem Opernhause die katholische Hedwigskirche, das Bibliothekgebäude und das von dem Kaiser bewohnte Palais, welches die Häuserreihe zur Linken eröffnet. Vor diesem Palais steht das gewaltige Reiterstandbild Friedrichs des Großen, das herrlichste aller Standbilder in und um Berlin. Hoch zu Roß, umgeben von den Helden seiner Siegesschlachten, schaut der große Friedrich nach der Hauptwache mit den marmorenen Standbildern von Scharnhorst und Bülow hin, denen schräg gegenüber die bronzene Statue des Feldmarschalls Blücher und zu beiden Seiten derselben die Standbilder Yorks und Gneisenaus am Opernhause stehen, und blickt zugleich nach dem Zeughause und dem Königlichen Schlosse. Hier beginnt die großartigste aller Straßen Berlins, die fast 1000 m lange und 55 m breite, mit einer vierfachen Baumreihe von Linden besetzte Straße „Unter den Linden“, welche sich zwischen prachtvollen Palästen, Hôtels und Kaufhallen bis zum Brandenburger Tore hinzieht. Dieses zeichnet sich vor allen Toren aus. Das riesige, 20 m hohe Mauerwerk, von 12 gewaltigen Säulen getragen, hat fünf Durchgänge, deren mittlerer und zugleich breitester nur für königliche Wagen offen ist. Über dem Haupttore erhebt sich noch ein hohes Mauerwerk, um das berühmte Viergespann der Siegesgöttin mit ihrem Triumphwagen aus Erz zu tragen. Vier starke Rosse ziehen im wilden Laufe den zweiräderigen Wagen, auf welchem die Siegesgöttin steht, in der Hand haltend die Palme und das lorbeerumwundene eiserne Kreuz, über dem der preußische Adler schwebt. Napoleon I. hatte 1806 dieses Kunstwerk nach Paris geführt, von wo es die siegreichen Preußen 1814 zurückholten.

Berlin : Königliche Schloß.

Die Straße „Unter den Linden“ wird von der Friedrichsstraße ziemlich in der Mitte durchschnitten. Die regelmäßigste Straße ist die Leipziger Straße. Die Wilhelmsstraße enthält zahlreiche Paläste und Ministerwohnungen. Die Königsstraße, an welcher sich das stattliche neue Rathaus befindet, ist fast die belebteste von allen. Der Gendarmenmarkt ist einer der größten Plätze ; auf ihm steht das große Schauspielhaus. Den Belle-

Alliance-Platz am Halle'schen Tore schmückt eine auf einer hohen Granitsäule stehende Siegesgöttin. Um den Wilhelmsplatz stehen auf grünem Rasen die Standbilder der alten Siegeshelden des Siebenjährigen Krieges. Auf der Brücke zwischen dem Schloßplatze und der Königsstraße steht das Reiterstandbild des großen Kurfürsten.

Berlin ist der Sitz aller obersten Verwaltungsbehörden, zugleich aber auch die erste Industrie- und Manufakturstadt Deutschlands und der Knotenpunkt des großen deutschen Eisenbahnnetzes. Es gibt beinahe keinen Industriezweig, welcher dort nicht vertreten wäre. Besonders hervorragend ist die Maschinen-, Eisen-, Seiden-, Baumwollen- und Silberwarenfabrikation, wobei Tausende und Abertausende von Einwohnern Beschäftigung und guten Verdienst finden.

Großartig wie die Stadt ist auch das Leben und Treiben in derselben. Schon früh am Morgen fängt's an zu leben, und mit jeder Stunde wächst das Gewoge von Menschen und Fuhrwerken auf den Straßen, bis es gegen Mittag „Unter den Linden" den höchsten Punkt erreicht hat. Da sieht man vor mächtigen Spiegelscheiben[6] der Prunk- und Kunstläden das bunteste Volksgewühl. Offiziere in goldgestickten Uniformen, Herren und Damen in den feinsten Anzügen, Fabrikarbeiter, Handwerker, Zeitungsverkäufer, Apfelsinen- und Bäckerwarenhändler, Kindermädchen und Schulknaben bewegen sich im buntesten Gewühle durcheinander.

Berlin : Unter den Linden.

In der Nähe der Stadt liegt eine große Anzahl von Vergnügungsorten; der angenehmste und bekannteste derselben ist der Tiergarten, ein über zwei Stunden im Umfange haltender Park mit zahlreichen Fuß-, Reit- und Fahrwegen, schönen Wiesenplätzen und Teichen, Blumenbeeten und Gebüschgruppen zwischen den Baumpartien. Der Tiergarten liegt vor dem Brandenburger Tore und zieht sich zu beiden Seiten der Chaussee bis nach Charlottenburg hin. Vor dem Brandenburger Tore, auf dem Königsplatze, steht das großartige Siegesdenkmal zur Erinnerung an die Feldzüge der Jahre 1864, 1866 und 1870. In der Nähe von Berlin liegt auch der zoologische Garten, der sich durch

6. vitrines.

eine große Anzahl seltener Tiere auszeichnet.

Unter den vielen Wohltätigkeitsanstalten Berlins verdienen Erwähnung die Volksküchen, welche für Unbemittelte ein billiges, nahrhaftes Mittagessen liefern, und die Asyle für Obdachlose. Ärmere Kranken finden Aufnahme in der Charité, der größten Heilanstalt Berlins, in welcher jährlich Tausende verpflegt werden.

Nach Kutzener und Thomas.

Sprüche.

Teuer ist mir der Freund ;
Doch auch den Feind kann ich nützen :
Zeigt mir der Freund, was ich kann,
Lehrt mich der Feind, was ich soll.

Wenn dich die Lästerzunge [1] sticht,
So laß es dir zum Troste [2] sagen :
Die schlechtsten Früchte sind es nicht,
Woran die Wespen [3] nagen.

Nicht dein Herz nach seinem Wunsche,
Nach der Pflicht frag dein Gewissen.

Durch Eintracht [4] wächst das Kleinste,
Durch Zwietracht [5] zerfällt das Größte.

1. die Verleumdung, *la calomnie.* — 2. *consolation.* — 3. *guêpes.* — 4. *concorde.* — 5. *discorde.*

Vom Kapital*.

Kapital nennt man bald das ganze Vermögen eines Menschen, bald nur denjenigen Teil desselben, der zur Beschaffung neuen Vermögens verwandt wird.

Das Kapital im einen, wie im andern Sinn, besteht in materiellen und geistigen Gütern.

Das geistige Kapital eines Menschen bilden sein Verstand, seine Kenntnisse, seine Fertigkeiten [1], seine Willenskraft, seine Erfahrungen, usw. Dieses Kapital erhöht in bedeutendem Maße den Wert des Menschen. Wer aber geistiges Kapital besitzen will, muß es sich selbst erarbeiten.

Das materielle Kapital wird in stehendes oder Anlagekapital und in umlaufendes oder Betriebsapital eingeteilt. Um zu entscheiden, ob ein Gegenstand zu dem stehenden oder umlaufenden Kapital gehört, muß man wissen, wozu er dient.

Der Webstuhl bleibt im Arbeitsraum und verläßt diesen nicht, das Garn dagegen kommt an, wird zur Leinwand verarbeitet, verschickt und wieder durch anderes Garn ersetzt. Das Garn und die Leinwand gelangen, wie das Geld, von einer Hand in die andere, oder, wie man sagt : „Sie laufen um". Der Webstuhl ist also ein stehendes, das Garn ein umlaufendes Kapital. Ein Wagen, der einem Wagenfabrikanten gehört, ist ein umlaufendes Kapital, denn er geht von einem Eigentümer zum andern, von Hand zu Hand. Gehört er aber einem Lohnkutscher, so bildet er ein stehendes Kapital. Er ist das Werkzeug des Kutschers ; denn mit Hilfe seines Wagens leistet er Dienste, die man ihm bezahlt. Ebenso gehören auch Ländereien mit dem entsprechenden Wirtschafts-

* Siehe die vier andern Teile.

1. capacités.

bestand, Gebäude, Einrichtungen zum Betriebe eines Geschäftes, Werkzeuge, Maschinen, usw., zum stehenden Kapital. Die Kenntnisse des Arztes, des Rechtsanwaltes[2], des Lehrers, des Baumeisters sind ein geistiges Kapital und können, wie die meisten Werkzeuge, zu den stehenden Kapitalien gerechnet werden.

Zum umlaufenden Kapital gehören sowohl das Vieh, welches man mager kauft, um es zu mästen und wieder zu verkaufen, als auch das Leder des Schuhmachers, das Tuch des Schneiders, die Kohlen zum Heizen und das Öl zum Schmieren der Maschinen, das Geld zur Bezahlung der Steuern, der Miete[3], der Gehälter der Angestellten[4], der Löhne der Arbeiter und Dienstboten, der Sämereien zur Einsaat usw.

Das Kapital erhält seine wahre Bedeutung durch seine Verwendung. Es soll sich mit der Arbeit verbinden und diese unterstützen. Dadurch macht es die Errichtung niederer und höherer Lehranstalten und die Aneignung zahlreicher Bildungsmittel möglich, erleichtert den Verkehr durch Straßen, Eisenbahnen und Telegraphen und befördert dadurch den Austausch der Gedanken, reißt hergebrachte Vorurteile nieder und erweitert den Gesichtskreis. So ist es ein Träger wahrer Aufklärung und Bildung geworden, und mit dem Verfall desselben würde auch die Kultur zurückgehen.

Hie und da hört man die Meinung aussprechen, es sei das Kapital der natürliche Feind der untern Volksklassen, und es gäbe für diese so lange keine bessern Zeiten, bis das große Kapital zerstört sei. Es ist leider wahr, daß das große Kapital in den Händen eines rücksichtslosen[5] Menschen als Werkzeug zur Beherrschung und Ausbeutung[6] anderer mißbraucht werden kann. Allein Mißbrauch kann mit allem getrieben werden. Der Wein ist eine köstliche Gabe. Wer ihn im Übermaß genießt, entwürdigt sich. Das Recht, frei zu reden und zu schreiben, wird von vielen Leuten sehr mißbraucht. Und doch zählen Rede- und Preßfreiheit zu den schönsten Rechten eines freien Volkes. Also deswegen, weil der Kapitalbesitz zu Ungerechtigkeiten und Härten führen kann und zuweilen führt, soll dem Kapital selbst der Krieg nicht erklärt werden.

Nach Block.

2. homme de loi. — 3. loyer. — 4. employés. — 5. sans scrupule. — 6. spoliation.

Wind- und Wetter-Märchen,

von Edith-Therese SCHILSKY.

Einleitung.

Ganz kurz will ich die wenigen Worte fassen, welche ich meinen « Wind- und Wetter-Märchen » vorangehen lasse. Wenn dieselben von den lieben Kleinen gelesen werden, mögen sie sich darüber freuen! Wenn Erwachsene sie lesen, dann hoffe ich, daß sie ihnen auch einen gewissen freudigen Genuß abgewinnen werden können! — Die Eigenheit der Überschrift möge man mit nicht allzu großem Kopfschütteln betrachten.

Dresden, Juni 1906.

Edith-Therese Schilsky.

Erstes Märchen.

Was die Sonne erzählte.

« Ja », sagte die Sonne, als sie nach einem sehr arbeitsreichen Tage sich zur Ruhe begeben wollte, — « ich beobachte[1] die Erde so vollständig, wie sie wohl nie beobachtet worden ist und nie beobachtet werden wird! Meine Aufgabe ist ja nur die, sie zu beobachten, zu beleuchten und zu wärmen.

Wie sind doch die Leutchen des Erdenrunds mir gegenüber undankbar! Hier komm'ich ihnen zu viel, da zu wenig, kurz und gut[2], man kann's ihnen nie recht

1. *considère.* — 2. *bref.*

machen! — Ich habe mir vor grauer Zeit[3] auch einmal ein Späßchen erlaubt, ach! so ein Späßchen! Das muß ich erzählen! — Ich hatte wieder einmal bemerkt, daß ich trotz aller meiner Güte, meiner Blumen-Frucht- und anderen Spenden[4] es den Menschen garnicht recht machen konnte. Da dachte ich ganz still bei mir: Wartet, ihr sollt einen schönen Schreck bekommen! Rief[5] alle Wolken des Himmels herbei und verschleierte mein Antlitz[6] sehr fest; da wurde es auf der Erde gar dunkel und kalt! Und die armen Menschenkinder waren erstarrt vor Traurigkeit und Kälte. Ich aber blieb fest und unbarmherzig verschleiert. Als sich nun diese Dunkelheit garnicht heben wollte, erschraken die Erdbewohner sehr, denn sie dachten, ich hätte sie ganz verlassen. — Nach geraumer Zeit lüftete[7] ich eines Morgens vorsichtig[8] meinen Schleier und sah mir die Freude an, die da unten herrschte! Aber meine Lehre half garnicht. Seitdem murrten die Menschen noch gerade so viel als sonst und ich wußte nicht was tun, denn dies war nicht zum Aushalten[9]. Da fiel mir etwas ein[10]. Jedes Jahr entferne ich mich auf kurze Zeit, wenn auch nicht so ganz wie damals, jedoch genügend um die Menschen an ihre Undankbarkeit zu erinnern. Dann wird es unten gar düster und unfreundlich, bis ich mein Antlitz wieder wohlwollend neige und es tut mir selbst wohl zu sehen wie ich dann empfangen werde! Und daraus sehe ich, daß die Erde von Zeit zu Zeit eine kleine Mahnung[11] braucht; sie und ich aber leben einträchtiglich[12] bei einander seit dieser meiner Bestimmung[13], auf deren Erfolg[14] ich nicht wenig stolz bin!»

Also sprach die Sonne. Da sah sie den Mond aufgehen und beeilte sich hinter einer Wolke zur Ruhe zu geben.

(*Nachdruck verboten.*)

3. vor langen Jahren. — 4. Gaben. — 5. ich rief. — 6. *voilà ma face.* — 7. *levai.* — 8. *avec précaution.* — 9. *supporter.* — 10. *il me vint une idée.* — 11. *avertissement.*

12. *d'accord.* — 13. *décision.* — 14. *succès.*

Rätsel*.

1.

Rate: was hab'ich vernommen?
Es sind achtzehn kleine Gesellen zur
[Welt gekommen,
Von Angesicht gar säuberlich[1],
Keiner doch dem andern glich,
All ohn' Fehler und Gebrechen[2],
Nur konnte keiner ein Wort sprechen;
Und damit man sie sollte verstehn,
Hatten sie fünf Dolmetscher[3] mit sich
[gehn,
Das waren hochgelehrte Leut'.
Der erste erstaunt reißt's Maul auf
[weit,
Der zweite wie ein Kindlein schreit,
Der dritte wie ein Mäuslein pfiff,
Der vierte wie ein Fuhrmann rief,
Der fünfte gar wie ein Uhu[4] tut.
Das waren ihre Künste gut[5].
Damit erhoben sie ein Geschrei,
Füllt noch die Welt, ist nicht vorbei.

Karl Joseph Simrock (1802-1876).

* Die Auflösung werden unsere Leser in der nächsten Nummer finden.

1. proprets. — 2. imperfections. — 3. interprètes. — 4. hibou. — 5. ihre guten Künste.

Les Cinq Langues

N° 2. 20 Octobre 1906. 7e Année.

DEUTSCHER TEIL

Goethes Augenkrankheit.

Selbst manchem Goethe-Verehrer und Goethe-Kenner fehlt eine sichere Kenntnis über die Augenkrankheit, an der Goethe im Alter gelitten hat. So wird die Studie, die Professor Hermann Cohn, der bekannte Augenarzt und Lehrer der Augenheilkunde an der Universität Breslau, über Goethes Augenkrankheit im Februarheft der „Deutschen Revue" veröffentlicht, vielen willkommen sein. In höchst fesselnder[1] Weise sind da von dem bewährten[2] Fachmann die wesentlichen Tatsachen und Zeugnisse von Goethes Augenleiden zusammengestellt. Wir geben im folgenden wenigstens das Wichtigste aus den Ausführungen[3] Hermann Cohns wieder:

Vor fünf Jahren konnte ich auf Grund der hinterlassenen Lorgnetten und Brillen Goethes den sicheren Beweis liefern, daß der große Dichter schon als Student kurzsichtig gewesen. Jetzt läßt sich aus Goethes Gesprächen, für deren sorgsame Herausgabe in zehn Bänden wir Waldemar v. Biedermann gar nicht dankbar genug sein können, beweisen, daß Goethe wiederholt an Netzhautentzündung[4] gelitten hat.

In zwei Gesprächen, die er mit Friedrich Förster im Oktober 1829 geführt hat, finden wir Näheres[5]. Und Förster, der die Befreiungskriege als Körners Kamerad mitgemacht hatte, und dann Kustos[6] an der königlichen Kammer in Berlin gewesen, ist nach Professor Max Koch ein durchaus zuverlässiger Berichterstatter.

Er erzählt, daß er bei einem Besuche im Herbst 1829 Goethe wieder an einer Augenentzündung leidend, mit einem grünen seidenen Schirm gegen Tages- und Lampenlicht geschützt, gefunden habe. Goethe sagte ihm: „Das hohe Alter fordert so manchen Tribut von uns. Verdunkelungen des Augenlichts (wir haben ja mit gutem Grunde das Auge sonnenhaft genannt) ist von allem das empfindlichste für mich, da ich dadurch an mancher lieben Gewohnheit und Beschäftigung verhindert werde ... Mir hatte vor sechs bis acht Wochen ein mit unserer Literatur sich beschäftigender Engländer eine Übersetzung meines „Faust" in zierlicher Reinschrift mit dem Ersuchen[7] zugesandt, mich einer Begutachtung[8] derselben zu unterziehen. Mit höflichster Entschuldigung, daß mein Augenleiden es nicht gestatte, Handschriftliches zu lesen, bat ich zu entschuldigen, wenn ich seinem Wunsche in nächster Zeit zu entsprechen nicht imstande sein würde.

Da erhalte ich nun gestern von dem edlen Lord ein eigens[9] für mich mit splendiden großen Lettern auf Velin gedrucktes Exemplar mit dem Wunsche, daß es mir möglich sein werde, diese Schrift lesen zu können, ohne dadurch meinen Augen zu schaden.

Dr. Vogel, der mich heute beim Lesen dieses großartigen Geschenkes fand, will mir aber nicht gestatten vor vier bis fünf Wochen meine noch immer entzündete Netzhaut in Versuchung zu führen.

Nun möchte ich aber doch dem edlen Lord über seine Arbeit und die mir bewiesene Aufmerksamkeit einige freundliche Worte sagen und bitte Sie (Förster)

1. attachante. — 2. erfahrenen. — 3. Erklärungen. — 4. Netzhaut = rétine. — 5. plus de détails. — 6. gardien, conservateur.

7. Bitte. — 8. appréciation. — 9. speziell.

daher, die Übersetzung mit sich zu nehmen und mir, was Sie darin Bemerkenswertes finden, mitzuteilen und die betreffenden Stellen vorzulesen."

Welcher Natur nun die Netzhautentzündung Goethes gewesen sei, wird sich natürlich niemals mit Sicherheit mehr entscheiden lassen; er konnte ja nicht beaugenspiegelt werden. Goethe hatte aber weder eine Blendung durchgemacht, noch hatte er ein allgemeines Leiden, in dessen Gefolge die Entzündung aufgetreten wäre; somit dürfte es wahrscheinlich sein (ich sage wahrscheinlich), daß seine Augenkrankheit eine Folge großer Augenanstrengung war. Er hatte sich ja bis in das höchste Alter mit Naturwissenschaften, mit optischen Experimenten und mit enorm vielem Lesen beschäftigt. Kurzsichtig war er, wie ich nachgewiesen habe, ebenfalls; er benutzte Brille Konkav 2 und Konkav 6. Wahrscheinlich hatte er also eine Neuroretinitis myopum. Sein Augenübel muß auch, wie Friedrich Förster erzählt, rezidiviert sein, wie es bei Kurzsichtigen, die sich immer wieder von neuem sehr anstrengen, häufig vorkommt.

Sicher wissen wir freilich nur, daß Dr. Vogel dem Dichter vier bis fünf Wochen Schonung im Dunkeln verordnet hat.

Die meisten Menschen, die wir längere Zeit mit Dunkelkur behandeln, werden traurig und mürrisch. Aber Goethes Humor litt glücklicherweise bei dieser Dunkelkur und Leseabstinenz nicht.

Zum Beweise möchte ich hier das Gespräch vom 17. Oktober 1829 auszugsweise[10] zitieren, das jedem Goethe- und Faust-Verehrer hoch interessant sein muß, wenn es auch nicht strikte mit seiner Netzhautentzündung zusammenhängt.

Förster fand sich nämlich am folgenden Tage mit der englischen Übersetzung des „Faust", die Goethe nicht selbst lesen durfte, ein und sprach sein Bedauern aus, daß der Lord die prachtvolle Vorspielszene im Himmel gar nicht übersetzt habe. Da meinte Goethe: „Nicht Schwierigkeit der Übersetzung wird den edlen Lord behindert haben; es sind religiöse oder vielmehr hochkirchliche Skrupel. Nirgendwo," sagte Goethe, „gibt es so viele Heuchler und Scheinheilige wie in England; zu Shakespeares Zeiten mag es wohl anders gewesen sein."

Dann teilte Förster mit, daß der Lord in dem Liede „Es war ein König in Thule" den Vers „Und als er kam zu sterben, zählt'er seine Städt' im Reich, gönnt'alles seinen Erben, den Becher nicht zugleich" übersetzt habe: „He called for his confessor, Left all to his successor" — das heißt: auf dem Sterbebette ließ er seinen Beichtvater (confessor) rufen, wahrscheinlich nur wegen des Reimes auf successor, Nachfolger.

Goethe lachte herzlich; „er ließ seinen Beichtvater rufen!" wiederholte er.

„Wir wollen dem edlen Lord bemerklich machen, daß der König von Thule vor der Sintflut[11] regierte; Beichtväter gab es damals noch nicht."

Auch über die französischen Übersetzungen seines „Faust", auf die das Gespräch kam, amüsierte sich Goethe. Frau v. Staël hatte den Vers „Mißhör' mich nicht, du holdes Angesicht" übersetzt mit „Ne m'interprète pas mal, charmante créature"; Goethe meinte, es werde schwerlich jemand unter „charmante créature" ein holdes Angesicht verstehen.

Und Frau v. Staël übersetzte sogar „Nachbarin, euer Fläschchen" mit „Ma voisine, une goutte!" Als ob Gretchen die Nachbarin nicht um das Riechfläschchen, sondern um ihre Branntweinflasche anspräche.

Sehr belustigt war Goethe, als er hörte, daß der Vers „Heiße Magister, heiße Doktor gar" übersetzt worden sei in „On me nomme Maître, Docteur Gar"; als wenn „gar" ein Titel sei.

Auch lachte Goethe herzlich, als man

10. un extrait de.

11. déluge.

ihm mitteilte, daß in dem Verse „Wie kurz sie angebunden war, das ist nun zum Entzücken gar", der Übersetzer das „kurz angebunden[12]" nicht für schnippisch, sondern für „kurz aufgeschürzt" gehalten und geschrieben hatte: „Et sa robe courte, juste; vraiment, c'était à ravir."

Auch viele scherzhafte Druckfehler ergötzten Goethe damals während der Dunkelkur; so hatte in einer Nachdruckausgabe des Königs von Thule, die mit Musikbegleitung erschienen war, der Setzer den bekannten Vers: „Die Augen gingen ihm über so oft er trank daraus" verändert in: „Die Augen gingen ihm über, so oft trank er daraus."

Nach jener vierwöchentlichen Dunkelkur müssen jedenfalls die Augen Goethes wiederhergestellt gewesen sein; denn schon im Dezember 1829 ließ sich Goethe wieder Bilder vorlegen und las selbst seinem Sekretär Ackermann den zweiten Akt des zweiten Teils „Faust" vor. Später trat kein Rückfall[13] mehr ein...

12. höhnisch, vorlaut. — 13. rechute.

Eine glückliche Ehe*.

I.

Vor dem schwarzverkleideten[1] Portal des alten, vierstöckigen Hauses auf der Landstraße stand der würdevolle Portier[2] der *Pompes funèbres* mit dem weiten, pelzverbrämten[3] Mantel und dem hohen, schwarzen Stabe, und gab acht, daß sich die gaffende Menge[4] zu beiden Seiten des Toreinganges nicht zu weit vordränge und dem erwarteten Trauerzuge den Weg nicht versperre[5]. Die viersitzigen Trauerequipagen, jede mit einem Diener in schwarzer Gala hintenauf, standen in schier[6] unabsehbarer[7] Reihe die Straße hinunter und dicht[8] vor dem Tore harrte[9] der sechsspännige Leichenwagen auf die sterblichen Überreste der toten Hausbesitzerin.

Oben in den Zimmern der Verstorbenen drängten sich flüsternd die Trauergäste[10]. Die Flurtüre[11] der sonst[12] so stillen Wohnung im ersten Stocke stand weit offen, schwarzgekleidete Menschen, Damen mit langen Kreppschleiern und Herren mit florumwundenen Zylinderhüten, Dienstleute und Leichenträger[13] erfüllten die Räume, über denen ein schwüler Duft von welkenden Blumen und Lorberbäumen schwebte.

In einem von der übrigen Wohnung abgetrennten, mit schwarzem Tuche ausspaliertem[14] Raume, zu dem vom Vorzimmer ein eigener Zugang führte, lag die Tote aufgebahrt. Sechs hohe Kerzen brannten zu beiden Seiten des Katafalks. Auf dem Betschemel[15] vor dem Sarge kniete der Gatte der Verstorbenen, Magistratsrat Vinzenz Ehrenberger. Er hielt den Kopf tief über die gefalteten Hände gebeugt und betete ein Vaterunser. Dann stand er auf, die Diener traten heran, und während die Menge zurückdrängte und eine Gasse[16] freiließ, hoben sie den Sarg und trugen ihn hoch über dem nachfolgenden Trauerzuge zu dem harrenden Wagen hinab.

Vinzenz Ehrenberger schaute fast ängstlich zu Boden. Er fühlte die Blicke aller Anwesenden auf sich gerichtet, und noch stärker

* Aus « Auf dem Touristendampfer ». Novellen von Alice Schalek. Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stulpnagel). Wien 1905 (195 Seiten. — M. 2,50; geb. 3,50). — Den Titel gibt dem trefflichen, geistreichen Büchlein die umfangreichste Erzählung. Alice Schalek, eine der beliebtesten Wiener Schriftstellerinnen hat bereits zwei Bände herausgegeben, welche großen Beifall gefunden haben: « Wann wird es tagen » und « Das Fräulein ».

1. *tendu de noir.* — 2. *maître des cérémonies.* — 3. *bordé de fourrure.*

4. *la foule des badauds.* — 5. *barre.* — 6. fast. — 7. *interminable.* — 8. ganz nahe. — 9. stand, wartete. — 10. *les invités.* — 11. Flur, *antichambre.* — 12. gewöhnlich. — 13. Leiche = *cadavre.* — 14. *drapé.* — 15. *prie-Dieu.* — 16. einen freien Raum.

als vorher überkam ihn die seltsame Unruhe, die ihn seit der Todesstunde seiner Cilli quälte.

Bisher war sein Leben so regelmäßig wie ein Uhrwerk vorwärts gegangen, bis zu dem Tage der vorigen Woche, wo es plötzlich abschnappte [17] um sich in Aufregung und peinliche Ungemütlichkeit zu verwandeln. Und während er im ersten der Trauerwagen hinter dem Sarge her zur Kirche fuhr, zog diese schreckliche Zeit noch einmal an seinem inneren Auge vorüber.

Es war sehr schnell gegangen mit der Cilli, kaum daß sie eigentlich recht [18] über Unwohlsein geklagt hatte. Ganz unvorbereitet war er eines Tages bei der Heimkunft aus dem Bureau von der entsetzten Köchin im Vorzimmer mit der Nachricht von dem Schlaganfalle [19] seiner Frau empfangen worden.

Drinnen lag sie schon bewußtlos, als er eintrat. Der rasch herbeigeholte Arzt sagte ihm gleich, wenn auch mit aller Schonung [20], daß alle Hoffnung vergebens sei. Und wenige Stunden später, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben, starb sie so sanft und still, daß er, der an ihrem Bette in Nachdenken versunken war, erst aufschrak, als die Krankenschwester ihr die Augen zudrückte und über die Regungslose [21] das Zeichen des Kreuzes machte.

Vinzenz Ehrenberger war dann mit seltsamen Gefühlen bei der Leiche seiner Frau gestanden — nach dreißig Jahren einer glücklichen Ehe. Tag für Tag, all die lange Zeit hindurch, war er nach dem gemeinsamen Frühstück in sein Amt [22] gegangen, während sie die Wirtschaft besorgte, und immer erst knapp [23] vor dem Mittagessen nach Hause gekommen, zwischen dessen Gängen [24] er seine Zeitung las. Dann pflegte er [25] ein Weilchen zu schlafen, ehe er noch auf zwei

17. *se detraqua.* — 18. viel. — 19. *attaque d'apoplexie.* — 20. *ménagements.* — 21. *inerte.* — 22. *bureau.* — 23. kurz. — 24. *services.* — 25. hatte er die Gewohnheit.

Stunden ins Amt ging, und abends eilte er, so rasch er dort loskommen konnte, in sein Stammgasthaus [26], um bei Bier und Zigarren zu tarockieren [27] und Politik zu machen. Die Frau besuchte indessen ihr Kränzchen [28], das täglich bei einer anderen Freundin stattfand, aber sie wartete immer schon zu Hause mit dem Auftragenlassen [29] auf ihn, wenn er gegen neun Uhr zum Nachtmahl heimkam. Da besprachen sie die wichtigsten Ereignisse, die Neuigkeiten der Gasse und der Bekannten und um zehn Uhr lag er allabendlich zu Bette und las das Abendblatt [30], während sie noch Anordnung traf und im Hause umhertrippelte. Des Sonntags besuchten sie morgens zusammen die Kirche und Nachmittags seinen Bruder, wo sich stets ein dritter zum Tarock einfand, während die Cilli bei der Schwägerin saß.

Es gab fast nie einen Streit in dieser Ehe, die allgemein für eine sehr glückliche galt. Und sie war es ja auch. Es war eine Ehe wie tausend andere, in denen der Mann sein ganzes geistiges Leben außer dem Hause lebte. Und trotz der gemeinsamen Wohnung wußten sie nach dreißig Jahren kaum mehr voneinander als die äußeren Gewohnheiten — ihre Seelen waren sich fremd geblieben.

(*Fortsetzung folgt.*)

Alice Schalek.

26. *son hôtel préféré.* — 27. *jouer au tarot.* — 28. *cercle (d'amies).* — 29. *service.* — 30. *le journal du soir.*

Der Dom zu Köln.

Unter allen Kirchen und Denkmälern dieser alten Stadt steht der herrliche Dom voran, welcher jetzt nach seiner Vollendung das erhabenste [1] Meisterwerk gotischer Bauart auf der ganzen Erde ist.

1. *le plus grandiose.*

Der Bau dieses Domes begann schon im Jahre 1248 durch den Erzbischof Konrad von Hochstätten, der am 14. August jenes Jahres den Grundstein legte. Sein eigenes, großes Vermögen, sowie der damalige Reichtum der Bewohner Kölns, machte das Beginnen eines so großartigen Werkes möglich. Auch brachten die unzähligen Pilger, die aus allen Gegenden zu den Reliquien der heiligen drei Könige daselbst wallfahrteten, zum Baue des Domes große Geldsummen zusammen.

Im Jahre 1322 wurde das Chor eingeweiht[2]. Von jetzt an konnte infolge kriegerischer Zeiten nur langsam fortgebaut werden, und am Ende des 16. Jahrhunderts stellte man die Arbeiten ganz ein, obgleich noch nicht die Hälfte derselben vollendet war. Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, glich das Werk, von außen betrachtet, einer großen Ruine.

Nach den glücklich beendeten Freiheitskriegen gegen Napoleon I. erwachte die Begeisterung des deutschen Volkes für dieses große Denkmal der Vergangenheit aufs neue. Der König von Preußen steuerte jährlich 150 000 Mark zur Fortsetzung des Baues bei. Unter ihm und andern Fürsten tat sich das Volk in Vereinen zusammen, und es flossen überall her reichliche Beisteuern. Am 4 September 1842, also 520 Jahre nach der Einweihung des alten Chors, konnte das neu vollendete Chor im Beisein vieler Fürsten und Herren und unter dem Jubel einer unzähligen Volksmenge eingeweiht werden. Und schon 38 Jahre später stand der ganze herrliche

Der Dom zu Köln.

2. *inauguré*.

Tempel mit seinen mächtigen, zum Himmel emporragenden Türmen vollendet da. Am 15 Oktober 1880 wurde in Gegenwart des Deutschen Kaisers Wilhelm I und seiner Gemahlin und fast aller Fürsten des Deutschen Reiches der Schlußstein in die Kreuzblume der nördlichen Turmspitze eingefügt.

Der Dom zeichnet sich durch große Ausdehnung, namentlich der Höhen aus. Er nimmt einen Flächenraum von 6900 ein. Die Länge des ganzen Gebäudes mißt 167m.; gerade so hoch sind auch die beiden Türme. Die Breite, ohne das Querschiff [3], entspricht der Höhe des Dachgiebels und beträgt 72m.

Das Chor wölbt sich inwendig in einer Höhe von 50m., und dieser Höhe entspricht die innere Breite der Kirche. Sie ist in fünf Schiffe abgeteilt und wie fast alle gotischen Kirchen in Kreuzform erbaut.

So großartig diese Ausdehnungen im Innern und Äußern sind, so wenig scheinen sie dieses für das Auge zu sein, weil überall das richtige Ebenmaß aller einzelnen Teile zum Ganzen herrscht.

Nach Franz Schmidt.

3. *nef transversale.*

Malen und Malone.

Auf einer Insel im Meere
Da lebten der Hirten zwei,
Der eine hieß Malone,
Der andre hieß Maley.

Sie hatten eine Herde
Von Schafen beid' ererbt;
Die Erbschaft hat Malonen
So wie Maleyn verderbt.

Erst trieben sie zusammen;
Doch wie im Kriege ging's;
Der wollte rechtshin treiben,
Der trieb dann wieder links!

Und endlich kam's zum Teilen;
Da blieb zuletzt ein Schaf:
Der Zank um dieses brachte
Sie erst um Ruh' und Schlaf.

Malone wollt' es schlachten:
„Wir hauen es dann entzwei!" —
„Erst soll es Wolle geben!"
Behauptete Maley.

Maley bedurfte Strümpfe:
„Komm, scheren wir es heut!"
Malone meint', es wäre
Zum Scheren nicht die Zeit.

„So scher' ich meine Seite,
Scher' du die andre dann!"
Malone wollt's nicht leiden;
Doch hat's Maley getan. —

Nun fiel das Schaf vom Winde
In einen Felsenspalt.
Man zog es vor am Morgen,
Da war es tot und kalt.

„Maley, das Schaf erfror da,
Weil du's geschoren hast!" —
„Nein, sprach Maley, es stürzte,
Weil es der Sturm erfaßt.

Hättst du es auch geschoren,
So faßte Sturm es nicht,
Und faßt' er's auch — es hielt sich
Doch mehr im Gleichgewicht!" —

Sie gehen vor die Richter
Und klagen mit großem Schall.
„Ei, sagten da die Herren,
Welch interessanter Fall!"

Sie schlugen nach die Bücher,
Man zankte manch ein Jahr,
Bis Maley wie Malone
Ohne Schafe und Wolle war.

Kopisch (1799-1853).

Das Rittertum.

I

Anfänglich bestanden die Heere der Deutschen, wie die der meisten übrigen Völker Europas, größtenteils

aus Fußgängern. Der Reiter waren nur wenige, aber sie waren alle schwer gerüstet. Sie trugen Helme und Panzer, ihre Waffen waren Lanzen und furchtbare Schwerter. Wegen des Aufwandes [1], den eine solche Rüstung erforderte, konnten nur die Reichen und Vornehmen zu Pferde dienen. Darum gab der Ritterdienst eine Art von Ansehen und Adel.

Mit der Zeit bildeten die Ritter einen besondern Stand. Die Aufnahme in diesen Stand erforderte eine vieljährige Vorbereitung und war mit großen Feierlichkeiten verbunden. Schon im siebenten Jahre wurde der Knabe von edler Herkunft in das Schloß eines andern Ritters gebracht. Hier lernte er als Bube oder Page im Dienste seines Herrn und im ehrfurchtsvollen Umgange mit Edelfrauen die Anfangsgründe der Rittertugenden. Er wartete bei der Tafel auf, säuberte die Waffen, hielt seinem Herrn beim Aufsteigen den Bügel [2] und übte sich im Fechten, Schießen und Reiten, um seinen kleinen Körper gewandt und stark zu machen. Im vierzehnten Jahre ward er durch Umgürtung eines Schwertes wehrhaft; dann hieß er Knappe (Knabe) oder Junker. Von nun an begleitete er seinen Herrn zur Lust der Jagd, der Feste und der Waffenspiele, sowie in den Ernst der Schlacht. Treue Anhänglichkeit an seinen Herrn war die erste Pflicht. Und hatte er in der Schlacht mit Schild und Schwert seinen Herrn gerettet, so trug er den größten Ruhm davon, den ein adeliger Jüngling sich erwerben konnte.

War der Knappe unter diesen ritterlichen Übungen einundzwanzig Jahre alt geworden, so konnte er zum Ritter geschlagen werden. Zu dieser wichtigen Handlung mußte er sich durch den Empfang der heiligen Sakramente, durch Fasten und Beten vorbereiten. Und kam dann endlich nach langem Sehnen der Morgen des Tages, welcher der schönste und glorreichste in des Jünglings Leben war, so wurde er in feierlichem Zuge zur Kirche geführt. Knappen trugen die Rüstung, den Streitkolben [3], den Schild und das Schwert; Edelfrauen den Helm, die Sporen, das Wehrgehenk. Ehrfurchtsvoll kniete der Knappe am Altare nieder und beschwor mit feierlichem Eide das Gelübde [4]: die Wahrheit zu reden, das Recht zu behaupten, die Religion samt ihren Häusern und Dienern, alle Schwachen und Unvermögenden, alle Witwen und Waisen zu beschirmen, keinen Schimpf gegen Edelfrauen zu dulden und alle Ungläubigen zu verfolgen. Hierauf empfing er aus der Hand eines Ritters oder einer Edelfrau Sporen, Handschuhe und Panzer. Nun kniete er vor dem Ritter nieder, der ihn dreimal mit flacher Klinge sanft auf Hals und Schulter schlug. Das war der Ritterschlag. Dann schmückte man den jungen Ritter mit Helm, Schild und Lanze und führte ihm ein Pferd vor, auf welches er sich sogleich schwang, um es fröhlich durch die Menge der jubelnden Zuschauer zu tummeln. Große Feste beschlossen die Feierlichkeiten des Tages. Von nun an durfte er keine schwere Beleidigung ungerächt lassen.

Wenn der Ritter in vollem Harnische einherritt, so daß das vorgeschobene Visier selbst das Gesicht verdeckte, so war es ganz unmöglich, ihn zu kennen. Er hatte deshalb ein äußeres Abzeichen nötig, um sich den Seinigen im Kampfe erkennbar zu machen. Hierzu wählte der Ritter am liebsten das Bild eines starken wilden Tieres, eines Löwen, eines Ebers, eines Bären usw. für seinen Schild. Das war der Ursprung der Wappen [5] (Waffen), die vom Vater auf den Sohn erblich übergingen.

Zur Zeit der Kreuzzüge, als das Rittertum in seiner Blüte stand, bildeten sich nach dem Beispiele der geistlichen Orden auch Verbrüderungen der Ritter untereinander, welche ebenfalls Orden genannt wurden.

---

1. dépense. — 2. l'étrier.

3. Streitkolben, Schlagwaffe der Reiter; eiserner Knopf an einem Stiel. — 4. Gelübde, zu geloben = beipflichten, Beifall schenken. Vgl. auch Gelöbnis = Versprechen, Verheißen. — 5. armoiries

Das waren besonders die Orden der Johanniter[6], der Tempelherren und der Deutschritter[7].

(Fortsetzung folgt). Nach Welter.

6. Gegründet 1113. — 7. chevaliers de l'ordre teutonique.

Von der Arbeit*.

Wenn jemand einen Haufen Quadersteine heute von der Stelle, wo sie im Hofe liegen, fortschafft und sie morgen wieder zur ersten Stelle bringt, so ist diese Tätigkeit allerdings eine recht mühevolle, aber als Arbeit kann sie nicht gelten, weil dadurch nichts nützliches geschaffen worden ist. Durchwandern wir eine bestimmte Wegstrecke, um spazieren zu gehen, so ist das keine Arbeit. Legt aber ein Bote dieselbe Strecke zurück, um irgend eine Bestellung auszurichten, so kann derselbe mit Recht von sich sagen daß er gearbeitet habe. Er kann für jenen Gang mit Recht einen Lohn beanspruchen.

Die Arbeit muß eine zielbewußte und nützliche sein, zudem muß sie einen Verkehrswert hervorbringen. Wir können daher auch nur im übertragenen Sinne von der Arbeit einer Naturkraft, eines Tieres, einer Maschine reden; denn der Mensch ist es, der in diesen Fällen die Tätigkeit der Kraft anstellt, lenkt und erhält. Bei jeder Arbeit kann man drei verschiedene Vorgänge unterscheiden. Zunächst erkennt der Mensch, daß durch irgend eine Tätigkeit dieser oder jener Nutzen geschaffen wird; dann folgt der Entschluß, die Tätigkeit auszuführen, und endlich die Ausführung selbst. Der körperlichen Tätigkeit ist also eine geistige vorangegangen.

Von einer rein körperlichen Tätigkeit kann man demnach nicht sprechen.

Ebensowenig kann man von einer Arbeit behaupten, daß sie nur eine Tätigkeit des Geistes sei. Denn der Gelehrte, welcher durch ernstliches Nachdenken die Lösung irgend einer schwierigen Aufgabe gefunden zu haben glaubt, begnügt sich keineswegs mit dem bloßen Denkakte, sondern er vollendet seine Denkarbeit, indem er deren Ergebnis in Worten ausspricht oder schriftlich niederlegt.

Nach Dr Moormeister.

* Siehe die vier andern Teile.

Humoristisches.

Kindliches Gemüt.

Kürzlich hatte ich einen Porzellan-Chinesen erstanden[1]. Der kopfnickende Geselle machte tiefen Eindruck auf das Herz meines kleinen Töchterchens, sie wollte ihn durchaus haben. Um ihr Betteln und Bitten zu beschwichtigen[2], sagte ich zu ihr : « Ich werde dir den Chinesen vererben, wenn ich einmal sterbe. » Aber wie erschrak ich über die Tränenflut, die nun hervorbrach und wie bedauerte ich mein empfindsames Kind ! Da bringt sie unter Schluchzen hervor : « Das dauert ja aber noch so sehr lange ! »

(*Münchener Jugend.*)

1. gekauft. — 2. *mettre un terme à.*

Rätselauflösung : 1. Die Buchstaben.

Les Cinq Langues

Nº 3. 5 Novembre 1906. 7e Année.

DEUTSCHER TEIL

Ein genialer Gauner[1].

Eine höchst komische Gaunergeschichte hat sich am 16. Oktober in der Nähe von Berlin, in Köpenick ereignet. In der dritten Nachmittagsstunde erschien auf dem Schießplatz in Plötzensee ein Hauptmann in voller Uniform, trat an zwölf Mann des vierten Garderegiments, die eben wieder vom Schießplatz in die Kaserne abrücken wollten, heran und kommandierte sie nach Köpenick ab. Die Mannschaften leisteten natürlich dem Befehl des Vorgesetzten ohne Weiteres Folge und fuhren per Bahn mit ihm nach dem bezeichneten Vorort. Gegen ½3 Uhr trafen sie auf dem dortigen Bahnhof ein. Der Hauptmann marschierte nun mit seiner Suite direkt nach dem Rathaus. Hier ließ er zunächst sämtliche Ausgänge besetzen. Vor dem Hauptportal stellte er einen Doppelposten mit aufgepflanztem Bajonett auf, an jedem anderen Ausgange stand ein einfacher Posten. Dann begab sich der Hauptmann in das Dienstzimmer des Bürgermeisters Dr. Langerhans und erklärte diesen im Namen des Königs für verhaftet. Als der Bürgermeister überrascht nach der Ursache frägte, entfaltete der Hauptmann eine Depesche, auf der die Verhaftung angeordnet war. Nun gab es kein Zaudern. Dr. Langerhans mußte wohl oder übel sich zu dem unfreiwilligen Gange rüsten. Er wurde dem Polizeisergeanten übergeben, der die Weisung erhielt, den Gefangenen direkt nach der Neuen Wache, Unter den Linden, zu schaffen, wo das Weitere verfügt werde. Kaum hatte der Sergeant mit dem Bürgermeister das Rathaus verlassen, so eilte der Hauptmann in das Kassenzimmer und forderte den Kassenrendanten v. Wildberg auf, ihm die Bücher zwecks Durchsicht vorzulegen. Nach längerem Zaudern geschah dies. Der Hauptmann blätterte die Bücher durch. Plötzlich fuhr er den Beamten an: „Zählen Sie die Kasse auf!" Auf die Frage des Rendanten, weshalb diese plötzliche Prüfung erfolge, erwiderte der Offizier barsch[2]: „Auf Befehl Seiner Majestät!"

Im nächsten Augenblick, als der Beamte das Geld eben der Kasse entnommen hatte und sich anschickte[3], es aufzuzählen, erschien ein Soldat und führte ihn ab. In bereit gehaltenen Kutschen wurde er samt dem Bürgermeister unter militärischer Bewachung, die Soldaten wieder mit aufgepflanztem Bajonett nach der Neuen Wache in Berlin, Unter den Linden, geschafft, denn so hatte es der Hauptmann befohlen. Dieser selbst verblieb im Rathaus, eignete sich den gesamten Kassenbestand in Höhe von über 4000 Mark an und versuchte dann noch den Sparkassenrendanten[4] zu überrumpeln. Da er diesen aber nicht antraf, verschwand er. Die beiden Gefangenen trafen gegen Abend auf der Neuen Wache ein und wurden durch die Soldaten ausgeliefert. Hier wußte man natürlich von der ganzen Sache nichts.

Man benachrichtigte daher sofort den Kommandanten von Berlin, Grafen v. Moltke. Dieser stellte sofort Recherchen an, und nun fand man, daß es weiter nichts als ein geriebener[5] Gaunerstreich war. Bürgermeister Dr. Langerhans und der Kassenrendant v. Wildberg wurden sofort entlassen.

---

1. escroc.

2. brusquement. — 3. se préparait. — 4. le comptable de la Caisse d'épargne. — 5. äußert listiger.

Deutschlands Außenhandel

in den Monaten März bis Juli 1906.

Nach den vom Statistischen Amte herausgegebenen Nachweisen betrug die Einfuhr im Juli in T. 4,614,954, ferner 990,177 Stück, 133,884 Faß, 366 Stock (Bienen) in den 5 Monaten März bis Juli 21,171,082 T., 3,270,822 Stück, 222,770 Faß, 5402 Stock; die Ausfuhr im Juli 3,558,092 T., 305,663 Stück, 195 Faß, 136 Stock, 61,059 hl und 109,282 Flaschen, in den 5 Monaten März bis Juli 16,693,793 T., 2,450,347 Stück, 1019 Fass, 322 Stock, 241,772 hl und 575,706 Flaschen. Ein-und Ausfuhr haben gegen den Juni zugenommen, jene mehr als diese.

Die Einfuhr von Erzeugnissen der Land- und Forstwirtschaft usw., Nahrungs- und Genußmitteln hat im Juli gegen den Vormonat stark zugenommen: namentlich zeigt sich dies bei den Erzeugnissen der Forstwirtschaft, die eine Zunahme von über 300,000 To. erfahren haben. Stark gehoben hat sich im Juli auch die Weizen-, Hafer-, Maiseinfuhr, während Futtergerste nachgelassen hat. Bearbeitete Spinnstoffe und Waren daraus erfuhren eine kleine Steigerung, während Baumwolle und Jute eine Einbuße erlitten. Auch Steinwaren und Maschinen erfuhren eine Zunahme. Wesentliche Ausfälle zeigen mineralische und fossile Rohstoffe (bei Zunahme der Mineralöle), chemische und pharmazeutische Erzeugnisse, Papier, unedle Metalle, letztere infolge Abnahme von Blei und Kupfer. In der Ausfuhr ragen mit wesentlichen Zunahmen hervor chemische Erzeugnisse, Farben und Farbwaren wegen gesteigerten Absatzes künstlicher Düngemittel, ferner unedle Metalle und Waren daraus (besonders wegen erhöhter Eisenausfuhr). Eine besonders starke Ausfuhr fand bei Erden und Steinen des zweiten Abschnitts statt.

Den Außenhandelsergebnissen für Juli und März bis Juli sind diesmal auch provisorische Werte für das erste Halbjahr 1906 angereiht.

Danach betrugen in Millionen Mark:

	Einfuhr	Ausfuhr
Januar und Februar .	1845,5	1197,5
März bis Juni	2433,7	1715,8
Zusammen. . .	4279,2	2913,3

für das 1. Halbjahr 1906 oder gegen das Vorjahr mehr in der Einfuhr 906, in der Ausfuhr 269,4, gegen 1904 mehr in der Einfuhr 1056,2, in der Ausfuhr 380,1 Millionen Mark. — Die vorstehenden Wertangaben lassen, wenn sie auch nur provisorisch sind, deutlich erkennen, daß in den ersten beiden Monaten 1906 infolge der am 1. März eingetretenen Zolländerungen der Handelsverkehr ein wesentlich stärkerer war als in den Monaten März bis Juli 1906.

Eine glückliche Ehe.

II

Jetzt stand er an ihrem Totenbette. Und ein ungeheures Staunen stieg in ihm auf, wie es denn möglich sein konnte, sie so ruhig anzusehen, wie sie da vor ihm lag, tot, starr und stumm. Er fühlte nichts in seinem Innern als eine peinliche Verpflichtung [2], den tiefen Schmerz zu gehörigem [3] Ausdruck zu bringen, den der Arzt, die Krankenschwester und die entsetzten [4] Dienstleute von ihm erwarten mußten; aber er fand kein echtes Leid, kein wirkliches Weh, nicht die Verzweiflung, von der er so oft gelesen und die er bei anderen in solcher Stunde stets selbstverständlich gefunden hatte.

Eigentlich [5] — nahe gestanden war sie ihm niemals. Er hatte die Hausbesitzerstochter geheiratet, weil ihre und seine Eltern es wollten, weil er in den Jahren stand, in denen man sich ein eigenes Heim zu gründen pflegte, weil sie eine

1. stupéfaction. — 2. obligation. — 3. convenable. — 4. consternés. — 5. à vrai dire.

große Mitgift[6] bekam und weil sie ihm auch nicht mißfiel. Aber sie hatte dann nicht mit ihm, sondern neben ihm gelebt — allerdings[7] hatte er auch nie den Versuch gemacht, sich ihr innerlich zu nähern. Es genügte ihm, ihr die Treue zu halten, aber er sah nie mehr in ihr als eine ausdauernde[8] und liebevolle Wirtschafterin, die ihm innerlich fern stand und für die ihm nach dem täglichen Austausche geistiger Anregungen[9] mit Freunden und Bekannten nichts mehr übrig blieb. Und auch jetzt, nach ihrem Tode, sprach nichts in seinem Herzen für sie als die Gewohnheit und er fühlte deutlich, daß die Erinnerung an ihr Wesen verwischt sein würde, noch ehe die Erde sie deckte.

Äußerlich verursachte das Ereignis einen förmlichen[10] Aufruhr[11] in seinem stillen Leben. Alles schien ihm aus dem Geleise geraten. Seit der Todesstunde — seit jener sonderbaren Entdeckung, daß der erwartete Schmerz ausgeblieben war — ließen ihn die Vorbereitungen für den heutigen Tag keinen Augenblick zur Ruhe kommen. Da mußten die Geistlichkeit verständigt[12], die Aufbahrung, das Begräbnis, die Anzeigen an die Zeitungen besorgt werden, dann mußte er zur Versendung der Partezettel[13] die Adressen seiner Bekannten erst aus dem Wohnungsanzeiger zusammensuchen. Und dabei hieß es sehr vorsichtig[14] auf die Titel achten, denn manche waren seit der letzten Ausgabe des Buches avanciert und insbesondere bei seinen Vorgesetzten konnte das geringste Versehen[15] leicht Anstoß erregen. Das kostete ihn viele Stunden. Dann mußte er die Parteien des Hauses verständigen, Kränze bestellen, Trauerkleider anfertigen lassen, auch für die gänzlich verstörten Dienstmädchen, er brauchte Visitkarten und Briefpapiere mit Trauerrand, mußte mit dem Advokaten Rücksprache nehmen[16] und tausend andere kleinere und größere Angelegenheiten erledigen. Trotz seines Urlaubes[17] vom Amte hatte er in all den Tagen kaum Zeit gehabt, im Gasthause rasch etwas zu essen, und während man seine Wohnung mit den äußeren Zeichen der Trauer ausstaffierte, war er noch nicht dazugekommen, über das, was ihm geschehen war, nachzudenken.

Bis zum Begräbnistage dauerte das unruhige Hasten, weil er alles zum Besten erledigen wollte. Derselbe Geistliche, der sie vor dreißig Jahren in der Rochuskirche[18] getraut, sollte dort seiner Frau zum letzten Wege wieder den Segen erteilen.

Schon lange vor der angegebenen Stunde strömten die Leidtragenden in die geöffnete Wohnung. Jeder drückte dem Magistratsrate die Hand und sagte ein paar teilnehmende Worte, die dieser dankend erwidern mußte. In dem gedrückten, klagenden, halblauten Ton, den er in den letzten Tagen angenommen hatte, erzählte er immer wieder von ihrem raschen Tode, dessen Schmerzlosigkeit ihm den einzigen Trost bieten müsse, und dabei hörte er seine Stimme wie einen außerhalb seiner selbst mechanisch schwingenden Klang und hielt auf seinem Gesichte krampfhaft den ihm von der Welt vorgeschriebenen ernsten, düsteren Ausdruck fest. Dabei aber sah er jeden, der kam, vermißte jeden, der fehlte, und hörte jedes Wort, das neben ihm geflüstert wurde. Denn wenn die Neuangekommenen ihre Pflicht erfüllt und dem Witwer ihre Teilnahme ausgedrückt hatten, dann durften sie ihre Gesichter wieder in die natürlichen Falten legen und mit den an den Wänden Herumstehenden von allem möglichen leise schwatzen, unbekümmert darum, daß der Tod im Hause weilte. Dieser Tod galt ja

6. dot. — 7. sans doute. — 8. patiente. — 9. vie intellectuelle. — 10. wahren. — 11. révolution. — 12. il fallut s'entendre avec le clergé. — 13. lettres de faire-part. — 14. avec beaucoup de précautions. — 15. erreur.

16. s'entendre avec. — 17. congé. — 18. église Saint-Roch.

heute nicht ihnen[19] und sorglos vergaßen sie, daß er über allen schwebe und daß keiner von ihnen wissen könne, wann ihn dasselbe Schicksal ereilen[20] würde. Heute war eben Vinzenz Ehrenbergers Haus an der Reihe.

(*Fortsetzung folgt.*)

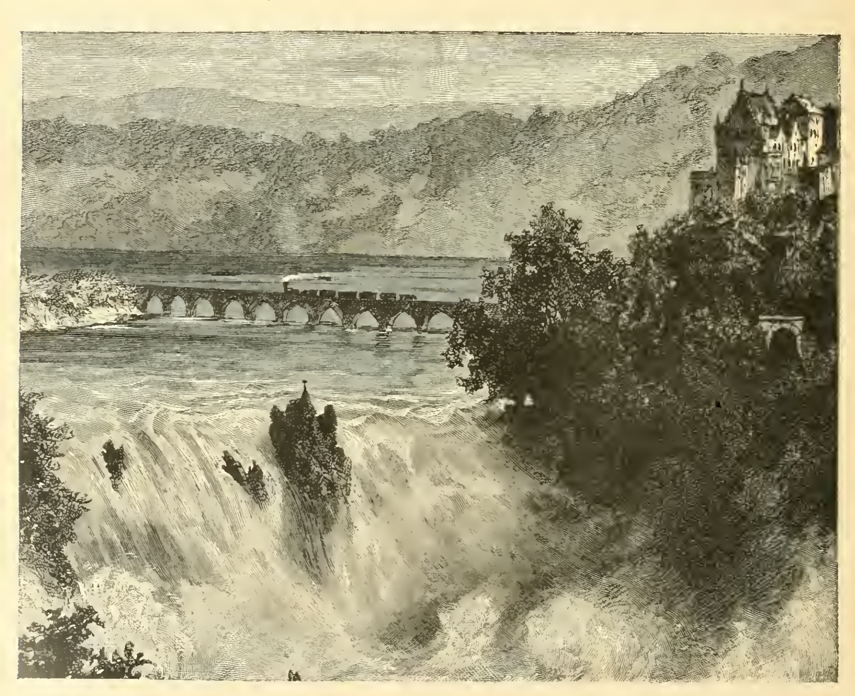
Alice Schalek.

19. ne les concernait pas.— 20. treffen.

Der Rhein.

Im Schweizer Kanton Graubünden[1], auf der Ostseite des St. Gotthard, bildet sich der schönste und wichtigste Strom Deutschlands. Der Vorzug, den der Rhein vor allen deutschen Strömen behauptet, beruht nicht so sehr auf seinen Naturschönheiten, als vielmehr auf der reichen Kultur seiner Umgebung, dem Glanze seiner zahlreichen Städte und dem lebensvollen Verkehr, der sich auf seinen Fluten auf-und abbewegt. Der Strom windet sich, durch beträchtliche Zuflüsse gestärkt, aus Graubünden dem von ihm gebildeten Bodensee zu. Unweit Konstanz verläßt er diesen, erweitert sich aber wieder zu einem neuen, 4 Stunden langen See, den man bald den Zeller- bald den Untersee nennt. Von hier strömt er zwischen den Gebirgen des Schwarzwaldes und den Bergen des Aargaues gegen Westen bis Schaffhausen.

Unterhalb dieser Stadt stürzt er sich brausend und tobend über eine 28 m. hohe Felsenmauer hinab, durch zwei hervorragende Klippen in drei Teile zerspalten. — Am allererhabensten ist der Anblick in stiller, schweigsamer Nacht beim Lichte des Vollmondes. Dann erscheinen die grauen Felsen wie riesige Engel, die weißen Schaum- und Wasserstaubwolken wie deren Gewänder. Grauenvolles, doch seliges Staunen hält den Zuschauer wie



Schaffhausen : Rheinfall.

1. Grisons.

bezaubert. — Weiter unten drängt der Strom seine gewaltige Wassermasse durch Felsenklüfte und wendet sich bei Basel plötzlich nach Norden. Von hier bis zum Einflusse der Lauter bildet er die Grenze zwischen Elsaß, Baden und Bayern. Eine Anzahl ansehnlicher Städte sind an seinen Ufern in geringerer oder größerer Entfernung erbaut, so Straßburg, Speier, Worms, Mannheim, die größte Stadt in Baden am Einflusse des Neckars; die Festung Mainz, ehemals Residenz der geistlichen Kurfürsten; Koblenz, das die Römer am Zusammenflusse des Rheins und der Mosel erbaut haben; die alte Universitätsstadt Bonn; das alte, ehrwürdige Köln, dessen Namen schon anzeigt, daß die Stadt eine römische Kolonie war; endlich Düsseldorf und die Festung Wesel.

Hinsichtlich seiner Lage wird er in den Oberrhein, von Basel bis Mainz, den Mittelrhein, von Mainz bis Köln, und den Unterrhein, von Köln bis Holland, eingeteilt, und die ganze Strecke vom Ursprunge bis zum Ausflusse ins Meer auf 1322 km berechnet.

Die Ufer am Mittelrhein und am letzten Drittel des Oberrheins entwickeln eine Reihenfolge der herrlichsten Landschaften. An der südöstlichen Spitze von Rheinbayern beginnt der Strom jene Reize zu entfalten, die ihn zur beliebtesten und am häufigsten bereisten Wasserstraße Europas machen. Langsam zieht er durch das meist 9 bis 10 Stunden breite Rheintal, welches rechts von der berühmten Bergstraße längs dem Fuße des Odenwaldes, links durch das weinreiche und malerische Hardtgebirge begrenzt ist. Weiter hinab schwinden die Berge, und sanfte Hügel erheben sich, die bei Mainz ein schönes Amphitheater bilden. Nachdem der Strom rechts den Main aufgenommen, nahen sich im Westen die Berge des Rheingaues, des großen deutschen Weingartens. Bald treten die Berge von beiden Seiten hervor, das Rheintal verengt sich, und die Strömung des bisher sehr breiten und ruhigen Flusses nimmt während seines zehnstündigen Laufes durch diesen Bergschlund bedeutend zu. Von Bingen bis Königswinter bieten die Ufer die mannigfaltigsten Aussichten dar. Im Tale lagern freundliche Ortschaften, an den Felsenabhängen grünen üppige Rebpflanzungen, und auf den Gipfeln stehen romantische Burgruinen, aus denen der Geist der Vergangenheit redet. Bei Koblenz erweitert sich das Tal von neuem; aber schon bei dem altertümlichen Andernach stürzt sich der Strom abermals in eine Enge, bis bei Bonn die Berge in sieben hohen, burggekrönten Häuptern, dem Siebengebirge, endigen. Die beiderseitigen Gelände schmücken nun statt des Rebengrüns segensreiche Saatfelder. Unterhalb Köln wird der Boden allmählich flacher, und der Strom wallt ruhig der reizlosen Tiefebene Hollands zu. Bei seinem Eintritte in die Niederlande spaltet er sich in zwei Arme, von denen der linke die Waal bildet, der rechte den Namen Rhein behält. Jener fällt, vereinigt mit der Maas, in die Nordsee; dieser teilt sich von neuem noch dreimal und geht so geschwächt, einem beinahe lebensmüden Greise vergleichbar, unterhalb Leyden in die Nordsee.

Nach Kühn.

Wind-und Wetter-Märchen,

von Edith-Therese SCHILSKY.

Zweites Märchen.

Was die weiße Wolke erzählte.

Wie lustig ich bin, könnt ihr euch garnicht denken, erzählte das weiße Wölkchen den erstaunten Bergspitzen, auf denen es sich während seiner Wanderung ausruhte. « Früh, wenn mich meine liebe Mutter Sonne weckt, bin ich noch ganz rosig vom Schlafen, rüttele mich aber auf, hüpfe davon und spiele

herum; mir ist ja das ganze blaue Himmelsfeld zum Spielen gegeben, mir und meinen Geschwistern.

Manchmal wage ich mich bis auf euch hinunter um zu sehen wie es auf der alten Erde zugeht, aber, glaubt mir's, es ist doch viel schöner oben! Und ich verbringe den Tag mit Lustigsein; folge meinen Geschwistern und meiner lieben Mutter Sonne in ihrer Bahn. Abends, wenn meine liebe Mutter sich zur Ruhe begiebt, gehe ich auch und schlafe bis zum anderen Tag.

Manchmal aber kommt der Windmann und weckt mich in der Nacht, dann folge ich ihm und es geht, heidi! über das Himmelsfeld — am Silbermond vorbei — den Sternlein vorbei, die mich freundlich anfunkeln; das ist eine wilde Reise! Und wenn der Windmann genug gerast ist, dann kommen wir Wölkchen alle wieder mit ihm zurück und schmollen [1] tagelang mit ihm, weil die eilige Himmelswanderung uns so ermüdet hat: — dann schlafen wir lange Zeit um neue Kräfte zu sammeln und Mutter Sonne muß ihre Bahn ohne uns vollenden. — An solchen Tagen sagen die Erdenbewohner: « Es ist furchtbar heiß! »

Kaum hatte das Wölkchen den begierig zuhörenden Bergspitzen bis dahin erzählt, so kam ein Windstoß und trug es davon — husch! Weg war es! Die Bergspitzen aber sahen ihm sehnsüchtig nach — denn wer weiß, ob das Wölkchen sie je wieder besuchen werde? — —

1. Nous boudons.

Je älter du,...

Je älter du, je voller wird dein Herz,
Doch wie ein Kirchhof nur, der voll von Toten,
Die ausgelitten ihren Erdenschmerz. —

Einst war es eine Au von rosenroten
Maiwolken überstrahlt, ein luftiger Hain,
Wo dunkle Wipfeln holde Schatten boten —

Von Märchenblumen leuchtete der Rain,
In tiefer Waldnacht hundert Brunnen rauschten,
Auf Marmorgöttern blitzte Mondenschein. —

Das war dein junges Herz, verstohlen[1] lauschten
Gedanken, Phantasien, welche kühn
Mit Gleichgesinnten gleiche Rede tauschten. —

Nun stehn Denkmale rings voll Immergrün —
Denkmale rings, — begrabener Gedanken, —
Begrabner Träume, die im Sturm verglühn. —

Verschollner Tage Pläne hier versanken,
Verschollner Freunde Namen stehn auf Stein,
Bedeckt von Moos und blumenreichen Ranken.

1. à la dérobée.

Zum Kirchhof ward des Herzens Jugendhain.
Beisammen liegt, was sündig war und wacker,
Je älter du, je voller wird er sein:
Das Menschenherz auch ist ein Gottesacker.

Julius Grosse.
(Geboren 1828 in Erfurt.)
Tagebuchblätter II.

Der afrikanische Rechtsspruch *.

Alexander aus Macedonien kam einst in eine entlegene, goldreiche Provinz von Afrika; die Einwohner gingen ihm entgegen und brachten ihm Schalen dar, voll goldener Äpfel und Früchte. „Esset ihr diese Früchte bei euch!" sprach Alexander; „ich bin nicht gekommen, eure Reichtümer zu sehen, sondern von euern Sitten zu lernen." Da führten sie ihn auf den Markt, wo ihr König Gericht hielt.

Eben trat ein Bürger vor und sprach: „Ich kaufte, o König, von diesem Manne einen Sack voll Spreu [1] und habe einen ansehnlichen Schatz in ihm gefunden. Die Spreu ist mein, aber nicht das Gold, und dieser Mann will es nicht wiedernehmen. Sprich ihm zu, o König, denn es ist das Seine."

Und sein Gegner, auch ein Bürger des Orts, antwortete: "Du fürchtest dich, etwas Unrechtes zu behalten, und ich sollte mich nicht fürchten, ein solches von dir zu nehmen? Ich habe dir den Sack verkauft nebst allem, was drinnen ist; behalte das Deine. Sprich ihm zu, o König!"

Der König fragte den ersten, ob er einen Sohn habe. Er antwortete: „Ja." Er fragte den anderen, ob er eine Tochter habe, und bekam „Ja" zur Antwort. „Wohlan," sprach der König, „ihr seid beide rechtschaffene Leute: verheiratet eure Kinder untereinander und gebet ihnen den gefundenen Schatz zur Hochzeitsgabe; das ist meine Entscheidung."

Alexander erstaunte, da er diesen Ausspruch hörte. „Habe ich unrecht gerichtet," sprach der König des fernen Landes, „daß du also erstaunest?" „Mit nichten," antwortete Alexander; „aber in unserem Lande würde man anders richten." „Und wie denn?" fragte der afrikanische König. „Beide Streitende," sprach Alexander, „verlören ihre Häupter, und der Schatz käme in die Hände des Königs."

Da schlug der König die Hände zusammen und sprach: „Scheinet denn bei euch auch die Sonne? und läßt der Himmel noch auf euch regnen?" Alexander antwortete: „Ja." „So muß es," fuhr er fort, „der unschuldigen Tiere wegen sein, die in eurem Lande leben; denn über solche Menschen sollte keine Sonne scheinen, kein Himmel regnen."

Herder.

* Siehe die vier andern Teile.

1. Die ausgedroschenen und zerschlagenen Hülsen des Getreides.

Auf dem Friedhof.

Kirchenschatten, Dämmernacht
Breitverzweigter Linden,
Kreuz und Kranz so überdacht
Und umspielt von Winden.

Glockenklang und Drosselschlag,
Hügel still an Hügel,
Drüber wiegt ein Sommertag
Sich auf goldnem Flügel.

Gustav Falke
(geb. 1853 zu Lübeck).

Vom Gelde.

Die Menschen waren schon in den frühesten Zeiten darauf angewiesen [1],

1. genötigt.

Gegenstände des Bedarfs untereinander auszutauschen. Bei diesem Austauschen stellte sich mehr und mehr das Bedürfnis eines allgemein giltigen Tauschmittels ein. Schon im hohen Altertum sehen wir Gold und Silber als ein solches Tauschmittel benutzt. Das heute allgemein giltige Tauschmittel ist das Geld und zwar das aus Gold und Silber geprägte. Diese beiden Metalle sind zur Herstellung des Geldes in hohem Grade geeignet ; denn :

1) Gold und Silber haben an sich Wert. Sie sind nützliche Gegenstände, deren Erwerb Mühe kostet, und sie können zu den verschiedensten Zwecken, zu Schmuck, Geräten, usw. verwandt werden.

2) Der Wert von Gold und Silber ist im Verhältnis zum Werte anderer Gegenstände groß. Man kann ohne Kraftaufwand [2] große Summen davon mitnehmen oder versenden.

3) Im Vergleich zu andern Wertgegenständen geht die Vermehrung von Gold langsam vor sich. Deshalb schwankt der Wert dieses Metalls im Laufe der Zeit nur wenig und allmählich. Dasselbe galt bis dahin auch vom Silber. Jedoch sind in neuester Zeit die Erträge der Silberminen derart [3] angewachsen, daß der Preis des Silbers bedeutend gesunken ist.

4) Gold und Silber, in den verschiedensten Weltgegenden gewonnen, sind überall von gleicher Qualität. Ihre Verwendung zu Geld ist daher von ihrem Ursprung und ihrer Gewinnungsweise unabhängig.

5) Gold und Silber sind sehr teilbar und prägbar ; das Gepräge läßt sich scharf abdrücken.

6) Münzen aus Gold und Silber, mit kleinen Zusätzen anderer Metalle, sind sehr dauerhaft. Sie nutzen sich durch den Gebrauch nur langsam ab. Sie rosten nicht, d. h. sie verderben nicht durch die Einflüsse der Witterung und der gewöhnlichen Flüssigkeiten.

2. dépense de forces. — 3. so sehr.

7) Münzen aus Gold und Silber sind unschwer durch Farbe, Ton und Gewicht von falschen, aus andern Metallen nachgemachten zu unterscheiden.

In frühern Zeiten besorgten bisweilen Privatpersonen, besonders Kaufleute und Goldschmiede, das Ausprägen der Münzen. Gegenwärtig sind in allen zivilisierten Staaten nur Staatsmünzen in Umlauf.

Jeder Staat befolgt beim Prägen gewisse Regeln über das Gewicht und den Feingehalt, d. h. die Mischung der Münzen. Man nennt diese Bestimmungen den Münzfuß. Nach dem Münzfuß richten sich alle Vorschriften, welche bei Annahme von Münzen anderer Staaten Geltung haben.

Von diesen Münzen, deren Wert dem Metallgehalt entspricht, unterscheidet man die Scheidemünzen [4]. Diese sind kleine Stücke, meist aus Kupfer oder Nickel geprägt, welche dazu dienen, kleinere Beträge zu bezahlen. Der gesamte Wert, den die Scheidemünzen eines Staates besitzen, ist verhältnismäßig klein.

Wir müssen dann auch noch des Papiergeldes erwähnen. Dieses besteht in Scheinen, welche der Staat oder gewisse Geldinstitute ausstellen und als Zahlungsmittel zirkulieren lassen. Das vom Staate ausgegebene Papiergeld hat Zwangskurs, d. h. es muß zu dem vorgeschriebenen Wert als Zahlungsmittel angenommen werden. Außerhalb der Grenzen des Staates, welcher das Papiergeld ausgegeben hat, genießt das Papiergeld mehr oder weniger Vertrauen, je nach dem Kredit, den der betreffende Staat genießt.

Die von den Banken ausgegebenen Scheine heißen Banknoten. Zur Ausgabe von Noten bedürfen die Banken der Genehmigung des Staates. Man ist nicht verpflichtet, Banknoten von Privatgesellschaften anzunehmen.

Nach Palm.

4. monnaies divisionnaires.

Les Cinq Langues

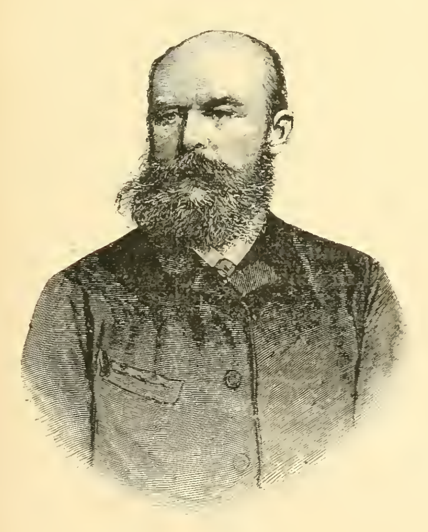
No 4. 20 Novembre 1906. 7e Année.

DEUTSCHER TEIL

Heinrich Seidel †.

Am 7 November ist Heinrich Seidel, einer der liebenswürdigsten deutschen Lyriker der Gegenwart nach kurzer Krankheit gestorben.

Seidel wurde als Sohn eines Pfarrers am 25 Juni 1842 zu Perlin bei Wittenburg in Mecklenburg geboren. Er besuchte das Schweriner Gymnasium,



Heinrich Seidel.

dann die Polytechnische Hochschule zu Hannover, arbeitete praktisch in Maschinenfabriken und ging darauf nach Berlin, wo er als Ingenieur ein bedeutendes technisches Können bewies.

Er war namentlich bei den Neubauten des Potsdamer und Anhalter Bahnhofs beschäftigt. Im Jahre 1880 wandte er sich, durch den Erfolg seiner nebenbei verfaßten Schriften veranlaßt, ganz der Dichtung zu und lebte seitdem ständig in Berlin. 1900 erschien eine Gesamtausgabe seiner erzählenden Schriften. „Er ist als Lyriker stark von Theodor Storm beeinflußt („Blätter im Winde" 1872, „Glockenspiel" 1889) und hat sich durch seine „Vorstadtgeschichten" (1880, 1888) als liebenswürdigen Humoristen erwiesen, der auch im Weltstadttrubel die originellsten Gestalten zu finden und das Glück stillen Behagens inmitten all der modernen Unruhe trefflich darzustellen weiß". (Bartels.)

Seinem Humor, der nie die Tiefe und den Weitblick eines Wilhelm Raabe erreicht, fehlt auch jeder Anflug von Spott, Satire und Pessimismus.

Viele seiner Gedichte sind ins Volk gedrungen, und viele sind komponiert worden.

Laternenlied.

Abends wenn es dunkel wird,
Und die Fledermaus schon schwirrt,
Gehn wir mit Laternen aus
In den Garten hinterm Haus,
Und im Auf- und Niederwallen
Lassen wir das Lied erschallen;
Laterne, Laterne,
Sonne, Mond und Sterne.

Plötzlich aus dem Wolkenflor
Kommt der gute Mond hervor,
Wandelt seine Himmelsbahn
Als ein Hauptlaternenmann;
Leuchtet bei dem Sterngefunkel
Lieblich aus dem blauen Dunkel:
Laterne, Laterne,
Sonne, Mond und Sterne.

Ei, nun gehen wir nach Haus,
Blasen die Laternen aus,
Lassen Mond und Sternelein
Leuchten in der Nacht allein,
Bis die Sonne wird erwachen,
Alle Lampen auszumachen;
Laterne, Laterne,
Sonne, Mond und Sterne.

Heinrich Seidel.

Der Zug des Todes.

Über die Heide beim Morgengraun
Wandert ein Zug, gar seltsam zu schaun.

Voran der hagre[1] Knochengesell[2]:
Wie tönt seine Glocke hart und grell.

Sie schallt über Pfeifen-und Geigentön
Und durch des Krieges Donnergedröhn[3].

Und wer sie hört, der muß hinteran,
Und sei es Kind, Greis, Weib oder Mann.

Ade, du rosiges Jungfräulein!
Du tanztest heute den letzten Reihn.

Nimm Abschied, du junger Kriegsgesell
Es ist dir schon bereitet die Stell'.

Unschuldige Kinderlein ziehen voran,
Die Alten humpeln[4] hinterdran.

Vorüber unabsehbar viel —
Sie wandern alle nach einem Ziel.

Mit Augen groß und starr und weit. —
Die schaun schon in die Ewigkeit.

Über die Heide beim Morgengraun
Wandert ein Zug, gar seltsam zu schaun.

Er wandert, seit die Menschheit besteht,
Und wandern wird er, bis sie vergeht.

Bis einst die Glocke nicht mehr klingt,
Kein Baum mehr rauscht, kein Vogel singt.

Bis Erdenlust und Erdenleid
Versunken in die Ewigkeit.

Heinrich Seidel
(1842-1906).

1. sehr magere. — 2. Tod. — 3. *fracas du tonnerre.* — 4. *marchent en trébuchant.*

Eine glückliche Ehe.

III.

Und so bildete sich immer wieder eine Leere um ihn, der mitten im Zimmer stand, denn seine besten Freunde, die ihm sonst tagtäglich so froh und unbefangen[1] begegneten, vermieden es heute, mehr als die nötigsten Worte mit ihm zu wechseln. Er fühlte sich wie ausgeschlossen aus seinem eigenen Kreise, weil seine Frau gestorben

1. franchement.

war. Man ließ ihn ehrerbietig, aber selbstverständlich mit seinem Schmerze allein, er aber empfand nur eine verlegene[2] Unsicherheit, eine beklommene[3] Unruhe, weil er sich als Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit wie herausgerissen fühlte aus seinem täglichen Einerlei durch ein Ereignis, dem er verständnislos gegenüberstand. Nur einen heißen Wunsch empfand er klar und deutlich — daß doch auch dieser schreckliche Tag endlich vorübergehen möge — — —

Er gab sich selbst einen Ruck, als der Wagen vor der Kirchentüre hielt. Dann schritt er tiefgebeugten Hauptes, den Hut in der Hand, hinter den Ministranten[4], die den Sarg eingeholt hatten, in das Hauptschiff[5] hinein. Drei mit schwarzem Tuche überzogene Bänke waren auf beiden Seiten für die nächsten Leidtragenden bestimmt, links für die Frauen der Verwandtschaft, rechts für die Männer. Die erste blieb für den Magistratsrat allein reserviert.

Als er eben Platz nehmen wollte, drängte sich ein altes Weiblein dicht an ihn heran. Sie schluchzte[6] bitterlich und suchte ihm die Hand zu küssen.

« Jessas, gnä' Herr, uns're arme Gnädige! Nein, was Sie an ihr verlor'n hab'n — — — »

Das Schluchzen erstickte die ferneren Worte.

Vinzenz sah auf. Es war die alte Marie, die ehemalige Köchin, die jahrelang bei seiner Frau gedient hatte und die jetzt die Wäsche des Hauses wusch.

« Ja, ja, Marie! »

Er nickte flüchtig dankend und trat rasch an seinen Platz, weil eben die Orgel mit tiefem, brausendem Klange einsetzte[7].

Das Begräbnis erster Klasse mit all seinen Zeremonien — die Ehrenbergers durften sich als im ganzen Bezirke bekannte Hausherrenleute doch nicht lumpen[8] lassen — gab nun endlich dem Magistratsrate Gelegenheit und Muße, über alles mögliche nachzudenken. Eigentlich fand er hier die erste ruhige Minute der Sammlung[9] seit seiner Cilli Tod.

Zuerst folgten seine Blicke halb zerstreut den heiligen Handlungen, dann tönte ihm plötzlich ein eben vernommenes[10] Wort im Ohre:

« Was Sie an ihr verlor'n hab'n — — — »

Und zum erstenmal dachte er an die Zukunft und daran, wie sich sein Leben ohne die Cilli nun gestalten würde. Er sah sich plötzlich im Geiste allein bei dem bisher so gemütlichen Frühstück. Die Cilli wußte, wie er den Kaffee liebte, nicht zu stark, nicht zu weiß, und sie saß immer so ruhig ihm gegenüber und wartete, bis er ausgetrunken hatte, um ihm noch eine halbe Tasse nachzufüllen.

(*Fortsetzung folgt.*)

Alice Schalek.

2. embarrassée. — 3. anxieuse. — 4. clergé. — 5. grand'nef. — 6. sanglotait. — 7. begann. — 8. se laisser traiter comme des gueux.

9. recueillement. — 10. gehörtes.

Die Buchdruckerei*.

I.

Mein Herr!

Die Buchdruckerei ist die Mutter alles Bösen. Sie hat bewirkt, daß seit der Schöpfung gemordet wird, und Kain las in dem irdischen Paradiese die Journale. Daran darf man nicht zweifeln; die Minister sagen es, die Minister lügen nicht, besonders auf der Tribüne.

Verflucht sei der Urheber dieser verdammten Erfindung und mit ihm alle, welche sie verewigt; alle, welche die Menschen, sich ihre Gedanken mitteilen, gelehrt haben! Für solche Leute hat die Hölle keine zu heiße Kessel. Aber bemerken Sie, mein Herr, wie dieses Verderbnis beständig zunimmt. Im Zustande der Natur, den Jean Jacques mit so vielem Rechte

* Siehe die vier andern Teile.

gerühmt hat, fehlte dem Menschen, frei von allen Lastern und dem Sittenverderb unserer Zeit, die Sprache; er schrie, murmelte, grunzte, je nach seinen momentanen Empfindungen. Damals war es eine Freude zu regieren. Es gab keine Pamphlete, keine Journale, keine Petitionen um Beobachtung der Charte, keine Beschwerden gegen die Abgaben. Glückliche Zeit, von leider nur zu kurzer Dauer!

Nur allzubald artikulierten Philosophen, welche Satan zum Umsturz einer so schönen Ordnung der Dinge erregt hatte, durch gewisse Bewegungen der Zunge und Lippen, Laute, und sprachen Silben aus..... Wenn man von Anfang an diese strafbaren Exzesse des Geistes der Anarchie erdrückt und den Ersten, der Ba, Be, Bi, Bo, Bu zu sagen wagte, eingesperrt hätte, so wäre die Welt gerettet.... hätte es nie Revolutionen gegeben, hätten die Gehalte und Pensionen sich beständig vermehrt. Die Religion, die Sitten, alles wäre vortrefflich gegangen. Allein nichts geschieht zur rechten Zeit! Da man keine Gegenmaßregeln nahm, begab es sich, daß die Menschen sprachen und es sich sogleich beigehen ließen, die Regierung zu schmähen. Das gefiel denn dieser nicht, sie hielt sich für beschimpft und erließ Gesetze gegen den Mißbrauch der Sprache; die Redefreiheit wurde für dreitausend Jahre suspendiert und kraft dieser Ordonanz jeder Sklave, der den Mund öffnete, um zu schreien, wenn er Schläge bekam, gekreuzigt, gepfählt, erwürgt, alles zur großen Freude aller ehrbaren Leute. Die Sachen gingen nicht schlecht, und die Regierung war geachtet.

Paul-Louis Courier.

(Aus dem Französischen übersetzt.)

Glücklicher Wahn.

1.

Grad'aus dem Wirtshaus nun komm'ich heraus;
Straße, wie wunderlich [1] siehst du mir aus!
Rechter Hand, linker Hand, beides vertauscht [2];
Straße, ich merk'es wohl, du bist berauscht [3].

1. *étrange*. — 2. *changé, confondu*. — 3. betrunken.

2.

Was für ein schief Gesicht, Mond, machst denn du?
Ein Auge hast du auf, eins hast du zu!
Du wirst betrunken sein, das seh'ich hell;
Schäme dich, schäme dich, alter Gesell!

3.

Und die Laternen erst, was muß ich sehn,
Die können alle nicht grade mehr stehn;
Wackeln und fackeln die Kreuz und die Quer [4],
Scheinen betrunken mir allesamt schwer.

4.

Alles im Sturme rings, Großes und Klein;
Wag'ich drunter mich, nüchtern [5] allein?
Das scheint bedenklich mir, ein Wagestück!
Da geh'ich lieber ins Wirtshaus zurück.

MÜHLER.

4. nach allen Richtungen hin. — 5. nicht betrunken.

Einst und jetzt.

Kämen unsre Vorfahren [1], die etwa ein Jahrhundert vor uns gelebt haben, auf die Erde zurück, sie müßten höchlichst verwundert sein über die schöpferische Kraft des menschlichen Geistes, der den Raum und die Zeit zu beherrschen und Licht, Luft und Wasser sich dienstbar zu machen weiß. Sie würden mit großem Staunen hinsehen, nicht nur auf die allenthalben [2] angelegten Eisenbahnen, über welche ein langer Wagenzug zischend und pustend [3] sich durch die Ebene und zwischen Berg und Tal dahinwindet, sondern auch auf die zahlreichen Eisendrähte in der Luft, welche bald, von hölzernen Stämmen getragen, längs den Eisenbahnen dahinlaufen, bald über Häuser und Felder und Wälder sich hinziehen und in allen Richtungen sich kreuzen. Wozu all diese Drähte? würden sie erstaunt fragen. Und wir selbst? Müssen wir nicht staunen über die unerhörte Schnelligkeit, mit welcher heutzutage die Gedanken bald schriftlich, bald mündlich auf große Entfernungen mitgeteilt werden können?

1. *aïeux*. — 2. überall. — 3. *haletant*.

Wie geschahen denn früher solche Mitteilungen? Reitende Boten versahen [4] den Postdienst von einer Stadt zur andern. Sollten aber Briefe an Orte gelangen, welche nicht an der Straße lagen, so mußte man eine Gelegenheit abwarten oder einen besondern Boten abschicken Darum war es auch für unsere Vorfahren eine wohltätige Einrichtung, als zu Anfang des 19. Jahrhunderts ein geregelter Postdienst im Lande eingeführt wurde. Es konnten nun Briefe gegen verhältnismäßig viel geringere Kosten schneller und sicherer befördert werden. Seit Einführung von Eisenbahnen und Dampfschiffen hat nun aber das Postwesen einen noch viel größern Fortschritt gemacht, sowohl was den Verkehr im Inland als was jenen mit dem Ausland betrifft.

Wollen wir unsre Gedanken aber noch rascher, als Post und Eisenbahn und Dampfschiff es uns ermöglichen, von Ort zu Ort, von Land zu Land befördern, so

4. *faisaient*.

geschieht es durch den Telegraphen. Derselbe wurde zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erfunden. Seine Wirkung beruht auf der Elektrizität. Durch die Drahtfäden, welche neben den Eisenbahnen hingezogen sind, wird diese anziehende Kraft fortgeleitet und einem vom Leitungsdraht umwickelten Eisen mitgeteilt. Dies Eisen wird nun magnetisch; mit Hilfe desselben kann der Telegraphist ein beliebiges Anziehen oder Loslassen eines eisernen Stiftes bewirken, je nachdem er den elektrischen Strom durch die Leitungsdrähte herstellt oder unterbricht. Der durch das magnetisch gewordene Eisen angezogene Stift druckt nun an der fernen Station auf einen Streifen Papier entweder Punkte und Striche, welche die Buchstaben des Alphabetes bezeichnen, oder auch die Buchstaben selbst; aus diesen Zeichen ergeben sich nun die Wörter des an der Abgangsstation aufgegebenen Telegramms. Für die Schnelligkeit der Übersendung ist die Entfernung der beiden Örter gleichgültig; der elektrische Strom läuft nämlich mit Blitzesschnelle; in einer Sekunde durchläuft er einen Eisendraht von über 25000 Stunden.

Was der Telegraph für schriftliche, das ist das Telephon (Fernsprecher) für mündliche Mitteilungen. Es ist dies eine Erfindung der neuesten Zeit, welche aber schon auf der ganzen Erde verbreitet ist. Die Telephoneinrichtung besteht aus einem doppelten Apparat, der eine zum Sprechen, der andere zum Hören. Spricht eine Person in das erste Telephon, so wird der elektrische Strom erregt und durch die Drähte, welche die beiden Apparate an den zwei Stationen miteinander verbinden, fortgeleitet. Eine Eisenplatte wird dadurch in Schwingung gesetzt. Diese Schwingungen [5] der Platte teilen sich der Luft mit, und das Ohr vernimmt in meilenweiter Entfernung deutlich und fast gleichzeitig die Wörter, welche gegen das erste Telephon gesprochen werden. Nur klingt die Stimme des in der Ferne Sprechenden leicht gedämpft, als ob hinter einer dünnen Tapetenwand gesprochen würde.

Auch findet die Elektrizität praktische Verwendung in der elektrischen Klingel, den elektrischen Uhren sowie den Elektromotoren. All diese wirklich großartigen Erfindungen der neuern und neuesten Zeit gewähren uns ungemein große Vorteile nicht allein auf materiellem, sondern auch auf geistigem Gebiet.

5. *vibrations.*

Das Rittertum*.

II

Das Hauptvergnügen der Ritter bildeten die Turniere. Hierunter verstand man feierliche Kampfspiele, welche den Rittern eine erwünschte Gelegenheit boten, Proben ihrer Tapferkeit und Gewandtheit abzulegen und so Ruhm und Beifall von einer schaulustigen [1] Menge öffentlich einzuernten. Die Turniere wurden besonders bei feierlichen Veranlassungen, z. B. bei der Krönung eines Königs oder bei der Vermählung eines fürstlichen Herrn gefeiert. Könige, Fürsten, Grafen und Städte suchten sich dabei an Pracht und Aufwand zu übertreffen. Schon eine geraume Zeit zuvor wurden die Spiele durch einen Herold angekündigt. Jeder Ritter, welcher teilnehmen wollte, mußte sich bei den Turniervögten [2] einschreiben lassen. Keiner wurde zugelassen, der nicht von Adel war, keiner, der sich ein entehrendes Verbrechen hatte zu

* Siehe Nummer 2.

1. neugierigen. — 2. Vogt = bailli.

Schulden kommen lassen. Die Wappen und die Helme derer, welche turnieren wollten, mußten einige Tage vorher zur Schau ausgestellt werden. Ritter und Damen unternahmen die Prüfung. Auch die Rosse, Streitkolben, Schwerter und Rüstungen wurden zuvor in Augenschein genommen und untersucht.

In Deutschland wurden die Turniere gewöhnlich auf dem Markte oder auf einem andren freien Platze in der Stadt gehalten, in Frankreich aber vor den Toren auf freiem Felde.

Der Kampfplatz war mit doppelten Schranken umgeben. Ringsumher erhoben sich die Sitze der Zuschauer. Besonders prachtvoll geschmückt waren die Sitze für die Fürsten, die Edelfrauen und andere angesehene Personen. Auch in Straßburg, Metz und anderen Städten von Elsaß und Lothringen sind solche Turniere gehalten worden.

An dem festgesetzten Tage füllten sich früh alle Plätze mit Zuschauern. Das Schmettern der Trompeten und das Wirbeln der Pauken verkündigte die Ankunft der Ritter. Auf schnaubenden Rossen, in strahlender Waffenrüstung, mit wehenden Helmbüschen ritten sie in stattlichem Zuge paarweise in die Schranken. Hier hielten sie. Nun war alles Erwartung, alles Ungeduld. Ein Herold kündigte das Lanzenstechen an und rief mit lauter Stimme diejenigen bei Namen auf, welche sich zuerst gegen einander versuchen sollten. Zuweilen erschien auch wohl ein Ritter mit geschlossenem Visier, der unbekannt bleiben wollte bis zu Ende des Festes. Ein solcher wurde ausgerufen nach seinem Wappenschilde, z. B. Löwenritter, Drachenritter. Doch mußte er zuvor den Kampfrichtern unter dem Siegel der Verschwiegenheit seinen Namen angegeben haben, damit kein unritterlicher Mann sich eindränge.

Trompeten gaben das Zeichen zum Angriffe. Und auf ihren Schall tummelten die beiden Gegner ihre Rosse und sprengten mit eingelegter Lanze[3] in vollem Galopp gegen einander los. Die Spitze stand über des Pferdes linkem Ohr hinaus, das Ende des Schaftes hielten sie fest unter dem Arme. Wer gut traf und selbst fest im Bügel war, warf durch den gewaltigen Stoß seiner Lanze den Gegner entweder aus dem Sattel, oder er zersplitterte seine Lanze an dem stählernen Brustharnische. Beides galt als Sieg. Denn blieb die Lanze des Gegners unversehrt[4], so war das ein Zeichen, daß er gar nicht oder doch nur schlecht getroffen hatte. Oft auch vertauschte der Ritter seine gebrochene Lanze mit einer andern; häufig brach einer viele Lanzen an einem Tage. Nach dem ersten Kämpferpaare wurde das zweite aufgerufen, dann das dritte, vierte, und so ging es weiter, meist drei Tage, oft aber auch wochenlang. Manchmal traten die Ritter auch scharenweise gegen einander auf.

Den Beschluß der Ritterspiele machte die Verteilung des Dankes, d. h. des Preises. Dieser wurde nach dem Ausspruche der Kampfrichter demjenigen Ritter erteilt, welcher sich am meisten ausgezeichnet hatte. Unter dem Schalle der Pauken und Trompeten wurde der Name des Siegers mit lauter Stimme ausgerufen. Dann nahte sich dieser ehrerbietig den Damen, welche den Dank verteilten, und empfing auf den Knieen irgend ein Kleinod, einen Helm oder ein Schwert oder eine goldene Kette oder einen Ring und dergleichen. Pauken und Trompeten erklangen dabei aufs neue. Es ward nun der Sieger feierlich unter gewaltigem Zulaufe der schaulustigen Menge in das Schloß geführt. Hier empfingen ihn die Edelfrauen, nahmen ihm die schwere Rüstung ab und schmückten ihn mit den prachtvollsten Festkleidern. Am Abend war große Tafel. Der Sieger hatte beim Festmahl einen reich verzierten Ehrenplatz.

Ruhten Kampf, Fehde[5] und Waffenbelustigungen, dann lebten die Ritter auf ihren Burgen wie kleine

3. la lance en arrêt. — 4. intacte. — 5. Fehde = Feindschaft, Streit.

Könige. Ein Fest drängte oft das andere. Beim frohen Becher ergötzten sie sich an den Erzählungen ihrer Großtaten. Andere, welche kein Eigentum besaßen, zogen mit ihren Knappen zu Roß von Land zu Land, kehrten als Gäste bei anderen Rittern ein und gingen auf Abenteuer aus. Solche nannte man fahrende Ritter[6]. Bald kamen wunderbare Erzählungen von Abenteuern in Umlauf, welche diese Ritter bestanden haben sollten. Da hatte der eine gegen fürchterliche Riesen, der andere gegen Zauberer, der dritte sogar gegen feuerspeiende Drachen gekämpft.

Manche Ritter aber vergaßen die Würde ihres Standes so sehr, daß sie fast nur von Streit und Fehde, von Raub und Plünderung lebten. Aus ihren auf steilen Felsenhöhen erbauten Raubburgen überfielen solche Ritter mit ihren Reisigen[7] den Wanderer, den Bauer und den Städter und führten frohlockend den Raub mit sich fort auf ihre Burgen. Auch an den Felsenufern der Flüsse erhoben sich drohend ihre Burgen, die jetzt mit ihren verwitterten Zinnen und Türmen still und friedlich über den Strom und das bewegte Leben auf demselben hinschauen. Lustig dampfen und segeln jetzt die Schiffe an diesen zertrümmerten Bauwerken der Vorzeit vorüber, von denen mehr als eines ehedem ein Schrecknis der Umwohner nah und fern war.

Nach Walter.

6. chevaliers errants. — 7. Reitern.

Rätsel *.

2.

Man läßt ihn sprechen,
Man läßt ihn stechen;
Es ist ein Vogel
Und ein Gebrechen.

Friedrich Rückert.
(1788-1866.)

* Die Auflösung werden unsere Leser in der nächsten Nummer finden.

Humoristisches.

Zerstreut.

Professor (*beim Studium*) : « Was ist denn das für ein schrecklicher Lärm im Vorhaus?

— Dienstmädchen : Denken Sie sich, gnädiger Herr, der kleine Fritz ist die Stiege' runtergefallen.

— Professor : Sagen Sie den Kindern, wenn sie nicht ruhig die Stiege herunterfallen können, sollen sie es unterlassen[1]. »

(*Neue Fliegende, Wien.*)

1. nicht tun.

* * *

Leider[2]!

Hufeland, der berühmte Berliner Arzt († 1836), soll einmal geäußert[3] haben : « Schlimm ist's, daß die Menschen husten müssen, wenn ihnen etwas Unrechtes in die Kehle kommt; müßten sie aber auch dann husten, Wenn ihnen etwas Unrechtes aus der Kehle kommt, so wäre des Keuchens gar kein Ende mehr. »

2. *hélas !* — 3. gesprochen.

Les Cinq Langues

Nº 5. 5 Décembre 1906. 7e Année.

DEUTSCHER TEIL

Die auswärtige Politik Deutschlands. Rede des Reichskanzlers, Fürst Bülow.

(Sitzung vom 14. November.)

Zur Beratung[1] stand die Interpellation Bassermann: „Ist der Herr Reichskanzler bereit, Auskunft[2] zu geben über unsere Beziehungen zu den übrigen Mächten und sich über die Besorgnisse zu äußern, welche in vielen Kreisen unseres Volkes wegen der internationalen Lage bestehen?"

Wir geben nachstehend den Anfang der Rede des Reichskanzlers:

In Beantwortung der an mich gerichteten Interpellation will ich jetzt auf unsere internationalen Beziehungen eingehen und auf die Stellung des Reiches in der Welt. Ich behalte mir dabei vor[3], auf manche Punkte, die der Herr Antragsteller[4] bei der Begründung seiner Interpellation berührt hat, im weiteren Verlaufe[5] der Debatte zurückzukommen.

Was zunächst unser Verhältnis zu Frankreich angeht, so glaube ich, wir müssen Unterschiede machen zwischen dem, was vielleicht an und für sich wünschenswert, und dem, was nach Lage der Verhältnisse möglich ist. Der Gedanke eines engeren Anschlusses[6] oder eines Bündnisses mit Frankreich, wie er ja hier und da in der Presse auftaucht[7], ist, wie die Stimmung[8] in Frankreich noch ist, nicht realisierbar. Der Grund hierfür liegt in den Ereignissen der Vergangenheit, die von uns und unseren französischen Nachbarn verschiedenartig beurteilt werden. Er liegt auch in der Lebhaftigkeit des französischen Patriotismus, den man je nachdem[9] übertriebene Eigenliebe oder nachahmungswürdigen Nationalstolz nennen kann. Ich habe vor vielen Jahren in Paris die Ehre gehabt, einem sehr hervorragenden, einem großen französischen Staatsmann näher zu treten und ihm ein dankbares Andenken bewahrt, denn er war gegen mich, der ich damals ein junger Botschaftssekretär war, menschlich gut und freundlich. Das war Leon Gambetta. Und ich erinnere mich, wie er mir eines Abends in kurzen markigen[10] Worten sein Vorgehen[11] und seine Haltung als Mitglied der Regierung der nationalen Verteidigung schilderte, deren Seele er war. Frankreich, sagte er mir, war in die Kniee gesunken. Ich habe ihm gesagt: Erhebe dich und nun vorwärts marsch! Wer in solchem Augenblick Frankreich regiert, fügte Gambetta hinzu, der hat das Gefühl, ein Thermometer in der Hand zu halten: ein Druck der Hand läßt das Quecksilber fallen oder steigen. In solchen großen Momenten kann man alles mit Frankreich machen. Als mir Gambetta dies sagte, sagte ich junger Mensch mir innerlich: Möchte, wenn je über das deutsche Volk ein solches Geschick hereinbricht wie damals über das französische Kaiserreich, die Nation doch Männer finden, die mit solchem leuchtenden Patriotismus weiter fechten bis zum bittersten Ende. Ich bemerke dabei, daß es gerade diese Lebhaftigkeit

1. discussion. — 2. éclaircissements. — 3. je me réserve. — 4. l'auteur de la motion. — 5. suite. — 6. rapprochement. — 7. vorkommt. — 8. l'état des esprits.

9. selon le point de vue. — 10. kräftigen — 11. manière d'agir.

des französischen Patriotismus, der starke und hochgespannte Ehrgeiz des französischen Volkes, also traditionelle und glänzende Eigenschaften unserer westlichen Nachbaren sind, die uns nötigen, militärisch immer en vedette zu sein, nicht nur um das verlorene Land der Vogesen zu wahren, das mit Strömen deutschen Blutes wiedergewonnen wurde, sondern auch die endlich so spät und so mühsam errungene nationale Einheit und unsere endlich wiedererworbene Machtstellung und Weltstellung. Ich vergesse niemals das Wort, das mir einmal ein französischer Diplomat und Historiker sagte: Der westfälische Friede[12], der Frankreich gebar und Deutschland aufgelöst hat. Ich überlasse es unseren Historikern, ich überlasse es jedem Deutschen, Denkenden, hieraus die nötigen Schlüsse zu ziehen.

Frankreich war ein in sich gefestigtes und geschlossenes Reich, als Deutschland und Italien noch geographische Begriffe waren. Ein festes Stück Marmor zwischen zwei feste, gefügte Mosaikplatten. Daß bei jedem oder fast bei jedem Zusammenstoß mit einem dieser beiden Nachbarn, sofern dieser nicht von dritter Seite Hilfe erhielt, Frankreich sich als der Stärkere erweisen mußte, war eine Art von Naturnotwendigkeit. Die Lenker der französischen Politik sind sich auch nie im Zweifel gewesen über den kausalen Zusammenhang[13], der zwischen diesem politischen Übergewicht[14] Frankreichs und der Zerrissenheit[15] seiner Nachbarn bestand. Daß er den deutschen und italienischen Einigungsprozeß[16] nicht aufzuhalten vermochte, war der schwere Vorwurf[17], der Napoleon III. gemacht wurde; daß er gerade diese Seite der Politik des zweiten Kaiserreiches bekämpfte, gereichte Gambetta zum Ruhme. Diese Produkte französischer Mitarbeit in Deutschland kamen 1870 zum Abschluß. Damals erlangte Deutschland nicht nur die Einigkeit innerhalb seiner geographischen Grenzen wieder, sondern es erlangte gleichzeitig die innere Einheit und die Einheit nach außen.

Diese letztere Errungenschaft[18] wird noch wirksamer als der Besitz von Metz und Straßburg verhindern, daß je wieder deutsche Grenzgebiete zum Tummelplatz fremder Kriegsgelüste werden.

Aber auch Italien, Frankreichs wirtschaftlicher Nachbar, ist ein lose gefügtes Mosaik. Im Inneren als einheitlicher Nationalstaat und an den Dreibund gelehnt, kann es sich heute Frankreich nähern, ohne Besorgnis, von seinem mächtigen Nachbar abhängig zu werden. Es ist begreiflich, wenn es dem stolzen französischen Patriotismus schwer fällt, sich in diese Tatsachen der Gegenwart und namentlich in das Erwachen und Erstarken des deutschen Volksbewußtseins zu finden, das volle Gleichberechtigung mit allen anderen Völkern verlangt. Daran hat auch der Marokko-Zwischenfall nichts geändert, wenn es sich hierbei auch erfreulicherweise von neuem gezeigt hat, daß beide große Völker in Frieden miteinander auszukommen[19] wünschen. Ich höre manchmal Franzosen, die diese Ansicht teilen; unter vier Augen hat mir auch dieser oder jener Franzose schon gesagt, er würde mit uns wohl gemeinsam Schritte hierzu tun. Aber offiziell ist noch kein Deputierter und kein Senator dafür eingetreten. (Widerspruch[20] bei den Sozialdemokraten.) Noch keiner! (Ruf bei den Sozialdemokraten: Jaurès!) Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. (Heiterkeit.) Aber was mit Frankreich sehr wohl möglich ist, das sind ruhige, normale und korrekte Beziehungen. Ich hoffe und ich glaube, wir hoffen alle von links bis rechts — daß die Zahl der einsichtigen[21] Franzosen, die einen Angriff auf Deutschland grundsätzlich verwerfen, immer mehr zuneh-

12. la paix de Westphalie, 1648. — 13. le rapport de cause à effet. — 14. suprématie. — 15. division. — 16. évolution vers l'unité. — 17. reproche.

18. conquête. — 19. s'arranger. — 20. dénégations. — 21. réfléchis.

men, die Zahl derjenigen Franzosen, die einem deutschen Kriege nur deshalb abgeneigt sind, weil er vielleicht am letzten Ende für Frankreich unglücklich verlaufen würde, abnehmen wird. Wir hoffen alle, daß bei beiden Völkern die Einsicht[22] fortschreiten wird, daß keines von ihnen ein Interesse daran hat, das ganze gewaltige Risiko und das ganze furchtbare Elend eines Krieges auf sich zu nehmen, und daß man einsieht, daß den gegenseitigen Frieden nicht zu stören im Interesse beider Völker liegt. (Beifall.) Und was weiter möglich erscheint, ist, daß beide Völker sich auf wirtschaftlichem Gebiet, dem Gebiet der industriellen und kommerziellen Unternehmungen begegnen, vielleicht auch hier und da einmal sich über eine koloniale Frage verständigen. Dabei bemerke ich ausdrücklich, daß wir nicht daran denken, uns zwischen Frankreich und Rußland oder zwischen Frankreich und England einzuschieben[23]. Insbesondere denken wir nicht daran, die Störung der französisch-englischen Freundschaft zum Gegenstand unserer offenen oder versteckten Bemühungen zu machen.

Die französisch-russische Allianz ist bis jetzt keine Gefahr für den Frieden gewesen, sie hat sich im Gegenteil als ein Gewicht bewährt, das auch zum gleichmäßigen Gange der Weltuhr beiträgt. Wir hoffen, daß man von der englisch-französischen Allianz dasselbe wird sagen können. Gute Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland haben der französisch-russischen Allianz keinen Eintrag[24] getan, gute Beziehungen zwischen Deutschland und England können nicht in Widerspruch stehen mit der entente cordiale, wenn diese friedliche Zwecke verfolgt. Die westmächtliche entente cordiale ohne gute Beziehungen beider Westmächte zu Deutschland wäre eine Gefahr für den Frieden. Eine Politik, die darauf ausginge[25], Deutschland einzutreiben, einen Kreis von Mächten um Deutschland zu bilden, uns zu isolieren und lahm zu legen, wäre eine für den europäischen Frieden sehr bedenkliche Politik. Eine solche Ringbildung ist nicht möglich, ohne Ausübung eines gewissen Druckes. Druck erzeugt Gegendruck. (Sehr wahr.) Aus Druck und Gegendruck können Explosionen hervorgehen. (Sehr richtig.) Deshalb ist es besonders erfreulich, daß auch französische Blätter den Gedanken ausgesprochen haben, ein gutes Verhältnis zwischen Deutschland und England sei notwendig für die Erhaltung des europäischen Friedens und entspreche deshalb auch den französischen Interessen.

. . . .

22. considération. — 23. interposer. — 24. tort.

25. qui se proposerait.

R. Wagner über H. Heine.

Professor Sternfeld erzählt den Vorgang[1], der zu den Bemerkungen Wagners führte, in der von ihm herausgegebenen Sammlung von Aufsätzen und Kunstberichten[2] des Meisters aus der Pariser Zeit (Aus Richard Wagners Pariser Zeit, Band 64 und 65 der „Deutschen Bücherei") in folgender Weise:

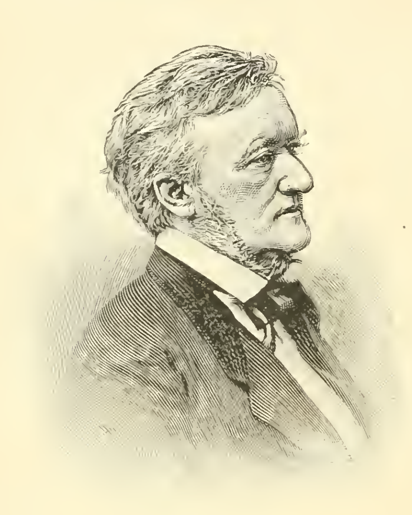
„Mit L. Börne schon längere Zeit gespannt[3], hatte Heine nach Börnes Tod (1837) eine scharfe Schrift gegen jenen erscheinen lassen. Die Freundin Börnes, Frau Strauß, fühlte sich dadurch beleidigt und beauftragte ihren Gatten Salomon Strauß, Heine zur Rede zu stellen[4]. Dieser trat dem Dichter mit schmähenden[5] Worten auf der Straße entgegen; Heine, im Begriff, in die Pyrenäen zu reisen, verschob den Austrag[6] der Sache auf

1. die Tatsache. — 2. articles de critique d'art. — 3. auf schlechtem Fuß. — 4. demander raison à. — 5. outrageantes. — 6. règlement.

seine Rückkehr. In Deutschland wurde das Rencontre[7] so ausgelegt, daß Heine, von Strauß tätlich insultiert, aus Feigheit ausgerissen[8] sei. Das veranlaßte[9] Heine, zurückzukehren und Strauß zu fordern[10]; das am 7. September 1841 ausgefochtene Duell verlief unblutig".

Zu den „Preßstimmen" über dieses Abenteuer bemerkt nun Wagner:

„Man muß gestehen, wir Deutschen sind ein großmütiges Volk! Wir sehen aus unserer Mitte ein Talent hervorgehen, wie Deutschland wenig ähnliche aufzuweisen hat; wir freuen uns der frischen, kecken Entfaltung desselben, — wir rufen ihm Triumph und Vivat zu, als es unsere jungen Geister aus einer vollständigen Lethargie aufweckt, ihnen mit dem Opfer seiner eigenen Fülle den Weg bricht und zeigt, wohin die neuzugebärenden Kräfte unserer Literatur sich richten sollen, um an ein neues, unbekanntes aber notwendiges Ziel zu gelangen. Wer von unserm jungen Volk eine Feder zur Hand nimmt: gut oder schlecht, bewußt oder unbewußt, sucht es Heine nachzumachen, denn nie hat eine so plötzliche und mit Blitzesschnelle hervorgerufene, gänzlich unvermutete Erscheinung ihre Richtung so unwiderstehlich beherrscht, als die Heines die ihrige. Nicht genug aber, daß wir nachher geduldig zusehen, wie unsere Polizei dies herrliche Talent von seinem vaterländischen Boden verjagt[11], daß wir mit schnell erschlaffter Spannkraft übersehen, wie seine üppige Wurzel aus der Erde gerissen wird, die ihr allein Nahrung geben konnte, daß wir demzufolge mit schläfrigem Gähnen bemerken, Freund Heine hätte in Paris das Reisebilderschreiben[12] verlernt, daß wir durch unsere Indifferenz ihn endlich gegen sich selbst blasieren, daß wir ihn zwingen aufzuhören, Deutscher zu sein, während er doch nimmermehr Pariser werden kann, — nicht genug, daß wir ihm das Terrain so weit abschneiden, daß seiner strotzenden Fülle[13] nichts weiter übrig bleibt, als an dem Lächerlichen, was man ihm, ohne es vielleicht zu wollen, übrig läßt, seinen Witz zu üben, — nicht genug, daß wir gleichgültig und kleinmütig dieser Verstümmelung[14] eines Talentes zusehen, das bei glücklicherer Pflege an die größten Namen unserer Literatur gereicht haben würde; — nein! wir freuen uns auch und klatschen in die Hände, wenn diesem Heine endlich eine Behandlung widerfährt, wie wir sie bei uns gegen Sechzehn-Groschen-Rezensenten[15] anzuwenden die praktische Gewohnheit haben! Man tut dies aber in Deutschland mit einer so ungestümen Schmähgier[16], daß man nicht einmal die Zeit findet, den Tatbestand jenes traurigen Auftrittes, den man so gern als eine verdiente Züchtigung betrachtet, zu ergründen. Der unberufene[17] Berichterstatter in der „Leipziger Allgemeinen Zeitung" hat, wie ich versichern kann, die Umstände



Richard Wagner.

7. die Begegnung. — 8. geflohen. — 9. engagea. — 10. provoquer.

11. Heine wurde aus Deutschland ausgewiesen. — 12. Reisebilder (1826-1830), eines der besten Werke Heines. — 13. verve débordante. — 14. mutilation. — 15. des critiques à trente-deux sous. — 16. plaisir de calomnier, d'outrager. — 17. malencontreux, incompétent.

sowie die ganze Erzählung des Auftrittes nur aus der Aussage des Angreifers entnommen, welche Voreiligkeit[18] er vergeblich durch die ebenso herrlichen als passenden moralischen Lehren, die er Heine gibt, zu rechtfertigen sucht. Noch keinem ist es eingefallen, die Aussage Heines über einen Vorfall, der schlechterdings ohne kompetente Zeugen stattfand, ebenfalls zu vernehmen. Ich wende mich daher an das Rechtsgefühl meiner

Heinrich Heine.

Landsleute und frage, ob es nicht schändlich ist, nach der Aussage der einen Partei die andere schonungslos zu verdammen.

Heine befindet sich in diesem Augenblicke in einem Pyrenäen-Bade und liegt auf den Tod krank. Hatte er nicht den Mut, eine ihm wirklich zugefügte schmähliche Beleidigung zu rächen, so müssen wir ihn beklagen; keiner von uns aber hat das Recht, ihn deshalb zu schmähen, außer die Offiziere unserer Armeen und die Landsmannschaften[19] unserer Universitäten; beide aber geht Heine nichts an.

Soviel ist gewiß: die Franzosen, die allerdings ihren Dichter auch besser gewahrt haben würden, hätten bei ganz gleichen Umständen sich besser zu benehmen[20] gewußt, trotzdem sie genug witzige Köpfe besitzen, die aus einem solchen Skandale einen flüchtigen Stoff zu Späßen zu ziehen sich gedrungen[21] gefühlt haben würden; gelästert aber hätten sie ihren Dichter nicht, zumal ohne ihn selbst gehört zu haben. Ich habe keinen Grund, für die Franzosen passioniert zu sein; hier aber nehme ich sie mir zum Vorbilde."

18. précipitation. — 19. associations.

20. comporter. — 21. genötigt.

Eine glückliche Ehe.

IV

Einmal — bloß einen Morgen lang — hatte sie ein Unwohlsein ans Bett gefesselt — aber an die dadurch entstandene Ungemütlichkeit[1] erinnerte er sich ganz deutlich. Er hatte den Kaffee verschüttet, sich dabei ein wenig verbrüht[2] und natürlich zum Nachguß zu wenig im Kännchen übrig behalten. Und so ähnlich würde es nun wohl immer sein.

Vormittags, bei einem Ärger[3] mit dem Chef oder sonst einer Unannehmlichkeit pflegte er immer mit einem Aufatmen an das Mittagessen zu denken. Die Cilli entdeckte stets die ersten jungen Backhendel[4] mit frischem Salat, den zartesten Spargel, die süßesten Kirschen; sie verstand es, das Essen ungewöhnlich saftig und schmackhaft zubereiten zu lassen — Leberknödel[5] machte sie selbst, das war ihre Spezialität — und auch das sollte für immer vorüber sein! Jetzt würde er wohl selbst vor dem Fortgehen mit der Köchin den Küchenzettel machen und auf alle derartigen Überraschungen verzichten[6] müssen.

Nach dem Essen lag stets auf

1. désagréments. — 2. brûlé. — 3. ennui. — 4. poulets de grain. — 5. quenelles de foie. — 6. renoncer.

seinem Sofa ein weiches Kissen für ihn vorbereitet, im Winter auch eine warme Decke, und die Cilli wachte mit unnachsichtlicher[7] Strenge darauf, daß er im Schlafen nicht gestört werde. Am Todestage ihrer Mutter, an dem sie alljährlich nach Wiener-Neustadt zu deren Grabstätte fuhr, polterte immer gerade während seines Nachmittagsschläfchens jemand in sein Zimmer und schlug nebenan die Türe zu.

Und dann hatte die Cilli immer darüber nachgedacht, was er anziehen sollte, manchmal morgens den Pelz, mittags, wenn die Sonne herauskam, den einfachen Mantel. Sie schickte ihm seinen Schirm ins Gasthaus, wenn es unversehens[8] zu regnen begann, sie schnitt ihm die Zeitung auf und brachte ihm abends Schlafrock und Pantoffeln; das Gabelfrühstück, das er morgens ins Amt mitnahm, lag täglich sorgsam zubereitet auf seinem Platze, die Pfeife war immer gereinigt und gestopft — zum erstenmal fiel's ihm plötzlich auf, wieviel Liebe eigentlich dazu gehöre, all diese hundert kleinen Wünsche im vorhinein[9] zu erraten, zu erfüllen. Eine Wirtschafterin[10] würde das niemals treffen, denn die tat bestenfalls ihre Pflicht — die wußte nichts von der liebevollen Sorge, die ihn bisher umgeben und die so still und geräuschlos gewaltet hatte, daß er gar nie merkte, wie unentbehrlich ihm die Cilli war.

Und plötzlich überkam ihn die Erinnerung an seine Krankheit im vorigen Jahre. Er hatte zwar von der leichten Influenza nicht viel zu leiden gehabt und die Tage des Nichtstuns, des wohligen[11] Ausruhens nach dem Fieber, in denen die Cilli ihn wie einen vom Tode Erstandenen umsorgte, waren — wenn er es recht bedachte — eigentlich eher schön gewesen. Aber in den ersten Nächten, als er des Fiebers halber nicht schlafen konnte, zündete sie geduldig und unermüdlich immer wieder das Licht an und verlöschte es, wenn er es wollte, sie brachte Tee und Limonade und wechselte die Umschläge[12] — er aber hatte es selbstverständlich gefunden, daß sie nicht aus den Kleidern und zur Ruhe kam, wenn er litt. Und er fand es eigentlich auch heute unverantwortlich[13] von ihr, daß sie ihn, wenn auch zum erstenmal, treulos verließ und daß er nun eben sehen mußte, wie er das Leben allein fertig brachte.

Er sah sich im Geiste krank zu Bette liegen — einsam und elend, den unverläßlichen[14], gedankenlosen Dienstmädchen überantwortet[15]. Kein Mensch sorgte um ihn, keiner fragte nach ihm. Er würde des Nachts wach liegen, ohne daß ihm jemand Mitleid zollte und seine Schmerzen teilte — allein, allein — — —

« Es ist bestimmt in Gottes Rat,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden — — — »

klang es in feierlichen Akkorden vielstimmig vom Chore herab.

Jählings[16] riß ihn der Gesang in die Wirklichkeit zurück. Und ein plötzliches Weh kam so heftig, so machtvoll über ihn, daß Vinzenz, seine Umgebung vergessend, mit einemmal in ein lautes, schmerzhaftes Weinen ausbrach. Er barg das Gesicht in den Händen und die große, schwere Gestalt des Magistratsrates wurde von einem krampfartigen Schluchzen geschüttelt.

Der Gesang war verhallt — in der Kirche herrschte Totenstille. Jeder in der lautlos dasitzenden Menge hatte den plötzlichen Schmerzensausbruch gehört. Und die Trauergäste reckten die Hälse und blickten mitleidig zu dem Witwer hinüber.

« Zuerst hab' i g'meint[17], er nimmt's net[18] so schwer », flüsterte Frau Solinger, die Partei vom dritten Stock, ihrer Nachbarin zu,

7. inexorable. — 8. plötzlich. — 9. d'avance. — 10. Magd. — 11. angenehmen.

12. compresses. — 13. inexcusable. — 14. auxquelles on ne peut se fier. — 15. abandonné. — 16. violemment. — 17. habe ich gemeint. — 18. nicht.

« aba[19] seg'n S', jetzt packt's 'n freili, sie war'n halt doch soviel glücklich mitanand'[20]. »

(*Schluß.*)

Alice Schalek.

19. aber, sehen Sie, jetzt packt es ihn freilich. — 20. miteinander.

Stör' nicht den Traum!

Stör' nicht den Traum der Kinder,
Wenn eine Lust sie herzt[1];
Ihr Weh schmerzt sie nicht minder,
Als dich das deine schmerzt!

Es trägt wohl mancher Alte,
Des[2] Herz längst nicht mehr flammt,
Im Antlitz eine Falte,
Die aus der Kindheit stammt.

Leicht welkt die Blum', eh's Abend,
Weil achtlos du verwischt
Den Tropfen Tau, der labend
Am Morgen sie erfrischt.

Hammer.
(1810-1862.)

1. liebkost. — 2. dessen.

Wind-und Wetter-Märchen,

von Edith-Therese Schilsky.

Drittes Märchen.

Was der Wind erzählte.

Und der Wind erzählte :

« Ich bin ein gar eigener[1] Geselle, das weiß jedermann, und nehme verschiedene Formen an, je nach meiner Laune. So bin ich manchmal gar sanft gestimmt und zwar dann, wenn es milde ist, die Sonne scheint und auf den Wiesen die bunten Blümchen mir zunicken[2], da streichle ich sie gar sachte[3] und lächle sie im Vorüberwehen an. Die grünen Blätter an den

1. *singulier, original.* — 2. *me font signe.* — 3. *doucement.*

Zweigen aber rauschen auf, denn sie wollen auch geliebkost[4] sein, die Eifersüchtigen[5]!

Aber ich ärgre mich doch oft über die alte Erde. In solcher Laune rüttle und schüttle ich sie gar tüchtig, daß sie nach Erbarmen[6] schreit! Und wenn ich gar zu zornig werde, da reiße ich den Bäumen die Zweige ab und rase über die Wiesen, Felder und Wälder so hin, daß sich mir das Gras, die Ähren und die Blumen in erschrockner Demut zu Füßen werfen und um Gnade bitten! In solchen Augenblicken will ich nicht mit den weißen Wölkchen spielen, da rufe ich mir die großen Wolken, die finster schwarzen, die ewig streitenden heran und mit diesen jage[7] ich durch die Lüfte. Ihr Kampfesmut erfreut und erquickt mich und wenn Donner rollt und Blitze sprühen, da heule ich vor Lust laut auf. Aber dieses Toben dauert wenig, denn es erschöpft[9] mich vollständig, und dann tut mir die arme Erde leid[10], die sich so fürchtet, wenn ich so wild bin. Die Reue[11] kehrt zurück, tagelang bin ich sanft und kose[12] mit Blume und Blatt, sie leise um Verzeihung für mein stürmisch Wesen bittend. Und wenn die lieben Blümlein mir wieder freundlich zunicken, dann weiß ich, daß sie mir nicht böse sind und flüstere ihnen, wenn sie des Abends die Kelche geschlossen haben, aus Dankbarkeit süße Träume zu und die Nachtigall begleitet diese mit ihren schönsten Liedern!

4. *caressées.* — 5. *jalouses.* — 6. *miséricorde.* — 7. *vole.* — 8. *réconforte.* — 9. *épuise.* — 10. *pitié.* — 11. *repentir.* — 12. *badine.*

Die Buchdruckerei*.

II.

Als aber ein Phönizier (wahrscheinlich ein Fabrikant ohne Titel und Herkommen) die Menschen das

* Siehe die vier andern Teile.

Wort malen und durch Zeichen die schnell verhallende Stimme festhalten lehrte, da begannen diejenigen, welche müde wurden, stets für andere zu arbeiten, sich einigermaßen zu regen, da fing die monarchische Ergebenheit derjenigen an, welche mit aller Gewalt wollten, daß für sie gearbeitet werde. Die ersten geschriebenen Worte waren: Freiheit, Gesetz, Billigkeit, Vernunft, und man sah bald ein, daß diese sinnreiche Kunst geradezu auf das Verkürzen der Pensionen und das Beschneiden der Gehalte abziele. Von dieser Zeit her datieren sich die Sorgen der Angestellten, der Höflinge.

Noch schlimmer war es, als der Mann von Mainz (wie ich glaube, eben so wenig ein Adeliger, als der von Sidon) seinerseits auf den Einfall kam, das Blatt Papier, das ein andrer aus zu Zeug gepreßten Lumpen gemacht hatte, zwischen zwei Bretter zu drücken; so geschickt weiß der Satan alles zum Verderben der Seelen zu lenken. Auf diese Weise vervielfältigte der Deutsche jene Zeichen, welche der Phönizier erfunden hatte. Die Übel, welche der Gedanke stiftet, wurden dadurch um eben so viel mehr vermehrt. O entsetzlicher Einfluß jener Menschenklasse, die weder Gott noch dem Könige dient, den weltlichen Wissenschaften, den niedrigen mechanischen Künsten ergeben ist! Was würde die Brut nicht alles anstiften, wenn man ihr keine Zügel anlegte und gestattete, daß sie sich ohne Rückhalt dem fanatischen Triebe zum Wissen, Erfinden, Vervollkommen überlasse? Ein obskurer, elender Arbeiter macht aus Lumpen Zeug und aus dem Zeug Papier, das ein anderer schwärzt und siehe da, das Oberste wird zu unterst gekehrt, die alten Monarchien sind erschüttert. Teuflische Industrie!

Man kann fast gar nicht mehr regieren, besonders seitdem ein anderer Sendling der Hölle die Kunst erfunden hat, jeden Morgen an zwanzig bis dreißigtausend Abonnenten ein Blatt zu verteilen, worin man liest, was alle Welt sagt und denkt, sowohl die Pläne der Regierenden, als die Besorgnisse der Regierten! Wenn ein solcher Mißbrauch fortdauert, was könnte der Hof nicht unternehmen, das nicht zum Voraus geprüft, kritisiert, nach seinem richtigen Werte gewürdigt würde? Das Publikum würde sich in alles mischen, in allem sein untergeordnetes Interesse wahrnehmen, mit dem Finanzministerium rechnen, die hohe Polizei beaufsichtigen, die Diplomatie verlachen. Ja, die Nation würde zuletzt gar der Regierung den Weg zeigen, gleich einem Kutscher, den man bezahlt, und der uns nur dorthin fahren darf, wohin wir wollen und auf dem Wege, der uns zusagt. Schrecklicher Gedanke, dem göttlichen Rechte und den Kapitularien entgegen.

Paul-Louis Courier.

(Aus dem Französischen übersetzt.)

Humoristisches.

Die Majorität.

Ein Fremder fragte einen Narren in einem Irrenhause, wie er an diesen Ort gekommen. — „Durch eine bloße Meinungsverschiedenheit[1]," sagte der Narr. — „Unmöglich!" rief der Fremde. — „Und doch nicht anders. Ich sagte, alle Leute seien Narren, und alle Leute sagten, ich sei ein Narr; die Majorität aber setzte ihre Ansicht durch[2]."

1. différence d'opinion. — 2. fit prévaloir.

* * *

Wahrheit und Dichtung.

Im Theater. — Schauspielerin auf der Bühne: „Ach, wo wird jetzt meine teure Mutter weilen?" Stimme von der Galerie: „Die sitzt uf'm[3] Markte und verkauft Äpfel!"

3. auf dem.

Les Cinq Langues

N° 6. 20 Décembre 1906. 7e Année.

DEUTSCHER TEIL

Alter Weihnachtsbrauch und Glauben in Haus, Hof und Garten.

Von draußen — aus dem winterlichen Walde holen die Menschen der neuen Zeit sich das Symbol des lieben Weihnachtsfestes in ihr Haus [1]. An dem lebendig-grünen Baum, wenn aller anderen Bäume Laub erstorben, entzünden sie die lebendigen Kerzen, die, im Brennen sich selbst verzehrend, Wärme und Licht durch das Dunkel der kurzen Tage strahlen. Von draußen, vom heiligen Julfeuer [2] des sich selbst entzündenden, von Jungfrauen und Jünglingen gedrehten Holzrades, holten sich in heidnischer Vorzeit die nordischen Leute neu das lebendige Feuer für den Herd ihres Hauses, auf dem sie das alte, kraftlos gewordene ausgelöscht hatten.

Von draußen — nach drinnen! Heute noch ist das Weihnachtsfest ein Haus-und Familienfest, namentlich wo es sich um das deutsche Weihnachtsfest handelt. Die Erinnerung an jenes Julfeuer nahmen auch die Angelsachsen mit in ihre neue Inselheimat nach Britannien, und wenn in späterer Zeit in Deutschland an die Stelle des Feuers das Licht und der Glanz der Christbaumkerzen trat, in England ist der alte Julblock [3] geblieben. Allerdings holt man ihn nicht vom brennenden Julrade brennend in das Haus, aber man nimmt aus dem Walde einen dicken mächtigen Eichen- oder Buchenklotz, der im Kamin angezündet wird und dessen Feuer man während der Weihnachtstage sorglich hütet. Solchen Julklotz kannten die deutschen und die skandinavischen Völker später auch, sie entzündeten ihn, sobald er in die Halle geschafft war, auf dem Herde am heiligen Julfeuer. Nachts wurde das Feuer sorglich mit Asche bedeckt und glimmte weiter bis es zur Tageszeit wieder zur hellen Flamme entfacht wurde. Die Asche dieses heiligen Weihnachtsfeuers hatte segnende Kraft. Man streute sie auf die Gartenbeete, auf die Grenzen der Felder und hoffte, daß alle Frucht und

1. der Tannenbaum. — 2. Das Julfest hatte bei den Germanen eine doppelte Seite: einmal war es die dunkelste Zeit des Jahres, wo alles Leben zu starren schien, aber zugleich verjüngte sich die Sonne. Bei den alten Deutschen begann das Jahr mit dem Winter (am 11. oder 23. November). Jul oder hiol = Rad. Zur Hervorbringung des Festfeuers bediente man sich eines Rades mit neun Speichen, das ein Bild der Sonne war.

3. *la bûche de Noël.*

alles Korn dadurch gut gedeihen und reiche Ernte tragen sollte.

Man wähnte[4] ja den Segen der Götter selbst tätig in der Asche dieses Julfeuers. Die segenspendenden[5] Götter ehren! Das war der Hauptwunsch des Julfestes heidnischer Zeit. Da wurden die Rocken[6] sorglich vor dem Fest abgesponnen und die Spinnräder und Spindeln[7] in die Ecke gestellt, denn während der zwölf heiligen Nächte[8], wo die Götter Umgang hielten, durfte nicht gesponnen werden. Frau Holde[9] oder Berchta schaute in die Häuser hinein, und wo sie noch unabgesponnenen Flachs sah, da verwirrte sie den Faden, daß man ihn nicht aufwirren konnte. Bis hinein in unsere Zeit hat sich diese Sitte erhalten. Wo überhaupt auf dem Lande im Hause noch von den Frauen und Mädchen gesponnen wird, z. B. in einzelnen Gegenden Pommerns und Mecklenburgs und im wendischen Spreewalde der Mark Brandenburg, werden die Rocken abgesponnen und die leeren Spinnräder beiseite gestellt, um erst nach dem 6. Januar wieder in Gebrauch genommen zu werden.

Die Bereitung festlicher, besonderer Speisen im Hause ist gleichfalls uralt. Ursprünglich wurde dazu ein weißer Eber[10] gemästet, dessen Borsten vergoldet wurden. Dieser den Göttern geheiligte Eber wurde am Spieße gebraten, vorher aber legte der Hausvater seine rechte Hand auf den Kopf des Opfertieres und schwur, seinem Hause nebst Weib, Kindern und Gesinde[11] ein treuer, gerechter, milder Hausvater zu sein und im neuen Jahr, welches die wiederkehrende Sonne verhieß, nur gute, tapfere, den Göttern wohlgefällige Taten zu vollbringen. Dann schwuren die Familie und die Hausgenossen Treue und Liebe, und das Mahl begann. In späterer Zeit wurde der Kopf des Ebers mit einem Roßmarinkranz geschmückt und die Kuchen, die die Hausfrau aus Mehl und Honig zum Feste backte und welche wir als Vorläufer unserer heute üblichen Honigkuchen ansehen können, erhielten entweder die Form des Rades oder des Ebers.

Das Julfest währte mehrere Tage, und während dieser Zeit standen Haus und Hof im Zeichen des Julfriedens. Wer den heiligen Julfrieden brach, verfiel der Todesstrafe.

Der Segen dieses Festfriedens mußte sich nach altem Glauben allem mitteilen, was Teil am Feste hatte oder zum Fest benutzt wurde. Aus dem neuen Stroh, mit dem man während der Feiertage den Fußboden und die Bänke belegt hatte, machte man nach demselben die Nester für das brütende Hausgeflügel. Dann konnte keine gefürchtete Verzauberung[12], kein Marder ihnen nahen. Den Rest des Strohs legte man auf die Gartenbeete, oder man drehte Seile davon, die man um die Obstbäume schlang, damit sie reichlich trügen. Diese Sitte ist noch in vielen deutschen Gegenden zu finden. Selbstgebaute Hirse[13] war in nördlichen Ländern neben dem Eberbraten eine beliebte Julspeise, die sich in Skandinavien noch vielfach gehalten hat, oft aber auch durch den ausländischen Reis ersetzt wird.

Die kleinkörnige Beschaffenheit soll auf Segen an Geld hinweisen, eine Deutung, die später auf den Mohn[14] überging, als man gelernt hatte, aus Mohnsamen schmackhafte Speisen zu bereiten, denen man gern ein besonderes Interesse erwecken wollte.

Von den Wundern der festlichen

4. glaubte. — 5. spenden = geben, erteilen. — 6. am Spinnrad der Stab zur Aufnahme des Flachses, « *la quenouille* ». — 7. *fuseaux*. — 8. die zwölf Nächte zwischen Weihnachten und drei-Königstag; es war das höchste Fest des Jahres, weil der Umzug, den die Erntegöttinnen in dieser Zeit hielten, Feldern und Bäumen Fruchtbarkeit spendete. — 9. Frau Holde oder Holla, germanische Göttin der Fruchtbarkeit; im Süden nannte man sie Berchta. — 10. Der Eber ist das Lieblingstier der Göttin Freya. Der goldborstige Eber ist vielleicht das Sinnbild der Sonne. — 11. Dienern

12. *maléfice*. — 13. *millet*. — 14. *pavot*.

Zeit und der Anwesenheit der Götter erwartete man die Enthüllung der Zukunft. Seit allem Anfang haben die Menschen, denen sie weise verschlossen ist, zu allerhand Mitteln gegriffen, sich einen Blick in die unbekannte Zukunft zu verschaffen. Die Mädchen wollten meist gern wissen, ob das neue Jahr ihnen den Bräutigam und das eigene Haus bringt, die jungen Männer erfuhren gern, ob die heimlich Geliebte auch ihnen geneigt sei. Sie schauten deshalb in das Ofenloch [15], oder warfen den Schuh nach der Tür, um zu sehen, ob er mit der Spitze oder Ferse nach außen stünde. Mit der Zeit sind diese noch vielfach üblichen Bräuche in die Sylvesternacht verlegt worden.

Wie im Hause die Götter unsichtbar « umgingen », so natürlich auch im Hof, in den Ställen und im Garten. Man glaubt in manchen Gegenden, daß in der Christnacht noch einmal die Apfelbäume blühen, aber nur ganz bevorzugte Menschenkinder können das bemerken, ebenso sieht nicht jeder, daß in der Mitternachtsstunde der Christnacht, so lange die Uhr braucht, die zwölf Schläge zu tun, alles Wasser in Bächen und Brunnen sich in Wein verwandelt. Es sind nur ganz wenige, besonders auserwählte Menschen, denen es « zufällig » offenbar wird, denn « wer es absichtlich schöpft, erblindet ». Und wer es « zufällig » geschöpft und getrunken hat, darf sich auch dessen nicht rühmen, denn dann wird er ebenfalls durch Erblinden bestraft.

Im badischen und elsäßischen Oberland schöpft man schweigend zwar keinen Wein, aber « Heilwasser » aus dem Brunnen. Hier ist der Glauben also mit dem des Osterwassers verbunden.

In der Nacht zwischen 11 und 12 Uhr bekommt, wie in vielen Gegenden geglaubt wird, das Vieh im Stall die Gabe zu reden, weil einst, als Jesus im Stalle zu Bethlehem geboren war, das Vieh ihm erste Verehrung zollte. Auch das, was das Vieh sagt, ist weissagender Natur, und deshalb die Lust der Menschen groß, die weissagenden Worte mitanzuhören. Leider ist aber dem absichtlich Horchenden auch hier schwere Strafe gewiß : er muß selbst sterben.

Und sein Leben aufs Spiel setzen — das ist gefährlich.

In Preußen und Litthauen existieren zwei Sagen, die sich mit diesem Glauben decken ; ein neugieriger Bauer versteckt sich oben auf dem Boden des Stalls, um sein Vieh zu belauschen, da hört er ein Pferd sagen : « In drei Tagen fahren wir den Herrn auf den Kirchhof ». Der Bauer fiel vor Schreck herunter und blieb tot liegen. Die andere Sage berichtet von einem frommen Knecht, der am Weihnachtsabend zur Beichte [16] gegangen war und dann in seiner Kammer, die er über dem Stall hatte, einschlief. Da wachte er von Stimmen der Tiere auf. Ein Rind sagte zum andern : « Wir wollen den Knecht oben töten, weil er hört, wie wir reden ». Das andere aber widersprach : « Das dürfen wir nicht, er hat gebeichtet und will das Abendmahl nehmen [17]. » Als der Knecht herunterkam, sah er, wie die Tiere auf den Knieen lagen.

Auch einige Vögel haben Teil an Weihnachtslegenden. Zunächst die sogenannten Rauchschwalben, die ehemals nicht Rauchschwalben waren. Die Schwalben konnten früher sehr lieblich singen, da sangen sie, in dem Stall aus und ein fliegend, dem schlafenden Kinde Weihnachtslieder, damit es erwachen soll. Als es aber trotz des Gesanges weiter schläft, fliegen sie zum Meer, sammeln Tropfen und Steinchen und spritzen, zurückgekehrt, die Wassertropfen auf die Augenlider und werfen Steinchen an die Krippe. Darüber erwacht

15. Dem Ofen wurde gebeichtet ; der Ofen verkörpert das Feuer, das früher angebetet wurde.

16. *à confesse*. — 17. *communier*.

das Kind und weint. Weil aber die Schwalben das Kindlein in seiner Ruhe gestört haben, so befiehlt ihnen Gott, künftig zu nisten, wohin der Rauch dringt, unterm Gebälk des Wetterdaches, und die Singstimme nimmt er ihnen auch, es bleibt ihnen nur der Ruf, den wir an ihnen kennen : tiril-tiril.

So erzählt eine rumänische Legende.

Nach einer Sage aus der Schweiz bekam ein anderes kleines Vögelchen, das auf Zäunen und Mauern nistete, in jener Nacht den Königstitel. Es flog herbei und pickte vom Christkind in der Krippe die Spinnen fort, die es schreckten und beunruhigten. Dafür zum Dank wurde aus dem kleinen Zaunvogel der Zaunkönig.

Vielfach glaubt man, daß in der Weihnachtsnacht, selbst bei hohem Schnee, der Hopfen[18] fingerlang emporsprießt, aber leider ist es auch hier den Menschen versagt[19], sich mit Vorbedacht[20] davon zu überzeugen. Wer es zufällig sieht, darf es nicht verraten.

Um dem Vieh dauernde Gesundheit zu sichern, wird in vielen Gegenden Deutschlands noch heut am Abend des Weihnachtstages ein Apfel in das Trinkwasser gelegt, der Gesundheit bedeutet. Auch wird oft aufgepaßt, ob sich das Vieh im Stalle während der Christnacht mit dem Kopf der Tür zugewandt hat, das bedeutet Glück im Stall, gutes Mastvieh, erfolgreichen Viehhandel.

Natürlich ist nicht bei allem alten Brauch, Sitte und Glauben der Weihnachtszeit der Ursprung und die ursprüngliche Bedeutung festzustellen, viele Gebräuche sind sogar sehr entstellt bis auf die Neuzeit gekommen.

Das hohe Alter, welches diese Bräuche besitzen, deutet darauf, mit welchem großen Interesse, mit welcher Inbrunst[21] die Deutschen und die ihnen stammverwandten Völker bestrebt waren, den Segen der festlichen Zeit für ihr Haus, ihr Vieh, ihren Hof, Garten und Feld an sich zu fesseln.

(*Haus, Hof und Garten. Berlin*, 1905.)

18. *houblon.* — 19. verboten. — 20. absichtlich. — 21. *ardeur.*

Erfolge[1] der deutschen Sozialgesetzgebung[2].

Den 17. November 1881 ließ Kaiser Wilhelm I an den Reichstag folgende Botschaft[3] ergehen, in welcher er die Notwendigkeit eines kräftigen sozialpolitischen Vorgehens[4] betonte :

„Wir halten es für unsere kaiserliche Pflicht, dem Reichstag diese Aufgabe von neuem ans Herz zu legen, und würden mit um so größerer Befriedigung auf alle Erfolge, mit denen Gott unsere Regierung sichtlich gesegnet hat, zurückblicken, wenn es uns gelänge, dereinst das Bewußtsein mitzunehmen, dem Vaterlande neue und dauernde Bürgschaften[5] seines inneren Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit[6] des Beistandes, auf den sie Anspruch haben, zu hinterlassen. In unseren darauf gerichteten Bestrebungen sind wir der Zustimmung aller verbündeten Regierungen gewiß und vertrauen auf die Unterstützung des Reichstages, ohne Unterschied der Parteistellung. In diesem Sinne wird zunächst der von den verbündeten Regierungen in der vorigen Session vorgelegte Entwurf[7] eines Gesetzes über die Versicherung der Arbeiter gegen Betriebsunfälle[8] mit Rücksicht auf die im Reichstag stattgehabten Verhandlungen über denselben einer Umarbeitung[9] unterzogen um die erneute Beratung derselben vorzubereiten. Ergänzend wird ihm eine Vorlage[7] zur Seite treten, welche sich eine gleichmäßige Organisation des gewerblichen Krankenwesens zur Aufgabe stellt. Aber auch diejenigen, welche durch Alter und Invalidität erwerbsunfähig[10] werden, haben der Gesamtheit gegenüber einen begründeten Anspruch auf ein höheres Maß staatlicher Fürsorge, als ihnen bisher hat zu teil werden können."

1. succès. — 2. législation sociale. — 3. message. — 4. initiative. — 5. garanties. — 6. taux plus élevé. — 7. projet. — 8. accidents de travail. — 9. remaniement. — 10. incapables de gaguer leur vie.

Mit dieser Botschaft wurden die drei großen grundlegenden sozialpolitischen Reichsgesetze betreffend die Kranken-Unfall-Invaliditäts-respektive[11] Altersversicherung angekündigt.

Wie glänzend und ersprießlich[12] die Erfolge dieser Politik für Deutschland geworden, können am besten einige Zahlen zeigen.

Nach der letzten Zählung bestanden im Deutschen Reiche rund 23 200 Kassen mit beinahe 11 Millionen Mitgliedern, 246 Millionen Mark Einnahmen[13], 234 Millionen Mark Ausgaben und 191 Millionen Mark Kapitalbestand. Hierzu kommen noch 176 Knappschaftskassen[14] mit etwa 3/4 Millionen Mitgliedern, 23 3/4 Millionen Einnahmen, etwa 23 Millionen Ausgaben und etwa 22 Millionen Vermögen. Die Unfallversicherung erstreckte sich auf rund 619 500 gewerbliche und etwa 4 660 000 landwirtschaftliche Betriebe mit etwa zusammen 19 Millionen Versicherten, wozu noch 3/4 Millionen in Staatsbetrieben tätige hinzukommen. An etwa 335 000 Geschädigte sind beinahe 127 Millionen Entschädigungen[15] ausgezahlt worden. An der Invalidenversicherung hatten endlich über 13 3/4 Millionen Versicherte Anteil, unter diesen befanden sich mehr als 803 000 Invaliden und beinahe 168 000 Altersrentner mit 148 ½ Millionen Rentenbezügen und einem Vermögen von 1160 Millionen Mark. Etwa jeder fünfte Deutsche ist somit gegen Krankheit, jeder dritte gegen Unfallsfolgen, jeder vierte gegen Invalidität oder Alter versichert. Beinahe eine halbe Milliarde Mark wird alljährlich an Kranke, Geschädigte, an Invaliden und an Greise ausgezahlt; die Hälfte dieser riesigen Jahresausgabe wird von den Unternehmern, 205 Millionen von den Arbeitern und 45 Millionen von den Reichseinnahmen zugesteuert.

11. beziehungsweise. — 12. fruchtbringend. — 13. recettes. — 14. caisses corporatives. — 15. indemnités.

Vermischte Nachrichten.

Am 1. Dezember hielt zu Straßburg im Saale des Hotels Stadt Paris auf Veranlassung der „Elsäss. Rundschau" der ehemalige französische Kammerpräsident Doumer in französischer Sprache unter lebhaftem Beifall einen sehr stark besuchten einstündigen Vortrag über die europäische Kolonisation. Der Redner betonte, der Umfang der Kolonisation sei der Maßstab der politischen, ökonomischen Entwickelung der Länder. Andere europäische Nationen hätten den Krieg gegen Japan angesichts der großen Entfernung des Kriegsschauplatzes voraussichtlich ebenso verloren wie Rußland. Die Völker Europas laufen infolge ihrer Uneinigkeit Gefahr, von der gelben Rasse überflügelt und mit einer Invasion überzogen zu werden.

Österreich-Ungarn und der Welthandel.

Im Nordosten hat sich Rußland durch ein starres Prohibitivsystem abgeschlossen, im Süden in Italien stehen politische Verhältnisse und eine in allen Gebieten scharf ausgeprägte Nebenbuhlerschaft[1] im Wege. Mit der Türkei endlich betreibt Österreich-Ungarn allerdings einen sehr bedeutenden Verkehr, aber die Zeiten des größten Flors desselben sind vorüber, nachdem der frühere, sehr vorteilhafte, über Österreich-Ungarn geführte Zwischenhandel den direkten Verkehrsbeziehungen des westlichen Europas zur Levante weichen mußte. England bezieht nun aus dem Azowschen und Schwarzen Meere direkt seinen Getreidebedarf, der Transit- und Zwischenverkauf von Südfrüchten hat ganz aufgehört, die reichen Produkte von Kleinasien und Ägypten werden für englische und französische Rechnung an Ort und

1. *rivalité.*

Stelle aufgekauft und auf dem Seewege direkt verführt, der Österreichische Lloyd, welcher die Dampfschifffahrt in der Levante eingebürgert hat, kann sich nur mit größter Mühe der übermächtigen Konkurrenz fremder, reich subventionierter Gesellschaften erwehren, die levantinischen Märkte werden mit englischen Manufakturwaren überschwemmt, in allen Gegenden des Luxus herrscht unbedingt [2] die französische Mode — kurz, unsere Position ist in der Levante in jeder Beziehung sehr schwierig geworden. Hiemit soll zwar nicht gesagt sein, daß sich bei Entwicklung der gehörigen Energie und bei sorgfältiger Benützung der Vorteile der Nachbarschaft nicht für unseren Handel mit der Levante noch manches erzielen lasse, aber im ganzen genommen, ist das dortige Handelsgebiet doch schon zu vielseitig ausgebeutet [3] und die Türkei ist in ihren politischen und volkswirtschaftlichen Verhältnissen zu übel bestellt, als daß ein besonderer Aufschwung unseres levantinischen Handels sich erwarten ließe.

. . . .

Man beachte nur, was um uns herum, bei unseren Nachbarn und Rivalen vorgeht.

Sollte uns ganz gleichgiltig sein, daß Frankreich alle seine Kräfte in Bewegung setzt, um den Verkehr nach der Richtung des Suezkanals zu fördern?

Während das französische Eisenbahnnetz nach allen Richtungen hin so vervollständigt ist, daß alle Häfen und Mittelpunkte der Industrie und Produktion untereinander und mit Paris in Verbindung stehen, während Marseille und Bordeaux, also das Mittelländische Meer mit dem Atlantischen Ozean, einer vermehrten Schienenverbindung entgegensieht, sind in Marseille die großartigsten Hafenbecken und Docks zur Aufnahme der anlangenden Güter, welche unmittelbar von den Schiffen entweder auf die Waggons der bis an die Kais reichenden Eisenbahn geschafft oder in den in gleicher Weise zugänglichen Warendocks aufgespeichert werden, entstanden. Die Bedingungen des Handels, wie sie heutzutage zur unabweisbaren [4] Notwendigkeit geworden, werden in Frankreich in größtem Maßstabe erfüllt und die ungeheuren Kosten, welche dies erfordert, müssen sich glänzend verwerten [5], da nur hiedurch sich die auffallende Erscheinung erklärt, daß Hand in Hand mit dem von Jahr zu Jahr steigenden kolossalen Ausgabsbudget die Regierungseinnahmen sich jährlich vermehren und die erhöhten Ausgaben mit Leichtigkeit einfließen.

Noch näher berührt uns aber, was in Italien vorgeht.

Ungeachtet eines von Jahr zu Jahr steigenden Finanzdefizites, verfolgt die Regierung mit größter Tätigkeit und, wie sich nicht leugnen läßt, mit überraschendem Erfolge handelspolitische Ziele, welche ihre Spitze zunächst gegen Österreich-Ungarn kehren.

Ohne uns bei den Anstrengungen aufzuhalten, welche Genua macht, um unsere Reederei [6] immer mehr aus den Häfen des Archipels und des Schwarzen Meeres zu verdrängen, müssen wir ernstlich hervorheben [7], daß die Haupttendenz der italienischen Regierung offenbar darauf ausgeht [8], Österreich-Ungarn auf dem Adriatischen Meere den Rang abzulaufen und unseren Seeverkehr in italienische Häfen zu leiten.

Diese Tatsachen, durch welche Österreich-Ungarn auf seinem eigenen Seegebiete mit vollständiger Überflügelung bedroht erscheint und der Gefahr nahe gerückt wird, für immer von einer tätigen Teilnahme am Welthandel ausgeschlossen zu werden, sollte ein Ansporn sein, den maßgebenden Faktoren die möglichen Mittel zur Verfügung zu

2. absolut. — 3. *exploité*.

4. *inévitable* — 5. lohnen. — 6. *armement, frètement*. — 7. betonen. — 8. *s'efforce*.

stellen, um uns einen gebührenden Platz auf dem Weltmarkte mit Erfolg verschaffen zu können.

Dr August Fischer
(*Österreichische Handelsschul-Zeitung*, November 1906.)

Auf ein schlummerndes Kind.

Wenn ich, o Kindlein, vor dir stehe,
Wenn ich im Traum dich lächeln sehe,
Wenn du erglühst so wunderbar,
Da ahne ich mit süßem Grauen:
Dürft' ich in deine Träume schauen,
So wär' mir Alles, Alles klar!

Dir ist die Erde noch verschlossen,
Du hast noch keine Lust genossen,
Noch ist kein Glück, was du empfingst:
Wie könntest du so süß denn träumen,
Wenn du nicht noch in jenen Räumen,
Woher du kamest, dich ergingst?

F. Hebbel
(1813-1863).

Flußpferde im Elsaß.

Von großem wissenschaftlichem Interesse sind die Funde von Überresten eines Nashorns und eines Flußpferdes, die in Burbach im Elsaß (Kreis Zabern) gemacht wurden. In einer Steingrube fanden sich 6 bis 8 Meter unter der Erdoberfläche Tierknochen und Reste, die als Überreste von Nashorn- und Flußpferdlebewesen erkannt wurden, wie diese zur Eiszeit in Europa lebten. Die jetzt gefundenen Reste lagen in einem Spalt im Gestein, der vom Wasser mit Schutt zugedeckt war und sind auf diese Weise in der Erde erhalten geblieben. Natürlich handelt es sich nicht um ein Nilpferd, das sich auf einem Spaziergang aus dem Nil in das Elsaß verirrt hatte, sondern um ein altdiluviales « Saarpferd », das sich in den lauen Gewässern der Saar und ihrer Zuflüsse badete und zwischendurch Ausflüge auf die benachbarten Kalkhügel machte. Vermutlich ist es dieselbe Art Flußpferd, deren Reste man aus den ältesten diluvialen Rheinsanden von Mosbach kennt. Im Süden Europas und in Frankreich sind Flußpferdereste in den altdiluvialen und jungtertiären Ablagerungen häufiger. In Deutschland waren solche bis jetzt nur von Mosbach bekannt.

Die Buchdruckerei*.

III

Aber gleich als wäre es an allen diesen Machinationen gegen die guten Sitten, den großen Grundbesitz und die Privilegien der hohen Stände nicht genug, hat nun auch noch, wie verlautet, ein Doktor Kirschhausen aus Berlin, ein berühmter Mathematiker, neue Charaktere und eine neue, leichte Presse erfunden, die man in der Tasche mit sich führen kann, und die fast eben so schnell druckt, als man spricht. Man kann in einem Salon, ohne daß jemand etwas ahnt, alles, was gesprochen wird, sogleich drucken, ja tausend Exemplare von den geführten Gesprächen zur Stelle abziehen. Wohin das führen würde, und was die Zensur gegen eine solche Überschwemmung vermöchte, mögen Sie selbst beurteilen, mein Herr. Das Schlimmste aber für jeden Wohldenkenden und vom Staate Besoldeten ist aber der Umstand, daß die Kombination der neuen Charaktere so einfach, klar und leicht zu begreifen ist, daß auch der einfältigste Mensch in einer Stunde lesen und schreiben lernen kann. Der Doktor hat dies mit einem Schrecken erregenden Erfolge öffentlich bewiesen, und ein Bauer, welcher den Abend zuvor kaum bis fünf an den Fingern zählen konnte, verfaßte und ver-

* Siehe die vier andern Teile.

teilte, nach einem Unterricht von kaum zehn Minuten, an die Anwesenden eine in gutem Deutsch geschriebene Schrift, die mit den Worten anfing: „Das Gesetz muß regieren!" Großer Gott, was wird aus uns werden, wohin wird das noch führen? Glücklicherweise haben die Behörden die gehörigen Sicherheitsmaßregeln ergriffen, der Doktor ist vogelfrei erklärt; und wer ihn lebendig oder tot liefert, erhält hunderttausend Gulden. Die Sache ist übrigens keine Kleinigkeit, denn, wenn sich in unserm Jahrhunderte eine solche Erfindung ausbreitete, so wäre es um alle Grundlagen der geselligen Ordnung geschehen; dem Publikum könnte nichts geheim bleiben. Adieu dann alle Hebel der Politik: Intriguen, Komplotte, geheime Noten! Jede Heuchelei würde bald entlarvt, jeder Betrug bald aufgedeckt werden. Aber wie schwer würde nicht das Regieren sein?

Paul-Louis Courier.

Die Biene.

1.

Das honigsüße Immelein [1]
Sich früh und spät bemüht;
Es sitzt auf allen Blümelein,
Versuchet jede Blüt'.

2.

Gar emsig fliegt es weit und breit,
Trägt ein mit großem Fleiß
Und sucht die ganze Sommerzeit
Auch für den Winter Speis'.

Aus „Des Knaben Wunderhorn".

1. Bienlein.

Weintrauben-Gelee.

Mangelt es im Herbst an Sonnenschein, oder treten sonstige niedrige Umstände ein, so erhalten die Trauben nicht die genügende Reife [1], um auf die Tafel kommen zu können und mancher Gartenbesitzer achtet die Traubenfrüchte so gering, daß er sie ruhig am Stocke hängen läßt und den Vögeln preisgibt [2]. Das dauert [3] die praktische Hausfrau und sie versucht sie zu verwerten [4] und als wundervolles rosiges Gelee auf die Tafel zu bringen. Das Geheimnis für diesen Erfolg besteht in der Anwendung von Quitten [5], die mit der Schale in Schnittchen geschnitten und mit Wasser gekocht, dem Traubensaft zugesetzt [6] werden. Das Rezept zu diesem köstlich mundenden [7] Gelee ist folgendes: Man preßt die Weintrauben aus und mißt den Saft. Auf jedes ½ Liter Saft rechnet man eine Quitte, die, mit Wasser bedeckt, sehr lange kochen müssen. Die Masse wird durch einen Geleebeutel [8] gedrückt und der Saft dem von den Trauben erhaltenen zugesetzt. Auf ein halbes Liter Saft rechnet man ein Pfund Zucker und kocht die Masse sehr flüchtig ein.

1. maturité. — 2. abandonne. — 3. regrette. — 4. employer. — 5. coings. — 6. ajoutés. — 7. schmeckenden. — 8. filtre à gelée.

Les Cinq Langues

N° 7. 5 Janvier 1907. 7e Année.

DEUTSCHER TEIL

Reichstagsauflösung[1].

Am 14. Dezember 1906 ist der deutsche Reichstag nach ablehnender[2] Abstimmung[3] über die Regierungsvorlage zum Nachtragsetat[4] für Südwestafrika aufgelöst worden. Die Regierung verlangte 29 220 000 M. und 8 000 Mann. Das Zentrum, die einflußreichste Partei, auf welche sich bisher die Regierung fast ausschließlich stützte, wollte dagegen alle Truppen bis auf den Bestand von 2 500 Mann zurückbefördern.

Bei dieser Gelegenheit hielt Reichskanzler Fürst Bülow folgende Rede :

Ich halte mich für verpflichtet, Sie nochmals und in letzter Stunde auf die schwere Verantwortung[5] hinzuweisen, die Sie durch Ihre Beschlüsse[6] auf sich nehmen. Es handelt sich hier nicht um die Frage, ob für unsere Kolonien einige Millionen mehr oder weniger bewilligt[7] werden sollen, es handelt sich, wie der Vertreter des Generalstabes überzeugend dargelegt hat, um die Frage, ob wir unsere Kolonien behaupten[8] können oder nicht. Es handelt sich, wie ich als verantwortlicher Leiter der Reichsgeschäfte hinzufüge, um die Frage, ob wir unser Ansehen in der Welt, ob wir unsere Waffenehre (Gelächter der Sozialdemokraten. Tosender Beifall und Zustimmung und Entrüstungsrufe[9] auf der Rechten und bei den Nationalliberalen. Andauernde Kundgebungen[10].) — (Der Reichskanzler wiederholt mit erhobener Stimme:) Wie ich als verantwortlicher Leiter der Reichsgeschäfte hinzufüge (Stürmischer Beifall), ob wir unsere Waffenehre, ob wir unsere Stellung in der Welt, ob wir unser Ansehen, ob wie unser nationales Ansehen gefährden[11], um eine verhältnismäßig geringfügige Summe zu ersparen, am Ende eines Feldzuges, der uns Hunderte von Millionen gekostet hat. (Große Bewegung. Rufe : Nein ! Lärm.) Oder sollen wir in einer Stunde des Kleinmuts[12] die Früchte jahrelanger tapferer Anstrengungen[13] gefährden? Sollen die Opfer[14], die schweren Opfer an Gut und Blut, die wir für unsere Kolonien gebracht haben, den Kolonien und dem Vaterlande zum Segen gereichen oder sollen sie umsonst gebracht sein ? Die Regierung kann sich nicht von Parteien und Parlament vorschreiben lassen, wie viel Truppen sie für kriegerische Operationen braucht. (Oho ! links. Sehr richtig ! rechts, stürmischer Beifall.) Wer würde Krieg führen wollen, wenn sich bei uns die Gewohnheit einbürgern[15] wollte, militärische Maßnahmen[16] im Kriegszustande, von deren richtiger Durchführung Leben und Gesundheit der Truppen, unsere Waffenehre, unter Umständen[17] Wohl und Wehe des ganzen Landes abhängt, abhängig zu machen von Fraktionsbeschlüssen oder Parteien? (Lachen links. Tosender Beifall.) Meine Herren, da draußen stehen unsere Soldaten, das sind Deutsche. Die haben gekämpft, die haben Anstrengungen erduldet, die sind im Begriff, den letzten Widerstand des Gegners niederzuringen[18] — sollen sie etwa zurück, weil die Regierung aus Kleinmut, weil eine

1. Dissolution du Reichstag. — 2. ablehnen = verwerfen, nicht annehmen. — 3. vote. — 4. crédits supplémentaires. — 5. responsabilité. — 6. décisions. — 7. accordés. — 8. défendre. — 9. cris d'indignation. — 10. manifestations.

11. mettre en péril. — 12. découragement. — 13. efforts. — 14. sacrifices. — 15. introduire. — 16. mesures. — 17. dans certains cas. — 18. abattre.

kleinmütige Regierung aus Scheu vor parlamentarischen oder Parteirücksichten ihren Heldenmut vor dem Feinde im Stiche läßt[19]. (Ein schwaches Gelächter der Sozialdemokraten, das sich erhebt, geht unter in tosenden Beifallsstürmen.) Der Reichskanzler fährt fort: Was haben andere Völker für Kolonialkriege geführt, Engländer, Franzosen, Holländer, und haben nicht mit einer Wimper gezuckt! Soll das deutsche Volk kleiner sein? Kleiner dastehen als andere Völker? Das ist die Frage, auf welche die verbündeten Regierungen eine Antwort fordern, klipp und klar[20]. (Große Bewegung. Der Reichskanzler spricht mit erhöhter Stimme): Meine Herren, wir können bedauern, daß der Aufstand[21] ausgebrochen ist, daß er so und soviel Menschenleben, so und so große Summen gekostet hat. — Wir können bedauern, aber zurück können wir nicht. (Anhaltende[22] Bewegung.)

Meine Herren, man hat mir das Wort in den Mund gelegt: nur keine inneren Krisen. (Hört, hört! Bewegung.) Ich habe das alberne[23] Wort dementieren lassen. Es kehrt immer wieder zurück. In Wirklichkeit habe ich natürlich nie etwas Derartiges gesagt. (Hört, hört!) Es gibt Situationen, wo ein Zurückweichen vor einer Krisis ein Mangel an Mut, ein Mangel an Pflichtgefühl sein würde. (Stürmischer Beifall. Der Reichskanzler ruft mit hallenden Worten in den Saal:) Wenn Sie wollen, haben Sie die Krisis. (Große Bewegung.) Parteien können Forderungen annehmen oder ablehnen, denn sie tragen keine Verantwortung. (Von den sozialdemokratischen Bänken ruft man: Oho! Die Rechte ruft: Ruhe!) Die Regierung darf aber nicht vor den Wünschen und Interessen einzelner Parteien zurückweichen, wenn ihre höchste Aufgabe, die nationale, in Frage steht. (Tosender Beifall rechts.) Man hat mir das Gerücht[24] zugetragen, in dieser Frage schöbe ich nicht, sondern ich würde geschoben[25]. (Sehr wahr! bei den Soz. Der Reichskanzler sagt das Folgende mit vor Erregung zitternder Stimme.) Ich führte nur die Direktiven der obersten Stelle aus, das ist eine dreiste Unwahrheit, niemand drängt mich, niemand schiebt mich. Ich brauche gar keine Direktiven, um die nationalen Notwendigkeiten zu erkennen, die hier vorliegen und danach und lediglich[26] danach zu verfahren[27]. Es handelt sich eben in keiner Weise um eine Frage des inneren Regiments[28]. Es handelt sich auch nicht im entferntesten[29] um einen Gegensatz zwischen persönlichem und parlamentarischem Willen — es handelt sich lediglich um eine vom Reichskanzler nach gewissenhafter Überzeugung vertretene (der Reichskanzler bekräftigt jedes dieser Worte mit Schlägen auf den Tisch) Auffassung[30] der verbündeten Regierungen. Es handelt sich darum, ob wir unsere koloniale, ob wir unsere gesamte nationale Stellung behaupten wollen oder nicht. Es handelt sich darum, ob wir unsere Stellung in der Welt, ob wir unser Ansehen nach außen behaupten wollen oder nicht. (Lachen der Sozialdemokraten.) Glauben Sie, meine Herren, daß so etwas ohne Rückwirkung auf das Ausland bleibt? (Lebhafte Zustimmung.) Welchen Eindruck würde es im Ausland machen, wenn die Regierung in einer solchen Lage kapitulieren wollte, sich zu schwach bewährte, unsere nationale Pflicht zu erfüllen? (Stürmischer Beifall.) Wir haben unsere Pflicht getan im Vertrauen auf das deutsche Volk. (Der Reichskanzler setzt sich. Tosende Beifallsstürme brechen aus, auf der Linken wird gezischt, immer neue Kundgebungen erfüllen den Saal.)

19. fait défection à. — 20. ganz klar. — 21. soulèvement. — 22. prolongé. — 23. sotte.

24. bruit. — 25. poussé. — 26. bloß. — 27. handeln. — 28. politique intérieure. — 29. le moins du monde. — 30. manière de voir.

Die Verteilung der Nobel-Preise.

Die Verteilung der Nobel-Preise, von denen sich jeder auf 138 536 Kronen beläuft, fand am 10. Dezember 1906, am Todestage des Stifters statt. Die Preisträger sind Präsident Roosevelt, der italienische Dichter Giosuë Carducci, der Professor für Physik an der Universität Cambridge Joseph John Thomson, der Professor an der Universität Paris Henri Moissan, der Professor der allgemeinen Pathologie an der Universität Pavia Camillo Golgi und der Professor der Histologie an der Universität Madrid Ramon y Cajal. Also ein Amerikaner, ein Franzose, zwei Italiener, ein Spanier und ein Engländer.

Präsident Roosevelt erhält den Friedenspreis.

Giosuë Carducci wurde 1836 in Valdicastello (Toskana) geboren, studierte in Pisa und wirkte von 1860 ab als Professor an der Universität Bologna. Seit zwei Jahren lebt er dort im Ruhestand. In seinen Gedichten, Romanen und Novellen zeichnet er sich durch die Kühnheit der Gedanken, durch eine farbenreiche, glutvolle Sprache aus. Er gilt als der Meister der italienischen realistischen Schule.

Der Träger des Preises für Physik Joseph John Thomson, Präsident der Cambridger « Philosophycal Society » ist am 18. Dezember 1857 geboren. Seine Hauptarbeiten erstrecken sich auf die Elektrizitätsleitungen in Gasen, die Kathodenstrahlen [1] und die Konstitution der Materie.

Henri Moissan, der den Chemiepreis erhielt, ist 54 Jahre alt. Er ist Professor der Chemie an der Sorbonne und veröffentlichte Arbeiten über die Chrom- und Cyanverbindungen, über die Karbide und Silicide. Seine Arbeiten über die Vorgänge bei höchsten Temperaturen im elektrischen Ofen sind besonders bedeutend. Bei diesem Studium gelang es ihm, im Jahre 1893 kleine künstliche Diamanten zu erzeugen.

Der eine Träger des Medizinpreises, Camillo Golgi, wurde am 7. Juli 1844 zu Corteno geboren.

Prof. Camillo Golgi.

Er vollendete seine Studien in Pavia und wurde ordentlicher Professor der Anatomie an der Universität Siena. Seit 1881 ist er Professor der allgemeinen Pathologie an der Universität Pavia. Er beschäftigte sich besonders mit der Veränderung der Lymphgefäße im Gehirn, der feineren Anatomie der Zentralnervenorgane, den Veränderungen des Knochenmarks bei den Pocken und mit Studien über die Zusammensetzung des Blutes.

Die andere Hälfte des medizinischen Preises erhielt Professor Santiago Ramon y Cayal. Der Gelehrte wurde im Jahre 1852 zu Petilla in Aragonien geboren. Er studierte in Saragossa, wurde im Jahre 1886 Professor der Histologie in Barcelona und ist seit 1892 in gleicher Eigenschaft in Madrid tätig. Sein Hauptarbeitsfeld ist die Gewebelehre. Er gab Kompendien der pathologischen Anatomie und

1. *les rayons cathodiques.*

der allgemeinen Anatomie heraus und beschäftigte sich viel mit mikrographischen Studien.

Vermischte Nachrichten.

Unter der Agide Kornelius Vanderbilts hat sich ein Komitee gebildet, das die Errichtung eines Denkmals für den Erfinder des Dampfschiffs, Robert Fulton, plant. Zu diesem Zwecke werden mit Erlaubnis der direkten Nachkommen [1] des Erfinders in Amerika die Gebeine [2] Fultons vom Trinity-Kirchhofe nach der Gruft [3] oder dem Monument überführt werden. Der Gesellschaft stehen für das Denkmal, das auf einem noch auszuwählenden Platze auf Manhattan Island seine Stätte finden soll, 600000 Dollars zur Verfügung.

* * *

Nachdem der deutsche Marine-Etat [4] 1905 für Versuche mit Unterseeboten [5] 1,5 Mill. Mark und der Etat 1906 2,5 Mill. Mark zur Beschaffung von Unterseebooten enthalten hat, wird der neue Etat eine größere Summe zur Herstellung einer Anzahl dieser Boote fordern. 1907 sollen bereits drei Fahrzeuge, U_1, U_2, und U_3, ihre Versuchsfahrten ausführen. Die Vorprobefahrten der U_1 sind erledigt [6].

1. *descendants.* — 2. *ossements.* — 3. *caveau.* — 4. *budget de la marine.* — 5. *sous-marins.* — 6. *terminés.*

Stromab.

Stromab! Stromab! Ich steh' am Rand
Des Ufers mit verhaltnem [1] Weinen;
Und eine liebe, liebe Hand
Ruht abschiednehmend in der meinen.

Stromab! Stromab! Nun ist's geschehn
Die Welle rauscht, die Segel wallen.
Ein weißes Tüchlein seh' ich wehn,
Hör' einer Stimme Ruf verhallen [2].

1. contenu. — 2. s'éteindre.

Stromab! Stromab! Zwei Furchen nur
Verraten, wo das Schiff gezogen;
Schon überspülen ihre Spur
Die fremden teilnahmlosen Wogen.

O letzter Blick! O letztes Wort!
Die heiße Träne rinnt hernieder;
So ziehet Glück und Jugend fort
Stromab, stromab und kehrt nicht wieder.

Ludwig Fulda
(Geboren 1862.)

Wie Oberlehrer Pampel Ruhe bekam.

Von Rudolf Braune-Roßla *.

I

Ja, siehst du, alter Junge, sprach mein Freund Karl Steffen, den ich seit sechs Jahren nicht gesehen hatte, da bin ich wieder. Fünf Jahre bin ich in Amerika gewesen und habe mich schlecht und recht [1] durchgeschlagen. Reich bin ich nicht geworden, o nein, aber gelernt habe ich. Die deutsche Sentimentalität habe ich abgelegt und den scharfen Blick und den klaren Kopf gewonnen, wodurch Engländer und Amerikaner ihre großen Erfolge erzielen [2]. Aber widerlich ist der Kampf um den Dollar und — beinahe schämte ich mich — mich packte das Heimweh [3]. Na, sagte ich mir, hier bindet dich nichts, du fährst 'mal nach Deutschland 'nüber und suchst deine Heimat auf und deine alten Bekannten. Ich fahre also. Wie ich nach Leipzig komme, sage ich mir: Bist so lange nicht im Theater gewesen, gehst mal wieder hinein. Ich frage den Ober [4] im Hotel, sagt der Mensch, ich solle ins Schauspielhaus gehen und Traumulus sehen. Ich gehe. Hätt's

* Aus « Der Primaner Pichel und andere Pennäler ». Humoresken aus dem Schülerleben von Rudolf Braune-Roßla. (Leipzig. Verlag « Der Barde ». 1906.)
Mit Genehmigung des Verfassers abgedruckt.

1. *tant bien que mal.* — 2. *obtiennent.* — 3. *nostalgie.* — 4. Oberkellner.

nicht tun sollen, denn was ich fünf Jahre bekämpft und scheinbar besiegt hatte, überwältigte mich wieder: die deutsche Sentimentalität. Ich hätte beinahe wie ein Schloßhund geheult und ein paarmal hab' ich mir die Augen wischen müssen. Ich verstehe nichts davon, ob das Stück gut ist, hab' mein Lebtag mit Theaterdingen nichts zu tun gehabt, aber wie der alte Gymnasialdirektor gespielt wurde... Höre, das muß ein trefflicher Künstler sein, möchte ihm mal die Hand schütteln. Ja, das war ja unser alter Oberlehrer Langrock, wie er leibte und lebte[5]. Nur einen anderen Spitznamen[6] hatte er: Pampel. Was, du kannst dich nicht so recht auf ihn erinnern? Ach so, du warst ja damals schon so'n Bücherfritze[7] und büffeltest[8] Tag und Nacht. Du hattest mich und den dicken Paul Hillig schmählich verlassen. Na, geschadet hat es uns nichts, daß wir hocken[9] geblieben, mir wenigstens nicht.

Ja, also der Oberlehrer Pampel! Siehst du, das war auch so'n Träumer, ein ganz unpraktischer Mensch. Aber unheimlich klug[10]. Griechisch, Lateinisch und allen Tod und Teufel[11] sprach er wie Wasser. Als ob das uns Jungens imponierte! Mir imponierte nur Muskelstärke und Körperkraft. Und die besaß Pampel nicht. Er war ein alter Junggeselle, ohne Freunde und ohne Freude, und verdiente eigentlich Mitleid. Aber uns war er nur ein Objekt zum Spaßmachen. Gott, was für Narrenpossen[12] haben wir mit ihm getrieben. Wir waren eine kolossal rauhbeinige[13] Gesellschaft. Überhaupt die Untertertia war verrufen[14] seit Jahren. Na, das weißt du ja! War man noch in Quarta ein Mensch, wurde man es in Obertertia wieder — in Untertertia war man ein Tier, ein richtiges Raubtier mit bösen Instinkten. Es machte uns Freude, die Lehrer zu quälen. Erst später im Leben bin ich zu der Einsicht gelangt, daß es die Lehrer gut mit uns Jungens meinten und daß wir ihnen Dank schulden. Damals dachte ich nicht so und meine Freunde auch nicht.

Ordinarius[15] der Untertertia war ein junger, forscher[16] Kerl gewesen, der mit uns ganz gut fertig wurde. Er verkehrte mit uns ziemlich burschikos[17] und das gefiel uns. Geschlagen hat er keinen. Wurde mal einer zu üppig[18], sah er ihn mit spöttischem Lächeln von oben bis unten an und sagte: « Nanu, wieder mal bocken[19] wie' n störrischer Gaul? » Na, in den übrigen Stunden entschädigten wir uns für die Zurückhaltung, die wir uns in seinen auferlegen mußten.

Dieser wurde plötzlich mitten im Schuljahr nach der Residenz versetzt und an seine Stelle kam der Oberlehrer Langrock. Wie wir später erfuhren, war es für den letzteren eine Zurücksetzung; infolge seiner Weichheit hatte sich die Disziplin in seiner Klasse so gelockert, daß er dort unmöglich wurde. Na, der kam also zu uns Ich sage dir, das gab keine schlechte Aufregung. Mein Vater hatte mir vorgeschwatzt, Langrock sei als äußerst energisch bekannt, und ich Esel war darauf 'reingefallen und hatte es in der Klasse erzählt. Na, von unserem nachmittägigen Indianerspielen[20] auf dem Klosterberge war uns ja jegliche Furcht verloren gegangen, aber bei meiner Erzählung überlief es doch manche eiskalt[21] und der kleine Hans Müller piepte sogar: « Er wird doch nicht hauen[22]? »

Nun, daß er nicht hauen würde, sahen wir sofort in der ersten Stunde. Er sah uns mit seinen blaßgrauen Augen so kläglich an, als wollte er sagen: « Jungens, ich tue euch nichts, tut ihr mir auch nichts. » Damit hatte er bei uns

5. *en chair et en os.* — 6. *sobriquet.* — 7. *travailleur.* — 8. « *tu piochais.* ». — 9. *nous avons redoublé notre classe.* — 10. gelehrt. — 11. *le diable et son train.* — 12. *farces.* — 13. *sauvage.* — 14. *avait mauvaise réputation.*

15. *le professeur habituel.* — 16. starker. — 17. *en camarade.* — 18. *exubérant.* — 19. trotzen. — 20. *petite guerre.* — 21. *eut des frissons.* — 22. schlagen.

freilich kein Glück. Als der Direktor, der ihn einführte, das Zimmer verlassen hatte, brummte der lange Hermann Pullrich ziemlich vernehmlich : « Was klappert denn der mit 'n Ogen [23] ? Mit Schmachtogen imponiert man Feierbranden, dem Häuptling der Irokesen [24], nich! » Und in der Pause nach der ersten Stunde brüllte unser Primus [25] Oskar Hammer : « Der soll energisch sein ? Ein Pampel [26] ist's ! »

(*Fortsetzung folgt.*)

23. Augen. — 24. *chef des Iroquois.* — 25. *premier de la classe.* — 26. *une moule.*

Maximen und moralische Betrachtungen *.

I

Die Leidenschaften sind die einzigen Redner, welche stets überreden; sie sind gleichsam eine Kunst der Natur, deren Regeln unfehlbar sind ; und der schlichteste Mensch, der Leidenschaft besitzt, überzeugt besser, als der beredteste ohne dieselbe.

Wir haben alle Kraft genug, die Leiden anderer zu ertragen.

Die Standhaftigkeit der Weisen ist weiter nichts, als die Kunst, ihre Regungen in ihrem Herzen zu verschließen.

Wir besitzen mehr Kraft als guten Willen ; und oft geschieht es nur, um uns vor uns selbst zu entschuldigen, daß wir uns einbilden, die Dinge seien unmöglich.

Der Stolz ist bei allen Menschen derselbe, der Unterschied besteht nur in der Weise und in den Mitteln, ihn an den Tag zu legen.

Diejenigen, welche sich allzuviel mit kleinen Dingen abgeben, werden gewöhnlich unfähig für größere.

Nichts sollte so sehr unsere Selbstzufriedenheit mindern, als die Wahrnehmung, daß wir zu einer Zeit verwerfen, was wir zu einer andern Zeit billigten.

Die großen Taten, deren sich die Menschen so gern rühmen, sind häufiger die Wirkungen des Zufalls, als einer großen Absicht.

Die Wahrheit tut nicht so viel gutes in der Welt, als der falsche Schein der Wahrheit übles anrichtet.

Alle Welt beklagt sich über sein Gedächtnis, aber kein Mensch beklagt sich über seine Urteilsfähigkeit.

Die Höflichkeit des Geistes besteht darin, immer edel und zart zu denken.

Die Galanterie des Geistes besteht darin, schmeichelhafte Dinge auf eine angenehme Art auszudrücken.

Man ist mit nichts so freigebig als mit seinen Ratschlägen.

Es ist eben so leicht, sich selbst zu täuschen, ohne es gewahr zu werden, als es schwer ist, andere zu täuschen, ohne daß sie es bemerken .

Wir sind so gewohnt, uns vor anderen zu verstellen, daß wir uns endlich selbst betrügen.

(*Fortsetzung folgt.*)

La Rochefoucauld.

(Aus dem Französischen übersetzt.)

* Siehe die vier andern Teile.

Der Türmer.

1.

Hoch lodert die Flamme, wild wütet der Sturm
Und rüttelt den feuergeröteten Turm;
Die ganze Ebene weit umher
Glüht rings, ein wogendes Feuermeer.

2.

Der Türmer schwinget mit starker Hand
Die Glocke, verkündet den lodernden Brand;
Laut jammernd umstehen ihn Weib und Kind:
„O, rette dich, Vater, o rett' uns geschwind!"

3.

Und lauter tönet die Glocke nach,
Schon bringet der Qualm[1] durch Sparren[2] und Dach.
„Und bis mir ermattend die Kraft gebricht[3],
Nichts reißt mich hinweg von der heiligen Pflicht."

4.

Laut prasselt die Flamme, wild wirbelt der Sturm
Und treibt sie je höher und höher zum Turm;
Da stürzt die Glocke dumpf donnernd herab
Und deckt den Türmer — und wird sein Grab.

Heinrich Stieglitz.
(1803-1849).

1. Dampf, Rauch. — 2. chevrons. — 3. fehlt.

Wind-und Wetter-Märchen,

von Edith-Therese SCHILSKY.

Viertes Märchen.

Was die Donnerwolke erzählte.

Die große schwarze Wolke erzählte also: « Ich hasse[1] die Welt, ich hasse mein Dasein[2], ich hasse die anderen Wolken, und besonders hasse ich das freundliche Scheinen der Sonne; ich will mich rächen[3] und will zerstören[4], will kämpfen und streiten; so suche ich denn immer, wenn die Sonne am hellsten scheint, meine Gegner zu vernichten. Dabei ist mir der Windmann behilflich, er versammelt uns Streitende am Himmelszelt[5], gibt ein Zeichen und der Kampf beginnt. O, wie wir laut grollend aneinander prallen[6], daß die Funken sprühen! und wie wir einander nur zu gern den Garaus machen[7]! Wir sind einmal schlachtdürstende, zerstörungslustige Wesen! Die Menschen aber sehen uns entsetzt[8] zu, denn es kommt in der Hitze des Gefechts oft vor, daß willkürlich[9] oder unwillkürlich ein Funke auf die Erde fällt und dort nach Menschenbegriff viel Unheil[10] anrichtet.

Und doch werden wir euch einst noch vernichten, armselige Menschenkinder, und uns ebenfalls. Dann erst wird unsere Kampf- und Streitlust befriedigt sein! »

So tobte die Donnerwolke.

Aber es kam ein heftiger Windstoß, der sie murrend und

1. *Je hais.* — 2. Leben. — 3. *venger.* — 4. *détruire.* — 5. *voûte céleste.*

6. stoßen. — 7. töten. — 8. *avec épouvante.* — 9. *volontairement.* — 10. Böses.

grollend von dannen trieb um einer Regenwolke Platz zu machen.

Tiere als Wetterpropheten.

I

Die meteorologischen Stationen veröffentlichen alltäglich ihre Wetterberichte und künden nach sorgfältigen Studien und Beobachtungen die voraussichtliche[1] Witterung des folgenden Tages an. Doch gar mancher altmodische Landmann blickt nur höchst skeptisch und mit verächtlichem Lächeln in die Zeitung; denn er glaubt, viel feinfühligere und genauere Merkmale für die Veränderungen des Wetters zu besitzen, als sie ihm der feinste Barometer gewähren kann. Durch den jahrelangen vertrauten Umgang mit der Natur hat der Bauer, dessen Glück und Gedeihen[2] von Regen und Sonnenschein abhängt, in Wald und Feld sichere Anzeichen aufgespürt, die ihm die Zukunft des Wetters enthüllen. Vor allem sind es die Tiere, die mit ihrem scharfen Instinkt am Druck der Luft und an tausend Kleinigkeiten einen Umschwung[3] ahnen; sie sind die „lebenden Barometer der Natur".

Die vertrauteste und beliebteste unter allen Wetterpropheten ist die Schwalbe, zu der in der an Witterungswechseln reichen und unbeständigen Sommerzeit ein jeder aufblickt. Wenn sie in den Lüften ihre Kreise zieht, in die Himmelsbläue als winziger[4] Punkt aufschwebend, und ihr Jubelruf durch den reinen Äther zittert, dann soll weiter die Sonne strahlen. Doch wenn sie in jähem[5] Schwunge herabschießt und über die Erde hinfährt, sich niedrig hält, unruhig hin- und herfliegt, dann gibt es Regen. Seit alter Zeit wird auch der Schrei des Pfaus als Ankündigung des schlechten Wetters genannt, und wenn er seinen krächzenden und mißtönenden Ruf hören läßt, dann eilt man, die Ernte in die Scheuern zu bringen. Die Sturmschwalbe hat schon ihren Namen als Boten des Unwetters erhalten. Wenn sie über die brandenden Wogen schießt, dann glaubt der Seemann, daß der unheilvolle Bote auf seinen Schwingen den Sturm hertrage. Mancher Landmann schwört auf die Unfehlbarkeit der Saatkrähe[6] als Wetterprophetin. Wenn diese Vögel, anstatt am frühen Morgen schnurstracks[7] auf die Felder zu fliegen, unruhig und ängstlich um die höchsten Zweige der Bäume fliegen und mit den Flügeln schlagend ein lautes Krähen untereinander erheben, dann weiß der Bauer, daß ein starker Regen bald niedergehen wird. Fliegen die Saatkrähen im Winter, um Nahrung zu suchen, aus, bevor die Sonne aufgegangen ist, und kehren sie erst heim, wenn sie bereits untergegangen ist, ziehen sie dabei lautlos, schweren Fluges, fast den Boden berührend, langsam dahin, ohne ihr heiseres Krächzen hören zu lassen, dann wird scharfer Frost hereinbrechen. Nur selten entschließt sich die Hausgans dazu, ihren watschelnden[8] Gang aufzugeben und mit schwerfälligem Flügelschlagen sich in die Luft zu erheben. Tut sie dies aber und noch dazu ohne einen ersichtlichen Grund, dann ist ein Sturzregen[9] unabwendbar. Wenn die Enten, statt sich im Wasser zu amüsieren, am Tage im Grase herumspazieren und auf die Schneckenjagd[10] ausgehen, dann ist ebenfalls dem heiteren Himmel und der hellen Sonne nicht zu trauen. Auch die Waldhühner tragen ein sonderbares Benehmen zur Schau[11], wenn sie den kommenden Regen in der Luft spüren; sie laufen dann schnell und in einer fast nervösen Hast, den Kopf weit vorgestreckt, dahin. Wenn die wilden Vögel, die an den Meeresufern nisten, vom Wasser fort ins Land hinein sich wenden und im Inneren auf festem Boden ihr Heim aufschlagen, dann steht ein schweres Unwetter auf See bevor[12].

(Fortsetzung folgt.)

1. probable. — 2. prospérité. — 3. changement. — 4. ganz kleiner. — 5. raschem.

6. corneille moissonneuse. — 7. schnell. — 8. vacillante. — 9. averse. — 10. à la chasse aux escargots. — 11. zur Schau tragen = zeigen. — 12. bevor... steht, est imminent.

Les Cinq Langues

N° 8. 20 Janvier 1907. 7e Année.

DEUTSCHER TEIL

Vermischte Nachrichten.

Nach den vom kaiserlichen Statistischen Amt[1] veröffentlichten ersten endgültigen Ergebnissen[2] betrug die ortsanwesende Bevölkerung des Deutschen Reichs am 1. Dezember 1905 60 641 278 Einwohner. Davon entfielen auf das männliche Geschlecht 29 884 681 Personen, während das weibliche Geschlecht 30 756 589 zählte, so daß auf je 100 Männer 102,9 Frauen kamen.

Die endgültige Ziffer bedeutet aber ein Mehr von 36 095 Personen. Demnach ist die Bevölkerung seit der vorhergehenden Volkszählung am 1. Dezember 1900 um 4 274 100 Personen oder 7,58 vom Hundert gewachsen. Diese Zunahme setzt sich zusammen aus der natürlichen Bevölkerungsvermehrung, dem Überschuß[3] der Geburten über die Todesfälle in dem Zeitraum vom 1. Dezember 1900 bis zum 30. November 1905 und aus einem Wanderungsgewinn von 52 307 Personen. Ein solcher — und zwar größerer — Gewinn durch Wanderung hatte sich schon 1900 (nämlich 94 125 Personen) herausgestellt, während vor dem Jahrfünft 1895 bis 1900 stets Wanderungsverluste zu verzeichnen waren. Im Vergleich zu der vorletzten Zählungsperiode, die den höchsten bis dahin erreichten Grad des Wachstums aufwies, hat die Zuwachsstärke ein wenig nachgelassen, doch überragt sie erheblich die Wachstumskraft aller Jahrfünfte vor 1895 und beträgt noch über das Doppelte der niedrigsten Zunahme, die sich in den Jahren 1880 bis 1885 zeigte. Die Fläche des Reiches umfaßt nach den neuesten Ermittelungen[4] 542 073 8 Quadratkilometer. Das sind 1331 Quadratkilometer mehr, als 1900 angegeben worden sind, doch beruht dieses Mehr nicht auf Gebietserweiterung, sondern auf neueren genaueren Feststellungen hauptsächlich der Fläche der Provinz Ostpreußen. Ergab sich 1900 im Durchschnitt eine Bevölkerungsdichte von 104,2 Einwohnern auf jedes Quadratkilometer des Reiches, so zeigt sich 1905 wiederum eine bedeutende Steigerung der Dichtigkeit. Sie beträgt jetzt 111,9 Einwohner auf 1 Quadratkilometer.

1. bureau de statistique. — 2. résultats définitifs. — 3. excédent.

4. travaux, recherches.

Tunnel zwischen England und Frankreich.

Im Laufe der Jahre hatte der Gedanke, England und Frankreich durch eine Eisenbahn zu verbinden, eine immer deutlicher ausgeprägte[1] Gestalt gewonnen. Namentlich in Frankreich waren zahlreiche Projekte teils zur Überbrückung[2], teils zur Untertunnelung des trennenden Meeresarmes in rascher Aufeinanderfolge[3] aufgetaucht. Allmählich aber sprach sich die Ansicht der Sachverständigen[4] immer entschiedener zugunsten einer Tunnelanlage aus, welche an der schmalsten Stelle der Meerenge unterhalb des Meeresbodens den direkten Eisen-

1. *marqué*. — 2. *construction d'un pont*. — 3. *succession*. — 4. *spécialistes*.

bahnverkehr beider Länder vermitteln sollte.

Der erste, der auf die Idee kam, den Kanal zu untertunneln, war ein Franzose Namens *Mathieu*, der dem ersten Konsul Napoléon Bonaparte einen diesbezüglichen Vorschlag[5] machte, also zu einer Zeit, wo von Eisenbahnen noch keine Rede war. Er wollte zwei Gänge graben, von denen der eine die Fahrstraße bilden, während der andere zur Entwässerung dienen sollte. Den Verkehr sollten Vorspannpferde besorgen, die den Weg angeblich[6] in einer Stunde hätten zurücklegen können, was bei einer Entfernung von vier bis fünf geographischen Meilen allerdings unglaublich erscheint. Nun ruhte die Idee bis 1838, als ein anderer Franzose, der hervorragende Ingenieur *Thomé de Gamond*, sich für sie begeisterte Er muß als der Vater einer englisch-französischen Tunneleisenbahn angesehen werden. Seiner Unternehmungslust und Ausdauer hat man es zu danken, daß die Idee nicht mehr zur Ruhe kam, und alle englischen Ingenieure, die sich später ihrer annahmen, haben nur auf Grund der von *Gamond* geschaffenen Grundlage weitergearbeitet. *Gamond* beschäftigte sich mit der Sache bis zu seinem 1892 erfolgten Tode. Er opferte sein Vermögen für Beobachtungen und Experimente geologischer und technischer Natur. So sehr aber auch Napoléon III. und das englische Königspaar sich für die Sache interessierten, es wurde nichts daraus, und auch die Ausstellung der *Gamond* schen Pläne auf der Pariser Weltausstellung von 1867 führte zu keinem Ergebnis.

Erst in neuerer Zeit wurde der Gedanke wieder aufgenommen, und es entstand in Verbindung mit den Bahnen, deren Gleise in Calais und Dover münden, eine Versuchsgesellschaft mit der Aufgabe, zunächst den Meeresboden des Kanals einer genauen geologischen Untersuchung zu unterwerfen, sodann aber Bohrversuche[7] zu veranstalten um daraus einen Rückschluß auf Zeit und Kosten des Tunnelbaues zu ziehen und zu ermitteln, ob nicht etwa Durchsickerungen[8] das Werk gefährden könnten.

Es haben bekanntlich die Geologen längst den Nachweis[9] geführt, daß England und Frankreich in vorgeschichtlichen Zeiten zusammenhingen und daß der nur 53 m. tiefe Meeresarm zwischen Calais und Dover verhältnismäßig neueren Ursprungs ist. Es lag daher die Annahme nahe[10], daß die Kreideschicht, aus welcher die Klippen bei Calais und Dover bestehen, sich unter dem Kanal fortsetzen. Diese Annahme war keine trügerische. Danach würden die Tunnelarbeiter sich ihren Weg unter dem Meeresarm in einer ununterbrochenen Schicht sogenannter unterer oder grauer Kreide zu bahnen haben, und nur die Zufahrtstunnel hätten es mit der oberen weißen Kreideschicht zu tun.

Diese Verhältnisse sind aber für die Anlage eines Tunnels die denkbar günstigsten. Einmal ist die graue Kreide ganz undurchlässig, so daß die Bewältigung größerer Wassermassen wegfiele, sodann aber ist die Kreide ein verhältnismäßig sehr weiches Material, das der Bohrung kein nennenswertes Hindernis entgegenstellt. Beim Gotthard- und Simplontunnel lagen die Verhältnisse ganz anders. Da waren die härtesten Gesteine zu erbohren, und dieser Umstand hat die Arbeiten bedeutend erschwert und verteuert. Allerdings ist mit großer Wahrscheinlichkeit vorauszusehen, daß in demselben Verhältnis, in welchem der Bau fortschreitet, auch die technischen Schwierigkeiten zunehmen werden. Eine der größten Schwierigkeiten wird auf einer Tunnelstrecke von solcher Länge die Herstellung einer genügenden Ventilation darbieten, selbst wenn sie durch Anwendung

5. *proposition.* — 6. *soi-disant.*

7. bohren = *perforer.* — 8. *infiltrations.* — 9. *preuve.* — 10. *il y avait lieu de supposer.*

komprimierter Luft erreicht werden kann. Noch schwieriger aber wird die Herstellung einer ausreichenden Ventilation des Tunnels nach Eröffnung des Betriebes sein. Beim Gotthard- und Simplontunnel wird die Lüftung dadurch wesentlich erleichtert, daß sie hoch im Gebirge liegen, wo scharfe Winde wehen, und daß die Temperaturunterschiede zwischen den Endpunkten ziemlich erheblich sind. Und doch gestehen die Betriebsbeamten [11] ein, daß eine Vermehrung der Zugzahl die Atembarkeit der Tunnelluft in Frage stellen könnte.

Die Tunnelarbeiten waren bekanntlich im Jahre 1882 schon in Angriff genommen, von der englischen Regierung aber ihre Fortsetzung auf der englischen Seite mit Rücksicht auf die Möglichkeit einer feindlichen Invasion untersagt worden. Diese Bedenken sind ja nun schon längst als absurd erkannt worden und würden diesmal der Wiederaufnahme der Arbeiten nicht im Wege stehen. Dagegen ist die finanzielle Seite des Unternehmens von größerer Tragweite, da englische Fachblätter nachgewiesen haben, daß die Einnahmen selbst unter günstigen Verhältnissen eine nennenswerte Verzinsung des großen aufzuwendenden Kapitals wegen der Konkurrenz der Dampfschiffahrt nicht gestatten würden. Auf der anderen Seite muß nach Fertigstellung des Tunnels mit einem ganz bedeutenden Aufschwung des Personen- und Güterverkehrs gerechnet werden.

Dr. A. Serbin.

(*Technische Rundschau*, Berlin, 1906.)

11. *les employés de l'exploitation.*

Wildenbruch über moderne und klassische Dichtung.

Die Redaktion des neu erstandenen „Magazin für Literatur des In- und Auslandes" hat an eine Anzahl Dichter und Kritiker die Frage gerichtet: „Wodurch unterscheidet sich die moderne Dichtung ihrem Werte und ihrem Wesen[1] nach von der unserer klassischen Dichter?" Darauf hat sie von Ernst v. Wildenbruch[2] folgende Antwort erhalten:

„Auf Ihre gefällige Zuschrift beehre ich mich zu erwidern, daß ich Ihre Rundfrage „Wodurch unterscheidet sich

Ernst von Wildenbruch.

die moderne Dichtung ihrem Wesen und Werte nach von der unserer klassischen Dichter?" nicht beantworten kann und will.

Ich kann es nicht, weil ich es nicht für möglich halte, eine Antwort zu erteilen; ich will es nicht, weil ich die Aufstellung der Frage überhaupt für schädlich halte.

Die Bezeichnung „moderne Dichtung" erscheint mir unstatthaft[3]. Gemeint ist damit die Tätigkeit unserer in der Gegenwart tätigen Dichter, und gefordert wird damit die Hervorhebung einheitlich[4] leitender Prinzipien und Schaf-

1. nature. — 2. Ernst von Wildenbruch, geboren am 3. Februar 1845 zu Beirut in Syrien. Hauptwerke: Vionville (1874); Sedan (1875); Lieder und Gesänge (1877); Dichtungen und Balladen (1884); der Meister von Tanagra (1880); eine Künstlergeschichte aus Alt-Hellas; Erzählungen (1882); Tragödien: die Karolinger; Harald; Väter und Söhne; der Menonit; Christoph Marlow (1884); die Quitzows (1888); der Generalfeldoberst (1890); der neue Herr (1891). — 3. inopportune. — 4. ayant un caractère commun, uniforme.

fensgedanken, unter denen diese Tätigkeit sich vollzieht. Und das eben erscheint mir als das Unmögliche. Jedermann weiß, daß die gegenwärtige dichterische Tätigkeit Deutschlands ein fluktuierender, nach den verschiedensten Seiten sich bewegender, Entwickelung[5] suchender Begriff ist. Ein Begriff, der durch das Kenn- und Schlagwort[6] „Dichtungen" gekennzeichnet wird. Jedermann weiß, daß diese Dichtungen sich im Laufe der letzten Jahrzehnte so abgelöst[7] haben, daß das, was vor zehn Jahren „modern" war, heute schon veraltet erscheint.

Daß die Zeit kommen wird, wo aus all dem heute Gewollten und Geleisteten das Fazit[8] gezogen, wo diese Epoche unter einen gemeinsamen Gesichtswinkel gebracht werden wird, wie die Zeit unserer Klassiker, Romantiker, des jungen Deutschland[9], ist natürlich zweifellos. Solange aber eine dichterische Epoche noch nicht endgültig[10] durch eine andere abgelöst ist, solange sie noch von den Altersgenossen betrachtet und beurteilt wird, halte ich es für ebenso unmöglich, ihr den Charakterstempel aufzuzwingen, wie ich das für jeden geschichtlichen Vorgang überhaupt für unmöglich halte. Die Geschichte einer Epoche wird nicht von den Altersgenossen, sondern von späteren Generationen geschrieben. Verfrühte[11] Geschichtsschreibung ist schädlich. Darum halte ich diese aus dem Grundübel des deutschen Geistes, der Systematisierungswut, hervorgegangene Rundfrage für schädlich. Systematisch wird dadurch die Dichtung unserer Klassiker als eine abgeschlossene, das heißt als eine abgetane Sache hingestellt, mit der es für unser heutiges Schaffen keine innere Verbindung mehr gibt. Systematisch wird dadurch der Dichter von heute in Gegensatz zu unseren Klassikern gesetzt, und dadurch wieder in so und so vielen unklaren, schwachen Köpfen die törichte Furcht vor dem „Epigonentum"[12] das Bedürfnis nach etwas „nur neuem" gezüchtet. Und dieses alles führt schließlich zu dem schwersten Schaden, den eine Literatur erleiden kann, und dem keine mehr ausgesetzt ist, als die deutsche, daß die freie, naive, kraftvolle Schaffenstätigkeit des Individuums unterbunden und gebrochen wird durch die Rücksicht auf Prinzipien und abstrakte Forderungen, denen das Individuum sich fügen zu müssen glaubt.

Ernst v. Wildenbruch."

5. évolution. — 6. rubrique. — 7. succédé. — 8. das Ergebnis. — 9. Hauptvertreter: Gutzkow (1811-1878), Heinrich Laube (1806-1884), Ludolf Wienbarg. Diese Schule entstand 1835. — 10. définitivement. — 11. prématurée.

12. décadence.

Militärische Automobillastzüge.

Militärische Übungen mit Automobillastzügen[1] werden seit einiger Zeit durch eine Abteilung[2] des Eisenbahnregiments im Osten von Berlin ausgeführt. Zur Verwendung gelangen Dampfautomobile von 60 Pferdekräften, die aus vier bis fünf Wagen bestehende Lastzüge zu transportieren haben. Die Lokomotiven und Wagen haben außergewöhnlich breite Räder, durch die sie die Möglichkeit zur Benutzung weniger fester Wege erhalten sollen. Bei den Übungsfahrten handelt es sich darum, möglichst schwere Lasten mit erhöhter Geschwindigkeit über größere Landstrecken zu transportieren und hierbei auch Steigerungen[3] zu überwinden. Obwohl die Räder des Automobils eine Breite von 15 Zentimeter hatten, schnitten sie in der neu aufgeschütteten[4] Chaussee derartig ein, daß hierdurch erhebliche Störungen herbeigeführt wurden. Kürzlich wühlte sich das Automobil so fest, daß es mittels Winden[5] allmählich angehoben und Bohlen[6] unter die

1. *fourgons automobiles.* — 2. *section.* — 3. *montées.* — 4. *récemment empierrée.* — 5. *treuils.* — 6. *madriers.*

Räder gelegt werden mußten, um die Weiterfahrt zu ermöglichen. Jedenfalls haben die bisherigen Versuchsfahrten gezeigt, daß derartige Lastzüge auf ungefesteten Wegen oder über lockere Sandflächen nicht verkehren können.

Wie Oberlehrer Pampel Ruhe bekam.

Von Rudolf Braune-Roßla *.

II

Da hatte er seinen Spitznamen weg[1]. Das war aber auch das Signal zum Kampfe. Gott, wie haben wir den armen Menschen gequält. Mit der ganzen Grausamkeit, deren ein Junge in den Flegeljahren[2] fähig ist. Ich will nicht alle die Streiche aufzählen, das dauerte bis morgen früh. Wir haben uns in Pampels Stunden alles erlaubt, sogar geraucht und Karten gespielt. Die Zigarette wanderte von Bank zu Bank, bald stieg ein Rauchwölkchen vorn, bald hinten auf. Pampel lief hin und her, um festzustellen, wer eigentlich rauche — niemand war es. Da lief er zum Direktor, um sich zu beschweren[3]. Die fünf Minuten, bis er mit dem Direktor kam, benutzten wir natürlich. Wir rissen sämtliche Fenster auf und schlugen mit den Taschentüchern und erreichten, daß der eintretende Direktor entrüstet[4] sagte : « Aber was wollen Sie denn, Herr Oberlehrer? Es riecht ja gar nicht nach Tabak ! Herr Oberlehrer, ich glaube, Sie greifen die zarten Kinderseelen zu hart an. Nicht wahr, meine jungen Freunde, ihr tut dem Herrn Oberlehrer alles zu Liebe ? »

« Ja, Herr Direktor », tönte es aus zwanzig Jungenkehlen.

Wir zarten Kinderseelen ! Es war zum Radschlagen[5]. In der Folge bewiesen wir, nachdem wir gemerkt hatten, daß der Direktor Pampeln nicht grün[6] war, das Gegenteil. Wenn ich später daran zurückdachte, wurde ich vor Scham feuerrot. Ich bin der letzte, der dafür eintritt, die Jugend zu brutalisieren. Aber ich bin der Meinung, daß in den Flegeljahren — und die macht fast jeder Junge durch — nur rohe Gewalt nützt. Pampel hätte uns bei der ersten Ungezogenheit hinter die Ohren schlagen müssen. Was nützt es, daß in die Jungens alle möglichen Kenntnisse gestopft werden, wenn sie in der Schule nicht auch erzogen werden ? Das Haus allein kann's nicht. Später im Leben sieht man's ein. Da wird man ja abgeschliffen[7], aber es schmerzt. Früher hätte es nicht so weh getan. Aber dazu gehören natürlich Lehrer, die ganze Männer sind, nicht nur wandelnde Bücher.

Na, es war fast ein halbes Jahr so gegangen, als der lange Hermann Pullrich, dessen Vater auch Lehrer war, uns verkündete : « Nächsten Donnerstag hat Pampel Geburtstag. »

« Na », riefen wir, « was geht denn uns das an ? »

« Was uns das angeht ? Sehr viel. Wir schenken ihm etwas. »

« Blödsinn [8], hat er nicht um uns verdient. »

« Kein Blödsinn. Wir schenken ihm was — Ulkiges[9]. Das gibt 'nen Hauptfez [10]. »

« Vorschläge [11] machen. »

« Na ja doch [12]. Also hört. Eine Uhrkette hat Pampel nicht, trägt die Uhr so lose, wie leicht könnte er sie verlieren. Wie wär's, wenn wir ihm eine Uhrkette schenkten ? »

« Blödsinn, zu teuer. »

« Kein Blödsinn. Eine Stahlkette, bei Schuchs in der Langestraße

---

* Aus « Der Primaner Pichel und andere Pennäler ». Humoresken aus dem Schülerleben von Rudolf Braune-Roßla. (Leipzig. Verlag « Der Barde ». 1906.)

Mit Genehmigung des Verfassers abgedruckt.

1. *Il avait désormais.* — 2. *âge ingrat.* — 3. *plaindre.* — 4. *indigné.* —

5. *c'était renversant.* — 6. *favorable.* — 7. *dégrossi.* — 8. *balivernes !* — 9. *drolatique.* — 10. *bonne farce.* — 11. *propositions.* — 12. *Ah ! enfin.*

gibt's welche für zwanzig Pfennige. »

Ein stürmisches Halloh! « Na ja, läßt sich hören... Abgemacht[13]... Weiter! » schrien wir durcheinander.

« Und dann... Ach bei dem Lärm versteht man ja sein eigenes Wort nicht! » murrte Pullrich.

« Silentium! » brüllte der Primus.

« Und dann », fuhr Pullrich fort, « satt essen tut er sich auch nicht. Fast sein ganzes Gehalt[14] gibt er für Bücher aus und Reisen — diesen Sommer war er ja wieder in Griechenland. Also da schenken wir ihm für zwanzig Pfennige ein Viertelpfund Leberwurst. »

« Hurra! »

« Wir sind unser zwanzig in der Klasse, da kommen auf jeden zwei Pfennige, die bringt ihr morgen mit. »

« Schön... Einverstanden... Und wer soll die Einkäufe machen?

« Unser Primus, Hammer, und vielleicht noch... Hillig », schlug Pullrich vor.

« Ne, ne », wehrte der dicke Hillig ab, « laßt mir meine Ruhe. » So wurden denn Hammer und Pullrich deputiert.

Am Morgen des wichtigen Tages lagen zwei Pakete auf dem Katheder. Wir fühlten uns alle innerlich gekitzelt und erwarteten einen Riesenspaß. Die beiden Deputierten hatten die Einkäufe besorgt. Keiner von uns hatte das Eingekaufte gesehen, aber Pullrich versicherte einmal über das andere, es sei alles aufs beste besorgt und es werde lustig werden. Und wir Esel glaubten ihm.

Pampel trat ein. Hammer auf ihn zu und gratuliert. Pampel strahlte und bedankte sich. Er habe so wenig Freude im Leben gehabt, immer habe er arbeiten und ringen müssen, es freue ihn, daß wir seines Geburtstages gedächten. Er wolle sich revanchieren, er habe verschiedene kostbare Bücher in seiner Bibliothek, die wolle er uns zeigen, wir sollten ihn Sonnabend nachmittag besuchen.

(*Fortsetzung folgt.*)

13. *entendu!* — 14. *traitement.*

Im Traum.

Ich sah mich selbst, den Spaten in der Hand,
Ich grub ein Grab am fernsten Friedhofsrand,
Grub Nacht um Nacht, wie bluteten die Hände!
Und fand kein Ende.

Sprach eine Stimme: Hältst du noch nicht ein?
Soll denn mein Grab noch immer tiefer sein? —
Und Antwort scholl mit trüb verhaltnem Klange:
„Mir ist so bange,

„Ich grab' so tief, daß Frieden um dich sei,
Daß nicht zur Nacht mein wilder Sehnsuchtsschrei,
Und nicht das Brausen ferner Lebenschöre
Den Schlaf dir störe."

Carl Busse
(Geboren 1872.)

Tiere als Wetterpropheten.

II

Die größte Sensibilität und die feinste Witterung für Veränderungen des Wetters aber haben doch wohl die Fische. Wer diese Bewohner der Tiefe in ihren Gewohnheiten genau beobachtet, wird an dem schnellen Hin- und Herschießen, an der Aufregung unter ihnen, an der Art, wie sie das Futter nehmen, den genauesten Barometer für jede Schwankung[1] in der Temperatur und dem Wetter erkennen. Der aufmerksame Naturfreund, der in seinem Garten dem Weben und Wirken der Spinnen folgt und beobachtet, daß die Tiere nur Fäden von sehr kurzer Ausdehnung spinnen, soll den Regenschirm nicht vergessen, falls er ausgeht. Der Bienenvater[2] aber, wenn er sich voll Liebe in die seltsame Welt des Bienenstaates versenkt, wird nicht nur weisheitsvolle Lehren und ein Vorbild höchster Ordnung erblicken, er kann auch aus dem Benehmen der Tiere höchst schätzbare Hinweise auf das Wetter finden. Wenn viele Schwärme in den Stock zurückkehren und nur wenige ausfliegen, dann weiß er, daß die klugen Arbeiterinnen bei schlechtem Wetter zu Hause bleiben und sich nicht den Gefahren des Regens und Sturmes aussetzen[3]. Als verständiger Mensch wird er auch hierin ihrem Beispiel folgen und hübsch in seinem Stübchen die kommenden Dinge abwarten. Die Schafe sind nicht so dumm, wie wir Menschen sie fälschlich finden, auch sie ahnen das Unwetter voraus und drängen sich, lange bevor der Regen und Sturm beginnt, auf ihren Weiden unter dem Schutze eines Felsens oder Baumes zusammen, um nicht auf freier, ungeschützter Ebene den Unbilden[4] der Natur preisgegeben zu sein. Besonders nahe scheint dem Wettermacher St. Petrus der dickfällige, verschlafene und unintelligente Maulwurf[5] zu stehen. Maulwürfsfänger behaupten, daß man nach der Zahl der von ihnen gegrabenen Erdlöcher, nach der Reichhaltigkeit[6], mit der sie sie mit Futter ausstatten, mit Sicherheit auf die Witterung des Winters schließen könne. Wenn die Maulwurfshöhlen nicht zahlreich und nicht sehr mit Vorräten angefüllt sind, ist der Winter mild. Auch wenn die kleinen Feldmäuse besonders eilig und geschäftig ihren Schlupfwinkeln zueilen, merkt der Jäger, daß der Winter nahe ist und die Kälte nicht lange auf sich warten lassen wird.

Vor Ausbruch eines Gewitters sind alle Tiere unruhig. Das kann man besonders in einem Zoologischen Garten beobachten, wo sich noch vor dem ersten Donnerschlag eine besondere Aufregung[7], Unstätigkeit und Nervosität der Tiere bemächtigt. Besonders dem großen Geschlecht der Katzen liegt der Aufruhr der Natur im Blute: der Tiger peitscht seine Flanken mit dem Schwanz und schleicht doppelt hastig auf und ab, der Luchs schießt von einem Ende des Käfigs zum anderen; ja selbst bei der gewöhnlichen Hauskatze kann man eine andere Beweglichkeit, ein zielloses Hin- und Herrennen, Zeichen von Unruhe und Unbehaglichkeit[8] wahrnehmen.

1. oscillation. — 2. apiculteur. — 3. exposent. — 4. intempéries.

5. taupe. — 6. abondance. — 7. agitation. — 8. malaise.

Maximen und moralische Betrachtungen*.

II

Die Schwäche ist der einzige Fehler, den man nicht bessern kann.

Wie es das Kennzeichen großer Geister ist, in wenig Worten viel zu sagen, so ist es das Merkmal

* Siehe die vier andern Teile.

kleiner Geister, in vielen Redensarten nichts zu sagen.

Es ist schwerer zu verhindern, daß man nicht beherrscht werde, als andere zu beherrschen.

Wie glänzend eine Handlung auch sei, darf sie nicht für eine große Tat gelten, wenn sie nicht aus einer großartigen Absicht entspringt.

Während Trägheit und Schüchternheit uns häufig auf der Bahn der Pflicht festhalten, hat unsere Tugend die Ehre davon.

Die Tugenden verlieren sich in Eigennutz, wie die Ströme sich im Meere verlieren.

Es wäre besser, unsere Vernunft anzuwenden, das gegenwärtige Unglück zu ertragen, als voraus zu erspähen, was uns Unglückliches begegnen könnte.

Wir bekennen unsere Fehler, um durch unsere Aufrichtigkeit, die üble Meinung anderer zu tilgen.

Nur große Menschen haben große Fehler.

Derjenige, welcher glaubt, aller Welt entbehren zu können, irrt sich sehr; aber derjenige, welcher glaubt, die anderen könnten seiner nicht entbehren, irrt sich noch mehr.

Liebe zum Ruhm, Furcht vor der Schande, das Verlangen, sein Glück zu machen, der Wunsch nach einem bequemen und angenehmen Leben, die Lust, sich über andere zu erheben, sind oft die Ursachen jener Tapferkeit, welche die Menschen so hoch stellen.

Die vollkommene Tapferkeit besteht darin, ohne Zeugen dasjenige zu vollbringen, was man sich imstande fühlt, vor aller Welt zu tun.

Unerschrockenheit ist eine außerordentliche Stärke der Seele, welche dieselbe über die Unordnung, Unruhe, Mühseligkeiten und Gemütsbewegungen erhebt, die der Anblick großer Gefahren erregt. Durch diese Eigenschaft verharren die Helden in einem ruhigen Zustand und bewahren den freien Gebrauch ihrer Vernunft bei den überraschendsten und schrecklichsten Ereignissen.

(*Fortsetzung folgt.*)

La Rochefoucauld.

(Aus dem Französischen übersetzt.

Rätsel*.

2.

Man läßt ihn sprechen,
Man läßt ihn stechen;
Es ist ein Vogel
Und ein Gebrechen [1].

Friedrich Rückert
(1788-1866.)

* Die Auflösung werden unsere Leser in der nächsten Nummer finden.

1. infirmité.

Humoristisches.

Der Barbier von Sevilla.

Napoleon I. sagte einst zu dem Gouverneur von Sevilla: „Wenn sich die Stadt nicht binnen drei Tagen ergibt, so lasse ich Alles rasieren.“ — „Das werden Sie nicht tun, Sire,“ sagte der spanische General. — „Und warum nicht?“ — „Weil Sie den Titeln: Kaiser der Franzosen, König von Italien, Protektor des Rheinbundes [1] und Vermittler [2] der Schweiz, nicht den Titel „Barbier von Sevilla“ beifügen werden.“

1. Confédération du Rhin. — 2. Médiateur.

Les Cinq Langues

N° 9. 5 Février 1907. 7e Année.

DEUTSCHER TEIL

Hermanns [1] Heimat.

Das „Pößnecker Tageblatt" brachte die Mitteilung, daß die Theorie Professor Kochs in Pößneck (Herzogtum Sachsen-Meiningen), wonach diese Stadt Goethe als Vorbild zu „Hermann und Dorothea" gedient habe, von Professor Küllmer an der Universität Syrakuse (im Staate New-York) auf Grund von dessen neuesten Forschungen an Ort und Stelle bestätigt werde.

Hiermit wird eine alte, interessante Frage wieder aufgeworfen, die vor einigen Jahren schon erledigt [2] schien, auf die man aber noch einmal hinweisen kann. In einem Artikel der „Frankfurter Zeitung" aus Gera wurde damals wichtiges Material zutage gefördert, das die Stadt Gera als Schauplatz des Goetheschen Epos erscheinen ließ. Es fanden sich nämlich wertvolle Aufzeichnungen [3], die diese Angelegenheit betreffen, in dem Nachlasse [4] eines alten Geraers. Am 18. September 1780 war die Stadt Gera bis auf wenige Hütten ein Raub der Flammen geworden. Das Feuer, das in einem Bürgerhause am Weidaischen Garten ausgebrochen war, legte binnen wenigen Stunden 696 Wohnhäuser, 68 Scheunen und 31 öffentliche Gebäude in Schutt und Asche. Da entwarf der damalige Hofprediger Gräf, ein geschätzter Mitarbeiter an Wielands „Merkur", ein lebendiges Bild von dem jammervollen Zustand so vieler Tausende, ohne Fach und Dach [5] herumirrender, von Hunger und Kummer gequälter Menschen; eine Schilderung, die, in jener weitverbreiteten Zeitschrift abgedruckt, die allgemeinste und tätigste Teilnahme hervorrief. So schrieb vierzehn Tage später Wieland an seinen Freund Merck in Darmstadt: „Der Merkur liegt mir beinahe allein auf dem Hals, zumal [6] seit Gera im Ruin liegt, wo auch einer meiner wackersten und getreuesten Nothelfer mit abgebrannt ist. Der Himmel bewahre dich und mich vor gleichen und anderen leidigen Schicksalen!"

Siebzehn Jahre waren seitdem verflossen, da erschien Goethes „Hermann und Dorothea" und fand um so ungeteilteren Beifall, mit je vollendeterer Meisterschaft der Dichter „gewisse Vorstellungen, Gefühle und Begriffe der Zeit" einzuweben verstanden hatte. In ähnlicher Weise, wie einst im alten Griechenland sieben Städte um die Ehre gestritten hatten, Homers Geburtsstätte zu sein, wandte sich jetzt die Neugier in Deutschland der Frage zu, welche Stadt am Rheine Goethe in „Hermann und Dorothea" vor Augen gehabt habe.

„Als ob es nicht," äußert in bezug darauf noch der greise Dichter, „besser wäre, sich jede beliebige [7] zu denken! Man will Wahrheit, man will Wirklichkeit und verdirbt dadurch die Poesie."

Immerhin wurden die Geraer nicht müde, alle Ähnlichkeiten und Wahrscheinlichkeiten in Betracht zu ziehen, um ihre Stadt als Goethesches Vorbild zu proklamieren. So wollen sie den „Goldenen Löwen" [8] des Goetheschen

1. Es handelt sich um den Helden des Goetheschen Epos: „Hermann und Dorothea". — 2. résolue. — 3. notes. — 4. papiers laissés par. — 5. sans feu ni lieu.

6. besonders. — 7. la première venue. — 8. das Gasthaus zum „Goldenen Löwen".

Epos in dem „ Goldenen Roß ", des begüterten Kaufmannes Haus im ehemalig Pöppingschen Hause und den Brunnen am Markte im Simson-Brunnen Geras wiedererkennen. Ja, in den ästhetischen Tees[9] hat sich früher die Unterhaltung nicht selten um die Aufgabe gedreht, für den wohlbehaglichen Wirt, für die kluge, verständige Mutter, für den trefflichen Pfarrherrn und vor allem für den vorsichtigen Apotheker („Denn das Nützliche bleibt allein sein ganzer Gedanke") die entsprechenden Originale aufzufinden.

Diese Spitzfindigkeiten[10] sind zwar abgeschmackt und müßig. Doch etwas Wahres liegt den Behauptungen der Geraer wohl doch zugrunde. Denn abgesehen davon, daß Goethe den Stoff zu seinem Epos jedenfalls aus dem 1732 unter dem Titel „Das liebtätige Gera gegen die Salzburgschen Emigranten" zu Leipzig gedruckten Schriftchen entlehnt hat, darf man recht wohl annehmen, daß dem Dichter bei der Schilderung der Feuersbrunst, die er im zweiten Gesange Hermanns Mutter in den Mund legt, Geras großer Brand vom Jahre 1780 vorgeschwebt hat. Mindestens hat die Goethesche Schilderung in einzelnen Zügen eine unverkennbare Ähnlichkeit mit der oben erwähnten Gräffschen Schilderung. Man erinnere sich nur der Worte der Mutter:

Jener schreckliche Brand, der unser Städtchen verzehrte —
Zwanzig Jahre sind's nun ; es war ein Sonntag wie heute,
Heiß und trocken die Zeit und wenig Wasser im Orte. —
Und am Ende der Stadt begann das Feuer. Der Brand lief
Eilig die Straßen hindurch, erzeugend sich selber den Zugwind.
Und es brannten die Scheunen der reich gesammelten Ernte,
Und es brannten die Straßen bis zu dem Markt.
Wenig flüchteten wir. Ich saß die traurige Nacht durch
Vor der Stadt auf dem Anger, die Kasten und Betten bewahrend.

9. réunions où l'on discutait d'art et de littérature. — 10. subtilités.

Die Stimme des deutschen Kaisers.

Der amerikanische Professor E. E. Scripture hat die Begründung phonetischer Archive in Amerika unternommen, in denen die durch den Phonographen aufgenommenen Stimmen historischer Persönlichkeiten festgehalten werden sollen. Durch den amerikanischen Gesandten in Berlin Charlemagne Tower richtete er an den Deutschen Kaiser ein Gesuch[1], in dem er bat, ihm die Aufnahme der Stimme zu gestatten, zur Aufbewahrung in dauerhaftem Material in den Sammlungen der Harvard-Universität, des Nationalmuseums in Washington und der Kongreßbibliothek in Washington. Der Kaiser sprach zwei längere Redestücke in den Phonographen hinein, wobei er die eine Walze[2] für die Harvard-Universität bestimmte und die andere den wissenschaftlichen Forschungen des Professors überließ. Das Dokument, das der Kaiser für den beliebigen Gebrauch des Professors bestimmte, ist eine Betrachtung in der er in freier Rede einige Lebensmaximen vorträgt. Es lautet: « Stark sein in Schmerzen, nicht wünschen, was unerreichbar oder wertlos, zufrieden mit dem Tag, wie er kommt, in allem das Gute suchen, und Freude an der Natur und den Menschen haben, wie sie nun einmal

1. eine Bitte.

2. *cylindre.*

sind. Für tausend bittere Stunden sich mit einer einzigen trösten, welche schön ist, und am Schaffen und Können immer sein Bestes geben, wenn es auch keinen Dank erfährt. Wer das lernt und kann, der ist ein Freier, Glücklicher und Stolzer; immer schön wird sein Leben sein. Wer mißtrauisch[3] ist, begeht ein Unrecht gegen andere und schädigt sich selbst. Wir haben die Pflicht, jeden Menschen für gut zu halten, solange er uns nicht das Gegenteil beweist. Die Welt ist so groß, und wir Menschen sind so klein; da kann sich doch nicht alles um uns allein drehen. Wenn uns was trifft, was wehe tut, wer kann wissen, ob das nicht notwendig ist zum Nutzen der ganzen Schöpfung. In jedem Ding der Welt, ob es gut ist oder anders, lebt der große, weise Wille des allmächtigen und allwissenden Schöpfers; uns kleinen Menschen fehlt nur der Verstand, um ihn zu begreifen. Wie alles ist, so muß es sein in der Welt; und wie es auch sein mag, immer ist das Gute der Wille des Schöpfers. »

3. *défiant.*

Die Bibliothek Napoleons auf St. Helena.

Die englische Zeitschrift „Atlantic Monthly" bringt einen interessanten Artikel über Umfang[1] und Wert der Bibliothek, die Napoleon I. in seiner Verbannung[2] eifrig benutzte um die Unannehmlichkeiten[3] der Gefangenschaft und der Einsamkeit einigermaßen zu bannen. Das Amt seines Bibliothekars Barbier war keineswegs eine Sinekure, denn Napoleon hatte, trotzdem seine Bibliothek gut dotiert war, sehr viele Wünsche. In der Bibliothek auf Sankt Helena befanden sich tausend Bände; darunter waren Bücher über religiöse Fragen, Theater, epische Poesie, Romane, historische und andere Werke. Allein der nimmer rastende[4] Geist des Kaisers verlangte immer nach neuer geistiger Nahrung, die nicht immer leicht zu beschaffen war. So bat er einmal um eine genau zusammengestellte Karte über alle Kriege und Feldzüge im Tale des Euphrat, von Crassus und Antonius bis zu Trajan und Julian. Dann wieder begehrte er eine persische Geschichte über Alexander den Großen.

Was mag wohl aber in den Gedanken Napoleons vorgegangen sein, als er darauf bestand[5], Bücher mit genauen Angaben über Litauen[6], seine Wälder, Sümpfe[7], Straßen, Flüsse und Brücken zu besitzen, ferner geschichtliche Abhandlungen[8] über Kurland, einen Abriß[9] der Geschichte Karls XII. und seiner Einfälle in Polen und Rußland? Endlich wünschte er geographische und topographische Beschreibungen von Livland und den baltischen Provinzen sowie ein damals veröffentlichtes Werk über die russische Armee. Zweifellos hat er damals über den Plan eines neuen Feldzuges gegen Rußland gebrütet. Bei allen diesen kriegerischen Vorbereitungen vergaß jedoch Napoleon nicht, sich mit der schönen Literatur zu beschäftigen und namentlich die Essays von Montaigne zu lesen. Der Kaiser hatte bekanntlich auch eine Vorliebe für die deutsche Literatur, er hatte nicht nur Goethes „Werther" gelesen, sondern wußte auch sogar ganze Stellen daraus auswendig. Bei der Begegnung Napoleons mit Goethe auf dem Fürstentage zu Erfurt 1808 machte er denn auch den Dichter mit dieser Tatsache bekannt.

1. étendue. — 2. exil. — 3. ennuis.

4. ruhige. — 5. insister pour. — 6. Lithuanie. — 7. marais. — 8. dissertations. — 9. esquisse.

Die Heimat.

Ziemlich langsam.

Wenn ich den Wandrer frage:
« Wo kommst du her? »
« Von Hause, von Hause »,
Spricht er, und seufzet schwer;
« Von Hause, von Hause »,
Spricht er, und seufzet schwer.

Wenn ich den Landmann frage:
« Wo gehst du hin? »
« Nach Hause, nach Hause »,
Spricht er mit leichtem Sinn;
« Nach Hause, nach Hause »,
Spricht er mit leichtem Sinn.

Wenn ich den Freund nun frage:
« Wo blüht das Glück? »
« Zu Hause, zu Hause »,
Spricht er mit frohem Blick;
« Zu Hause, zu Hause »,
Spricht er mit frohem Blick.

So hat man mich gefraget:
« Was quält dich sehr? »
« Ich kann nicht nach Hause,
Hab' keine Heimat mehr;
Ich kann nicht nach Hause,
Hab' keine Heimat mehr. »

Rudolf Tschirch.

Wie Oberlehrer Pampel Ruhe bekam.

Von Rudolf Braune-Roßla *.

III

Uns wurde es ob [1] seines feierlichen Tones etwas unbehaglich[2] zumute, aber dann lachten wir, denn es war zu drollig, wie eifrig er das eine Paket aufknüpfte, darin ein zweites sorgfältig verschnürtes [3] fand, darin ein drittes, darin ein viertes... Erst das fünfte enthielt die Uhrkette. Freudigen Blickes musterte[4] er sie genau und hing sie an die Weste, indem er sich nochmals bedankte. Beim anderen Paket ging's ebenso und wieder lächelte er vergnügt, als er das Stück Leberwurst erblickte — aber dann wurde er leichenblaß, fing an zu zittern und brach in Tränen aus — beide Enden der Wurst waren mit Stiefelwichse[5] bestrichen. Wie ein kleines Kind weinend stieß er die Worte hervor: Das hätte er nicht von uns

* Mit Genehmigung des Verfassers abgedruckt.

1. wegen. — 2. *mal à l'aise.* — 3. *ficelé.*

4. besah. — 5. *cirage.*

erwartet, für so roh[6] hätte er uns nicht gehalten... « An einem alten Manne übt ihr euren grausamen Witz, weil er etwas kindisch geworden ist. Wißt ihr denn, was ihn so hat werden lassen, was für Schicksalsschläge[7] ihn betroffen haben? Sorgt euch nicht, ich will nicht mit euch rechten[8], werde mich auch nicht beim Herrn Direktor über euch beschweren[9], er würde mir doch nicht recht geben... Die Wurst will ich mitnehmen... Essen werde ich sie nicht. . Vielleicht... vielleicht nimmt sie ein Hund von mir... »

Die Mehrzahl von uns — einige Gefühllose ausgenommen — lag mit dem Kopf auf dem Tisch und heulte. Weinen konnte man das gar nicht mehr nennen. Und dem Lehrer rannen die dicken Tränen über die Wangen. Nach langer, langer Zeit sagte er : « Unterrichten kann ich jetzt nicht — auf die Gefahr hin, vom Herrn Direktor eine Rüge[10] zu erhalten. Adieu. »

Als er aus dem Zimmer war, hörte man von den meisten ein Aufatmen der Erlösung[11]. Hammer versuchte zu lachen, ich aber mit einem Satz über die Bank hinweg und ihn mit geballter Faust ins Gesicht gehauen. Er taumelte und brüllte : « Pullrich ist's gewesen, ich hab' von nichts gewußt. »

« So », sagte ich zu Pullrich, « du bist ein Lump. »

« Wa... was bin ich? »

« Ein Lump. Heute nachmittag sprechen wir uns auf dem Klosterberge. »

« Schön! Wie du willst. »

« Und nun setzen wir uns hin und verhalten uns ruhig, damit der alte Mann nicht noch Unannehmlichkeiten hat. » —

Feig war Pullrich nicht. Er stellte sich am Nachmittag ein. Er war mir an Körperkraft überlegen, aber ich war wütend und die Wut ließ mich ihn überwältigen. Er bekam Prügel, daß er de- und wehmütig um Gnade bat. Von diesem Tage an hatte Pampel Ruhe. Seinen Spitznamen behielt er, an den hatten wir uns zu sehr gewöhnt, aber im Unterricht kränkten wir ihn nicht mit einem Blick. Und als wir die Untertertia verließen, schwuren wir dem Nachschub[12] bei allem, was einem Irokesen- und Siouxindianer heilig ist, sie zu skalpieren, wenn sie bei Pampel keine Musterschüler wären. Zitternd gehorchten sie. Leider konnte er die Ruhe nicht lange genießen. Schon im nächsten Jahre ging er zur ewigen Ruhe ein. —

Sein Gedächtnis war bei mir verblaßt. Erst nach meiner Rückkehr aus Amerika erinnerte ich mich seiner so recht wieder. Ich war eben wieder sentimental geworden. Vorige Woche suchte ich sein Grab auf, wider meine Erwartung war es gepflegt. Auf meine an den Friedhofswärter[13] gerichtete Frage, wer sich des Grabes so liebevoll annehme, lautete die Antwort : « Herr Pullrich. »

« Pullrich? »

« Ja, der die große Drogerie am Markte hat. » —

Ich gab dem Manne Geld, daß er einen schönen Kranz besorge, und sagte : « So, der Herr Pullrich? Den kenne ich. Das war ein Freund des Herrn Oberlehrers. »

« Ja, er spricht immer sehr... sehr liebevoll von ihm ».

Neulich erst sagte er : « Wenn es doch jetzt noch so gute Lehrer gäbe .. der Herr Langrock hat mich erst zum denkenden, mitfühlenden Menschen gemacht. »

(*Schluß.*)

6. *grossiers.* — 7. *coups du sort.* — 8. *quereller.* — 9. beklagen. — 10. *blâme.* — 11. *soupir de soulagement.*

12. *à nos successeurs.* — 13. *gardien du cimetière.*

Maximen und moralische Betrachtungen *.

III

Nichts ist unmöglich : es gibt Wege, die zu allem führen; und

* Siehe die vier andern Teile.

wenn wir mehr Willenskraft hätten, so fänden wir immer Mittel genug.

Die wahre Beredsamkeit besteht darin, alles zu sagen, was zur Sache gehört, und eben nur das.

Man liebt es, andere zu durchschauen, aber nicht von andern durchschaut zu werden.

Es gehört manchmal nicht minder Geschicklichkeit dazu, einen guten Rat zu benutzen, als sich selbst gut zu beraten.

Was uns gewöhnlich daran hindert, unsere Freunde ins Innerste unseres Herzens blicken zu lassen, ist weniger das Mißtrauen, das wir in sie als in uns selbst setzen.

Man verzeiht, so lange man liebt.

Die meisten Menschen haben, gleich den Pflanzen, verborgene Eigenschaften, die der Zufall ans Licht bringt.

Die meisten jungen Leute glauben natürlich zu sein, wenn sie unhöflich und grob sind.

Man sollte sich nur darüber verwundern, daß man sich noch über irgend etwas verwundern kann.

Man muß das Glück wie die Gesundheit beherrschen, beides genießen, so lang es gut ist, Geduld haben, wenn es schlecht ist — und niemals starke Mittel anwenden ohne die äußerste Not.

Wir würden uns oft unserer schönsten Handlungen schämen, wenn die Welt alle unsere Beweggründe sehen könnte.

Es kostet der Freundschaft mehr Überwindung, dem Freunde seine Fehler vorzuhalten, als die eigenen blicken zu lassen.

Das sicherste Zeichen, mit großen Eigenschaften geboren zu sein, ist keinen Neid zu kennen.

Man sollte das Verdienst eines Menschen nicht nach seinen großen Anlagen schätzen, sondern nach dem Gebrauch, den er davon macht.

Nur die Menschen, welche einen festen Charakter haben, können wahre Sanftmut besitzen; oft sind diejenigen, welche sanft scheinen, nur schwach, und dies artet leicht in Bitterkeit aus.

La Rochefoucauld.

(Aus dem Französischen übersetzt.)

Das Leben der deutschen Gebirgsbewohner im Winter.

Wir versetzen uns in die Landschaft eines deutschen Mittelgebirges. Alle Schluchten und tiefen Wege sind verschneit. Im Gebirgsdorfe droben ist der Schnee bis auf das niedrige Fenster hinangestiegen und an der Ecke, wo der Windzug besonders stark ist, sogar bis ans graue Strohdach. Wie ausgestorben ist's im Dorfe, öde[1] und stumm im hochverschneiten Walde, dessen Kiefern [2] ihre dunkelgrünen Nadelzweige tief zu Boden senken. — Aber in den Hütten des Gebirgsdorfes herrscht rege Arbeit, und der flackernde Kienspan [3] leuchtet in der rauchigen Stube bis tief in die Nacht hinein und wirft durchs Fenster hinaus seinen roten Schein auf den bleichen Schnee. Die Mutter sitzt am schnurrenden Spinnrade und sieht von Zeit zu Zeit in den wärmenden Ofen, wo ein Gericht von Kartoffeln und Hafermus [4] zubereitet wird. Der Vater dagegen ist am großen, rohen Holztische beschäftigt. Aus feingeschnittenen Spänen, aus Klötzchen und Holzschnittchen verfertigt er allerlei Weihnachtssachen: hier eine Schachtel, dort eine Reihe Soldaten, Reiter und

1. *désert.* — 2. *pins.* — 3. *torche de résine.* — 4. *bouillie de gruau d'avoine.*

Kanonen, hier eine Jagd mit grünen Tannenbäumchen, mit Hirschen und Hasen, dort eine große Stadt von Häusern und Kirchen mit roten Dächern, oder eine Geige, eine Trommel, eine Trompete und anderes. Die Kinder sind zur Hand, leimen und kleben die Stücklein zusammen, färben und bemalen die Vögel und Tiere, die Menschen und Häuser. Jeder strengt sich an, um etwas Schönes und Gefälliges zu verfertigen. So sinnen die Armen darauf, das Auge des Reichen zu erfreuen, ihm frohe Stunden zu bereiten, damit sie ihr Leben voll Entbehrung [5] fristen. — Ist ein Vorrat Spielsachen fertig, so erscheint der Ankäufer, klagt über schlechte Zeiten, geringen Absatz [6], tadelt an dem, was die Familie in stiller Freude und mit emsigem Fleiße geschaffen hat, und drängt ihr die schönen Sachen zu einem Preise ab, daß sie kaum Salz und Kartoffeln dabei verdient. — Während der Thüringer und Harzbewohner vorzugsweise Schachteln, Spielsachen und Schwefelhölzer verfertigt, sitzt der Schwarzwälder den langen, trüben Winter in seiner verschneiten Hütte wie verloren in der Welt und macht zierliche Holzuhren. Kommt endlich der späte Frühling in sein Gebirgstal gestiegen, um den Schnee zu schmelzen und die Wege frei zu machen, so zieht der Schwarzwälder mit seinem Vorrat hinaus in die Welt, um seine Winterarbeit zu Geld zu machen.

Fr. A. Körner.

5. *privations*. — 6. *vente*.

Wind-und Wetter Märchen,

von Edith-Therese SCHILSKY.

Fünftes Märchen.

Was der Regentropfen erzählte.

Ein Regentropfen fiel zur Erde, in einen Garten, gerade auf einen Grashalm [1] und blieb auf demselben hängen. Da lachte der Halm und sagte: « Ei, du glitzernder [2] Gesell, erzähle mir doch etwas; sieh', ich habe Langweile immer hier zu stehen und weiß wenig von dem, was um mich vorgeht. » Der Regentropfen sagte zu [3] und begann: « Ich wohnte in einer Wolke mit vielen meiner Geschwister, lange Tage, und wanderte am Himmel einher und mein Leben wollte mir nicht gefallen; da geschah etwas Merkwürdiges. Die Wolke zerteilte sich in viele Teile und wir Tröpfchen fielen zur Erde. Ich war nicht wenig erschrocken sowohl über diese unerwartete Wendung meines Schicksals, als auch über den Fall vom Himmel zur Erde hinunter, der, obgleich er sehr sanft war (ich fiel nämlich auf eine Blumenwiese) mich jedoch seiner Tiefe wegen ziemlich erschütterte [4]. Einigermaßen [5] erholt [6], bemerkte ich, daß ich auf einem Blümlein lag, welches welk das Köpfchen hing. « Ach, lieber Tropfen, laß mich Dich doch aufsaugen, ich vergehe vor Durst! »

So flehte das arme Pflänzlein und ich ließ es geschehen, glitt durch seinen Stiel in die Wurzel hinein und durch dieselbe in die Erde. Nun dachte ich, daß mein Dasein ein Ende haben würde und war sehr traurig darüber, aber nach ein paar Stunden schien die Sonne so heiß, daß ich als Dunst durch die Erdporen hindurchdrang und mich wieder himmelwärts schwang, gar froh, bald wieder in einer Wolke Schutz und Obdach zu finden. Hier blieb ich lange Zeit, bis heute; da teilte sich die Wolke nochmals und ich fiel zur Erde, erst auf einen Baum, dann auf das Dach des Gartenhäuschens, und jetzt bei Dir angelangt, lieber Grashalm, will ich mich von den Anstren-

1. *brin d'herbe*. — 2. glänzender. — 3. *consentit*. — 4. *ébranla, secoua*. — 5. ein wenig. — 6. *remis, réconforté*.

gungen doch ein wenig ausruhen! Aber der Halm schüttelte sich, laut lachend und der Regentropfen glitt an ihm hinunter und wurde von der wasserbedürftigen Erde eilends aufgesogen.

Einem Tagelöhner.

1.

Lange Jahre sah ich dich
Führen deinen Spaten,
Und ein jeder Schaufelstich[1]
Ist dir wohlgeraten.

2.

Nie hat dir des Lebens Flucht
Bang gemacht, ich glaube —
Sorgtest für die fremde Frucht,
Für die fremde Traube.

3.

Nie gelodert hat die Glut[2]
Dir in eignem Herde;
Doch du fußtest fest und gut
Auf der Mutter Erde.

4.

Nun hast du das Land erreicht,
Das du fleißig grubest;
Laste dir die Scholle[3] leicht,
Die du täglich hubest!

Konrad Ferdinand Meyer.

1. coup de pelle. — 2. das Feuer. — 3. la glèbe.

Die teuersten und billigsten Orte des deutschen Reiches.

Die Teuerung an den verschiedenen Orten des Reiches wird am genauesten dargestellt durch das Beköstigungsgeld[1] für Gemeine[2], wie es jedes Halbjahr vom Kriegsministerium festgesetzt wird. Nicht die großen und größten Städte sind die teuersten Plätze, sondern die abgelegensten Orte, wo der Markt wenig entwickelt ist. Die teuerste Garnison im Bereich der preußischen Armee ist die Burg Hohenzollern. Dort beträgt das Beköstigungsgeld für Gemeine 43 Pfennig. Nur die Marinegarnison Helgoland weist noch mehr auf, 44 Pfennig. Verschiedene kleinere Orte haben nur zwei Pfennig weniger, darunter Kosel, Koburg, Forbach und Mörchingen. Dieser Satz[3] gilt von größeren Städten nur für Metz. Wie die Preise der Lebensmittel mit der Größe der Stadt im allgemeinen abnehmen, zeigen am deutlichsten die Standorte[4] des Gardekorps. Am billigsten ist Berlin mit 38 Pfennigen. Es folgt Charlottenburg mit 39 Pfennigen und dann Potsdam mit 41 Pfennigen. Dasselbe Beköstigungsgeld wie Berlin haben unter anderen Orte wie Allenstein, Lyck, Treptow a. R., Beeskow, Lübben, Neuruppin, Kalau, Burg, Wittenberg, Glatz, Hildesheim, Wolfenbüttel usw. Der billigste Ort ist nach den Feststellungen des Kriegsministeriums Schrimm, wo das niedrigste Beköstigungsgeld für Gemeine 34 Pfennig beträgt. Im allgemeinen haben sich die Sätze in steigender Richtung ausgeglichen. Die Unterschiede sind bei weitem nicht mehr so groß wie früher.

1. *frais de nourriture.* — 2. *simples soldats.* — 3. Preis. — 4. *garnisons.*

Humoristisches.

Unmöglich!

Vater: „Hier Karlchen, hast Du ein schönes Spazierstöckchen. Wenn Du's aber verlierst, schlage ich Dich damit."

Les Cinq Langues

N° 10. 20 Février 1907. 7e Année.

DEUTSCHER TEIL

Berlin am Wahltage.

Das Treiben, wie es sich alltäglich in der Großstadt abspielt, zeigt am Wahltage ein anderes Gesicht. Die wichtige Entscheidung, die zu fällen die Staatsbürger berufen werden, spiegelt sich in den Physiognomien der Stadt und des einzelnen wieder. Unter ganz besonderen äußeren Umständen vollzog sich diesmal die Wahl. So oft bisher auch zum Deutschen Reichstage gewählt wurde, noch niemals fiel der Wahltag in den Januar, mitten in die winterlichste Jahreszeit. Noch niemals war seit Gründung des Reiches ein Neujahrsfest oder ein Geburtstag des Kaisers nicht nur ohne Anteilnahme des Reichstages, sondern überhaupt ohne Existenz eines Reichstages vorübergegangen. Und wie endlich nach einer Auflösung[1] die Neuwahl des Reichstages ungleich heftiger die Gemüter zu erregen pflegt als nach dem natürlichen Ablauf[2] der Legislaturperiode, so schlugen auch diesmal die Pulse des Wahlfiebers heftiger denn zu ruhigeren Zeiten.

Noch in den frühen Morgenstunden wurden auf allen Seiten die letzten Vorbereitungen erledigt. Öffentliche Gebäude und Gastwirtschaften, in großer Anzahl gleichmäßig in dem Häusermeer verteilt, verrieten schon äußerlich durch Plakate und Menschenansammlungen ihre Bestimmung als Wahllokale. Die mit dem Ehrenamt des Wahlvorstandes[3] oder Beisitzers[4] betrauten Bürger traten gerüstet für die neunstündige anstrengende Sitzung feierlich und würdevoll ihr Amt an. Draußen waren die Hilfsmannschaften der Parteien zur Stelle. Die Zettelträger vor den Lokalen suchten noch im letzten Moment in ihrer Überzeugung schwankende Wähler zu bekehren. Große Anschläge[5] wiesen auf den Sitz der Wahlbureaus hin, die Zentren der Wahlarbeit. Von diesen aus wurden auch die privaten Parteilistenführer mit ihren umfangreichen Wählerverzeichnissen in die einzelnen Bezirke dirigiert. Wenn endlich um 10 Uhr alles bereit war, nahten schon die ersten Wähler. Aber erst gegen mittag wurde es merklich lebhafter. Von allen Seiten strömten die Wähler zusammen, die in der Mittagspause ihr Wahlgeschäft erledigen konnten. Angestellte, Arbeiter, kleine Geschäftsleute und Beamte folgten sich jetzt bis in die ersten Nachmittagsstunden. Dann ließ der Ansturm etwas nach[6].

Je weiter aber die Stundenzeiger vorrückten, desto mehr Leben ging von den Wahllokalen aus. Die intensive Kleinarbeit setzte ein. Boten wurden entsandt, säumige Parteigenossen zu suchen, zur Wahl zu bewegen, zu begleiten. Eiligen Schrittes verließen junge Leute als Schlepper die Wahllokale. Wenn dann die Wahlzeit dem Ende sich zuneigte, ergoß sich noch einmal eine Hochflut von Wählern in die Wahllokale, alle, die sich noch in letzter Stunde ihrer Pflicht erinnerten. Die letzten Säumigen und durch Eilboten Herangeschleppten stürzten herbei, bis Punkt 7 Uhr für Wähler und Hilfskräfte Feierabend proklamiert wurde.

1. dissolution. — 2. terme. — 3. président du bureau. — 4. assesseur.

5. affiches. — 6. se calma.

Die Urnen wurden geleert, die Stimmen gezählt und die Ergebnisse zusammengestellt. Jetzt begann in den großen Versammlungslokalen der Parteien, wo die Resultate aus den einzelnen Wahlbezirken zusammengestellt wurden, ein reges Leben. Hierher wälzten sich der Wahlapparat und die Masse der Wähler. Bis in die späte Nachtstunde währte das Treiben. Die Hauptstraßen füllten sich mit eifrig diskutierenden Menschen. Extrablätter, Plakate, Depeschen wurden verschlungen. Allmählich erst legte sich die Erregung, und am nächsten Morgen waren die Resultate der Wahlen in den heiß umstrittenen Wahlkreisen in aller Munde. Die Wahlerregung, kaum gedämpft, wurde von neuem angefacht.

Nach dem „Berliner Tageblatt".

Musik und dramatisches Schaffen.

„Aus der Werkstatt des dramatischen Genies" ist eine kürzlich erschienene kleine Schrift betitelt (München, Ernst Reinhardt), in der der Verfasser Dr. S. Rahmer den Nachweis [1] zu führen sucht, daß die dramatische Produktion ausgelöst werde durch eine musikalische Stimmung [2]; diese soll der dichterischen Konzeption vorausgehen, und die Melodie erst soll das Aufsteigen dramatischer Bilder bedingen. Um zu diesem Ergebnis zu gelangen, hat der Verfasser eine Reihe von Dichteraussprüchen zusammengetragen, in denen die Poeten teils über ihre Beziehungen zur Musik, teils über ihre dichterische Konzeption Aufschluß geben. Die Bedeutung dieser Bekenntnisse als psychologische Dokumente ist natürlich von der etwas einseitigen [3] Theorie des Verfassers unabhängig; sie sind daher auch ohne solche allgemeinen Schlüsse von Interesse.

Grillparzer erwähnt in seiner Selbstbiographie folgende charakteristische Begebenheit: Die Schöpfung der Medea-Trilogie ward durch den Tod seiner Mutter unterbrochen. „Ich hatte in der letzten Zeit mit meiner Mutter häufig Kompositionen großer Meister, für das Klavier eingerichtet, vierhändig gespielt. Bei all diesen Sinfonien Haydns, Mozarts, Beethovens dachte ich fortwährend an mein „Goldenes Vlies" und die Gedankenembryonen verschwammen mit den Tönen in ein ununterscheidbares Ganzes." Mehrere Jahre waren vergangen, und die Erinnerung an die Grundstimmen und die Einzelheiten der Ausführung sind dem Dichter völlig entschwunden. „Da ereignete sich nun, daß, wie wir auf jene Sinfonie geraten, die ich mit meiner Mutter gespielt hatte, nun alle Gedanken daraus wieder zurückkamen, die ich bei jenem ersten Spiel halb unbewußt hineingelegt hatte. Ich wußte auf einmal wieder, was ich wollte."

Grillparzer.

Hier war also die Musik der Wiederbringer der verlorenen dramatischen Visionen. Die Ähnlichkeit der Lage, der

1. preuve. — 2. état d'âme. — 3. étroite

Stimmung, die Wiederkehr der Töne, in die die Bilder der Argonauten verwebt waren, ließen die vergessenen Ideen wieder in bewußte Klarheit emportauchen. Die hier fehlende innere Beziehung zwischen schaffender Dichtung und musikalischer Stimmung geht aus einem Briefe Schillers an Goethe hervor: „Bei mir ist die Empfindung anfangs ohne bestimmten und klaren Gegenstand, dieser bildet sich erst später. Eine gewisse musikalische Gemütsstimmung geht vorher, und auf diese folgt bei mir erst die poetische Idee.“ Hier ist die musikalische Stimmung das entscheidende Bindeglied zwischen der ersten Konzeption und der poetischen Gestaltung. Der Keim der Schöpfung ist schon früher gegeben. Bei einigen Dichtern aber sind musikalische Eindrücke der erste Anstoß zum freien Spiel der schöpferischen Phantasie.

Eine Stelle im Tagebuch Hebbels lautet: „Wenn ich mich jener Empfindungen in der Dorfkirche jetzt erinnere, so muß ich sagen: ich schwamm im Element der Poesie, wo die Dinge nicht sind, was sie scheinen, und nicht scheinen, was sie sind, das Wunder der weltlichen Transsubstantiation vollbrachte sich in meinem Gemüt, und alle Welten flossen durcheinander.“

Am innigsten wird die Beziehung zwischen musikalischer und poetischer Stimmung naturgemäß bei Künstlern, deren Wort und Ton als Ausdrucksmittel gleich naheliegen.

Otto Ludwig, der lange zwischen Musik und Poesie geschwankt hat, bekennt: „Es geht eine Stimmung voraus, eine musikalische, die wird mir zur Farbe, dann sehe ich Gestalten, eine oder mehrere in irgendeiner Stellung und Gebärdung für sich oder gegeneinander...“ Er fährt aber dann fort: “Diese Farbenerscheinung habe ich auch, wenn ich ein Dichtungswerk gelesen, das mich ergriffen hat.“ Die wirksame Grundstimmung ist also durchaus nicht notwendig musikalisch. Das zu behaupten, hieße doch auch einen seelischen Zustand höchster Ordnung an eine bestimmte Art von Reiz binden. Goethe hat alle seine Gedanken über Kunst auf Farben bezogen. Ein Einfluß der Musik oder musikalischer Stimmungen auf sein Schaffen ist nicht nachzuweisen.

Dr. Rahmer hat sich übrigens auch an einen lebenden Dramatiker gewandt und von Ernst v. Wildenbruch folgende

Otto Ludwig.

bemerkenswerte Antwort erhalten: „Ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, daß mir jemals eine dramatische Konzeption unter dem direkten Eindruck oder unter der Nachwirkung irgend eines Musikwerks entstanden wäre; — — — meine dramatischen Konzeptionen sind ausnahmslos in der Art entstanden, daß mir ein Konflikt vor die Seele kommt. Entweder ein Konflikt von Persönlichkeit zu Persönlichkeit, oder von Persönlichkeit zu umgebenden Verhältnissen, oder Konflikt in der Persönlichkeit mit sich selbst, und endlich Kombination dieser verschiedenen Möglichkeiten. Ein Konflikt aber und nur ein solcher war immer die treibende Wurzel, aus der alle meine Dramen herausgewachsen sind.“

Kalte Winter.

Es ist naheliegend[1] angesichts der überaus[2] strengen Kälte, von der wir überrascht worden sind, sich ähnlicher Frosttage zu erinnern. Wenn wir rückschauend das verflossene Jahrhundert auf seine kalten Winter hin betrachten, so muß konstatiert werden, daß gleich im ersten Jahrzehnt die Winter 1809 und 1810 eine mörderische Kälte zeigten. Dann folgte der historische Winter des Jahres 1812. Der Kälte dieses Winters fiel der größte Teil der Napoleonischen Armee zum Opfer. Der Winter 1814 machte sich besonders für England nachteilig bemerkbar. Die zugefrorene Themse war zur Fahrstraße und der Kanal durch Eisberge für lange Zeit unpassierbar geworden. Die Insel Helgoland war durch Eis wochenlang vom Verkehr mit dem Festlande abgeschnitten. Harte Winter mit nahezu 20 und mehr Kältegraden brachten die Jahre 1840, 1855, 1859, 1871, 1879 und 1887. Aber sie blieben alle hinter dem Winter zurück, den das erste Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts zu verzeichnen hatte. Dieser Winter 1708 zu 1709 ist überhaupt bis jetzt der absolut strengste geblieben. Er war nach den Aufzeichnungen der « Preußischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Berlin » von unerhörter Strenge und begann schon am 6. Oktober mit einer solchen Heftigkeit, daß alle alten Obstbäume und Weinstöcke Berlins und in der Mark eingingen. « Die Bewohner Lapplands » — so heißt es in der Schrift — « hätten die Kälte kaum so empfunden wie wir ». Das Thermometer fiel am 8. Januar auf 90 Grad Fahrenheit, was gleichbedeutend ist mit 55 Grad Reaumur. Und einen gleich strengen Winter bot noch das Jahr 1740. Er forderte an Menschen und Tieren viele Opfer. Der 10. Januar war ein so kalter Tag, daß die Vögel erfroren zur Erde fielen. Öl und Wein froren in den Fässern.

1. natürlich. — 2. äußerst.

Die Öffnung des Reliquienschreins Karls des Großen.

I

Am 17. Juli 1906 ist in Aachen der Reliquienschrein eröffnet worden, welcher einen Teil der Gebeine Karls des Großen birgt. Es lag ausgesprochenerweise[1] nicht die Absicht vor[2], die Gebeine irgendwie einer Untersuchung, ja auch nur einer Besichtigung zu unterziehen. Hierzu bestand auch gar keine Veranlassung, denn es ist bereits 1861 auf das gründlichste untersucht und protokollarisch[3] festgelegt, was von diesen Gebeinen noch vorhanden ist;... richtige Angaben sind auch in Bädekers Reisehandbuch zu finden. Aber alles dieses hat nicht gehindert, daß sich an den neulichen rein fachwissenschaftlichen[4] Vorgang phantastische Gerüchte knüpften. Obgleich die Berichte über die Eröffnung des Reliquienschreines von geistlicher Stelle in Aachen in völlig präziser Weise ausgingen, genügte der Name Karls des Großen, um die mythenbildende Kraft des Volkes in Bewegung zu setzen; man sprach von dem Grabe, von dem Sarge Karls des Großen, obgleich von beiden seit 800 Jahren nichts vorhanden ist, und stellte sich vor, daß die neuerdings tätige wissenschaftliche Kommission in eine geheiligte Gruft eingedrungen sei. Für diejenigen, die das historische Material nicht ohne weiteres[5] erreichen können, sei deshalb kurz notiert, was wir über

1. *expressément.* — 2. man hatte nicht die Absicht. — 3. *par un document officiel, un procès-verbal.* — 4. *technique.* — 5. nicht leicht.

die Gebeine des großen Kaisers wissen.

Karl der Große hat das Münster in Aachen gebaut, von dem der Kuppelbau, das Oktogon, in seiner Grundform erhalten ist und jetzt wieder in vollem Schmuck des Goldmosaiks hergestellt wird, eine Arbeit, die Kaiser Wilhelm der Große begonnen hat, und die der regierende Kaiser in glanzvoller Weise zu Ende führt. Das Münster wurde 804 durch Papst Leo III. geweiht, 814 wurde Karl der Große hier bestattet. In der Mitte des Oktogons unter dem großen, von Friedrich Barbarossa gestifteten Kronleuchter findet sich auf dem Boden die Inschrift « Carolo Magno »; aber diese Inschrift stammt aus späterer Zeit und bezeichnet nur eine Vermutung[6]. Die wirkliche Stelle des Grabes war und ist bis heute nicht bekannt. Man nimmt jetzt an, daß ein kapellenartiger Anbau bestanden habe.

Das Aachener Münster wurde durch die Einfälle der Normannen 881 schwer verwüstet. Ob hiervon auch die Gruft des Kaisers betroffen wurde, steht nicht fest. Im Jahre 1000 soll das Grab durch Otto III. geöffnet und alsbald wieder geschlossen sein. An diesen keineswegs sicher verbürgten[7] Vorgang knüpfen sich phantastische Erzählungen: die Leiche des großen Kaisers soll aufrecht auf einem Throne gesessen und den Eindringling mit strafendem Blicke angesehen haben. Obgleich eine derartige Form der Beisetzung fernab von christlichem Gebrauch liegt, so hat sich die Vorstellung wohl auf Grund altgermanischer, heidnischer Gebräuche, wie der Bestattung des Alarich auf seinem Roße oder der Wikingerfürsten auf ihren Schiffen, unauslöschlich fest im Volke erhalten; im Rathause zu Aachen ist sie in einer herrlichen Freske von Rethel, im Germanischen Museum zu Nürnberg von Wilhelm Kaulbach gemalt. Sicherlich ist die Leiche des Kaisers in einem Sarkophage beigesetzt worden, wahrscheinlich in dem antik-römischen Marmorsarkophage, der jetzt noch im Münster zu Aachen steht, und der nach der Legende den Sockel für die sitzende Leiche gebildet haben soll.

1165 wurde Karl der Große durch Papst Paschalis selig gesprochen. Da dieser als Gegenpapst[8] Alexanders III. nicht allgemein anerkannt war, so blieb auch die Seligsprechung des Kaisers nicht unangefochten[9]; für Aachen blieb sie in voller Geltung. Die Gebeine des Kaisers bekamen hierdurch die hohe kirchliche Bedeutung; bereits 1166 enthob sie Kaiser Friedrich Barbarossa der Gruft und legte sie zunächst in einen hölzernen Schrein in Mitte der Kirche nieder, ging aber alsbald daran, einen kostbaren Schrein aus Edelmetall anfertigen zu lassen, den Kaiser Friedrich II. vollendete, indem er in feierlicher Weise 1215 den letzten Nagel einschlug. Dieser herrliche, vom Meister Wibert gefertigte Schrein ist ein Hauptwerk deutscher Goldschmiedekunst, fast zwei Meter lang, in Form einer Kapelle in dem Typus der zahlreichen uns erhaltenen rheinischen Reliquienschreine. Der Schrein stand Jahrhunderte über dem Hochaltar, wurde alsdann in die Sakristei und zuletzt in die nach 1800 ausgebaute Schatzkammer jedermann zugänglich versetzt.

Die Gebeine, die keineswegs geordnet waren, wurden nach allgemein üblicher Art in kostbare Seidentücher gehüllt; im übrigen wurden sie, wie alle Reliquien im Mittelalter, ohne Rücksicht auf die Persönlichkeit als Heiligtümer behandelt, die auch stückweise ihre sakrale Bedeutung behielten. Man entnahm im XIII. Jahrhundert den Schädel und brachte ihn in einer silbernen Büste zur Verehrung, ein Schienbein wurde 1360 von Kaiser Karl IV. erhoben und in ein prachtvolles goldenes Reliquiar gelegt, 1481 ein Armknochen von Ludwig XI. von Frankreich in ein armförmiges Reliquiar getan. Diese drei

6 *hypothèse.* — 7. *garanti.*

8. *antipape.* — 9. *incontestée.*

Teile befinden sich alle in der Schatzkammer zu Aachen. Eine Eröffnung hat auch zur Zeit Napoleons I. stattgefunden. Die erste wissenschaftliche Untersuchung erfolgte 1843. Bei dieser Gelegenheit beachtete man zum ersten Male die Seidenstoffe, welche sich bei den Gebeinresten im Schrein befanden; dieselben wurden von dem französischen Gelehrten Abbé Martin gezeichnet und veröffentlicht. 1861 wurden unter Leitung des damaligen Domkaplans Franz Bock die Gebeine unter sachkundiger [10]Leitung geordnet und der Körperlage entsprechend auf einer Purpurdecke mit Goldfäden aufgeheftet. Man fand sie annähernd [11] vollständig und der Beschreibung von der hünenhaften [12] Gestalt des Kaisers entsprechend, allerdings unter Einbuße des Kopfes und wichtiger Glieder. Dies ist der Zustand, in dem sie sich auch jetzt noch befinden. Wie alle Reliquien, sind sie der Besichtigung nicht zugänglich und wurden auch jetzt, 1906, nur eben von uns gesehen, aber in keinerlei Weise in den Bereich irgendwelcher Untersuchung gezogen.

(*Fortsetzung folgt.*)
Julius Lessing *.

* Geheimrat Julius Lessing ist der Direktor des Berliner Kunstgewerbemuseums.

10. *compétente.* — 11. *à peu près.* — 12. *gigantesque.*

Theorie und Praxis*.

Zur Zeit, wo die Ärzte den langen Rock trugen und lateinisch sprachen, wurde einer, der sich in einer Gesellschaft fand, von einem berühmten Esser angeredet, der ihn fragte, was er bei gewissen Magenbeschwerden tun sollte, womit er oft belästigt war. « Nehmen Sie bei jeder schlechten Verdauung ein Abführmittel ein, » antwortete der Arzt. « Ich habe aber sagen hören, versetzte der Tafelfreund, daß die Abführmittel den Magen verderben. » — « Es ist leider nur allzu wahr, sagte der Arzt, das Übel ist aber nicht zu vermeiden. Wollen Sie etwa, daß sich in Ihrem Körper eine Menge böser Säfte anhäufe, die ein Magenfieber erzeugen und Sie dann ins Grab bringen würden ? »

Eine Person, die der Konsultation beiwohnte und der Körperschaft nicht angehörte, erdreistete sich, ihre Meinung in aller Bescheidenheit auszusprechen : « Könnte der Herr nicht, falls er ein mäßiges Leben führte, Magenbeschwerden und Abführmittel vermeiden ? » Der Arzt wandte sich mit ernsthaftem Lächeln dem Anredenden zu und sagte : « Ich erteile praktische Ratschläge und beschäftige mich nicht mit aus der Luft gegriffenen Vermutungen. »

Eine andere Person lächelte bei diesem Witz des Arztes und fügte jenen tiefsinnigen Spruch hinzu : « Gewisse Dinge sind theoretisch recht schön, aber wertlos in der Praxis. » Die Anwesenden klatschten Beifall und einer sprach mit Ungestüm jenen neuen ebenso tiefsinnigen Spruch aus : « Man muß die Menschen betrachten, wie sie sind und nicht wie sie sein sollten. » Jene Sprüche sind jetzt allgemein geworden und sie bilden einen großen Teil der Weisheit des Jahrhunderts.

Aus dem Italienischen von
Alexandre Manzoni.

* Siehe die vier andern Teile.

Die Banken.

Die Banken sind Anstalten[1], welche hauptsächlich mit dem Kredit zu tun haben. Das Geschäft der Banken besteht darin, daß sie die gerade [2]

1. institutions, établissements. — 2. zur Zeit.

unbeschäftigten Geldkapitalien teilweise an sich nehmen und wiederum verleihen[3]. Sie sind daher immer Schuldner und Gläubiger[4] zugleich; sie geben Zins[5] und nehmen Zins.

Die wichtigsten Geschäfte der Banken sind folgende:

Beim Lombardgeschäft[6] leihen die Banken Geld aus und lassen sich dafür zur Sicherheit Wertpapiere oder Gold und Silber oder Waren verpfänden[7]. Die Darlehen[8] werden meistens nur auf kurze Zeit, auf drei Monate, gegeben.

Das Diskontogeschäft[9] besteht darin, daß die Banken Wechsel vor der Verfallzeit[10] ankaufen oder annehmen und hierfür Zins oder Diskonto erheben. Damit sie dabei die nötige Sicherheit haben, nehmen sie gewöhnlich nur Wechsel[11] mit zwei oder drei Unterschriften von kreditwürdigen Geschäftsleuten. Die Höhe des Diskonto, den sie abziehen, bleibt nicht gleich, sie wechselt mit den Umständen und richtet sich nach den Preisen des Geldwertes.

Beim Depositengeschäft nehmen die Banken Geldsummen in Verwahrung[12], indem sie sich verpflichten[13], dieselben jederzeit oder nach Übereinkommen[14] auf kurze Kündigungsfrist[15] zurückzugeben. Mit den ihnen so anvertrauten Geldern machen sie in der Zwischenzeit gewinnbringende Geschäfte, aber nur solche, bei welchen immer in kurzer Zeit wiederum Geld in die Kasse zurückfließt.

In Verbindung mit dem Depositengeschäft stehen die Checks. Ein Check ist eine Anweisung[16] eines Bankgläubigers auf sein Guthaben bei der Bank. Jemand, der bei einer Bank eine Summe hinterlegt hat, erhält von ihr ein kleines Buch, Checkbuch; hat er an jemanden etwas zu zahlen, so reißt er ein Blatt aus dem Buche, schreibt die Summe darauf, und die Bank zahlt sie für ihn aus.

Auch das Kontokorrentgeschäft steht in Verbindung mit dem Depositengeschäft. Dasselbe besteht darin, daß die Bank mit ihren Kunden[17] in laufender Rechnung steht. Es ist eine Kreditgewährung in Form des Buchkredits. Dadurch werden Barzahlungen[18] erspart, und jede gerade vorrätige[19] Geldsumme kann sofort verzinslich angelegt werden.

Ein sehr wichtiges und schwieriges Geschäft der Banken ist das Noten- oder Zettelgeschäft. Gewisse Banken sind durch spezielle Gesetze ermächtigt[20], Banknoten auszugeben. Die Banknoten sind Anweisungen auf eine bestimmte Geldsumme, welche die Bank sofort zu zahlen verspricht, wenn ihr der Zettel vorgelegt wird. Natürlich müssen die Banken sorgen, daß sie jederzeit die Barsummen vorrätig haben oder von ihren Schuldnern erhalten können, welche sie brauchen, um die Zettel einzulösen[21]; denn sobald eine Bank ihre Zettel nicht mehr einlösen könnte, wäre sie bankerott. Dies ist die Deckung. Dieselbe besteht teils in barem Gelde, teils in Wertpapieren, die in kurzer Frist gegen Geld umgesetzt werden können.

Das Hypotheken- oder Pfandbriefgeschäft. Die Banken leihen dabei gegen Verpfändung von Grundstücken oder Häusern auf längere Zeit Geld aus und gestatten ihren Schuldnern, die geliehenen Summen in kleinen Beträgen[22], sogenannten Annuitäten, zurückzuzahlen. Die Mittel zu diesen Darlehen verschaffen sie sich durch Ausgabe von Pfandbriefen[23], d. h. verzinslichen Schuldscheinen, welche durch Hypotheken gedeckt sind.

---

3. prêtent. — 4. débitrices et créancières. — 5. intérêts. — 6. Kreditgeschäft, welches seinen Namen davon hat, daß es im Mittelalter hauptsächlich von lombardischen Geldwechslern betrieben wurde. — 7. donner en gage. — 8. prêts, avances. — 9. Unter Diskonto (Eskomte) versteht man den Abzug (déduction, défalcation), welchen jemand bei dem Ankauf einer gegen einen Dritten gerichteten Schuldforderung macht. — 10. échéance. — 11. lettres de change. — 12. dépôt. — 13. s'engagent. — 14. entente, convention. — 15. avis de retrait. — 16. traite.

17. clients. — 18. bar = comptant. — 19. disponible. — 20. autorisées. — 21. rembourser. — 22. par petites sommes — 23. obligations foncières.

Das sind die wichtigsten Geschäfte der Banken. Außerdem befassen sie sich[24] noch mit größern Darlehen an Staatsregierungen, mit Gründung von wirtschaftlichen Unternehmungen, mit dem Wertpapierhandel, u.s.w. Die einzelnen Bankiers pflegen dieselben Arten von Geschäften zu machen wie die großen Aktienbanken, doch meist mit geringern Geldmitteln.

Nach Verschiedenen.

24. beschäftigen sie sich.

Die Verlassene.

Still und verborgen
Trage dein Weh:
Wonnen und Sorgen
Schmelzen wie Schnee;
Kummer und Reue,
Alles zerstiebt!
Es vergißt selbst die Treue,
Wie treu sie geliebt.

Die Tage schleichen
So öde dahin:
Dulden und Schweigen
Ist all mein Sinn.
[Mich rührt kein Blühen
Auf grüner Au,
Kein Wolkenglühen,]
Kein Himmelsblau.

. . . .

Die Träume verschweben,
Der Sommer flieht:
Das ist vom Leben
Das trübe Lied.
Die Blätter sinken
Im bleichen Wald;
Die Toten winken.....
Ich komme bald!

Ernst Eckstein
(geb. 1845.)

Bismarck-Anekdote.

Eines Tages war Lord Russell bei Bismarck und fragte ihn im Laufe des Gesprächs, welches Mittel er anwende, um lästige[1] Besucher loszuwerden, die man nicht abweisen darf, die aber das Fortgehen zu vergessen pflegen. Der Reichskanzler antwortete lachend: „Ach, da habe ich eine sehr einfache und sichere Methode. Meine Frau versteht sofort, wenn ein Besucher zu dieser schrecklichen Sorte Menschen gehört, und wenn sie merkt, daß einer von diesen absolut nicht wieder gehen will, so findet sie irgendeinen Vorwand, mich abzurufen.“ Kaum hatte Bismarck diese Worte gesprochen, als die Fürstin auf der Schwelle des Zimmers erschien. „Mein Lieber,“ sagte sie, „komm doch endlich einmal deine Medizin nehmen — es ist schon eine Stunde her, daß du sie hättest trinken müssen!“

1. importuns.

Humoristisches.

Eine sonderbare Rarität.

In einem Raritätenkabinett wurde ein alter Haudegen [1] gezeigt, mit welchem Bileam seinen Esel habe töten wollen. Eine Dame meinte: „Er hatte ja kein Schwert, sondern wünschte sich nur eines.“

„Ganz recht, gnädige Frau“, entgegnete der glückliche Besitzer der Rarität, „dieses hier hat er aber gewünscht.“

1. épée.

Rätselauflösung (S. Nummer 8): 2. Der Star.

Les Cinq Langues

N° 11. 5 Mars 1907. 7e Année.

DEUTSCHER TEIL

Die Eröffnung des deutschen Reichstags.

Der Eröffnungsakt im Weißen Saale vollzog sich in den hergebrachten[1] prunkhaften[2] Formen. Schon während des Gottesdienstes in der Kapelle hatte sich ein kleiner Teil der Abgeordneten im Weißen Saale eingefunden, wo auch bereits die Schloßgardekompagnie in den alten friderizianischen Uniformen unter dem Kommando des riesenhaften Obersten v. Plustow Aufstellung genommen hatte[3]. Auf sein Kommando präsentierte die Kompagnie, als nach Beendigung des Gottesdienstes der Kaiser unter Vortritt der Hofchargen, gefolgt von sämtlichen Prinzen, einer großen Anzahl von Generälen und Abgeordneten durch den Saal schritt, um in dem dahinterliegenden Raume zur Formierung des feierlichen Zuges Aufstellung zu nehmen. Die Abgeordneten blieben im Saal zurück, den sie dicht füllten.

Der Reichskanzler erschien in der Uniform der Bonner Husaren, die preußischen Minister in roter Uniform. In der Hofloge nahm die Kaiserin mit der Kronprinzessin und der Prinzessin Viktoria Luise Platz, in den anderen Logen sah man zahlreiche Diplomaten. Vom Gottesdienst in der Hedwigskirche kamen die katholischen Mitglieder des Reichstages. Der schwarze Frack überwog[4] hier, aber auch hier sah man zahlreich die Uniformen von Reserveoffizieren. Von den Parteien fehlten nur die Sozialdemokraten und Polen. Die übrigen Parteien waren ziemlich gleichmäßig vertreten.

Nach kurzer Zeit erschien im geordneten Zuge, geführt vom Grafen Posadowsky und dem bayerischen Bundesratsbevollmächtigten Grafen v. Lerchenfeld der Bundesrat und stellte sich neben dem Fürsten Bülow und den preußischen Ministern auf.

Dröhnenden Schrittes marschierte nun die Schloßgardekompagnie von neuem in den Saal und faßte gegenüber dem Thronsessel an der Längswand des Saales Posto. Zwei Hoffouriere in reichgestickten Livreen und zwei Herolde in mittelalterlicher Tracht eröffneten den Einzug des Kaisers. Die Hofchargen folgten den Herolden. Der Kaiser schritt, den Garde du Corps-Helm in der Hand, allein. Dicht hinter ihm der Kronprinz, ebenfalls allein, in der Uniform der Pasewalker Kürassiere, dann die übrigen Prinzen. Generäle, darunter Generaloberst Graf Häseler, trugen die Reichsinsignien. Der Kaiser trat vor den Thron, auf Tabouretts wurden die Reichsinsignien niedergelegt. Der Kronprinz mit den übrigen Prinzen stellte sich auf die untersten Stufen des Thrones zu Seiten des Kaisers, das übrige Gefolge nahm rechts vom Thron Aufstellung. In dem Augenblick, als der Kaiser den Saal betrat, brachte der älteste anwesende Abgeordnete, der dem Zentrum angehörige Dekan Lender, das Hoch auf den Kaiser aus.

Der Reichskanzler überreichte hierauf dem Kaiser mit tiefer Verneigung in einer Mappe die Thronrede. Der Kaiser bedeckte das Haupt mit dem Helm und las die Thronrede mit lauter Stimme und starker Betonung.

1. traditionnelles. — 2. pompeuses. — 3. avait pris place. — 4. dominait.

Die wichtigsten Stellen dieser Rede sind folgende:

„Aufgerufen zur Entscheidung über einen Zwiespalt[5] zwischen den verbündeten Regierungen und der Mehrheit des vorigen Reichstages, hat das deutsche Volk bekundet, daß es Ehr' und Gut ohne kleinlichen Parteigeist treu und fest gehütet wissen will. In solcher Bürger, Bauern und Arbeiter einigenden Kraft des Nationalgefühls ruhen des Vaterlandes Geschicke wohl geborgen. Wie ich alle verfassungsmäßigen[6] Rechte und Befugnisse gewissenhaft zu achten gewillt bin, so hege ich zu dem neuen Reichstage das Vertrauen, daß er es als seine höchste Pflicht erkennt, unsere Stellung unter den Kulturvölkern verständnisvoll und tatbereit zu bewahren und zu befestigen.

. . . .

Die Entwickelung unserer Kolonien zu einem wertvollen Teil des nationalen Besitzstandes erfordert vor allem einen sorgfältig auszuarbeitenden Plan für den Ausbau der Verkehrswege. Um allmählich zu einer gedeihlichen Selbstverwaltung zu gelangen, werden zunächst das Rechnungswesen zu vereinfachen und die Beamtenverhältnisse neu zu ordnen sein. Wie mit dem Vorschlage, ein Kolonialamt[7] zu errichten, so wird der Reichstag auch mit den Beihilfen für die schwer geschädigten Ansiedler in Südwestafrika von neuem befaßt werden.

Der gesunde Sinn in Stadt und Land hat im Wahlkampf einer Bewegung Halt geboten, die sich, alles bestehende Gute und Lebenskräftige verneinend, gegen Staat und Gesellschaft in ihrer stetigen friedlichen Entwickelung richtet. Die großen grundlegenden Gesetze zum Schutze der wirtschaftlich Schwachen sind gegen den Widerstand der Fraktion geschaffen worden, die sich als die wahre Vertreterin der Arbeiterinteressen bezeichnet, selbst aber nichts für sie und für den Kulturfortschritt geleistet hat.

5. différend. — 6. constitutionnels. — 7. ministère des colonies.

Gleichwohl zählen ihre Wähler immer noch nach Millionen. Der deutsche Arbeiter darf darunter nicht leiden. Jene Gesetzgebung beruht auf dem Grundsatz der sozialen Verpflichtung gegenüber den arbeitenden Klassen und ist daher unabhängig von der wechselnden Parteigestaltung. Die verbündeten Regierungen sind entschlossen, das soziale Werk in dem erhabenen Geiste Kaiser Wilhelms des Großen fortzusetzen.

Die allgemeine politische Lage berechtigt zu der Zuversicht[8], daß uns der Friede weiter erhalten bleiben wird. Zu unseren Verbündeten unterhält meine Regierung die alten herzlichen, zu den anderen fremden Mächten gute und korrekte Beziehungen. Auf Grund der Anregungen der Vereinigten Staaten von Amerika und der Vorschläge der russischen Regierung habe ich die Einladung zu der zweiten Haager Friedenskonferenz angenommen, die berufen sein wird, im Anschluß an die Ergebnisse der ersten Haager Konferenz das Völkerrecht im Sinne des Friedens und der Humanität weiter auszubilden.

Und nun, meine Herren, möge das nationale Empfinden und der Wille zur Tat, aus dem dieser Reichstag hervorgegangen ist, auch über seinen Arbeiten walten — Deutschland zum Heil!"

8. confiance.

David Strauß über „Weib" — „Frau" — „Gemahlin".

In den hinterlassenen Papieren des bedeutenden theologischen Schriftstellers, dessen Hauptwerk „Das Leben Jesu" einst eine so mächtige literarische und kirchliche Bewegung hervorrief, finden sich auch interessante Bemerkungen über das weibliche Geschlecht. Über die Nomenklatur „Weib, Frau, Gemahlin" hat er folgende Aufzeichnungen gemacht: „Wenn man aus Liebe hei-

ratet, wird man Mann und Weib, wenn man aus Bequemlichkeit heiratet, Herr und Frau, und wer aus Verhältnissen heiratet, Gemahl und Gemahlin. Man wird geliebt von seinem Weibe, geschont von seiner Frau, geduldet von seiner Gemahlin. Man hat für sich allein ein Weib, für seine Hausfreunde eine Frau und für die Welt eine Gemahlin. Die Wirtschaft besorgt das Weib, das Haus die Frau, den Ton die Gemahlin. Den kranken Mann pflegt das Weib, ihn besucht die Frau und nach seinem Befinden erkundigt sich die Gemahlin. Man geht spazieren mit seinem Weib, fährt aus mit seiner Frau und macht Partien mit seiner Gemahlin. Unseren Kummer teilt das Weib, unser Geld die Frau und unsere Schulden die Gemahlin. Sind wir tot, so beweint uns unser Weib, beklagt uns unsere Frau und geht in Trauer unsere Gemahlin."

Da Strauß mit seiner Frau, der Sängerin Agnese Schebest, in einer wenig glücklichen Ehe lebte und sich deshalb nach einigen Jahren wieder scheiden ließ, kann man wohl annehmen, daß er persönlich seine Frau mehr als Gemahlin, denn als Weib und Frau betrachten lernte.

Die drei Brüder.

Es war einmal ein Mann, der hatte drei Söhne und weiter nichts im Vermögen als das Haus, worin er wohnte. Nun hätte jeder gerne nach seinem Tod das Haus gehabt; dem Vater aber war einer so lieb als der andere. Da wußte er gar nicht, wie er's anfangen sollte, daß er keinem zu weh täte; verkaufen wollte er das Haus auch nicht, weil's von seinen Voreltern war; sonst hätte er das Geld unter sie geteilt. Da fiel ihm endlich ein Rat ein, und er sprach zu seinen Söhnen: « Geht in die Welt und versucht euch, und lerne jeder sein Handwerk; wenn ihr dann wiederkommt, wer das beste Meisterstück macht, der soll das Haus haben. »

Das waren die Söhne zufrieden, und der älteste wollte ein Hufschmied, der zweite ein Barbier, der dritte ein Fechtmeister[1] werden. Darauf bestimmten sie eine Zeit, wo sie wieder nach Hause zurückkommen wollten, und zogen fort.

Wilhelm Grimm.

Es traf sich auch, daß jeder einen tüchtigen Meister fand, wo er etwas Rechtschaffenes lernte. Der Schmied mußte des Königs Pferde beschlagen und dachte: nun kann dir's nicht fehlen, du kriegst das Haus. Der Barbier rasierte lauter vornehme Herren und meinte auch, das Haus wäre schon sein. Der Fechtmeister kriegte manchen Hieb, biß aber die Zähne zusammen und ließ sich's nicht verdrießen[2]; denn er dachte bei sich: Fürchtest du dich vor einem Hiebe, so kriegst du das Haus nimmermehr. Als nun die gesetzte Zeit herum war, kamen sie bei ihrem Vater wieder zusammen; sie wußten aber nicht, wie sie die beste Gelegenheit finden sollten,

1. *maître d'escrime.* — 2. *ne se rebuta pas.*

ihre Kunst zu zeigen, saßen beisammen und ratschlagten. Wie sie so saßen, kam auf einmal ein Hase übers Feld dahergelaufen « Ei, sagte der Barbier, der kommt wie gerufen[3]», nahm Becken und Seife, schäumte, bis der Hase in seine Nähe kam; dann seifte er ihn im vollen Laufe ein und rasierte ihn auch im vollen Laufe, und dabei schnitt er ihn nicht und tat ihm an keinem Haare weh. « Das gefällt mir, sagte der Vater; wenn sich die andern nicht gewaltig angreifen [4], so ist das Haus dein.» Es währte nicht lange, so kam ein Herr in einem Wagen dahergerannt in vollem Jagen. «Nun sollt Ihr sehen, Vater, was ich kann», sprach der Hufschmied, sprang dem Wagen nach, riß dem Pferd, das ohne Aufhören jagte, die vier Hufeisen ab und schlug ihm auch im Jagen vier neue wieder an. « Du bist ein ganzer Kerl, sprach der Vater, du machst deine Sachen so gut wie dein Bruder; ich weiß nicht, wem ich das Haus geben soll.» Da sprach der dritte: «Vater, laßt mich auch einmal gewähren», und weil es anfing zu regnen, zog er seinen Degen und schwang ihn in Kreuzhieben über seinem Kopfe, daß kein Tropfen auf ihn fiel; und als der Regen stärker ward und endlich so stark, als ob man mit Mulden[5] vom Himmel gösse, schwang er den Degen immer schneller und blieb so trocken, als säße er unter Dach und Fach[6]. Wie der Vater das sah, erstaunte er und sprach: « Du hast das beste Meisterstück gemacht; das Haus ist dein.»

Die beiden andern Brüder waren damit zufrieden, wie sie vorher gelobt[7] hatten, und weil sie sich einander so lieb hatten, blieben sie alle zusammen im Haus und trieben ihr Handwerk; und da sie so gut ausgelernt hatten und so geschickt waren, verdienten sie viel Geld. So lebten sie vergnügt bis in ihr Alter zusammen, und als der eine krank ward und starb, grämten sich die zwei andern so sehr darüber, daß sie auch krank wurden und bald starben. Da wurden sie, weil sie so geschickt gewesen waren und sich so lieb gehabt hatten, alle drei zusammen in ein Grab gelegt.

GRIMM.

3. *à propos*. — 4. bemühen, anstrengen.

5. *boisseaux*. — 6. *à l'abri*. — 7. versprochen.

Die Lerche.

Hörst du der Nacht gespornten Wächter[1] nicht?
Sein Schrei verzittert[2] mit dem Dämmerlicht,
Und schlummertrunken hebt aus Purpurdecken
Ihr Haupt die Sonne: in das Ätherbecken
Taucht sie die Stirn, man sieht es nicht genau,
Ob Licht sie zünde oder trink' im Blau.
Glührote Pfeile zucken auf und nieder
Und wecken Taues[3] Blitze, wenn im Flug
Sie streifen durch der Heide[4] braunen Zug.
Da schüttelt auch die Lerche ihr Gefieder,
Des Tages Herold[5] seine Liverei;
Ihr Köpfchen streckt sie aus dem Ginster[6] scheu,
Blinzt nun mit diesem, nun mit jenem Aug';

1. veilleur éperonné. — 2. s'éteint. — 3. de la rosée. — 4. bruyère. — 5. héraut. — 6. genêt.

Dann leise schwankt, es spaltet sich der Strauch,
Und, wirbelnd des Mandates erste Note,
Schießt in das feuchte Blau des Tages Bote.

„Auf! auf! die junge Fürstin ist erwacht!
Schlaftrunkne Kämmrer, habt des Amtes acht!
Du mit dem Saphirbecken, Genziane,
Zwergweide[7] du mit deiner Seidenfahne,
Das Amt, das Amt, ihr Blumen allzumal!
Die Fürstin wacht, bald tritt sie aus dem Saal."
Da regen tausend Wimpern sich zugleich.
Maßliebchen[8] hält das klare Auge offen,
Die Wasserlilie sieht ein wenig bleich,
Erschrocken, daß im Bade sie betroffen.
Wie steht der Zitterhalm[9] verschämt und zage[10]!
Die kleine Weide pudert sich geschwind
Und reicht dem West[11] ihr Seidentüchlein lind,
Daß zu der Hoheit Händen er es trage.

Der Purpur lischt gemach[12] im Rosenlicht.
Am Horizont ein zuckend Leuchten bricht
Des Vorhangs Falten, und aufs neue singt
Die Lerche, daß es durch den Äther klingt:

„Die Fürstin kommt, die Fürstin steht am Tor!
Frisch auf, ihr Musikanten in den Hallen,
Laßt euer zartes Saitenspiel erschallen;
Und, florbeflügelt Volk, heb' an den Chor!
Die Fürstin kommt, die Fürstin steht am Tor!"

Da krimmelt, wimmelt[13] es im Heidgezweige.
Die Grille dreht geschwind das Beinchen um,
Streicht an des Taues Kolophonium
Und spielt so schäferlich die Liebesgeige.
Ein tüchtiger Hornist, der Käfer, schnurrt;
Die Mücke schleift behend die Silberschwingen,
Daß heller der Triangel möge klingen;
Diskant[14] und auch Tenor die Fliege surrt;
Und, immer mehrend ihren werten Gurt[15],
Die reiche Katze[16] um des Leibes Mitten,
Ist als Bassist die Biene eingeschritten;
Schwerfällig hockend in der Blüte, rummeln
Das Kontraviolon die trägen Hummeln[17].
So tausendstimmig stieg noch nie ein Chor,
Wie's musiziert aus grünem Heid, empor.

Jetzt sitzt die Königin auf ihrem Throne,
Die Silberwolke Teppich ihrem Fuß,
Am Haupte flammt und quillt die Strahlenkrone,
Und lauter, lauter schallt des Herolds Gruß:

„Bergleute auf, herauf aus eurem Schacht!
Bringt die Schätze, und du Fabrikant,
Breit' vor der Fürstin des Gewandes Pracht,
Kaufherrn enthüllt den Saphir, den Demant!"

7. saule nain. — 8. pâquerette. — 9. amourette tremblante. — 10. furchtsam. — 11. zéphire. — 12. langsam, sanft. — 13. krimmelt = wimmelt. — 14. soprano. — 15. Gürtel. — 16. bourse. — 17. bourdons.

Schau, wie es wimmelt aus der Erde Schoß,
Wie sich die schwarzen Knappen[18] drängen, streifen
Und mühsam stemmend aus dem Stollen[19] schleifen
Gewalt'ge Stufen[20], wie der Träger groß;
Ameisenvolk, du machst es dir zu schwer!
Dein roh Gestein lockt keiner Fürstin Gnaden.
Doch sieh die Spinne rutschend hin und her;
Schon zieht sie des Gewebes letzten Faden,
Wie Perlen klar, ein duftig Elfenkleid,
Viel edle Funken sind darin entglommen.
Da kommt der Wind und häkelt es vom Heid;
Es steigt, es flattert, und es ist verschwommen.

Die Wolke dehnte sich, scharf strich der Hauch,
Die Lerche schwieg und sank zum Ginsterstrauch.

Annette von Droste Hülshoff.

18. mineurs. — 19. galerie. 20. échantillons de mine.

Die Öffnung des Reliquienschreins Karls des Großen.

II

Bei der Ordnung der Gebeine 1861 wurden die erwähnten Seidenstoffe aufs neue abgezeichnet und später von Bock veröffentlicht[1]. Die ursprünglichen Kopien befinden sich seit 1870 im Museum in Berlin. Aber weder diese noch die von Martin genügten den wissenschaftlichen Ansprüchen, die wir jetzt an die Darstellung mittelalterlicher Gewebe stellen, und es war überaus wichtig, eine genaue Kopie zu erhalten, wozu der Schrein geöffnet und die Stoffe auf kurze Zeit entnommen werden mußten.

Den eigentlichen Anlaß hierzu gab die große Veröffentlichung der Gewebesammlung des königlichen Kunstgewerbemuseums, welche im Auftrage der Staatsregierung von dem Verfasser veranstaltet wird. Das Studium dieses Faches ist jung, hat sich aber bereits zu großer Bedeutung durchgerungen[2]. Wir wissen alle, daß die frühchristliche Kunst des Abendlandes, zunächst der romanische Stil, abhängig ist vom Orient, einschließlich Byzanz und die maurischen Gebietsteile von Sizilien und Spanien. Die Überführung der ornamentalen Motive geschah durch die fremden kostbaren Waren, und hier stehen in erster Reihe die Seidenstoffe, die Europa bis in das XIII. Jahrhundert hinein nicht herzustellen vermochte, aber in großen Massen verbrauchte. Erst im XIX. Jahrhundert wurde man darauf aufmerksam, daß sich Reste solcher Stoffe aus dem frühen Mittelalter noch erhalten haben, gelegentlich in Gräbern, zumeist als Reliquienhüllen in den Kirchen. Weitaus die größte Sammlung solcher Stoffe von unvergleichlichem Wert besitzt das Kunstgewerbemuseum in Berlin. Was nicht im Original zu erreichen war, wurde in treuesten Kopien dargestellt. Es erwuchs für uns die Pflicht, diese Sammlung zu veröffentlichen, wobei wir mit einzelnen Proben bis zum Schluß des neunzehnten Jahrhunderts gehen, den Schwerpunkt aber auf die frühchristliche Periode legen[3].

1. *publiés.* — 2. sich durchringen, *parvenir à.*

3. *en insistant particulièrement sur.*

Diesen Arbeiten stand von Anbeginn die hohe Geistlichkeit[4] in verständnisvoller Würdigung zur Seite; der verstorbene Erzbischof von Köln Dr. Simar hat uns die Reliquienschreine und Sakristeischätze von Siegburg, Sankt Kunibert und Ursula in Köln erschlossen, und der Hinweis auf dieses Entgegenkommen genügte[5] in fast jeder Kirche jeglichen Bekenntnisses[6]. Wir haben nicht nur durch ganz Deutschland, sondern auch aus England, Belgien, Holland, Italien, Amerika, aus Museen, Kirchen, aus Stadt- und Staatsbesitz alles, was wir gebrauchten, nach Berlin bekommen, wo die farbigen Faksimiledrucke durch E. Wasmuth in bisher unerreichter Vollendung hergestellt werden.

Den wirkungsvollsten Schutz erhielt das Werk, von dem schon gegen 300 Tafeln erschienen sind, durch die Huld des Kaisers. Man weiß, mit wie viel Ernst und Liebe der Kaiser sich dem Studium der romanischen Kunst hingibt; in diesen Seidenstoffen mit den großen kreisförmigen Mustern[7] mit symbolischen Tiergestalten sind die Originale der ornamentalen Kunst jener Periode erhalten. Diese Seidenstoffe, von denen auch nicht einer der Kenntnis des Kaisers entgeht, bilden dort seit Jahren den Stamm fur die restaurierenden und neuschöpferischen Arbeiten.

Es ist ohne weiteres klar, welche Bedeutung für uns die Seidenstoffe des Karls-Schreins haben mußten. Wir kannten die Abbildungen; die eine hat ein Muster von einer Größe und Pracht wie keines der uns sonst bekannten: mächtige Kreise von 77 Zentimeter Durchmesser mit der Darstellung prächtig aufgeschirrter Elefanten und noch dazu mit einer Inschrift versehen, welche auf die kaiserliche Werkstatt in Byzanz hinweist, wahrscheinlich aus dem IX. Jahrhundert und vielleicht von Barbarossa über die Gebeine Karls des Großen gebreitet. Es ist keineswegs ausgeschlossen[8], daß dieser Stoff zu dem ursprünglichen Grabbestand Karls des Großen von 814 gehört. Der zweite mit reichem Ornament Palermitaner Arbeit des XIII. Jahrhunderts ist wohl eine Gabe des Kaisers Friedrich II. (*Schluß.*)

Julius LESSING*.

4. *le haut clergé.* — 5. *et il suffit de mentionner cette prévenance.* — 6. *confession.* — 7. *dessins.*

* Geheimrat Julius Lessing ist der Direktor des Berliner Kunstgewerbemuseums.

8. unmöglich.

Parabeln und Fabeln*.

Als ich einst unter einer Eiche botanisierte, fand ich, zwischen den übrigen Kräutern und von gleicher Größe mit ihnen, eine

SCHOPENHAUER.

Pflanze von dunkler Farbe, mit zusammengezogenen Blättern und geradem, straffem Stiel. Als ich sie berührte, sagte sie mit fester Stimme: « Mich laß stehn! Ich bin kein Kraut für dein Herbarium, wie jene andern, denen die Natur ein einjähriges Leben bestimmt hat. Mein Leben wird nach Jahrhunderten gemessen: ich bin eine kleine Eiche. »

* Siehe die vier andern Teile.

So steht Der, dessen Wirkung sich auf Jahrhunderte erstrecken soll, als Kind, als Jüngling, oft noch als Mann, ja überhaupt als Lebender, scheinbar den Übrigen gleich und wie sie unbedeutend. Aber laßt nur die Zeit kommen und mit ihr die Kenner! Er stirbt nicht wie die Übrigen.

SCHOPENHAUER.

Wind-und Wetter-Märchen,

von EDITH-THERESE SCHILSKY.

Sechstes Märchen.

Was der Hagel erzählte.

« Ich bin ein wilder Geselle, sagte der Hagel, begleite meine Mutter, die Donnerwolke, in all ihren Kämpfen und Schlachten und zerstöre, wenn auch nicht so viel wie sie, denn ihre Macht besitze ich nicht, so doch manches. Es macht mir Vergnügen ebenso wie meiner kampflustigen Mutter. Wie verachte[1] ich den Regen, der nur auf Wald, Wiese und Feld gutes wirkt, wie verachte ich ihn in seiner weichen Mildheit! Nein, so wie ich es tue, hinunterstürzen, alles, was mir im Wege steht aufrollen, Blumen und Sträucher knicken, Ähren umbiegen und sie an den Boden fesseln, daß sie sich nicht wieder aufrichten können, das ist meine Wonne! Und ich will erzählen, was ich einstmals tat: Die Sonne hatte ihre Strahlen ausgesandt, dann hatten Wind und Regen ihre Gaben mit Milde und Sanftmut gespendet. Es herrschte, o Seltenheit! Friede im Weltall! — Die Erde war mit Blumen, Blüten und Blättern gar reich geschmückt, Ähren prangten in goldener Pracht auf den Feldern, kurz, es war reines Glück für die Menschheit. Und auf einem Weizenfelde herrschte große Wonne. Kornblumen lugten[2] mit ihren blauen Augen zwischen den Ähren hervor; diese reckten sich mit Stolz und lächelten den über ihnen strahlenden klaren Himmel zufrieden an, trotz der schwarzen Wolken, die sich in der Ferne zeigten. « Ihr könnt uns nichts anhaben[3], ihr Regenwolken, im Gegenteil, wir heißen euch willkommen! riefen die Weizenähren. Und ihr, Donnerwolken, verzehrt euch im Drohen, denn die Sonne wird euch doch besiegen und vertreiben! Nichts kann uns zerstören, wir leben in Ruhe und Freuden! »

Dies hörte meine Mutter, die Donnerwolke, und ich, ihr Sohn, der Hagel, vernahm folgende Worte aus ihrem grollenden Munde: « Wohlan, o Sohn, ich muß diesem übermütigen Weizenfelde beweisen, daß es zu stolz, zu sicher der Sonne vertraut; will ihm beweisen, daß die hehre[4] Sonne meiner Macht weichen muß, wenn es mir beliebt, sie zu zeigen! Und du, mein Sohn, gib mir auch heute deine Hilfe wie sonst, stürze dich auf dies Weizenfeld und richte es zu grunde! » Kaum hatte die Donner dies gesagt, so schoß sie mit mir, vom Sturm, dessen Beistand sie angerufen, gejagt, derartig schnell und laut grollend über den Himmel her, daß die Sonne erschrak und eilends verschwand. Da reiste ich gerade auf das Weizenfeld zu und sah wie die Ähren zu zittern und zu beben anfingen. Und aus den Flammenaugen der Donnerwolke sprühten Blitze, donnernde Worte stürzten aus ihrem Munde und ich tobte prasselnd hinunter, zur Erde, vernichtete die hochmütigen Weizenähren, sodaß sie sterbensmatt zu Boden sanken!

Dann als meine Wut sich beruhigt, verließ ich mit der Donnerwolke das Feld und kehrte zum Himmel zurück.

Am anderen Morgen aber kam der Bauer, dem das Feld gehörte, und jammerte, daß ihm der Weizen verhagelt sei! Und dies ist meine Geschichte! »

1. *méprise.* — 2. blickten.

3. böses tun. — 4. *auguste.*

Les Cinq Langues

N° 12. 20 Mars 1907. 7e Année.

DEUTSCHER TEIL

Wort und Sinn im Zeitenwandel.

Dem Leser der großen Schöpfungen der deutschen Klassiker wird oft genug ein Wort oder eine Wendung[1] auffallen[2], deren Sinn für das Geistesohr des Gegenwartsmenschen entweder fast unverständlich geworden ist oder doch erstaunlich verwandelt klingt. Bei Goethe trifft man auf eine ganze Reihe solcher Worte, die uns heute seltsam anmuten.

Einer seiner Lieblingsausdrücke, der im Laufe eines Säkulums eine völlig andere Bedeutung gewonnen hat, ist zum Beispiel das Epitheton „artig". „Sie hatte eine artige Figur", „Sie war ein artiges Frauenzimmer", „ihr artig Wesen" — kurz, alles am Liebchen war damals unweigerlich[3] „artig". Heute hat das Wort lediglich[4] in der pädagogischen Region Heimatrecht, und nur der lieben Kinderwelt gegenüber tritt es bedeutsam in Aktion.

Da oben gerade die schöne Wortblume „Frauenzimmer" erwähnt wurde, wollen wir ein wenig dabei verweilen. Dieser heute so verpönte[5] Ausdruck war zur Zeit der beiden Dichterdioskuren bekanntlich[6] ein höchst verbreitetes und von dem weiblichen Gehör sicherlich als schmeichelhaft empfundenes Zierwort, das oft durch ein angehängtes „chen" noch rokokohafter wurde. Viele Jahrzehnte hindurch — von Lessing bis zu den Romantikern — fand man die Apostrophierung „Frauenzimmer" vortrefflich. Hervorgegangen ist diese seltsame Bezeichnung aus dem im Mittelalter von den übrigen Wohnräumen des Hauses abgesondert gewesenen Frauengemach — der Name dieses Wohnraumes ging allmählich auf dessen Insassen[7] über, ja man legte ihn mit Vorliebe besonders vornehmen und gebildeten Frauen bei[8]. Und mit dem Reiferwerden des weiblichen Individuums wurde auch die Auswahl der Damen, die sich das holdselige Wort verdienen wollten, immer strenger getroffen — so verstand man endlich unter „Frauenzimmer" nur noch eine feingebildete „Frauensperson". Wehe dem Unglücklichen, der heute aus fremdem Lande daherwallt und sich in der modernen Konversation in dieser Beziehung auf unseren Goethe verlassen[9] wollte!

Sehr seltsam verhält es sich mit dem Wörtlein „anständig". Dies wurde vor hundert Jahren hauptsächlich in der Bedeutung von „anstellig", überhaupt in einem mehr auf äußere Manier und Geschicklichkeit hinweisenden Sinne gebraucht, während es heutigen Tags bekanntlich mit Behagen[10] in der Moralsphäre domiziliert. Den merkwürdigsten Wandel in seiner Bedeutung, und zwar nach der denkbar unangenehmsten Seite hin erfuhr jedoch das anspruchlose Wort „gemein", das zu Großvaters Zeiten noch in seiner ganzen Harmlosigkeit[11] durch den Tag wandelte. Es schloß einfach den Sinn von etwas „Gemeinschaftlichem" in sich, es war fast gleichbedeutend mit unserem „allgemein". Es hatte ein außerordentlich

1. tournure. — 2. frapper. — 3. incontestablement. — 4. bloß. — 5. discrédité. — 6. wie man weiß.

7. Bewohnern. — 8. legte... bei, on le donnait. — 9. se fier à. — 10. commodément. — 11. innocence.

indifferentes Exterieur, und alle persönlichen Merkmale fehlten ihm, eben weil es weiter nichts vorstellte als schlechtweg[12] das Unpersönliche. Die Gegenwart kennt es in dieser Bedeutung nur noch, wenn ihm das allmächtige „all" vorangestellt ist — sonst erscheint es plötzlich in einer höchst anrüchigen[13] Form, und seine gleichgültige Natur verwandelt sich in den extremsten Gegensatz, den man sich zu dem ebenfalls so umgedeuteten „anständig" nur denken kann. Irgendeinem Miterdenwaller[14] im Laufe des Dialogs zugerufen, wirkt es als die äußerste Aberkennung seiner ethischen Qualitäten; dies „gemein" ist also gegenwärtig die geborene Verbalinjurie. Wie anders wirkte das Zeichen auf die ersten Leser des Goetheschen Epilogs zu Schillers Glocke ein:

Und hinter ihm im wesenlosen Scheine
Lag, was uns alle bändigt: das Gemeine.

Das Verbum „schleifen", das alsdann dem Herumstöbernden[15] über den Weg läuft, geht uns heute eigentlich nur etwas an, wenn es sich um die Daseinsverbesserung stumpfer Rasiermesser oder dergleichen handelt. Oder es kommt höchstens noch in einigen Dialekten vor und wird dann meist für „Tanzen" gebraucht. Früher aber zirkulierte es schlechtweg als Ausdrucksform für eine mehr oder minder schleunige Art von Fortbewegung („Zu Grabe schleifen" im „Faust"; „da draußen stehn und schleifen viel fremde, fröhliche Leut": Eichendorff).

Nun tritt uns ein bedeutendes Wort entgegen, nämlich „bedeutend" selbst. Das erscheint bei Goethe noch in seiner ganzen Fülle, als eine Bezeichnung, die einer abstrakten oder konkreten Sache tatsächlich einen hohen Wert für ihr Dasein oder ihre Wirkungen beilegt. „Er hatte sie bedeutend unterrichtet." — „Eine bedeutende Musik spannte die Erwartung." — „Mit bedeutender Geberde" heißt es im

12. tout bonnement. — 13. suspecte. — 14. Mitmenschen. — 15. au chercheur.

Goethe. „Bedeutend" bedeutete eben damals was! Heute lassen wir dies charaktervolle Wort, das einst Rubelwert hatte, im Kopekenkurs herumrollen. Denn wir finden alles bedeutend, selbst, daß ein Hering in diesem Laden bedeutend teurer ist als in jenem oder ein Liter Hofbräu bedeutend besser schmeckt als ein halber. Es ist ungefähr wie mit dem Charakteristikum „komisch". Früher fand man höchstens einen Pulcinello oder „Pagliaß" (bei Goethe) komisch, heutzutage ist jedes dritte Ding auf dieser komischen Welt komisch. Wenn ein Mensch, der schon halb dem Tode verfallen war, sich plötzlich wieder erholt, so finden das alle seine Bekannten „komisch". Oder man fällt vom Dach und kommt unten heil an — wobei man mit komischer Gesetzmäßigkeit den anderen Fall eintreten sieht, daß alle Welt das „komisch" findet. Komisch!

Man könnte nun noch eine ganze Reihe von Worten mit modifiziertem Sinn anführen. Statt „gesetzter" Bewegungen findet man in der Prosa Goethes „gesetzliche Bewegungen"; wir lesen ferner: „eine einstimmende Gattin finden" und so manches andere, das uns für die Gegenwart veraltet und fremd anmutet. Man sagte damals „vor" statt „für", „fodern" statt „fordern", von „zween" und „zwo" ganz zu schweigen. Aber: Nichts ist dauernd als der Wechsel... Nach Jahr und Tagen wird auch manches heute geprägte Wort seine Farbe und Bedeutung verändert haben, und mit dieser sicheren Voraussicht sei es denn „itzt genung[16]."

Felix Lorenz.
(Berliner Tageblatt.)

16. jetzt genug.

Schiller als Kriminalpsychologe.

Ein Staatsanwalt Dr. E. Wulffen in Dresden hat eine höchst fesselnde Untersuchung vorgenommen[1], näm-

1. *entrepris*.

lich eine kritische Betrachtung des Kriminalpsychologischen und Psychopathologischen in Schillers « Räubern ». Die Resultate, zu denen er bei der Sezierung[2] der Charaktere Franz und Karl Moors gelangt, und die er in einer im Verlage von Karl Marhold (Halle a. S.) erschienenen Broschüre niedergelegt hat, sind nun literarisch und psychologisch gleich interessant, und es wohnt ihnen eine merkwürdige Überzeugungskraft[3] inne. Zunächst legt er aus Schillers eigenen Schriften (« Verbrecher aus verlorener Ehre » usw.) des Dichters Stellung zur Kriminalpsychologie dar. Er führt seine Äußerung an: « Man hat das Erdreich des Vesuv untersucht, sich die Entstehung seines Brandes zu erklären; warum schenkt man einer moralischen Erscheinung weniger Aufmerksamkeit als einer physischen? Warum achtet man nicht in eben dem Grade auf die Beschaffenheit und Stellung der Dinge, welche einen solchen Menschen umgaben, bis der gesammelte Zunder[4] in seinem Inwendigen Feuer fing? » Hier wird der Dichter der Räuber nach Dr. Wulffens Ansicht geradezu zum Vorläufer der modernen Kriminalistenschule.

Im Banne der Anschauungen der modernen dramatischen Dichter — so fährt der Verfasser fort — haben wir stark an der Wirklichkeit der Charaktere von Karl und Franz Moor gezweifelt[5]. Den Gedanken, diese beide Gestalten auf ihren Wirklichkeitsgehalt[6] zu untersuchen, haben wir ernsthaft nie gedacht! — Von einer gründlichen Kritik der Ansichten Schillers über die Entwickelung der Verbrecherseele ausgehend, entwickelt Dr. Wulffen dann die beiden Gestalten ganz nach den Ergebnissen der modernen Wissenschaft. Sie sind erblich belastete[7] Sprößlinge eines entarteten[8] Hauses — ihre Degeneration tritt bei Franz Moor in einer angeborenen Bosheit in die Erscheinung, bei Karl Moor kommt sie in der Form eines politischen Wahns, den pathologische Größenideen durchsetzen, zum Durchbruch[9]. So müssen gerade die Charakterzüge, die bei beiden das Gepräge des Unwahren zu tragen scheinen, als tragische Tatsächlichkeiten von äußerster Realistik und Natürlichkeit angesprochen werden. Der Dichter, der Mediziner, der Philosoph Schiller hat in der Zeichnung dieser Gestalten überall das Richtige getroffen. — Der Verfasser gibt dann noch für den Bühnendarsteller sehr verständige Anregungen, die auf der von ihm gewonnenen Basis beruhen.

2. *analyse.* — 3. *force de persuasion.* — 4. *amadou.*

5. *douté.* — 6. *réalité.* — 7. *ayant des tares héréditaires.* — 8. *dégénérée.* — 9. erscheint sie.

Wegwarte.

Mit nackten Füßchen am Wegesrand,
Die Augen still ins Weite gewandt,
Saht ihr bei Ginster und Heide
Das Mädchen im blauen Kleide?

— Das Glück kommt nicht in mein [armes Haus,
Drum stell' ich mich hier an den Weg [heraus;
Und kommt es zu Pferde, zu Fuße,
Ich tret' ihm entgegen mit Gruße.

Es ziehen der Wanderer mancherlei
Zu Pferd, zu Fuß, zu Wagen vorbei.
— Habt ihr das Glück nicht gesehen?
Die lassen sie lachend stehen.

Der Weg wird stille, der Weg wird leer.
— So kommt denn heute das Glück nicht [mehr?
Die Sonne geht rötlich nieder,
Ihr starren im Wind die Glieder.

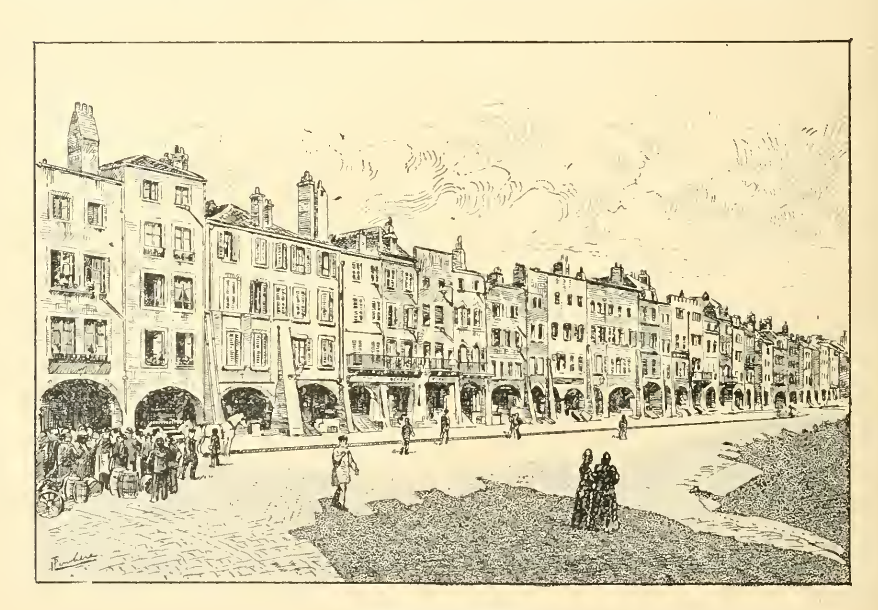
Der Regen klatscht ihr ins Angesicht,
Sie steht noch immer, sie merkt es nicht:
— Vielleicht ist es schon gekommen,
Hat die andere Straße genommen.

Die Füßchen wurzeln am Boden ein,
Zu Blumen wurde der Augen Schein,
Sie fühlt's und fühlt's wie im Traume,
Sie wartet am Wegessaume.

Isolde Kurz.
(Geboren 1853.)

Ein deutscher Kaisertag in Metz.

Die Glanztage der Bürgerschaft von Metz waren um Weihnachten des Jahres 1356. Kaiser Karl IV. hatte hierher einen Reichstag berufen, auf welchem die Goldene Bulle, das Grundgesetz des deutschen Reiches für beinahe fünf Jahrhunderte, vervollständigt und verkündigt, außerdem über mehrere wichtige Reichsangelegenheiten verhandelt wurde. Die Kurfürsten, Fürsten, Grafen und Herren und die freien Reichsstädte waren in großer Anzahl mit unendlicher Pracht erschienen; so zählte man allein vierzig Fürsten neben hundert Grafen und Herren mit mehr als achttausend Pferden. Auch der päpstliche Nuntius, der Dauphin von Frankreich und sein Bruder wohnten diesem Reichstage bei.



Metz: Ludwigsplatz.

Als der Kaiser in die Stadt einzog, kam ihm die ganze Bürgerschaft bis zur Brücke über die Orne entgegen und überreichte ihm die Schlüssel der Stadt. Der Kaiser und die Kaiserin ritten auf köst-

lich geschmückten weißen Rossen unter zwei goldenen Traghimmeln[1], zu beiden Seiten umgeben von den sämtlichen Kurfürsten. Dem Zuge voraus schritten zweihundert reichgeschmückte Knaben, Wachsfackeln in den Händen tragend, dann der Bischof der Stadt mit der gesamten Geistlichkeit, während unzähliges Volk mit lautem Jubel sich hinter dem Zuge herwälzte.

Am Weihnachtstage, nach dem Hochamte[2] im herrlichen Sankt Stephansdom, begaben sich der deutsche Kaiser und die Kaiserin auf den Markt, geleitet von den Kurfürsten, den Prinzen und zahlreicher fürstlicher und ritterlicher Gesellschaft. Es war ein Glanz und ein Pomp, wie niemals in diesen Gegenden gesehen und erhört war.

Unter einem Zelte von Gold und Purpur ließen sich auf erhöhtem Platze Kaiser und Kaiserin nieder. Zuerst ward das neue Reichsgrundgesetz verlesen, welches aus dreißig Satzungen bestand. Dann ward demselben das goldene Münzsiegel, die goldene Bulle, angelegt, von dem das Gesetz seinen Namen erhielt.

Nach dieser Feierlichkeit begaben sich der Kaiser und die Kaiserin zur Tafel, und die Kurfürsten begannen, sie zu bedienen. Zuerst traten die drei geistlichen Kurfürsten vor, von Mainz, Köln und Trier, und verneigten sich. Sie waren des Reiches Erzkanzler für Germanien, Italien und Gallien und hatten zum Zeichen dessen goldene Insiegel am Halse hangen und jeder in der rechten Hand eine Pergamenturkunde[3]. Dann ritt der Kurfürst von Sachsen herbei, des Reiches Erzmarschall, in der Hand eine silberne Metze[4] voll Hafer. Vor der kaiserlichen Tafel stieg er ab und ging an sein Amt, den Fürsten an den kleinen Nebentischen, jedem nach Gebühr[5], den Platz anzuweisen. Unterdes reichte der Erzkämmerer, der Markgraf von Brandenburg, den beiden Majestäten das Handwasser, indem er sich von seinem Gefolge die goldene Gießkanne mit Becken und das köstliche Handtuch reichen ließ. Ihm folgte der Pfalzgraf vom Rhein und stellte als des Reiches Erztruchseß[6] die erste goldene Schüssel auf des Kaisers Tafel. Das letzte Erzamt hatte der Kurfürst von Böhmen zu verrichten, des Reiches Mundschenk. Da der Kaiser selbst böhmischer König war, kredenzte[7] an seiner Stelle sein Vetter, Herzog Wenzel von Luxemburg, den Wein in goldener Schale. Zum Schluß kamen noch die beiden Jägermeister, der Markgraf zu Meißen und der Graf zu Schwarzburg, mit zahllosen Jagdhunden und reichgeschmücktem Jagdgefolge auf den Markt geritten. Sie bliesen schmetternd ihre Hifthörner[8]. Ein gewaltiges Wildschwein und ein starker Hirsch brachen vor und wurden von ihnen unter unermeßlichem Volksjubel erlegt und sofort verteilt.

So tafelte damals auf dem Markte zu Metz das deutsche Reich, und alles war in Pracht und Fröhlichkeit.

Fr. v. Löher.

1. dais. — 2. office. — 3. charte en parchemin. — 4. minot, pichet (petite mesure). — 5. selon son rang.

6. grand échanson. — 7. présenta. — 8. cors de chasse.

Dom Juan*.

I

Dom Juan, Skanarell, Violett, Ragotin.

Violett. — Herr, Ihr Kaufmann, der Herr Sonntag, ist hier und verlangt, mit Ihnen zu sprechen.

Skanarell. — Recht so! Es fehlte nur noch ein Kompliment von einem Gläubiger.

Warum läßt er sich aber in den Sinn kommen, Geld von uns zu verlangen? Und warum sagtest du ihm denn nicht, daß der Herr nicht zu Hause wäre?

* Siehe die vier andern Teile.

VIOLETT. — Das habe ich ihm schon drei Viertelstunden lang gesagt; allein. er will es nicht glauben und er hat sich niedergesetzt und will warten.

SKANARELL. — So mag er warten, so lange als er will.

DOM JUAN. — Nein! laß ihn hereinkommen. Es ist eine schlechte Klugheit, sich den Gläubigern verleugnen zu lassen. Es ist viel besser, sie mit etwas zu bezahlen; und ich verstehe die Kunst, ohne ihnen einen Heller zu geben, sie so abzufertigen, daß sie vergnügt sind.

II

Dom Juan, Herr Sonntag, Skanarell, Violett, Ragotin.

DOM JUAN. — Ach! lieber Herr Sonntag! Kommen Sie doch näher! Ich bin hoch erfreut, Sie zu sehen, und bin sehr ungehalten auf meine Leute, daß sie Sie nicht sogleich haben hereinkommen lassen. Ich hatte ihnen befohlen, daß man niemand vor mich lassen sollte. Allein dieser Befehl trifft Sie nicht und Sie sind berechtigt, meine Tür allzeit offen zu finden.

HERR SONNTAG. — Ich bin Ihnen sehr verbunden, mein Herr.

DOM JUAN (*zu Violett und Ragotin*). — Sapperment! Ihr Schurken, ich will euch lehren, den Herrn Sonntag im Vorzimmer lassen, und will euch die Leute kennen lehren.

HERR SONNTAG. — Mein Herr, es hat nichts zu bedeuten.

DOM JUAN. — Wie? Zu Ihnen zu sagen, ich sei nicht zu Hause? Zu dem Herrn Sonntag! zu meinem besten Freunde!

HERR SONNTAG. — Ich bin Ihr Knecht, mein Herr. Ich komme nur....

DOM JUAN. – Geschwind! Einen Stuhl für den Herrn Sonntag.

HERR SONNTAG. — Mein Herr, ich stehe ganz bequem.

DOM JUAN. — Nein, nein, ich verlange, daß Sie sitzen sollen, sowohl als ich.

HERR SONNTAG. — Es ist gar nicht nötig, mein Herr.

DOM JUAN — Nehmt den Sessel weg, und bringt einen Armstuhl her.

HERR SONNTAG. — Mein Herr, Sie verspotten mich nur, und...

DOM JUAN. — Nein! nein! Ich weiß, was ich Ihnen schuldig bin und ich verlange keinen Unterschied zwischen uns beiden zu machen.

HERR SONNTAG. — Mein Herr...

DOM JUAN. — Wohlan! Setzen Sie sich.

HERR SONNTAG. — Es ist nicht nötig, mein Herr, und ich habe Ihnen nur ein Wort zu sagen. Ich wollte...

DOM JUAN. — Setzen Sie sich hier, sage ich.

HERR SONNTAG. — Nein, mein Herr, ich stehe ganz bequem. Ich komme nur...

DOM JUAN. — Nein, ich höre Sie nicht, wenn Sie sich nicht setzen.

HERR SONNTAG. – Ich will tun, was Sie befehlen, mein Herr. Ich...

DOM JUAN. — Sapperment! Herr Sonntag, Sie befinden sich ungemein wohl.

HERR SONNTAG. — Ja, mein Herr, Ihnen zu dienen. Ich komme nur..

DOM JUAN. — Sie haben wirklich einen Überfluß an guter Gesundheit: frische Lippen, schöne rote Farbe, lebhafte Augen.

HERR SONNTAG. — Ich wollte gern..

DOM JUAN. — Wie befindet sich Madame Sonntag, Ihre Frau Gemahlin?

HERR SONNTAG. — Ganz wohl, mein Herr, Gott sei Dank.

DOM JUAN. — Es ist eine brave Frau.

HERR SONNTAG — Sie ist Ihre Dienerin, mein Herr. Ich komme nur...

(*Fortsetzung folgt.*)

MOLIÈRE.

(*Dom Juan*: IV. Aufzug, 2. und 3. Auftritt.)

Die Charsamstag-Nacht[1]

auf den Feldern von Marengo 1175 *.

Marengo's[2] Felder liegen im Mondlicht. Dunkel wallt
Und rauscht von der Bormida zum Tanaro[3] ein Wald,
Ein Wald von Hellebarden, ein Heer zur Flucht gewandt,
Von Alessandria's Wällen, die es umsonst berannt[4].

Mit Freudenfeuern leuchtet die Stadt vom Appennin
Zur Flucht dir, alter Kaiser, du stolzer Ghibellin,
Antwortend in Tortona sind Flammen angefacht,
Das Siegslied der Lombarden durchhallt die fromme Nacht.

« Einschloß den Schwabenleuen[5] latinische Waff' und Wehr.
Ihr Feuer, sagt's den Bergen, den Ebnen[6] und dem Meer!
Du römisch Volk, wenn morgen der Herr wird auferstehn,
Soll dich in neuer Glorie die neue Sonne sehn ».

Er hört's, und auf den Schwertknauf das bärt'ge Kinn gesenkt,
Der greise Hohenzollern still bei sich selber denkt:
O Schmach, durch Krämer fallen, die kaum zum zweiten Mal
Um ihre fetten Bäuche geschnallt den Ritterstahl! —

Es seufzt der Speyrer Bischof, dem hundert Hügel kühl
Die Fässer, hundert Äbte füllen das Chorgestühl:
O du mein hohes Münster mit deiner Türme Zier,
Wer wird nun Messe singen zur Weihenacht in dir?

Dietpold, der edle Pfalzgraf, dem blonder Locken Flut
Mit Rosen und Ligustern [7] gekränzt im Nacken ruht,
Denkt: Elfenlieder klingen zu Nacht hinab den Rhein;
Es träumt die schöne Thekla von mir im Mondenschein.

Es spricht der Herr Erzbischof von Mainz: Ich trag'allzeit
Bei meiner ehrnen Streitaxt das heil'ge Öl, bereit
Für jeden Fall. O wärt ihr daheim in sichrer Hut,
Ihr armen Tiere, die ich mit welschem [8] Gold belud! —

Und von Tyrol der Grafe: Mein Sohn, zu früher Stund'
Weckt morgen dich die Sonne der Alpen und mein Hund.
Die beiden sind nun deine. Mich, wie den Berghirsch, fällt
Der Bauernspeer in diesem grauen lombard'schen Feld. —

Allein, zu Fuß, inmitten der Flur bei seinem Pferd
Der Kaiser steht, zum Himmel den festen Blick gekehrt.
Die Sterne ziehn hoch über dem grauen Haupt dahin,
Hocht ragt das Kaiserbanner, der Nachtwind rauscht darin.

---

1. Charsamstag, *samedi saint*. Char, altes Wort = Trauer.

* Obligé de lever le siège d'Alexandrie, l'empereur Frédéric se trouve aux environs de Marengo dans une situation désespérée... L'armée de la ligue lombarde avait tourné l'empereur, et lui coupait toute retraite du côté des Alpes et de Pavie... Comment fut-il sauvé? Par la fascination du vieux droit impérial. Les Italiens, qui cernaient César, se firent un scrupule de profiter de l'avantage pour l'attaquer... La nuit vint; elle ne fit qu'augmenter le scrupule des Italiens... Au lever du jour, l'armée italienne ouvre ses rangs, laisse passer librement Frédéric et ses Allemands qui vont se refaire dans Pavie... (QUINET, les Révolutions d'Italie, liv. I, ch. IV).

2. Dorf, südöstlich von Alessandria in Oberitalien, an den Bormida. — 3. rechter Nebenfluß des Po. — 4. *assiégé*. — 5. Schwabenlöwen. — 6. *plaines*. — 7. *troènes*. — 8. *italien*.

Von Böhmen und von Polen die Kön'ge halten gut
Des heil'gen Reichs Insignien, Zepter und Schwert in Hut,
Doch wie die Stern' erbleichen und morgendlich zuhauf
Die Alpen glühn, da hört man des Kaisers Ruf : Nun auf!

Zu Pferd, ihr meine Treuen ! Du, Wittelsbach, entroll
Das Banner, das die Herzen der Liga schrecken soll.
Herold, ruf aus : Der Kaiser, der römische, zieht heran,
Des divus Julius[9] Erbe, Nachfolger des Trajan ! —

Ha, wie in alle Weiten auf einmal siegesfroh
Die deutschen Zinken bliesen vom Tanaro zum Po!
Die Herzen und die Fahnen beugte die Lombardei
Dem Flug des Kaiseradlers, und Friedrich zog vorbei.

CARDUCCI[10],
Übersetzt von Paul Heyse.

9. der göttliche Julius (Cæsar).— 10. Siehe den italienischen Teil

Humoristisches von Königsbesuchen.

Als der verstorbene König von Portugal zum ersten Mal London besuchte, bestand sein Hauptvergnügen darin, die Bekanntschaft der großen englischen Maler zu machen. Als ihm der berühmte Tiermaler Edwin Landseer vorgestellt wurde, wollte er sein Entzücken über diese angenehme Bekanntschaft durch einige herzliche Worte ausdrücken. « Ach, Mr. Landseer, » rief er freudig aus und ging mit ausgestreckten Händen auf den berühmten Tiermaler zu, « ich bin entzückt, Sie kennen zu lernen. Ich habe eine so große Vorliebe für Tiere. » Nicht minder unglücklich waren die meisten Schmeicheleien, die der verstorbene Schah von Persien bei seinem Besuche am englischen Hofe austeilte. Als ihm die Herzogin von Westminster vorgestellt wurde, begrüßte er sie wie einen alten und teuren Freund. « O ! » sagte er mit einer huldigenden Verbeugung, « ich habe schon so oft von Ihnen reden hören. Ihr ehrwürdiger Ruhm ist sogar bis nach Teheran gedrungen. » Die Herzogin war über diese Anrede nicht wenig erstaunt; aber plötzlich begriff sie und flüsterte leise einer Freundin zu : « Guter Gott, der Mann denkt, ich bin die Westminsterabtei ». Und so war es wirklich.

Humoristisches.

Bettler-Humor.

„Straßenbettlern gebe ich nichts!" „Macht nix[1], lieber Herr; bitte mir nur Namen und Adresse anzugeben, ich komm' auch ins Haus."

* * *

Im Fleischerladen.

Knabe : „Ein halbes Pfund Rindfleisch, aber recht zähes!" — Fleischer : „Zäh? Warum denn, mein Sohn?" — Knabe : „Ja, wenn es weich ist, ißt es der Vater allein!"

1. nichts.

Les Cinq Langues

N° 13. 5 Avril 1907. 7e Année.

DEUTSCHER TEIL

Deutschlands Ein- und Ausfuhr.

Über den unaufhörlich wachsenden Wohlstand Deutschlands geben einige statistischen Angaben höchst wertvolle Aufschlüsse.

Mit Unrecht wird in der Regel bei der Analyse des Außenhandels die Hauptaufmerksamkeit bloß jenen massigen Ziffern zugewendet, die sich auf die Einfuhr von Getreide und von einigen Rohstoffen (besonders Baumwolle, Schafwolle, Kohle, Metalle etc.) und auf die Ausfuhr der Großgewerbe beziehen.

Darüber hinaus besteht eine enge Wechselwirkung zwischen der jeweiligen Prosperität eines Volkes und dem Gange seines Außenhandels. Zum Beweise dessen braucht man nicht weiter zu gehen als bis zu irgend welchen beliebigen Gegenständen des täglichen Gebrauches, zum Beispiel bis zum Frühstückstisch.

Geschmack und Gewohnheit sprechen hier zwar auch ein Wörtchen mit; aber im großen und ganzen sind es doch die Erwerbsverhältnisse, die den Konsum bestimmen. Dieser ist aber gestiegen. Im Vergleich zum Jahre 1905 betrug nämlich die Einfuhr

von Kaffee 1827 (1801) Millionen Doppelzentner.
— Kakao 340 (296) —
— Tee 38 (31) —

In Betreff des Kaffees mag, da die Kaffeefrage jetzt im Mittelpunkte des Interesses steht, hervorgehoben werden, daß nur zwei Drittel der gesamten Bezüge, nämlich 1216 (im Vorjahre 1171) Millionen Doppelzentner aus Brasilien stammen. Was den Konsum betrifft, so steht Deutschland an zweiter Stelle nach den Vereinigten Staaten. Doch ist auch in Deutschland Kaffee bereits dermaßen Volksgetränk, daß der Konsum einen besonderen Spielraum kaum mehr hat. Gestiegen ist ferner die Einfuhr von Butter, von der allein in den letzten 10 Monaten des Jahres 1906 (die Wertangaben für die ersten 2 Monate fehlen) für 65,1 Millionen Mark importiert wurde gegen 67 Millionen Mark während des ganzen Jahres 1905. In dem entsprechenden Zeitraum betrug die Einfuhr von Eiern 125,4 (1905, 115,8) Millionen Mark.

Bedeutende Summen gingen für Gegenstände des feineren Tafelgenusses ins Ausland. Kaviar wurde in den letzten 10 Monaten 1906 für 5,57 Millionen Mark, durchwegs aus Rußland, eingeführt. Der Wert dieses Artikels wird mit 17,82 Mark per Kilogramm angegeben. Austern wurden für 530 000 Mark, zumeist aus Holland, bezogen, Hummern und Langusten für 3,22 Millionen Mark.

Ein bedeutender Handel findet in Schaumweinen statt. Die Einfuhr, fast ausschließlich aus Frankreich, belief sich auf 5,05 Millionen Mark. Ausgeführt wurden 1 070 557 Flaschen im Werte von je 1,80 Mark. Am meisten geschätzt wird der deutsche Schaumwein in England, wohin 466 419 Flaschen geliefert wurden. In weitem Abstand folgte Amerika mit 100 315 Flaschen, sodann Belgien, Schweden und Holland. Die Ausfuhr von Bier in Flaschen usw. belief sich auf 11,57 Millionen Mark. Deutsch-Südwestafrika ist die beste Kundschaft. In Flaschen geschieht die Versendung vorwiegend nach Übersee, während von dünnflüssigem Bier in Fässern insgesamt 481 077 Flaschen im

Werte von 6,46 Millionen Mark zumeist nach Europa exportiert wurden. Belgien bezog 102 376 Hektoliter, weiter folgten die Schweiz, Frankreich, Amerika, England und Österreich. Eine große Biereinfuhr findet aus Österreich statt. Der gesamte Bierimport, der zum größten Teil auf dieses Land (Pilsen) entfällt, belief sich auf 7,16 Millionen Mark.

Für Südfrüchte (in erster Reihe Apfelsinen und Mandeln) gingen mehr als 33 Millionen, für Äpfel 22 Millionen, für frische Tafeltrauben und getrocknete Zwetschken je 8,7 Millionen Mark ins Ausland.

Dem Luxus läßt sich der bedeutende Import an Erzeugnissen der Ziergärtnerei in Rechnung stellen. Für Nelken, Orchideen, Rosen und Veilchen wurden 3,18 Millionen Mark ins Ausland geschickt. Das Bedürfnis an Lorbeerbäumen und Palmen erforderte 1 3/4 Millionen Mark. Sehr teuer sind auch manche Gewürze; so kostet ein Kilogramm Safran, von welchem Artikel für 780 000 Mark eingeführt wurde, 74 Mark. Vanille ist wohl billiger, stellt sich aber noch immer auf 12,63 Mark per Kilogramm. Der beste Maßstab des Luxus ist der Import von Edelsteinen. Eingeführt wurden

	Mill. Mark.
Rohedelsteine	5,63
Rohe Halbedelsteine	1,19
Echte Perlen, ungefaßt	1,26
Echte Perlen, auf Schnüre gereiht	10,86
Edelsteine, bearbeitet	14,67
Halbeldesteine, bearbeitet	0,16
	33,74

Die Gesamtsumme von 33 3/4 Millionen Mark bleibt aber weit hinter dem Import der Vereinigten Staaten zurück, wo die Einfuhr von Diamanten und Perlen in den ersten elf Monaten 1906 sich auf 165 Millionen Mark belief. Der Wert der ungefaßten Perlen wird mit 2000 Mark per Kilogramm angegeben; solcher, die auf Schnüre gereiht sind, auf 8000 Mark; der Wert der bearbeiteten Edelsteine auf 6450 Mark pro Kilogramm. Die Perlen werden zumeist aus Italien, die bearbeiteten Edelsteine und die Waren in Edelsteinen aus Österreich und Frankreich bezogen. Als eine Äußerung des gesteigerten Wohlstandes läßt sich auch das Bedürfnis ansehen, sein Heim mit Kunstwerken zu schmücken. In dieser Hinsicht ist es von Interesse, daß für 16 3/4 Millionen Mark Gemälde eingeführt wurden, und zwar zumeist aus Österreich. Die Ausfuhr belief sich auf 6,9 Millionen Mark. Der Wert der eingeführten Gemälde wird mit 3 000 Mark per Doppelzentner, der Wert der ausgeführten bloß auf 1000 Mark angegeben. Im Gegensatz dazu ist der Wert der ausgeführten Zeichnungen: 1 000 Mark (ebenfalls per Doppelzentner) um 400 Mark größer als der der eingeführten. Wie es scheint, schätzt also die Zollverwaltung die deutschen Zeichner höher ein als die Maler.

Die Ausfuhr von Büchern belief sich auf 39,47 Millionen Mark. Die Summe scheint bedeutend, doch entfällt auf den einzelnen Verleger nicht viel und auf den Autor durchschnittlich noch viel weniger, wenn man bedenkt, daß in deutschen Landen jährlich mehr als 25 000 Bücher das Licht der Welt erblicken. Klaviere wurden für 26 Millionen Mark, hauptsächlich nach England und Australien, aber auch sonst in alle Welt versandt. Groß ist auch der Export von Flöten, Klarinetten, Geigen, Guitarren, Harfen und anderen Instrumenten.

Ein eigenartiger Handelsartikel sind Menschenhaare. Davon wurden für 1 3/4 Millionen Mark bezogen, und zwar zumeist aus Österreich und China. Die Chinesen sind ja wegen ihrer Zöpfe für diesen Handelszweig prädestiniert.

Interessant sind endlich auch die Angaben über den Außenhandel in Schuhen. In diesem Artikel, der noch vor kurzem dem Kleingewerbe vorbehalten zu sein schien, hat sich ein großer internationaler Handel entwickelt. Deutschlands Einfuhr überstieg sieben, die Ausfuhr sogar acht Millionen Mark.

Die bedeutendste Kundschaft Deutschlands sind die Schweiz und Dänemark, der bedeutendste Lieferant Österreich. Dagegen war die Einfuhr Deutschlands aus Amerika kaum nennenswert.

Eine Feier der Schlacht bei Marathon.

Aus Athen wird der *Frankf. Ztg.* geschrieben:

Im Parlament schlug Abgeordneter Papamichalopulos vor, im Jahre 1910 den 2400. Jahrestag der Schlacht bei Marathon zu feiern, in der 490 v. Chr. die Athener unter Führung von Miltiades die Perser besiegten. Parlament und Regierung stimmten dem Vorschlage zu. Die Feier soll mit den 1910 hier abermals stattfindenden Olympischen Spielen verbunden werden. Wie Abgeordneter Papamichalopulos ausführte, werde es leicht sein, der Feier neben dem national-griechischen auch einen internationalen Charakter zu geben, da der Sieg bei Marathon außer Griechenland die Zivilisation der ganzen Welt vor dem Untergang gerettet habe. Marathon ist heute ein kleines Dorf. Archäologische Funde von Bedeutung sind dort bisher nicht gemacht worden. Ein in der Mitte der Ebene von Marathon sich erhebender Hügel, Soros genannt, gilt für das Grab der in der Schlacht gefallenen Athener und als die Stelle, wo der Kampf am heftigsten tobte. Zu seiner Einfriedigung hat der im vorigen Jahre hier verstorbene Offizier Skarwulis ein Legat von 10 000 Drachmen hinterlassen. Fernere 20 000 Drachmen vermachte er zur Errichtung eines Denkmals für Miltiades.

Longfellows hundertster Geburtstag.

Am 27. Februar feierte Amerika Longfellows hundertsten Geburtstag.

Henry Wadsworth Longfellow wurde in seinem Heimatlande der eigentliche Erwecker und Hauptvertreter des romantischen Naturgefühls in der Dichtung. Mit seinen lyrischen und epischen Schöpfungen, namentlich mit der „Goldenen Legende“, mit „Evangeline“ und der herrlichen, phantasiereichen Indianerdichtung „Der Sang von Hiawatha“ hat er sich nicht nur einen hervorragenden Platz

H. W. Longfellow.

in der Literaturgeschichte seines Volkes für alle Zeiten errungen, sondern (durch die vortrefflichen Übersetzungen Freiligraths) auch in Deutschland seit vielen Jahrzehnten Heimatrecht erworben. Von seinen lyrischen Dichtungen ist besonders sein „Excelsior“, jener reine Hymnus auf die menschliche Sehnsucht zum Licht, weitbekannt geworden.

Longfellow wurde zu Portland im Staate Maine am 27. Februar 1807 geboren. Nach seinen Studienjahren unternahm er eine mehrjährige Reise nach Frankreich, Italien und Deutschland. Namentlich in Deutschland fühlte sich der amerikanische Dichter wohl, wie er denn auch seinen Landsleuten die Kenntnis unserer besten Dichter in eigenen Übertragungen vermittelte. Sein erster Roman „Hyperion“ machte ihn mit einem Schlage berühmt. Im Jahre 1835 wurde er Professor der schönen Literatur am Harvard College zu Cambridge.

Longfellow, ein Mensch von großem Bedürfnis nach Harmonie und Schönheit, auch seiner ganzen Denkart nach ein Romantiker, genoß lange Jahre in reichem

Maße die Verehrung und das öffentliche Ansehen, das er verdiente, bis ein trauriger Unglücksfall, der seine zweite schöne Gattin traf (sie starb einen schrecklichen Feuertod) ihn zur völligen Flucht vor der Welt trieb. Er starb in Cambridge am 24. März 1882 in der tiefsten Zurückgezogenheit.

Der Arzt.

Eine Skizze von
FRITZ STÜBER-GUNTHER *.

I

Von nahen und fernen Kirchtürmen zitterte das Siebenuhrgeläut durch den zähen, schleimigen[1] Novembernebel, als Dr. Heinrich Weber von seinen abendlichen Krankenbesuchen heimkam. Er wohnte ganz draußen, zwischen Fabriken, Bahnhofgebäuden und leeren Bauplätzen, im dritten Stock einer geisterhaft-häßlichen Zinskaserne, die zu kurze Zeit stand, um nicht in allen Räumen nach feuchtem Mörtel zu riechen, und doch schon lang genug, daß die « sezessionistisch[2] » gemeinten[3] Gipsverzierungen der Fassade, des Flurs und Stiegenhauses schmutzig und verwittert[4] aussahen. Seine alte Haushälterin öffnete ihm :

« Küss' d' Hand, Herr Doktor. Das is heut' wieder an[5] abscheulich's Wetter, was[6] ? Ziag'n S' nur glei' 'n[7] Winterrock aus, er is ja ang'spritzt von ob'n bis unten. Und in die Stiefeln sein S' g'wiß ah[8] recht naß. Weil S' überall z'Fuaß hinrennen, als ob's ka[9] Elektrische[10] net gäbet[11] ! »

Wortlos entledigte sich der Arzt des Überkleides, ging in sein Kabinett, das ihm als Ordinations-, Studier- und Erholungsraum diente, und ließ sich auf den Lederdiwan fallen. Er war schlecht aufgelegt[12], ganz miserabel aufgelegt. Solche üble Launen kämpfte er gewöhnlich mit aller Kraft nieder, aber manchmal, wie heute, waren sie eben übermächtig. Und todmüde war er obendrein. Mit der Straßenbahn hätte er fahren können, meinte die Marie. Freilich, das wußte er selber, doch er wußte auch genau, warum er's nicht tat. Mechanisch griff er in die Tasche nach der Börse und ließ seine Barschaft durch die Finger gleiten : Einen Silbergulden[13], zwei Kronen[14] und etwa ein Dutzend Zehn- und Zwanzighellerstücke[15]. Das bedeutete den Lohn eines besonders arbeits-und erträgnisreichen[16] Tages. Gewöhnlich war er nicht so hoch.

Der Doktor konnte seiner verdrossenen[17] Gedanken nicht Herr werden. Vor sechs Jahren, nach den bitteren Entbehrungen[18] und Anstrengungen des Studiums, hatte er promoviert[19], dann zwei Jahre lang unentgeltlichen[20] Spitalsdienst geleistet und seit vieren war er nun in diesem Armeleutviertel[21] als praktischer Arzt ansässig. Über Mangel an Beschäftigung hatte er nicht zu klagen, eher übers Gegenteil. Er war sehr beliebt und gesucht in den Arbeiterfamilien. Aber mit der Bezahlung haperte es gewaltig[22]. Wenige seiner Kunden waren imstande, die außerordentlich niederen Beträge[23], die er für seine Behandlung verlangte, gleich zu erledigen. Die meisten vertrösteten[24] ihn auf spätere Termine, auf diesen oder jenen unwahrscheinlichen Glücksfall, gaben höchstens eine kleine Anzahlung[25] und — vergaßen

---

* Aus « Bucklige Welt ». Kleine Sachen zum Weinen und Lachen von Fritz Stüber-Gunther. Wien, Robert Mohr, 1906. — Diese humorvollen Wiener Skizzen empfehlen wir allen Lesern, die ein paar vergnügte Stunden zubringen wollen.

1. *gluant*. — 2. *à la dernière mode*. — 3. *ayant la prétention d'être...* — 4. durch die Witterung beschädigt. — 5. ein. — 6. nicht wahr ? — 7. Ziehen Sie nur gleich den Winterrock. — 8. auch. — 9. keine. — 10. *tramway*. — 11. gäbe.

12. gelaunt. — 13. *florin* ($2^{fr},10$). — 14. die Krone = $1^{fr},05$. — 15. 95 Heller = *1 franc*. — 16. *lucratif*. — 17. traurigen. — 18. *privations*. — 19. *pris ses grades*. — 20. *gratuit*. — 21. *quartier de pauvres gens*. — 22. ging es schlecht. — 23. *honoraires*. — 24. *renvoyaient*. — 25. *acompte*.

bald des weiteren. Und das waren noch lange nicht die schlimmsten, die armen Teufel, die zahlen wollten und nicht konnten. Viel mehr Verlegenheit[26] bereiteten ihm die paar « besseren », wohlhabenderen Kunden, die zu glauben schienen, es sei für einen so jungen Arzt schon eine unschätzbare Ehre, daß sie sich überhaupt mit ihm einließen; Händler und Geschäftsleute, die ihre Waren selbstverständlich an niemanden anders als um Bargeld[27] lieferten und die ebenso selbstverständlich vom Hausarzte unbegrenzten[28], stillschweigenden Kredit forderten.

Dr. Weber blickte sich in dem schmalen, matt erhellten Raume um. Wie dürftig es hier war und wie einsam! Marie, die alte, halbtaube Wirtschafterin, war eine trübselige Gesellschaft. Früher hatte er wenigstens seinen Hund gehabt, eine prächtige Dogge, das Geschenk eines glücklicheren Universitätsfreundes. Dr. Weber litt nicht an Sentimentalität, die hatten sie ihm gründlich abgewöhnt. Aber nur mit wütender Erbitterung dachte er an die böse Stunde, da er dem treuen Köter[29], weil er ihn weder selbst zu ernähren noch einem ungewissen Schicksal, bei fremden Leuten zu überlassen vermochte, Blausäure[30] eingab.

(*Fortsetzung folgt.*)

26. *embarras.* — 27. *argent comptant.* — 28. *illimité.*

29. Hund. — 30. *acide prussique.*

Sonett.

Was ist ein Hauch? Ein nichts wird mancher sagen,
Man fühlt ihn kaum, wenn er vorüberschwebt;
Und was geheim und glühend in ihm webt,
Ob[1] man es spürt, man kann es nicht erjagen.

Was ist ein Hauch? Ich will den Kranken fragen,
Der zweifelt, ob er noch den Lenz erlebt,
Und dessen Herz in dunkler Sehnsucht strebt
In eine letzte Blüte auszuschlagen.

Ihm küßt ein kühler Hauch die heißen Wangen,
Da träumt er still, der Frühling sei gekommen
Und jedes Blütenleben aufgegangen.

In dieser Wonne wird er fortgenommen
Und hat vielleicht ein größeres Entzücken
Als Alle, die die Blumen wirklich pflücken.

F. Hebbel.

1. Wenn.

Dom Juan*.

(Fortsetzung.)

Dom Juan, Herr Sonntag, Skanarell, Violett, Ragotin.

Dom Juan. — Und Ihre kleine Tochter Claudinchen? Wie befindet sie sich?

Herr Sonntag. — Vollkommen wohl.

Dom Juan. — Das artige, liebe Kind. Ich habe sie recht herzlich lieb.

Herr Sonntag. — Sie erzeigen ihr allzuviel Ehre, mein Herr. Ich wollte. .

Dom Juan. — Und der kleine Gustel? Macht er noch immer großen Lärm mit seiner Trommel?

Herr Sonntag. — Noch immer, mein Herr. Ich...

Dom Juan. — Und Ihr kleiner Hund, Harlekin? Murrt er noch immer so sehr, und beißt er noch immer die Leute, die zu Ihnen kommen, in die Beine?

Herr Sonntag. — Mehr als jemals, mein Herr, und es ist fast nicht mit ihm auszukommen.

Dom Juan. — Sie dürfen sich nicht wundern, daß ich mich nach Ihrer ganzen Familie erkundige; denn ich nehme den größten Anteil an all den Ihrigen.

Herr Sonntag. — Wir sind Ihnen dafür unendlich verbunden, mein Herr. Ich...

Dom Juan (*indem er ihm die Hand reicht*). — So geben Sie mir denn Ihre Hand, Herr Sonntag. Sind Sie mein recht guter Freund?

Herr Sonntag. — Ich bin Ihr Knecht, mein Herr.

Dom Juan. — Sapperment! Ich bin Ihnen ganz ergeben.

Herr Sonntag. — Es ist gar zu viel Ehre für mich. Ich...

Dom Juan. — Ich wollte alles in der Welt für Sie tun.

Herr Sonntag. — Mein Herr, Sie sind allzu gütig für mich.

Dom Juan. — Und zwar ohne allen Eigennutz. Seien Sie versichert davon, ich bitte Sie sehr, Herr Sonntag.

Herr Sonntag. — Ich habe diese Gnade keineswegs verdient. Allein, mein Herr...

Dom Juan. — Ei, Herr Sonntag, ohne alle Umstände! Wollen Sie zum Abendessen bei mir bleiben?

Herr Sonntag. — Nein, mein Herr, ich muß diesen Augenblick wieder fort. Ich. . .

Dom Juan (*indem er aufsteht*). — Geschwind! Eine Fackel herbei! Führet Herrn Sonntag nach Hause. Vier bis fünf von meinen Leuten sollen ihn mit geladenem Gewehr begleiten.

Herr Sonntag (*indem er aufsteht*). — Es ist nicht nötig, mein Herr, ich will wohl allein gehen. Aber. . .

(*Skanarell nimmt plötzlich die Stühle weg*).

Dom Juan. — Was? Ich will Sie aber schlechterdings begleiten lassen. Ihre Person ist mir viel zu wert Ich bin Ihr Diener, und überdies auch Ihr Schuldner.

Herr Sonntag. — Ach! mein Herr...

Dom Juan — Das ist eine Sache, woraus ich kein Geheimnis mache, und ich sage es allen Menschen.

Herr Sonntag. — Wenn...

Dom Juan. — Belieben Sie, daß ich Sie begleiten soll?

Herr Sonntag. — Ach! mein Herr, Sie treiben nur Ihren Scherz mit mir. Mein Herr...

Dom Juan. — Umarmen Sie mich, wenn Sie belieben. Ich bitte Sie nochmals, versichert zu sein, daß ich Ihnen ganz ergeben bin, und daß ich alles in der Welt tun würde, Ihnen zu dienen.

IV

Herr Sonntag. — Skanarell.

Skanarell. — Das muß man gestehen, daß Sie an meinem Herrn einen Mann haben, der Sie herzlich liebt.

---

* Siehe die vier andern Teile.

HERR SONNTAG. — Es ist wahr, er erweist mir so große Höflichkeit und macht mir so viel Komplimente, daß ich ihn niemals um Geld ersuchen kann.

SKANARELL. — Ich versichere Sie, daß sein ganzes Haus um Ihretwillen zugrunde gehen würde; und ich wollte, daß Ihnen etwas zu leide geschähe, und daß jemand den Einfall bekäme, Ihnen Stockschläge zu geben; Sie würden sehen, wie sehr...

HERR SONNTAG. — Ich glaube es. Allein, ich bitte Sie, Herr Skanarell, ihm meines Geldes wegen ein Wort zu sagen.

SKANARELL. – O! Machen Sie sich keinen Kummer. Er wird Sie auf das reichlichste bezahlen.

HERR SONNTAG. — Aber Sie, Herr Skanarell, Sie sind mir auch, für Ihre eigene Rechnung, noch etwas schuldig.

SKANARELL. — Pfui! Sagen Sie doch nichts davon!

HERR SONNTAG. — Wie? Ich...

SKANARELL. — Weiß ich denn nicht, daß ich Ihnen schuldig bin?

HERR SONNTAG. — Ja. Allein...

SKANARELL. — Kommen Sie, Herr Sonntag, ich will Ihnen leuchten.

HERR SONNTAG. — Aber mein Geld...

SKANARELL (*nimmt Herrn Sonntag beim Arme*). — Scherzen Sie?

HERR SONNTAG. — Ich will...

SKANARELL (*zieht ihn fort*). — Je!

HERR SONNTAG. — Ich bestehe darauf...

SKANARELL (*stößt ihn an die Tür*). — Kleinigkeiten!

HERR SONNTAG. — Allein...

SKANARELL (*stößt ihn noch mehr*). — Pfui doch!

HERR SONNTAG. — Ich...

SKANARELL (*stößt ihn von der Bühne weg*). — Pfui! sage ich.

MOLIÈRE.

(*Dom Juan*: IV. Aufzug, 3. und 4. Auftritt).

Wind-und Wetter-Märchen,

von EDITH-THERESE SCHILSKY.

Siebentes Märchen.

Was der Tautropfen erzählte.

Perlig[1] silberglänzender Tau fiel auf das Gras nieder. Philomele[2] sang süß, die Worte des Tautropfens begleitend, welche also klangen: « Wenn an heißen Sommertagen die Sonne sehr geglüht hat, sind die armen Wiesen und Blümlein recht schlimm dran[3], denn sie werden ganz welk und trocken und müssen schier[4] verdursten. Da kommen wir Tautröpflein als wohltuende Gesellen, benetzen sie und sie schlafen ein, nach dem ergötzenden Trunke, der ihren heißen, lechzenden Gaumen erquickt hat.

Wollt ihr nun wissen, warum wir gleichsam als Perlen am Blümlein haften? Dann will ich es euch kunden wie man mir es erzählt: Wir sind keine gewöhnlichen Wassertropfen, sondern Tränen, von Menschenaugen vergossen. Aber es hat eine ganz eigene Bewandtnis[5], wie wir dazu kommen, die durstigen Blümlein zu tränken. Und dies ging also zu. Im Silbermonde wohnten vor grauer Zeit viel luftige, duftige Wesen, gar lieblich und fein, und die nannte man Elfen. Sie fuhren, sobald es dunkel geworden, auf einem silbernen Mondenstrahle zur Erde nieder und versammelten sich auf einer Wiese um sich mit Spiel und Tanz zu ergötzen. Wenn der Mond verschwand, so schwanden sie mit ihm und kein Mensch ahnte, was da in der Nacht für sonderlich Treiben[6] auf der Wiese gewesen. Eines Abends (es war keine Mondennacht) verließen drei kleine Elfen ihre Behausung und flogen durch die

---

1. Wie Perlen. — 2. die Nachtigall. — 3. sehr unglücklich. — 4. fast. — 5. es ist eine ganz eigene Sache. — 6. Bewegung.

Lüfte. Da hörten sie gar klägliches Wimmern[7], das von der Erde zu ihnen drang. Erschrocken sahen sie einander an und horchten aufmerksam; das Wimmern kam gerade von einer Blumenwiese, wo sie auf ihrem vorigen Erdenbesuche den Reigen[8] geführt hatten. Sie flogen also eilig hinab und sahen die armen Blümchen welk und traurig matt auf ihren Stengelein stehen und ihre Köpfchen hingen fast bis zum Boden herab.

Die Elfen fragten die Blumen, was sie denn so betrübte. Da klagten sie noch lauter. Ein Tausendschönchen[9] aber faßte sich ein Herz und sprach also: « Der Regen will, seitdem es so heiß ist, garnicht mehr fallen, und wir vergehen[10] fast vor Hitze und Durst. Wenn es so weitergeht, sterben wir alle! » Da sagten die Elfen rasch entschlossen: « Nur Mut, Ihr lieben Blümchen, nur Mut; wir fliegen nach Haus und schaffen Rat. » Sie schwebten dann wieder zum Silbermonde hinauf, der hinter düster-schwarzen Wolken verborgen war, und gerade zur Elfenkönigin hin, welcher sie die traurige Geschichte erzählten. Die Königin versammelte sogleich ihre Gespielen, um sie über das Los[11] der Blümlein um Rat zu fragen. Die Elfen sagten, sie wollten ja selbst den armen Pflänzchen Erquickung schaffen, aber woher nur das Wasser dazu nehmen? Alle stützten die Köpfchen in die Hände und dachten über diese schwere Frage nach, zu der sie so leicht keine Lösung vorhersahen. Plötzlich aber erhob sich ein niedlicher[12] Elf mit dem Ausrufe: « Jetzt habe ich es gefunden! » « Nun? » fragte die Königin gespannt. Da sprach der Elf: « Liebe Königin! Wir müssen die Tränen sammeln, welche die Menschen weinen, da ihr Schicksal sie so oft zum Weinen zwingt. Diese Tränen fließen und zerrinnen, und haben niemandem bis jetzt genützt (es wäre denn gewesen, ein schwer beladen Herz zu erleichtern!), also müssen wir sie sammeln und die armen Blümchen damit tränken, sodaß sie nicht verdursten! » « O wie fein ausgesonnen[13], mein Elfchen! » rief die Königin erfreut. « Ja, sammle diese Menschentränen in dieses Silberkrüglein, welches ich dir dazu gebe; und nenne sie Tautropfen, wenn du sie auf die Blümlein sprengst; fliege dann allabendlich auf die Wiesen und tränke die durstigen Pflänzchen damit, o du, mein liebes Taumännchen! »

Und so geschah es auch. Das Elfchen wurde von den glücklichen Blümlein stets « unser Taumännchen » genannt, aber sie haben nie erfahren, daß ihre geliebte Erquickung und Labung in Taumännchens Silberkruge die Tränen waren, welche die Erdenbewohner geweint. »

So beendete der Tautropfen sein Märlein.

7. *gémissement*. — 8. *ronde*. — 9. *petite marguerite*. — 10. sterben. — 11. *sort*. — 12. *mignon*.

13. *imaginé*.

Recht einladend[1].

„Können Sie mir sagen, wo hier der neue amerikanische Zahnarzt wohnt, der Zähne schmerzlos auszieht?"

„Ja wohl, gehen Sie hier in die kleine Gasse hinein, dann um die Ecke herum, — nachher können Sie die Leute schon schreien hören."

1. engageant.

Les Cinq Langues

N° 14. 20 Avril 1907. 7e Année.

DEUTSCHER TEIL

Vermischte Nachrichten.

Der Kaiser und Suzanne Desprès.

Nach der Aufführung von Racines « Phèdre » im Neuen Theater am 23. Februar ließ der Kaiser, der mit der Kaiserin der Vorstellung beigewohnt hatte, der französischen Künstlerin seine Komplimente übermitteln. Der Kaiser äußerte ungefähr folgendes : « Wenn Racine noch lebte, er würde sich freuen, sein Werk so dargestellt und so bewundert zu sehen. Ich finde, daß das Profil der Frau Desprès scharfgeschnitten, wie das einer Kamee ist (*qu'elle a un profil de camée*). Sie besitzt entschieden[1] ein angeborenes Gefühl für Plastik. Ich weiß, was sie von Ibsen und Zola gespielt hat, und ich habe von ihren Erfolgen in diesen Stücken gehört, aber ich hätte nie geglaubt, daß man in die langen Tiraden Racines soviel Menschlichkeit hineinlegen könnte. Sie hat uns Racine näher gebracht. »

*
* *

Eine Ausstellung moderner französischer Kunst findet in diesem Jahre vom 21. Mai bis 21. Juli in Krefeld im Kaiser-Wilhelm-Museum statt. Zur Förderung des Unternehmens hat sich ein französisches Comité gebildet, das aus zehn Mitgliedern besteht, den Künstlern Alb. Bartholomé, Albert Besnard, Henri Martin, Claude Monet, Auguste Rodin, Theophil Steinlen und den Herren Bénédite, Konservator des Luxembourg-Museums, E. Lévy, Herausgeber der Zeitschrift « Art et Décoration », J. Maciet, Vizepräsident der « Union centrale des arts décoratifs » und H. Marcel, Generaldirektor der Nationalbibliothek in Paris. Die Ausstellung wird Werke der Malerei und Plastik und in beschränktem Maß auch Erzeugnisse der angewandten Kunst umfassen.

1. bestimmt.

Bewegung der Bevölkerung in Deutschland.

In dem Vierteljahrsheft zur Statistik des Deutschen Reiches 1907 I wird wie in früheren Jahren die Bewegung der Bevölkerung auf Grund der Eheschließungen, Geburten und Sterbefälle veröffentlicht. Im ganzen wurden im Jahre 1905 485 906 Ehen geschlossen (1904 : 477 822) ; die Zahl der Geborenen betrug 2 048 453 (1904 : 2 089 347), darunter Lebendgeborene 1 987 153 ; gestorben sind 1 255 614 (1904 : 1 226 683). Im Vergleich zur Gesamtbevölkerung ist gegenüber dem Vorjahr die Eheziffer gestiegen (von 8,05 auf 8,07 auf je 1 000 Einwohner) ; die Geburtenziffer ist dagegen im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung nicht unerheblich gesunken (von 35,18 auf 34,00 vom Tausend), während sich zugleich eine Steigerung der Verhältnisziffer der Gestorbenen (von 20,65 auf 20,84 vom Tausend) bemerkbar macht. Der Geburtenüberschuß des Vorjahres mit 862 664 oder 14,53 vom Tausend ist demnach unter Einwirkung des Sinkens der Geburtenziffer und Steigens der Sterbeziffer gesunken und beträgt 1905 792 839 oder

13,16 vom Tausend, diese letzte Verhältnisziffer ist die kleinste seit 1894.

Das Alter der Heiratenden war bei den Männern in 43,9 vom Hundert der Fälle 25 bis 30 Jahre, bei den weiblichen Personen in 56,1 vom Hundert der Fälle unter 25 Jahren. Abweichend von der Regel waren heiratende Männer bei 97 643 Eheschließungen oder 20,3 vom Hundert ihrer Gesamtzahl jünger als die Frauen. Ledige Männer mit ledigen Frauen heirateten in 419 743 Fällen, Witwer mit Witwen in 11 441 Fällen und Geschiedene[1] mit Geschiedenen in 651 Fällen.

Von den 2 048 453 Geborenen des Jahres 1905 waren 1 987 153 oder 97,01 vom Hundert Lebendgeborene und 61 300 oder 2,99 vom Hundert Totgeborene. Mehrlingsgeburten waren unter dieser Geburtszahl 26 177 oder 12,9 vom Hundert, und zwar in der Mehrzahl Zwillingsgeburten. Drillingsgeburten waren 241 und in den Provinzen Brandenburg, Posen und Westfalen kam je eine Vierlingsgeburt vor. Im ganzen kamen bei den Mehrlingsgeburten 52 601 Kinder — 26 871 Knaben und 25 729 Mädchen — zur Welt.

An den Sterbefällen sind besonders stark die Säuglinge mit 407,999 oder 34,2 vom Hundert (1904 ebenfalls 34,2 vom Hundert) beteiligt.

1. divorcés.

Über Wünschelrute[1] und Telepathie.

Professor Forel, der berühmte Gelehrte, der in Berlin hochinteressante Vorträge gehalten hat, verweilte in Dresden in engerem Kreise im „alkoholfreien Gesellschaftshaus". Bei dem Gespräch, das dort geführt wurde, kam die Rede auch auf die Wünschelrute. Auf eine Frage, woher deren Kraft wohl rühre[2], meinte der Gelehrte, daß das noch unerklärt sei. Möglicherweise seien hier Kräfte wirksam, die wir noch nicht kennen, wie zum Beispiel auch bei der Telepathie, dem Fernempfinden. Das Vorhandensein[3] solcher Kräfte leugnen[4] zu wollen sei ebenso voreilig[5], wie es unrecht sei, wohlverbürgte Fälle von Fern- oder Vorahnungen einfach abzustreiten. Professor Forel erzählte hierzu einen Fall von Fernempfinden aus seiner eigenen Familie. Sein Schwiegervater befand sich auf einer Studienreise in Kolumbia, als ihm ohne jede äußere Veranlassung plötzlich zum Bewußtsein kam, sein Sohn in München sei schwer erkrankt. Der letzte Brief aus der Heimat hatte gemeldet, daß alle Familienmitglieder gesund seien. Gleichwohl war der Eindruck, den Forels Schwiegervater von der Vorstellung, sein Sohn sei krank, erhielt, so stark, daß er sich Vorfall und Datum genau notierte. Und als nach vielen Wochen ein Brief aus der Heimat eintraf, meldete dieser tatsächlich eine schwere Erkrankung des Sohnes. Da sein Schwiegervater ein durchaus zuverlässiger, glaubwürdiger und rationell denkender Mann ist, so sei, meinte Professor Forel, unzweifelhaft verbürgt, daß hier ein außergewöhnliches Begebnis einem Tausende von Meilen Entfernten klar zum Bewußtsein gekommen sei. In vielen solchen und ähnlichen Fällen möge ja der Zufall eine Rolle spielen. Es sei aber sehr wohl möglich, daß unser Gehirn eine Molekularfähigkeit besitzt, deren Gesetze uns heute noch so unbekannt sind, wie uns etwa die Röntgenstrahlen oder die drahtlose Telegraphie vor ihrer Entdeckung waren.

1. Zaubergerte zur Entdeckung verborgener Quellen, Schätze, usw. Letzthin war in Berlin von einer solchen Wünschelrute die Rede.

2. käme. — 3. Dasein. — 4. nier. — 5. imprudent.

Wie Lenau über den Alkoholgenuß dachte.

Wie in den jüngst veröffentlichten Tagebüchern des unglücklichen Lyrikers (« Lenau und die Familie Löwenthal ») zu lesen ist, war im Jahre 1840 ein Buch über Seelenstörungen von Dr. Duttenhofer erschienen. Dieser behauptete darin, daß die Trunksucht intelligenter Leute ihre Ursache darin habe, daß sie die Denkfähigkeit und die Einbildungskraft durch den herbeigeführten Rausch steigere. Diese Erklärung erschien Lenau als zu seicht[1] und rationalistich, und er polemisierte seinerseits mit folgenden Worten : « Der Rausch[2] ist eine wahre Naturoffenbarung. Man hat lichte Momente, worin man diese Offenbarung empfängt, aber man vermag sie nicht festzuhalten. Der Augenblick vor dem wirklichen Rausche, wo man die Steigerung aller Kräfte verspürt, ist ein wahrhaft glücklicher. Der Wein ist die geistvollste der Pflanzen. Herr Duttenhofer faßt die Sache viel zu seicht auf. Die Trunksucht ruht auf einem viel tieferen Grunde, auf einem wirklichen Mysterium, und dieses ist, daß der Wein wie nichts anderes den Menschen auf sich selber stellt, ihn völlig unabhängig macht für die Zeit seines Rausches. Die Griechen verstanden dies gar wohl und faßten es so schön auf in ihrer Dionysos-Mythe. Daher ist Dionysos ein Gott des einzelnen, des Individuums, während der Apollo-Dienst der Allgemeinheit dient. »

Nikolas Lenau

1. *plate.* — 2. *l'ivresse.*

Der Arzt.

Eine Skizze von

Fritz Stüber-Gunther *.

II

Hunger hatte er auch schon, der Doktor. Da kam die Haushälterin herein. Aber sie brachte statt des Abendessens eine Nachricht :

« Das klane Madl[1] vom Steininger war schon wieder da. Der Herr Doktor möcht' glei'[2] zum Vater kommen, es geht ihm schlechter. »

Weber wollte beinahe auffahren[3]. Er war ja erst vor zwei Stunden beim Steininger gewesen ; und helfen konnte er dem ausgemergelten[4], schwindsüchtigen[5] Markör[6] doch nicht. Aber sofort besann er sich und machte sich zum Gehen bereit.

« Wollen S' net zuerst essen ? » fragte die Alte. « Gleich is 's fertig ! »

« Nein, » erwiderte der Doktor kurz, fuhr in den nassen Überrock und ging.

Als er nach einiger Zeit zurückkam, stand das Nachtmahl bereits auf dem Tisch, ein Stück Fleisch in einer lauwarmen Tunke[7] und ein Glas Bier. Er setzte sich, begann

* Aus « Bucklige Welt ». Kleine Sachen zum Weinen und Lachen von Fritz Stüber-Gunther. Wien, Robert Mohr, 1906.

1. kleine Mädel. — 2. gleich. — 3. *sursauter.* — 4. *épuisé.* — 5. *poitrinaire.* — 6. *garçon de café.* — 7. *sauce.*

langsam zu essen und las dabei die Zeitung, die noch unberührt dagelegen war, wie sie der Austräger gebracht hatte. Noch war er auf der ersten Seite, da wurde an der Wohnungstür geklingelt. Bald darauf meldete die Marie :

« A junger Mensch mit einer einbundenen [8] Hand will mit 'n Herrn Doktor sprechen. »

« Meine Sprechstunde ist von Zwei bis Drei, » antwortete der Arzt.

« Das hab' ich ihm eh' g'sagt, aber er geht mir net weg, er hat solche Schmerzen, sagt er. »

« So führen Sie ihn halt [9] in Gottesnamen herein, » rief der Doktor, würgte den letzten Bissen hinunter und schob den Teller weg.

Ein blasser, schmächtiger [10] junger Bursch, vorortlich [11] geschniegelt [12], trat ein und wies die wunde Hand vor :

« An' [13] Schiefer [14] hab' i mir einzog'n, an' großmächtigen. Er geht net außer, der Finger is schon ganz g'schwürig [15]. »

Der Arzt besah den Schaden.

« Das ist ja schon alt, » sagte er dann. « Wann haben Sie sich denn verletzt? »

« Vorgestern in der Früh. »

« Vor zweiundeinhalb Tagen, und da kommen Sie erst jetzt? Noch dazu in der Nacht statt in der Ordinationstunde [16]? »

« I bitt', Herr Doktor, » versetzte der Patient, « ich hab' halt [17] no' immer glaubt, es wird a so ah [18] gut. »

Der Arzt seufzte und holte seine Instrumente. Als die Operation vorbei und ein Verband [19] angelegt war, sagte der Bursch :

« I dank' schön, jetzt is mir leichter. Was bin i denn schuldi'? — Aber i bitt', Herr Dokter, Geld hab' i jetzt keins. Am Ersten komm' i zahl'n. »

8. eingebundenen. — 9. *donc.* — 10. *chétif.* — 11. *comme un habitant des faubourgs.* — 12. *attifé.* — 13. einen. — 14. *écharde.* — 15. *ulcéreux.* — 16. *heure de la consultation.* — 17. *c'est que j'ai...* — 18. auch. — 19. *pansement.*

« Wie heißen Sie? » fragte der Arzt und schlug ein dickes, mit Namen und Ziffern vollgeschriebenes Buch auf.

« Niedermüller, Herr Doktor, Artur Niedermüller. »

« Und sind? »

« Handlungskommis. »

Der Doktor notierte beides.

« Also gut, am Ersten, aber bestimmt. »

Doch als der junge Mensch fort war, fiel dem Arzt ein, daß er in der Eile um dessen Adresse zu fragen vergessen hatte. Also wieder eine zweifelhafte, sehr zweifelhafte Forderung, wie sie das dicke schwarze Buch schon zu Hunderten enthielt!

Die Haushälterin räumte Geschirr und Instrumente weg.

« Geh'n S', leg'n S' Ihnen [20] jetzt nieder, Herr Doktor, » mahnte sie, « Sö [21] schau'n heut' eh' net guat aus. »

« Mir ist auch nicht besonders [22]. Kein Wunder übrigens. Aber vor zehn Uhr geh' ich nicht schlafen, es könnt' doch noch etwas kommen. »

Es kam nichts mehr. Als das Haustor polternd ins Schloß fiel, legte Doktor Weber das fachwissenschaftliche Werk, in das er sich vertieft hatte, weg und begab sich fröstelnd zu Bett. Doch kaum war er eingeschlafen, da weckte ihn die Stimme der alten Marie, die mit einem Lichte vor ihm stand.

« Was ist denn? »

« G'rad' war a Lehrbub' vom Fleischhauer Surrm da, der klane Karl vom Surrm is krank. I hab' aber g'sagt, der Herr Doktor kann heunt' [23] absolut nimmer kommen, ihm is selber schlecht. »

« Recht haben Sie gehabt. Ich habe mich, scheint mir, tüchtig verkühlt [24] und wär' jetzt zu dem weiten Weg wirklich nicht fähig... »

« Und gar zu die [25] Surrmischen! » fiel die Wirtschafterin eifrig ein.

20. statt : sich. — 21. Sie. — 22. nicht besonders wohl. — 23. heute nacht. — 24. erkältet. — 25. statt : zu den.

« Rechnung hab'n s' no keine 'zahlt, die heurige[26] net und die vom vorig'n Jahr ah net. Und wie i a paarmal hingangen bin mahnen, da war'n s' beleidigt und sein[27] grob word'n[28], die nobeln Herrschaften. Na, is's epper[29] net wahr, Herr Doktor? »

Der Arzt nickte. Die Alte eiferte weiter:

« So reiche Leut' und so schmutzi'! Sö hab'n Ihner[30] Geld allerweil no' net' kriagt[31] — aber an' andern Hausarzt hab'n sie si' g'nommen, die Surrmischen. Nur jetzt mitten in der Nacht, da wär' wieder der Herr Doktor gut, weil wahrscheinlich kein andrer z' hab'n war. So viel ängstlich sein[32] s' natürlich ah, wann 's um ihner[33] G'sundheit geht.

Der Bua[34] hat halt a bißl[35] Halsweh, da sag'n s' glei'[36] Diphtheritis...

Guate[37] Nacht, Herr Doktor! »

« Diphtheritis? » Der Arzt sprang mit beiden Füßen aus dem Bette. « Geben Sie mir meine Schuhe, Marie, aber rasch! »...

Als Herr Doktor Heinrich Weber vom Besuche des Fleischhauersöhnchens Karl Surrm frierend und durchnäßt zurückkehrte und seinem Wohnhaus zuschritt, ging es bereits auf Mitternacht. Es war erfreulicherweise keine Diphterie gewesen, nur eine Grippe. Er brauchte sich darum am nächsten Tage nicht mehr zu bemühen, das hatte ihm Herr Lorenz Surrm deutlich zu verstehen gegeben. Seinen Honoraranspruch durfte er zur alten, unbeglichenen[38] Rechnung schreiben.

Der Hausmeister[39] öffnete nach mehrmaligem Läuten und nahm sein Sperrgeld[40] in Empfang: « Dank' schön, Herr Doktor, küss' d'Hand... Aber san S'net harb[41], i kriag'[42] no' zwa Sechserln. Der Fleischhackerbua, der was 'n Herrn Doktor g'holt hat, hat m'r nix 'zahlt. »

Der Arzt wußte nicht, sollte er sich ärgern oder sollte er lachen. Er zog nochmals seinen schmalen Geldbeutel.

Mehrere Tage nach jenem Abend erhielt er durch die Post die neueste Nummer des « Bezirksblattes » zugestellt, obwohl er nicht zu dessen Abnehmern gehörte. Eine Notiz darin war mit Blaustift angestrichen. Es war die Zuschrift eines « angesehenen Mitbürgers », der sich über die Rücksichtslosigkeit[43] und Saumseligkeit der Herren Ärzte beklagte. Als sein Sohn, schrieb er, neulich nachts erkrankte, habe er vergebens zu acht oder zehn Doktoren geschickt, alle seien entweder unwohl oder außer Hause gewesen. Endlich, endlich, nach langem Zureden habe sich Herr Doktor Heinrich Weber, der zuerst auch Krankheit vorschützte[44], allergnädigst zur Visit bereit erklärt. Das schlage aller Humanität ins Gesicht, solche Zustände seien empörend, unglaublich und ein öffentlicher Skandal. Ob denn das Publikum wegen der Herren Doktoren da sei oder die Herren Doktoren wegen des Publikums? Unterzeichnet war die Beschwerde mit « L. S. ». Die Redaktion fügte hinzu: « Der Name des Herrn Einsenders ist uns natürlich bekannt. »

Doktor Heinrich Weber glaubte ihn ebenfalls zu kennen.

(*Schluß.*)

26. *de cette année.* — 27. sind. — 28. geworden. — 29. hier: etwa. — 30. Ihr. — 31. erhalten. — 32. sind. — 33. ihre. — 34. Bube. — 35. ein wenig. — 36. gleich, *tout de suite.* — 37. Gute. — 38. *non payée.* — 39. *concierge.* — 40. *pourboire.* — 41. Seien Sie nicht herb (*il ne faut pas m'en vouloir*).

42. ich kriege noch (*je dois encore recevoir*). — 43. *sans-gêne.* — 44. *prétextait.*

Die Versicherungsobjekte[1] der Künstler.

Man liest in einer amerikanischen Zeitung: Die Tänzerin Otero hat jede Zehe ihrer Füße mit 16 000 Dollars

1. objets assurés.

versichert, denn sie ist der Ansicht, daß die Füße ihr Vermögen darstellen, und daß jede ernsthaftere Verletzung dieser zum Tanz so notwendigen Gliedmaßen sie brotlos machen kann. Paderewsky hat seine Hände ebenfalls versichert. Wenn einer seiner langen, schmalen, weißen und geschmeidigen[2] Finger so verletzt wird, daß er nicht mehr spielen kann, so muß ihm die Summe von 50 000 Dollars ausgezahlt werden. Er selbst bezahlt für die Police 4 000 Dollars jährliche Prämie. Nicht minder besorgt für seine Hände, denen er seinen Ruhm verdankt, ist Jan Kubelik. Bei kaltem Wetter trägt er seine Finger beständig von einem schönen Sealskinmuff[3] geschützt, denn die leiseste Erkältung schon könnte die Geschicklichkeit seiner Finger beim Bewältigen schwieriger Passagen beeinträchtigen[4]. Er hat seine Hände im ganzen mit 100 000 Dollars versichert, jeden Finger mit 10 000 Dollars. Er muß sich aber verpflichten, seinen kostbaren Händen den denkbar größten Schutz angedeihen zu lassen, und darum trägt er den Muff. In Paris hat der bekannte Plakatzeichner[5] Mucha jüngst seine Augen versichern lassen. Nach einem Tag angestrengten Malens waren seine Augen so überanstrengt[6], daß schwarze Flecken sein Sehbild verdunkelten und er zu erblinden fürchtete. Ein kluger Freund riet ihm daraufhin, sich bei einer Gesellschaft gegen Blindheit zu versichern. Er tat dies und wird nun, wenn die gefürchtete Blindheit ihn jemals überfällt, wenigstens 250 000 Francs dafür erhalten. Die bekannte Sängerin Cavalieri hat, um die Schätze ihrer Kehle gegen einen möglichen Verlust zu versichern, eine Police unterzeichnet, die ihr die Summe von 50 000 Dollars zusichert, wenn sie durch irgendeine Krankheit den Gebrauch ihrer Stimme auf längere Zeit verliert. Ein [f]ranzösischer Komponist, der das Schicksal des taub gewordenen Beethoven fürchtete, hat sein Gehör versichert; ein Pariser Chemiker, der bei seinem Beruf eines besonders feinen Geruchsinns bedarf, seine Nase!

2. souples. — 3. manchon en peau de veau marin. — 4. nuire à. — 5. dessinateur d'affiches. — 6. surmenés.

Giuseppe Mazzinis Brief an Aurelio Saffi bei Anlaß des Todes seiner Mutter *.

Aurelio, der Tod existiert nicht: er läßt sich nicht begreifen: Leben ist Leben, d. h. Unsterblichkeit, und da es Unsterblichkeit ist, folgt es dem Gesetze des Lebens, nämlich dem Fortschritt. Du hattest gestern eine Mutter hienieden: heute hast du einen Engel irgendwo anders. Alles, was gut ist, überlebt den irdischen Zustand mit vergrößerter Macht. So verhält es sich auch mit ihrer Liebe. Sie liebt dich jetzt mehr denn je und du bist noch mehr als vorher verantwortlich vor ihr. Euer Wiedersehen in der Zeit und im Raum hängt von dir, von deinen Werken ab. Aus Liebe und aus Verehrung zu deiner Mutter sollst du besser werden, sollst du sie stolz auf dich machen. Von nun an sollst du dich bei jeder deiner Taten fragen: hätte sie dieselbe gut geheißen? Ihre Verwandlung hat dir heute in der Welt einen unsichtbaren Vermittler gegeben, auf den du alles beziehen sollst, was dich betrifft.

* Siehe die vier andern Teile.

Der Schwalben Heimkehr.

1.

Der du in enger Zimmer Raum
Den Winter zugebracht,
Sieh, wie sich draußen Busch und [Baum
Erhebt in Frühlingspracht,

Wie in den Lüften, klar und blau,
Die Wandervögel ziehn,
Wie Bach und Quell durch Flur [und Au'
Mit frohem Rauschen fliehn.

2.

Und überall des Werdens Drang
Dir in die Augen springt,
Wie hell und jubelnd Liederklang
Aus tausend Kehlen dringt,
Und wie mit lautem Freudenschrei
Zu deinem Heimatherd
Im lichten, wonnevollen Mai
Die Schwalbe wiederkehrt.

3.

Du siehst es, wie sie allgemach
An deinem Fenster baut
Und wie sie unter deinem Dach
Ihr Nest dir anvertraut.
O, störe nicht des Vogels Tun
An deinem stillen Herd,
Laß ihn in deinem Schutze ruhn,
Und halt' ihn hoch und wert.

4.

Er kommt aus einem fernen Land,
Wo milde Lüfte wehn
Und wo im heißen Sonnenbrand
Des Südens Palmen stehn.
Die Sehnsucht lenkte seinen Flug
Hoch über Meergebraus,
Und sieh, sein schneller Flügel trug
Als Gast ihn an dein Haus.

5.

Nimm freundlich auf den lieben Gast,
Der dir den Frühling bringt
Und der nach kurzer Monde Rast
Sich wieder südwärts schwingt.
Dann schmettert er zum letztenmal
Beim Morgengrau'n sein Lied,
Bevor er über Berg und Tal
Zum fernen Süden zieht.

6.

Bringt scheidend, wie ein Freund es [tut,
Des Herzens Dank dir dar:
Ich komme wieder, fasse Mut,
Komm' heim im nächsten Jahr,
Wenn rings die Apfelbäume blühn
Auf frischem Wiesenplan,
Und wenn der Wald mit jungem [Grün
Sein Lenzkleid angetan.

Heinrich Zeise.

Ausländische Leckerbissen.

Die kulinarischen Genüsse, die uns die Natur bietet, scheinen sich für die zivilisierten Europäer zunächst auf Säugetier, Vogel und Fisch zu beschränken. Aber auch Reptilien und Insekten haben an der großen Speisekarte der Welt einen beträchtlichen Anteil, wie wir aus einem Artikel des « Chambers Journal » erfahren. Mögen die Tiere noch so unappetitlich aussehen, noch so scheußlich in ihren grotesken Bewegungen, so schleimig[1] und ekelhaft beim Anfassen, so bösartig in ihrem Charakter, ja selbst giftig sein — die Begehrlichkeit des Menschen läßt nicht von ihnen ab, vielmehr bereitet sie sich aus ihnen ein Leckermahl.

Eine besonders hochgeschätzte Speise bietet die Seeschildkröte[2]; auch die Landschildkröte gilt überall, wo sie gefunden wird, als eine hervorragende Delikatesse. Eidechsen[3] aller Arten und Größe werden in Asien, Afrika, Amerika und Australien gegessen. Krokodile und Alligatoren, so schreckenerregend sie auch lebendig sind, geben ein vorzügliches Gericht und zerfließen Ägyptern und Afrikanern mit Wohlgeschmack auf der Zunge, während sie dem Europäer zwar auch recht gut schmecken, aber etwas weichlich erscheinen. Ein beson-

1. *visqueux.* — 2. *tortue de mer.* — 3. *lézards.*

derer Geschmack, den wohl nicht alle teilen mögen, gehört allerdings schon zum Verspeisen von Schlangen. Die Chinesen bevorzugen besonders den Genuß dieser Tiere und halten ihn für so gesund, daß sie ihn als wertvolle Medizin ansehen; doch beteiligen sich auch die Indianer Amerikas, die Neger Afrikas, Malaien und Japaner gern an einem Schlangenragout. In Europa scheinen die Italiener die einzigen zu sein, die eine Art Schlangengelee als Speise kennen. Das Fleisch der Boa Constrictor schmeckt wie weiches, junges Kalbfleisch. Frösche werden im allgemeinen im Osten und Westen, in China und den Vereinigten Staaten gegessen. Die als besondere Feinschmecker geltenden Franzosen brachten sie zuerst auf die europäische Tafel, und hier und da hat sich auch wohl ein feinschmeckerischer Deutscher zu einem Ragout von Froschschenkeln aufgeschwungen, das wirklich vortrefflich munden soll. Die Yankees haben sich aber diese Errungenschaft der französischen Küche mit besonderem Eifer zu eigen gemacht. Schnecken, die beim ersten Anblick noch so schleimig und ekelerregend erscheinen mögen, begegnen in Frankreich, in der Schweiz, im südlichen Europa und den Vereinigten Staaten nicht dem gleichen Widerwillen, wenn sie gekocht und zubereitet sind. Vielfach werden auch Schnecken von Frauen und Kindern gesammelt und auf besondere Gemüsearten gesetzt, die ihnen zur Nahrung dienen und die ihnen einen besonders ausgezeichneten Geschmack verleihen. Das Beispiel Johannis des Täufers, der sich von Heuschrecken und wildem Honig nährte, ist noch heut für sehr viele Völker maßgebend. Die Hauptesser von Heuschrecken sind afrikanische Stämme. Die Araber zermahlen, wenn Hungersnot ihr Land befällt, getrocknete Insekten, die sie gesammelt haben, zu Staub und mischen ihn dem Mehl bei, aus dem sie Brot backen. Honig ist ja ein kosmopolitisches Genußmittel, aber einzig stehen die Singalesen da, die Bienen essen, um ihrem Atem Wohlgeruch zu verleihen. Ameisen sind ein Lieblingsessen in Brasilien, Ostindien und Mexiko. Die großen Termiten verspeist man mit Vorliebe in Afrika, und der Chinese ist ja der Verehrer von allen Insekten par excellence, die auf seinem Speisezettel die allergrößte Rolle spielen. Ein Leckerbissen in Neu-Kaledonien sind große Spinnen und in Brasilien 18 Zoll lange Tausendfüßler. Auf vielen Stellen der Erde werden Raupen gern gegessen und Seidenwürmer sind auf Madagaskar und Ceylon eine hohe Delikatesse.

Humoristisches.

Praktisch.

A: „Verzeihen Sie, lieber Freund, die Indiskretion; es macht mir so den Eindruck, als ob Sie in großer Geldverlegenheit[1] wären."

B: „O, ganz und gar nicht!"

A: „Dann darf ich Sie wohl um ein kleines Darlehen von hundert Mark bitten?"

1. Embarras d'argent.

Les Cinq Langues

N° 15. 5 Mai 1907. 7e Année.

DEUTSCHER TEIL

Der französische Botschafter Jules Cambon beim Kaiser.

Am 8. April überreichte Herr Jules Cambon, der neue französische Botschafter, dem Kaiser sein Beglaubigungsschreiben[1]. Die Audienz währte etwa eine

Herr Jules Cambon.

Viertelstunde. Der Kaiser empfing Herrn Cambon sehr freundlich und plauderte mit ihm über verschiedene Dinge.

Der Botschafter sagte :

„Majestät! Ich habe die Ehre, Eurer Majestät das Schreiben zu überreichen, wodurch mich der Präsident der französischen Republik bei Eurer Majestät als außerordentlichen Botschafter beglaubigt. Ich bin tief durchdrungen von dem Wert dieser Ehre, da sie mir erlaubt, mich der Person Eurer Majestät zu nähern. Ich werde den Gefühlen des Herrn Präsidenten ebenso wie denen der Regierung der Republik gemäß handeln, wenn ich an der Entwickelung der guten Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich arbeite, und ich wage zu hoffen, daß die Erfüllung meiner Aufgabe mir durch das hohe Wohlwollen Eurer Majestät erleichtert werde."

1. ses lettres de créance.

Der Kaiser erwiderte :

„Herr Botschafter! Ich heiße Sie willkommen. Das Werk, das Sie vollbringen wollen, nämlich die Arbeit an der Entwickelung der guten Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich, wird meine ganze Sympathie haben. Meine Regierung ebenso wie ich wird sich angelegen sein lassen[2], Ihre Aufgabe nach Möglichkeit zu erleichtern. Die Verständigung zwischen zwei großen Nationen, die beide fähig und bestimmt sind, Gesittung und Fortschritt unter den Völkern der Erde zu verbreiten, ist ein Ziel, dessen Erreichung der gemeinsamen Arbeit aller hochsinnigen Geister würdig ist, über die Frankreich und Deutschland verfügen."

2. prendra à tâche.

Max Haushofer †.

Vor einigen Tagen ist der Münchener Dichter Max Haushofer in Gries bei Bozen nach längerem Leiden gestorben. Obgleich er den weitesten Kreisen fremd blieb, gehört er zu den originellsten und tiefsinnigsten Poeten der Neuzeit.

Man hat ihn den Dichter des Sterbens genannt. Und tatsächlich beschäftigt sich seine Phantasie fortwährend mit dem Tod, den er in hundertfacher immer neuer Gestalt vorstellt.

« Der Titel seiner Prosaerzählungen, « Geschichten zwischen Diesseits und Jenseits » charakterisiert am besten die Gedankenwelt Max Haushofers. Seine Dichtungen schweifen fernab von den Realitäten des Lebens. Im Vorwort zu dem großen dramatischen Gedicht « Der ewige Jude » sagt er :

. . . .

Alltagsgeschichten könnt ihr selbst erleben,
Sie brauchen keinerlei Begeisterung.
Nicht einen Abklatsch [1] wollt' ich ; nein, ein Heben
Zum freisten Schöpferspiel, zum höchsten Schwung !
Laßt einmal Unerhörtes euch erzählen —
Weltfremd und bittend komm' ich zu den Seelen.

Seltsam spukhaft [2] sind alle Gestalten, die Haushofer geschaffen hat. Eine unendliche Traurigkeit liegt über all seinen Werken, und selten hat ein Dichter sich so tief in die Seelen der Heimatlosen, der unstet auf dieser Erde Herumirrenden zu versetzen vermocht wie der nun Dahingeschiedene. Er verstand sie alle, die sich in der harten Wirklichkeit nicht zurechtfanden ; er weinte mit ihnen und wies sie hin nach einer Heimat fern im Fabellande, die aber nur er selbst sah, in der nur seine Dichterseele sich zurechtfinden konnte. »

Max Haushofer ist am 23. April 1840 zu München als der Sohn eines bekannten Landschaftsmalers geboren. Er lebte mit seinem Vater teils in München, teils in Prag und studierte von 1858-62 in München die Rechte. Im Jahre 1867 ließ er sich als Privatdozent an der Münchener Universität nieder. Das Jahr 1868 brachte ihm eine Professur an der neugegründeten technischen Hochschule. Von 1876 bis 1881 war er auch Vertreter Münchens in der zweiten bayrischen Kammer. Seine besten Werke sind die epische Dichtung : *Die Verbannten*, das dramatische Gedicht : *Der ewige Jude* und die *Geschichten zwischen Diesseits und Jenseits*. Erwähnenswert sind auch seine *Gedichte* (1864) ; — ein eigenartiger Lieder- und Romanzencyklus : *Unhold der Höhlenmensch und Anderes* (1880).

Haushofer verfaßte auch Schriften nationalökonomischen Inhalts : *Die Zukunft der Arbeit nach den Entwicklungsgesetzen der Produktion* (1866) ; *Der kleine Staatsbürger* (1883) ; *Der Existenzkampf des Kleingewerbes*, usw. Er bearbeitete das bekannte Handbuch der Handelswissenschaften Maier-Rothschild.

1. schwaches Abbild. — 2. gespensterhaft.

Waldgespenst.

Wie sind die Bäume so seltsam grün !
Im Tannicht [1] geh' ich mit Grauen ;
Erlkönigs [2] lodernde Augen glühn
Irrlichtig [3] aus dämmernden Auen [4].

Die Zauber des Waldes, sie sind erwacht,
Daß die Vögel kreischend entfliehen ;
Der Nebelwolf huscht durch flimmernde Nacht —
Erlkönig, laß mich ziehen !

Dein silberumschleiertes Töchterlein
Lud mich auf heute zum Feste ;
Laß mich ! Sie wird dir böse sein,
Beleidigst du ihre Gäste !

Ein Tänzchen tu' ich mit ihr am Teich,
Dazu die Unken [5] singen ;
Sie soll — warum ist sie so bleich ? —
Sich rosige Wangen erspringen.

Max Haushofer.

(Aus „Unhold der Höhlenmensch und Anderes".)

1. Tannenwald. — 2. roi des elfes. — 3. wie Irrlichter (feux follets). — 4. Wiesen. — 5. eine Art Kröten.

Eine Berliner Weltausstellung.

Man beschäftigt sich vielfach in Berlin mit dem Projekt einer Berliner Weltausstellung. Der Pariser Korrespondent des Berliner Tageblatts hat den französischen Minister des Äußeren, Herrn Stephen Pichon ersucht, seine Ansichten über diesen Plan in einem Brief zu äußern. Das Schreiben des französischen Ministers lautet :

9. April 1907.

Der Gedanke, in Berlin 1913 eine Weltausstellung gelegentlich der fünfundzwanzigjährigen Gedenkfeier der Thronbesteigung Seiner Majestät Wilhelms II. zu organisieren, kann in Frankreich nur mit Sympathie begrüßt werden und die Erfolgsaussichten[1] dieser Unternehmung erscheinen mir nicht zweifelhaft.

Sie muß durchaus als von friedlicher Gesinnung eingegeben[2] betrachtet werden ; es ist sehr natürlich, daß ein großes Land wie Deutschland, die Absicht hat, der Welt das Schauspiel der bewunderungswürdigen industriellen und kommerziellen Entwickelung vorzuführen, die eine der Vorbedingungen und zugleich eine der hauptsächlichsten Folgen seines Glückes und seines Wohlstandes ist.

Es ist nicht zweifelhaft, daß Industrie und Kunst Frankreichs es sich als Ehre anrechnen werden, an diesem Feste der Arbeit teilzunehmen. Industrie, Handel und Kunst Deutschlands haben sich ja auch an französischen Ausstellungen beteiligt, wo sie empfangen und gewürdigt wurden, wie sie es zu sein verdienten. Frankreich seinerseits hat bereits Künstler zu deutschen Ausstellungen gesandt. Es kann sich nur Glück zu der Gelegenheit wünschen, die ihm von Deutschland geboten wird, um nun auch die Entwickelung seiner Industrie und seines Handels zu zeigen.

Stephen Pichon.

1. chances de succès. — 2. inspirée.

Punsch.

Der Name « Punsch » ist, wie der Trank selber, indischen Ursprungs und von dem Sanskritworte pantscha = fünf abzuleiten. Bestimmend bei der Wahl dieses Namens war nicht nur, daß der ursprüngliche Trank aus fünf Bestandteilen — Arrak, Wasser, Zucker, Zitronensaft und Gewürz — zusammengebraut wurde, sondern es scheint auch der Umstand mitgewirkt zu haben, daß die alten Sanskritgelehrten nicht vier, sondern fünf Elemente unterschieden, und daß das Getränk dadurch zu einem Symbol wurde. Den Punsch umschwebte bei den Hindus eine Art religiöser Weihe[1], und es ist daher natürlich, daß er schon frühzeitig die Aufmerksamkeit der europäischen Indienfahrer erregte.

Im Jahre 1765 hatte Fürst Franz von Anhalt-Dessau England besucht und brachte von dort die Sitte von Punschabenden mit, an denen die Geladenen bei einem Glase des duftenden Tranks über Gegenstände der Wissenschaft und der Künste sich in zwangloser Weise unterhielten. — Diese vom Oberhofmarschall Georg Heinrich v. Berenhorst « Punschiaden » genannten Punschgesellschaften wurden nicht nur bei der « Hautevolee », sondern auch bei der Bürgerschaft beliebt, und schon in den siebziger Jahren erscheint der Punsch auch in den Dessauer Gasthäusern, namentlich im « Gasthaus zum goldenen Ring », vollständig eingebürgert.

Am gründlichsten machte sich Ende des 18. Jahrhunderts die französische Tafel den Warmtrunk zu eigen, nachdem dieser während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges 1776 bis 1783 in Paris bekannt geworden war. Die Franzosen erfanden nicht nur den « Bischof » und den « Kardinal » als Variationen des Punsches, sondern sie stellten auch zuerst die gastronomischen Lehrsätze für seinen Genuß fest.

1. *caractère sacré.*

Der deutsche Handel und der Reichtum der deutschen Städte zur Zeit der Hansa.

I

Neben den Handwerkerzünften[1] bestanden überall in den Städten gesonderte kaufmännische Innungen[2], welche ebenfalls eine dauernde, alle Lebensbeziehungen der Genossen umfassende Verbindung begründeten. In ihren religiös-sittlichen Zwecken, in der Verpflichtung gegenseitiger Unterstützung der Mitglieder unterschieden sie sich in keiner Weise von den Zünften. Sie hatten, ebenso wie diese, eigene Körperschaftsrechte, genossenschaftliche Gerichtsbarkeit[3] und Strafgewalt und ein eigenes bewegliches und unbewegliches Vermögen, welches letztere vorzugsweise in Versammlungshäusern, gemeinsamen Lagerstätten[4] und Verkaufshallen bestand. Schutzgenossen[5] der Innungen waren die Familienangehörigen der Mitglieder und die Lehrlinge und Gehilfen.

Während aber die Zünfte in ihrer Stellung als Wirtschaftsgenossenschaften den Schutz und die Förderung der Gewerbe erstrebten, verfolgten die Kaufmannsinnungen den Zweck, ihren Genossen möglichst viele Handelsvorteile zuzuwenden und das ausschließliche Recht auf den Handel eines Landes oder auf den Vertrieb einer bestimmten Warengattung zu erlangen.

Nicht bloß in den deutschen Städten, sondern auch in allen fremden Ländern, in welchen der deutsche Handel in Blüte stand, hatten sich schon frühzeitig derartige kaufmännische Genossenschaften, Gilden oder Hansen, gebildet und von den fremden Herrschern und Gemeinwesen[6] Handelsvorrechte und genossenschaftliche Freiheiten erworben.

Allmählich verbanden sich die Einzelhansen einer fremden Stadt zu einer einzigen großen Genossenschaft und erschufen ein großes einheitliches, den Fremden abgeschlossen gegenüberstehendes kaufmännisches Gemeinwesen. So war es z. B. in London der Fall.

Die verschiedenen Gilden der Kaufleute aus Köln, Hamburg, Lübeck und andern Städten traten zu einer „Genossenschaft der deutschen Kaufleute" zusammen. Jede Innung blieb als gesonderte Körperschaft bestehen, aber der Gesamtverein wurde der eigentliche Träger aller Rechte und Pflichten: er schloß als selbständiges Gemeinwesen Verträge[7] mit der Stadt und ließ sich alle Handelsfreiheiten der einzelnen Hansen verbürgen. In dem allen gemeinsamen Gildehaus faßte ein „Altermann" mit dem „Kaufmannsrat" Gesetze und Beliebungen ab und legte dieselben auf der jährlich abzuhaltenden Morgensprache[8] allen Genossen zur Bestätigung[9] vor. Das Gildehaus befand sich in einem großen umfriedeten[10] Raume, in welchem sich auch die Wohnungen, Waren, Lager und Buden der Kaufleute befanden. Die ganze Niederlassung erhielt den Namen Stahlhof und wurde im Jahre 1474 vom englischen Könige der Hansa als Eigentum übergeben. Die Gesamthansa hatte Gerichtsbarkeit und Strafgewalt in ausgedehntem Umfange, übte strenge Polizei und bestritt aus der durch Beiträge, Strafgelder und Zölle gebildeten Gesamtkasse die Besoldungen für Diener und Beamte, die vielen Ehrengeschenke und Ehrenausgaben, vor allem aber die Unkosten der gemeinsamen Wirtschaft, denn die Genossen lebten in fast klösterlicher[11] Gemeinschaft zusammen und standen in religiöser Beziehung in enger Verbindung.

. . . .

(Fortsetzung folgt.)

J. Janssen.
(1829-1891)

1. corporations. — 2. Vereine. — 3. juridiction — 4. entrepôts. — 5. protégés. — 6. états, communautés, associations.

7. conventions. — 8. assemblée. — 9. approbation. — 10. entouré d'une clôture. — 11. monacale.

Gœthes Tod*.

(1832)

I

Die Totenliste der letztvergangenen Tage enthält einen Artikel von ganz besonderer Bedeutsamkeit; die Zeit, der Ort und die näheren Umstände desselben werden noch oft wiederholt und niedergeschrieben werden und noch viele Jahrhunderte in der Erinnerung fortleben. Am 22. März 1832 starb Johann Wolfgang von Gœthe in Weimar. Es war ungefähr 11 Uhr vormittags; er starb, sagt der Bericht, ohne äußeren Anschein von Leiden, nachdem er wenig Minuten vorher Papier verlangt, um zu schreiben, und seine Freude über das Nahen des Frühlings geäußert hatte. Ein schöner Tod, gleich dem eines Soldaten, der treu auf seinem Posten ausgeharrt und dessen kalte Hand noch fest die Waffe umschließt! Die letzten Worte des Dichters sind ein Gruß an die neu erwachende Erde; seine letzte Bewegung ist, in seinem Berufe fortzuarbeiten. Ein schöner Tod! Wir möchten ihn einen heilig-klassischen Tod nennen, wenn es nicht vielmehr eine Himmelfahrt gleich der des Elias wäre, aber nicht in einem furchtbaren Feuerwagen, sondern auf den Flügeln der Hoffnung und den Strahlen der milden Frühlingssonne! In Frankfurt am Main, am 28. August 1749, erblickte dieser Mann das Licht der Welt und nun, nachdem er freundlich den Geburtstag seines zweiundachtzigsten Frühlings willkommen geheißen, schließt er die Augen und nimmt Abschied.

So ist denn unser größter Mann geschieden. Jene Melodie des Lebens, welche Ohr und Herz gefangen nahm, ist verstummt; die himmlische Kraft, welche siegreich über so vielem hier wohnte, ist nicht mehr; bis hierher und nicht weiter soll der Weise durch Wort und Tat sich aussprechen. Das Ende! Welch eine erhabene Bedeutung liegt in diesem Wort, wenn es bei dem Scheiden eines Freundes traurig durch die Seele hallt! Alles ist nun unwiderruflich aus; das wechselvolle Lebensbild, welches täglich mehr Zusammenhang und neue Farben und Schattierungen gewann, ist plötzlich fertig und unveränderlich geworden: so wie es da lag, ist es von diesem Augenblicke an in den Äther des Himmels getaucht und strahlt verklärt, um ewig so zu bleiben.

Unerbittlich und alles verschlingend ist die Zeit und ihre Herrschaft, aber dennoch groß und erhaben! Der Werktagsmann, der einer von uns war, hat das Gewand der Ewigkeit angezogen und ist strahlend und triumphierend geworden: die Gegenwart ist mit einemmal die Vergangenheit: die Hoffnung ist plötzlich abgeschnitten und nur die Rückblicke der Erinnerung bleiben übrig, von einem Lichte erhellt, welches nicht von dieser irdischen Sonne ausgeht.

(Fortsetzung folgt.)

Thomas Carlyle.

* Siehe die vier andern Teile.

Maikäfers Leben und Sterben.

Einige Zoll[1] unter der grünen Grashülle der Erde hat ihn die Mutter gebettet; die braune Scholle ist seine Decke, feine Würzelchen hangen ringsherum und sind seine künftige Nahrung. Tiefe Stille und Ruhe umgibt ihn; die Sonne legt ihre heißen Strahlen über den Boden; warmer, feuchter Odem[2] quillt durch die Erde. Vier bis sechs Wochen vergehen; da rührt und regt sich's in dem Ei, und die kleine, unbehülfliche[3] Larve

1. *pouces.* — 2. Atem — 3. die sich nicht helfen kann.

kriecht daraus hervor. Das Kämmerlein ist dunkel und unbequem, in dem sie zum Leben erwacht; jeder Schritt darin ist mühsam. Langsam geht der Weg von Wurzel zu Wurzel, von einem Mahle zum andern; aber der Tisch ist reich gedeckt, und mehr scheint der freßbegierige Wurm nicht zu verlangen. Mit der kälteren Jahreszeit wird der kleine Nimmersatt[4] des Nagens müde und gräbt sich tiefer ein, um ungestört seinen Winterschlaf zu halten.

Dort liegt der künftige Maikäfer nun feucht und warm gebettet, bis der liebe Frühling kommt. Dann erwacht der stumme Schläfer und klimmt[5] langsam empor, um sich aufs neue bei der Tafel einzufinden, die er im Herbste verlassen hat. Er findet dort andere Genossen, mit denen er nun sein furchtbares Tagewerk beginnt. Pflänzchen um Pflänzchen senkt oben das Köpfchen, Halm um Halm neigt sich still zur Seite. Die Frühlingssonne schickt ihren heißen Strahl versengend[6] auf die kleinen Pflanzen und mit den frischen, hoffnungsgrünen Knospen und Blättchen ist es vorbei.

Unten aber liegen die haarigen Larven behaglich zusammengebogen und laben[7] sich an der reichen Tafel; täglich wächst der Leib, und täglich mehrt sich die Zahl der abgestorbenen Pflänzchen. So geht es bis zur ersten Häutung. Das Kleid, das die Larven aus dem Ei mitbekommen haben, wird zu klein und zu eng und ist abgenutzt. Nun kriecht die Larve tiefer in die schützende Erde hinab und wechselt ihr Kleid. Dann kehrt sie zurück unter die grüne Decke, um von neuem das verheerende[8] Nagen zu beginnen. Ihre Kraft ist gewachsen und mit dieser ihr Appetit. Bis zum Herbste müssen noch Tausende und aber Tausende von Pflanzen sterben; dann schlüpft die ganze Familie wieder tiefer in den Boden, um den zweiten Winterschlaf zu beginnen.

Wie in den zwei ersten Jahren, so treibt es der Wurm im Winter und Frühling des dritten Jahres. Im Spätsommer dieses letztern geht aber mit ihm eine merkwürdige Wandlung vor. Die großen, so recht gemästeten[9] Engerlinge[10] gehen nun zum letztenmal tiefer in die Erde hinab, um ihre Verpuppung abzuwarten, die bis Ende August oder Anfang September vollzogen ist. Regungslos[11] liegt nun der künftige Käfer in seiner starren[12] Hülle tief unten im Grunde. Der Herbst schüttet das fallende Laub über die Stätte, der Winter führt seine heulenden Stürme darüber hin, und der kleine Schläfer liegt ruhig, Flügel und Füße fest angeschlossen, und harret der Stunde des Auferstehens.

Wenn aber der Frühling in das Land kommt, dann streckt der braune Schläfer im Erwachen die Glieder, erweitert den engen Raum, der ihn umgibt, und beginnt seinen Weg in die weite Welt hinaus. Dieser Weg ist oft mühsam, wenn das Lager unter hartem Boden liegt. Anfangs geht es langsam vorwärts, bis die Erdschicht[13] oben immer dünner wird und die ersten Würzelchen hereinragen. Da blitzt es plötzlich in die Nacht herein! Noch ein Schaufeln mit den harten Füßen, noch ein Drängen mit dem glatten Leibe, noch ein Schritt und noch einer: rechts und links fallen die Erdkrümchen zur Seite; ein weiches, lindes Frühlingslüftchen zieht vorüber, und der junge Wanderer steht draußen in Luft und Dämmerlicht. Mit dem letzten Strahl der sinkenden Sonne hält der Maikäfer und sein Volk seinen Auszug aus der dunkeln Erde.

Da sitzt er nun draußen mit dem schönen, glänzenden Kleide, gebo-

4. *gourmand.* — 5. *grimpe.* — 6. brennend — 7. *se régalent.* — 8. *dévastateur.*

9. gefütterten, genährten. — 10. *vers blancs.* — 11. *immobile.* — 12. *rigide.* — 13. *couche de terre.*

genen Fühlern[14], dem feinen, weichen Haarflaum[15] auf Leib und Flügeldecken. Er schaut um sich; ringsherum stehen wehende Halme und Gräser, dort ein blühender Busch, da ein himmelhoher Baum. Der kleine Ankömmling hebt und senkt die Flügel, er schöpft Atem aus voller Brust. Alles rührt und regt sich an seinem Leibe. Was soll er nun beginnen? Was ist von nun an sein Tagewerk? — Da summt es leise an ihm vorüber; auf zierlichen, durchsichtigen Flügeln fliegt eine dunkle Gestalt über die Halme hin und über die Büsche hinaus ins Dämmerlicht; und dort noch eine, und immer lauter summen die kleinen Flieger durch die Abendluft herüber

Endlich hat er sie verstanden, und auch er hebt die schweren Flügeldecken und breitet die zarten, durchsichtigen Schwingen aus. Lustig geht es hinauf in die freie Luft, ins neue Leben.

Ist es doch, als wäre die Erde nur für das Maikäfervolk geschaffen. Baum und Busch sind von den braunen Gesellen erfüllt. Nach langem Fluge wird dort auf dem alten Ahornbaum[16] ausgeruht; dort haben sie sich zusammengefunden, die noch heute morgen tief unten im Grunde begraben lagen. Da geht es nun an den zweiten Abschnitt[17] des schädlichen Tagewerks, das der Maikäfer dort unten schon mit seinen Genossen getrieben hat. Früher hat er Gras und Wurzeln vernichtet, jetzt faßt er auch andere Speise an. Die Bäume mit ihren Wipfeln und Blättern, die Büsche mit ihren Knospen und Blüten sind sein Ziel. Wie eine nagende Heerschar zieht er und sein Volk von Wipfel zu Wipfel, von Busch zu Busch; nicht ein Zweiglein bleibt unberührt, nicht ein Blättchen unversehrt. Wo sich das Volk zu Gaste lädt, da beginnt der Keimchen Sterbezeit, da ist es mit Frühlingsblüte und Ernte vorbei.

Tag um Tag geht das nun so fort. Nur des Mittags, wenn die glühenden Sonnenstrahlen fallen, ruht das gefräßige Volk; dann verstecken sie sich hinter die grünen Blätter und verträumen die heiße Mittagszeit. Tritt rauhes, böses Wetter ein, dann beschleicht trüber Sinn die sonst so beweglichen Leute; scheu verbergen sie sich vor jedem kalten Luftzuge, vor jedem schweren Regentropfen, und wie Todesahnung schleicht es in jede kleine Brust hinein.

Aber das ist alles vorüber, wenn die ersten warmen Lüfte wehen. Wieder fliegt der Maikäfer vergnügt und stolz von Baum zu Baum, wieder hält er ununterbrochene Ernte, wieder summt er sein Abendlied.

So gehen Wochen hin. Von den Bäumen sind Millionen Blätter verschwunden, abgefallen, dürr und abgenagt. Aber auch aus der Zahl der Maikäfergenossen fehlen viele, heute mehr als gestern und morgen noch mehr Die Fledermaus[18], das Käuzchen[19] und andere Feinde haben die Zahl dünner gemacht; aber auch sie selbst, die braunen Burschen, sind anders, als sie früher waren. Schwerfälliger, langsamer geht ihr Flug; dort liegt einer am Boden und da einer, der die Flügel nimmer rührt.

Ja, fort sind sie alle. Er ist allein und müde. Der feine, weiße Flaum an seinem braunen Röckchen ist abgetan, an den Flügeln abgenutzt und abgerieben; die Schwingen heben sich schwer und träge. Da sitzt er draußen auf dem Zweige des Ahornbaums und schaut ins Tal hinaus.

Er hebt die schweren Flügeldecken: noch einen Flug will er machen und die aufsuchen, die ihn verlassen haben. Er hebt und senkt die Schwingen, er atmet und reckt und dehnt die Glieder. Da hinüber zum nächsten Wipfel,

14. *antennes*. — 15. *duvet*. — 16. *érable*. — 17. Teil.

18. *chauve-souris*. — 19. *chouette*.

wie weit der Weg ist, — wie weit! Er summt und surrt ganz leise und sinkt immer tiefer und tiefer hinab. Endlich liegt er still gebettet dort unten am Ahornstamme unter Gras und Moos und Halmen.

Nach AGLAIA VON ENDERES.

Wohin mit der Freud'.

Ach, du klarblauer Himmel,
Wie schön bist du heut'!
Möcht' ans Herz gleich dich drücken
Vor Jubel und Freud'!
Aber 's geht doch nicht an,
Denn du bist mir zu weit,
Und mit all meiner Freud'
Was fang' ich doch an?

Ach du lichtgrüne Erde,
Wie strahlst du voll Lust!
Und ich möcht' mich gleich werfen
Dir vor Freud' an die Brust.
Aber 's geht doch nicht an,
Denn du bist mir zu weit,
Und mit all meiner Freud'
Was fang' ich doch an?

Robert Reinick.
(1805-1852)

Wind-und Wetter-Märchen,

von EDITH-THERESE SCHILSKY.

Achtes Märchen.

Was der Reif[1] erzählte.

Es war eine recht kalte Herbstnacht gewesen, und Bäume und Sträucher waren mit Reif bedeckt. Da sprach der Reif zu den eifrig zuhörenden Zweigen: « Wie hübsch ihr ausseht, das könnt ihr euch garnicht vorstellen, meine lieben Zweige; ei, wie stolz bin ich, euch wieder so geschmückt zu haben, denn es war mein eigener Gedanke. Als ich euch einst im Frühling und Sommer bewundert in eurer grünen Blätter- und bunten Blütenpracht, da freute ich mich eurer Schönheit. Aber als ich euch dann eines Herbstmorgens so öde, kahl und entblättert traurig dastehen sah, da drückte es mir schier das Herz ab und ich nahm mir vor, euch, wenn auch nur ein wenig, zu verschönern. So überzog ich euch denn an kalten Herbstabenden vollständig und die Menschen freuen sich stets, wenn ihr früh gleichsam überzuckert die ersten Strahlen der Sonne begrüßt! »

Also lautete, was der Reif zu den Zweigen der Bäume und Sträucher sagte.

1. *givre.*

Rätsel*.

3.

Die erste Silbe frißt,
Die andre Silbe ißt,
Die dritte wird gefressen,
Das Ganze wird gegessen.

* Die Auflösung werden unsere Leser in der nächsten Nummer finden.

Humoristisches.

Warum Fritz weint.

Der fünfjährige Fritz und sein dreijähriger Bruder Karl haben sich soeben an den Kindertisch zum Mittagessen niedergesetzt. Fritz bemerkt, daß sich nur ein Apfel auf dem Tisch befindet und stimmt sofort ein furchtbares Geheul an[1]. „Aber, Fritz, mein lieber Junge, warum weinst du denn so schrecklich?" fragte die besorgte Mutter.

„Weil für Karl kein Apfel da ist!" schluchzte der fürsorgliche Bruder.

1. stimmt... an = beginnt.

Les Cinq Langues

N° 16. 20 Mai 1907. 7e Année.

DEUTSCHER TEIL

Die internationale Lage.

Am 30. April hat Reichskanzler Fürst Bülow im Reichstag folgende Rede gehalten:

Von allen Rednern, die bisher das Wort ergriffen haben, ist die bevorstehende Haager Konferenz berührt worden. Ich werde über diesen Gegenstand zunächst das Nachstehende sagen. Ende des Jahres 1904 hat der Herr Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika Einladungen zu einer neuen Haager Konferenz ergehen lassen. Sie sollte angesichts mancher während des russisch-japanischen Krieges akut[1] gewordener Neutralitätsfragen sich auch mit der Weiterbildung des Seekriegsrechtes[2] beschäftigen. Diese Anregung[3] ist dann im Jahre 1905 von der russischen Regierung aufgenommen worden. Die Vorarbeiten[4] für die Konferenz haben sich zu einem eingehenden Programm verdichtet, das auf russischen Vorschlag die Zustimmung der Mächte gefunden hat. Nach diesem Programm soll sich die zweite Haager Konferenz mit der Verbesserung oder Ergänzung der Bestimmungen der drei Haager Abkommen[5] über Schiedssprechung[6], über Landkrieg und über die Anwendung der Genfer Konvention auf den Seekrieg sowie mit der Ausarbeitung eines Seekriegabkommens befassen. Aus der Thronrede ist Ihnen bekannt, daß die deutsche Politik diese russischen Vorschläge sympathisch begrüßt hat und daß sie bereitwilligst mitwirken wird, um ein praktisches Ergebnis der zweiten Haager Konferenz zu sichern. Das Programm der Konferenz scheint uns zweckmäßig[7] ausgewählt zu sein. Es umschließt solche Fragen, die für die Fortschritte des geltenden Völkerrechts besonders erwünscht sind. Wir haben deshalb die Einladung der russischen Regierung gern angenommen. Außerhalb des von Rußland ausgestalteten Programms haben sich die Mächte auch mit der Frage beschäftigt, ob es zweckmäßig sei, auf der Haager Konferenz Gedanken zu erörtern, die Bezug haben auf einen Stillstand[8] oder eine Verminderung der Rüstungen[9]. Diese Erörterungen sind bisher noch nicht zur Formulierung eines bestimmten Vorschlages gediehen. Die englische und die spanische Regierung und ähnlich auch die russische haben sich nur das Recht vorbehalten, diese Frage auf der Haager Konferenz zur Diskussion zu stellen. Die Verfechter der Abrüstungsidee[10] — ich gebrauche wie die Herren Vorredner der Kürze halber[11] diesen Ausdruck — wollen mit der Verwirklichung dieses Gedankens bessere Bürgschaften[12] für den Frieden schaffen. Wer wollte solche Motive nicht durchaus billigen[13]? Es fragt sich nur, ob die Erörterung dieser Frage auf einer Konferenz ein geeignetes Mittel ist, um diesem Gedanken näher zu treten. Die Erörterung auf der Haager Konferenz hatte nur das Ergebnis, daß die Mächte aufgefordert[14] wurden, das Problem näher zu prüfen. Die deutsche Regierung ist dieser Aufforderung nachgekommen, hat aber keine Formel gefunden, die der großen Verschiedenheit der geographischen, wirtschaftlichen und politischen Lage der verschiedenen Staaten gerecht würde und geeignet wäre, diese Verschiedenheiten zu beseitigen und als Grundlage für ein Abkommen zu dienen. Mir ist auch nicht bekannt, daß andere Regierungen glücklicher gewesen

1. brûlantes. — 2. droit de guerre maritime. — 3. suggestion, projet. — 4. travaux préparatoires. — 5. conventions. — 6. arbitrage. — 7. d'une manière opportune.

8. arrêt. — 9. armements. — 10. l'idée du désarmement. — 11. wegen. — 12. garanties. — 13. approuver. — 14. invitées.

wären und eine solche Formel gefunden hätten. Solange aber nicht einmal sichere Hoffnung auf eine befriedigende Lösung der Frage und auf die Möglichkeit ihrer praktischen Durchführung besteht, vermag ich mir auch von einer Erörterung auf einer Konferenz nichts zu versprechen. (Lebhafter Beifall auf allen Seiten des Hauses.) Es liegt im Gegenteil die Gefahr vor, daß durch die Berührung jeder widerstreitenden Interessen eine zweckwidrige Wirkung einträte. (Lebhafte Zustimmung.) Ich kann nicht bestreiten, daß schon die Aussicht auf eine Behandlung dieser Fragen auf der Konferenz eine beunruhigende Wirkung auf die internationale Lage ausgeübt hat. (Sehr richtig!) Als es sich, ich glaube, im Jahre 1873, darum handelte, auf einer Brüsseler Konferenz das Kriegsvölkerrecht zu beraten, erklärte der englische Delegierte im Namen der englischen Regierung, die englische Regierung könne sich an der Konferenz nur beteiligen, wenn die Frage des Kriegsbeuterechtes[15] weder mittelbar noch unmittelbar berührt würde. (Hört, hört!) Und das Gleiche hätten wir jetzt auch tun können und unsere Beteiligung an der Haager Konferenz davon abhängig machen können, daß die Abrüstungsfrage nicht berührt würde. Mit Rücksicht auf das russische Programm haben wir das nicht getan, sondern wir beschränkten uns darauf, diejenigen Mächte, die sich einen Erfolg von der Diskussion versprechen, diese Diskussion allein führen zu lassen. (Sehr gut! Heiterkeit.) Ist es nun zu befürchten, daß diese unsere Zurückhaltung in dieser Spezialfrage uns in den Ruf bringen könnte, aus heimlicher Kriegslust oder aus militärischem Ehrgeiz oder durch sonstige selbstsüchtige Motive ein edles, friedfertiges Werk zu stören? Ist es zu besorgen, daß wir dadurch den Zorn aller Friedensfreunde auf uns laden würden? Nun, meine Herren, ich habe Grund zu der Annahme, daß auch andere Mächte eine der unsrigen ähnliche Haltung einnehmen. Es gibt in England, in Frankreich, in Italien, in Amerika Freunde des Friedens und der Zivilisation genug, welche dem Frieden am besten zu dienen glauben, wenn sie keine Illusionen aufkommen lassen und bei der Verfolgung idealer Zwecke die Realitäten nicht aus dem Auge verlieren. Zu meiner Befriedigung ist unsere Auffassung[16] ja neuerdings sogar in einem deutschen sozialdemokratischen Blatt zum Ausdruck gekommen. (Fürst Bülow macht eine bezeichnende Geste.) Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt. (Große Heiterkeit.) Hoffentlich bleibt es nicht bei diesme ersten Schritt zu einer realpolitischen Beurteilung der Verhältnisse. Meine Herren! Deutschland kann nicht unter einen Druck gestellt werden, auch nicht unter einen moralischen. (Sehr richtig!) Um unsere Ruhe nach außen zu sichern, sind wir bisher nach dem Grundsatz[17] der Kriegsbereitschaft verfahren, und dieser Grundsatz hat sich bewährt. Trotz allem in der Welt gegen das deutsche Volk heimlich vorhandenen Übelwollen ist Deutschland seit der Errichtung des Reiches von keiner Seite angegriffen worden. Ich füge sofort hinzu, wir haben auch niemanden angegriffen, wir haben unsere militärische Stärke niemals mißbraucht und werden das auch in Zukunft nicht tun. (Lebhafter Beifall.) Nicht nur technisch, auch moralisch haben sich unsere Rüstungen als ein gutes Friedenswerkzeug bewährt. Daß wir uns dieses Werkzeug erhalten wollen, kann uns niemand verargen[18]. (Allseitige lebhafte Zustimmung.) Wir wünschen nicht wieder in einen Zustand zu geraten ähnlich dem, wo man sang: Was ist des Deutschen Vaterland? (Sehr gut!) Nun ist mir ja von manchen Seiten geraten worden, wir möchten uns, um den kriegerischen Schein zu vermeiden, an der Diskussion über die Abrüstungsfrage beteiligen, da bei einer solchen doch nichts anderes herauskommen werde als allgemeine Redensarten. Ich glaube nicht, daß wir durch eine solche Taktik einen besseren Schutz gegen ungerechte Verdächtigungen[19] unserer Friedensliebe, eine aufrichtigere Anerkennung der Schwierigkeit unserer geographischen Lage erreicht haben würden. (Sehr lebhaftes Sehr richtig!) Dazu haben wir schon zu viel ungerechte und tendenziöse Verdächtigungen unserer friedlichen Absichten erlebt. (Zustimmung.) Es

15. droit de capture.

16. manière de voir. — 17. principe. — 18. savoir mauvais gré de... — 19. soupçons.

erschien mir richtiger, klüger und auch würdiger[20], offen zu sagen, an einer nach unserer Überzeugung wenn nicht bedenklichen[21], so doch unpraktischen Diskussion können wir uns nicht beteiligen. Wir denken aber nicht daran, diese unsere Auffassung anderen aufzwingen zu wollen, und wenn bei der Erörterung der Abrüstungsfrage etwas Praktisches herauskommt, so werden wir dann gewissenhaft prüfen, ob es dem Schutze unseres Friedens, ob es unseren nationalen Interessen, ob es unserer besonderen Lage entspricht. Ich stelle mit Genugtuung[22] und Dankbarkeit fest[23], daß die Gesichtspunkte, die ich soeben entwickelt habe, sich im wesentlichen mit den Ausführungen der Vertreter aller bürgerlichen Parteien decken. Gestützt auf diese Einmütigkeit wird Deutschland auf der Haager Konferenz durch sein tatsächliches Verhalten beweisen, daß wir alle Bestrebungen, die geeignet sind, den Frieden, die Zivilisation und die Menschlichkeit praktisch zu fördern, aufrichtig unterstützen. (Allseitiger Beifall.)

Meine Herren, ich möchte jetzt auf den von mehreren Seiten berührten Antrag[24] Hompesch und Genossen eingehen. Der Herr Staatssekretär des Äußeren wird sich über die Stellung des Auswärtigen Amtes[25] zu diesem Antrage, ebenso wie über die Grundsätze, die im Auswärtigen Amt maßgebend sind für die Rekrutierung und Ausbildung unseres diplomatischen Personals, seinerzeit äußern. Ich will meinerseits nur das Nachstehende bemerken. Ich halte den von mehreren Herren Vorrednern ausgesprochenen Wunsch des Reichstages, über Gang und Stand unserer auswärtigen Politik unterrichtet zu werden, für durchaus berechtigt. Seitdem ich an dieser Stelle stehe, bin ich bemüht gewesen, diesem Wunsche Rechnung zu tragen. (Zuruf bei den Soz.: Davon haben wir nichts gemerkt!) Meine Herren, es gibt wohl kaum einen leitenden Minister, der sich gegenüber auswärtigen Fragen so oft und so eingehend ausgesprochen hat wie ich. (Sehr richtig!) Diese Anerkennung habe ich selbst in gegnerischen Blättern gelesen. Wenn der Antrag Hompesch sich auf diese Stellung beschränken würde, dann würde ich ihm nicht widersprechen, sondern gern eine entgegenkommende Erklärung abgeben. Der Antrag fordert aber mehr, er verlangt, daß dem Reichstag periodisch über die internationalen Beziehungen des Deutschen Reiches urkundliches Material[26] unterbreitet werde. Dieser Forderung muß ich widersprechen und zwar aus schwerwiegenden Gründen. Dieser Antrag enthält ein Verlangen, das auch in anderen Ländern, auch in rein demokratischen oder parlamentarisch regierten Staaten nicht gestellt, geschweige denn erfüllt wird, denn seine Erfüllung muß die salus publica gefährden. Ich möchte bei dieser Gelegenheit an einen Vorgang aus jüngster Zeit erinnern. In der französischen Deputiertenkammer wurde der französische Ministerpräsident gefragt, ob zwischen Frankreich und England eine Militärkonvention bestünde. Gewiß eine schwerwiegende Frage von großer Bedeutung für das französische Volk. Der Herr Ministerpräsident antwortete schlankweg[27]: Ich weiß es nicht, aber ich glaube es nicht. (Heiterkeit.) Der Fragesteller nannte diese Antwort zwar ungeheuerlich, die Mehrheit der Kammer fand die Antwort ganz verständlich. Im englischen Parlament ist es häufig vorgekommen, daß Minister auf dringende und eingehende Fragen über wichtige Probleme der auswärtigen Politik entweder gar nicht oder nur mit ja oder nein geantwortet haben. Die Führung der auswärtigen Geschäfte ist ein delikates Metier. Da kann die Verantwortung[28] sehr schwer geteilt werden. Da müssen die entscheidenden Beschlüsse[29] derjenigen Stelle vorbehalten[30] bleiben, die allein informiert ist, der das ganze Material zur Verfügung steht, und die in der Lage ist, sich über jede Einzelheit, über jedes Detail zu orientieren. Ich werde bestrebt sein, dem berechtigten[31] Wunsche der Volksvertretung nach Klarheit auf dem Gebiete der auswärtigen Politik auch ferner zu entsprechen. Ich kann mich aber nicht einer Verpflichtung[32] unterwerfen, deren Erfüllung

20. plus digne. — 21. dangereuse. — 22. satisfaction. — 23. stelle... fest, constate. — 24. proposition. — 25. du ministère des affaires étrangères.

26. documents officiels. — 27. tout bonnement. — 28. responsabilité. — 29. résolutions. — 30. réservées. — 31. juste. — 32. obligation.

Unzuträglichkeiten für das Land zur Folge haben würde. (Sehr richtig! rechts.) Es gibt Verhältnisse und Umstände, wo durch jedes vorzeitige Wort Schaden entstehen und Nachteile zugefügt werden können. (Lebhaftes Sehr richtig! rechts.) Ich gehe jetzt über zu unserer internationalen Lage und zu unseren auswärtigen Beziehungen. Der Abg. Bassermann hat neulich draußen im Lande seiner Genugtuung darüber Ausdruck gegeben, daß die Periode der vielen Reden nach und nach in den Hintergrund getreten wäre. (Heiterkeit.)

Meine Herren, ich halte nicht alles für gut, was bei diesem Anlaß[33] der Abgeordnete Bassermann über die internationale Lage und über unsere auswärtigen Beziehungen geäußert hat. (Sehr richtig! rechts.) Aber seine Ansicht über die Nachteile des zu vielen Redens teile ich vollkommen. (Schallende Heiterkeit. Und ich werde deshalb heute Ihre Zeit auch nur kurz in Anspruch nehmen. (Erneute Heiterkeit.)

Es gibt Zeiten und Umstände, wo es angezeigter[34] ist, sich kurz zu fassen. Ich will heute nur wenige Fragen und nur solche behandeln, von deren Erörterung ich ein nützliches Ergebnis erwarte. In einem großen Teil unserer Presse ist in den letzten Wochen die Ansicht entwickelt worden, daß Italien nur noch als ein unsicherer Teilnehmer am Dreibunde gelten könnte. Diese Meinung ist namentlich in Betrachtungen über die Begegnung von Gaëta geäußert worden, die im Gegensatz zu den ruhigen und sachlichen Ausführungen, die wir soeben von allen Seiten des Hauses gehört haben, vielfach den Charakter einer Nervosität trugen, die im Auslande niemanden imponiert, weil sie kein Zeichen von selbstbewußter Kraft ist (Lebhafter Beifall), und vor der sich deshalb unsere Presse hüten sollte. (Erneute Beifallskundgebungen.) So oft unser Kaiser im Mittelmeer geweilt hat, ist er von dem König von Italien begrüßt worden, ist er mit dem König von Italien zusammengekommen. Es war ganz natürlich, daß der König von England, der die italienische Küste berührte, von dem Herrscher des befreundeten Landes begrüßt wurde. Zwischen England und Italien haben freundschaftliche Beziehungen von der Zeit ab bestanden, wo Italien seine nationale Einheit erlangte. Solche Beziehungen sind vorhanden gewesen seitdem der Dreibund besteht. Es ist mehr als einmal von dieser Bank aus dargelegt worden, daß solche freundlichen Beziehungen zwischen Italien und England nicht nur mit der Stellung zum Dreibunde vereinbar sind, sondern, daß sie an und für sich nützlich und erwünscht sind.

Die Vorgänge in Marokko verfolgen wir aufmerksam, aber ohne Anlaß zu Argwohn[35]. Wir rechnen auf allseitige loyale Einhaltung[36] der in der Algeciraskonferenz eingegangenen Verpflichtungen. Über Einzelheiten des Vorgehens können ja zwischen den Unterzeichnern der Akte Meinungsverschiedenheiten entstehen. Ich rechne aber für alle solche Fälle auf die klärende Wirkung einer unmittelbaren Aussprache. Nach wie vor verfolgt Deutschland in Marokko keine anderen Zwecke, kein anderes Ziel als Gleichberechtigung im wirtschaftlichen Wettbewerb. Wie ich somit keinen neuen Anlaß zur Trübung unseres Verhältnisses zu Frankreich sehe, vielmehr auf ein allmähliges Schwinden des Mißtrauens zwischen Deutschen und Franzosen hoffe, so stelle ich auch gern fest, daß zwischen uns und England keine Streitfragen sind, durch welche die von den besonnenen Elementen in beiden Ländern unterstützten freundschaftlichen Bestrebungen gestört werden können. (Beifall.) — Auch in Persien nehmen wir ohne politische Hintergedanken nur wirtschaftliche Bewegungsfreiheit für uns in Anspruch. Gestützt auf Zusicherungen, die uns von beiden Seiten spontan gegeben worden sind, sehen wir dem Abschluß der englisch-russischen Verhandlungen ruhig entgegen. Der gleiche, ruhig abwartende Standpunkt gilt für das, was Rußland und England als asiatische Grenzmächte über Grenzfragen vereinbart haben oder noch vereinbaren werden. Ich sehe voraus, daß man mir wieder vorwerfen wird, ich nehme die russisch-englische Annäherung zu gleichgültig hin. Nein, ich nehme sie einfach als das, was sie

33. occasion. — 34. plus opportun.

35. soupçon. — 36. observation.

ist, nämlich als den Versuch, auf einem uns ziemlich fern liegenden Gebiet alte Streitfragen auszugleichen. Ich nehme sie aber auch als Bekräftigung[37] einer Ansicht, die ich als nüchterner Beobachter schon vor Jahren aus dem Auslande hierher mitgebracht habe, nämlich daß wir den Gegensatz zwischen Walfisch und Elefant[38] als veränderten Faktor in unsere politische Rechnung einstellen müssen. Es gibt überhaupt keinen Gegensatz zwischen zwei Mächten, den Deutschland dauernd[39] als eine Gelegenheit für sich und als eine Ungelegenheit für andere ausnutzen könnte. Das kann man offen aussprechen, ohne Leichtherzigkeit, aber auch ohne Pessimismus. Ich will bei dieser Gelegenheit nicht wiederholen, was ich gelegentlich über die Nachteile einer übertriebenen Kritik der auswärtigen Politik ausgeführt habe; ich will nur darauf hinweisen, daß eine ruhige, feste und mutige Beurteilung der Lage noch lange keine Schönfärberei ist. (Sehr richtig!)

Daß wir von Schwierigkeiten und Gefahren umgeben sind, weiß niemand besser als ich. Sie sind unsere ständigen Begleiter als Folge unserer schon aus geographischen Rücksichten exponierten Lage; aber um solche Schwierigkeiten und Gefahren zu überwinden, ist ruhiges Selbstbewußtsein und Vertrauen in die Kraft der Nation nötig. (Beifall.) Erhalten wir uns das Vertrauen und die Achtung, die unsere Macht und unsere Friedensliebe einflößen, legen wir unsere Freundschaft in unsere Bündnisse, und wir brauchen nicht ängstlich zu sein, wenn Ententen abgeschlossen werden über Dinge, die uns nicht unmittelbar berühren. Von Feindschaften anderer untereinander können wir nicht leben. Lassen wir anderen die Bewegungsfreiheit, die wir für uns selbst in Anspruch nehmen, und bleiben wir uns vor allem bewußt, daß wir Schwierigkeiten um so eher und um so sicherer überwinden werden, je mehr wir eine ruhige, stetige, sachliche auswärtige Politik treiben und je mehr wir uns entschlossen zeigen, unseren Frieden, unsere Ehre, unsere Weltstellung durch Sammlung aller Kräfte im Innern zu wahren, und wenn es Not tut, einmütig zu verteidigen. (Lebhafter Beifall.)

37. confirmation. — 38. c'est-à-dire la rivalité entre la Russie et l'Angleterre. — 39. d'une façon durable.

Über die deutsche Rechtschreibung*.

Ebenso wie Grimm[1] über das Ziel einer vernünftigen Reform der Rechtschreibung[2] hinausschoß[3], tun es die Gelehrten, die eine streng phonetische Rechtschreibung einführen wollen. Es ist dies ein Phantom, das nie zu erreichen ist. Denn die Aussprache ist nichts Starres, sie verändert sich von Geschlecht zu Geschlecht; wie unsere Väter sprachen, sprechen wir nicht mehr und unsere Kinder werden wieder anders sprechen. Wenn also auch eine phonetische Schreibung möglich wäre, so müßte sie sich im Laufe der Jahrhunderte doch wieder von der lebendigen Aussprache entfernen und würde damit wieder veraltet, historisch werden.

Darum ist auch bei der Rechtschreibung der goldene Mittelweg der beste. Achtung vor dem geschichtlich Gewordenen und Anpassung[4] an die Bedürfnisse unserer Zeit muß die Losung[5] sein. Die Neuregelung der Rechtschreibung für preußische Schulen durch Minister Puttkammer im Jahre 1880 und deren nochmalige Verbesserung für das deutsche Reich, die Schweiz und Österreich im Jahre 1901 bezeichnen Etappen auf diesem Wege, als eine abschließende[6] Re-

* Wir entlehnen folgende Zeilen einem vortrefflichen Werke, das vor kurzem erschienen ist: *Die deutsche Sprache*, von Dr S. Feist. (Stuttgart, Verlag von Fritz Lehmann). Siehe im *Supplément* die Besprechung dieses Buches.

1. Jakob Grimm (geboren 1786 in Hanau, gestorben 1863 zu Berlin) ist der Begründer der deutschen Sprachwissenschaft. J. Grimm, der die Ansicht vertrat, daß die jüngere Entwicklung der Sprache eine Entartung darstelle, schrieb *vil, diser, würken, Leffel* für *viel, dieser, wirken, Löffel*. — 2. Orthographie. — 3. *dépassa*. — 4. *adaptation*. — 5. *mot d'ordre*. — 6. *définitive*.

gelung können sie indes nicht betrachtet werden. Wenn wir uns auch den Franzosen und Engländern gegenüber in weit günstigerer Lage befinden, so steht doch unsere Rechtschreibung an leichter Erlernbarkeit der italienischen z. B. weit nach. Noch schleppen wir zahllose Dehnungs-*e* [7] und *h* mit; ja die ersteren sind noch überflüßigerweise in den Zeitwörtern auf-*ieren* dem historischen Prinzip zulieb wieder eingeführt worden. Noch schreiben wir unnötigerweise die Hauptwörter mit großen Anfangsbuchstaben, wovon unsere germanischen Stammesbrüder, die Dänen, Schweden und Holländer im vorigen Jahrhundert wieder abgegangen sind. Noch verwenden wir die sog [8]. gotische Schrift, eine Schnörkelschrift [9] des Mittelalters, anstatt der lateinischen Schrift, die alle andern europäischen Völker längst oder neuerdings wieder eingeführt haben. Denn die sog. deutsche Schrift kam nicht den Deutschen allein zu, sie war im Mittelalter allgemein verbreitet; sie ist nur ein Kennzeichen der deutschen Sprache geworden durch unser hartnäckiges Verharren auf einem veralteten und unzweckmäßigen Standpunkt.

Dr S. Feist.

7. *des e d'allongement.* — 8. sogenannte. — 9. *écriture à crochets.*

Die Musik.

Gestern ging ich mit Beethoven in einen herrlichen Garten, in voller Blüte, alle Treibhäuser [1] offen; der Duft war betäubend. Beethoven blieb in der drückenden Sonnenhitze stehen und sagte:

„Goethes Gedichte behaupten [2] nicht allein durch den Inhalt, auch durch den Rhythmus eine große Gewalt über mich; ich werde gestimmt und aufgeregt zum Komponieren durch diese Sprache, die wie durch Geister zu höherer Ordnung sich aufbaut [3] und das Geheimnis der Harmonien schon in sich trägt. Da muß ich denn von dem Brennpunkte [4] der Begeisterung die Melodie nach allen Seiten hin ausladen [5]; ich verfolge sie, hole sie mit Leidenschaft wieder ein, ich sehe sie dahin fliehen, in der Masse verschiedener Aufregungen [6] verschwinden; bald erfasse ich sie mit er-

Bettina v. Arnim.

neuter Leidenschaft, ich kann mich nicht von ihr trennen, ich muß mit raschem Entzücken in allen Modulationen sie vervielfältigen, und im letzten Augenblicke da triumphiere ich über den ersten musikalischen Gedanken; sehen Sie, das ist eine Symphonie! Ja, Musik ist so recht eine Vermittlung [7] des geistigen Wesens zum sinnlichen. Ich möchte mit Goethe hierüber sprechen — ob der mich verstehen würde? Melodie ist das sinnliche Leben der Poesie. Wird nicht der geistige Inhalt eines Gedichtes zum sinnlichen Gefühl durch die Melodie, empfindet man nicht in dem Liede der Mignon ihre ganze sinnliche Stimmung durch die Melodie, und erregt diese Empfindung nicht zu neuen Erzeugungen? Da will der Geist zu schran-

1. serres. — 2. exercent. — 3. erhebt.

4. foyer. — 5. entwickeln. — 6. émotions. — 7. trait d'union.

kenloser Allgemeinheit sich ausdehnen, wo alles in allem sich bildet zum Bett der Gefühle, die aus dem einfachen musikalischen Gedanken entspringen, und die sonst ungeahnt[8] verhallen würden. Das ist Harmonie; das spricht sich in meinen Symphonien aus; der Schmelz vielseitiger Formen wogt dahin in einem Bett bis zum Ziele. Da fühlt man denn wohl, daß ein Ewiges, Unendliches, ein nie ganz zu Umfassendes in allem Geistigen liege, und obschon ich bei meinen Werken immer die Empfindung des Gelingens habe, so fühle ich einen ewigen Hunger, was mir eben erschöpft schien, mit dem letzten Paukenschlage, mit dem ich meinen Genuß, meine musikalische Überzeugung dem Zuhörer einkeilte[9], wie ein Kind von neuem anzufangen. Sprechen Sie dem Goethe von mir, sagen Sie ihm, er solle meine Symphonien hören, da wird er mir Recht geben, daß Musik der einzige unverkörperte Eingang in eine höhere Welt des Wissens ist, die wohl den Menschen umfaßt... Es gehört Rhythmus des Geistes dazu, um Musik in ihrer Wesenheit[10] zu fassen; sie gibt Ahnung, Inspiration himmlischer Wissenschaften, und was der Geist sinnlich von ihr empfindet, das ist die Verkörperung geistiger Erkenntnis. Obschon die Geister von ihr leben, wie man von der Luft lebt, so ist es noch ein anderes, sie mit dem Geiste begreifen. Je mehr aber die Seele ihre sinnliche Nahrung aus ihr schöpft, desto reifer wird der Geist zum glücklichen Einverständnisse[11] mit ihr. Aber wenige gelangen dazu; denn Tausende treiben einen Verkehr mit ihr und haben doch ihre Offenbarung[12] nicht; auch ihr liegen die hohen Zeichen des Moralsinnes zum Grunde, wie jeder Kunst; alle echte Erfindung ist ein moralischer Fortschritt. Sich selbst ihren unerforschlichen Gesetzen unterwerfen, vermöge dieser Gesetze den eigenen Geist bändigen und lenken, daß er ihre Offenbarungen ausströme, das ist das isolierende Prinzip der Kunst; von ihrer Offenbarung aufgelöst werden, das ist die Hingebung an das Göttliche, was in Ruhe seine Herrschaft an dem Rasen ungebändigter Kräfte übt, und so der Phantasie die höchste Wirksamkeit verleiht. So vertritt die Kunst allemal die Gottheit, und das menschliche Verhältnis zu ihr ist Religion; was wir durch die Kunst erwerben, das ist von Gott, göttliche Eingebung, die den menschlichen Befähigungen[13] ein Ziel steckt, das er erreicht. Wir wissen nicht, was uns Erkenntnis verleiht; das fest verschlossene Samenkorn bedarf des feuchten, elektrisch warmen Bodens, um zu treiben, zu denken, sich auszusprechen. Musik ist der elektrische Boden, in dem der Geist lebt, denkt, erfindet. Philosophie ist ein Niederschlag ihres elektrischen Geistes; ihre Bedürftigkeit[14], die alles auf ein Urprinzip gründen will, wird durch sie gehoben. Obschon der Geist dessen nicht mächtig ist, was er durch sie hervorbringt, so ist er doch glückselig in dieser Hervorbringung; so ist jede echte Erzeugung der Kunst unabhängig, mächtiger als der Künstler selbst, kehrt durch ihre Erscheinung zum Göttlichen zurück, hängt nur darin mit dem Menschen zusammen, daß sie Zeugnis gibt von der Vermittlung des Göttlichen in ihm. Musik gibt dem Geiste die Beziehung zur Harmonie. Ein Gedanke, abgesondert[15], hat doch das Gefühl der Gesamtheit der Verwandtschaft im Geiste; so ist jeder Gedanke in der Musik in innigster, unteilbarster Verwandtschaft mit der Gesamtheit der Harmonie, die Einheit ist."

Bettina v. Arnim, geb. Brentano *.

8. ohne empfunden zu werden. — 9. inculquai. — 10 nature intime. — 11. entente. — 12. révélation.

13. facultés. — 14. Armut. — 15. isolé.

* Geboren 1785 zu Frankfurt; Schwester des Clem. Brentano, Gattin von Achim v. Arnim.

Gœthes Tod *.

(1832)

II

Gœthes Tod ist selbst für die vielen Herzen, die ihn persönlich liebten, nicht etwas, worüber man klagen müßte; er ist, nach Gœthes eigener Anschauung als etwas Großes und Heiliges zu betrachten. Denn es ist allen Menschen gesetzt, dereinst zu sterben. Diesem Manne war das volle Maß eines Menschenlebens beschieden worden und eine Laufbahn und eine Aufgabe, wie sie nur wenigen in allen Generationen der Welt zuteil wurde: was konnten wir sonst hoffen und verlangen, als daß er nun von hinnen gerufen und ihm gestattet würde, vom Schauplatze abzutreten, nachdem er das Werk vollendet, welches ihm aufgegeben worden? Wenn seine Lebensbahn, — was wir von ihm mit mehr Recht sagen dürfen, als von irgend einem andern — der Bahn der Sonne glich, so läßt sich dieser Vergleich auch auf seinen Untergang anwenden.

Denn so wie die materielle Sonne das Auge und die Offenbarerin aller Dinge ist, so ist es die Poesie, so ist es der Weltdichter in geistigem Sinne. Auch Gœthes Leben wird, wenn wir es recht betrachten, durch dieses Emblem eines Sonnentages vortrefflich dargestellt. In voller Schönheit ging unsere Sommersonne auf, prächtig in dem rotglühenden Osten, die Nachtgespenster und giftigen Nebel — von welchen beiden genug vorhanden waren — verscheuchend; stark und freundlich in ihrer Mittagshelle, die Höhe des Himmelsbogens siegreich durchschreitend, und nun seht, wie sie untergeht! « So stirbt ein Held; anbetungsvoll! »

Thomas Carlyle.

(*New Monthly Magazine*, nº *138*.)

* Siehe die vier andern Teile.

Zwei Naturbilder.

I

1. Fern in leisen, dumpfen Schlägen
Ist das Wetter[1] ausgehallt,
Und ein goldner Strahlenregen
Flutet durch den feuchten Wald.

2. Wie am Grund die Blumen funkeln!
Wie die Quelle singt im Fall!
Silbern aus den tiefsten Dunkeln
Blitzt das Lied der Nachtigall.

3. Ach, und in dem süßen Schallen,
In dem Glanz durchs lichte Grün,
Herz, erkennst du in dem allen
Nicht dein eigen selig Blühn?

4. Laß dein Singen denn und Preisen,
Und in Andacht lausche zu,
Wie der Frühling deine Weisen
Doch noch schöner spielt als du.

II

1. Wenn überm Meer das Frührot brennt
Und alle Küsten rauchen,
Wie lieb' ich dann ins Element
Befreit hinabzutauchen!

2. Tiefpurpurn schwillt um mich die Flut
Und zittert, Well'an Welle;
Mir deucht, ich bad' in Drachenblut
Wie Siegfried[2] einst, der Schnelle.

3. Mein Herz ist fest, und wie es lauscht,
Von junger Kraft durchdrungen,
Versteht's, was Wind und Woge rauscht,
Und aller Vögel Zungen.

Emanuel Geibel.

1. Gewitter. — 2. Der Held des Nibelungenlieds.

Rätselauflösung (S. Nummer 15):
3. Sauerkraut.

Les Cinq Langues

N° 17. 5 Juin 1907. 7e Année.

DEUTSCHER TEIL

Die Landschaft der Lüneburger Heide.

Von Dr. Richard LINDE.

I.

Wenn von der landschaftlichen Schönheit dieser kargen [1] Natur gesprochen wird, so pflegt [2] an erster Stelle die Lieth bei Fallingbostel, dann vielleicht die Eckernworth bei Walsrode, das Tal der Böhme, das liebliche Anetal bei Schätzendorf oder der Egestorfer Kirchensteig genannt zu werden. Wir glauben mit Unrecht. Sie zeigen nicht die spezifische Schönheit der Heide, sondern stellen Abbilder der deutschen Mittelgebirgslandschaft dar, die sich in das Heidegebiet verirrt haben. Die echte Heideschönheit entrollen erst jene mächtigen, öden Hochflächen, die in leiser Wellenform, blaudämmernd, sich bis zum Horizont erstrecken, eine alte, zerzauste Kiefer [3] im Vordergrunde, aufwucherndes Baumgezwerg [4] um sie her, weiterhin wetterharte [5], nach Osten gebogene Wacholder [6], verfallene Schafställe, graue Immenstände [7], in der Ferne eine schräg-

STEINSETZUNG IM KLECKERWALDE
(Aus : LINDE, *Die Lüneburger Heide*. Velhagen u. Klasing, Bielefeld u. Leipzig.)

1. ärmlichen. — 2. pflegt... genannt zu werden = wird gewöhnlich genannt.

3. *pin*. — 4. *arbustes nains*. — 5. wetterfeste. — 6. *genévriers*. — 7. Imme = Biene.

aufsteigende Staubsäule, die den Hirten und die ziehende Herde verrät. Das ist die Heide, die es nur hier gibt, immer groß und mächtig, im Hochsommer wie eine lechzende[8] Wüste des Südens, im Winterschnee einer nordischen Fjeldlandschaft[9] ähnlich, zur Zeit der Blüte im milden, rosigen Schimmer wie in bräutlichen Träumen daliegend. Solche Bilder waren vor einem Jahrzehnt noch vielfach zu finden. Heute muß man schon danach suchen. Bei Wilsede, Undeloh, Raven, bei Dachtmissen, Töpingen, Trauen, Bispingen, Lutterloh, Evendorf, Manhorn, Müden, Südbostel, Wietzendorf sind sie noch nicht verschwunden, aber es ist wahrhaft erschreckend zu sehen, wie schnell das jahrtausendealte Heidegebiet sich in Kiefernwald verwandelt, seitdem die weidende Schnucke[10] nicht mehr die Sämlinge[11] zerbeißt. Schwerlich wird in zwanzig Jahren noch ein Rest dieser besonderen Heideschönheit zu finden sein. Nur die lebende Generation vermag sich an ihr zu freuen.

Es gibt drei Landschaftstypen in Deutschland: Hochgebirge mit Gletscherpanzer um die dunkeln Bergzacken, Mittelgebirge mit dem Städtchen am rieselnden Fluß, die Burgruine darüber, in der Ferne kulissenartige Bergzüge, im Blau verschwimmend. Ganz anders das dritte Bild deutscher Natur, die Landschaft früherer Eisbedeckung, die Moränenlandschaft[12] im weiteren Sinne. Sie ist im Alpenvorland und der norddeutschen Tiefebene vertreten. Von ihr bildet die lüneburgische Heidlandschaft eine besondere Abart[13]. Hier gibt es keine dunkeln Bergzüge. Dieser idyllische Zug des Mittelgebirges fehlt. Aber wie das Idyll im Menschenleben sich zuerst zu erschöpfen pflegt, so verlieren auch diese immer wiederkehrenden Linien ihren Reiz. Sie geben der Landschaft etwas Kleines, ja oft Kleinliches. Anders hier, wo in großen, einfachen Linien der ausgeschlämmte Sand und Schotter[14] sich gelagert hat. Sie verleihen der Landschaft einen Zug von Größe und Erhabenheit, wie ihn das Meer oder die Marsch besitzt. Bisweilen ist der Boden ganz eben, so weit das Auge reicht. Eiswasserströme haben dort gleichmäßig und ruhig fließend ihr Geröll[15] abgelagert. Dann ruht, ganz im Gegensatz zur Kulissenlandschaft, die Himmelskuppel kreisrund, wie eine unendliche Glocke, über der Erdscheibe. Die ganze Erhabenheit dieser mathematischen Linienschönheit erkennt man erst, wenn etwa an einem stürmenden Januartage dunkles, zerrissenes Schneegewölk den Himmel erfüllt und das ganze Gewölbe nach Osten zu wirbeln scheint, während die braune, ruhige Erdscheibe starr und stumm daliegt, nur bisweilen von eilenden Lichtflecken durchzogen. Oder die gerade Linie des Horizontes wandelt sich in graziöse Schwingungen, weit entfernt von den oft plumpen Linien verwitternden Felsgesteins. Dann ist der Boden wellig, selten unruhig, wie etwa in der Harburger Gegend, meist in langen, weichen Linien, wie sie die gleitenden, schiebenden, pressenden Eismassen zu schaffen pflegen. Man merkt es an der Zartheit der Linienführung, daß es ein Bruder des Wassers war, der sie formte. Es ist, als wenn draußen im freien Meere Sturm getobt hat, nur die langen, sich langsam hebenden und senkenden Wogen zeigen noch die ausklingende[16] Erregung an. Dieselben weichen, wellenatmenden[17] Linien zeigen sich hier von jedem Hügel, nur ins Gigantische, Überirdische gesteigert. Sie sind das eigentlich Besondere des Geröllbodens der Heide.

Ein anderer Vorzug dieser einfachsten Landschaft ist die Vielseitigkeit der Silhouette. Ganz im

8. durstige. — 9. Fjeld = Fjord. — 10. *mouton de petite taille*. — 11. *les jeunes plants*. — 12. Moräne = Gesteinswälle längs eines Gletschers. — 13. *variété*.

14. *cailloutis*. — 15. *éboulis*. — 16. *qui s'éteint*. — 17. wellengleichen.

Gegensatz zum Mittelgebirge hebt sich jede Kiefer, jede Birke, jede Gestalt des Vordergrundes leicht und frei aus der Horizontlinie und lenkt das Auge auf sich als festen Ruhepunkt. So drängt sich hier Bild an Bild. Gerade die einfachsten Motive geben Bilder unvergleichlicher Kraft. Und weil hier niemals die Ferne in ihrer Schlichtheit das Auge gewaltsam auf sich lenkt, so tritt das Nahe hervor und wird genau beobachtet. Daraus entwickelt sich die Freude am Intimen und Geheimen. Der Sandweg, die Birke, der Wacholder am Feldrain, das rote Kraut, der blühende Ginster[18], das ewige Spiel des Lichtes gilt mehr als die Wucht des Gegenständlichen.

Zu dem Linienreiz tritt die Farbe. Während sonst bei Meer- und Himmelslandschaft das Blau, bei deutscher Erdlandschaft das Grün in seinen verschiedenen Abstufungen den Hauptton bildet, herrscht in der Heide als einheitlicher Grund das Braun, vom graugelben Silbersande bis zum dunkelsten Braunschwarz der Erika[19]. Dieser braune Farbenton bleibt Sommer und Winter gleich, so daß an sonnigen, schneelosen Wintertagen Sommer- und Winterlandschaft sich kaum unterscheiden. Es gibt hier noch Stellen, wo kein fremder Ton die Fläche durchbricht, wo wie ein flacher, brauner Teller die Landschaft sich dehnt — etwa zwischen Soltau und Schneverdingen — ohne Baum, ohne Strauch, ohne Wasser, soweit das Auge reicht, blaudämmernd in der Morgenfrühe, braunrot am Mittag, goldbronzen am Spätnachmittag, purpurn um Sonnenuntergang, blauschwarzviolett im letzten Abendschimmer, phosphoreszierend im Mondlicht. Und über dieser dunkeln Fläche liegt fast Abend für Abend ein breiter, glühender Streifen im Westen, der auch dann nicht verglimmen[20] will, wenn die Sonne längst untergesunken ist. Er gehört zum Bilde der nordwestdeutschen Heide. Häufig werden die breiten Heidflächen von Kiefernwald umgrenzt. Dann erblickt man um Sonnenuntergang ein für die Heide typisches Bild. Tiefschwarz und samtfarben zeichnen sich die Kiefern am Himmel ab in schönster Silhouette, bald einzeln, vom Winde zerzaust, bald ein zusammenhängender Forst, wie ein zerrissener schwarzer Kamm. Fängt man mit der Hand das Licht ab, so zeigt der dunkle Heidboden ein stumpfes, tiefes Purpur, das mit dem Sinken der Sonne zu einem Blauschwarz sich wandelt. Die tiefste Einsamkeit und Lautlosigkeit der Landschaft erhöht den Eindruck. Sie kann in der Tat im Alpenhochtal oder in den Hardanger Vidden nicht größer sein.

(*Fortsetzung folgt.*)

Aus Dr. Richard Linde, *Die Lüneburger Heide.*

(Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing; Mk. 4.)

18. *le genêt.* — 19. *la bruyère.* — 20. *s'éteindre.*

Der deutsche Handel und der Reichtum der deutschen Städte zur Zeit der Hansa.

II

Als Handelsmacht erreichte die Hansa ihre höchste Blüte im 15. Jahrhundert. Ihr Handelsgebiet erstreckte sich damals über Rußland, Schweden, Dänemark und Norwegen, England und Schottland, Frankreich, Spanien und Portugal, das Innere Deutschlands, Litauen[1] und Polen. Rußland und der skandinavische Norden wurden noch vollständig von den Hanseaten beherrscht, und England befand sich bis zum Schlusse des Jahrhunderts in Sachen des Handels Deutschland gegenüber in demselben Verhältnis, in welchem sich gegenwärtig Deutschland zu England befindet.

Unter den hanseatischen Städten nahm z. B. Danzig eine wahre Weltstellung ein. Seit dem Anfange des 15. Jahr-

1. Lithuanie.

hunderts stand der dortige Handel mit allen Ländern, welche im Bereiche des hanseatischen Seeverkehrs lagen, von Lissabon im Westen bis nach Nowgorod und Finnland im Osten in unmittelbarem Verkehre und eröffnete sich außerdem nach Litauen, Polen und Ungarn besondere Wege. Aus den skandinavischen Reichen holten die Kaufleute namentlich Eisen, Kupfer, Pelzwerk, Fischwaren, Pech[2], Harz[3], Teer[4] und verschiedene Holzarten und führten dagegen unter anderem feine wollene Tücher, Seidenwaren, Sammet[5], Metallwaren, Roggen, Weizen, Flachs, Hanf, Hopfen, Öl, rheinische und spanische Weine, Spezereien und Leinwand ein. Nach Lissabon verluden die Schiffe Holz, Mehl, Bier und getrocknete Fische und brachten Salz, Kork[6], Öl, Feigen, Rosinen, Orangen, feine Weine und kostbares Pelzwerk zurück. Von der portugiesischen Regierung wurden die Kaufleute besonders zur Einfuhr von Schiffsbauholz durch Begünstigungen ermuntert. Gleich rege war ihr Verkehr mit der Küste von Galizien und mit der Westküste Frankreichs vornehmlich mit Baie, einem Hafenplatze südlich von Nantes, von wo sie außer andern Waren das berühmte Baiensalz einführten. Im Jahre 1474 suchten 72 Danziger Schiffe jene Gegend auf und 51 derselben trafen auf einmal in Weichselmünde ein. Der Verkehr mit England bestand hauptsächlich in dem Austausche von Getreide und Holz aus den Weichselländern gegen englische Wollenfabrikate und bildete den wichtigsten Zweig des Danziger Handels. Häufig sandte die Stadt jährlich 600-700 Schiffe mit Getreide nach England. Aus Schottland führten die Danziger Wolle und Pelzwerk ein. Nach Flandern brachten sie die verschiedensten Holzarten und Getreide und holten von dort, insbesondere aus Brügge, dem Sammelpunkte aller Nationen, die mannigfachsten Erzeugnisse des Gewerbfleißes. Wie großartig der Verkehr mit Holland war, läßt sich daraus ersehen, daß allein in dem Jahre 1481 nicht weniger als 1100 Schiffe, groß und klein, mit Korn beladen, dorthin ausliefen, und die Holländer in Danzig von September 1441 bis Mai 1447, also in 5 ½ Jahren, mehr als 12000000, nach jetzigem Geldwerte also etwa 120 000 000 Taler Pfundgeld entrichteten. Die Schiffe waren zu Flotten von je 30-40 Fahrzeugen vereinigt, und jeder dieser Flotten wurden in der Regel von der Stadt bewaffnete Schiffe, Orlogschiffe[7] oder Friedenskoggen genannt, zum Schutze beigegeben.

(Schluß.)

J. Janssen.
(1829-1891.)

2. poix. — 3. résine. — 4. goudron. — 5. velours. — 6. liège.

7. Orlog (holländisch) = Krieg.

Dorfstille.

Holunderduft liegt auf der Dorfesgasse —
Die Hüttenfenster gleißen[1] sonnenbunt.
Die Büsche schatten breit — es fliegen blasse
Und volle Blüten schwebend hin im Rund.

Die Kirche ragt im goldengrünen Dämmern
Der Linden, die sie überdrängen breit.
Nur aus verlorner Ferne bringt ein Hämmern,
Als sei's der Herzschlag dieser Einsamkeit.....

Sonst alles klangtot! und die Mittagstille
Liegt wie mit erznen Flügeln überm Land —

1. glänzen.

Ich glaube fast, man hört es, wenn die Hülle
Der Blätterknospen sprengt ihr bräunlich Band.....

Ich glaube fast, man hört es, wenn im Neste
Die Schwalbe sich im Mittagschlafe regt;
Und wenn ein Bienlein durch die Lindenäste
Die Würze tropfend aus den Blüten trägt.....

Alberta von Puttkamer.
(Geb. 1849.)

Wind-und Wetter-Märchen,

von Edith-Therese SCHILSKY.

Neuntes Märchen.

Was die Schneeflocke erzählte.

Und die Schneeflocke erzählte: « Wenn es sehr kalt ist, wenn unser höchster Befehlshaber, der Winter, seine Herrschaft über die Erde angetreten hat, sind die armen Wiesen, Wälder und Felder schlimm dran[1], denn sie frieren gar grausam, und wehklagen[2] oft sehr über die Kälte. Hier beginnt nun meine Geschichte:

Oben am Himmelsfenster standen einst drei Englein und hielten über die Erde Wacht. Goldener Sonnenschein strahlte da oben und die Engelchen sprangen und liefen seelenvergnügt herum und pflückten Blumen auf der Himmelswiese; sie tanzten singend einen Blumenreihen und jauchzten vor Freude. Aber die Englein am Himmelsfenster schauten auf die Erde wo wieder strenger Winter herrschte; und sahen mit ihren lieben scharfen Äuglein, daß die Grashälmchen auf den Wiesen, die Wintersaat auf den Feldern, die Sträuche und Bäume zitternd und bebend vor Kälte dastanden und zum Tode betrübt in die Welt hineinschauten. Da riefen die Englein St Peter, den Alten mit dem grimmen Angesicht und grauen Bart, und fragten, nachdem sie ihm die Sache erzählt, wie der armen Erde wohl zu helfen sei. Doch St Peter sagte: «Laßt mich zufrieden[3] mit dem, was da unten vorgeht; ich habe genug zu tun all den Erdenkindern, die hier oben Einlaß begehren, das Tor zu öffnen; also will ich, solang sie noch unten weilen, von ihnen verschont bleiben!» So rief der mürrische Alte den Engelein zu und ging davon, seinen großen Schlüsselbund heftig schüttelnd sodaß sein Rasseln weit über das Himmelsfeld hin gehört wurde. Da sahen die Englein traurig ein, daß nichts mit dem Alten anzufangen sei, beschlossen deshalb selbst Hilfe zu schaffen.

Nach langem Hin-und Herraten kamen sie schließlich auf den Gedanken all' ihre weißen Bettchen aus dem Himmelsfenster zu schütteln sodaß die weißen Federn doch wenigstens der Erde ein bißchen Schutz böten. Gedacht, getan! Jedes Englein lief hin zu seinem Bettchen, ergriff es und eilte damit ans Himmelsfensterlein. Eines nach dem anderen schüttelte nun gar stark, und, siehe da, die weißen Federn flogen herunter und bedeckten die Erde, sie so vor Kälte, Eiswind und Frost schützend. St Peter sah verdrießlich den guten Himmelskindern bei ihrem wohltätigen Treiben zu und brummte dabei leise in seinen Bart. Jedoch die Engelein ließen sich garnicht irre machen[4] und fuhren fort bis sie

1. *mal partis.* — 2. *se plaignent.* — 3. *laissez-moi en paix.* — 4. *troubler.*

müde waren ihre Bettchen zu schütteln. So machen sie es, wenn' s unten harter Winter ist, bis auf den heutigen Tag. Die Menschen aber sagen dann : « Es ist frischer Schnee gefallen ! » und freuen sich über die blendende Weiße.

Wenn nun der Winter Abschied nehmen will, sendet Mutter Erde ein Blümchen ab um ihm gut Geleit zu wünschen. Das Pflänzlein hat die Form eines Glöckchens, und. wohl aus Dankbarkeit für die freundliche Hilfe der Engelein, die lichte Farbe des Schnees. Dies läutet den Winter aus und den Frühling ein. Es wird stets nur " Das Schneeglöcklein " genannt und wird immer von Allen gern erblickt.

Nun habe auch ich mein Märchen beendet! »

Der Wolf und die Ziege *.

Eine Ziege weidete oben auf einem steilen Felsen. Die entdeckte ein Wolf und versuchte vergeblich zu ihr hinanzuklimmen. „Liebster Schatz," rief er ihr zu, „wird dir's denn gar nicht schwindlig da oben? Wie leicht könntest du einmal ausgleiten und herabstürzen! Steig doch vorsichtig herab und komm zu mir auf diese schöne fette Wiese, wo von würzigen Kräutern die Hülle und Fülle ist!" — „Ich danke dir schön," erwiderte die kluge Ziege. „Du willst nicht mir zu einem schönen Imbiß verhelfen, sondern dir selbst".

Nach Äsop.

* Siehe die vier andern Teile.

Ungedruckte Sprüche Goethes.

Es betrügt sich kein Mensch, der in seiner Jugend noch soviel erwartet. Aber wie er damals die Ahndung[1] in seinem Herzen empfand, so muß er auch die Erfüllung in seinem Herzen suchen, nicht außer sich.

*

Das ganze Leben besteht aus Wollen und Nicht-Vollbringen, Vollbringen und Nicht-Wollen.

*

Dem Klugen kommt das Leben leicht vor, wenn dem Toren schwer, und oft dem Klugen schwer, dem Toren leicht.

*

Der liebt nicht, der die Fehler des Geliebten nicht für Tugenden hält.

*

Der Scharfsinn verläßt geistreiche Männer am wenigsten, wenn sie unrecht haben.

*

Der Tag gehört dem Irrtum und dem Fehler, die Zeitreihe dem Erfolg und dem Gelingen.

*

Der Wolf im Schafpelze ist weniger gefährlich als das Schaf in irgend einem Pelze, wo man es für mehr als einen Schöps[2] nimmt.

*

Die Deutschen der neueren Zeit haben nichts anderes für Denk- und Preßfreiheit gehalten, als daß sie sich einander öffentlich mißachten dürfen.

*

Es gibt keine Lage, die man nicht veredeln könnte durch Leisten oder Dulden.

*

Es ist besser, es geschehe dir unrecht, als die Welt sei ohne Gesetz. Deshalb füge sich jeder dem Gesetze.

*

Herrschen lernt sich leicht, regieren schwer.

*

In jeder großen Trennung liegt ein Keim von Wahnsinn; man muß sich hüten, ihn nachdenklich auszubrüten und zu pflegen.

1. pressentiment.

2. mouton (ici : sot).

Friedrichs II. Leutseligkeit.

Eines Tages begegnete der König zu Sanssouci einem holländischen Kaufmann, der aus der Entfernung das Schloß betrachtete. Er fragte ihn, ob er etwa Lust habe, dasselbe zu besehen. Der Kaufmann, welcher den König nicht kannte, antwortete, er wisse nicht, ob dies erlaubt sei, zumal da der König sich im Schlosse befinden solle. « Ei, » versetzte der König, « ich will Sie schon führen, folgen Sie nur ! » Er zeigte dem Kaufmann das Merkwürdigste des Gartens und des Schlosses und fragte ihn auch bei verschiedenen Gelegenheiten um seine Meinung. Als man mit dem Umgang zu Ende war, zog der Kaufmann seine Börse hervor, um dem artigen Führer ein Trinkgeld zu geben. « Behüte, » sagte dieser, « wir dürfen hier nichts nehmen. Wenn es der König erführe, so hätten wir Verdruß[1]. » Der Kaufmann dankte also vielmals und verabschiedete sich. Gleich darauf begegnete er dem Gärtner des Königs, und dieser fragte ihn, was er im Garten wolle ; der König sei ja anwesend. Der Holländer erzählte, was ihm begegnet war, und rühmte die Höflichkeit des alten Herrn, der ihm Sanssouci gezeigt hätte. « Und wissen Sie denn, wer der Alte gewesen ist, der Sie herumgeführt hat ? » fragte der Gärtner. « Es war der König selbst. » Man kann sich denken, in welches Erstaunen der Holländer geriet.

Franz Otto.

1. *des ennuis.*

Das Leben im Meere.

Man kann die mannigfachen Ufer des Meeres mit den Rändern vielgestaltiger Becken vergleichen. Wer aber glauben wollte, das Meer in seiner Tiefe sei so glatt und flach wie der Boden eines Gefäßes, der würde sehr irren. Auch das Meer hat seine Hügel und Berge, Schluchten und Täler, Terrassen und Hochebenen. Auf dem Meeresboden, in den Gebirgen und Tälern geht es auch keineswegs so ruhig her wie in dem Wasser einer Schüssel. Da ist ein Streiten und Kämpfen, ein Kommen und Gehen, ein Arbeiten und Schaffen, gerade wie auf dem Festlande: nur stiller geht es da unten in den Meeresgründen zu als bei uns oben auf der Erde. Das Raubtier, welches hinter der Felsenklippe hervorschießt, erhascht und verzehrt seine Beute ohne Geräusch. Der Delphin[1] folgt still den Furchen des auf dem breiten Wasserrücken des Ozeans dahinschwimmenden Schiffes. Der gefräßige Hai[2] verfolgt still tagelang ein Fahrzeug und wartet, ob ihm nicht aus demselben heraus etwas zukomme. Sorglos treiben sich Scharen kleiner Fische im sonnenerhellten Element umher, ihres Daseins sich freuend. Drunten auf dem Meeresgrunde arbeiten Milliarden von Kreidetierchen; sie wollen einen Bau aufführen, der einst über das Wasser reichen und den tobenden Wogen der Oberfläche Trotz bieten[3] soll. Die Korallentierchen sind geschäftig, wunderbares Flechtwerk zu bereiten, mit dem sich der Mensch droben schmücken will. Ganze Heere von Polypen klammern sich an dem Meergestein fest und treiben da ihr wunderliches Wesen. Der Seekrebs[4] drückt sich in die enge Felsenspalte, um dem vorübereilenden Raubtiere nicht zum Opfer zu fallen. Molche und Salamander kriechen langsam aus der Tiefe hervor. Der Flugfisch schnellt sich über das Wasser; und wenn der Walfisch[5], dieser Riese des Meeres, kommt, dann entsteht ein Rennen und Laufen. Alles fürchtet dieses gewaltige Ungeheuer, obschon es gar nicht so gefährlich ist, wie es aussieht.

Das Meer hat auch sein Gras und seine Blumen, seine Sträucher und Bäume, seine Schlingpflanzen[6]

1. dauphin. — 2. requin. — 3. résister. 4. homard. — 5. baleine. — 6. plantes grimpantes.

und Urwälder, wie das Festland. Natürlich sind die Blätter der Bäume nicht so schön grün wie die auf unsern Feldern, und die Blumen des Meeres entfalten eine andere Pracht als die unserer Gärten. Der gelbe Tang[7], der auf der Oberfläche unendliche Wiesen bildet, schlingt sich in der Tiefe um zinnoberrote[8] Korallen; die olivengrünen Röhrenalgen[9] lassen ihre langen Fäden, von glänzenden Medusen bewegt, tief herniederhangen. Braune Wurzelmoose bedecken den Boden wie mit einem feingewirkten Teppich, auf dem der Meerlattich[10] seine gekräuselten Blätter zur Nahrung für Schnecken und Schildkröten ausbreitet; Wasserlilien und Meerrosen leuchten in zartem Farbenspiele hervor; Meerlilien erheben sich in großen Büscheln und lassen ihre mehrere Fuß langen, breiten Blätter in dem Wasser hin und her wogen. Das Meer hat auch seine Palmenwälder. Da erheben sich aus der Tiefe dünne Stengel bis zu einer Höhe von 20 Meter. Oben an dem Stengel befindet sich ein Büschel, der 15 Meter lange Blätter enthält. In diesen Wäldern tummeln sich unaufhörlich ganze Scharen kleinerer und größerer Tiere. Neben dem zackigen Seestern rudert der unförmliche Pottfisch[11]; über den gierigen Hai hinweg schießt der flinke Pilot. Auf der Meerwiese weiden Meerkühe und Walrosse; noch tiefer drunten in den finstern Schluchten bewegt sich allerlei seltsames Getier.

Wie weit und breit das Meer sei, der Mensch muß hinüber; wie tief und gefahrvoll es sei, er greift und steigt hinein. Die losgerissenen Tangwälder der Oberfläche werden nach Hause gefahren, damit Soda und Jod aus der Asche bereitet werden; der Korallenfischer steigt in die unheimliche Tiefe, um die wertvolle Koralle heraufzuholen. Der Grönländer nährt sich während seines langen Winters mit seinen Rinder- und Schafherden von dem Mehl- und Zuckertang, und der Bewohner der Normandie führt die an seine heimatlichen Ufer angeschwemmten Meerespflanzen zur Düngung auf seinen Acker.

Wer vermöchte die Wunder der Meerestiefe alle aufzuzählen!

Hartwig.

7. varech. — 8. rouges comme le vermillon. — 9. characées. — 10. laitue marine. — 11. grand cachalot.

Kindesdank.

Ein Fürst traf auf einem Spazierritt einen fleißigen und frohen Landmann beim Ackergeschäft an und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Nach einigen Fragen erfuhr er, daß der Acker nicht des Landmanns Eigentum sei, sondern daß er als Tagelöhner täglich um fünfzehn Kreuzer arbeite. Der Fürst konnte es in der Geschwindigkeit nicht ausrechnen, wie es möglich sei, täglich mit fünfzehn Kreuzern auszureichen[1] und noch so frohen Mutes dabei zu sein, und verwunderte sich darüber. Aber der brave Mann im Zwillichrock[2] erwiderte ihm: „Es würde übel aussehen, wenn ich so viel brauchte. Mir muß ein Drittel davon genügen. Mit einem Drittel zahle ich meine Schulden ab, und das übrige Drittel lege ich zurück.“ Das war dem guten Fürsten ein neues Rätsel. Aber der fröhliche Landmann fuhr fort: „Ich teile meinen Verdienst mit meinen Eltern, die nicht mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die es erst lernen müssen. Jenen vergelte ich die Liebe, die sie mir in meiner Kindheit erwiesen haben, und von diesen hoffe ich, daß sie mich einst in meinem müden Alter auch nicht verlassen werden.“

War das nicht schön und edel gedacht und gehandelt? Der Fürst belohnte die Rechtschaffenheit des wackern Mannes und sorgte für seine Söhne.

Nach Johann Peter Hebel.

1. se tirer d'affaire, se suffire. — 2. habit de coutil.

Les Cinq Langues

N° 18. 20 Juin 1907. 7e Année.

DEUTSCHER TEIL

Vermischte Nachrichten.

Blumen von Ibsens Grab.

Die Witwe Henrik Ibsens hat Lugné-Poé, den auch in Berlin bekannten Direktor des Théâtre-L'Œuvre in Paris, benachrichtigt, daß sie ihm in allernächster Zeit zwei Körbe senden werde, in denen die ersten Blumen von dem Grab des großen nordischen Dichters enthalten sein werden. Diese Blumen sollen Eleonora Duse und Suzanne Desprès überreicht werden als ein Zeichen der Anerkennung für die Interpretation Ibsenscher Frauengestalten.

*
* *

Gerhart Hauptmann in Konstantinopel.

Gerhart Hauptmann weilte vor kurzem in Konstantinopel. Einem Korrespondenten des „Berliner Tageblatts" erzählte er welch tiefen Eindruck die Kunstwerke des alten Hellas auf ihn gemacht hätten und wie erfüllt er von der sonnigen Farbenpracht des Landes sei. Aber die Menschen des neuen Griechenlands hätten ihn nicht weniger interessiert als die Kunstschätze des Altertums.

Auf die Frage des Korrespondenten, warum er nicht, wie ursprünglich beabsichtigt [1], länger in Konstantinopel bleiben wolle, erwiderte Hauptmann, daß er befürchte, seine in Griechenland gewonnenen Eindrücke durch die Bilder Konstantinopels zu verwischen [2]. Schon die wenigen Tage seines Aufenthaltes hätten ihn gelehrt, welche Fundgrube [3] an künstlerischen Genüssen Konstantinopel jedem Sehenden sein müsse; Menschentypen und Volkstreiben, Bilder von intimstem Reiz und wunderbare Fernsichten, kurz, künstlerische Eindrücke in

Gerhart Hauptmann.

Hülle und Fülle [4], und über allem das blendende Licht der südlichen Sonne! Besonders der Anblick Konstantinopels bei der Einfahrt vom Marmarameer sei wohl das Schönste, was der Mensch sehen könne. Und um all dies genießen zu können, unbeschadet von früheren Eindrücken, hege er den Wunsch im nächsten Jahre nach Konstantinopel zurückzukehren.

Eine niedliche Geschichte erzählte Hauptmann noch vom Besuch der Hagia Sophia [5]. Als er vor der Sophienmoschee mit seinem Führer stand, kam

1. projeté. — 2. effacer. — 3. mine.

4. en abondance. — 5. Sainte-Sophie.

ein anderer Herr mit seinem Führer dazu. Beide Führer kannten sich und stellten fest, daß der eine Deutschlands bekanntesten Dichter und der andere einen der besten Frankreichs führte: Anatole France. Allem Anschein nach, kannten sich Gerhart Hauptmann und Anatole France noch nicht und machten erst hier auf klassischem Boden Bekanntschaft.

Die Landschaft der Lüneburger Heide.

Von Dr. Richard Linde.

II

Zu dem gewöhnlichen braunen Farbenton fügt die Natur selber als schönsten Kontrast die weiße Birke [1] mit hellgrünen, zarten Blättern. Sie umrandet den Heidweg. Goldig hangen die Blätter herab, links und rechts dunkler Kiefernwald, vorn ein roter Heidhügel. Das ist ein immer wiederkehrendes Bild, das es einzig nur hier gibt. Oder auf der braunen, weiten Fläche sind junge Birken aufgewuchert. In den vergilbten [2] Blättern fängt sich die untergehende Spätherbstsonne, und wie leuchtende Kerzen schimmern sie über dem Bronzegrunde. Neben die leuchtende Birke tritt an moorigen Stellen das Wollgras [3] mit den nickenden silberschimmernden Büscheln, der gelbgraue Sandweg, die weiße Düne, über der die Sonne brütet, die roten Goldentrauben [4] der Eberesche [5], die den Boden fast purpurn färbende Kronsbeere [6], die saftgrüne Wiese, das leuchtende Gelb des Ginsters, der ganze Hügel überzieht und sie im Frühling scheckig [7] sprenkelt wie ein Pardelfell [8]. Ein ganz besonderes Bild gibt das weißblühende Buchweizenfeld [9]. Glockenblumen, knospende Heide und roter Thymian umsäumen es. Zwischen den rötlichen Stengeln schießen blaue Kornblumen und gelber Raps [10] hervor, und weißer blendender Mittagszauber flirrt [11] über diesem buntesten Farbenteppich der Heide. Größere Wasserbecken und Seen, worin sich der blaue Himmel spiegeln möchte, fehlen in dem Decksandgebiete. Dieser lieblichste Reiz ostelbischer Moränenlandschaft ist hier nicht vertreten [12]. Die zahllosen stillen Mühlenteiche, von alten Eichen, Ulmen und wilden Rosen umwachsen, oder gar die neu angelegten Fischteiche der Heide vermögen ihn nur wenig zu ersetzen. Den Höhepunkt der landschaftlichen Schönheit bildet erst die Zeit der Heideblüte. Nicht wie sonst wohl im Frühling, sondern im Herbst entfaltet die Natur ihre höchste Schönheit. Dann erst sind die Tage ihrer Herrlichkeit gekommen. Dem traumhaften Reiz der blühenden, duftenden, stundenweiten Flächen läßt sich an eigentümlichstem malerischen und dichterischen Zauber nichts an die Seite stellen. Es ist das am meisten besondere Landschaftsbild, das die deutsche Natur überhaupt kennt.

Die Buntheit der Farben wird noch gesteigert durch die diesen Gebieten eigene Luftfeuchtigkeit. Sie ist ohnehin [13] im nordwestlichen Deutschland groß. Aber hier in der Heide bietet das sperrige [14], kleinblätterige Kraut die denkbar größte Verdunstungsfläche dar, und so steigt nach Regenschauern [15] feuchter Dunst in Massen empor, ja, an trübschwelenden [16] Novemberabenden kann man es von den dunkeln Kuppen rings dampfen sehen wie von Rauchaltären. Bei wieder durchbrechender Sonne ist dann Baum und Strauch, gegen das Licht gesehen, wie von einem feinen, silberigen Schleier umzogen, wenn auch nicht so intensiv wie

1. *bouleau.* — 2. gelb gewordenen. — 3. *lin sauvage, lin des marais.* — 4. *corymbes.* — 5. *sorbier sauvage.* — 6. *airelle.* — 7. mit bunten Flecken. — 8. Pantherfell. — 9. *champ de sarrasin.*

10. *colza.* — 11. flirren = einen zitternden Schein von sich werfen. — 12. *représenté.* — 13. übrigens. — 14. *écarté.* — 15. *ondées.* — 16. schwelen (hier): dampfen.

über der noch feuchteren Marsch, den Moorgebieten oder gar in Holland und Südengland. Mit dem Licht gesehen sind alle Farben tiefer, satter, dunkler. Die feinen Wasserbläschen der Atmosphäre spiegeln das Licht wider, daß man nicht eine wirkliche Landschaft, sondern nur das feuchtverklärte [17] Spiegelbild einer solchen zu sehen glaubt. Daher auch diese oft geradezu überraschende Farbenglut, wenn man vom Wilseder Berge gegen Abend in die noch feuchtere Elbniederung Hamburgs nach Norden sieht, diese tiefvioletten Farbentöne und die purpurroten Sonnenwolken darüber. Wieder anders wirkt die Beleuchtung an sonnigen Tagen bei schwacher östlicher Luftbewegung, wie sie der Spätsommer so oft zu bringen pflegt. Es ist wie ein eigentümliches Flimmern und Glänzen in der Luft, das Nähe und Ferne umzieht und den Farben eine unsagbare Feinheit und Zartheit verleiht. Man könnte fast meinen, daß Duftteilchen ätherischen Öles, die über dem aromatischen Kraut schwimmen, oder allerfeinste Quarzteile des sandigen Bodens, in die Luft empor gestiegen, das Sonnenlicht flimmernd brächen. Dieser Flimmerglanz ist der Heide eigentümlich. Auf der kurzen Fahrt von Lüneburg nach Winsen in der Elbmarsch kann man oft den Lichtgegensatz zwischen der Sand- und Marschlandschaft beobachten. Am Spätnachmittag sind die Farben am leuchtendsten. Noch steht dem Verfasser deutlich eine Wanderung südlich von Wulfsode vor Augen, als er vor Jahren den Spuren eines alten Heerweges nachging. Da war es, als wenn der Erdboden das eingesogene [18] Licht wieder ausstrahlen wollte, die Heide leuchtete wie von innerem Feuer, das aus der glühenden Erde zu kommen schien, während die Birken, wie in Gold getaucht, ihr langes Haargezweig niederrieseln ließen, das sich funkelnd von dem dunkleren Bronzeton des Bodens abhob. Nur auf den Kalkhöhen des dalmatinischen Gebirges oder in Sizilien erinnert er sich eine ähnliche Farbenglut wieder gesehen zu haben.

Die besondere Baum- und Strauchvegetation der Heide gibt ihr einen neuen Reiz. Noch ganz unbekannt sind ihre herrlichen Bauernwälder. In ihnen, nicht in den regelmäßig durchforsteten [19] fiskalischen Wäldern, verbirgt sich die unberührte niederdeutsche Waldschönheit. Das Gewirr erhabener Eichen, beschildeter [20] Kiefernstämme, weißer, heller Fichten und hangender Birken, die sich im Waldbach spiegeln, das erstorbene Zweiggeflecht wildwuchernder Kiefern, die Farnkrautwildnis auf den lichteren Stellen, die kaum ein Wanderer betrat, der Weidenröschenteppich [21], der duftende Gagel [22] sind von entzückender Schönheit. Oft ist der Boden weithin mit einzelnen Birken und Kiefern bedeckt. Dann zeigt sich jene der Heide eigentümliche Parklandschaft. Besonders häufig findet sich im Unterholz die Stechpalme mit ihren starren, wie aus grünlackiertem Blech gearbeiteten Blättern, aber den eigentlichen Landschaftscharakter vermag sie nicht zu beeinflussen. Dagegen ist von höchster malerischer Kraft der Baum, der für die Heide besonders charakteristisch ist und hier seine schönste Entwicklung erreicht: der Wacholder. Oft ist der ganze Boden damit besät, ein riesiger, verwilderter Friedhof. Oder die Wacholder begleiten den Birkenweg zu beiden Seiten. Es ist wie im Süden auf einer « heiligen Straße », links und rechts die Gräbermale, die fromme Natur mit Trauerzypressen umhüllt. So am Ostrand des Lüß oder Breitehees. Oder er spiegelt sich im Waldweiher, hebt sich groß, gespenstisch, im Dämmerlicht wie ein spähender Wanderer, oder klimmt vorwärtsge-

17. *transfigurée par l'humidité.* — 18. *absorbée.*

19. *éclaircies.* — 20. *écussonnés.* — 21. Weidenröschen = *épilobe.* — 22. *romarin.*

beugt einen Hügel hinan. Oder sie gleichen, in Scharen vereint, stillen Wallfahrern[23], die einer Heidekapelle zueilen. Oft sind sie von den genäschigen[24] Schnucken geschoren, so sonderbar, wie Bäume eines französischen Gartens, oft gleichen sie einem flachen, liegenden Schilde, oft bilden sie eine Halbkugel, aus deren Mitte, den Schnucken unerreichbar, ein Stamm emporschießt — wie eine Glocke mit Handgriff — dann wieder sind sie unten kahl geschoren und oben von dort, wohin der Zahn der Schnucken nicht mehr reicht, breit ausladend, einem riesigen, grünen Champagnerpfropfen nicht unähnlich. Oder sie sind zu einer Gruppe vereinigt, deren Stämme einen fast mathematisch genauen Kreis bilden, oder einen Halbkreis, oder eine ganze Wand von 10-15 m Länge, unten von den Schafen geschoren, oder sie bilden einen ganzen Niederwald, den die Schnucken drängend durchziehen. Wirkungsvoller ist der Wacholder als Solitaire in der Parklandschaft der Heide, mit entrindetem, grauem Stamm, zerzaust, struppig, sperrig, einer uralten Olive des Südens nicht ungleich. Noch seltsamer ist der Anblick, wenn Hirtenknaben, wie es bisweilen geschieht, aus Frevel einen solchen Wacholder anzündeten, sich der schnell wie Feuerwerk aufsprühenden Feuersäule zu freuen. Dann sieht man das kahle Gerippe, vom Regen weiß gewaschen, noch Jahre hindurch über die dunkle Heide sich erheben, ein seltsames Baumgespenst. In anderer Art wieder merkwürdig sind die vielen Wacholderbäume in den neu aufgeforsteten Kiefernflächen. Von den schnellwüchsigen Waldbäumen bald überragt, führen sie, vergebens nach Licht und Luft ringend, ein Dämmerleben oder erinnern, schon erstorben, an die Zeit, wo sie allein auf weiter Steppe herrschten.

23. *pèlerins.* 24. naschhaften. — 25. *tondus.*

Goethe als Kaufmann.

I

Die Leipziger Verlagsbuchhandlung [1] von F. A. Brockhaus hat im Jahre 1905 ihr hundertjähriges Bestehen [2] gefeiert. Zu diesem Jubiläum ist eine Festschrift erschienen, die sich nicht nur als wertvoller Beitrag zur Geschichte des deutschen Buchhandels erweist, sondern die auch eine Fülle interessanter und bedeutsamer Mitteilungen über deutsches Wirtschafts- und Geistesleben bringt. Den Inhalt der Festschrift, die einen 440 Seiten starken Band füllt, bildet eine von Heinrich Eduard Brockhaus verfaßte Geschichte der Firma F. A. Brockhaus von ihrem Begründungsjahr 1805 bis zum Jubiläum 1905. Aber mit dieser Geschichte der Leipziger Buchhandlung und Verlagsanstalt sind so zahlreiche Personen und Vorgänge von allgemein wichtigem Charakter verknüpft, daß ein sehr breiter Leserkreis dieser Festschrift Interesse entgegenbringen wird.

Einer der wertvollsten Abschnitte des Buches schildert die Verhandlungen, die die Firma Brockhaus im Jahre 1825 mit Goethe über eine neue Ausgabe seiner Werke geführt hat. In diesem Abschnitt, der den Dichter in charakteristischer Form als sorgfältigen Kaufmann zeigt und manche neue Mitteilung der Öffentlichkeit übergibt, heißt es: Trotz der regen Verlagstätigkeit der Firma während ihrer Administration in den Jahren 1823 bis 1829 hatte sie schon kurz nach dem Tode ihres Begründers, im Mai 1823, den kühnen Entschluß gefaßt, sich um den Verlag von Goethes Werken zu bewerben [3]. Im Frühjahr 1825 war bekannt geworden, daß Goethe bei der deutschen Bundesversammlung ein Privilegium für eine neue Ausgabe seiner Werke zu erlangen suche, nachdem sein 1816 mit der Cotta'schen Buchhandlung auf sieben Jahre

1. librairie. — 2. existence. — 3. de demander la publication.

abgeschlossener Kontrakt abgelaufen war. Diese Nachricht erregte natürlich großes Aufsehen in der deutschen Verlegerwelt[4]. Als begeisterter Verehrer Goethes hegte Heinrich Brockhaus den lebhaften Wunsch, dessen Verleger zu werden, und bestimmte seinen Bruder Friedrich, mit ihm sofort nach Weimar zu reisen, um darüber mündlich zu verhandeln. Sie verließen Leipzig am 3. Mai abends, trafen am 4. Mai früh in Weimar ein, schrieben sofort an Goethe und wurden schon für denselben Vormittag zu ihm bestellt. Der damals 76 jährige Dichter machte auf den 21 jährigen Verleger den mächtigsten Eindruck, den dieser nie vergessen hat. Goethe war sehr freundlich und liebenswürdig gegen die beiden Brüder, erkundigte sich nach ihrem verstorbenen Vater, der auch mehrmals persönlich mit ihm verkehrt hatte, sowie nach ihrem Geschäft und lobte mehrmals das „Literarische Konversationsblatt"; auch das „Konversationslexikon" benutzte er oft und hatte es auf seinem Arbeitstische stehen. Er schien sehr geneigt zu weiteren Unterhandlungen, teilte den Brüdern mit, daß die neue Ausgabe[5] 40 Bändchen enthalten solle, und er noch mit keinem anderen Verleger abgeschlossen habe[6], und forderte sie auf, ihm schriftlich weitere Mitteilungen zu machen. Die beiden Brüder reisten noch denselben Abend nach Leipzig zurück, berieten sich mit dem dritten Administrator Bochmann und den Vormündern[7] ihrer Geschwister, zogen es aber vor, statt zu schreiben, am 13. Mai abends nochmals nach Weimar zu fahren, um auch die weiteren Verhandlungen lieber mündlich zu führen. Goethe empfing sie am 14. Mai wieder sehr freundlich und schien ganz bereit, mit ihnen abzuschließen, wie er selbst aussprach, teilte ihnen noch mehrere Einzelheiten mit und bat sie, das Weitere mit seinem Sohne, Geheimen Kammerrat August v. Goethe (damals 36 Jahre alt), zu verhandeln. Dieser traf am folgenden Tage aus Jena ein, und nach einer längeren Unterredung wurde eine Punktation[8] vereinbart, nach welcher die Buchhandlung Brockhaus das Recht erhalten sollte, die neue Ausgabe der Werke Goethes in 40 Bändchen gegen ein Honorar von 50 000 Taler zwölf Jahre lang zu verlegen. Goethes Sohn erbat sich vierzehn Tage Frist für die Entscheidung seines Vaters. Da bis zum 6. Juni keine Antwort erfolgte, wurde eine solche schriftlich erbeten, doch sei man auch bereit, nochmals nach Weimar zu kommen. Darauf antwortete August v. Goethe am 10. Juni: zum Beweise, daß er ihrer bisher gedacht habe, schicke er hierbei vertraulichst eine Inhaltsangabe der beabsichtigten Ausgabe, sei aber nicht imstande, etwas Näheres in Absicht auf den Entschluß zu melden, da sein Vater noch immer jenen Vorschlag im Sinne habe, den er ihnen gleich anfangs mitgeteilt habe, nämlich auf eine Quote[9] an den abzusetzenden Exemplaren zu kontrahieren; freilich stehe dieser Art von Behandlung manches entgegen, es lasse sich aber auch vieles dafür sagen, da das Honorar des Autors dadurch auf eine ebenso ansehnliche wie billige Weise gesteigert werde; dies mit Offenheit vermeldend, versichere er zugleich, daß sie ihm alles Vertrauen eingeflößt, und er wohl wünschte, mit ihnen in nähere Verbindung zu treten. In ihrer Antwort vom 20. Juni verhehlte[10] die Firma nicht ihre Verwunderung darüber, daß die früher nur einmal hingeworfene Idee, das Honorar durch eine Quote am Erlös zu beziehen, bei den letzten mündlichen Verhandlungen garnicht zur Sprache gebracht worden sei, und setzte ausführlich auseinander, daß eine solche Modalität nicht im Interesse des Verfassers liege, erklärte sich aber bereit, auch darauf eingehen zu wollen, und bot 2 Taler für jedes abgesetzte Exemplar der Werke, von denen sie sehr wohlfeile Ausgaben zu veranstalten gedächte;

4. monde des éditeurs. — 5. édition. — 6. traité. — 7. tuteurs.

8. projet de traité. — 9. participation. — 10. cacha.

jedenfalls bitte sie nunmehr um baldige endgültige [11] Entscheidung und Mitteilung von Geboten [12], die etwa von anderen Seiten getan worden wären, wie ihr durch Mund und Hand mit dem Versprechen zugesichert worden sei, daß sie bei gleichen Bedingungen das Vorrecht haben solle. Am 9. Juli antwortete August v. Goethe: sein Vater habe in den letzten Wochen neue und bedeutende Anträge [12] erhalten, wodurch er zu dem Entschluß veranlaßt worden sei, eine Pause in sämtlichen Verhandlungen eintreten zu lassen, um mit ruhiger Überlegung sein eigenes Beste und noch mehr das seiner Familie überdenken zu können. Nach zwei kurzen Anfragen der Firma schrieb er am 18. September: er vermelde schuldigst, obgleich mit einigem Zaudern [13], daß sein Vater nach vielfachen Verhandlungen den Kontrakt über die neue Ausgabe seiner Werke mit der Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart abgeschlossen habe; wenn hierbei auch in Betracht gekommen sei, daß derselben, den früheren Verbindungen gemäß, das Recht zustand, sich den übrigen Anerbietungen gleichzustellen, so habe es doch kaum hier von einigem Einfluß sein können, da Herr v. Cotta ein so entschiedenes Übergebot sowohl für die Gegenwart als für die Zukunft getan habe, daß es unrecht, ja vergebens gewesen wäre, anderweite Unterhandlungen anzuknüpfen oder zu erneuern. Er schloß: „Daß wir den Ernst, womit Sie das Geschäft begünstigt, aller Ehren und alles Dankes wert halten, sind Sie überzeugt, und wir werden Ihnen doppelt verpflichtet sein, wenn Sie fortfahren, sich für das Geschäft zu interessieren, und zu der anzukündigenden Subskription kräftig beitragen, indem der Familie, sowohl für jetzt als für die Zukunft, ein ansehnlicher Teil des zu hoffenden Gewinnes zugesagt ist."

(Fortsetzung folgt.)

11. définitive. — 12. offres. — 13. hésitation.

Die Hausgenossen.

I

Es war einmal eine Wurst, eine Maus und eine große Erbse, die wohnten zusammen in einem Hause. Nun waren alle drei von verschiedener Art; denn die Wurst war immer ernsthaft und traurig gestimmt, die Erbse lachte fortwährend [1], und die Maus war etwas dummdreist [2] und voreilig [3]; aber im ganzen [4] vertrugen sie sich doch recht gut zusammen. In der Woche bekümmerten sie sich wenig umeinander; denn da ging jedes seinen Geschäften nach. Kam aber der Sonntag heran, so machten sie gemeinschaftliche Küche. Sie hatten sich dabei untereinander verabredet [5], daß, wenn zwei von ihnen an diesem Tage vormittags auf Visiten ausgingen, das dritte jedesmal zu Hause bleiben sollte, um den Sonntagskohl zu kochen, und so hielten sie es denn auch längere Zeit genau nach der bestimmten Ordnung.

Nun traf sich [6] immer, daß der Kohl an den Sonntagen, wo die Wurst ihn gekocht hatte, den beiden anderen köstlich schmeckte, absonderlich [7] aber der Maus. Wie sie daher eines Tages wieder einmal am Essen waren, da konnte die Maus sich nicht länger halten und sprach: „Nun sag' einmal, liebes Würstchen, wie machst du das eigentlich, daß der Kohl immer so schön schmeckt, wenn du ihn kochst?"

„I, das will ich dir schon sagen, liebe Maus," antwortete das Würstchen, „das ist gar keine große Hexerei [8]. Sieh mal, ich mach' es so: wenn er recht im vollen Kochen ist, dann lauf' ich selber ein paarmal durch den Kohl durch, und davon schmeckt er denn so schön." — Die Maus dachte: „Gut, das will ich mir merken."

Nun war gerade am nächsten Sonntag die Reihe an ihr, den Kohl

1. immer. — 2. sottement effrontée. — 3. étourdie. — 4. en somme. — 5. s'étaient entendus. — 6. il arrivait. — 7. besonders. — 8. sorcellerie.

zu kochen, und da wollte sie es denn auch genau ebenso machen, wie sie es von der Wurst gelernt hatte. Aber, ach du liebe Zeit![9] beim ersten Durchlaufen durch den heißen Kohl verbrühte sie sich[10], ertrank und verkochte darin.

Wie nun die Wurst und die Erbse nach Hause kommen und sich zu Tische setzen wollen, da kocht der Kohl im Topfe, daß es nur so brummt, aber wer nicht da ist, das ist unsere Maus. Da suchen und suchen die beiden anderen denn im ganzen Hause herum, aber alles vergebens.

„Wenn der Maus nur kein Unglück passiert ist," sagte die Wurst und wurde ganz traurig. Aber die leichtsinnige graue Erbse lachte wie immer und sagte: „Ach, hol' sie der Kuckuck[11]! Mich hungert, gib den Topf her!" — Wie sie nun den Kohl auf die Schüssel gegossen haben, was finden sie da? Da lagen die feinen Knöchelchen und der lange graue Schwanz von der armen Maus auf dem Grunde des Topfes, aber alles übrige an ihr war verkocht.

Wie das die graue Erbse sah, merkte sie gleich, wie die Sache sich zugetragen hatte, und mußte dabei so schrecklich über die Dummheit der Maus lachen, daß ihr davon mit einem Male der ganze Rücken aufplatzte[12]. Da mußte sie flink[13] zum Schuster hinlaufen und sich einen Flick[14] aufnähen lassen, und seit der Zeit haben auch alle grauen Erbsen hinten einen schwarzen Flick. Die arme Wurst aber war ganz untröstlich, setzte sich auf die Türschwelle und weinte und schluchzte[15], daß es zum Erbarmen war.

II

Wie nun so die Wurst im besten Weinen und Lamentieren ist, kommt gerade ein Hund dahergelaufen.

„Wurst," fragte der Hund, „was weinst du?"

„Na, soll ich denn nicht weinen? Maus ist im Kohltopf versoffen."

9. malheur! — 10. s'échauda. — 11. der Kuckuck = der Teufel. — 12. se fendit. — 13. schnell. — 14. couture. — 15. sanglota.

„Ach, das ist ja fürchterlich! Na, dann will ich auch auf der Stelle heulen."

„Hund, Hund!" rief der Zaun[16], der dicht daneben stand, „was heulst du denn so?"

„Na, soll ich denn nicht heulen? Maus ist im Kohltopf versoffen, Würstchen sitzt auf der Schwelle und weint, soll ich denn da nicht heulen?

„Ach, das ist ja fürchterlich! Na, dann will ich auch gleich umfallen!"

„Zaun, Zaun!" rief der Baum, gegen den der Zaun umfiel, „bist du betrunken? Was fällst du denn um?"

„Na, soll ich denn nicht umfallen? Maus ist im Kohltopf versoffen, Würstchen sitzt auf der Schwelle und weint, der Hund heult, soll ich denn nicht umfallen?"

„Ach, das ist ja fürchterlich! Na, dann will ich auch gleich mein Laub fallen lassen!"

„Baum! Baum!" rief der Brunnen, in den das Laub hineinfiel, warum läßt du dein Laub fallen?"

„Na, soll ich denn nicht? Maus ist im Kohltopf versoffen, Würstchen sitzt auf der Schwelle und weint, der Hund der heult, der Zaun fällt um; soll ich denn nicht mein Laub fallen lassen?"

„Ach, das ist ja fürchterlich! Dann will ich auch gleich all mein Wasser ausspeien!"

Da kommt die Magd und will Wasser schöpfen: „Aber Brunnen! Warum speist du denn all dein Wasser aus?"

„Na, soll ich nicht? Maus ist im Kohltopf versoffen, Würstchen sitzt auf der Schwelle und weint, der Hund der heult, der Zaun fällt um, der Baum läßt sein Laub fallen; soll ich denn nicht mein Wasser ausspeien?"

„Ach, dann will ich gleich meine Eimer[17] entzweischlagen."

Kommt der Herr angefahren: „Magd, bist du unsinnig[18]? Schlägst deine Eimer entzwei?"

„Na, soll ich nicht? Maus ist im Kohltopf versoffen, Würstchen sitzt auf der Schwelle und weint, der Hund der heult, der Zaun fällt um,

16. clôture. — 17. seaux. — 18. folle.

der Baum läßt sein Laub fallen, der Brunnen speit sein Wasser aus; soll ich denn nicht meine Eimer entzweischlagen?"

„Ach, dann will ich auch gleich meinen Knecht prügeln[19]!"

„Herr, Herr!" schreit der Knecht, „was prügelt Ihr mich denn?"

„Na, soll ich nicht? Maus ist im Kohltopf verfossen, Würstchen sitzt auf der Schwelle und weint, der Hund der heult, der Zaun fällt um, der Baum läßt sein Laub fallen, der Brunnen speit sein Wasser aus; die Magd schlägt ihre Eimer entzwei; soll ich denn nicht meinen Knecht prügeln?"

„Na, dann will ich auch in die weite Welt laufen, bis ich umfall'!" sagt der Knecht, und nun läuft er und läuft immerzu, und läuft noch jetzt, wenn er nicht schon umgefallen ist.

Reinick.

19. rosser.

An die Jungfrau*.

O Jungfrau, wenn ein Mann, der deine steilsten Wände
Erklettert hätte, nun auf deinem Gipfel stände:
Wohl schlüge stolz sein Herz, wohl zitterte sein Geist,
Wenn er vom ew'gen Schnee sich trunken nun erhübe,
Wenn mächt'ge Kreise nun im Äther er beschriebe,
Dem jungen Adler gleich, der langsam ihn umkreist.

Jungfrau, ich weiß ein Herz, gleich dir zum Himmel ragend,
Gleich dir ein fleckenlos und schimmernd Festkleid tragend,
Dem Ew'gen näher noch, als du dem Himmel; kühn
Und rein! — Drum staune nicht, erhabenste der Höhen,
Daß da zum ersten Mal ich seine Firn gesehen,
Für einen Sterblichen der Ort zu hoch mir schien.

Alfred de MUSSET.
(Übersetzt von Freiligrath.)

* Siehe die vier andern Teile.

Auber über Wagner.

Man diskutierte eines Tages vor dem greisen Meister Auber den Wert des „Tannhäuser". Die einen lobten das Werk über alle Maßen, die anderen kritisierten es unbarmherzig. Da sagte Auber, der sehr ernst zugehört hatte: „Herr Wagner ist ein talentvoller Musiker, und seine Partitur enthält schöne Stellen; aber sie gleicht einem Buche, das von der Vorrede bis zum Schlußwort ohne Punkte und Kommas geschrieben ist. Man weiß nicht, wo man Atem schöpfen soll. Bei aller Bewunderung erstickt der Zuhörer."

Zu anderer Zeit fragte man Auber über seine Meinung von der Schönheit der Musik des Bayreuther Meisters. „Wagner", lautete seine Antwort „ist Berlioz ohne Melodie".

Humoristisches.

Sonderbarer Stolz.

Vagabund: „Herr Gendarm, Sie brauchen gar nicht so wichtig zu tun[1] und sich so viel einzubilden, unsereins muß sich ja doch schämen, wenn er mit Ihnen gehen muß!"

1. wichtig tun, faire l'important.

Les Cinq Langues

N° 19. 5 Juillet 1907. 7e Année.

DEUTSCHER TEIL

Napoleana.

Im Verlage Robert Lutz in Stuttgart erscheint eine interessante, von G. Kuntze besorgte Zusammenstellung bekannter und weniger bekannter « Napoleon-Anekdoten ». Es seien hier einige der Geschichten, die jede in ihrer Art für den Helden charakteristisch sind wiedergegeben.

Einst schmähte[1] und schalt einer der Professoren der Militärschule zu Brienne den jungen Bonaparte, der sich darob[2] sehr verletzt[3] und beleidigt fühlte. Er antwortete wie ein junger Mann, der den Lehrer im Unrecht glaubt. — « Wer sind Sie denn, » fragte dieser verwundert, « daß Sie mir so antworten dürfen? » — « Ein Mensch, Herr Professor! » erwiderte Bonaparte und sprach kein Wort mehr.

*

Zur Zeit, als Bonaparte noch Artillerieleutnant war, sagte ein deutscher Offizier, mit dem er in Gesellschaft zusammenkam, mit viel Eitelkeit und so, daß es Bonaparte hören sollte: seine deutschen Landsleute schlügen sich stets nur für den Ruhm, während die Franzosen es für Geld täten. — « Da haben Sie wohl recht, » rief der Leutnant Bonaparte ihm zu; « jeder schlägt sich eben um das, was ihm fehlt. »

*

Als der General Bonaparte nach einer seiner glänzendsten Schlachten in Italien in eine italienische Stadt einzog, empfahlen ihm die Kirchenvorsteher[4] ihre Reliquien. « General, » sagte einer, « nehmen Sie unsere zwölf Apostel in Ihren Schutz. » — « Sind Ihre Apostel von Holz? » — « Nein, Herr General, von Silber, von massivem Silber. » — « Von massivem Silber! Ich nehme sie nicht nur in meinen Schutz, sondern ich will auch zur Vollbringung ihrer Mission behilflich sein. Jesus sagte zu ihnen: « Gehet hin in alle Welt » — sie sollen in alle Welt gehen! » Und Bonaparte schickte die zwölf silbernen Apostel nach Paris — in die Münze[5].

*

Bonaparte kam nach seinem zweiten italienischen Feldzuge bei einem Diner mit einer jungen Dame zusammen, die gern die Geistreiche spielen wollte. Sie schwatzte viel von Literatur und Kunst und überschüttete den Helden mit Lobhudeleien[6] aller Art. Endlich rief sie begeistert aus: « Was kann man wohl noch in der Welt sein, wenn man nicht der General Bonaparte ist? » — « Eine gute Hausmutter, » entgegnete dieser.

*

Wie sparsam der Kaiser in seinem Haushalte war, und wie gut er rechnen konnte, geht aus folgendem kleinen ökonomischen Zug hervor. Der Minister Chaptal war eines Morgens ins Kabinett Napoleons befohlen[7] worden. Bei seinem Eintritt rief ihm der Kaiser freudestrahlend zu: « Chaptal, denken Sie, ich habe 35 000 Francs an meinen Ausgaben verdient! » — Und als ihn der Minister fragte, an welchem Ausgabebudget er so große Ersparnisse gemacht habe, antwortete der Kaiser: « Am Kaffee! In meinem Haushalt werden täglich

1. *tançait.* — 2. darüber. — 3. *blessé.* 4. *marguilliers.*

5. *à la Monnaie.* — 6. *flagorneries.* — 7. *convoqué.*

155 Tassen Kaffee getrunken; jede Tasse kostet mich 1 Franc, macht zusammen 56 575 Francs im Jahr. (Der Kaffee kostete damals 5 Francs und der Zucker 4 Francs das Pfund.) Nun habe ich anstatt des Kaffees Kaffeegelder ausgesetzt, so daß sich jeder Hofbedienstete seinen Kaffee selbst kaufen muß. Diese Entschädigungsgelder belaufen sich auf 21 104 Francs, somit spare ich 35000 Francs. » — Jede Ersparnis, die er machen konnte, war ihm ein Vergnügen. Alle waren mit dieser Neuerung[8] zufrieden, nur die Kammerfrauen Josephinens nicht.

•

Auf einer seiner Reisen in Frankreich kam Napoleon auch einst in die Nähe von Ermenonville, wo Rousseaus Grab sich befindet. Er benutzte die Gelegenheit, um dasselbe zu besuchen und sagte, nachdem er es eine Weile betrachtet, zu den Umstehenden: « Für Frankreichs Ruhe würde es besser gewesen sein, wenn dieser Mann niemals gelebt hätte. » — « Wieso? » fragte einer seiner Vertrauten. — « Weil er die Revolution vorbereitet hat. » — « Aber ich sollte doch meinen, » versetzte der Höfling mit vornehmer Kühnheit, « daß sich Majestät nicht über die Revolution zu beklagen haben. » — Das ist wahr: aber die Zukunft wird lehren, ob es nicht für die Ruhe der Welt besser gewesen wäre, wenn weder Rousseau noch ich jemals gelebt hätten. »

8. *innovation.*

Goethe als Kaufmann.

II

Die Firma war nach allem Vorhergegangenen[1] begreiflicherweise über diesen Brief nicht wenig erstaunt und hätte nunmehr gewiß auf alle weiteren Verhandlungen verzichtet[2], wenn ihr nicht von zuverlässiger Seite mitgeteilt worden wäre, daß entgegen der bestimmten Versicherung August v. Goethes der Kontrakt mit der Cotta'schen Buchhandlung damals noch nicht abgeschlossen gewesen sei. Dies meldete ihr nämlich am 15. November der bekanntlich mit Goethe nah befreundete Kanzler v. Müller in Weimar und forderte sie auf, diesem ein neues erhöhtes Gebot[3] zu machen. Die Firma folgte diesem Rate und schrieb am 19. November an August v. Goethe: So höchst unangenehm und unerwartet ihr die Mitteilung vom 18. September gewesen sei, da sie nach seiner mündlichen Zusage fest darauf habe rechnen dürfen, daß er ihr die Bedingungen mit der Cotta'schen Buchhandlung mitteilen und, wenn auch sie diese bewilligte, ihr das Vorrecht lassen werde, so habe sie sich dabei wohl beruhigen müssen; da sie aber jetzt die Nachricht erhalte, daß jene Verhandlungen noch immer nicht zu einem festen Resultate gediehen seien, so wolle sie in dieser Voraussetzung noch einmal auf den Gegenstand zurückkommen: sie sei bereit, statt 50 000 Taler unter den früher vereinbarten Bedingungen 70 000 Taler zu zahlen, werde auf Wunsch aber auch auf eine Beteiligung am Absatze oder auf Ausführung des Unternehmens für den Verfasser eingehen. Hinzugefügt war, die Firma hoffe, daß durch sie ein größerer und schnellerer Absatz zu bewirten sei als durch die Cotta'sche Buchhandlung, die durch das Verfahren bei Schillers Werken Publikum und Buchhändler aufs höchste gegen sich aufgebracht[4] und jedermann mit großem Mißtrauen erfüllt habe. Eine Antwort auf diesen Brief findet sich nicht vor, aber jedenfalls hatte er keinen Erfolg. Kanzler v. Müller schrieb am 22. November an Heinrich Brockhaus, der ihm seine Enttäuschung über das Verhalten Goethes ausgesprochen hatte: „Es tut mir weh, was Sie über Goethe sagen. Gern stimme ich in dem Wunsche ein, daß nur C. nicht das Verlagsrecht erhalten möge. Lange Bekanntschaft und Gewohnheit des Verkehrs mit ihm, die

1. après tout ce qui s'était passé. — 2. renoncé.

3. offre. — 4. indisposé.

Furcht vor mühselig neuen Verbindungen und des Herrn Boisserés dringende Fürsprache[5] wirken freilich allzu mächtig auf Goethe."

Diese Beurteilung der Sachlage durch Kanzler v. Müller war gewiß die richtige. Sie wird durch eine Mitteilung Karl Goedekes in der Einleitung zu der 1866 begonnenen neuen Cotta'schen Ausgabe von Goethes Werken bestätigt: Schon 1823, als der Verlagskontrakt mit der Cotta'schen Buchhandlung abgelaufen war, habe Goethe ihn zu erneuern gesucht, da sich aber Cotta nicht sofort bereit erklärte, habe er sich von den Seinigen bestimmen lassen, eine Art von Konkurrenz zu eröffnen, an der Brockhaus in Leipzig, Brönner in Frankfurt a. M., Fleischer in Leipzig, Gebrüder Hahn in Hannover, Josef Max in Breslau und andere sich beteiligten; doch gelang es der so klugen als tüchtigen, so edeln als grandiosen Vermittelung Boisserés die Einflüsse, die Goethe bestimmt hatten, zu überwinden[6], die Verstimmung[7] zu beseitigen und das gute Vernehmen mit Cotta, der ohnehin[8] ein Vorzugsrecht besaß, sich nun aber nicht einmal die Angebote vorlegen ließ, wiederherzustellen.

Goethe schloß dann auch wirklich mit der Cotta'schen Buchhandlung ab und erhielt von dieser ein Honorar von 60 000 Taler, also 10 000 Taler mehr als das erste Gebot der Firma Brockhaus.

5. intervention. — 6. vaincre. — 7. mauvaise humeur. — 8. d'ailleurs.

Die landwirtschaftlichen Verhältnisse in Deutsch-Südwestafrika.

I

Ein Ansiedler[1], der mit der Absicht[2] nach Südwestafrika kommt, dort ausschließlich Landwirtschaft zu treiben, muß mit dem Umstand rechnen, daß er in den ersten zwei bis drei Jahren nicht viel verdient.

Infolge der geringen Niederschläge[3] trägt fast das ganze Land den Charakter einer Grassteppe und ist insofern fast ausschließlich ein Viehzuchtland, wie dies die vielen Tausende von Rindern, Schafen und Ziegen der Eingeborenen[4] vor dem Kriege bestätigten. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß dort große Werte an Wolle, Angoraziegen, Straußenfedern[5] und Schlachtvieh erzeugt werden können. An vielen Stellen des Landes kann auch Feld- und Ackerbau getrieben werden, jedoch fast überall nur so viel, daß die Ansiedlerfamilie mit den unentbehrlichsten[6] Feld- und Gartenfrüchten versorgt wird. Wasser zum Tränken des Viehes kann ohne erhebliche Kosten durch entsprechende Vorrichtungen beschafft werden.

Der ca. 100 km breite Küstenstreifen kommt aber zur Ansiedlung kaum in Betracht[7], da er bis auf einige Stellen in des Wortes wahrster Bedeutung eine Wüste darstellt.

Es hält schwer, Vergleiche zwischen deutschen und afrikanischen Landverhältnissen anzustellen, da der Wert der einzelnen Gebiete hinsichtlich der Wasser- und Weideverhältnisse sehr variiert. So kann unter Umständen eine Farm von ca. 20 000 ha. wertloser sein wie eine von 5 000 ha. Es ist daher dem Neuankömmling, der in Deutsch-Südwestafrika farmen will, dringend anzuraten[8], sich erst einige Zeit im Lande umzusehen, ehe er eine Farm käuflich erwirbt. Betrachten wir die Verhältnisse im allgemeinen, so dürfte ein Grundstück von 15 000 ha in Afrika einem deutschen Besitztum von 75 bis 90 ha mit gutem Boden entsprechen[9]. Zur Ernährung für ein Haupt Großvieh rechnet man etwa 15 bis 20 ha, für Kleinvieh 1 ½ ha. Danach

1. *émigrant.* — 2. *intention.*

3. Schnee, Regen, usw. — 4. *indigènes.* — 5. *plumes d'autruches.* — 6. *les plus indispensables.* — 7. in Betracht kommen = *entrer en ligne de compte.* — 8. *à conseiller.* — 9. *correspondre.*

kann sich der Landwirt also leicht einen Überschlag[10] machen, wieviel Kapital für eine Ansiedlung draußen in Betracht kommt. Als Bedarf für seine Familie muß der Landmann mindestens 80 bis 90 Schafe pro Jahr rechnen. Vor dem Krieg kostete ein Ochs ca.[11] 100 bis 200 Mark und ein Schaf 10 Mark, kräftige Ochsen, welche sich zur Anspannung[12] eigneten, kosteten ca. 250 Mark pro Stück. Nach dem Kriege dürften die Preise aber wesentlich in die Höhe gehen.

Bis jetzt befinden sich zum großen Teil weniger bemittelte[13] Ansiedler in Südwestafrika, abgesehen von einigen Ansiedlern, die vor zirka sechs bis acht Jahren mit sehr wenig anfingen, oft nur mit einem Kredit der Firmen, und die heute 50 bis 100000 Mark Vermögen ihr Eigen nennen. Der Kolonie ist hauptsächlich gedient mit tüchtigen und energischen Landwirten, welche 10- bis 20 000 Mark zur Verfügung haben und die Zucht von Rindvieh, Schafen, Angoraziegen und Straußen in etwas größerem Stil in die Hand nehmen können.

In den letzten Jahren haben sich in Südwestafrika sogenannte Landverkaufsgesellschaften gebildet, welche das Land zum Preise von 50 Pfennigen bis 1,50 Mark pro Hektar an die Ansiedler verkaufen; der letztere Preis wird jedoch im großen und ganzen nur bezahlt, wenn auf dem betreffenden Landstrich offenes Wasser vorkommt. Einige Gesellschaften befassen sich auch damit, das Land in entsprechender Weise für die Ansiedlung vorzubereiten, so daß sich der neuankommende Ansiedler mit seiner Familie gleich ins warme Nest setzen kann. Jedenfalls sollte der Neuling sehr vorsichtig sein und stets prüfen, ob er sich die betreffenden Anlagen und Einrichtungen nicht selbst billiger herstellen kann.

Das Kaiserliche Gouvernement hat da zum Beispiel kürzlich mit der Aufteilung eines schönen, waldreichen Fleckens bei Osanga, zirka 8 km von Okahandja-Windhuk, begonnen. Dieser in günstiger Lage befindliche Boden, der sehr viel Grundwasser hat und somit für Gartenbau wie geschaffen ist, wird in Grundstücken von ungefähr 10 Hektar zum Preise von 500 bis 1 000 Mark an Ansiedler vergeben. Die Bezahlung wird ganz oder in jährlichen Raten von 100 Mark verlangt. Zur Bedingung wird gemacht, daß mindestens 1 ½ Hektar des Bodens im ersten Jahr in Bebauung genommen wird. Für jeden gefällten Baum müssen drei neue gepflanzt werden. Vor Ablauf von sechs Jahren und völliger Zahlung des Kaufpreises darf das Land ohne Einwilligung des Gouvernements nicht verkauft werden. Der erste Teil ist bereits vergeben und zwar zum Teil an Ansiedler aus der Kapkolonie, welche ihr Vieh mitgebracht haben.

Der Landwirt, welcher ohne vorheriges Studium der südwestafrikanischen Verhältnisse aus Deutschland angekommen ist, wird große Augen machen, resp.[14] enttäuscht sein, wenn er dort draußen im schwarzen Erdteil nirgends eine so schöne Gras- oder Kleeweide findet, wie er es zu Hause in seinem Vaterlande gewohnt war. Trotzdem die einem schier[15] endlos erscheinenden Flächen mit ihren vereinzelten Grasbüscheln dürr und kahl erscheinen, enthalten sie schöne und nahrhafte Kräuter und Gräser, die man teilweise als ausgezeichnetes Viehfutter anerkennen muß, obschon das Weidevieh oft einige Meter von einem Grasbüschel zum andern laufen muß. Dazu kommt noch der Vorteil des mehr oder weniger salzhaltigen Bodens mit dem unscheinbar aussehenden Brackbusch[16], ohne welchen die Viehzucht nicht gedeihen könnte.

Die Vorbedingungen zur Viehzucht sind infolge des gemäßigten Klimas jedenfalls gute, da dasselbe

10. *estimation.* — 11. circa, ungefähr. — 12. *attelage.* — 13. *aisés.*

14. respektiv = oder. — 15. fast. — 16. Brack = *de rebut.*

den Tieren während des ganzen Jahres freien Weidegang gestattet, so daß sich eine Stallpflege erübrigt[17] und die Viehhaltung wenig kostspielig ist. Günstig ist auch der Regenfall während der heißen Zeit, da in dieser reichlich Wasser vorhanden ist. Im Hinterland kommen vom Juni bis August oft Nachtfröste vor, die das Wasser mit einer leichten Eiskruste überziehen.

Will man die Tiere längere Zeit auf einem Platz zusammenhalten, resp. sie gegen zwei- und vierbeiniges Raubgesindel[18] schützen, so werden sie eingekraalt, das heißt man stellt eine Einfriedigung[19] aus Dornen und sonstigem festen Material her, was eine Arbeit von einigen Stunden in Anspruch nimmt.

Für eine gesunde und gedeihliche Rindviehzucht kommt hauptsächlich das Damara- und Ovamboland vor allem in Betracht. Das Rindvieh wächst in Afrika bedeutend langsamer als in Deutschland. Ebenso wie die Pferde, läuft das Rindvieh draußen auf der Weide frei umher, wie ja in Afrika überhaupt alles frei in den Bewegungen ist. Meistens bleiben die Rinder auch nachts auf der Weide, nur muß man sich davor hüten, die Tiere nicht zu eng einzukraalen, da der allzureichliche Dung[20] das Ungeziefer[21] stark anzieht.

Sehr lohnend ist auch die Pferdezucht, wenn dem Ansiedler genügend Kapital zur Verfügung steht; erzielt doch ein gutes Pferd draußen immerhin 500 Mark, dazu macht es dem afrikanischen Bauern wenig Arbeit, weil es mit seinen Kameraden ohne Aufsicht frei auf der Weide herumläuft und sich Nahrung und Wasser selbst sucht. Ein größerer Feind als die wilden Tiere usw. ist für den Züchter die ziemlich häufig, besonders in den Sommermonaten, auftretende « Pferdesterbe ». Angeblich[22] sollen Pferde, welche diese Krankheit erfolgreich überstanden haben, nicht wieder davon befallen werden. Der Afrikaner nennt diese Tiere « gesalzen » und erzielt einen guten Preis für derartige Pferde. Es existieren jedoch in Südwestafrika große Gebiete, welche « sterbefrei » sind. Solche Gegenden, meistens Hochplateaus, welche besonders im Süden des Schutzgebiets vorhanden sind, müßten von den Pferdezüchtern gewählt werden.

An Schafen werden in Südwestafrika hauptsächlich die sogenannten Fettschwänze gezüchtet. Es ist dies eine sehr hochbeinige Rasse mit geringem Wollertrag[23] hingegen gutem Fleisch. Ein solches Tier wiegt bis 50 kg, davon kommen auf den Schwanz allein 4 kg und mehr. Auch für Wollschafzucht hat der Süden vor dem Norden das voraus, daß dort nicht soviel Dornsträuche sind, dafür desto bessere Futtersträuche für Kleinvieh. Ferner garantiert der geschützte Hafen von Lüderitzbucht ein trockenes Verladen der Wollballen.

Besonders schwierig dürfte es für den neuen Ansiedler sein, einen tüchtigen Hirten zu finden. Meistens haben die Leute keine Lust zum Hüten und überlassen dies lieber ihrem Dienstpersonal und dieses womöglich wieder ihren Dienern, denn in Afrika bedient ein Neger immer wieder den andern. Man muß jedenfalls auf der Hut sein vor diesen schwarzen Halunken[24], denn gar leicht wird es ihnen von dem Neuling geglaubt, daß ein wildes Tier usw. in der Herde gewesen sei, während sie das angeblich zerrissene Schaf mit ihren Kumpanen aufgefressen haben. Darum unterziehe sich jeder Ansiedler der Mühe, allabendlich seine Bokkis, resp. Vieh, beim Eintreiben in den Kraal selbst zu zählen und seine Viehwächter ständig zu kontrollieren. Ein guter Hirt erhält monatlich meist nicht mehr als 15 Mark.

(Fortsetzung folgt.)

F.-O. Koch.

(Haus, Hof und Garten, 1907.)

17. nutzlos ist. — 18. *pillards.* — 19. *clôture.* — 20. *fumier.* — 21. *vermine.* — 22. *On prétend que.*

23. *donnent peu de laine.* — 24. *gredins.*

Ibsen als Griechenfreund.

Über das Verhältnis, das der große nordische Dramatiker der griechischen Antike gegenüber einnahm, ist bisher wenig an die Öffentlichkeit gedrungen. Welche tiefen Eindrücke er aus der plastischen Welt der Alten empfing und wie lebendig sie zu seinem Inneren sprach, das geht aus einem Briefe des Dichters an seinen Freund Björnson hervor, den er am 28. Januar 1865 aus Rom schrieb. Das höchst charakteristische Schreiben findet man in dem von Hans Landsberg herausgegebenen, im Verlage von S. Fischer erschienenen « Ibsenbuch ». (Ibsen in seinen Werken, Briefen, Reden und Aufsatzen.) In diesem Briefe heißt es :

« Die Schönheit antiker Skulptur geht mir mehr und mehr auf, ganz wie Du in Deinem Brief vorausgesagt hast. Es kommt blitzhaft, aber solch ein einzelner Blitz wirft Streiflichter über große Flächen. Erinnerst Du Dich der « tragischen Muse », die in dem Saale des Vatikans draußen vor der Rotunde steht? Kein Werk der Bildhauerkunst hier in Italien hat in dem Maße aufklärend auf mich gewirkt wie dies. Ich möchte behaupten, mir ist dadurch erst aufgegangen, was die griechische Tragödie gewesen ist. Diese unbeschreiblich hohe, große und stille Freude im Gesichtsausdruck, das reich mit Laub bekränzte Haar, das etwas überirdisch Schwelgendes und Bacchantisches hat, die Augen, die zugleich in ihr Inneres und durch das Ziel ihrer Blicke hindurch und weit drüber hinwegschauen — so war die griechische Tragödie.

Die Demosthenes Statue im Lateran, der Faun in der Villa Borghese und der Faun (Praxiteles) im Vatikan (bracchio nuovo) haben mir ebenfalls reiche Einblicke in das Leben und Wesen der Griechen und alles in allem das Verständnis dafür eröffnet, was das Unvergängliche der Schönheit eigentlich ist. Wenn ich doch jetzt nur auch für mein Gebiet von dieser Erkenntnis Anwendung machen könnte. »

Das erſehnte[1] Gewitter.

1.

Es glüht das Land, es lechzet[2]
Die ausgebrannte Au[3],
Jedwedes Weſen ächzet
Nach einem Tropfen Tau.

2.

O Himmel, brich! Entſchließe[4]
Dies Blau[5] aus ſprödem Stahl,
Nur Regen, Regen gieße
Herab ins ſchwüle Tal!

3.

Er hört. Im Weſten webet
Und ſpinnt ein grauer Flor[6];
Er ballt ſich, ſchwillt und ſchwebet
Als Wolkenberg empor.

4.

Jetzt mit den Feuerzügeln
Fährt auf der jähe[7] Blitz,
Und auf den luft'gen Hügeln
Löſt er ſein Feldgeſchütz[8].

5.

Wild ſchießt der Strahl, der grelle,
Aus dichter Wolkenwand,
Rings lodert[10] Geiſterhelle[11],
Der Himmel ſteht in Brand.

6.

Heut hat man baß[12] geladen,
Es zuckt wie geſtern nicht
In fahlem[13] Schwefelſchwaden
Ein ſtumm verglühend Licht.

7.

Es kracht. In Ketten wandern
Die dumpfen Donner fort,
Von einer Wacht zur andern
Rollt hin das Schlachtenwort.

---

1. gewünſchte. — 2. languit. — 3. Wieſe. — 4. öffne. — 5. azur. — 6. voile. — 7. ſchnelle. — 8. artillerie. — 9. éblouissant. — 10. flammt. — 11. lueur surnaturelle. — 12. gut, tüchtig. — 13. blafard.

8.

Was atmet, rauscht und sauset?
Frischauf! Der Sturmwind naht,
Der Wald erbebt und brauset.
In Wogen geht die Saat.

9.

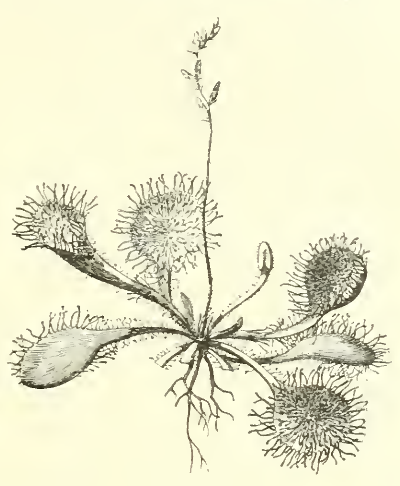
Schon dampft ein Meer von Würzen
Aus der behauchten Welt,
Und satte Wetter stürzen
Auf das geborstne Feld.

Friedrich Theodor Vischer.

Eine insektenfressende Pflanze.

I

Das Auge des Naturfreundes, das mit Wohlgefallen an dem Grün des Waldes, den bunten Farben der Wiese sich erfrischt, fühlt sich abgestoßen [1] von der düstern Eintönigkeit, die über der Heide lagert; den traurigsten Anblick bietet die Moorheide [2], welche im Norden Europas unermeßliche Strecken [3] bedeckt. Unzugänglich aller Kultur, bedroht ihr schwankender Boden selbst den flüchtigen Besucher mit der Gefahr des Versinkens in unergründliche Tiefe; und leicht begreifen wir, daß die Phantasie des Volkes und, von ihr erregt, der Geist des Dichters die öde Fläche mit den Spukgestalten [4] der Unholdinnen [5] bevölkern, die aus dem Moor auftauchen und im Nebel verschwinden. Aber für den Naturforscher und vor allem für den Botaniker birgt selbst die Moorheide reiche Schätze: zwischen dem fußhohen Buschwerk der Zwergbirken und Zwergweiden wählen sich seltene Orchideen ein sicheres Versteck [6]; aus dem feuchten Grunde taucht das Volk der Wollgräser [7] hervor, welche ihre kugeligen Köpfchen gleich weißen Baumwollflocken auf schwanken Stielen tragen, und um die Stöcke der Riedgräser [8] schlingt die Moosbeere [9] ihre feinblättrigen Stengel, an denen rosenfarbene Blüten und später scharlachrote Beeren hervorsprießen.



Der Sonnentau.

Das wunderbarste Pflänzchen aber unter den Bewohnern der Moorheide führt den poetischen Namen Sonnentau [10]. Auf den weichen Polstern [11] des Torfmooses [12] lagern sich seine kreisrunden Rosetten, jede gebildet von fünf bis sechs grünen Blättchen, die in Gestalt und Größe den Löffelchen gleichen, welche man den Mokkatäßchen beizulegen pflegt. An der Spitze eines flachen Stielchens sitzt die runde, hohle Blattfläche, deren Rand, gleich dem Saum des Augenlides, von langen Wimpern eingefaßt ist. Aber die Wimpern der Sonnentaublätter sind scharlachrot, und eine jede,

1. *repoussé*. — 2. Moor = *marais*. — 3. *espaces*. — 4. *formes fantastiques*. — 5. *fées (malfaisantes)*.

6. *abri*. — 7. *lin des marais*. — 8. *laiche*. — 9. — *canneberge*. — 10. *rosée du soleil*. — 11. *coussins*. — 12. *tourbette*.

von einem purpurnen Köpfchen gekrönt, ist einer feinen Stecknadel vergleichbar; ähnliche Wimpern mit roten Köpfchen erheben sich von der ganzen Oberfläche des Blattes, so daß dieses an ein flaches Nadelkissen erinnert, dessen Rand mit längern und dessen Mitte mit kürzern Stecknadeln in zierlichen Reihen besteckt sind. Man zählt im Durchschnitt[13] auf jedem Blatt des Sonnentaus etwa 200 Wimpern. An den sämtlichen Köpfchen haften kleine Tröpfchen, und im Sonnenschein glitzern die Pflänzchen des Sonnentaus mit ihren grünen Blattflächen, den purpurnen Wimpern und den funkelnden Tauperlen an ihren Spitzen gleich dem köstlichsten Geschmeide. Aus der Mitte der Blattrosette erhebt sich der Blütenschaft[14], kaum spannenhoch[15], scharlachrot, von der Stärke einer Stricknadel; im oberen Drittel trägt er ein halbes bis ein ganzes Dutzend zierlicher Blümchen. Aber nicht leicht ist es, die Blüte des Sonnentaus zu beobachten; denn nur im Sonnenschein breiten sich die weißen Blumensterne aus — eine Wolke verhüllt auf einen Augenblick die Sonne — und sofort ziehen sich die zarten Blumenblätter zurück in den Schutz des grünen, glockigen Kelches.

(Fortsetzung folgt.)

Lesebuch von Berlage und Scheuffgen.

13. *en moyenne* — 14. *tige, hampe.* — 15. *environ* 21 *centimètres.*

Die Raupe und der Fuchs*.

In einer Versammlung unterhielten sich einst die Tiere von der kunstgewandten Raupe, welche die Seide macht und alle lobten ihre Arbeit. Als Muster zeigte man einen Kokon, dessen Besichtigung den Beifall noch erhöhte.

In einer Ecke murrte eine Raupe, ließ Worte des Tadels vernehmen und nannte das wunderbare Werk einen wertlosen Kram und die Bewunderer Dummköpfe. Die Tiere fragten einander: « Warum tadelt dieses armselige Räuplein das, was wir einstimmig loben? » bis daß der Fuchs versetzt hatte: « Nichts ist klarer als der Grund. Wißt ihr nicht, daß die Raupe auch Kokons verfertigt, daß sie aber schlechte macht? »

Iriarte.

* Siehe die vier andern Teile.

Humoristisches.

Lange Ohren.

Jemand neckte[1] einen Bekannten wegen dessen langen Ohren. „Ich kann es nicht leugnen, versetzte dieser, daß sie für einen Menschen zu groß sind; aber sie werden auch zugeben[2], daß die Ihrigen für einen Esel zu klein sind.“

1. taquinait. — 2. accorder, reconnaître.

Les Cinq Langues

Nº 20. 20 Juillet 1907. 7e Année.

DEUTSCHER TEIL

Vermischte Nachrichten.

Einer der berühmtesten deutschen Universitätsprofessoren, Dr Kuno Fischer ist am 5. Juli in Heidelberg gestorben. Er war 83 Jahre alt.

Sein Hauptwerk ist eine zehnbändige Geschichte der neueren Philosophie. Kuno Fischer ist aber nicht nur Philosoph gewesen. Er war auch Kritiker und Ästhetiker. Goethe und Schiller waren seine Lieblingsthemen.

Er war in Sandenwalde in Schlesien geboren, er studierte in Leipzig und Halle Philologie, Theologie und Philosophie. 1850 habilitierte er sich in Heidelberg. Im Jahre 1872 folgte er einem Rufe nach Heidelberg. Seine letzte Vorlesung fand im Sommer 1903 statt und handelte über Faust.

Die landwirtschaftlichen Verhältnisse in Deutsch-Südwestafrika.

II

Es würde zu weit führen, an dieser Stelle alle Gattungen von Tieren aufzuführen, welche eventuell für eine Viehwirtschaft in Betracht kommen, doch ist wegen ihrer ausgezeichneten Haare die Angoraziege ganz besonders zu nennen.

Kurz erwähnen möchte ich nur noch den Strauß, der in Afrika in verschiedenen Gegenden wild vorkommt und dessen allerdings ziemlich schwierige Jagd dem Ansiedler etwas Abwechslung in sein einförmiges Leben bringt. Der Strauß wird gejagt, indem die ganze Herde umritten und von den Reitern auf einen Platz zugetrieben wird, wo sich einige Jäger versteckt halten und die Tiere in Entfernungen von 100 bis 300 Meter niederknallen. Die Eingeborenen fangen den Strauß durch Speere, welche sie in sein Nest stecken und die er sich dann in die Brust rennt.

Bis jetzt ist leider für die Straußenzucht noch nicht viel getan worden, sie könnte für die Ansiedler jedoch, ebenso wie in der Kapkolonie, zu einer reichen Einnahmequelle[1] werden. Die Einnahmen, welche Rinder- und Schafzucht bringen, wird die Straußenzucht jedoch nie erreichen, da die Federn als Modeartikel Preisschwankungen[2] zu sehr unterworfen sind.

Von der Jagd darf sich der zukünftige Afrikaner auch keine großen Vorstellungen machen, wenn er nicht enttäuscht werden will, denn bei den in dem schwarzen Erdteil herrschenden Verhältnissen ist es oft nichts weniger als ein Vergnügen, dort zu jagen. Leopard, Hyäne und Schakal sind noch ziemlich häufige Gäste, während Löwe und Elephant fast ganz verschwunden sind. Als Jagdtiere kommen hauptsächlich Springböcke, Hartebeests, Kudus und andere Antilopenarten in Betracht. Das Fleisch der letzteren ist sehr schmackhaft und erinnerte mich stets an unser deutsches Hochwild, nur mit dem Unterschied, daß bei den afrikanischen Tieren der Wildgeschmack nicht so ausgeprägt ist.

Damit sich meine nach draußen auswandernden Landsleute ein

1. *source de revenus.* — 2. *oscillations, dans les prix.*

ungefähres Bild auch von ihren zukünftigen schwarzen Nachbarn machen können, werde ich versuchen, dieselben ganz kurz zu beschreiben. Für uns kommen hauptsächlich die Ovambos, Hottentotten und Damaras in Betracht. Es sind dies im großen und ganzen friedliche Stämme, die keine geregelte Arbeit kennen, aber hierzu leicht zu erziehen sind. Die Neger besitzen im Erkennen von Vieh ein großes Talent, mag die Herde auch noch so groß sein, der Neger hat bald herausgefunden, welches Stück fehlt und ist imstande, eine genaue Beschreibung des betreffenden verlorenen Stück Viehes zu geben. Eigenartig ist das Melken und die Bereitung von Butter bei den Hottentotten: der betreffenden Kuh werden die Füße gefesselt und nachdem von den Sklaven das Kalb von der Weide herbeigeschafft ist, läßt man dieses ansaugen. Darauf wird die Kuh halb ausgemolken, um den letzten Rest dem Kalb zu überlassen. Ein einfaches hölzernes Gefäß (Art der ausgehöhlten Baumabschnitte) dient als Milcheimer. Die Milch wird in süßem und saurem Zustande genossen und man verwendet zur Aufbewahrung resp. zum Transport ganz eigenartige Fellsäcke. Zur Butterbereitung dagegen lassen die Hottentotten die Milch in einer Kalabasse (ausgehöhlter Kürbis) gerinnen[3] und schütteln dann dieses Gefäß solange hin und her, bis die Butter sich absetzt. Diese gebrauchen die Schwarzen nicht wie gewöhnliche Menschen zum Bestreichen ihres Brots usw., sondern hauptsächlich zum Einsalben ihres Körpers und Weichmachen der Felle.

Eigenartig sind die « militärischen » Abzeichen der Ovambos; die Häuptlinge und sonstige hohe Persönlichkeiten tragen an einem aus Fell geschnittenen Gürtel zum Zeichen ihrer Würde eine weiße Ochsenschwanzquaste, die gewöhnlichen Neger dagegen eine schwarze. Besucht ein Ovambo seinen Häuptling, so wirft er sich vor dem Palast des Häuptlings (meistens eine gewöhnliche Hütte) auf die Knie und rutscht so vor den Erhabensten aller Neger.

Die im Südwesten und Nordosten lebenden Buschleute[4] stehen auf der untersten Kulturstufe. Sie leben von Feldkost, d. h. Eidechsen, Raupen, Fröschen, Mäusen, Heuschrecken, Grassamen. Da sie sehr empfindlich gegen Kälte sind, graben sie sich, sobald es ihnen zu kalt wird, bis an den Hals im Sand ein.

Da infolge der geringen Verkehrsgelegenheiten die Kaufleute darauf angewiesen sind, ihre Waren auf Ochsenwagen ins Innere transportieren zu lassen, findet der Ansiedler, wofern er sich nicht ausschließlich auf die Viehzucht werfen will, oft einen guten Verdienst als Transportfahrer. Die Anspannung der Ochsen ist überaus einfach, jeder Ochse hat ein hölzernes, viereckiges Joch, je zwei Joche sind durch einen Balken verbunden, in dessen Mitte das von dem Wagen ausgehende Zugseil befestigt ist. Das erste Paar Ochsen, also die Leitochsen, werden mit einem langen Tau hin- und hergezogen, und so kommt dann der Zug langsam in Bewegung.

Zu einer guten Anspannung gehören 18 bis 22 Ochsen, deren vorderes Paar gewöhnlich von einem Bastard[5] dirigiert wird und der ganzen Ochsenkolonne die Direktive gibt. Auf jeder Seite marschieren schwarze Treiber mit langen Peitschen, welche an zirka drei Meter langen Bambusstielen befestigt sind. Jeder Ochs hat seinen Namen, zieht der eine oder andere nicht ordentlich, so faßt der Treiber seine Peitsche mit beiden Händen, ruft den Ochsen bei seinem Namen und läßt in demselben Augenblick die Peitsche auf dessen

3. *cailler.*

4. Die Buschleute oder Buschmänner sind ganz in den Osten der Kolonie verdrängt. — 5. Mischlinge von Weißen und Hottentotten, schlanke, schöne Leute.

breiten Rücken niedersausen. Es gewährt einen eigenartigen Anblick, wie der Ochse bei dem Namensanruf zusammenschreckt.

F.-O. Koch.

(*Haus, Hof und Garten, 1907.*)

Aus den „Makamen des Hariri".

Der arabische Makamendichter Hariri lebte 1054-1121. Makame bedeutet einen Ort, wo man sich unterhält, und dann auch die Unterhaltung selbst. Es sind Erzählungen aus Versen und Prosa gemischt.

Aus der fünften Makame.

(Jemand soll bei seinem hohen Herrn und Gastfreund eine Bittschrift um huldreiche Entlassung einreichen [1], worin der Buchstabe r nicht vorkommt; er spricht zu einem alten Meister:)

„Nun hab' ich mich gemüht ein Jahr lang — und das Werk ist gerückt [2] kein Haar lang; — ich rüttle meine Gedanken aus dem Schlummer, — und sie werden nur immer dummer. — Und auch die Gelehrten, — die hochverehrten, — die ich anruf' um Hülfe, ducken — sich [3] alle mit Achselzucken. — Nun, wenn du der Mann bist, der du dich rühmest, — und dein Garten, wie du ihn blümest[4], — wenn dein Schimmer ist keine Blendung, — so bekräftige durch ein Zeichen deine Sendung [5]!" — Jener sprach: „Zum Brunnen ist gekommen ein Schlauch [6], — und zur frischen Kohle dein Hauch; — dein Pferd zu seinem Beschläger[7], — und dein Schwert zu seinem Feger." — Drauf sann er ein Weilchen verschlossen, — bis die Wasser zusammen geflossen, — — dann rief er: „Rüttle am Tintenfasse, und die Feder fasse, — daß sie bringe das schwarze Nasse — auf das trockne Blasse! — und schreib also:

„ „Milde ist eine Tugend: — ewig jung sei deine Jugend! — Geiz ist ein Schandflecken: — deines Neidenden [8] Auge müsse Nacht decken! — Edle Hand gibt Spenden [9], — unedle läßt abziehn mit hohlen [10] Händen. — Den Gebenden schmückt, — was den Empfangenden beglückt; — und das Gold, das Dank aufwägt, — ist wohl an- und ausgelegt. — Zufließt's von innen dem Quelle, — wenn außen abfließt die Welle; — und Ausfluß des Sonnenlichts — gibt uns, und benimmt dem Himmel nichts. — Wessen Gemüt ist aus edlen Stoffen, — hält sein Haus dem Gaste offen, — seinen Schutz dem Flehenden — und seinen Schatz dem Gehenden. — So lange dein Gast weilt, heiß ihn nicht eilen, — noch weilen, wenn du ihn siehst eilen! — und laß ihn ziehn mit Tasch' und Stabe — nicht ohne Lab' und nicht ohne Gabe. — So sei von Lust dein Palast bewohnt, — mit des Glückes Besuch belohnt, — von des Unglücks Fuß gemieden, — vom anklopfenden Leid geschieden! — Dein Dach sei luftig, — dein Gemach sei duftig, — deine Matten weich, — deine Schatten denen von Eden gleich! — Dein Wipfel sei von entlaubendem Hauche geschont, — und ewig sei im Wachsen dein Mond! — Dein Lampendocht sei gesättigt vom Öle, — und von Wunschfülle deine Augenhöhle! — Was du beschauest, das lenz' und maie; — was du betauest, das glänz' und gedeihe! — Was du stützest, schwanke nie, — und wen du beschützest, wanke nie! — Sei geliebt von den Gemeinden, — und gelobt von den Feinden; — schaltend mit Macht, — waltend mit Bedacht, — Unmilde zähmend, — Unbilde[11] lähmend! — Dein Stab sei weidend, — deine Klinge [12] schneidend, — und dein Wille entscheidend! — Dich flehet an dessen Mund, — dessen Odem schloß mit deinem Befehl einen Bund, — dessen Fuß steht, wo du ihn stellest, — dessen Stolz fällt, wo du ihn fällest. — Deine Huld hat ihn satt gemacht, — deine Sonne hat bezwungen seine Nacht. — Du nahmst an seines Lobes Huldigung — mit seines Fehls

1. présenter. — 2. avancé. — 3. ducken sich, se cachent. — 4. vorstellst. — 5. mission. — 6. outre. — 7. Hufschmied. — 8. de celui qui te porte envie.

9. Gaben. — 10. leeren. — 11. injustice. — 12. Schwert.

Entschuldigung. — Deine Begleitung blieb sein Gnadenkleid, — und die Geschmeidigkeit sein Halsgeschmeid; — deine Befehle — seine Seele, — und dein Gebot — sein Leben und Tod. — In deinem Dienst ist beschneit[13] sein Haupt, — seines Kinnes Wald ist dünn gelaubt; — und ihn ziehet ein Gelüste — aus deinem Luftgeheg[14] in seine Wüste, — aus dem Gnadenlicht, das ihn umflammt, — in das Dunkel, das ihm ist angestammt[15]; — von wo eine Heimatluft ihn anweht, — von wo ein Sehnsuchtsduft ihn angeht, — wo jetzt sein Haus steht ungebaut — und sein Feld liegt unbetaut, — wo sein Hauswesen öd' ist, — das Los seines Häufleins schnöd'[16] ist, — ohne Halt und Haupt sein Gesind[17], — und ohne Heil und Hülfe sein Weib und Kind, — so entlasse du den Dankenden, — seinem Glück Entwankenden! — Halte die fliehende Seele nicht, — und mit Wohltaten quäle nicht! — Laß mich auf meines Stammes Hütten — den Abglanz deines Palastes schütten, — daß dein Lob, wie in diesen Hallen, mög' in den einsamen Wüsten schallen. — Dein eigen sei Gottes Wohlgefallen, — und sein Segen gemeinsam uns allen."

Friedrich Rückert.
(1788-1866.)

13. weiß geworden. — 14. Luftpalast. — 15. angeboren. — 16. elend. — 17. Diener.

Heidebilder.

Die Mittagsonne brütet auf der Heide[1],
Im Süden droht ein schwarzer Ring.
Verdurstet hängt das magere Getreide,
Behaglich treibt der Schmetterling.

Ermattet ruhn der Hirt und seine Schafe,
Die Ente träumt im Binsenkraut[2],
Die Ringelnatter[3] sonnt in trägem Schlafe
Unregbar[4] ihre Tigerhaut.

Im Zickzack zuckt ein Blitz, und Wasserfluten
Entstürzen gierig feuchtem Zelt.
Es jauchzt der Sturm und peitscht mit seinen Ruten
Erlösend meine Heidewelt.

Detlev v. Liliencron.
(Geb. 1844.)

1. lande. — 2. jusquiame. — 3. couleuvre à collier. — 4. immobile.

Die zwei Frösche*.

In Japan lebten einst zwei Frösche. Einer hatte seinen Wohnsitz in einem Graben, am Meeresstrande, unweit der Stadt Osaka aufgeschlagen, während der andere in einem klaren Bächlein hauste, das durch die Stadt Kioto floß. Sie hatten nie von einander gehört, seltsamerweise kamen aber beide zugleich auf den Gedanken, die Welt ein wenig zu besehen; der Frosch, der in Kioto wohnte, bekam Lust Osaka zu besuchen und der Frosch, der in Osaka lebte, wünschte nach Kioto zu wandern. An einem schönen Frühlingsmorgen begaben sie sich also auf die Straße, die von Kioto nach Osaka führt, — der eine an einem, der andere an dem entgegengesetzten Ende.

Die Reise war ermüdender, als sie es erwartet hatten, denn sie wußten nicht viel vom Reisen, und auf der Mitte der Straße, gleich weit von beiden Städten, erhob sich ein Berg, den sie besteigen mußten. Sie brauchten viel Zeit, um den Gipfel zu erreichen. Endlich gelangten sie dorthin und wie groß war ihre Überraschung, als jeder einen andern Frosch vor sich sah!

Sie betrachteten einander einige Augenblicke ohne ein Wort zu sagen, dann knüpften sie ein Gespräch an und erklärten, weshalb sie einander so weit von ihren Wohnungen begegneten. « Recht schade, daß wir nicht größer sind, » meinte der Frosch von Osaka, « sonst könnten wir von hier aus beide Städte übersehen

* Siehe die vier andern Teile.

und sagen, ob es der Mühe wert, die Reise fortzusetzen». « Nun, » versetzte der Frosch von Kioto, « da ist leicht zu helfen. Wir brauchen uns nur auf unsere Hinterfüsse zu stellen und einander zu halten, und dann kann jeder von uns nach der Stadt schauen, die er zu besuchen gedenkt ».

Dem Frosch von Osaka gefiel dieser Einfall so sehr, daß er plötzlich aufsprang und seine Vorderfüsse auf die Schultern seines Freundes legte, der sich ebenfalls aufgerichtet hatte. So standen sie beide, streckten sich so gut sie konnten und hielten einander fest um nicht zu fallen. Der Frosch von Kioto wandte seine Nase nach Osaka zu, und der Frosch von Osaka wandte sich nach Kioto zu. Allein die einfältigen Geschöpfe hatten vergessen, daß ihre großen Augen, während sie aufrecht standen, auf der Hinterseite ihrer Köpfe waren, und daß ihre Nasen wohl nach den Orten gerichtet sein mochten, die sie erreichen wollten, ihre Augen aber die Orte in Sicht behielten, welche sie verlassen hatten.

« Ach, du mein Gott ! » rief der Frosch von Osaka. « Kioto ist genau wie Osaka. Es lohnt sich gewiß der Mühe nicht, eine so lange Reise zu unternehmen. Ich kehre heim ! »

« Hätte ich nur denken können, daß Osaka weiter nichts ist als ein Abbild von Kioto, so hätte ich nie den weiten Weg zurückgelegt, » klagte der Frosch von Kioto und indem er so sprach, zog er seine Hände von den Schultern seines Freundes zurück und beide fielen ins Gras. Dann nahmen sie höflich Abschied von einander und machten sich auf den Weg nach Hause, und bis an ihr Lebensende waren sie überzeugt, daß Osaka und Kioto, welche so verschieden von einander sind als es zwei Städte überhaupt nur sein können, einander so ähnlich waren wie zwei Erbsen.

(*The Violet Fairy Book.*)

Eine insektenfressende Pflanze.

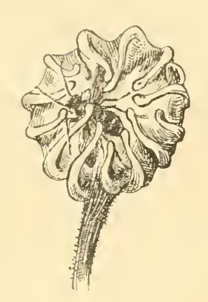
II

Während so die Blüten des Sonnentaus wunderliche Empfindlichkeit gegen den Lichtreiz verraten, scheinen seine Blättchen durchaus unempfindlich : der Wind streicht durch die Heide, die Blätter, dem Boden angedrückt, bleiben unerschüttert ; ein Regenschauer trifft sie mit schweren Tropfen, die zarten Wimpern rühren sich nicht. Aber siehe, nun schwebt eine kleine Mücke über die Heide : mit ihren scharfen Augen erspäht sie die glänzenden Tröpfchen auf dem Sonnentau, und nun läßt sie sich nieder auf eine der Wimpern am Rande eines Blättchens und versucht, mit dem Rüssel[1] den verlockenden Trank einzuschlürfen[2]. Aber in demselben Augenblick fühlt sie sich festgehalten ; denn nicht Tau ist es, der auf dem Köpfchen perlt, sondern ein klebriger[3] Saft, in dem die zarten Glieder des Tierchens einsinken. Sofort wittert[4] dasselbe Gefahr ; aber wenn es auch mit all seiner Kraft die Beinchen hebt, so bewirkt es nichts, als den zähen Tropfen in einen Faden auszuziehen, der bald wieder auf sein Köpfchen zurücksinkt. Und nun gerät das

Blatt des Sonnentaus.

1. *trompe.* — 2. *aspirer* — 3. *visqueux.* — 4. *sent.*

Blatt in eine seltsame Unruhe: seine Wimpern richten sich langsam, aber unaufhaltsam[5] empor, die nächstehenden zuerst, die andern nach der Reihe. Unter unsern Augen vergrößern sich die Tropfen, die aus den Köpfchen hervorgepreßt werden, als wässere der Pflanze der Mund[6] im Vorgefühl einer leckern Mahlzeit; die Wimpern beugen sich an ihrem Grunde und wenden ihre Spitzen gleich einem starrenden Lanzenwalde wider ihre Beute, die in der Todesangst rastlose, aber vergebliche Anstrengungen zur Befreiung macht. Schon hat eine der Nachbarwimpern das zuckende Opfer am Nacken gepackt; eine zweite drückt das rote Köpfchen an seinen Rücken; zwei, drei kommen von den Seiten hinzu; in wenigen Minuten ist das Tierchen von einem Dutzend Wimperköpfchen angefaßt; bald ist es von ihren Tropfen überflossen, erstickt und ertränkt. Nun wird der tote Körper von den äußern Wimpern wie von Hand zu Hand fortgeschoben, bis er in die Mitte des Blättchens zu liegen kommt. In kurzem richten sich sämtliche Wimpern so, daß sie ihre Köpfchen fest an den Leib des Opfers anpressen. Nicht ein starres Pflanzenblatt glauben wir vor uns zu sehen, sondern einen Polypen, der mit kräftigen Fangarmen[7] seinen Raub erfaßt und verschlingt. Im Verlaufe einer halben Stunde hat sich auch die Blattfläche gleich einer geschlossenen Hand über die Beute zusammengefaltet und entzieht die weitern Vorgänge den Blicken des Beobachters. Wenn nach ein paar Tagen das Blatt sich wieder öffnet, sind von dem getöteten Tierchen nur noch verstümmelte Reste: Flügel, Beinschienen, Schalenringe übrig geblieben; alle Weichteile sind verzehrt. Die reichliche Flüssigkeit, in der das Opfer ertränkt worden, ist verschwunden, und die Wimperköpfchen sind trocken. Erst nach einiger Zeit, wenn die Fangarme sich wieder einigermaßen in Schlachtordnung aufgestellt haben, erscheinen auch die Tautröpfchen wieder, und nun ist das Blatt gerüstet, eine neue Beute einzufangen, zu töten und zu verzehren.



Insekt von einem Blatt des Sonnentaus gefangen.

(Schluß.)

Lesebuch von Berlage und Scheuffgen.

5. *incessamment.* — 6. *comme si l'eau lui venait à la bouche.*

7. *bras.*

Wind- und Wetter-Märchen,

von Edith-Therese SCHILSKY.

Zehntes Märchen.

Was der Eiszapfen[1] erzählte.

Grausamer[2] Wind herrschte über der Erde. Feld und Wald hatten sich mit Schnee bedeckt, ein eisiger Wind pfiff über das Land, Teiche und Flüsse waren mit Eis überzogen und an den Fenstern der Häuser glitzerten Eisblumen. Eiszapfen hingen überall, es war eine vollkommene Winterlandschaft.

Hoch oben im Norden stand auf einem Felsen ein Tannenbaum,

1. *glaçon, chandelle de glace.* — 2. *cruel.*

gerade am Rande eines Gebirgsstromes, der wohl sonst von recht ansehnlicher Höhe hinuntergestürzt sein konnte, aber jetzt durch die große Kälte vollständig zu Eis verwandelt worden war. Große Eiszapfen hingen überall, und auch am Tannenbäumchen gesellten sich welche zu den Zweigen, sodaß man glauben konnte, dieses sei von unsichtbarer Hand in einen Weihnachtsbaum verwandelt worden. Da sagte der Eiszapfen zu dem Zweige, auf dem er hing: « Weißt du auch, lieber Zweig, woher es kommt, daß wir Eiszapfen jetzt so viel auf der Erde verbreitet sind, und wie wir überhaupt dahin kamen? Nicht? So will ich dir's kunden. Höre und merke gut:

König Winter, der doch lange Zeit hier unten Herrschaft führt, ging einst über das Land. Sein Gewand war von weißer Seide, sein Haar blendend wie Alabaster, sein Bart schneeweiß, und mehrere Eiszapfen wallten davon herab. In der Hand hielt er einen Stab von Alabaster, an welchem drei Eisglöckchen und drei Eiszäpfchen hingen. So ging er durch das Land und sagte den Blumen, Wiesen, Wäldern, Feldern und Gärten, daß er bald kommen würde um seine Herrschaft über die Erde zu beginnen, befahl ihnen auch sich ihm in allem zu fügen [3] und ihm gar demutsvoll [4] zu huldigen [5]. Alle versprachen dies auch.

Nach kurzer Zeit kam König Winter wieder auf die Erde, diesmal um seine Herrschaft anzufangen und eine strenge Herrschaft war's! Er befahl den Singvögeln wegzufliegen; die Blumen mußten flugs[6] zu ihrer Mutter Erde hinein schwinden, die Bäume ihr Laub abstreifen [7]; Schnee fiel und bedeckte alles mit seinem weißen Flaum[8]; an den Fenstern standen, statt wirklicher Blumen, Eisblumen von Winters Hand gemalt: das war ein strenges Walten! Dann, als alles so weit war, zog König Winter wieder über's Land um zu sehen ob alles seinen Befehlen gehorcht hätte, ob ihm die verlangte Huldigung dadurch bewiesen worden wäre. Ja, alles war so wie er es angeordnet. Er zog weiter, da kam er an einen Strom, der aber floß seines Wegs, als ob nichts geschehen wäre... und beobachtete den strengen Zuschauer an seinem Ufer garnicht. Stirnrunzelnd zog König Winter weiter und kam an ein Bächlein; und ohne ihm zu huldigen, floß dies seine gewohnte Bahn! Zornig raste er weiter bis er an einen Wasserfall kam — hei! Wie spritzten ihm die übermütig herabstürzenden Wassermassen Schaum und Gischt[9] ins Antlitz — heisa! lustig! « Stehe still und huldige mir, dem König Winter, deinem jetzigen Gebieter », rief der Erboste[10] dem Wasserfall zu. Aber: « Juchhe! Grüße send'ich dir, greiser Gebieter », antwortete das Wasser, ihn hohnlachend[11] überflutend, « ich gehorche dir nicht! Übrigens, was sind das für Anhängsel an deinem Bart! Wie drollig, wie sonderbar! Heisa! lustig! Hinweg mit dir! » und es bespritzte ihn wieder und wieder. « Wohlan denn, » rief der jetzt Wütende, « so will ich dich zwingen, wildes Wasser, mir zu gehorchen; du sollst deinen Meister gefunden haben! Alles, was Wasser ist und mit Wasser zusammenhängt, werde zu Eis, und um dich, Wasserfall, noch besonders zu erfreuen, erstarre, und werde mit Eiszapfen geschmückt, mit den « Anhängseln », die dir an meinem Barte so gefielen! so büßend[12] sollst du mir huldigen! Also rufend streckte König Winter die Hand, welche den Eiszapfen und Eisglockenstab hielt, über den Fall hin. Siehe da! Es läuteten die Glöckchen hell auf; das Wasser

3. gehorchen. — 4. *humblement*. — 5. *rendre hommage*. — 6. schnell. — 7. fallen lassen. — 8. *duvet*.

9. *mousse, écume*. — 10. zornige. — 11. *raillant*. — 12. *expiant*.

erstarrte im Fallen; Eiszapfen hingen von den Felsen, über die es gestürzt war; der ganze Wasserfall wurde ein gleichsam erstarrtes senkrechtes Eiswellenmeer!

Hohnlachend sah König Winter auf sein Werk und sagte zu einigen der Eiszapfen: « So gehet denn hin und hänget auch an Häusern, Bäumen und Sträuchern, wo doch oft Wasser ist, Regenwasser oder Tau; alles, was mit ihm verbunden hasse ich von nun an und so zwinge ich das Wasser durch euch, mir zu huldigen! » König Winter verschwand, und wir Eiszapfen beeilten uns sein Gebot zu erfüllen. So kam ich denn auch zu dir, lieber Zweig, und das ist meine Geschichte! »

* * *

Nachwort.

Sie haben alle gesprochen und uns erzählt, was sie zu verkünden hatten, von der Sonne bis zum Eiszapfen hin. Die Zeit ist gekommen, die Märchen in die Welt hinauszusenden, wo sie herumwirren werden bis sie einen Zufluchtsort gefunden....

Möge diese Wanderung eine nicht allzu langwierige und dornenreiche sein!

Die Verfasserin.

Humoristisches.

Aus der Schule.

Lehrer (beim Unterricht in der Naturgeschichte): „Wer von euch kann mir ein Beispiel von der Falschheit der Katze sagen?“ — Der kleine Thomas (Söhnchen eines Wirtes): „Sie gibt sich gerne für — Hasenbraten aus!“

Baccalauréat Sciences-Langues (juillet 1907).

(*Matières à développer. — Temps accordé : 3 heures*)

Composition allemande.

Johanna Sebus.

Im Januar 1809 trat am Rhein plötzlich Tauwetter ein: der Strom schwoll, die Dämme brachen...

Hinter dem Damme stand eine Hütte... Die Bewohner (die alte gebrechliche Mutter Sebus mit ihrer Tochter und eine Witwe mit drei Kindern) sehen ihr Haus plötzlich in der Nacht vom Wasser umgeben...

Da nimmt das siebzehnjährige Mädchen, Johanna, ihre alte Mutter auf den Rücken, trägt sie davon... Der jammernden Witwe verspricht si zurückzukehren...

Die alte Frau ist gerettet... Jetzt schreitet Johanna zur Rettung der Hausgenossen... Aber das Wasser ist noch gestiegen... Das Heldenmädchen ringt mit den stürmischen Wogen... sieht, wie die Unglücklichen mit den Trümmern des Hauses weggeschwemmt werden... wird selbst von den wütenden Wogen fortgerissen...

(*Paris, 1er jour.*)

Composition allemande.

Die Bärenhaut.

Einleitung. — Zwei Jägerburschen haben im Wirtshaus von einem Bären gehört.

I. — Sie gehen in den Wald, um ihn zu erlegen. Unterwegs teilen sie sich im Geiste schon in die Haut des Tieres, streiten sich schon über die Höhe des Gewinns, u. s. w.

II. — Plötzlich erblicken sie den Bären. Der zu erhoffende Preis erscheint ihnen auf einmal nicht wertvoll genug, und sie schleichen beschämt davon.

Schluß. Lehre.

(*Paris, 2e jour.*)

INHALTSVERZEICHNIS

DEUTSCHER TEIL

I. — Aus der Tagesgeschichte.

II. — Kleine Geschichten, Erzählungen, Biographien, Legenden, Novellen, Beschreibungen, usw.

III. — Lieder und Gedichte.

IV. — Witze und Scherze; kleine Anekdoten.

V. — Illustrationen.

VI. — Sujets de baccalauréat

Les Cinq Langues

N° 1. 5 Octobre 1906. 7e Année.

ENGLISH PART

Visit to London of French International Brotherhood Alliance.

On August 18 there arrived in London at the invitation of the English section of the International Brotherhood Alliance about 80 French members of the Brotherhood. The stay lasted over four days, and was spent in a round of visits to the principal places of interest in the Metropolis. The Alliance, which was formed for the purpose of promoting friendly relations between different countries, and the interchange of visits between citizens of various nations, has, as president, Sir Thomas Barclay, the secretary being Mr. Allen R. Baker, son of the member of Parliament for East Finsbury. Early in the present year a party of London members were entertained at Dunkirk and other towns in the North of France, and the present visit is the return one. Among the Frenchmen who came over at the invitation of the brotherhood were the Mayors and Town Councillors of Dunkirk and Malo-les-Bains. The party also included the principal representatives of labour organisations in these two towns.

The visitors were met at Cannon-street by Mr. Baker and other members of the Alliance in London. The appearance of the Frenchmen in Smithfield, where their headquarters are situated, caused a great amount of interest among the meat market[1] workers, special attention being directed to one member of the party who had his breast literally covered with medals. The French visitors left at 10.30 on a visit of inspection to the Hugh Myddelton (London County Council) School and the Northampton Institute for Technical Training. The programme for the remainder of the day included an inspection of the L. C. C. shallow tramway [2], luncheon at the Browning Settlement, Walworth, a visit to the London Fire Brigade Headquarters, Southwark, the House of Commons, and the Post Office.

Afterwards they were the guests of the Bermondsey branch of the Alliance and the local council. A deputation from the branch met the visitors in Tooley-street, and they were then conveyed by decorated tramcars to Bermondsey Town Hall. The Mayor having entertained the guests, they were shown over the municipal buildings, the public baths, the library, the electric generating station, and other municipal works.

At the invitation of Messrs. Bevington and Sons, the visitors then inspected that firm's tannery, and the various processes in the making of leather were explained to them [3].

Subsequently visits were paid to Messrs. Peek, Frean, and Company's biscuit factory, to the docks and to the Royal Mint, St. Paul's Cathedral, and other places of public interest.

1. *Halle*.

2. In Kingsway. — 3. This part of London is devoted to tanning.

The Way of the World.

General Booth, who visited Stratford-on-Avon in connection with his motor campaign from Inverness to Plymouth, drove to Shakespeare's birthplace in his car. The General reverently walked through the birthroom, and on leaving inscribed his

General Booth.

name in the visitors' book. Outside the birthplace he waved a small Salvation flag, and extending his arms, gave the house his blessing. The Mayor and Corporation of Stratford accorded the General and his staff a civic reception.

*
* *

We regret to note the death of Miss Elizabeth Sewell, the well-known authoress. She was over 90 years of age. She became known as a writer of fiction by her "Amy Herbert" in 1844. This was followed by "Gertrude," "Sketches," and "Laneton Parsonage," 1847; "Margaret Percival," "Child's History of Rome," 1849; "The Earl's Daughter," 1850; "Experience of Life," "First History of Greece," and "Journal of a Summer Tour on the Continent," 1852. Other works included "Katherine Ashton, a Tale," 1854; "Ivors," 1856; "Ursula, a Tale of Country Life," "Cleve Hall," "History of the Early Church," 1859; "Popular History of France, from the Earliest Period to the Death of Louis XIV," 1876; "Letters on Daily Life," 1885.

Her books were much read by those who were girls in the early and middle periods of Queen Victoria's reign.

*
* *

Pevensey[1] is fired with ambition to out-do Warwick and have a pageant of its own next year, when there is talk of the landing of William the Conqueror being re-enacted.

*
* *

By the sudden death, of heart failure, of Mrs Craigie, who wrote under the pen-name [2] of "John Oliver Hobbes", literature has lost a brilliant writer, whose novels owed their success to felicity of diction rather than to profundity of thought. Her plays did not hold the stage. When the present writer met her twenty years ago, she was a handsome and clever girl, but was in no way a genius.

*
* *

The sympathy of Europe, of the British nation, and of the King has gone out to the Prime Minister on the death of his wife, Lady Campbell-Bannerman, who was interred in Meigle Churchyard, Perthshire, on September 5. She was an able, wise, and talented lady.

---

1. At Pevensey on the coast of Sussex William the Conqueror landed in 1066. — 2. *Pseudonyme.*

The Captain of the " Great Eastern ".

The death is announced of Capt. H. A. Moriarty, R. N. [1], aged 91. According to the *Times,* he had a most interesting career, and his services were mentioned in dispatches, and in 1854-5 he placed some of the mortar vessels before the bombardment of Sveaborg, receiving the Baltic medal. In 1857-8, and again in 1865-6, he represented the Admiralty in the attempts made to lay the Atlantic cable. When one of the first cables parted Capt. Moriarty took the most careful bearings, which subsequently proved to be of great value. In 1866, when the Great Eastern [2] was carrying a new cable, Capt. Moriarty indicated the position in mid-ocean at which the end of the broken wire would be found. There was some excitement on board, and almost simultaneously with Capt. Moriarty's declaration that the vessel was " over the spot " [3] it is stated that a ship's officer shouted : " We've hooked it [4]. You said we ought to, Capt. Moriarty, and we have. " This proved to be the case. For his services in this and other cable-laying voyages he was decorated with the C.B [5] order, also receiving a valuable testimonial from his brother officers.

1. Royal Navy. — 2. The largest and most famous vessel of that time. — 3. Just above the cable. — 4. *Accrocher.* — 5. Commander of the " Order of the Bath. "

Robinson Crusoe's Island Submerged.

NEW YORK, Aug. 20 th. — A telegram from Lima states that as a result of the earthquake Juan Fernandez, four hundred miles off the Chilian coast, has been sunk.

There is little reason for doubt that Juan Fernandez was the island which Daniel Defoe had in his mind when he described the adventures of Robinson Crusoe. He remembered the adventures of a certain Scottish sailor, Alexander Selkirk, who was abandoned on the island from November, 1704, and remained there until he was relieved in February, 1709.

Juan Fernandez is, or was, one of the most lonely of the islands in the Southern Pacific, thirteen miles in length and four in width, and belonged to Chile. It was discovered by a Spanish pilot in 1563, who gave to it his own name.

At the foot of " Selkirk's Lookout [1] " a tablet was erected in 1868 by the officers of H. M. S. Topaze, bearing the following inscription : " In memory of Alexander Selkirk, mariner, a native of Largs, in the county of Fife, Scotland, who was on this island in complete solitude for four years and four months. He was landed from the Cinque Porte, galley [2], 96 tons, 16 guns, 1704, A. D., [3], and was taken off by the Duke, privateer [4], 12th Feb., 1709. He died lieutenant of the Weymouth, 1723 A. D., aged 47 years. This tablet was erected near 'Selkirk's Look-out' by Commander Powell and officers of H. M. S. Topaze, 1868 A. D."

From 1818 to 1835 the island was used as a convict settlement by the Chilian Government. In 1868 it was leased [5] by Chile to a number of German colonists, who have used it to supply whalers [6] and other passing ships, and for such remains of sea-lion [7] hunting and fur sealing as still existed. The inhabitants up to the time of the present earthquake were mainly these Germans and their descendants.

In 1835 the island was governed by a Mr. Sutcliffe, an Englishman in the Chilian service. He was present when a severe earthquake took place on Feb. 20th of that year, and has left on record an interest-

1. *Vigie.* — 2. *Galère.* — 3. *Anno Domini.* — 4. *Corsaire ; vaisseau qui porte des « lettres de marque ».* — 5. *Louée.* — 6. *Baleiniers.* — 7. A kind of seal.

ing description. It was owing to the severity of the earthquake that the place was abandoned as a convict settlement.

*
* *

We give some verses of Cowper's (1731-1800) poem, entitled "The Solitude of Alexander Selkirk":

"I am monarch of all I survey;
My right there is none to dispute;
From the centre all round to the sea
I am lord of the fowl and the brute.
O Solitude! Where are the charms
That sages have seen in thy face?
Better dwell in the midst of alarms
Than reign in this horrible place.

I am out of humanity's reach,
I must finish my journey alone,
Never hear the sweet music of speech;
I start at the sound of my own.
The beasts that roam over the plain
My form with indifference see;
They are so unacquainted with man,
Their tameness is shocking to me [8]."

8. History relates that Selkirk did *not* regret his lonely life.

Westminster Abbey.

The approach to Westminster Abbey through gloomy monastic remains [1] prepares the mind for solemn contemplation. The cloisters still retain something of the quiet and seclusion[2] of former days. The grey walls are discoloured by damps, and crumbling with age; a coat of hoary[3] moss has gathered over the inscriptions of the mural monuments, and obscured the death's heads, and other funeral emblems. The sharp touches of the chisel [4] are gone from the rich tracery of the arches; the roses which adorned the key-stones[5] have lost their leafy beauty; everything bears marks of the gradual dilapidations of time, which yet has something touching and pleasing in its very decay. I paced the cloisters, sometimes contemplating this mingled picture of glory and decay, and sometimes endeavouring to decipher the inscriptions on the tombstones which formed the pavement. Then I pursued my walk to an arched door opening to the interior of the Abbey.

As one enters here, the magnitude of the building breaks fully upon the mind, contrasted with the vaults of the cloisters. The eye gazes with wonder at clustered columns of gigantic dimensions, with arches springing from them to such an amazing height; and man, wandering about their bases, shrank into insignificance in comparison with his own handiwork. The spaciousness and gloom of this vast edifice produce a profound and mysterious awe. It seems as though the nature of the place presses down upon the soul, and hushes the beholder into noiseless reverence. We feel that we are surrounded by the congregated bones of the great men of past times, who have filled history with their deeds [6], and the earth with their renown. And yet it almost provokes a smile at the vanity of human ambition, to see how they are crowded together and jostled [7] in the dust.

Poets' Corner.

I passed some time in Poets' Corner, which occupies an end of one of the transepts or cross aisles of the Abbey. The monuments are generally simple, for the lives of literary men afford no striking theme for the sculptor. Shakespeare and Addison have statues erected to their memories; but the greater part have busts, medallions, and sometimes mere inscriptions. Notwithstanding the simplicity of these memorials, I have always observed that the visitors to the Abbey remain longest about them. A kinder and fonder feeling takes place of that cold curiosity or vague admiration with which they gaze on the splen-

1. *Restes.* — 2. *Retraite.* — 3. White with age. — 4. *Ciseau.* — 5. *Clef de voûte.*

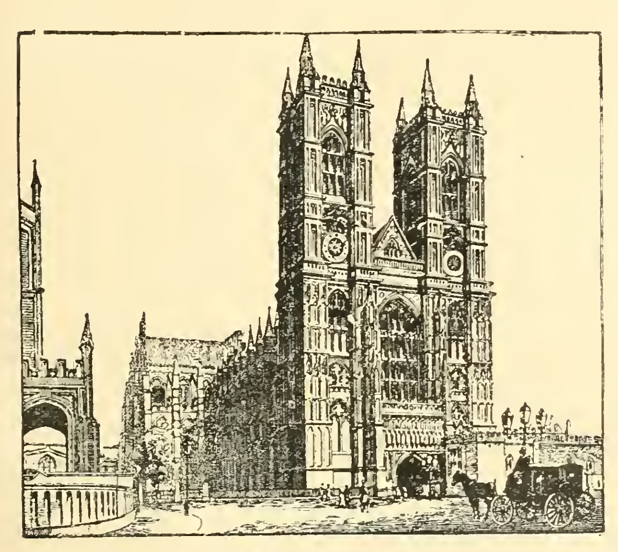
6. Acts. — 7. To jostle = *coudoyer.*

did monuments of the great and the heroic. They linger about these as about the tombs of friends and companions; for indeed there is something of companionship between the author and the reader.

Well may posterity be grateful to the author's memory; for he has left it an inheritance, not of empty names and sounding actions, but whole treasures of wisdom, bright gems of thought, and golden veins of language.

(*To be continued.*)

Condensed from the *Sketch Book*, by Washington Irving (1783-1859).



Westminster Abbey, West Door.

Capital *.

The term Capital is applied sometimes to the whole Wealth of a man, sometimes to that part only which is employed for the creation of new Wealth.

In the one sense, as in the other, Capital is composed of material and intellectual goods.

The intellectual Capital of a man consists of his understanding, his knowledge, his capacities, his will-power, his experience, etc. This Capital enhances in a considerable measure the value of the man. But he who desires to possess intellectual Capital must acquire it for himself by his own labour.

Material Capital is divided into Fixed, or immovable, and Circulating, or movable, Capital. To determine whether an object belongs to Fixed or Circulating Capital, one must know the use to which it is applied.

The weaving-loom remains in the workshop, and does not leave it; the hemp, on the contrary, comes, is worked into linen, is sent out, and is replaced by fresh hemp. Hemp and linen, just as money, pass from hand to hand or, as one says, "they circulate"

The weaving-loom, is therefore, Fixed Capital, and hemp Circulating Capital. A carriage, which belongs to a carriage-maker, is Circulating Capital, for it passes from one owner to another, from hand to hand. But if it belongs to a letter-out of carriages on hire, it forms Fixed Capital. It is the instrument of the coachman; for, with the help of his carriage, he renders services for which he is paid. In the same manner, lands with the agricultural equipment corresponding, buildings, installations for the carrying on of an industry, implements, machines, and so on, belong to Fixed Capital. The acquirements of the doctor, the lawyer, the school master, the architect, form intellectual Capital, and ought, like most tools,

* See the four other Parts.

to be reckoned amongst Fixed Capital.

To Circulating Capital belong the cattle, which are bought thin, to be fattened up and sold again, as also the leather of the shoemaker, the cloth of the tailor, the coal for the heating and the oil for the greasing of machines, the money for the payment of taxes, rent, the salaries of employés, the wages of workmen and servants, seeds for sowing, etc.

Capital receives its true signification from the use to which it is put. It must unite with Labour, and support it. In this manner it renders possible the establishment of institutions for primary and secondary education and the acquisition of numerous instruments of culture; it facilitates intercourse by streets, railways, and telegraphs, and thus, furthers the interchange of ideas; it destroys imported prejudices, and enlarges the horizon. So it has become a supporter of real enlightenment and education, and with its fall culture would also retrograde.

One sometimes hears the opinion expressed that Capital is the natural enemy of the Lower Classes, and that they can have no better days until Large Capital has been destroyed. It is unfortunately true that Large Capital, in the hands of an unscrupulous man can be mis-used as an instrument for the domination and spoliation of others. But abuse can be exercised with everything. Wine is a precious gift. He who takes it in excess, disgraces himself. The right of speaking and writing freely is much mis-used by many persons. And yet freedom of speech and freedom of the Press are counted amongst the dearest rights of a free people. On this account, therefore, war should not be declared upon Capital, only because the possession of Capital can lead, and sometimes does lead, to acts of injustice and to hardships. After Block.

The Little Piggie[1].

There was once a little piggie who grew very tired of his nice warm sty[2], and all his little brothers and sisters. "Grunt, grunt", said he, "why should not I live in a proper house like the cat and the canary?" He was so angry that the old sow said : "Well, my dear, you had better go and live in a house." So one fine morning, the little piggie squeezed through a hole in the gate and trotted up to the back door which was always open. There was no one about, so he trotted into the kitchen and looked round. There was a big bowl of something that looked soft and nice before the fire, and in a minute piggie was in the middle of it. It stuck to his little trotters[3], and when he had had enough he found it quite hard to get out again. It really was great fun, and there was so much to see, that he thought he would go a little further. The next door took him to the dairy. "I like milk", he grunted, as he scrambled[4] into a big pan of it. He drank as much as he could, and then had a bath in it, upsetting[5] it all over the clean floor. Soon the cook came in. "Goodness me"[6], cried she, "who has been touching my dough[7], which I put to rise[8]?" and then she saw the foot prints which led to the dairy. Oh! what a whipping Piggie got. "I'll never go from my own dear sty again", he sobbed. "Oh-o-o, how my back does smart." "Serve you right", grunted the old sow.

Mona Swift

(*Stories for You*).

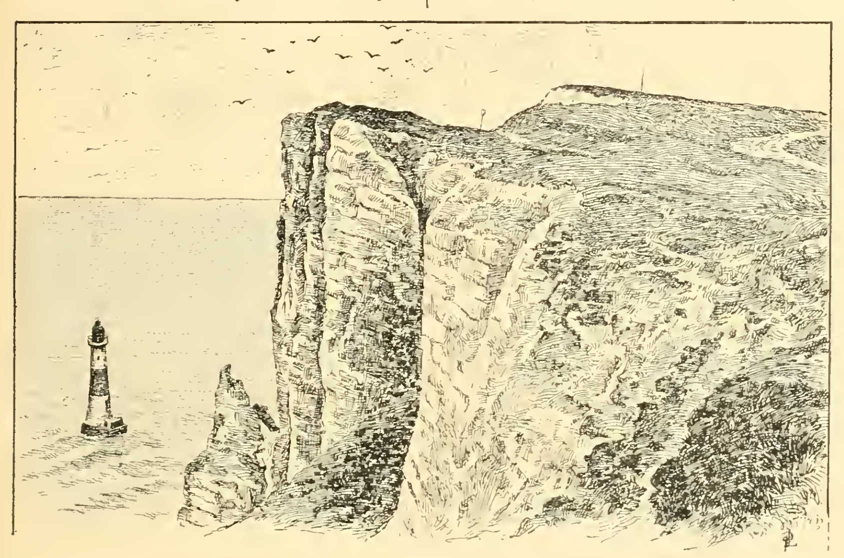
---

1. *Petit cochon.* — 2. *Étable à cochons.* — 3. Feet. — 4. To scramble = To climb with difficulty. — 5. Overturning. — 6. *Mon Dieu!* — 7. *Pâte.* — 8. *Lever.*

The Lighthouse[1].

Have you ever seen a lighthouse? It is a tall high tower built on some rocks out at sea. In the top of it there is a very strong light, so strong that sailors see it far out at sea, and when they see it they know that there are rocks there, and they must not come in too close to land. Sometimes the lighthouse is built on land. It is made quite round so that it may be stronger, and in it, one above another, are little rooms, where the men who look after the light live. They are cosy[2], warm little rooms, but often on a stormy night the waves dash right up the walls, and the whole lighthouse shakes and you would then rather be on dry land. The men who live in the lighthouse have to look after the light and take care that it is always burning clearly and brightly, so that it may be seen many miles away. Some lighthouses have a revolving light that is sometimes red, and sometimes green. It is only brave, strong men who can live in the lighthouse, for the life is very lonely, and in times of great storms even the very bravest and strongest are afraid.

Some of the chief lighthouses on the English coast are the Eddystone (near Plymouth), Beachy Head (near Eastbourne), Flamborough Head in Yorkshire, and the South Foreland (near Dover). From Deal one can see the revolving light at Cape Gris Nez.



Beachy Head Lighthouse.

1. *Phare*. —2. Comfortable.

The Miraculous Pitcher[1].

1

One evening, in times long ago, old Philemon[2] and his wife Baucis sat at their cottage-door, enjoying the beautiful sunset. They had already eaten their frugal[3] supper, and intended to spend a quiet hour or two before bedtime. But the rude shouts of children and the fierce barking of dogs, in the village near at hand, grew louder and louder, until, at

1. *Cruche*. — 2. This charming classical story is the subject of Gounod's delightful Opera "Philémon et Baucis". — 3. Small.

last, it was hardly possible for Baucis and Philemon to hear each other speak.

"Ah, wife", cried Philemon, "I fear some poor traveller is seeking hospitality among our neighbours yonder, and, instead of giving him food and lodging, they have set their dogs at him, as their custom is."

These old folk[4] were quite poor, and had to work hard for a living. Their food was seldom anything but bread, milk, and vegetables, with sometimes a portion of honey from their bee-hive[5], and now and then a bunch of grapes that had ripened against the cottage-wall. But they were two of the kindest old people in the world, and would cheerfully have gone without their dinners any day, rather than refuse a slice of their brown loaf, a cup of new milk, and a spoonful of honey, to the weary traveller who might pause before their door.

Their cottage stood on a rising ground, at some short distance from a village, which lay in a hollow valley, about half a mile in breadth, that, in past ages, had probably been the bed of a lake. There, fishes had glided[6] to and fro in the depths, and water-weeds had grown along the margin, and trees and hills had seen their reflected images in the broad and peaceful mirror. But, as the waters subsided, men had cultivated the soil, and built houses upon it, so that it was now a fertile spot, and bore no traces of the ancient lake, except a very small brook, which meandered through the village, and supplied the inhabitants with water. The valley had been dry land so long, that oaks had sprung up, and grown great and high, and perished with old age, and been succeeded by others, as tall and stately as the first. Never was there a prettier or more fruitful valley.

But the villagers were not worthy to dwell in such a lovely spot. They were a very selfish and hard-hearted people, and had no pity for the poor, nor sympathy with the homeless. They taught their children to be no better than themselves, and used to clap their hands, by way of encouragement, when they saw the little boys and girls run after some poor stranger, shouting at his heels, and pelting him with stones. They kept large and fierce dogs, and, whenever a traveller ventured to show himself in the village street, this pack of disagreeable curs[7] scampered[8] to meet him, barking, snarling, showing their teeth, and finally seizing him by the leg or his clothes.

So now it can be understood why Philemon spoke so sorrowfully, when he heard the shouts of the children and the barking of the dogs. The old couple sat shaking their heads while the noise came nearer and nearer, until, at the foot of the little eminence on which their cottage stood, they saw two travellers approaching on foot. Close behind them came the fierce dogs, snarling at their very heels. A little further off, ran a crowd of children, who sent up shrill cries, and flung stones at the strangers, with all their might. Once or twice the younger of the two men (he was a slender and very active figure) turned about, and drove back the dogs with a staff which he carried in his hand. His companion, who was a very tall person, walked calmly along, as if disdaining to notice either the children, or the pack of curs, whose manners the children seemed to imitate. Both travellers were very humbly clad, and looked as though they might not have enough money in their pockets to pay for a night's lodging.

(*To be continued.*)

Nathaniel Hawthorne
(1804-1864).

(Abridged from *A Wonder-Book for Girls and Boys.*)

4. People. — 5. *Ruche.* — 6. *Glisser.*

7. Bad dogs. — 8. Ran.

Les Cinq Langues

N° 2. 20 Octobre 1906. 7e Année.

ENGLISH PART

The Visit of the Franco-Scottish Society.

The first visit to England of members of the Franco-Scottish Society was made the occasion of a very hearty welcome at Dover Pier [1] by the Dover and East Kent Scottish Society. As the Calais steamer came alongside the pier, the delegates were received with a selection of Scottish music, rendered by the pipers [2] of the Gordon Boys'Orphanage, in their Highland garb [3]. Mr. P. W. Mackenzie, president of the Dover and East Kent Scottish Society, and a number of the members then proceeded on board the steamer, where introductions took place, and a large bunch of heather [4], tied with the French colours, was presented. Mr. Mackenzie read an address of welcome.

The delegates who were attending the anniversary meetings of the Scottish branch in Aberdeen were met at the station by the hosts with whom they were to reside. There was a reception in the town hall, where Lord Aberdeen, president of the Scottish branch, introduced the visiting members to their northern colleagues. Aberdeen, he said, would not be slow to assist in promoting and maintaining the happy relationship which existed not only between Scotland and France, but between the British nation and the French.

Lord Provost Lyon extended a cordial welcome to all the members of the society, and especially those from France.

M. Boutroux, Professor of Philosophy at the Sorbonne, in replying, apologized for the absence of M. Casimir-Périer, who had been prevented from coming with them owing to serious illness in his family. It gave the French delegates great pleasure to be in Aberdeen. It was their desire that their intercourse should be useful for purposes of culture and of commerce. A great thing that Frenchmen could learn from Great Britain was to reconcile the love of progress and freedom with a reverence for tradition and for the past. Every time a Frenchman came to Great Britain, it was the marvellous combination of the love of the past and the desire for progress with which he was impressed. He hoped that on those lines his own country also would progress.

It was enthusiastically resolved to send the following telegram to the King :

> " The French and Scottish members of the Franco-Scottish Society, assembled in anniversary congress in the town-house , Aberdeen, and participating in the city's hospitality, respectfully offer their homage to his Majesty the King , recognizing in him a Sovereign who not only has the interests of his own people at heart, but the peace and prosperity of all nations. May his Majesty long be spared to enjoy the universal love, respect, and admiration which he possesses"

Later the members divided into two parties and proceeded by special trains to Fyvie Castle and Glamis Castle respectively.

At Fyvie Castle the party were received by Lord and Lady Leith,

1. *Jetée.* — 2. *Joueurs de musette.* — 3. *Costume.* — 4. *Bruyère* : it grows on the Scotch Moors.

of Fyvie, while the other party was received at Glamis Castle, in Forfarshire, by the Earl of Strathmore.

On another day the members had excursions from Aberdeen, one party going to Haddo House, on the invitation of Lord Aberdeen.

At Haddo House Lord Aberdeen read a letter of apology from M. Casimir-Périer, and a telegram from M. Delcassé in reply to a telegram sent to him from the banquet given to the French delegates by the Aberdeen Chamber of Commerce.

The meetings closed with a banquet to the delegates by the Scottish branch of the society.

Archæologists at St James's Palace.

By permission of the King, the London and Middlesex Archæological Society met at St. James's Palace, and were allowed to pass right through the building, including the State apartments, which are little known to the general public, the last occasion on which they were opened being the jubilee of Queen Victoria in 1887. Dr. Edgar Sheppard, Sub-Dean of the Chapels Royal, who arranged the visit, welcomed the visitors in the name of the King, and conducted them over the palace, describing the palace and its historical associations.

The visitors were taken through the old guard room and the armoury room, both of which are hung with arms and armour, and then through the old tapestry room, which was once the Presence Chamber [1]. Round the walls of this room hang tapestry, made for Charles I., believed to be unique. It is of old Mortlake manufacture and of exquisite workmanship. From a bay [2] - window in the room, on the death of the sovereign his or her successor was proclaimed. In a room formerly known as the Great Council Chamber, it was the custom for the Poet Laureate's new year's and birthday odes to be read in the presence of the whole Court. This was now known as the Throne Room.

Dr. Sheppard also gave an interesting account of the cellars beneath the palace. Few people, he said, knew that in these cellars the King's wine was kept. The cellars were of immense area, occupying the entire basement of the State apartments, and were now filled completely with wine in the wood [3]. Beyond the vaults there were nine apartments, adjoining each other in regular order, which contained wine in bottles. Some time ago a strange discovery was made. As the result of the heavy fall of a cask of wine, one of the flat stones was cracked and this revealed the existence of a sub [4] — cellar. The atmosphere was found to be quite pure, and when the place was entered it was seen that this was due to the presence of a shaft admitting fresh air. At one end was a pool for draining off surplus water, which was apt to flow into St. James' Park when tides in the river were high. Two old-fashioned bottles and a tree much resembling a rose tree were discovered in this sub-cellar.

St James's Palace.

1. *Salle du trône.* — 2. *Cintrée.*

3. *En fûts.* — 4. Under.

The Way of the World.

Fyvie Castle, where the King and Queen of Spain, and, more recently, the Franco-Scottish Society visited Lord Leith, occupies a picturesque position on the left-hand of the Ythan, in Aberdeenshire. Part of the existing castle dates back to about 1400, but the original « Chastel of Fyvyn » is believed to have been erected between 1165 and 1214. The Preston Tower, which is the oldest portion of the building, was named after the builder. At the opposite end is the Meldrum Tower, erected late in the fifteenth century. The pride of the Castle is the Seton Tower, which was built by the Earl of Dunfermline, and contains a grand staircase, which excites the admiration of architects. It bears the date of 1599. The two south oriel windows bear the homely Scottish saying: « Gang east and west, but hame's best [1] ».

*
* *

It is not generally known that the King carefully preserves the programmes of the proceedings in which he has taken part. These souvenirs, several thousand in number, are carefully pasted [2] into large books, which are preserved in the library of Buckingham Palace. In the same way the King has kept all his theatre programmes since his earliest playgoing days. The bill [3] of the play placed in the Royal box used to be printed on silk or satin, with a heavy fringe. It is now, as a rule, of a less elaborate nature, but not for that reason any the less artistic.

*
* *

The spot in Westminster Abbey where the remains of Sir Henry Irving were interred a year ago bears now, in brass lettering upon the slab, "Sir Henry Irving, 1838-1905". Many wreaths and mementoes were laid there on the anniversary by sorrowing friends.

*
* *

In connection with the Aberdeen University festivities, at which some of the Franco-Scottish Society were present, the *Scotsman* mentions an interesting fact. As one of the principal towns in Scotland, Aberdeen, from a very early period in its history, has enjoyed a considerable measure of Royal favour. Between the twelfth and the seventeenth centuries, few, if any, of the Scottish or British sovereigns failed to visit it, and that, in several instances, not once but various times. But with the downfall of the Stuarts there came a long period during which no monarch ever went so far north, and Queen Victoria, in 1848, was the first to set foot in the granite [4] city since Charles II.'s brief stay in 1650. King Edward VII. is, therefore, the first British King who has been in the city for 256 years.

1. "Go east and west, but home is best". — 2. *Collés*. — 3. *Affiche* ; *placard*.

4. Aberdeen is mainly built of granite stone from the Scotch mountains.

Westminster Abbey.

(*Continued.*)

From Poets' Corner I continued my stroll [8] towards that part of the Abbey which contains the sepulchres of the kings. At every turn I met with some illustrious name or the cognizance of some powerful house renowned in history. As the eye darts into these dusky chambers of death, it catches glimpses of strange effigies; some kneeling in niches, as if in devotion; others stretched upon the tombs, with hands piously pressed together; warriors in armour, as if reposing after battle; prelates with croziers and mitres; and nobles in robes and

8. Walk.

coronets, lying as it were in state. I paused to contemplate a tomb on which lay the effigy of a knight in complete armour. A large buckler[9] was on one arm; the hands were laid in supplication upon the breast; the face was almost covered with the morion[10], the legs were crossed in token of the warrior's having been engaged in the holy war. It was the tomb of a crusader; of one of those military enthusiasts, who so strangely mingled religion and romance, and whose exploits form the connecting link between fact and fiction, between the history and the fairy tale. There is something extremely picturesque in the tombs of these adventurers, decorated as they are with rude armorial bearings and gothic sculpture. They have an effect infinitely more impressive on my feelings than the fanciful attitudes, the over-wrought conceits, and allegorical groups, which abound on modern monuments. I have been struck, also, with the superiority of many of the old sepulchral inscriptions. There was a noble way, in former times, of saying things simply, and yet saying them proudly.

Henry the Seventh's Chapel.

I continued in this way to move from tomb to tomb, and from chapel to chapel, until at length I stood before the entrance to Henry the Seventh's Chapel. A flight of steps leads up to it, through a deep and gloomy, but magnificent arch. Great gates of brass, richly and delicately wrought, turn heavily upon their hinges, as if proudly reluctant to admit the feet of common mortals into this most gorgeous of sepulchres. The eye is astonished by the pomp of architecture, and the elaborate beauty of sculptured detail. The very walls are wrought into universal ornament, encrusted with tracery, and scooped into niches, crowded with the statues of saints and martyrs. Stone seems, by the cunning labour of the chisel, to have been robbed of its weight and density, suspended aloft, as if by magic, and the fretted roof achieved with the wonderful minuteness and airy security of a cobweb[11]. Along the sides of the chapel are the lofty stalls of the Knights of the Bath, richly carved of oak, though with the grotesque decorations of gothic architecture. On the pinnacles of the stalls are affixed the helmets and crests of the knights, with their scarfs[12] and swords; and above them are suspended their banners, emblazoned with armorial bearings, and contrasting the splendour of gold and purple and crimson, with the cold grey fretwork[13] of the roof. In the midst of this grand mausoleum stands the sepulchre of its founder — his effigy, with that of his queen, extended on a sumptuous tomb, and the whole surrounded by a lofty and superbly-wrought brazen railing.

Condensed from *The Sketch Book*; by WASHINGTON IRVING (1783-1859).

9. Shield, *bouclier*. — 10. The front of the helmet.

11. *Toile d'araignée*. — 12. *Écharpe*. — 13. *Ouvrage en bosse*.

On the Tombs in Westminster Abbey.

Mortality, behold and fear
What a change of flesh is here!
Think how many royal bones
Sleep within these heaps of stones;
Here they lie, had realms and lands,
Who now want strength to stir[1] [their hands,
Where from their pulpits seal'd [with dust
They preach, " In greatness is no [trust ".
Here's an acre[2] sown indeed
With the richest royallest seed
That the earth did e'er suck in

1. Move. — 2. A churchyard used to be called " God's Acre ".

Since the first man died for sin:
Here the bones of birth have cried
"Though gods they were, as men
[they died !"
Here are sands, ignoble things,
Dropt from the ruin'd sides of kings:
Here's a world of pomp and state
Buried in dust, once dead by Fate.

Francis BEAUMONT[3] (1586-1616)

3. The famous collaborator with John Fletcher, their plays being by "Beaumont and Fletcher"

"Stones of Venice".

Save Rome, no city in the world is probably so rich in public monuments as Venice. From a tabulated return recently drawn up for the administration, it appears that in buildings alone the historic edifices, or fragments of such edifices, number 2680, of which 475 are in the quarter of Saint Mark, though the cathedral and palace are only counted as two. The churches are 114, and the palaces 526. Then there are 289 façades, and window groups of architectural interest in various styles. The object aimed at in compiling this return is to prevent future profanation or dispersion. The bas relief of St. George[1] and the Dragon, mentioned by Ruskin in *The Stones of Venice*, has vanished, and all trace is lost.

1. The Feast-day of St George, the Patron Saint of England, is on Shakespeare's birthday, April 23.

On Labour*.

If anyone moves today a heap of square stones from the place where they lie in the court, and tomorrow brings them back to the same spot, this activity is no doubt exceedingly painful, but it cannot be counted as Labour, because by it nothing useful has been produced. If we pass through a certain distance, in order to take a walk, this, too, is not Labour. But let a messenger traverse the same, space, in order to execute a commission, and he can justly say of himself that he has worked. He can for that journey rightly demand payment.

Labour must be directed towards a certain end, and be useful; moreover, it must produce a commercial value. We can, therefore, merely in a figurative sense speak of the Labour of a force of Nature, an animal, a machine; for it is Man who, in these cases, contrives, directs, and maintains the activity of the force. In every instance of Labour one can distinguish three different stages. First of all, Man recognises that through any particular form of activity this or that useful thing can be made; then follows the resolution to carry out the activity, and finally, the execution itself. Thus before the corporeal activity there has gone an intellectual activity.

Of a purely corporeal activity one, therefore, cannot speak.

Just as little can one affirm of a piece of work that it is only an intellectual activity. For the scholar, who by earnest thought believes he has discovered the solution of some difficult problem, in no way contents himself with the simple act of thinking; but he completes his mental Labour by expressing the result of it in words or by setting it down in writing

After Dr. MOORMEISTER.

* See the four other Parts.

The Miraculous Pitcher.

II

The benevolent old couple noticed all this, and Baucis hastened to the cottage to prepare a bowl

of bread and milk for the strangers' supper, whilst Philemon, extending his hand in a most hospitable manner, bade them welcome as heartily as possible. He was answered in a lively way by the younger[9] traveller, who seemed in such good spirits that one would not have fancied that he was weary with a long day's journey, besides being disheartened by rough treatment at the end of it.

He was dressed rather oddly, with a sort of cap on his head, the brim of which stuck out over both ears. Though it was a summer evening, he wore a cloak, which he kept wrapt closely round him. Philemon perceived, too, that he had on a singular pair of shoes; but, as it was now dusk, and as the old man's eyesight was none of the sharpest, he could not precisely tell in what the strangeness consisted. One thing, certainly, seemed queer. The traveller was so wonderfully light and active that it appeared as though his feet sometimes rose from the ground of their own accord, or could only be kept down by an effort.

His staff was made of olive-wood, and had something like a little pair of wings near the top. Two snakes, carved in the wood, were represented as twining themselves about the staff, and were so very skilfully executed that Philemon almost thought them alive, and that he could see them wriggling and twisting.

By this time Philemon and his guests had reached the cottage door, and the travellers were asked by their kind host to rest themselves upon a bench. The younger stranger threw himself carelessly upon it, letting his staff fall. Here happened something rather marvellous. The staff seemed to get up from the ground of its own accord, and, spreading its little pair of wings, it half hopped, half flew, and leaned itself against the wall of the cottage. There it stood quite still, except that the snakes continued to wriggle. Before Philemon could ask any questions, the elder stranger diverted his attention by speaking to him.

"Was there not", asked the stranger, in a remarkably deep tone[10] of voice, "a lake, in very ancient times, covering the spot where now stands yonder village?" "Not in my day", answered Philemon; "and yet I am an old man, as you see. There were always the fields and meadows, just as they are now, and the old trees, and the little stream murmuring through the midst of the valley. My father, nor his father before him, ever saw it otherwise, so far as I know; and doubtless it will still be the same, when old Philemon shall be gone and forgotten".

(*To be continued.*)

Nathaniel Hawthorne (1804-1864).

(Abridged from *A Wonder-Book for Girls and Boys.*)

9 This is Hermes or Mercury, here called " Quicksilver " = *Vif argent.* His winged cap, cloak and shoes, and his snake staff may be seen in any illustrations of the classics, and on some postage-stamps.

10. This is Zeus or Jove, the " Father of Gods and Men ".

The King's Pet Dog.

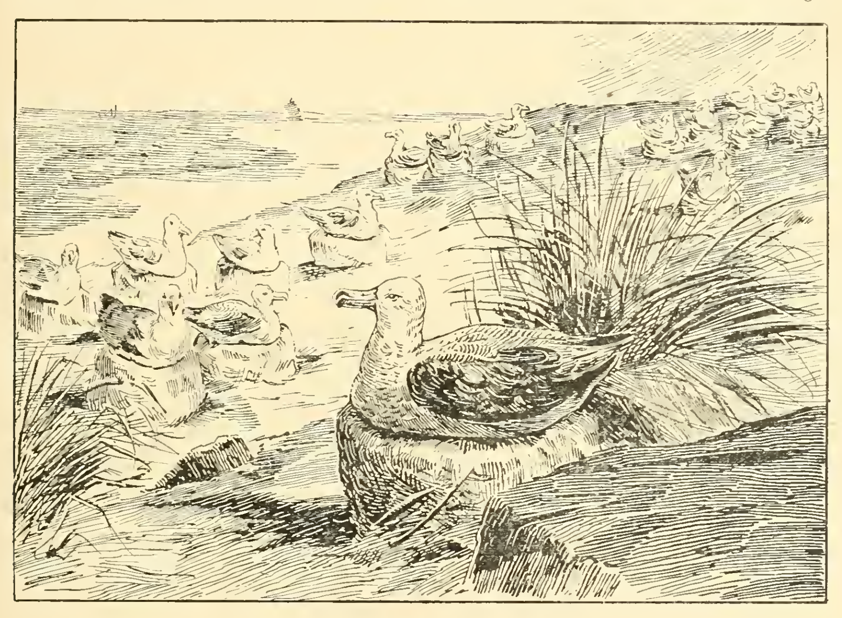
The King's pet dog is Cæsar, a long-haired fox-terrier, who carries himself with a dignity befitting the inscription on his collar, " I belong to the King. " Cæsar, whether on boat or in carriage puts himself into a position where he can keep an eye on his royal master. Needless to say, he is well looked after, and usually his coat is of an immaculate whiteness, but there are occasions when he yields to the temptation of a rabbit or cat hunt.

The Albatross.

The largest sea-bird that flies, is the wandering Albatross: but large as specimens of this bird are to the eye, they are not so in reality, for they are so abundantly covered with feathers that, when plucked of their feathers, they appear not above half their original size, and when cleaned, their weight is comparatively trifling. With this light body, and an immense spread[1] of wing, they are able to venture far from land, as they have been met almost a thousand miles from the nearest shore. It is a pleasing relief to the eye when one is sailing over the landless oceans frequented by the Albatross, where, excepting a passing sea-bird, nothing meets the sight but a tract of boundless water, to observe this superb bird sailing in the air, in graceful and elegant movements, seemingly[2] under the influence of an invisible power; for when once it is elevated in the air, there is scarcely any visible movement of its wide wings. Rising, as if without any muscular power of its own, and then descending, it sweeps the air close to the stern[3] of the vessel, with an independence of manner as if it were monarch of all it surveyed. It has been observed that these birds can lower themselves to the water's edge and then again rise without any apparent impulse. Whether with or against the wind, seems to be a matter of indifference to them. No tempest troubles the Albatross, for he may be seen with equal vigour, sportively wheeling[4] in the blast[5] and carousing[6] in the hurricane. Of this noble bird it may indeed be said :

His march is o'er the mountain wave,
His home is on the deep[7].

In the gale[8] he will sweep, occasionally, the rising billows, and seem to delight in the spray[9]



ALBATROSS.

1. Stretch. — 2. Apparently.

3. *Arrière.* — 4. *Se tourner.* — 5. Wind. 6. Making merry. — 7. From Thomas Campbell's poem "The Mariners of England." — 8. Storm. — 9. *Embrun.*

bursting over him. Tired, in truth he rarely is; but should he be so, though never seen to swim, he can in consequence of his feet being webbed[10] and remarkably large, walk on the surface of the water when it is smooth with hardly any assistance from his wings; and the noise of his tread[11] may be heard at a great distance.

Bishop Stanley.

(*On Birds.*)

10. *Palmé.* — 11. Walking.

The North Pole[1].

Some children think that the North Pole is a big stick placed in the most northern part of the world, with a big white bear climbing up it. The North Pole would be pleasant in the hot summer weather, because it is so very cold there. Brave men like to try and go there, just to say they have been, and a great many die of cold on the way. Just try and think of a place where there is no green thing at all, and where all is ice and snow, and great ice hills called icebergs and huge frozen stretches[2] of snow. The great white polar bear is king of all it, and no one comes to disturb him. It is always dark at the North Pole, just as it is in England very early in the morning or late on a summer's night. Sometimes flashes of many coloured fires[3] light up the skies, and make the snow and ice sparkle, and the stars and pale sun twist themselves into queer[4] shapes. When men go up near the North Pole, they wrap themselves up in furs, and even then very often their fingers and toes are swollen and stiff.

1. The word "pole" really means a stick (*perche*). A Pole is a native of Poland (*Polonais*). — 2. Expanses. — 3. The *Aurora Borealis.* — 4. Funny.

Upon Westminster Bridge, Sept. 3[1], 1802

Earth has not anything to show more fair;
Dull[2] would he be of soul who could pass by
A sight so touching in its majesty:
This City[3] now doth, like a garment, wear

The beauty of the morning: silent, bare,
Ships, towers, domes, theatres, and temples lie
Open unto the fields, and to the sky, —
All bright and glittering in the smokeless air.

Never did sun more beautifully steep[4]
In his first splendour, valley, rock, or hill;
Ne'er[5] saw I, never felt, a calm so deep!

The river glideth at his[6] own sweet will;
Dear God! the very houses seem asleep;
And all that mighty heart[7] is lying still!

William Wordsworth.
(1770-1850)

1. Written at sunrise. — 2. Stupid. — 3. London. — 4. Infuse with light. — 5. Never. — 6. Father Thames. — 7. Of London.

Les Cinq Langues

Nº 3. 5 Novembre 1906. 7e Année.

ENGLISH PART

The Lord Mayor's Show.

The new Lord Mayor is Sir William Treloar, the proprietor of the carpet ware-house on Ludgate Hill[1].

Leaving the Guildhall at noon, the Lord Mayor's Show proceeded by

King-street	Fore-street
Cheapside	Jewin-street
Poultry	Aldersgate-street
Mansion House	Long-lane
Cornhill	Meat Market
Gracechurch-street	Charterhouse-street
Fenchurch-street	Holborn-circus
Billiter-street	Holborn-viaduct
Leadenhall-street	Old Bailey
Bishopsgate-st Within.	Ludgate-hill
Wormwood-street	Ludgate-circus
London Wall	Fleet-street to
Finsbury Pavement	Law Courts.

The return journey was via :

Strand	Queen Victoria street
Northumberland aveue	Queen-street
Embankment	King-street.

By the inclusion of the Meat Market[2] in the itinerary the salesmen of Smithfield had the opportanity of presenting a congratulatory address to Sir William Treloar, and a similar compliment was paid outside the historic church of St. Sepulchre[3] by members of the vestry in recognition of his long and practical interest in the welfare of the locality. Instead of the usual cars, there were groups representing the Lord Mayors and Sheriffs as they have appeared during the seven centuries of the City's history, who rode on horseback, attended by their escort on foot.

Dick Whittington, who heard Bow Bells[4] from Highgate Hill, had his cat[5] sitting on his saddle, and the Mayor who killed Wat Tyler[6] carried the dagger used for the deed.

Sir William Treloar's active interest on behalf of poor crippled[7] children is well known, and it was only appropriate that these afflicted little ones, together with their healthy brothers and sisters, should be given a large share of the day's festivies. The Ragged School Union provided three vans in the procession showing their crippled lads at work in the various trades to which they are being trained; between 800 and 900 girls and boys were accommodated at the City of London School; and a number were entertained on Sir William Treloar's premises.

1. Ludgate Hill runs up from Ludgate Circus to St. Paul's. There was a legendary King Lud. — 2. *Halle à la viande.* — 3. At the corner of Newgate Street.

4. The bells pealed to him " Turn again Whittington, thrice Lord Mayor of London ! " — 5. The cat helped Dick in his career. — 6. A rebel in Richard II's time. — 7. *Estropiés.*

The Way of the World.

The parish[1] of Wingland, on the borders of Lincolnshire and Norfolk, has neither church, chapel, nor school. It is a parish the whole of which has been reclaimed from the sea since 1831. The Crown are the owners of a considerable portion of the place. Wingland is in the locality where King John lost his Crown jewels in crossing the Wash[2].

* * *

1. *Paroisse.* — 2. An arm of the sea; this occurred in 1215.

Stoke Poges Churchyard, which is now closed for burials, is one of the most carefully kept God's Acres[3] in England. The walks are lined with rose-trees, and several professional gardeners are employed all the year round to attend to the many elaborate flower-beds and graves. People visit Stoke Poges in large numbers to see the grave of the poet Gray[4] and the Penn Chapel. Not the least of the curiosities of Stoke Poges is the yew-tree from one of the boughs of which a gooseberry bush is growing.

* * *

On a post card of the usual size shown at the Bucharest Exhibition were written the Bulgarian Constitution in full, the opening speeches of various European Parliaments, and two poems by Rudyard Kipling—12,000 words in all. The caligraphist, Peter Paikoo, of Sofia, spent nine hours a day during three months to accomplish this.

* * *

There were many congratulations offered to Viscount Feilding, eldest son of the Earl and Countess of Denbigh, on his coming of age. The family, which, maintaining a long tradition, takes an active interest in public affairs, is a very old one, and its name is associated with many famous periods in the country's history. Claiming descent from the Counts of Hapsburg[5], they settled in England in the time of Henry III. During the days of the Commonwealth the family was one of the many divided in sympathy with the contending forces. The first Earl of Denbigh fought on the Royalist[6] side at Edgehill, while his son, Viscount Feilding, was an officer in the army of the Roundheads[7].

* * *

3. Churchyards. — 4. The writer of *The Elegy in a Country Churchyard*, and *A Distant View of Eton college*. — 5. The Imperial House of Austria. — 6. The Cavaliers. — 7. The Puritans.

Bishop Welldon, Dean of Manchester, preached the annual Lion Sermon at St Katherine Cree's Church; Leadenhall-street.

Describing how the custom was established, he said that some 250 years ago Sir John Gayer, a citizen and merchant of London, while travelling with a caravan in the Arabian deserts got separated from his companions. When night came on, an enormous lion approached him, and death appeared inevitable. Sir John fell on his knees and prayed that if Heaven would rescue him, he would, on his return to his native country, give the whole produce of his merchandise to the poor. Whether owing to the prayers of the pious knight or to the good nature of the noble animal, the lion suddenly turned round and walked quietly away. From the date of his death (1649) in accordance with his will, a sermon had been preached every year in the church. The Bishop concluded by referring to Sir John Gayer's bequests to the various hospitals and charitable institutions in London and Plymouth.

8. Formerly Headmaster of Harrow School, and then Bishop of Calcutta.

Guy Faux[1].

To us, to whom the tradition has come slowly down, and has had time to cool[2], the story of Guido Faux sounds rather like a tale, a fable, and an invention, than true history. It[3] supposes such gigantic audacity of daring, combined with such more than infantile stupidity in the motive, — such a combination of the fiend and the monkey, — that credulity is almost swallowed up in contemplating the singularity of the attempt. It has according in some degree, shared the fate of fiction. It is familiarized to us in a kind of serio-ludicrous

1. Often spelled *Fawkes*.— 2. *Refroidir*. — 3. The Gunpowder Plot.

way like the story of Guy of Warwick[4] or Valentine and Orson[5]. The way which we take to perpetuate the memory of this deliverance is well adapted to keep up this fabular[6] notion. Boys go about the streets annually with a beggarly scarecrow[7] dressed up, which is to be burnt indeed, at night, with holy zeal : but, meantime, they beg a penny for *poor Guy* : this periodical[8] petition which we have heard from our infancy, combined with the dress and appearance of the effigy so well calculated to move compassion, has the effect of quite removing from our fancy the horrid circumstances of the story which is thus commemorated ; and in *poor Guy* vainly should we try to recognise any of the features of that tremendous madman in iniquity, Guido Faux, with his horrid crew[9] of accomplices, that sought to emulate earthquakes and bursting volcanoes in their more than mortal mischief[10]. Indeed the whole ceremony of burning Guy Faux, is a sort of Treason Travesty[11], and admirably adapted to lower our feelings upon this memorable subject. The printers of the little duodecimo[12] Prayer-Book, printed by T. Baskett, in 1749, which has the effigy of his sacred majesty George II. piously prefixed, have illustrated the service (a very fine one in itself), which is appointed for the anniversary of this day, with a print[13] which it is not very easy to describe ; but the contents appear to be these : the scene is a room, I conjecture, in the king's palace. Two persons, — one of whom I take to be James[14] himself from his wearing his hat, while the other stands bare-headed — are intently surveying a sort of speculum or magic mirror, which stands upon a pedestal in the midst of the room, in which a little figure of Guy Faux with his dark lantern[15], approaching the door of the Parliament House, is made discernible by the light proceeding from a great eye which shines in from the topmost[16] corner of the apartment ; by which eye the pious artist no doubt meant to designate Providence. On the other side of the mirror is a figure doing something, which puzzled me when a child, and continues to puzzle me now. The best I can make of it is that it is a conspirator busy laying the train[17], but, then, why is he represented in the king's chamber[18] ? Conjecture upon so fantastical a design is vain ; and I only notice the print as being one of the earliest graphic representations which woke my childhood into wonder, and doubtless combined with the mummery[19] before mentioned, to take off the edge[20] of that horror which the naked historical mention of Guido's conspiracy could not have failed of exciting.

Charles LAMB[21].
(1765-1834.)
Eliana.

4. A Saxon hero. — 5. The famous French Romance. — 6. Fable. — 7. *Épouvantail.* — 8. Every fifth of November. — 9. *Bande.* — 10. In trying to blow up the Houses of Parliament. — 11. *Parodie.* — 12. *In-douze.* — 13. *Estampe* ; *gravure.* — 14. James I of England.

15. *Lanterne sourde.* — 16. Highest. — 17. *Traînée* (*de poudre*). — 18. Room. — 19. *Mômerie.* — 20. Make dull ; render less horrible. — 21. In *The London Magazine*, Charles Lamb wrote delightful essays called the "Essays of Elia", followed by the "Last Essays of Elia", and by the "Eliana". He is often termed "The Gentle Elia".

Glamis Castle.

Glamis Castle is famed alike in legend and in history. If the stones of its 10 ft[1] thick walls could speak, they could tell many a thrilling incident of Scottish history, from the misty[2] days of King Malcolm to the present time. It was in turn the headquarters of the Covenanters'[3] army and of the forces of the

1. Ten feet — 2. Uncertain as to facts. — 3. The Scotch Puritans.

Young Pretender[4]. The latter, indeed, deemed it one of the fairest castles he had ever seen, and he knew the stately palaces of France and Italy. His men occupied eighty bed-rooms of the castle, and the earl of that day followed the hope of the Stuarts to Sherriffmuir, where he laid down his life for the cause he loved. Glamis Castle, too, has its legends.

" King, Cawdor, Glamis, — all." Have these words of Shakespeare any bearing, directly or indirectly, upon the mysterious secret which "in dreadful confidence" each Earl of Strathmore has to communicate to his son and heir, Lord Glamis ? The magnificent family seat of the Lyons is situated in Forfarshire, in the lovely vale of Strathmore, between the Grampians and the Sidlaws. It was here that Malcolm II was brought to die, after being treacherously assaulted by Kenneth. The place also awakens memories of that Lady Glamis falsely accused of practising the art of witchcraft [5] against the life of James V., and dragged, through the agency of suborned [6] witnesses, to death at the stake on the Castle Hill of Edinburgh, nearly four centuries ago.

Sir Walter Scott deplored certain of the changes which took place in and around the rebuilt structure after a devastating fire in the year 1800. He lamented the destruction of courtyard, ornamental enclosure, fosse, barbican, and external works of battled wall and flanking tower[7], and looked back longingly to the time when " the huge old tower of Glamis once showed its head above seven circles of defensive boundaries, through which the friendly guest was admitted, and at each of which a suspicious person was put to his answer ».

For generations there has been speculation as to the message conveyed by each Earl of Strathmore to his heir on his coming of age.

On the one hand it is alleged that ages ago, when the Ogilvies and Lindsays were at loggerheads [8], a number of the former clan were imprisoned and died in a chamber of Glamis Castle. It is also alleged that the immediate predecessor of the present earl, having repaired to the haunted [9] room one night to ascertain the cause of weird noises proceeding therefrom, was so impressed by their supernatural character that he ordered the apartment to be walled up [10]. The secret has been described as a " grim hereditary mystery, a terror that each earl transmits to his successor, thus calling in but one trusted witness, lest the chain of the dark story be severed". "Thus does each Earl of Strathmore," we are told, " carry in his breast unuttered until the appointed hour the fateful legend of his race. "

Another story is that a Lord Glamis once sat him down to cards on a Saturday night, and swore by his good, strong hand that he would finish the game though the Sabbath broke and the " deals " [11] went on to Doomsday [12]. As a consequence of this indiscretion, the earl was condemned to exist for ever — with this proviso, that he should enter into spiritual form, and that each of his long line of noble successors should, on their twenty-first birthday, be ushered into the haunted room, there to see the spirit card-player handing round " the curse of Scotland " and the rest of the " devil's books " [13].

4. Bonnie Prince Charlie. — *Sorcellerie*. — 6. Paid to tell lies. — 7. Terms in the architecture of feudal castles.

8. *Aux prises* — 9. *Hanté par des revenants*.— 10. *Murer*.— 11. Of cards. — 12. *Le Jour du Jugement dernier*. — 13. Playing-cards.

King Duncan enters Macbeth's Castle [1].

(*Macbeth*, Act I, Scene VI.)

SCENE : *Before the Castle. Hautboys* [2]. Servants of Macbeth attending. Enter Duncan Malcolm, Donalbain, Banquo, Lenox, Macduff, Rosse, Angus, and attendants.

DUNCAN. — This castle hath a pleasant seat; the air
Nimbly [3] and sweetly recommends itself
Unto our gentle senses.

BANQUO. — This guest of summer,
The temple-haunting martlet [4], does approve,
By his loved mansionry [5], that the heaven's breath
Smells wooingly here : no jutty, frieze,
Buttress, nor coigne of vantage [6] but this bird
Hath made his pendent [7] bed.

Enter Lady Macbeth.

DUN. — See, see ! our honour'd hostess !
The love that follows us sometime is our trouble,
Which still we thank as love. Herein I teach you,
How you shall bid God-yield us for your pains,
And thank us for your trouble.

LADY M. — All our service
In every point twice done, and then done double,
Were poor and single business, to contend
Against those honours [8] deep and broad, wherewith
Your majesty loads our house : for those of old,
And the late dignities heap'd up to them,
We rest your hermits [9].

DUN. — Where's the thane of Cawdor ?
We coursed him at the heels [10], and had a purpose
To be his purveyor [11] : but he rides well.
And his great love, sharp as his spur, hath holp [12] him
To his home before us. Fair and noble hostess,
We are your guest tonight.

LADY M. — Your servants ever
Have theirs, themselves, and what is theirs in compt [13],
To make their audit [14] at your highness' pleasure,
Still to return your own.

DUN. — Give me your hand :
Conduct me to mine host : we love him highly,
And shall continue our graces to him.
By your leave, hostess.

Exeunt.

SHAKESPEARE.

1. Macbeth was Thane (Earl) first of Glamis, and then of Cawdor ; but according to Shakespeare this castle was at Inverness. — 2. Music played by the oboes. — 3. Quickly. — 4. The bird, the martin; *martinet*. — 5. House-building : nest-building. — 6. All the outstanding and projecting parts of the building. — 7. Hanging. — 8. Macbeth's becoming Thane of Cawdor. — 9. Hermits led lives of devotion to their particular saint. — 10. Were near behind him. — 11. Predecessor. — 12. Helped. — 13. Account. — 14. Reckoning.

Chillon as a Legend.

The legend created by Byron around the old castle of Chillon shows no sign of fading. An international association for the preservation of the place has issued its twelfth report, from which it appears that the membership steadily grows, while since July, 1904, the number of visitors works out at 42 987 per week. During 1905 the association paid £ 728 for works of restoration, which have altogether cost it £5 240. The Swiss Government contributes a further sum of £1200. The archæological exploration of the castle has now been completed by a commission of architects, who are about to compile a history of the building, based on their researches.

Castle of Chillon.

On the Castle of Chillon.

Eternal Spirit of the chainless Mind !
Brightest in dungeons, Liberty ! thou art,
For there thy habitation is the heart —
The heart which love of thee alone can bind ;

And when thy sons to fetters are consign'd [1],
To fetters, and the damp vault's dayless gloom,
Their country conquers with their martyrdom,
And Freedom's fame finds wings on every wind.

Chillon ! thy prison is a holy place
And thy sad floor an altar, for 'twas trod,
Until his very steps have left a trace.

1. Given to.

Worn as if thy cold pavement were a sod,
By Bonnivard! May none those marks efface!
For they appeal from tyranny to God.

Lord Byron [2].
(1788-1824)

2. This sonnet is less well-known than Byron's longer poem.

The Sentence of the African*

Alexander of Macedonia once reached a remote province of Africa, which was rich in gold; the inhabitants came to meet him, and offered him cups full of golden apples and other fruit. "Eat these fruits yourselves", said Alexander; "I have come, not to see your riches, but to learn your customs". Then they took him to the market-place, where their King was administering justice.

Just then a citizen stepped forth, and said: "I bought, oh! King, from this man a sack full of chaff, and have found in it a considerable sum. The chaff is mine but not the gold, and this man will not take it back. Tell him, oh! King, that it is his".

And his opponent, also a citizen of the place, replied: "You are afraid to keep what has been obtained wrongfully and should not I fear to take such a thing from you? I have sold you the sack together with everything in it: keep what is yours. Inform him that it is so, oh! King".

The King asked the first man whether he had a son. He answered: "Yes". Then he asked the other whether he had a daughter, and received "Yes" for answer. "Well, then", said the King, "you are both worthy people; marry your children to one another, and give them the treasure that has been found, as wedding-present; that is my decision".

Alexander was astonished when he heard this sentence.

* See the four other Parts.

"Have I judged wrongly", said the King of the distant land, "that you are so astonished?" — "Not at all," replied Alexander; "but in our country one would judge differently" "And how then?" asked the African King?" — "Both disputants would lose their heads, and the treasure would come into the hands of the King."

Then the King struck his hands together, and said: "Does the sun, then, shine with you, and do the heavens rain upon you?" Alexander answered "Yes". "That must be," returned he, "on account of the innocent beasts that live in your country: for upon such men no sun should shine, no sky should send down rain".

Herder.

The Miraculous Pitcher.

III

"That is more than can be safely foretold", observed the stranger; and there was something very stern in his deep voice. He shook his head, too, so that his dark and heavy curls were shaken with the movement. "Since the inhabitants of yonder village have forgotten the affections and sympathies of their nature, it were better that the lake should be rippling over their dwellings again!"

The traveller looked so stern that Philemon was frightened; the more so, that, at his frown, the twilight seemed suddenly to grow darker, and that, when he shook his head, there was a roll as of thunder in the air. But, in a moment afterwards, the stranger's

face became so kindly and mild, that the old man forgot his terror. Nevertheless, he could not help feeling that this elder traveller must be no ordinary personage. Possibly some exceedingly wise man, who went about the world in this poor garb[11], seeking everywhere to add a mite[12] to his wisdom. This idea appeared the more probable, because, when Philemon looked at the stranger's face, he seemed to see more thought there, in one glance, than he had could have studied out in a lifetime.

While Baucis was getting the supper, the travellers both began to talk very sociably with Philemon. The younger, indeed, made such shrewd and witty remarks, that the good old man continually burst out laughing, and at last asked his name. "Why, I am very nimble, as you see", answered the traveller. "So, if you call me Quicksilver, the name will fit tolerably well". — "It is a very odd name", returned Philemon. "Has your companion as strange a one ?".— "You must ask the thunder[13] to tell it you", replied Quicksilver, with a mysterious look. "No other voice is loud enough". This remark, whether it were serious or in jest, might have caused Philemon to conceive a great awe of the elder stranger, if, on venturing to gaze at him, he had not beheld so much beneficence in his visage. But, undoubtedly, here was the grandest figure that ever sate so humbly beside a cottage door. When the stranger conversed, it was with gravity, and in such a way that Philemon felt irresistibly moved to tell him everything which he had most at heart.

But Philemon, simple and kind-hearted old man, had not many secrets to disclose. He talked freely about the events of his past life, in the whole course of which he had never been a score of miles from this very spot. Baucis and he had dwelt in the cottage from their youth upward, earning their bread by honest labour, always poor, but still contented. He added that, because they loved one another so very much, it was the wish of both that death might not separate them, but that they should die, as they had lived, together. As the stranger listened, a smile beamed over his countenance, and made its expression as sweet as it was grand. "It is fit that your wish should be granted", said he ; and it seemed to Philemon just then as though the sunset clouds threw up a bright flash from the west, and kindled a sudden light in the sky.

(*To be continued.*)

Nathaniel HAWTHORNE
(1804-1864).

(Abridged from *A Wonder-Book for Girls and Boys.*)

11. Clothing. — 12. The smallest portion. — 13. Zeus used to speak in the thunder.

Old-Time Dovecots[1].

The old dovecots of England are a field that has not been so much trodden and worked as others.

Only in two counties has the subject been thoroughly looked up — Worcestershire and Herefordshire. In the former there are ninety-three existing pigeon-houses and in the latter seventy-four, and both counties have eleven stone circular ones.

These are the oldest, and if they do not date from the Norman Conquest they are direct descendants of the Norman pattern ; they measure from 60 ft. to 86 ft. round, and the walls are often 3 ft. wide, with 600 to 900 nesting holes[2].

1. *Colombier.* — 2. *Trous pour des nids.*

Les Cinq Langues

N° 4. 20 Novembre 1906. 7e Année.

ENGLISH PART

The Way of the World.

" Quatre Causeries " are being given by Mlle. Scialtiel at Claridge's Hotel. The first causerie, which was on Victor Hugo, took place on Thursday, Nov. 15th. Other causeries are to be on Alfred de Musset, Théophile Gautier, and Victor Hugo respectively.

* * *

The King has been spending his 65th birthday at Sandringham, as usual, surrounded by his family and many invited guests. After the birthday dinner, on November 9, a Command Performance of F. Anstey's amusing piece, *The Man from Blankley's*, was given by Mr. Frederick Harrison's company from the Haymarket Theatre. For the following Friday, during the visit of the King and Queen of Norway, a similar performance was arranged to take place at Windsor Castle; Mr. Lewis Waller and his company from the Lyric Theatre coming down to play a new romantic drama on the subject of the famous English outlaw, Robin Hood.

The Ely Octocentenary.

Written by Canon Glazebrook for *The Tribune*.

The event that was recently commemorated at Ely marks a fresh start in the growth of our national life, as well as a momentous epoch in the history of the great fenland [1] cathedral. On S. Etheldreda's Day, Oct. 17th, 1106, the eastern portion of the Norman church was so far completed that a great concourse of clergy and laity [2] could assemble in it and assist at a solemn service of consecration. The walls were new, but the site was that of the original Saxon church which Queen Etheldreda had founded in 673 for her community of monks and nuns.

The consecration of the new presbytery was effected by transferring into it the shrine of the canonized foundress. The removal was no more than that of a few feet eastwards from the place hitherto occupied by the sacred relics. It was the second translation of S. Etheldreda. The pious Queen, in her humility, had desired to be buried in the common conventual cemetery outside the church, and it was not until 695, sixteen years after her death, that her body was taken from its wooden coffin, laid in a splendid marble sarcophagus that had been providentially found for it, and translated into the sanctuary. There, by the high altar, rested the holy tomb, through the ravages of the Danes, who ruined the church in 870, through the century of neglect that followed, through the reconstitution of the monastery by the Benedictines in the reign of Edgar the Peaceful, through Hereward's gallant defence of the Camp of Refuge against the invincible Norman invader [3].

The Conqueror's [4] first act after his victory was to offer oblations at the shrine of the saint whose sanctuary he had been storming,

1. *Marécage.*

2. *Laïques.* — 3. Read Charles Kingsley's *Hereward the Wake.* — 4. William I.

and at Ely, as elsewhere, the work of building up followed quickly on the work of laying low. The Norman Abbots, Simeon and Richard, brought with them Norman monks and the Norman genius for architecture. The new monastic buildings of the new church, begun in 1083, made steady progress, in spite of the occasional hindrances caused by the Red King's [5] misrule, towards the stage of completion it attained in 1106. By that time it probably consisted of an eastern limb extending to the fifth bay of the present one, with a square end ; of the two arms of the present eastern transept, with aisles and side chapels; and possibly of the two easternmost bays [6] of the nave [7].

The central tower may, perhaps, have been built by that time ; under it, at the crossing of the transept, reaching westwards into the nave, where it terminated in a double stone screen, was the Norman choir. Only portions of this work are now to be seen in the Cathedral. The lofty piers of wide-jointed Norman masonry, which form a division between Bishop Northwold's exquisite Early English Presbytery and Bishop Hotham's scarcely less beautiful decorated choir, are those that bore the arch under which the shrine was carried at its second translation. The ground storeys of the transepts show the massive designs and simple workmanship of the earliest Norman style.

The old Norman Cathedral at Ely.

But, though limited in size, that early structure was large in promise. It grew westwards into the splendid nave, with its tower and western transepts and turrets and all its wonderful romanesque adornments. The central tower, when it fell in 1322, made room for the glorious octagon and lantern that now crown [8] St. Etheldreda's Church. The building begun by Abbot Simeon developed, by a gradual, unbroken process, into the harmonious combination of all the most beautiful forms of English architecture that makes the unique character of Ely Cathedral. S. Etheldreda's shrine [9] has disappeared.

5. William II (Rufus). — 6. *Travée.* — 7. *Nef.*

8. Adorn the top of. — 9. *Châsse.*

The devotion of its worshippers enriched it with a covering of costly jewels. It was guarded by a canopy and watching-loft; no care was too great for such a treasure — and then it suddenly disappeared. In 1541, in obedience to an injunction of Bishop Goodrich, it was defaced and probably destroyed. Now all that remains is the beautiful, restored canopy, which fills the second bay to the west of the high altar on the north side of the presbytery.

In the long octocentenary procession the places of honour were filled by the Archbishop of Canterbury and the Bishop of the diocese. The procession at the second translation contained neither. Abbot Richard was the last Abbot of Ely. Before he died he had begun preparations for converting the abbacy into a bishopric. In 1109 the See was established. The Bishop of Ely has no throne in the cathedral. His seat is the return stall on the south side, immediately within the choir screen, opposite to that of the Dean, and thus the places of the former Abbot and Prior are kept by their successors. On S. Etheldreda's Day, 1106, St. Anselm was in exile. He had been banished for his refusal to accept investiture at the hands of the King. The Archbishop of 1906 has kept an engagement 800 years old.

Lucy.

She dwelt among the untrodden [ways
Beside the springs of Dove [1],
A maid whom there were none to
And very few to love. [praise,

A violet by a mossy stone,
Half-hidden from the eye!
Fair as a star, when only one
Is shining in the sky. [know
She lived unknown and few could
When Lucy [2] ceased to be;
But she is in her grave, and, oh,
The difference to me!

William Wordsworth
(1770-1850)

1. The Dove is a river in Derbyshire, Dovedale being a lovely valley through which the Dove flows.

2. A young girl admired by the poet.

The Wild Boar [1] of the Ardennes.

The Wild Boar of the Ardennes, with whom the English reader is most familiar in Scott's novel of "Quentin Durward", has always been identified with William de la Marck [2]. A Belgian scholar, Baron de Chestrel de Haneffe, has come to the conclusion that the title should properly belong to William's elder brother Everard. They were the sons of John de la Marck, Lord of Arenberg, who owned Hesbagne, and whose authority extended to Bastogne and Marche in the Ardennes. William was designated the Bearded, while Everard, Lord of Villance and S^t Hubert, was governor of the duchy of Luxembourg. The proof upon which Baron de Chestrel mainly relies is that the money struck by Everard bears the distinct impression of a boar under the crest. On the other hand, the coins struck by William at Liège show only his own effigy, the hair being very long and thick, like a mane [3].

(*The Athenaeum.*)

The Boar of Ardennes.

There could hardly exist a more strange and horrible change than had taken place in the castle hall since Quentin (Durward) had partaken of the noontide [4] meal there. At the head of the table sat, in the Bishop's [5] throne and state, which had hastily been brought thither from his great council-chamber, the redoubted Boar of the Ardennes himself, well deserving that dreaded name, in which he affected to de-

1. *Sanglier.* — 2. Philippe de Commines (Livre V, Chapitre 16) calls him "Messire Guillaume de la Marche, un beau Chevalier et vaillant, très cruel et mal conditionné". — 3. *Crinière.* — 4. *Midi.* — 5. Of Liège.

light, and which he did as much as he could think of to deserve. His head was unhelmeted, but he wore the rest of his ponderous and bright armour, which indeed he rarely laid aside. Over his shoulders hung a strong surcoat[6], made of the dressed[7] skin of a huge wild boar, the hoofs being of solid silver, and the tusks[8] of the same. The skin of the head was so arranged, that, drawn over the casque[9], when the Baron was armed, or over his bare head, in the fashion of a hood, as he often affected when the helmet was laid aside, and as he now wore it, the effect was that of a grinning, ghastly[10] monster; and yet the countenance which it over-shadowed scarce required such horrors to improve those which were natural to its ordinary expression. The upper part of De la Marck's face, as Nature had formed it, almost gave the lie[11] to his character; for though his hair, when uncovered resembled the rude and wild bristles[12] of the hood he had drawn over it, yet an open, high, and manly forehead, broad ruddy[13] cheeks, large, sparkling, light-coloured[14] eyes, and a nose hooked like the beak[15] of an eagle, promised something valiant and generous; yet the effect of these more favourable traits was entirely overpowered by his habits of violence and insolence, which, joined to intemperance, had stamped upon the features a character inconsistent with the rough gallantry which they would otherwise have exhibited. The former had, from habitual indulgence, swoln[16] the muscles of the cheeks, and those around the eyes, in particular the latter: evil practices and habits had dimmed[17] the eyes themselves, reddened the part of them that should have been white, and given the whole face a hideous resemblance of the monster which it was the terrible Baron's pleasure to resemble. But from an odd sort of contradiction, De la Marck, while he assumed in other respects the appearance of the Wild Boar, and even seemed pleased with the name, yet endeavoured by the length and growth of his beard, to conceal the circumstance that had originally procured him that denomination[18]. This was an unusual thickness and projection of the mouth and upper-jaw, which, with the huge projecting side-teeth, gave that resemblance to the bestial creation, which, joined to the delight De la Marck had in haunting[19] the forest so called, originally procured for him the name of the Boar of the Ardennes. The beard, grisly[20] and uncombed[21], neither concealed the natural horrors of the countenance, nor dignified its brutal expression.

Sir Walter Scott.
(*Quentin Durward*).

6. Overcoat. — 7. *Apprêté*. — 8. *Défenses*. — 9. Helmet.— 10. Dreadful-looking. — 11. *Démentir*. — 12. *Soie*. — 13. Red. — 14. *De couleur claire*. — 15. *Bec*. — 16. Now spelled "swollen". — 17. *Obscurcir*.

18. Name. — 19. Inhabiting. — 20. Turning grey. — 21. *Non peignée*.

The King's Salt-Cellars [1].

How they were used for years upside down.

The King has just given a curious order in connection with the Royal salt-cellars which form part of the regalia in the Tower of London, and which, from the time of Charles II., have been used at successive coronation banquets. After the lapse of a hundred years or more, it has been discovered that these beautiful little vessels have all along been used in an inverted position [2].

It seems that the authorities were deceived by the fact that each of the cellars in question had what appeared to be feet, but which in reality were nothing more than ears attached to the upper rim [3]. Believ-

1. *Salières*. — 2 Upside-down; *sens dessus dessous*. — 3. Edge.

ing this to be the case they turned them upside down, and inserted a small silver bowl in each of the hollow ends.

It has now been established beyond all doubt that a mistake has been made, and the fact having been brought to the attention of his Majesty, steps are being taken to have it rectified.

Loss of the Royal George[1].

Toll[2] for the Brave!
The brave that are no more!
All sunk beneath the wave
Fast by their native shore!

Eight hundred of the brave
Whose courage well was tried,
Had made the vessel heel[3]
And laid her on her side.

A land-breeze shook the shrouds[4],
And she was overset;
Down went the Royal George,
With all her crew complete.

Toll for the Brave!
Brave Kempenfelt[5] is gone;
His last sea-fight is fought,
His work of glory done.

It was not in the battle;
No tempest gave the shock;
She sprang no fatal leak[6],
She ran upon no rock.

His sword was in his sheath,
His fingers held the pen,
When Kempenfelt went down
With twice four hundred men.

— Weigh[7] the vessel up
Once dreaded by our foes!
And mingle with our cup
The tears that England owes,

Her timbers[8] yet are sound,
And she may float again
Full charged with England's thunder,
And plough the distant main;

But Kempenfelt is gone,
His victories are o'er;
And he and his eight hundred
Shall plough the wave no more[9].

William Cowper.
(1731-1800.)

1. This vessel overturned at Spithead August 29, 1782. It had 108 guns and many lives were lost. — 2. *Tintez*. — 3. *Donner de la bande*. — 4. Sails. — 5. The Admiral. — 6. *Voie d'eau*. — 7. Draw. — 8. Ships were then made of wood, and were not ironclads

9. In Westminster Abbey a monument in the form of a ship commemorates this disaster.

Printing*.

Sir,

It is printing that leads the world to evil. It is the letter set in type that has caused murder ever since the Creation; and Cain used to read newspapers in the Earthly Paradise. There can be no doubt about the matter; ministers say it is so, ministers do not lie, especially in Parliament.

Accursed be the author of this damnable invention, and together with him, those who have perpetuated its use, or who ever taught men to communicate to one another their thoughts! For such folk Hell has no boiling enough cauldrons. But observe, Sir, the ever-increasing progress of perversity. In the state of Nature, so justly celebrated by Jean-Jacques (Rousseau), man, exempt from all vice and from the corruption of times in which we live, did not speak, but cried, murmured, or groaned, according to his feelings at the moment. There was some pleasure in governing — then! There were no pamphlets, no newspapers, no petitions for the Charter, no protests against the taxes! A happy age, of too short duration!

Soon, philosophers, stirred up by Satan to overturn so excellent an arrangement, by means of cer-

* *See the four other Parts.*

tain movements of the tongue and of the lips, articulated sounds, pronounced syllables. If, at the very start, the authorities had repressed these culpable excesses of the anarchist spirit, and had put into confinement the first man who thought of saying *ba,be,bi,bo,bu*, the world would have been saved. The altar on the throne, or the throne on the altar, together with the tabernacle, would have been made secure for ever, and there would never have been any revolutions! Each year pensions, salaries would be still increasing: and for religion and morals — how well everything would be going then! But is anything ever done in time?

Through the lack of preventive measures, a time came when men did speak, and immediately began to speak ill of authority which did not find this right, professed to be outraged and vilified, made laws against the abuses of speech. Freedom of speech was suspended for three thousand years, and, in virtue of this decree, every slave who opened his mouth to cry under the blows or to ask for bread was crucified, impaled, strangled, to the great satisfaction of all honest people. Because of this, things did not go on badly, and the government was looked up to.

(*To be continued.*)

Paul-Louis Courier.

The Miraculous Pitcher.

IV

Baucis had now got supper ready and began to make apologies for the poor fare which she was forced to set before her guests. It was indeed but a scanty supper for two hungry travellers. In the middle of the table was the remnant [14] of a brown loaf, with a piece of cheese on one side of it, and a dish of honeycomb[15] on the other. There was a pretty good bunch of grapes for each of the guests. A moderately sized earthen pitcher, nearly full of milk, stood at a corner of the board; and, when Baucis had filled two bowls[16] and set them before the strangers, only a little milk remained at the bottom of the pitcher. At their very first sitting down, the travellers both drank off all the milk in their two bowls, at a draught [17], and Quicksilver asked for a little more, to the great confusion of Baucis. In reply to her excuses, he started up, took the pitcher by the handle, and exclaimed, "Here is certainly more milk in the pitcher". So saying, and to the vast astonishment of Baucis, he proceeded to fill not only his own bowl, but his companion's likewise, from the pitcher that was supposed to be almost empty. The good woman could scarcely believe her eyes, but thought "At all events, the pitcher cannot help being empty now". Yet again Quicksilver asked her for a little more.

Now Baucis had seen, as plainly as she could see any thing, that Quicksilver had turned the pitcher upside down, and consequently had poured out every drop of milk, in filling the last bowl. However, in order to let him know precisely how the case was, she lifted the pitcher, and made a gesture as if pouring milk into Quicksilver's bowl, but without the remotest idea that any milk would stream forth. What was her surprise, therefore, when such an abundant cascade fell bubbling[18] into the bowl, that it was immediately filled to the brim, and overflowed upon the table. At this the two snakes, that were twisted about Quicksilver's staff, stretched out their heads, and

14. Remains.

15. *Gâteau de miel*. — 16. Large cups or small basins. — 17. Drink. — 18. *Bouillonner*.

began to lap up the spilt milk. And what a delicious fragrance the milk had! It seemed as though Philemon's only cow must have pastured, that day, on the richest herbage that could be found anywhere in the world.

" And now a slice of your brown loaf, Mother Baucis ", said Quicksilver, " and a little of that honey" . Baucis cut him a slice, accordingly; and, although the loaf, when she and her husband ate of it, had been rather too dry and crusty to be palatable, it was now as light and moist as though but a few hours out of the oven. Tasting a crumb, which had fallen on the table, she found it more delicious than bread ever was before, and could hardly believe that it was a loaf of her own kneading and baking. It is hard to describe how exquisitely the honey smelt and looked. Its colour was that of the purest and most transparent gold, and it had the odour of a thousand flowers; but of such flowers as never grew in an earthly garden, and to seek which the bees must have flown high above the clouds. Never was such honey tasted, seen, or smelt. The perfume floated around the kitchen, and made it so delightful, that, had you closed your eyes you would have forgotten the low ceiling and smoky walls, and have fancied yourself in an arbour, with celestial honeysuckles[19] creeping over it. Baucis, after laying bunches of grapes by the plates of her guests, whispered the strange things she had seen to the rather incredulous Philemon. She was of opinion that the clusters had grown larger and richer, and that each separate grape seemed to be bursting with ripe juice. It was a marvel to her how such grapes could ever have been produced from the old stunted vine that climbed against the cottage-wall.

19. *Chèvrefeuille.*

" Very admirable grapes, these ", observed Quicksilver, as he swallowed one after another, without apparently diminishing his cluster[20]. " I never tasted better. Another cup of this delicious milk, if you please, and I shall then have supped better than a prince ". This time Philemon bestirred himself, and took up the pitcher; for he was curious to discover how far Baucis had been right in what she had told him. On taking up the pitcher, therefore, he slily peeped into it, and was fully satisfied that it contained not so much as a single drop. All at once, however, he beheld a little white fountain which gushed up from the bottom of the pitcher, and speedily filled it to the brim with foaming and deliciously fragrant milk. It is lucky that Philemon, in his surprise, did not drop the miraculous pitcher from his hand. " Who are ye, wonder-working strangers? " cried he, even more bewildered than his wife had been. " Your guests, my good Philemon, and your friends, " replied the elder traveller, in his mild, deep voice, that had something at once sweet and awe-inspiring in it. " Give me likewise a cup of the milk; and may your pitcher never be empty for kind Baucis and yourself any more than for the needy wayfarer "! The supper being over, the strangers requested to be shown to their place of repose; and the good old people, giving up their sleeping-room, had no other bed save the planks of the floor, which ought to have been as soft as their tender hearts.

(*To be continued.*)

Nathaniel Hawthorne
(1804-1864.)

(Abridged from *A Wonder-Book for Girls and Boys.*)

20. Bunch

A Strange Partnership[1].

There is a continual warfare between the insects and the birds, the latter finding in the former their natural food. An exception to this rule however is narrated in the following account of a bird and a spider not only on terms of the closest friendship, but actually partners in house-building. The bird is the purple sun-bird, common in many parts of India, with its gorgeous plumage of deep purple-blue, flashing green, gold, and yellow. At the nest-building time, the bird searches the woods until it finds the large shining web[2] of a certain kind of spider. This it proceeds to appropriate without further ceremony. The web is generally spun between two stout branches, and upon this web the bird begins to place bits of grass or fibre, and pieces of paper or cloth. As fast as the bird places these objects upon the web, the spider secures them with its silk, assisting its friend as much as possible. When the materials have reached the branch, they are fastened to it and bound over and over, first by the bird, and then by the spider, who work together harmoniously until they have made a perfect dome-shaped nest hanging in the midst of the web, partly supported by it, and partly hanging from the branch. But the spider's work is not yet done, as it continues to spin miles and miles of threads round the nest until it is completely hidden behind a screen[3] of web. There, the partners live together, the spider rearing its young on the outside, and the sunbird caring for its eggs and young within.

1. *Association.* — 2. *Toile.* — 3. *Écran.*

The Merry-Maker.

" Ten fingers I have on each hand; five and twenty on hands and feet ". Solve this *.

* * *

An Irishman, carrying his cricket bag up a steep hill, found his burden too heavy. " Sure, " said he, I'll go up myself first and then come down and fetch the bag! "

* * *

Two labourers, journeying to find work, were told that it was twelve miles to the next town. " Too far," said one to the other; " it will be better and quicker if we *each of us* walk *six* miles ".

Faust inn at Leipsic.

Few probably are aware that there still exists at Leipsic an old inn that was actually associated with Dr. Faustus. Goethe used to frequent it. One of the legends about the inn is that one day, while Faust in his satanically rejuvenated period was tippling[1] there, he took it into his head to bawl a song upon a large vat, and when the song was over he rolled himself into the street, working the great barrel under him with his feet. The inn is known as the Auerbach Keller[2].

* The answer in our next number.

1. Drinking. — 2. Cellar.

Les Cinq Langues

N° 5. 5 Décembre 1906. 7e Année.

ENGLISH PART

The Way of the World.

On November 10 died Miss Dorothea Beale, founder and for 48 years Principal of the Ladies' College, Cheltenham, which now has nearly 1 000 pupils. On November 16 the ashes were taken into the Cathedral church of Gloucester, where the Dean and Chapter received them. A memorial service was held at Cheltenham, and also at St. Paul's Cathedral.

* * *

In the series of International Science articles in *The Athenaeum* has appeared another French one, from the pen of M. Gustave Le Bon, entitled « Les Origines de la Radio-Activité et la Vieillesse de la Matière ».

* * *

Miss Ella Oswald is about to publish, through Mr. Elliot Stock, " L'Entente Cordiale Autograph Book. " It will contain extracts from eminent classical and modern authors in French and English, arranged for daily readings throughout the year. In all cases the extracts will relate to human life and character, the same thought being frequently expressed in both languages.

* * *

Mrs. Livingstone Bruce, the daughter of Dr. Livingstone, has started for Rhodesia to visit the Victoria Falls. These falls were discovered in 1855 by the great missionary explorer, who named them after Queen Victoria. Carved upon a tree on " Livingstone Island, " which overhangs the abyss, the initials " D. L. " are still discernible, and in his book the Doctor confesses that this was the one occasion in his life that he was guilty of this form of vanity. These initials are carefully preserved by the officials of the British South Africa Company, to whom they were pointed out by the native who saw them carved.

* * *

A curious incident was mentioned by the Lord Mayor at a dinner of the Loriners Company. " When I was about to be made Lord Mayor, " said Sir W.-P. Treloar, " I interviewed the Lord Mayor's coachman and asked him if he would serve me as he had served my predecessor. The coachman replied : ' If you are elected, Sir William, it is the ambition of the universe. ' " This is Mr. Wright who appeared in Paris.

English Fairs.

Until recently large cities and many smaller towns had their " fairs", mainly for the sale of agricultural produce ; but now under the influence of the railway, the telegraph, the telephone and the motor-car, all but a few have vanished, and several of these are moribund. It may be interesting to note some of the survivors, and to chronicle the death of others.

The first week in October brings back to the memory of all Nottingham people the fact that it is the

time of the famous "Goose Fair[1]". In the lace city[2], many of the "shows[3]" were fixed in the great Market Place. The date when the fair actually commenced is not really known, but a local historian states that it was possibly held more than eight hundred years ago. Some idea of its size is afforded by the fact that the receipts last year from the occupation of stands by the showmen amounted to £1350; for 1904 they were £1380, and 1903 £1300.

About fifty years ago it was the custom of farmers to sell their fat Michaelmas geese at the fair, but though large numbers of birds are still reared in the district, there are few offered for sale during the great festival.

Stratford-on-Avon "Mop[4]" more than sustains the ancient glory of this typical Warwickshire institution. It is curious that while "mops" are dying out elsewhere, the one at Stratford gets bigger every year. Visitors were brought by eight special trains, including a couple from London, and some enthusiasts came from as far away as Yarmouth. Crowds trudged in from Warwick and other towns, and many more were brought in by brake.

Roasting[5] began about eight o'clock. By noon carvers[6] with two-feet long forks and knives to match[7] were shaving off some slices. By two o'clock the bare ribs[8] protruded, and presently were extracted one after the other.

There was no lack of patronage. As the assistants ladled[9] potatoes from the big wooden bucket they were snapped up and devoured by hungry "moppers". Four hours' carving left nothing but horns as melancholy relics of the beast, originally weighing eight hundredweight[10].

Birmingham Onion Fair was held lately, but the festival was but a shadow of its former glory, and as this year has not favoured horticulture the display of onions was meagre. The gorgeous municipal processions, which formerly gave an air of dignity to the fair, have long since passed away. The railway companies, however, run special trips to Birmingham, and there was a considerable influx of country visitors. The fair has now apparently become merely an opportunity for an annual reunion of friends from different parts of the country.

The last of the horse fairs held in connexion with the at one time famous Stourbridge Fair at Cambridge took place recently. The motor-car and the motor-engine have shorn[11] this ancient mart[12] of the last of its glories, and all shadow of excuse on commercial grounds for its continuance under existing conditions having departed, the corporation are proposing to move it on to Midsummer Common[13] and to abandon the peculiar rights they now possess over the land on which the fair is held. This was originally a huge corn field, half a mile square, and is situated nearly two miles from the centre of the university town.

Under the charter the fair lasts three weeks: "If the field is not cleared of corn by the 24th of August the builders may trample[14] it underfoot to build their booths[15], and, on the other hand, if the same be not cleared of the booths and materials belonging thereto by Michaelmas Day at noon the ploughmen may enter the same with their horses, ploughs, and carts, and destroy whatever they find on

1. *Foire aux oies*. — 2. Lace is manufactured at Nottingham. — 3. *Spectacles* — 4. *Foire*. — 5. Of oxen. — 6. *Découpeurs*. — 7. *Pareils*. — 8. *Côtes*. — 9. Move with big spoons; *grandes cuillers*.

10. Twenty hundredweight make one English ton. — 11. Deprived. — 12. Market. — A heath near Cambridge. — 14. Tread on. — 15. *Baraques*.

the premises." The fair was granted by King John to the Lepers [16] Hospital at Stourbridge, and afterwards to the Corporation of Cambridge by Queen Elizabeth, but it is known to have been in existence in the reign of Athelstan. In the seventeenth and eighteenth centuries, it was the largest fair in Europe.

Brough Hill Fair, Westmorland, has existed for nearly 600 years, having been founded in 1330 by Robert, Lord Clifford under charter from Edward III. Interest in the fair shows no sign of diminution, and no fewer than 8000 arrived by train, while thousands reached the fair by road. The speciality of the fair this year was the show of horses. All classes were well represented, and trade was good in draught [17] or heavy cart horses, while for others there was a slow demand at falling prices.

In the town of Watford, Hertfordshire, Tuesday is market-day, as it has been, according to local historians, since the beginning of the eleventh century. Watford is the oldest market town in Hertfordshire, and is still the chief market centre of the county.

While the night is still grey in the sky, the shepherds come in from the surrounding country with their sheep, and the town slumberers are awakened by the rattle [18] of the hurdles [19], as the flocks are penned [20] in their respective lots in the High-street. In the morning the wide street is divided into hundreds of pens crowded with sheep, and a few pigs. Further down, where the market street narrows, there are iron railings provided with rings to which the cattle is tethered [21]. In the back-ground [22] is the favourite market inn.

The great horse-fair at Barnet (where the battle occurred in the Wars of the Roses [23]) is still held and is largely attended.

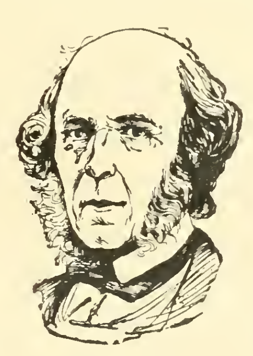
Mitcham Fair (in a southern suburb of London) is now practically extinct.

16. *Lépreux*. — 17. *Chevaux de trait*. — 18. Noise. — — 19. *Claies*. — 20. *Parquer*. — 21. Tied. — 22. *Fond*.

23. In 1471, when the Earl of Warwick (the "King-maker" was killed.

Herbert Spencer's Views on the Larder [1].

The two devoted ladies whose duty it was for eight years to relieve the late Herbert Spencer of the worries [2] of housekeeping and to study his strange moods have taken the public into their confidence.



Herbert SPENCER.

The great philosopher had lived for twenty-three years in London boarding-houses [3] and at the age of sixty-nine, he took a home of his own.

The lines on which he founded this establishment were — he paid the rent and taxes and the servants' wages, and reserved for himself three rooms which he furnished; the remainder of the house was given up to the two ladies, who had to board the servants as well as themselves, and undertake all management.

His ways they found disconcerting. He lectured them in his most serious and emphatic style on the folly of clothing an exposed part, such as the foot, more lightly than the rest of the body, and explained how thick his own socks were. Hearing that one of the ladies had

1. *Garde-manger*. — 2. Troubles. — 3. *Pension*.

washed her hair in a fireless room, he sent an order to her to proceed to the study, where he admonished her severely.

When trouble arose with one of the housemaids, he presided as judge in the study; heard the maid's statement fully; detailed her complaints to the two ladies, and, after hearing what they had to say, sent for the housemaid again, and explained matters carefully and dispassionately to her.

Every morning, at eleven o'clock, he sent the paper to the two ladies to read, with injunctions that it was afterwards to be lent to the servants.

He had principles for the management of kitchen and larder, and insisted upon a plentiful supply of meat for the "hanging[4]", and ordered it to be syringed with a solution of permanganate of potash to check decomposition. When away from home, he wrote the day before his return, instructing the ladies to order in a leg of mutton, a loin[5] of mutton, a neck of mutton, a sirloin[6] of beef, and an oxtail, although there was a good-sized sirloin in cut.

At length, there came a time when the cook refused to dress[7] the joint, and sought an interview with Mr. Spencer. On her return an order was given to the man-servant to go up to his master in the study. A few minutes later, that trusty servant was observed digging a deep hole in a flower-bed, after which the joint was seen no more.

4. Meat and game are "hung" to become well-seasoned or "high". — 5. *Longe*. — 6. *Aloyau*. — 7. *Accommoder*.

Detached Thoughts on Books and Reading.

I dream away my life in other people's thoughts, and speculations. I love to lose myself in other men's minds. When I am not walking, I am reading; I cannot sit and think. Books think for me. I have no repugnances.

Shaftesbury[1] is not too genteel for me, nor Jonathan Wild[2] too low. I can read anything which I call *a book*. There are things in that shape which I cannot allow for such.

In this catalogue of *books which are no books — biblia abiblia* — I reckon Court Calendars[3], Directories[4], Pocket Books (the Literary excepted) Draught Boards, bound and lettered on the back[5], Scientific Treatises, Almanacs, Statutes at Large[6]; the works of Hume, Gibbon, Robertson[7], Beattie[8], and generally, all those volumes which "no gentleman's library should be without"; the Histories of Flavius Josephus (that learned Jew) and Paley's Moral Philosophy.

With these exceptions, I can read almost anything. I am thankful for a taste so catholic, so unexcluding. I confess that it moves my spleen[9] to see these *things in books' clothing* perched upon shelves like false saints, usurpers of true shrines, intruders into the sanctuary, thrusting out the legitimate occupants. To reach down a semblance of a volume, and hope it some kind-hearted play-book, then, opening what « seem its leaves », to come upon a withering Population Essay. To expect a Steele[10] or a Farquhar[10], and find Adam Smith. To view a well-arranged assortment of Encyclopaedias (Anglicanas or Metropolitanas) set out

1. Author of *The Characteristics*, of which there is a French version. — 2. The thief-catcher, written of by Fielding. — 3. *Eg* the *Almanach de Gotha*. — 4. Lists of all the streets, persons, and firms, say, in London. — 5. These are bookbinders' *dummies* — 6. The Laws of England. — 7. Lamb is wrong with regard to these three historians. — 8. The Scotch philosopher and poet, author of *The Minstrel* (1735-1803). — 9. Vexation. — 10. Sir Richard Steele and George Farquhar, the dramatists.

in an array of russia [11], or morocco, when a tithe of that good leather would comfortably re-clothe my shivering folios, would renovate Paracelsus [12] himself, and enable old Raymund Lully [13] to look like himself again in the world. I never see these impostors, but I long to strip them, to warm my ragged veterans [14] in their spoils.

To be strongbacked and neat-bound is the desideratum of a volume. Magnificence comes after. This, when it can be afforded, is not to be lavished upon all kinds of books indiscriminately. I would not dress a set of magazines, for instance, in full suit. The dishabille, or half-binding (with russia backs ever) is *our* costume. A Shakspeare or a Milton (unless the first editions) it were mere foppery [15] to deck out in gay apparel [16], The possession of these confers no distinction. The exterior of them (the things themselves being so common), strange to say, raises no sweet emotions, no tickling sense of property in the owner. Thomson's [17] *Seasons*, again, looks best (I maintain it) a little torn and dog's-eared [18]. How beautiful to a genuine lover of reading are the sullied [19] leaves and worn-out appearance, nay, the very odour (beyond russia) if we would not forget kind feelings in fastidiousness of an old " Circulating Library " *Tom Jones* [20] or *Vicar of Wakefield*. How they speak of the thousand thumbs that have turned over their pages with delight! of the lone sempstress [21], whom they may have cheered (milliner, or harder-working mantua [22] -maker) after her long day's needle-toil, running far into midnight, when she has snatched an hour, ill spared from sleep-to steep her cares, as in some Lethean cup, in spelling out their enchanting contents! Who would have them a whit less soiled? What better condition could we desire to see them in?

Shall I be thought fantastical if I confess that the names of some of our poets sound sweeter, and have a finer relish to the ear — to mine at least — than that of Milton or of Shakespeare? It may be that the latter are more staled and rung upon in common discourse. The sweetest names, and which carry a perfume in the mention, are Kit Marlowe [23], Drayton [24], Drummond [25] of Hawthornden, and Cowley [26]. Much depends *when* and *where* you read a book. In the five or six impatient minutes, before the dinner is ready, who would think of taking up the *Fairy Queen* [27] or a volume of Bishop Andrewes's sermons?

Milton almost requires a solemn service of music to be played before you enter upon him. But he brings his music, to which, who listens, had need bring docile thoughts and purged ears. Winter evenings — the world shut out — with less of ceremony the gentle Shakespeare enters. At such a season *The Tempest* or his own *Winter's Tale* — These two poets you cannot avoid reading aloud — to yourself, or (as it chances) to some single person listening. More than one, — and it degenerates into an audience. Books of quick interest, that hurry on for incidents, are for the eye to glide over only. It will not do to read them out. I could never listen to even the better kind of modern novels without extreme irksomeness [28].

Charles LAMB.

— 11. Russia leather, once the fashionable binding. — 12. The Alchemist and philosopher. — 13. *Le Docteur Illuminé*. — 14. Lamb's old books that needed rebinding. — 15. Affectation. — 16. Clothes. — 17. James Thomson. — 18. With the edges turned down; *plis*. — 19. Dirty. — 20. By Henry Fielding. — 21. *Couturière*. — 22. Mantle.

23. Christopher Marlowe, the great forerunner of Shakespeare. — 24. The author of the *Polyolbion*, a poem on England, with maps. — 25. William, the poet. — 26. Abraham, the poet. — 27. By Edmund Spenser. — 28. Lamb's views on books are not those of all people. Plays and poems (especially the Elizabethans) were his favourites. This essay might serve as a text for a course of lectures on English Literature.

The Light of Other Days.

Oft[1] in the stilly[2] night
Ere slumber's[3] chain has bound [me],
Fond Memory brings the light
Of other days around me:
The smiles, the tears
Of boyhood's years,
The words of love then spoken;
The eyes that shone
Now dimm'd[4] and gone,
The cheerful hearts now broken!
Thus in the stilly night
Ere slumber's chain has bound me,
Sad Memory brings the light
Of other days around me.

When I remember all
The friends so link'd[5] together
I've[6] seen around me fall
Like leaves in wintry weather,
I feel like one
Who treads[7] alone
Some banquet-hall deserted,
Whose lights are fled,
Whose garlands dead,
And all but he departed[8]!
Thus in the stilly night
Ere slumber's chain has bound me,
Sad Memory brings the light
Of other days around me.

Thomas Moore.
(1780-1852)

1. Often. — 2. Still; quiet. — 3. Sleep. — 4. Become dull. — 5. Links form a chain. — 6. I have. — 7. Walks in. — 8. The native Irish (Moore was an Irishman) pronounce deserted as *desarted*.

Printing *.

II

But when a Phœnician (he was, I fancy, a manufacturer without a title or any claim to gentle birth) had taught men how to paint speech, and how to catch by means of strokes this fugitive voice, then began the vague restlessness of those who were growing tired of working for others, and, at the same time, the monarchical devotion of those who were determined that people should work for them. The first words traced out were *liberty*, *law*, *right*, *equity*, *reason*; and thenceforward it was clearly seen that this ingenious art tended directly to cut down pensions and salaries. From this time date the cares of office-holders, of courtiers.

It was much worse, when the man of Mainz (as little a noble, I think, as he of Sidon) had, in his turn, conceived the idea of fastening between two boards the sheet which another man made out of rags reduced to paste; so skilful is the Fiend in turning everything to account for the destruction of souls! The German, multiplying by such means those drawings of traced figures which the Phœnician had invented, multiplied proportionately the evils created by thought. Oh terrible influence of that race which serves neither God nor the King, given up to worldly sciences, to vile mechanical professions! pernicious brood! what would it not do, if it were left to itself, abandoned without restraint to this fatal spirit of knowing, inventing, and perfecting! A workman, a miserable nonentity in his workshop, makes from some rags a paste, and, from this paste, some paper which another fellow thinks of gauffering with a little black; and behold! the world is turned upside-down, the old monarchies are shaken to their foundations! What a diabolical industry!

The matter goes so far that presently there is merely a means of government, especially after another emissary of Hell discovered this other invention of distributing every morning to twenty or thirty thousand subscribers a sheet wherein is read everything that the world says

* See he our other Parts.

and thinks, both the projects of the rulers and the fears of the ruled. If this abuse were to continue, what could the Court undertake which would not be controlled in advance, examined, judged, criticised, taken at its value? The public would meddle with everything, would rummage into everything for its petty interests, would check the accounts of the Treasury, would inspect the high Police, and would mock at Diplomacy. Finally the nation would make the government proceed, like a paid coachman, who has to take us, not where he wishes nor how he wishes, but where we intend to go, and by the way which suits us; a dreadful thing to think of, contrary both to Divine Right and to the Capitularies!

(*To be continued*).

Paul-Louis Courier

The Miraculous Pitcher.

V

The old man and his wife were stirring betimes[21] in the morning, and the strangers likewise rose with the sun, and made their preparations to depart. They insisted upon setting out immediately, but asked Philemon and Baucis to walk forth with them a short distance, and show them the road which they were to take. So they all four issued from the cottage, chatting together like old friends. It was very remarkable, indeed, how familiar the old couple insensibly grew with the elder traveller, and how their good and simple spirits melted into his, even as two drops of water would melt into the illimitable ocean. And as for Quicksilver, with his keen, quick, laughing wits, he appeared to discover every little thought that but peeped into their minds, before they suspected it themselves.

"Ah, me, well-a-day[22]," exclaimed Philemon, when they had walked a little way from their door. "If our neighbours only knew what a blessed thing it is to show hospitality to strangers, they would tie up all their dogs, and never allow their children to fling another stone". "It is a sin and shame for them to behave so", cried Baucis vehemently. "And I mean to go this very day and tell them what bad people they are." "I fear", remarked Quicksilver, slily smiling, "that you will find none of them at home.

The elder traveller's brow, just then, assumed such a grave, stern, and awful grandeur, yet serene withal, that neither Baucis nor Philemon dared to speak a word. They gazed reverently into his face, as though they had been gazing at the sky. "When men do not feel towards the humblest stranger as though he were a brother," said the traveller, in tones so deep that they sounded like those of an organ, "they are unworthy to exist on earth, which should be the abode of a great human brotherhood." "And, by-the-by, my dear old people," cried Quicksilver, with the liveliest look of fun and mischief in his eyes, "where is this same village that you talk

21. = By times; early.

22. *Hélas!*

about? On which side of us does it lie? I do not see it hereabouts!"

Philemon and his wife turned towards the valley, where, at sunset only the day before, they had seen the meadows, the houses, the gardens, the clumps[23] of trees, the wide, green-margined street, with children playing in it, and all the tokens of business, enjoyment, and prosperity. But what was their astonishment! There was no longer any appearance of a village. Even the fertile vale, in the hollow of which it lay, had ceased to have existence. In its stead they beheld the broad blue surface of a lake, which filled the great basin of the valley from brim to brim, and reflected the surrounding hills in its bosom, with as tranquil an image as though it had been there ever since the beginning of the world. For an instant the lake remained perfectly smooth. Then a little breeze sprang up and caused the water to dance, glitter, and sparkle in the early sunbeams, and to dash, with a pleasant, rippling murmur, against the hither shore.

(*To be continued.*)

Nathaniel Hawthorne
(1804-1864.)

(Abridged from *A Wonder-Book for Girls and Boys.*)

23. Groups.

The Merry-Maker.

*Answer**.

The puzzle is entirely a matter of punctuation. The problem should read: "Ten fingers I have; on each hand five; and twenty on hands and feet". Toes as well as fingers are digits.

*
* *

The Professor: Do things grow rapidly in your part of the country?

Young Housekeeper: I should say they do. When I order lamb from the butcher, it always grows to mutton on the way home.

*
* *

The Village Sunday School.

"Teacher: Now, can you tell me what the Israelites did when they came out of the Red Sea?"

Tommy[1] (*suddenly inspired*): I know, teacher. They dried themselves.

* See N° 4.

1. "Tommy" is the usual name for a small English boy. Soldiers are called "Tommies".

Les Cinq Langues

N° 6. 20 Décembre 1906. 7e Année.

ENGLISH PART

Christ's Hospital [1].

The Bluecoat[2] boys returned to London on St. Matthew's Day. They left the great City and their grand old hospital[3] to go to Horsham nearly four years ago, and they came back to celebrate St. Matthew's Day as it has been celebrated by generations of boys on the ancient foundation for 355 years.

Seven hundred and eighty of the boys arrived at London Bridge Station from Horsham by special train. They went to their old[4] church in Newgate-street, which they almost filled, though room was left for the Lord Mayor, the Lady Mayoress, the sheriffs, the aldermen, and governors of Christ's Hospital, and a number of ladies.

The lesson for the day was read by a Grecian[5] with a clear, distinct articulation. The preacher — the Rev. Harold de Vere Welchman, M.A., headmaster of Exeter Cathedral School, and in 1881 senior Grecian and exhibitor of Christ's Hospital — offered up the ancient Bidding Prayer[6].

The preacher stated that twenty-five years ago he had advocated the removal of the school into the country — then an " unsubstantial dream which had taken form and grown into a splendid reality. " But the school had not separated from the City of London, and the presence that day of the boys in Christ Church showed that the present was still linked with the past. " The golden chain, " he said, " still remains unbroken which binds the City of London and Christ's Hospital each to the other. " He regarded London as the mother city of the world.

At the Mansion House, half an hour after the conclusion of the service at the church, 18 Grecians received a guinea fresh from the Mint, 13 probationers half a guinea each, 42 monitors[7]

Christ's Hospital : The Cloisters.

1. Founded by Edward VI in the Convent of the Gray Friars. — 2. The boys go bare-headed, and wear long blue gowns and yellow stockings. — 3. The beautiful old buildings in Newgate-street have now been pulled down. — 4. Christ Church. — 5. A " Grecian " is a member of the Sixth class — 6. " Bidding " means praying. — 7. Prefects.

half a crown, 602 boys a new shilling each, and 102 little boys in the preparatory school sixpence each.

All the boys were afterwards entertained to tea in the Egyptian Hall [8]. Each boy received a meat pie, and was further regaled with buns and lemonade. The headmaster, Dr. Upcott, was present, and the Lord Mayor was warmly thanked for his kindness.

Thanks to a " Grecian ", who is still a pupil at the new Christ's Hospital buildings at West Horsham, Sussex, we are able to give to readers of *Les Cinq Langues* the programme of the " school-day " (*Dies Scholasticus*) at this famous educational institution.

The boys wait[9] upon themselves. They make their own beds, clean their own shoes, lay the tables in the dining-hall [10], and also clear the tables after meals. This is managed by a system of " Trades " [11]; eg. — a plate-boy [12] brings the plates into Hall, takes the meat to his fellows, removes the plates, and so on. At 6.45. a. m. [13] is the getting-up [14] bell, at 7.20 the " Trades-bell " (*i. e.* for laying the table in Hall for meals.) At 7.30 is Morning Chapel, followed by breakfast at 8. At 9.15 Morning School begins. At 1. is the School Parade for dinner, the School-band playing a march. Afternoon School lasts two hours, and is followed by two more hours given up to cricket, football, and so on. After Tea Parade at 6.15 and Tea, the boys clean their shoes ; and the younger ones, after Preparation for next day's work, and Prayers read by the Senior Monitor in each House [15], go to bed soon after 8.30. The older boys then have Second Preparation, and go to bed at 9.30. The Monitors can stay up till 10, and the Grecians till 10.30. These rules and the quaint costume of the boys remind one of the school-customs described by Erasmus and by historians of the 16th century French and German Universities. We give a view of the New School buildings.

8. At the Mansion House. 9. *Servent.* — 10. *Salle à manger, réfectoire.* — 11. *Métiers.* — 12. *Garçon chargé des assiettes.* — 13. In the morning ; *ante meridiem.* — 14. *lever.*

15. The School is divided into several " Houses ", in which the boys reside.

The Way of the World.

Winter was proclaimed at Colchester on December 1, in accordance with ancient local custom by the Town Crier [1] who passed through the streets just after midnight chanting as follows : —

Cold December has come in,
Poor people's backs are clothed thin :
The trees are bare, the birds are mute;
A pot and toast would very well suit.

1. *Crieur public.*

Christmas Day.

How will it dawn, the coming Christmas Day?
A northern Christmas, such as painters love,
And kinsfolks [1] shaking hands but once a year,
And dames [2] who tell old legends by the fire?
Red sun, blue sky, white snow, and pearled [3] ice,
Keen ringing air which sets the blood on fire,
And makes the old man merry with the young,
Through the short sunshine, through the longer night?
Or southern Christmas, dark and damp [4] with mist,
And heavy with the scent of steaming [5] leaves,

1. Relations. — 2. Old ladies. — 3. Like pearls. — 4. Wet. — 5. With moisture.

And rosebuds mouldering on the dripping porch?
In whatsoever garb [6], or [7] gay or sad,
Come fair, come foul, 'twill [8] still be Christmas Day,
O blessed day, which givest the eternal lie
To self, and sense, and all the brute [9] within;
Oh, come to us, amid this war of life;
To hall and hovel [10], come; to all who toil [11]
In senate, shop, or study; and to those
Who, sundered [12] by the wastes of half a world [13],
Ill warned and sorely tempted, ever face
Nature's brute powers, and men unmanned to brutes [14],
Come to them, blest and blessing, Christmas Day.

CHARLES KINGSLEY (1819-1875).

6. Dress. — 7. Either. — 8. It will. — 9. Beast; animal. — 10. Wretched cottage. — 11. Work; labour. — 12. Separated. — 13. Hemisphere. — 14. Turned into beasts again.

Christmas Cards.

A distinguished English painter once said that the modern Christmas card did more to spread a love of art than the Royal Academy. Those were not exactly his words, but they accurately convey his general meaning. But the remark was made a good many years ago, and since then the higher-class Christmas card has become more artistic than ever it was before. Old-fashioned people who like old-fashioned things, and cherish the customs that were, will rejoice to know that the Christmas card of the "good old days", a picture of glistening snow, with a frost-bitten [1] old gentleman of rubicund [2] visage struck in the eye by a snowball [3], is still to be bought. But it is not so much in demand as it was formerly. Perhaps it is that the opportunities for snowballing in this country have sensibly decreased, and such a picture as that described consequently lacks versimilitude.

It is not so many years since there was a pretty common belief that the sending of Christmas cards was a custom which had seen its best days, and that the postman's Yule-[4]tide burden was fast becoming lighter and lighter. But in support of such an idea there was never any convincing proof, and at the present day, on the contrary, there is ample evidence to show that Christmas cards are more popular, both here and in Great Britain over seas, than ever they were in the past. In proof of this it is sufficient to point to the experience of the wellknown firm of Raphael Tuck. "Last year," said Mr. Tuck, "constituted a record up to then, but for this Christmas and New Year we have prepared 2000 sets of entirely new cards, making in all 4000 distinct designs. That is 20 per cent. more than the figures of last season." As illustrating the enormous development which has taken place in this industry, he mentioned further, that whereas some ten years ago about 2,000 people were employed by the firm in question in the production and distribution of Christmas cards, the total now had reached fully 10 000.

Possibly it may seem strange, but it is a fact nevertheless that there are in this country a considerable number of people who look for their livelihood wholly to this thriving industry. The case may be cited of two ladies who, from painting nothing else, derived for a great number of years an income each of from £800 to £1,000. At the present day there are many artists who do exceedingly well out of Christ-

1. *Gelé.* — 2. Red face. — 3. *Boule de neige.* — 4. Christmas.

mas cards. And there are artists whose success and popularity in this particular line have been the means of bringing them lucrative commissions for portraits and pictures which formerly they were unable to obtain. Moreover, to such artistic perfection have the best and most expensive Christmas cards attained, that distinguished painters, whose fame is world-wide, no longer despise this method of reaching the public eye. Mr. John Bacon, A.R.A., was responsible for the last Christmas card supplied to his Majesty by Messrs. Tuck — the picture in question, executed in water-colours, representing a ball in Tokyo at which a British admiral is depicted in the foreground "leading off" [5] with a Japanese princess. Conspicuous among the firm's attractions for the approaching festive season is a really charming card painted by Mr. Marcus Stone, R. A., while Mr. Dendy Sadler is another representative artist who has similarly been pressed into service.

Not a few of these genuinely artistic products are of the fold-over [6] type, the outer cover having a hand-coloured design and a seasonable greeting, and, when they have served their ostensible purpose, they can, by the simple expedient of removing the "shell [7]" be framed. These dainty "art portfolio" series are among the season's novelties destined assuredly to find favour in the eyes of those whose ideal is not necessarily a cheap form of greeting. It would seem that the public in recent years have exhibited a marked preference for "figure" subjects, and, on the other hand, there has been an appreciable decline in the demand for cards executed in black and white. Some few years ago the fashion for photogravures and the like set in very strongly, and at one time, indeed, examples in this category represented not less than 40 per cent. as against the coloured specimens.

5. Starting the dance. — 6. *A plier, à feuilles*. — 7. Cover.

Now it is pretty generally recognised that a discreet colour scheme enhances the artistic effect obtained and only about 15 per cent. of the total output of cards exemplify black and white work.

It is not without significance to note an immense development in the supply of Christmas cards to the Colonies, which are this year drawing more largely than ever upon the output from this country. Another fact worth noting is a greatly increased demand from far-distant realms for cards bearing English inscriptions. Formerly, for instance, the majority of the cards that went from this country to India bore mottoes in the vernacular. Now, it appears, seasonable greetings in English are mostly wanted for the cards with which the market in our Eastern Empire is supplied. In China, likewise, the same development has taken place, while in South America, also, mottoes in Spanish have given place largely to Christmas messages of "peace and gootwill" in the English language.

From *The Daily Telegraph*.

Christmas Toys.

The motor-omnibus is the very latest arrival in Toyland, and it will make its first journey to the nursery this Christmas season.

Motor-omnibuses, which are exact replicas [1], faithful in every detail, even to the advertisements on the sides of the various omnibuses now upon the London streets, are on view, for the modern child is a fastidious client, and will no longer be satisfied with a motor-omnibus or railway train which might be any omnibus or any train. In the toy-shops are trains that reproduce in miniature the characteristic features of the important railway lines, from the red corridor-cars of the electrified District

1. Copies.

Railway to the dining-saloon of a Great Western express.

The motor-car in all forms is an indispensable adjunct to the Christmas nursery. Touring cars, racing cars, military motocars and motor-broughams de luxe may cost anything from a few pence to a good many pounds, while the motor-cab, like the motor-omnibus, has the charm of novelty. An ingenious mechanical motor-car, which goes at a furious pace, collides with a wagon, and falls to pieces, provides a child with both amusement and employment.

We have seen an Indian bazaar, with silvered palms and a gorgeous Rajah's Palace. Outside the palace is a fine motor-car driven by Father Christmas and an elephant, and customers are invited to buy a ticket at the cashier's[2] office, and hand it to Father Christmas or the custodian of the elephant, who will promptly disappear into the palace and emerge from the other side with a treasure from Toyland. Visitors who present their cards at Santa Claus's Castle will be presented with a box of chocolates by Santa Claus, who answers the door bell.

The girl child has not been forgotten by the designers of toys for Christmas, 1906. Never were dolls more exquisitely made and finished. The beauteous creatures with golden curls, violet eyes, and delicately-chiselled features emerge from the depths of the packing-cases[3] in which they have journeyed from Paris. Each doll of any social standing in the nursery must have her travelling trunk, an exact copy on a small scale of the usual leather-covered trunk of adults and, of course, the wardrobe of no doll would be complete without a motoring outfit, coat, goggles[4], motor-hat, and veil.

A toy that will make some lucky girl happy is a model of a Continental kitchen, with a real cooking

2. *Caissier*. — 3. *Boîtes à encaisser*. — 4. Big spectacles.

stove, surrounded with the porcelain-lined pans familiar to the Continental housewife.

For very tiny children there is a fascinating new toy called Humpty Dumpty[5], modelled on the pictures of that hero of nursery rhyme, and in the " Jungle "[6] will be found every animal in the Zoo, and every occupant of this toy jungle has a voice provided little fingers squeeze him in the right place.

From *The Tribune.*

5. The Egg-man who sat on a wall, and fell. — 6. *Fourré*.

Christmas Berries[1].

A beautiful old oak which had been growing for hundreds of years, was known by the name of the Mistletoe[2]. Tree. But it was really something much more wonderful, for when Father Christmas touched a magic spring[3] in it, the bark[4] of the tree opened, and Father Christmas stepped inside. It was the back-door[5] into Fairyland. In this beautiful place the air is full of lovely flowers which blossom all the year round, and over which the little fairies flit[6], just as butterflies do in a garden. " Where is Santa Claus?" said Father Christmas, as he sat down on a bed of moss. " Shall I go and fetch him?" asked his page-boy[7], a little brownie[8]. " Yes ", said Father Christmas, " and bring him quickly ". The brownie jumped upon the back of a beautiful green and gold beetle which he always rode, and in a very short time came back with Santa Claus. He was very like Father Christmas, as they were twin[9] brothers. They both had the same merry blue eyes, and long white beard — they were both the same

1. *Baies*. — 2. *Gui*. — 3. *Ressort*. — 4. *Écorce*. — 5. *Porte de derrière*. — 6. *Voltigent*. — 7. *Son page*. — 8. *Un petit lutin brun*. — 9. *Jumeaux*.

age, and both were very, very old. " Santa Claus ", said Father Christmas, " it 's high time[10] we began to get ready for Christmas ". " All right[11] ", said Santa Claus, " what shall we do first? " " There are the holly[12]-berries ", said Father Christmas. " Where is the Fairy Queen? " Hardly had he spoken, when a beautiful little sprite[13], with wings woven out of the rainbow[14], and a glittering silver star upon her head, stood before him. " Oh! you are there! " said he. " Yes! " said the Fairy Queen, " Here I am ". " Well ", said Father Christmas, " it is time to be looking after the holly-berries and the mistletoe, and the young fir trees, that must all be got ready for Christmas ". " The fir-trees and the mistletoe are coming on all right, but we must attend to the holly-berries ", said the Fairy. She waved her wand, and the Fairy of the Holly Tree appeared. She was a beautiful Fairy, dressed in dark, glossy[15] green, and round her neck she wore a necklace[16] of tiny[17] red holly-berries, each no bigger than a pin 's head. " Go ", said the Fairy Queen, " to the holly trees, and bid them make ready for Christmas ". Now on the holly tree in summer time instead of red berries, there are little white flowers. When the Fairy reached the holly grove, she blew a little silver whistle[18], and sounded a low, sweet note. Instantly from far and near, there came flying a great multitude of bees. They made the air buzz[19] with their wings, but the Fairy 's voice was heard above it all sweet and clear. " Go to my holly trees ", she said, " and carry to each flower the message of Father Christmas, that they have to make their berries scarlet ". No sooner had she said this, than every bee flew swiftly and whispered into the ear of each holly blossom the message of Father Christmas.

" Make haste, make haste ", they said,
" And make the berries red ".

The flowers heard, and every little flower set to work to make berries for Christmas. But it is only the flowers that the bees have visited, and into whose ears the fairy messengers have whispered the commands of Father Christmas, that make any berries. The others blow away, and leave nothing behind.

Abridged from *Father Xmas*,
by W.-T. Stead.

10. *Grand temps.* — 11. *Très bien.* — 12. *Houx.* — 13. Spirit. — 14. *Arc-en-ciel.* — 15. *Brillant.* — 16. *Collier.* — 17. Very small. —18. *Sifflet.* — 19 *Bourdonner.*

Printing *.

III

But, as though we had not enough of all these *machinations* against good morals, large property, and the privileges of the high classes, up comes another invention! We hear from Berlin that Dr. Kirkausen, a famous mathematician, has recently invented new characters, a new press, which is easy to work, light, movable, capable of being carried, and its use is such that one writes as one speaks, as quickly and as easily. In a drawing-room, without anyone suspecting it, one can print everything that is said, and on the spot strike off by a thousand copies the whole conversation, whilst the interlocutors are speaking.

Sir, I leave you to think what a deluge is about to burst upon us, and what steps the censorship will be able to take against such an outbreak. But, further (and this is worst of all for all those who think righteously or draw salaries), the combination of these new characters is so simple and clear,

* See the four other Parts.

so easy to understand, that the least educated boor learns in one lesson how to read and how to write. The doctor has publicly made the experiment with astounding success; and a country fellow who, the evening before, scarcely knew how to count his fingers, after a course of instruction lasting eight or ten minutes, composed and distributed to those present a little discourse, very well turned out in excellent German, which began with the words, "Law should govern".

Great Heavens! where are we? what are we going to become?

Fortunately, the authorities have been forewarned, and have taken measures for the safety of the State; orders have been issued; and all the police of Germany are in pursuit of the doctor, with a reward of a hundred thousand florins for his delivery, dead or alive. This is no trifling matter; if such an invention in this present century were to spread, it would be ruin to all the bases of social order; in future nothing would be hidden from the public. Good-bye, then, to the secret springs of politics, to intrigues, plots, secret notes; no hypocrisy but would be unmasked, no imposture but would have the lie given to it. How could one govern after that?

Paul-Louis Courier.

The Miraculous Pitcher.

VI

The lake seemed so strangely familiar, that the old couple were greatly perplexed, and felt as though they could only have been dreaming about a village having lain there. But the next moment they remembered the vanished dwellings, and the faces and characters of the inhabitants, far too distinctly for a dream. The village had been there yesterday, and now was gone. "Alas, what has become of our poor neighbours?", cried these kind-hearted old folks. "They exist no longer as men and women", said the elder traveller, in his grand and deep voice, while a roll of thunder seemed to echo it at a distance. "There was neither use nor beauty in such a life as theirs; for they never softened the hard lot of mortality by the exercise of kindly affections between man and man. They retained no image of the better life in their bosoms; therefore, the lake, that was of old, has spread itself forth again to reflect the sky!" "And as for those people," said Quicksilver, with his mischievous smile, "they are all transformed to fishes. There needed but little change, for they were already a scaly[24] set of rascals and the coldest-blooded beings in existence." "As for you, good Philemon", continued the elder traveller, "and you, kind Baucis — you, with your scanty means, have mingled so much heartfelt hospitality with your entertainment of the homeless stranger, that the milk became an inexhaustible fount of nectar, and the brown loaf and the honey were ambrosia. Thus, the divinities have feasted, at your board, off the viands that supply their banquets on Olympus. You have done well, my dear old friends. Therefore, request whatever favour you have most at heart, and it is granted." Philemon and Baucis looked at one another, and then, — I know not which of the two it was who spoke, but that one uttered the desire of both their hearts. "Let us live together, while we live, and leave the world at the same instant, when we die. For we have always loved one another." "Be it so", replied the stranger, with majestic kindness. "Now, look towards your cottage." They did so. But what

---

24. A pun : *ladre* or *écailleux*.

was their surprise, when they beheld a tall edifice of white marble, with a wide-open portal [25], occupying the spot where their dwelling had stood. " There is your home ", said the stranger, beneficently smiling on them both. "Exercise your hospitality in yonder palace, as freely as in the poor hovel to which you welcomed us last evening. " The old folks fell on their knees to thank him; but, behold, neither he nor Quicksilver was there. So Philemon and Baucis took up their residence in the marble palace, and spent their time, with vast satisfaction to themselves, in making comfortable everybody who passed that way. The milk-pitcher retained its marvellous quality of never being empty. Whenever an honest and free-hearted guest took a draught from this pitcher, he invariably found it the sweetest and most invigorating fluid that ever ran down his throat. But, if a disagreeable curmudgeon [26] happened to sip, he was sure to twist his visage into a hard knot, and pronounce it a pitcher of sour milk.

Thus the old couple lived in their palace a great, great time, and grew very old indeed. At length there came a summer morning when Philemon and Baucis failed to appear, as usual, with one hospitable smile overspreading both their faces, to invite the guests of over-night to breakfast. The guests searched every-where, and all to no purpose. At last, they espied [27], in front of the portal, two venerable trees, which nobody could remember to have seen there the day before. They stood with their roots fastened deep into the soil, and a huge breadth of foliage, overshadowing the whole front of the edifice. One was an oak, and the other a linden-tree [28]. Their boughs — it was strange and beautiful to see — were intertwined together, and embraced one another, so that each tree seemed to live in the other's bosom, more than in its own. While the guests were marvelling how these trees, that must have required at least a century to grow, could have come to be so tall and venerable in a single night, a breeze sprang up, and set their intermingled boughs astir. And then there was a deep, broad murmur in the air, as though the two mysterious trees were speaking. " I am old Philemon ", murmured the oak. " I am old Baucis ", murmured the linden-tree. But, as the breeze grew stronger, the trees both spoke at once, " Philemon, Baucis. Baucis, Philemon ", as if one were both, and both were one, and talking together in the depths of their mutual heart. It was plain that the old couple had renewed their age, and were now to spend à quiet and delightful hundred years or so, Philemon as an oak, and Baucis as a linden-tree. And what a hospitable shade did they fling around them! Whenever a wayfarer paused beneath it, he heard a pleasant whisper of the leaves above his head, and wondered how the sound should so much resemble words like these: "Welcome, welcome, dear traveller, welcome! " And some kind soul, that knew what would have pleased best old Baucis and old Philemon, built a semi-circular seat around both their trunks, where, for a great while afterwards, the weary, and the hungry, and the thirsty, used to repose themselves, and quaff milk abundantly out of the miraculous pitcher.

Nathaniel Hawthorne
(1804-1864).

(Abridged from *A Wonder-Book for Girls and Boys*).

25. Entrance. — 26. *Grognon; faquin.* — 27. Saw. — 28. *Tilleul.*

Les Cinq Langues

N° 7. 5 Janvier 1907. 7e Année.

ENGLISH PART

The Way of the World.

Professor Joseph John Thomson, who has obtained the Nobel Prize for Physics for 1906, has been for over twenty years Cavendish Professor of Experimental Physics at Cambridge. Born in 1856, he won exceedingly high mathematical

Professor J.-J. Thomson.

honours at Cambridge, and became Fellow of Trinity College. He has devoted himself to Applied Mathematics, particularly Electricity and Magnetism, has had degrees conferred upon him by many Universities and has received medals from the Royal Society (of England) and from the Smithsonian Institute of Washington. He must not be confused with Lord Kelvin (formerly Sir William Thomson of Glasgow University), nor with Mr. J.-A. Thomson, the biologist of Aberdeen, nor with Mr. Arthur Thomson, the anatomist of Oxford.

*
* *

The Sussex Archæological Society and a special committee have begun a series of excavations on the site of the old ivy-clad ruins of Pevensey Castle, near Eastbourne, in the hope of unearthing some of the remains of the ancient Roman city, which are said to be buried there. William the Conqueror landed at Pevensey; the castle has been besieged several times; kings and queens have been imprisoned within its walls; and the castle and the district generally have played many parts in history.

*
* *

Although Viscount Hampden, whose death is announced, was only the second in the title, the family of which he was the head is a very old one. The Hampdens, of Great Hampden, Bucks, ranked for centuries among the best allied families in England; and it was through a marriage of one of his ancestors that Mr. Speaker Brand, who, when he was raised to the peerage, took the title of Viscount Hampden, was descended from Ruth, daughter of the great John Hampden, who refused to pay "Ship Money" to Charles I.

*
* *

The death has just occurred of Mr. James Wilbraham, who had reached his hundredth year. He was in the service of the old East India Company [1], and was reported to be

1. It was not till 1858, on the quelling of the Mutiny, that the Government of India passed from the old East India Company to the Crown.

the last of the apprentices . His birthday was in October, and he was then in sufficiently good health to do some gardening. He voted at the recent Parliamentary election.

*
* *

The historic cathedral of St Giles in Edinburgh has been enriched by a statue of John Knox. The memorial represents the Reformer in long sleeved doctor's gown. The company present at the unveiling included a direct descendant of Knox through his youngest daughter, who married the minister of Ayr.

The monument has been subscribed for by Scotsmen in all parts of the world. Knox preached his first sermon in St Giles's on June 29, 1559. He preached his last sermon in St Giles's on August 31, 1567; he died in November 1572, at the age of sixty-seven years, and was buried in the old churchyard, behind the Cathedral, now a paved court, where may be seen a small brass plate on the ground, with the inscription " J. K., 1572 ".

*
* *

In the *Cornhill*, Sir Francis C. Burnand recently had a short paper on Thackeray's *Mahogany Tree*, the inspiriting, yet pathetic, ballad for Christmastide (given in *Les Cinq Langues*, Dec. 20, 1905), which was sung in the presence of the famous novelist at the *Punch* Table one Wednesday evening in 1863 by Horace Mayhew. The air to which the song is set was originally that of a German " Volkslied ". The particular Mahogany Tree that inspired the lines was that in the dining-room at 11, Bouverie-street where the *Punch* staff[2] met once a week for dinner and discussion. According to Sir Francis Burnand, the song was never sung by Thackeray himself.

Thackeray, on his own showing, was no vocalist; he could chant in a kind of burlesque-ecclesiastical fashion, and Sir John Tenniel, who, on being invited to join the staff, found Thackeray in his usual place at the *Punch* Table, affirms that Thackeray never sang this song at any Wednesday night *Punch* dinner within his own memory. But Sir John can clearly recall Horace Mayhew " quavering it out with real emotion in his voice at the *Punch* dinner, that in ordinary routine took place on the first Wednesday after Thackeray's funeral ". This I also remember.

2. The writers and artists of *Punch*.

Memorial to Thomas Moore.

The interesting ceremony of unveiling the handsome Celtic cross erected to the memory of Thomas Moore took place on November 24 over his grave at Bromham Churchyard, near Devizes, Wilts. A large company, representative of the Irish Parliamentary Party, and the Moore Memorial Committees of London and Dublin, travelled from London, and were met at Devizes station by the Mayor and the leading inhabitants. The memorial cross, which stands 18ft. high, bears an appropriate inscription, with Byron's testimony to the Irish bard : " The poet of all circles, and the idol of his own ".

A writer in *The Tribune* says :

Of all those of Ireland's sons who have been called her ambassadors at the court of English literature, few have done her more effective service than Thomas Moore. Of all her poets, Goldsmith alone has a name more familiar to the English public, and among even his poems there is none so widely known in England as the more popular of Moore's " Irish Melodies. " Yet how many are there found to-day to praise " Lalla Rookh, " or to read Moore's shorter poems? The fact is that his fame rests almost entirely upon the " Irish Melodies, " and upon such of them as have survived in popular esteem, not as poems, but as songs in the literal interpretation of the word.

Moore, indeed, owes more to Ireland than Ireland to Moore. He has induced large numbers of Englishmen to look with sympathy upon the Ireland of the past, and with

something of understanding upon the Ireland of the present. She, transmuting his verse by the magic of her music, has rewarded him with an immortality that it was not in the power of his Muse, unaided, to bestow. Only the charm of the

Thomas Moore (1779-1852).

music can account for the popularity of Moore's "Melodies" among folk to whom the far superior work of other Irish poets is absolutely unknown.

Favourite pieces of Moore are "The Harp that once through Tara's Halls," "The Minstrel Boy," "Let Erin Remember," and "The Last Rose of Summer".

Rejoicings upon the New Year's Coming of Age[1].

The *Old Year* being dead, and the *New*[2] *Year* coming of age, which he does, by Calendar[3] Law, as soon as the breath is out of the old gentleman's body, nothing would serve the young spark[4] but he must give a dinner upon the occasion, to which all the *Days* in the year were invited. The *Festivals*[5], whom he deputed as his stewards, were mightily taken[6] with the notion. They had been engaged time out of mind[7], they said, in providing mirth and good cheer for mortals below; and it was time they should have a taste of their own bounty. It was stiffly debated among them whether the *Fasts*[8] should be admitted. Some said the appearance of such lean, starved guests, would pervert the ends of the meeting. But the objection was overruled by *Christmas Day*[9], who had a design upon *Ash Wednesday*[10] (as you shall hear), and a mighty desire to see how the old Domine[11] would behave himself. Only the *Vigils*[12] were requested to come with their lanterns, to light the gentlefolks home at night. All the *Days* came to their day. Covers were provided for three hundred and sixty-five guests at the principal table, with an occasional knife and fork at the sideboard for the *Twenty-ninth* of *February*[13].

I should have told you that cards of invitation had been issued. The carriers were the *Hours*; twelve little, merry footpages, as you should desire to see, that went all round, and found out the persons invited well enough, with the exception of *Easter Day*[14], *Shrove Tuesday*[15], and a few such *Moveables*[16], who had lately shifted their quarters.

Well, they all met at last foul[17] *Days*, fine *Days*, all sorts of *Days*, and a rare din they made of it. There was nothing but, *Hail!*[18] fellow *Day*, well met, — brother *Day*, sister *Day* — only *Lady Day*[19] kept a little on the aloof[20], and seemed somewhat scornful. Yet some said *Twelfth Day*[21] cut her out and out, for she came in a suit, white and gold, all royal, glittering. The rest came, some in green, some in white —

1. This treats of all the famous days in the year. — 2. *Jour de l'an*. — 3. *Calendrier*. — 4. Fellow; man. — 5. *Jours de fête*. — 6. Much pleased. — 7. Often. — 8. *Jours Maigres*. — 9. *Noël*. — 10. *Mercredi des Cendres*. — 11. Lord or Master, from the Latin *Dominus*. — 12. *Vigiles*. — 13. This comes once every four years. — 14. *Jour de Pâques*. — 15. *Mardi Gras*. — 16. The moveable feasts, that vary — according to the moon. — — 17. Bad weather. — 18. *Salut!* — 19. *Fête de l'Annonciation*. — 20. *Se tint à distance, éloignée*. — 21. *Jour des Rois*.

but old *Lent*[22] *and his family* were not yet out of mourning. Rainy *Days* came in dripping; and sunshiny *Days* helped them to change their stockings. *Wedding Day* was there in his marriage finery, a little the worse for wear. *Pay Day*[23] came late, as he always does, and *Doomsday*[24] sent wordhe might be expected. *April Fool*[25] (as my young lord's jester) took upon himself to marshal the guests, and wild work he made with it. He had stuck the *Twenty-first of June* next to the *Twenty-second of December*. *Ash-Wednesday* got wedged in (as was concerted[26]) betwixt *Christmas* and *Lord Mayors's Day*. Lord! how he laid about him! Nothing but barons[27] of beef and turkeys would go down with him to the great greasing and detriment of his new sackcloth[28] clothes. And still *Christmas-Day* was at his elbow, plying[29] him with the wassail[30]-bowl.

At another part of the table *Shrove Tuesday* was helping the *Second of September*[31] to some cock-broth — which courtesy the latter returned with the delicate thigh of a hen pheasant — so that there was no love lost for that matter. The *Last of Lent* was spunging upon *Shrovetide's* pancakes[32]; which *April Fool* perceiving, told him that he did well, for pancakes were proper for a *good fry-day*[33]. In another part, a hubbub arose about the *Thirtieth of January*[34], who, it seems, being a sour, puritanical character, that thought nobody's meat good or sanctified enough for him, had smuggled into the room a calf's head, which he had had cooked at home for that purpose, thinking to feast thereon; but as it lay in the dish, *March Many weathers*, who is a very fine lady, screamed out that there was a "human head in the platter," and raved about Herodias' daughter to thatdegree, that the obnoxious viand was obliged to be removed; nor did she recover stomach till she had gulped down a *Restorative*, confected of *Oak Apple*, which the merry *Twenty-ninth of May*[35] always carries about with him for that purpose.

It beginning to grow a little darkish, *Candlemas*[36] lustily bawled[37] for lights, which was opposed by all the *Days*, who protested against burning daylight. *May Day*[38], with that sweetness which is peculiar to her, in a good speech proposing the health of the founder, crowned her goblet with garlands. This being done, the lordly *New Year*, from the upper end of the table, in a cordial but somewhat lofty tone, returned thanks. He felt proud on an occasion of meeting so many of his worthy father's late tenants, and promised to improve their farms and abate their rents. At the mention of this the four *Quarter-Days*[39] involuntarily looked at each other and smiled; *April Fool* whistled, and a surly old rebel at the further end of the table (who was discovered to be no other than the *Fifth of November*[40]) muttered that "when the old one is gone, he is a fool that looks for a better". Order being restored — the young lord in as few and yet as obliging words as possible, assured them of entire welcome; and, with a graceful turn, singling out poor *Twenty-Ninth of February*, that had sate all this time at the sideboard[41], begged to couple his health with that of the good company before him — which he drank accordingly; observing that he had not seen his honest face any time these four years. At the same time removing the solitary *Day* from the forlorn seat which had been as-

22. *Carême*. — 23. *Jour du payement*. — 24. *Jour du Jugement*. — 25. *Poisson d'avril*. — 26. Planned. — 27. Huge joints. — 28. *Toile à sac*. — 29. Passing frequently. — 30. A vessel full of hot drinks. — 31. Partridge-shooting begins on Sept. 1; pheasant-shooting on Oct. 1. — 32. *Crêpes*. — 33. *Calembour*: fry-day (*jour de frire*), Friday. — 34. On this day Charles I was executed.

35. Charles II escaped his pursuers on "Royal Oak day". — 36. *La Chandeleur*. — 37. Loudly called. — 38. The First of May. — 39. *Termes*. — 40. Guy Fawkes' Day. — 41. *Buffet*.

signed him, he stationed him at his own board, somewhere between the *Greek Calends*[42] and *Latter Lammas*[43]. *Ash Wednesday*, being now called upon for a song, with his eyes fast stuck in his head, struck up a Carol which *Christmas Day* had taught him, and was followed by the latter who gave "Miserere" in fine style. *April Fool* declared they had changed conditions; but *Good Friday*[44] was observed to look extremely grave; and *Sunday*[45] held her fan before her face that she might not be seen to smile. *Shrove-tide*, *Lord Mayor's Day*, and *April Fool* next joined in a glee, in which all the *Days* chiming in, made a merry burden. Day being ended, the *Days* called for their cloaks and great-coats, and took their leave. *Lord Mayor's Day*[46] went off in a mist, as usual; *Shortest Day*[47] in a deep black fog, that wrapt the little gentleman round like a hedgehog. Two *Vigils* saw *Christmas Day* safe home, and *Valentine's Day*[48] and *May Day* were in close company. *Longest Day*[49] set off westward in beautiful crimson and gold, the rest some in one fashion, some in another.

CHARLES LAMB.

42. Never. — 43. Lammas = Our Lady's Mass = Lady Day. — 44. *Vendredi Saint*. — 45. *Dimanche*.

46. November 9. — 47. December 21. — 48. February 14. — 49. June 22.

Kingsley's "Sands o' Dee".

Miss Kingsley, daughter of the Rev. Charles Kingsley, was appealed to by a Chester correspondent to settle the disputed point whether her father's beautiful poem, "The Sands o' Dee", referred to the Chester or the Scottish Dee. In reply she wrote: "I am particularly glad to be able to settle the point about 'The Sands o' Dee' once and for all. Not only did my father tell me that it was written about the Chester Dee, but a moment's thought, I should have supposed, would show those who claimed the poem for Scotland that they are in error, if they read the first and second verses carefully. The Scottish Dee flows to the east. How, therefore, would it be possible for the western wind to bring up the western tide? Also, the poem was written in 1849, and at that time my father had never set foot in Scotland, though Cheshire, from which our family came originally, was well known to him by study and affection, if not by close observation".

The Sands of Dee[1].

'O Mary, go and call the cattle home,
And call the cattle home,
And call the cattle home,
Across the sands o'[2] Dee!'
The western wind was wild and dank[3] wi'[4] foam,
And all alone went she.

The western tide came up along the sand,
And o'er[5] and o'er the sand,
And round and round the sand,
As far as eye could see;
The rolling mist came down and hid the land,
And never home came she.

'Oh, is it weed, or fish, or floating hair —
A tress o' golden hair,
A drowned maiden's hair,
Above the nets[6], at sea?

1. A river in Cheshire. — 2. Of. — 3. Wet. — 4. With. — 5. Over. — 6. Fishing-nets.

Was never salmon yet that shone so fair,
Across the stakes[7] on Dee.'

They rowed her in across the rolling foam,
The cruel crawling foam,
The cruel hungry foam,
To her grave beside the sea :
But still the boatmen hear her call the cattle home,
Across the sands of Dee.

CHARLES KINGSLEY.
(1819-1875)

7. Posts in the water.

Maxims and Moral Reflections *.

I

The passions are the only orators which persuade always. They are as it were an art of nature, the rules of which are infallible ; and the simplest man who has passion persuades better than the most eloquent who has none.

We have all sufficient strength to support the misfortunes of others.

The constancy of the wise is only the art of enclosing their agitation in their heart.

We have more strength than will, and it is often for self-excuse that we imagine to ourselves that things are impossible.

Pride is equal in all men, and the only difference is in the means and manner of showing it.

Those who apply themselves too much to small things usually become incapable of great things.

Nothing should so much diminish the satisfaction which we feel with ourselves, as seeing that we disapprove at one time of that which we approved of at another.

* See the four other Parts.

Although men flatter themselves on their great actions, these are not often the effects of a great design, but the effects of chance.

Truth does not do as much good in the world, as its false appearances do evil.

Every one blames his memory, and no one blames his judgment.

Politeness of mind consists in thinking of things honourable and refined.

Gallantry of wit is saying flattering things in an agreeable manner.

There is nothing men are so free of, as their advice.

It is as easy to deceive oneself without perceiving it, as it is difficult to deceive others without their perceiving it.

We are so accustomed to disguise ourselves to others, that in the end we dissemble to ourselves.

(*To be continued.*)

LA ROCHEFOUCAULD.

Tarlton.

Young Hardy was educated by Mr. Freeman, an excellent master, at a country school. He was hon-

est, obedient, active, and good-natured, hence he was esteemed by his master; and, being beloved by all his companions who were good, he did not desire to be loved by the bad; nor was he at all vexed or ashamed when idle, mischievous, or dishonest boys attempted to plague [1] or ridicule him. His friend Loveit, on the other hand, wished to be liked universally, and his highest ambition was to be thought the best-natured boy in the school, and so he was. He usually went by the name of "Poor Loveit", and everybody pitied him when he got into disgrace, which he frequently did, for though he had a good disposition, he was often led to do things which he knew to be wrong, merely because he could never have the courage to say "No", because he was afraid to offend the ill-natured, and could not bear to be laughed at by fools.

One fine autumn evening, all the boys were permitted to go out to play in a pleasant green meadow [2] near the school. Loveit, and another boy, called Tarlton, began to play a game at battledore and shuttlecock [3], and a large party stood by to look on, for they were the best players in the school, and this was a trial of skill between them. After some time the game became very interesting. The arms of the combatants grew so tired that they could scarcely wield the battledores. The shuttlecock began to waver in the air; now it almost touched the ground, and now to the astonishment of the spectators, mounted again high over their heads; yet the strokes became feebler and feebler; and "Now, Loveit", "Now, Tarlton", resounded on all sides. For another minute the victory was doubtful; but at length the setting sun, shining full in Loveit's face, so dazzled his eyes that he could no longer see the shuttlecock and it fell at his feet. After the first shout for Tarlton's triumph was over, every boy exclaimed, "Poor Loveit! What a pity he did not stand with his back to the sun!"

"Now, I dare you all to play another game with me," cried Tarlton, vauntingly [4], and as he spoke, he tossed the shuttlecock up with so much force that it went over the hedge, and dropped into a lane, which went close beside the field. "Hallo, [5]" cried Tarlton, "what shall we do now?" The boys were strictly forbidden to go into the lane [6], and it was upon their promise not to break this command, that they were allowed to play in the adjoining field.

No other shuttlecock was to be had, and their play was stopped. They stood on the top of the bank, peeping over the hedge. "I see it yonder [7]," said Tarlton; "I wish somebody would get it. One could get over the gate at the bottom of the field, and be back again in half a minute", added he, looking at Loveit. "But you know we must not go into the lane", said Loveit, hesitatingly. "Stuff [8]!" said Tarlton. "why, now, what harm could it do?" "I don't know" said Loveit, drumming [9] on his battledore; "but—" "You don't know, man, why then, what are you afraid of?" Loveit coloured [10], went on drumming, and, again in a lower voice, said "he didn't know". But, upon Tarlton repeating in a more insolent tone, "I ask you, man, what you're afraid of?" he suddenly left off drumming, and, looking round, said "he was not afraid of anything that he knew of". "Yes, but you are", said Hardy coming forward. "Am I?" said Loveit; "of what

1. Tease. — 2. A grassy field. — 3. *Raquette et volant.*

4. Boastfully. — 5. *Holà! tiens!* — 6. *Sentier.* — 7. Over there. — 8. Nonsense, *bêtise.* — 9. Tapping with his fingers. — 10. Blushed.

pray, am I afraid?" "Of doing wrong". "Afraid of doing wrong", repeated Tarlton, mimicking him, so that he made everybody laugh. "Now, hadn't you better say afraid of being flogged?" "No", said Hardy, coolly, after the laugh had somewhat subsided, "I am as little afraid of being flogged as you are, Tarlton; but I meant —" "No matter what you meant; why should you interfere? Nobody thought of asking you to stir a step for us; but we asked Loveit, because he's the best fellow in the world". "And for that very reason you should not ask him, because you know he can't refuse you anything". "Indeed, though", cried Loveit, piqued, "there you're mistaken, for I could refuse if I chose to". Hardy smiled and Loveit, half afraid of his contempt, half afraid of Tarlton's ridicule, stood doubtful, and again had recourse to his battledore, which he balanced on his fore-finger [11]. "Look at him now, do look at him" cried Tarlton: "did you ever in your life see anybody look so silly? Hardy has him quite under his thumb [12], he's so mortally afraid that he dare not turn either of his eyes from the tip[13] of his nose".

"Nobody has me under his thumb", replied Loveit, "and what Hardy said was only for fear I should get into disgrace: he's the best friend I have in the world". Loveit spoke this with more than usual spirit, for both his heart and his pride were touched. "Come along then", said Hardy, taking him by the arm in an affectionate manner, and he was just going, when Tarlton cried after him: "You go along with its best friend and take care it [14] does not get into a scrape [15]". At this Loveit turned back hastily, and, in spite of Hardy's expostulations, returned to prove that he was not ill-natured.

The natural result followed. To keep up his character for being a good fellow, he was obliged to yield to the entreaties of his companions, and, to show his spirit, leapt over the gate amidst the acclamations of the others, and was soon out of sight.

(*To be continued.*)

Abridged from
MARIA EDGEWORTH
(1767-1849).

11. *Index*, first finger. — 12. In his power. — 13. End.

14. "It" is here used as if to a baby. — 15. Trouble.

The Merry-Maker.

BOY: "Are not fathers queer [1]?"

AUNT: "In what way?"

BOY: "When a boy does anything for his father he doesn't get anything, but if another man's boy does it he gets a penny."

*
* *

"Why is the Isle of Wight a fraud [2]?"

"Because it has Needles you cannot thread, Freshwater you cannot drink, Cowes you cannot milk, and Newport you cannot bottle [3]."

1. Funny. — 2. Deception. — 3. These are puns on four places in the Isle of Wight.

Les Cinq Langues

N° 8. 20 Janvier 1907. 7e Année.

ENGLISH PART

The Way of the World.

December 29 was the anniversary of the birth of the late Right Hon. W. E. Gladstone, and, as a tribute to the memory of their late leader, several Liberal associations had the statue in the Strand florally decorated. Among a number of wreaths on the plinth were three very large ones on the front. One, of white lilies, bore the inscription : " In memory of the G. O. M. "[1]. To a wreath of holly was attached a yellow shield inscribed : " A tribute of respect to our late revered leader ". The third wreath was a very large one, of moss from Iceland, and white flowers from Australia with an inscription : " To the memory of one who, born to eminence, laboured for his country and won the hearts of his people, this tribute is devoted by the League of Young Liberals. " There were a number of other large wreaths of holly and evergreens hung round the statue,

***

King Edward has sent £2 to Mr. and Mrs. John Gardiner, on celebrating their diamond wedding, at Pulham St. Mary, Norfolk. Both are aged eighty-four, and have living seven children, twenty-three grandchildren, and sixteen great-grandchildren. Gardiner had been employed on the Hall Farm all his life until he was unable to work, and the venerable couple have resided in the same house ever since their marriage in 1846.

***

1. Grand Old Man.

Mr. Gaston Mayer will commence his fourth French season at the New Royalty Theatre on Monday, Jan. 21, with Lavedan's comedy, *Le Marquis de Priola*, the chief parts in which will be played by M. Le Bargy and Mlle. Gabrielle Dorziat.

During the season M. Coquelin *aîné* will appear in two plays new to England, and an event of special interest will be the appearance of Jeanne Granier in a new play by Georges Berr, one of the foremost actors of the Comédie Française. M. Berr is the author of *L'Irrésolu*, the English version of which, *The Indecision of Mr. Kingsbury*, was recently played in London.

***

The late Prof. Maitland.

Widespread regret has been occasioned by the news of the death of Frederic William Maitland, Professor of English Law at Cambridge University.

Professor Maitland was born in 1850, and was educated at Eton and Trinity College, Cambridge. In 1884 he was appointed Reader of English Law at Cambridge, and four years later succeeded to the Professorship, which he held up to his death.

The Professor was one of the greatest authorities on the history of English law and English institutions, and he wrote a number of invaluable books. Among them may be mentioned the " History of English Law, " which he wrote in conjunction with Sir Frederick Pollock.

All his books are indispensable to the student of early English history, and have revolutionized the study

of the subject. The Professor was mainly devoted to the study of the Middle Ages, but his chapter on the Elizabethan Reformation in the "Cambridge Modern History" is perhaps the most brilliant and convincing account of that subject that has ever been written.

His last book was the able and sympathetic "Life and Letters" of his old friend Leslie Stephen [2], which was published in the autumn.

* * *

"Mumping Day" in Lincolnshire.

"Mumping Day" was duly observed in Lincolnshire on St. Thomas's Day [3]. It is one of the few counties in England which maintain the old-time custom by which old men and women call from house to house for doles [4] in kind or money. In Lincoln, Grantham, Boston, and other towns, the residents give packages of tea and sugar or cast-off clothing. In the villages the old men and women form a procession and call at the chief houses, the gifts being divided at the end of the tour.

* * *

Arbroath.

Arbroath, on the golf links of which the recent dreadful railway disaster in the snow occurred, is a contracted form of the original Aberbrothock, the town "at the mouth of the Brothock". It was the seat of a monastery, and school boy days may be recalled by the ballad of the Abbot of Aberbrothock, who attached the first bell to the Bell Rock, which is within sight of the town. "Ralph the Rover", a famous Dutchman wrecker [5] of the day, tied up the clapper [6] of the "Inchcape bell," which was moved by the lapping of the waves, in order that his industry should not be affected. But a storm rising suddenly in the night and no warning coming to his ship from the rock, he was himself the first victim of his plot : —

Sir Ralph the Rover tore his hair,
And curs'd himself in his despair.

From Arbroath were drawn the stones and supplies for the building in 1806-10 of the famous lighthouse that now marks the rock. The late R. M. Ballantyne [7], in one of his boys' stories, gives an account of the light and of the life of the time, both in the town and on the rock.

* * *

John Smith, of Virginia, an ancestor of Gen. Baden-Powell.

It was on Dec. 16, 1606, that there sailed from Blackwall the three ships *Susan Constant, Discovery,* and *Speedwell,* which, landing a few months later in Virginia, established at James City the first English-speaking settlement in America. The 300th anniversary of this important event was celebrated by a party of Americans and Englishmen. They were the guests at luncheon of the president and governors of "the Jamestown Exposition" — the great exhibition to be held at Jamestown, which is the old James City under its modern name. A feature of the exhibition will be an "international rendezvous and military encampment," in which the fighting forces of many nations of the world will be represented.

Major-General Baden-Powell [8], who was called upon to speak, said :

"I have always been under the impression that my grandfather was Admiral Smyth [9], that his grandfather was Benjamin Smith, of New Jersey, and that his grandfather was John Smith, of Virginia. Ever since my childhood I have imagined that man to be my forefather, and I have tried to model my character and my life on his model.

---

2. The celebrated critic and philosopher. — 3. 21 *décembre*. — 4. Alms. — 5. A man who purposely causes ship-wrecks.— 6. *Battant*.

7. For years a most popular writer of books for boys. — 8. The defender of Mafeking. — 9. In the course of time English families often change the spelling of their names.

And if anybody wants him now as an ancestor, and I have to hand him over, I am quite willing to do so if they will do the same and make him their model through life. I cannot help thinking that he is one of the best models that the boys of the Anglo-Saxon race can have, whether on this side of the Atlantic or the other. If the Jamestown Exposition does nothing else, it will have done a great deal if it brings that man before the boyhood of both nations as their model ".

* * *

The Baroness Burdett-Coutts.

On December 30, 1906, this philanthropic and most distinguished lady died at the great age of 92. She was in every way a representative of the Victorian Age, and was an intimate friend of the late Queen. Her great wealth, largely derived from her share in the famous banking-house of Coutts, she devoted in part to the suffering and the poor, not only in London and the British Isles, but also in every part of the world. Religious, educational, and charitable institutions received aid from, or were founded by her. Among the very poorest classes, she was familiarly known as « The Baroness ». In artistic and theatrical circles her support was in much request, and it was from her house that the funeral procession of Sir Henry Irving started for Westminster Abbey.

After lying in state for two days, her remains received the unusual honour of interment on January 5 in Westminster Abbey, near the West Door, and adjacent to the monument to that other famous philanthropist, the late Lord Shaftesbury. The streets were full of sympathising crowds, the Royal Family were represented in the Abbey, and among the pall-bearers were descendants of the great Duke of Wellington, of Sir Robert Peel, and of Mr. Gladstone.

Past and Present.

I remember, I remember
The house where I was born,
The little window where the sun
Came peeping [1] in at morn;
He never came a wink [2] too soon
Nor brought too long a day;
But now, I often wish the night
Had borne my breath away.

I remember, I remember
The roses, red and white,
The violets and the lily-cups
Those flowers made of light!
The lilacs [3] where the robin [4] built,
And where my brother set
The laburnum [5] on his birth-day, —
The tree is living yet.

I remember, I remember
Where I was used to swing, [6]
And thought the air must rush as
To swallows on the wing; [fresh
My spirit flew in feathers then,
That is so heavy now,
And summer pools could hardly
The fever on my brow. [cool

I remember, I remember
The fir trees dark and high;
I used to think their slender tops [7]
Were close against the sky;
It was a childish ignorance,
But now 'tis little joy
To know I'm further off from Heaven
Than when I was a boy.

Thomas Hood.
(1798-1845)

---

1. Looking. — 2. *Clin d'œil.* — 3. *Lilas.* — 4. Robin red-breast; *rouge-gorge.* — 5. *Cytise.* — 6. The tree on which the poet used to balance himself in his swing; *escarpolette.* — 7. *Cime.*

Tercentenary of a Famous Headmaster.

There recently occurred the tercentenary of the birth of Richard Busby, a man whose name stands out almost more prominently per-

haps than that of any other in the long and brilliant rôle of great English headmasters. For fifty-five years Richard Busby presided over the destinies of Westminster School, one of the most historic of English public schools[1]. The times in which he lived were stormy indeed, seeing that he held the headmastership from either 1638 or 1640 (for authorities differ) until April 6th, 1695. A stanch[2] Royalist, he succeeded in maintaining his position none the less during the stormy days of the great Civil War and the Commonwealth. A tradition exists to this day that Busby did not hesitate when conducting the school prayers on the morning of the fateful Jan. 30th, 1649, to mention the name of King Charles I. himself[3].

Busby is commonly associated with the rod[4], and indeed his discipline was severe, but his methods would appear to have been justified by the results, seeing that it was possible for him at one time to make the proud boast that sixteen out of the entire bench of Bishops were his former pupils.

1. Westminster School, or St-Peter's College, Westminster, is situated within Dean's Yard, adjacent to Westminster Abbey. — 2. Also spelled *staunch*: firm. — 3. When the King was beheaded. — 4. *Verge*; Busby was notorious for his flogging.

The Library of John Stuart Mill[1].

Some of that large and increasing band of persons who take a kindly interest in the education of women will remember that about two years ago the new library of Somerville College[2], Oxford, was opened by Mr. John Morley, whose presence on that occasion was rightly held to betoken[3] goodwill to the cause. In his speech Mr. Morley commented on the 'empty shelves' in the midst of which he stood. That those shelves are no longer so conspicuously empty is due in the first place to the generosity of Miss Helen Taylor[4], who has given Mill's Library to Somerville College, and in the second place to Mr. Morley, who suggested that destination for Miss Taylor's gift. The appropriateness of the gift will be acknowledged by all who remember John Stuart Mill's championship of women[5];

John Stuart Mill (1806-1873).

The library of any distinguished man is interesting in itself as a witness to his tastes, and although this collection appears to represent only a part of John Stuart Mill's whole library — the books which he had with him at Avignon having been sold[6] there after his death — it is impossible not to regard these books as evidences of the bent[7] of his mind. Many of them are, of course, the books no library should be without and of these it is necessary to say nothing, except that in many cases the Somerville Library had been

1. The great philosopher and economist who died at Avignon in 1873. — 2. A College for women. — 3. Mean. —

4. Mill's step-daughter. — 5. Mill's work, "*The Subjection of Women* was published in 1869. — 6. They were recently advertised for sale by the widow of the bookseller who had bought them. — 7. *Penchant*.

without them hitherto, and received them with gratitude. But there are also a great number of 'luxuries' precious in themselves, doubly interesting as having been chosen or valued by Mill. The latter class falls into the two groups of books remarkable in themselves, and those which derive their interest from their connection with a conspicuous and original writer.

It is time to speak of the books interesting from the point of view of Mill's personal history. The range of subject is noteworthy. The matters nearest his heart are best represented by his own works, of which a large and valuable selection is included in this gift. Not the least striking, in this aspect, was a pile of pamphlets on various political subjects, especially those connected with the interests of women. Philosophy, ancient and modern; law, including the whole of Bentham's[8] works; political economy; a considerable section of theological books, among which is a respectable work in ancient boards by one Gamaliel Smith, bearing the autograph of Jeremy Bentham, and the entire works of Ralph Cudworth on the *True Intellectual System of the Universe*; classical and modern literature, especially French literature, which includes Voltaire in sixty-six volumes and Fénelon in ten; history, comprising a fine edition of Clarendon on the Rebellion, printed at the Theater[9] in Oxford, 1707-1712; all the older English novelists, but few of the more modern — these, together with much that is hard to classify, like light works on music, and gardening, form the more salient features of the collection.

The English literature is curious; it strikes the investigator as the selection of a cultivated man of affairs, not that of a lover of letters *par excellence*.

Singularly few of his books contain Mill's autograph, but very many contain those of their authors, often with a few kind words from men whose friendship was a distinction. A little paper pamphlet of Herbert Spencer's: *Reasons for Dissenting from the Philosophy of M. Comte*, is sent from the author; and later came his *Education*, with the author's compliments. F. D. Maurice[10] sent his *Modern Philosophy* when it first came out, in 1862. The second edition of Cairnes'[11] *Slave Power* — the book which proved slavery to be bad economy when the world was just waking up to the fact that it was wrong — came to him 'with the author's regards'. Darwin sent him *The Descent of Man* with great respect from the author; and De Tocqueville's *Ancien Régime*; sent as a *souvenir d'estime et d'amitié*, shows that Mill's interest in France was reciprocated by one of her most distinguished writers.

But foremost in interest as the record of a famous friendship stand the books given to Mill by Carlyle. There are many first editions of Carlyle in this library: *Heroes* and *Latter-day Pamphlets* are there uninscribed; *Past and Present* has Miss Taylor's name in Carlyle's hand. *The Life of John Sterling* 1851, contains this on the first page: "To John S. Mill, Esq. with many kind remembrances. T. C. — Chelsea, 16 Octr., 1851". The biography of Sterling — a common friend, and one of those elusive personalities which make an impression on contemporaries so vivid and abiding that posterity respects, although it cannot wholly understand it, is a most intimate memorial of the personal relation between Carlyle and Mill. Carlyle wrote with profound admiration of his hero, but in his accustomed sweeping style, which roused Mill to do in the case of this book what was not apparently his habit, to

8. The great jurist and friend of the Mills (made a French Citizen in 1792). — 9. Printed at the Sheldonian Theatre, then the University Press at Oxford.

10. Frederick Denison Maurice, the theologian and "Christian-Socialist" (1805-1872). — 11. The economist (1824-1875).

make marginal notes in pencil. Here we have his own hand, and his comment on a matter where his knowledge was probably unique; and the pencil corrections are characteriste of both these great men.

Rose Sidgwick.

From an article in the *Cornhill Magazine*.

Maxims and Moral Reflections *.

II

Weakness is the only fault that cannot be corrected.

As it is the mark of great minds to give much information in a few words, so, small minds, on the other hand, have the gift of talking much and saying nothing.

It is more difficult to prevent being governed oneself, that it is to govern others.

However brilliant an action, it should not be esteemed great when it is not the result of a great design.

While idleness and timidity keep us to our duty, our virtue often has all the honour of it.

Virtues are lost in self-interest, as rivers are lost in the sea.

It is better to employ our minds to bear the misfortunes which happen to us, than to foresee those which may befall us.

We confess our faults to repair by our sincerity the harm they do us in the opinion of others.

Only great men have great faults.

He who thinks that he can find within himself what will enable him to do without all the world is greatly mistaken; but he who thinks that the world cannot do without him is still more mistaken.

Love of glory, fear of shame, the intention to make our fortune, the desire to make our life easy and agreeable, and the wish to lower others, are often the causes of that valour which is so famous among men.

Perfect valour is to do without witnesses what one could do before all the world.

Intrepidity is an extraordinary strength of soul which raises it above the troubles, disorders, and emotions which the sight of great perils might excite in it; it is by this strength that heroes keep themselves in a peaceful state and retain the free use of their reason in the most surprising and terrible accidents.

(*To be continued.*)

La Rochefoucauld.

* See the four other parts.

Tarlton.

II

He returned in about five minutes, quite out of breath, crying, " Here; I've got the shuttlecock; and I'll tell you what I've seen ". " What " ? cried everybody, eagerly. " Why, just at the turn of the corner at the end of the lane ", he panted [16], " as I was looking about for the shuttlecock, I heard a great rustling [17] somewhere near me. I looked again, and saw in a garden, on the opposite side of the way, a boy about as big as Tarlton, sitting in a great apple tree, shaking the branches. So I called to the boy, to beg one; but he said he could

16. *Haleta.* — 17. *Frémissement.*

not give me one, for they were his grandfather's".

Just at that moment, from behind a gooseberry bush up popped [18] the uncle, and the grandfather poked [19] his head out of the window; I ran off as fast as my legs would carry me, though I heard him bawling [20] after me all the way".

"And let him bawl", cried Tarlton; "he shan't bawl for nothing. I'm determined we have some of his fine, large, rosy apples before I sleep to-night".

At this speech, a general silence ensued; all the lads kept their eyes fixed upon Tarlton, except Loveit who looked down, apprehensive lest he should be drawn on rather farther than he had intended. "Now then", he said to himself, "as Hardy told me, I had better not have come back". Regardless of this confusion, Tarlton continued, "but before I say any more, I hope we have no spies among us. If there is any one of you afraid to be flogged, let him march off this instant". Loveit coloured, bit his lips, wished to go, but had not the courage to move first. He waited to see what everybody else would do; nobody stirred; so Loveit stood still.

"Well then", cried Tarlton, giving his hand to the boy next him, then to the next, "your word and honour that you'll not betray me; but stand by me, and I'll stand by you".

Loveit hung[21] back till the last, and had almost twisted off the button from the coat of the boy who screened[22] him, when Tarlton came up, holding out his hand, "Come, Loveit, you're in for it, stand by me, and I'll stand by you". "Indeed, Tarlton", expostulated he, without looking him full in the face, "I do wish you'd give up this scheme; I daresay all the apples are gone by this time; I wish you would. Do pray, give it up". "What scheme, man? You hav'nt heard it yet; you may as well know your text before you begin preaching it". The corners of Loveit's mouth could not help forming into a smile, though in his heart he felt not the slightest inclination to laugh, on Tarlton adding: "Do pluck up a little spirit, and be one of us, or you'll make us all hate you". The weak, good-natured lad was over-persuaded. So he mechanically stretched out his hand, which Tarlton shook violently, saying: "Now that's right", though he despised Loveit at the same time.

There was a small window at the end of the back staircase, through which between nine and ten o'clock at night, Tarlton, accompanied by Loveit and another boy, crept out. It was a moonlight night, and after crossing the field and climbing the gate, directed by Loveit, they proceeded down the lane with rash yet fearful[23] steps. At a distance Loveit saw the cottage, and the apple-tree beside it: they quickened their pace, and with some difficulty scrambled through the hedge which fenced the garden, though not without being scratched and torn by the briars[24]. Everything was silent. Yet now and then at every rustling of the leaves they started, and their hearts beat violently. Once as Loveit was climbing the apple-tree, he thought he heard a door in the cottage open, and earnestly begged his companions to desist and return home. This, however, he could by no means persuade them to do, until they had filled their pockets with apples; then they returned, crept in at the staircase window, and each retired as softly as possible to his own apartment.

Loveit slept in the same room with Hardy, whom he had left

18. Rose. — 19. Put. — 20. Shouting. — 21. Kept. — 22. Hid.

23. Full of fear. — 24. *Ronces.*

fast[25] asleep, and whom he now was extremely afraid of awakening. All the apples were emptied out of Loveit's pockets, and lodged[26] with Tarlton till the morning, for fear the smell should betray the secret to Hardy. The room door was apt to creak[27], but it was opened with such precaution that no noise could be heard, and Loveit found his friend as fast asleep as when he left him.

Loveit was induced the very next night to accompany the same party on a similar expedition. We must observe that the necessity for continuing their depredations became stronger the third day; for though, at first, only a small party had been in the secret, by degrees it was divulged to the whole school; and it was necessary to secure secrecy by sharing the booty.

Everyone was astonished that Hardy, with all his quickness and penetration, had not yet discovered their proceedings; but Loveit could not help suspecting that he was not quite so ignorant as he appeared to be. Loveit had strictly kept his promise of secrecy, but he was by no means an artful boy; and in talking to his friend, conscious that he had something to conceal, he was perpetually on the point of betraying himself; then, recollecting his engagement, he blushed, stammered[28], bungled[29], and upon Hardy's askind what he meant, would answer with a silly, guilty countenance, that he did not know, or abruptly break off, saying: "Oh, nothing, nothing at all!" It was in vain that he urged Tarlton to permit him to consult his friend; a gloom overspread Tarlton's brow when he began to speak on the subject, and he always returned a peremptory refusal.

(*To be continued.*)

Abridged from
MARIA EDGEWORTH
(1767-1849).

25. *Profondément.* — 26. Deposited. — 27. *Crier.* — 28. *Bégayait.* — 29. Made stupid answers.

The Merry-Maker.

FIRST FRIEND: "Do you think that a really good man could be happy on the rack[1]?

SECOND FRIEND: Perhaps, if he were a *very* good man, and it was a *very* bad rack."

*
* *

MOTHER: "Jack! why ought you to be kind to dumb animals?

JACK: Because if you are very kind to a pet dog he will follow you to the grave."

*
* *

MASTER: "What was the Golden Age?

PUPIL: The time when my uncle gave me half a sovereign[2] in mistake for sixpence[3]".

1. *Chevalet.* — 2. A gold coin. — 3. A silver coin.

Les Cinq Langues

N° 9. 5 Février 1907. 7e Année.

ENGLISH PART

The Way of the World.

Englishmen have been deeply touched by the sympathetic telegram which the President of the French Republic has sent to King Edward, with regard to the terrible earthquake in Jamaica which has ruined Kingston.

*
* *

On January 15 the new Liberal paper, *The Tribune*, celebrated its first birthday with a special number containing articles by and congratulations from many people of note.

Almost at the same time occurred the death of *Temple Bar*, one of the most celebrated of Victorian shilling magazines. " The old order changeth, giving place to new ".

*
* *

Edward Stock, who has died in the Clutton (near Bristol) Union Workhouse, developed early in life a passion for fossil-hunting, and in a small cottage at the foot of the Mendips[1] he spent many years searching for rare fossil specimens, painting pictures, and writing verses. The British Museum possesses mementoes of his perseverance, and when eventually paralysis caused him to seek the shelter of the workhouse, the guardians were much interested in his collection, which was named and classified with great care.

*
* *

Mr. Winzar, the Sword-bearer of the City of London, has died at the age of 68. He had been an officer of the Corporation since 1866; first as a clerk in the Chamberlain's Department, next, in 1872, as Common Crier and Serjeant-at-Arms, and from 1874 as Sword-bearer. He was a conspicuous figure in all the great City pageants and ceremonials during the last thirty years.

*
* *

Chichester City Council has under consideration a proposal to spend £500 on repairs to the ancient building locally called the " Guildhall ". It is part of a former monastery of Grey Friars, and with the possible exception of St. Andrew's Hall at Norwich, is regarded by archæologists as the finest specimen of its kind remaining in England.

*
* *

Cavendish House, Clapham, with its grounds of nearly ten acres, is to be built over. This place was the residence of Henry Cavendish, the great chemist and philosopher, who earned enduring fame by his experiment for ascertaining the earth's density. Henry Cavendish lived at Clapham for many years in complete seclusion. His cousin, the late Duke of Devonshire, wrote of him as having " buried his science and wealth in solitude and insignificance at Clapham. " He left a fortune of considerably over a million.

*
* *

Mr. Vincent Biglioski, who died in London at the age of 75, was a mem-

1. A range of hills.

ber of a remarkable family of sculptors resident in England for many years past. He was a younger brother of Mr. Joseph Biglioski, who assisted the late Mr. William Theed in the execution of some of the most important of his commissions, including the statue of the Prince Consort at Windsor Castle and the "Africa" group on the Albert Memorial at South Kensington. The father of both these talented men was the architect of St. Paul's at Rome, while an aunt was formerly for several years an embroiderer at the Vatican.

A Royal Climber.

On January 12, before the Royal Geographical Society, and in the presence of the King, the Prince of Wales, and the most eminent men of the day, the Duke of the Abruzzi, cousin of the King of Italy, and son of the late Amadeo, at one time King of Spain, delivered a lecture on his recent ascent of the Ruwenzori Mountains in Equatorial Africa. These are supposed by some to have been Ptolemy's "Mountains of the Moon". The Duke had previously ascended Mount St Elias in Alaska, had led an expeditiòn towards the North Pole, and had made explorations elsewhere. Hence the intense interest aroused by the lecture. In King Edward's words: "He (the Duke) belongs to a distinguished and illustrious race. — Above all things he possesses great courage, great coolness, and great will".

The Duke, who in reply felicitously thanked King Edward, had in his lecture given this striking account of his naming of the principal peaks of the ranges.

"It was 11 30. A fresh breeze blew from the south-east; the clouds swept past but few yards under us, leaving clear only the two peaks that we had left and that on which we were standing. And to these summits, the only ones in view at this moment which crowned my efforts, I gave the names of Margherita and Alexandra, in order that, under the auspices of the two Royal ladies, the memory of two nations may be handed down to posterity: of Italy, the name of which resounded for the first time on these snows in our shout of victory; and of England, which in its marvellous colonial expansion carries civilisation even to the slopes of these remote mountains.

"Having unfolded the little flag which had been given me at Rome by Her Majesty Queen Margherita before my departure, I fastened it to a staff planted on the highest point of the snowy dome, to the triple cry of 'Viva Margherita!' 'Viva Alexandra!' and 'Viva l'Italia!' The winds blew out the tricolour above the snows, which up to that time had known nothing but the breath of the tempest, and the little letters of the motto which the august lady had had embroidered on the flag, 'Persevere and hope,' were displayed to our view."

The Duke announced that he had given the name of Mount Stanley after the late Sir Henry Stanley, the modern discoverer of the mountains, to the range of five high peaks, and to the peaks themselves the names of Margherita, Alexandra, Elena, Savoya, and Moebius. To the second group, in order of height, he gave the name of Speke, in memory of the discoverer of the Ripon Falls, the origin of the Nile; and the highest peak of this range Vittorio Emanuele, while the lower and more southern seen from the Mobuku Valley he named after Sir H. Johnston (15 907 feet). The third range he called Mount Baker, and its highest point after the King of England

It will be seen how truly international is science, for explorers and personages of several nations have had their names given to the newly won heights.

Charlotte Brontë's Husband.

The Rev. Arthur Bell Nicholls, husband of Charlotte Brontë, the famous novelist, died lately at Ba-

nagher, King's County, Ireland.

Charlotte Brontë died at Haworth in Yorkshire on March 31st. 1855, soon after she had begun a story that was to have been called *Emma*. Mr. Nicholls, who was in his ninetieth year, had survived his wife by more than half a century. Grad-

Charlotte BRONTE (1816-1855).

uating at Trinity College, Dublin, in 1844, he went to Haworth immediately afterwards as curate under the Rev. Patrick Brontë, and with but a short interval he remained at Haworth until 1861.

In *Shirley*, which was published in 1849, Charlotte Brontë painted a flattering portrait of Mr. Nicholls in the character of Mr. Mac Carthey, and at that time she entertained a warm regard for him. He was described as " decent, decorous, and conscientious ", and the novelist adds that he laboured faithfully in the parish, the schools, both Sunday and day, flourishing under his sway.

In 1852, the year in which *Villette* was written, Mr. Nicholls proposed marriage, but Mr. Brontë would not hear of his daughter's marriage at a moment when her fame as an author was ringing in his ears. She should do better, he thought, than marry a curate [1] with a hundred pounds a year. Whether Charlotte herself had for her wooer [2] any very deep attachment or not, Mr. Nicholls was refused, and left Haworth only to return about twelve months later at Mr. Brontë's invitation, as the accepted suitor of his daughter.

The wedding was celebrated at the little country church at Haworth on June 29th, 1854, but Charlotte Brontë died in the following March. Mr. Nicholls continued to act as curate until the death of his father-in-law, when he left England and settled down as a farmer in the West of Ireland. He then married a second time. To the last he maintained his associations with some of the Yorkshire admirers of the genius of his former wife.

1. A minor clergyman. — 2. Lover.

" Big Ben " [1].

The Clock of the Houses of Parliament.

" Big Ben " will soon celebrate its jubilee. Although the great clock was not actually set going with its four dials complete until the beginning of 1858, Big Ben was ready in 1856. At that time, however, St. Stephen's Tower [2] had not been completed, and the clock was kept waiting for over a year before becoming London's chief timekeeper. Big Ben was made by Mr. E. Dent, the predecessor of Messrs. F. Dent and Co., Strand, and under the terms of his agreement with the Office of Works, Mr Dent undertook to make and keep in repair a clock which would never vary more than two seconds from the correct time. This contract has been more than carried out. Since the day it started, Big Ben has been within a

1. " *Le gros Benjamin* ". — 2. Usually called the " Clock Tower ".

second of the real time, except, of course, upon rare occasions when for one reason or another the clock has stopped.

One of the most amusing of parliamentary incidents is associated with Big Ben. Lord Randolph Churchill wagered[3] that he could run over Westminster Bridge, from St. Thomas's Hospital to the Clock Tower, between the first and the last stroke of twelve. The wager was accepted, and at midnight people who happened to be on Westminster Bridge were surprised and amused to see a man in evening dress running across the bridge as if his life depended upon it. It should be mentioned that Lord Randolph won the wager.

3. *Paria.*

Big Ben was intended to be, and has proved to be, the largest, the most powerful, and the most accurate public clock in the world. Twice a day it automatically telegraphs its time to Greenwich Observatory, and thus its performance is checked. The correct time is indicated by the first blow on Big Ben at each hour. To wind[4] up the clock is no easy matter. It means five hours' work for two men on three days a week.

The clock can be heard to "strike[5]" for a great distance, and all Londoners know the voice of Big Ben.

4. *Monter.* — 5. *Sonner.*

Iseult's Children[1].

They sleep in shelter'd rest,
Like helpless birds in the warm nest,
On the castle 's southern side;
Where feebly comes the mournful roar
Of buffeting[2] wind and surging tide
Through many a room and corridor.
— Full on their window the moon' s ray
Makes their chamber as bright as day;
It shines upon the blank white walls,
And on the snowy pillow falls,
And on two angel-heads doth play
Turn 'd to each other — the eyes closed,
The lashes on the cheeks reposed.
Round each sweet brow the cap close-set
Hardly lets peep the golden hair;
Through the soft-open'd lips the air
Scarcely moves the coverlet.
One little wandering arm is thrown
At random on the counterpane,
And often the fingers close in haste
As if their baby-owner chased
The butterflies again.
This stir[3] they have, and this alone;
But else they are so still!

MATTHEW ARNOLD.
(1822-1888).

1. From *Tristram and Iseult.* — 2. Beating. — 3. Movement.

The Shah.

The title of the Shah, says the *Manchester Guardian*, is the origin of several familiar English words. It has nothing to do with " Tsar " or " Czar, " which is derived, like the German " Kaiser, " from the imperial cognomen Cæsar, which became the title of the Roman emperors. " Shah " is a Persian word meaning " King ", and from it are derived the English words "check," " chess, " " checker, " " exchequer, " and " cheque ". " Check " is the root word[1] of all these, and its original meaning was the king in chess. " Chess " is the plural " checks " (like " checkers, " an old name for chess). "Exchequer", in the financial sense, is said to be derived from the accounts table, which was covered with a cloth divided into squares like a chess-board, and in the squares were calculation tables.

The whole of the word " checkmate " is from the Persian and Arabic. It represents " shah mat ", " the king is dead " (that is, can make no further move). All the senses of the verb " check " — " stop, " " restrain, " " control, " " compare, " — are thus chess metaphors.

In Persia the Shah is called the Padishah, a word which means " lord king" or " sovereign king ".

*
* *

The jewellery of the Shah was said to be the richest in the world. He was the owner of the Darya-e-Nur, or the Sea of Light, a diamond estimated to be the most precious upon earth. But one of the greatest treasures that he possessed was a large globe of gold representing the world. In this globe each continent and country is marked out with clusters of precious stones. Thus Persia is outlined and covered with diamonds, England with rubies, and so on.

1. Foundation.

The Turtle Trade.

Turtle-soup is one of the dishes associated with the dinners given by the City Companies and the Corporation.

A recent number of the "Scientific American" contains an interesting account of the turtle trade. The headquarters[1] of the trade which supplies London and other cities with their turtle soup is Kingston, in Jamaica. In the adjacent seas the turtles are caught by means of nets[2] stretched from rock to rock. When the animals come in contact with the nets they cling to them, and are thus hauled out by the fishermen. When captured the turtles are kept in a flooded[3] enclosure, and fed on "turtle grass" — a species of sea-weed[4].

The greatest difficulty in the turtle trade is the conveying them alive to Europe, and if not carefully tended many die on the road. The species which supplies the famous soup is known as the green turtle, *Chelonia viridis*, and the colour of the flesh is thought to be due to the green sea-weed growing on the coral reefs on which it feeds. Some 3,000 turtles, with an average weight of 165lbs. each, are imported to England in a year.

One of the facts brought out by the frequent dealing with the turtle for culinary purposes is their extraordinary vitality. The following instances are quoted as authentic by the "Scientific American". The head of a turtle had been cut off, and the body hung up. Some twenty-four hours afterwards, it knocked down a cook with a blow of the fin. In another case the head of a turtle has been observed to bite savagely at a piece of wood several hours after its removal from the body.

Not long since, the Zoological Society of London sold a very large turtle, which was reputed to be several hundred years old.

1. *Quartier général*. — 2. *Rets*. — 3. *Inondée*; *submergée*. — 4. *Algue*.

Maxims and Moral Reflections *.

III

Nothing is impossible ; there are roads which lead to all things, and if we had enough will, we should always have plenty of means.

True eloquence consists in saying all that is necessary, and in saying only what is necessary.

We are fond of reading others' characters, but we do not like to be read ourselves.

There is sometimes not less skill in knowing how to profit from good advice, than in being able to give good advice oneself.

What commonly hinders us from showing the recesses of our hearts to our friends, is not so much the distrust we have of them, as that which we have of ourselves.

We pardon in the degree that we love.

Most men, like plants, possess hidden qualities which chance discovers.

Most young people think that they are natural when they are only ill-bred and rude.

We should only be astonished at still being able to be astonished.

We should manage fortune like our health, enjoy it when it is good, be patient when it is bad, and never resort to strong remedies but in an extremity.

We should often be ashamed of our very best actions, if the world saw all the motives which produced them.

The greatest effort of friendship is not to show our faults to a friend but to make him see his own.

The most certain sign of being born with great qualities is to be born without envy.

We should not judge of a man's merit by his great abilities, but by the use he is able to make of them.

It is only people who possess firmness who can possess true gentleness ; those who appear gentle, usually have weakness in them, which is easily converted into harshness.

La Rochefoucauld.

* See the four other Parts.

Tarlton.

III

In the meantime, the visits to the apple-tree had been too frequently repeated to remain concealed from the old man who lived in the cottage. He used to examine his only tree very often, and missing numbers of rosy apples which he had watched ripening, he began to think that there was something going wrong, especially as a gap [30] was made in his hedge, and there were several small footsteps in his flower-beds ; he looked up at the tree in sorrow rather than anger, and leaning upon his staff, he began to consider what he had best do.

“ If I complain to their master”, said he to himself, “ they will certainly be flogged, and that I should be sorry for : yet they must not be let to go on stealing. Let me see — oh, ay, that will do ; I will borrow farmer Kent's dog Barker ; he'll keep them off, I'll answer for it”.

Farmer Kent left his dog Barker [31], cautioning his neighbour, at the same time, to be sure and chain him well, for he was the fiercest mastiff [32] in England. The old man, with farmer Kent's

30. Opening. — 31. So called from his barking. — 32. *Mâtin*.

assistance, chained him fast to the trunk of the apple-tree.

Night came, and Tarlton, Loveit, and his companions returned at the usual hour. Grown bolder now by frequent success, they came on talking and laughing. But the moment they had set their foot in the garden, the dog started up ; and, shaking his chain as he sprang forward, barked with unremitting fury. They stood still as if fixed to the spot. There was just moonlight enough to see the dog. " Let us try the other side of the tree, " said Tarlton. But to whichever side they turned, the dog flew round in an instant, barking with increased fury.

"He' ll break his chain and tear us in pieces ", cried Tarlton; and, struck with terror, he immediately threw down the basket he had brought with him, and betook himself to flight with the greatest precipitation. " Help me ! I can't get through the hedge", cried Loveit, in a lamentable tone, whilst the dog growled hideously, and sprang forward to the extremity of his chain. " I can 't get out ! Oh! Tarlton, stay for me one minute !"

He called in vain ; he was left to struggle through his difficulties by himself. At last, torn and terrified, he got through the hedge and ran home, despising his companions for their selfishness. Nor could he help observing that Tarlton was the first to run away from the appearance of danger. The next morning he could not help reproaching the party with their conduct : " Why could not you any of you stay one minute to help me?" said he. " We did not hear you call, " answered one. "I was so frightened", said another, " I would not have turned for the whole world. " " And you, back Tarlton ? " " I ! " said Tarlton, " Had I not enough to do, to take care of myself? Think no more about it. We are all very sorry and beg your pardon; come, shake hands , forgive and forget. " Loveit gave his hand, but gave it rather coldly.

After school in the evening, as he was standing quietly beside Hardy, who was ruling [33] a sheet of paper for him, Tarlton, in his brutal manner, came up, and seizing him by the arm, said : " Come along with me, Loveit, I've something to say to you. " " I can't come now, " said Loveit, drawing away his arm. " Ah! do come now, " said Tarlton in a tone of persuasion. " Well, I'll come presently ". " There's a good fellow, come now, because I've got something to say to you ". " What is it you have got to say to me? I wish you would let me alone, " said Loveit ; yet at the same time he suffered himself to be led away.

Tarlton took particular pains to humour him and bring him into temper again, and even though he was not very apt [34] to part with his playthings, went so far as to say ; " Loveit, the other day you wanted a top [35] : I'll give you mine, if you desire it. " Loveit thanked him, and was overjoyed at the thoughts of possessing this top. " But what did you want to say to me just now ?" " Ay, we'll talk of that presently — not yet — when we get out of hearing ". " Nobody is near us, " said Loveit. " Come a little further, however, " said Tarlton, looking round suspiciously. " Well, now, well ?" " You know the dog that frightened us so last night ? " " Yes. " It will never frighten us again. " " Won't it ? — how so ? " " Look here, " said Tarlton, drawing from his pocket something wrapped in a blue handkerchief. " What's that ? " — Tarlton opened it. " Raw meat ! " exclaimed Loveit. " how came you by it ? " " Tom, the servant boy, got it for me, and I'm to give him sixpence. " " And is it for the dog ? " " Yes ! I vowed

33. To rule = *Régler*. — 34. Accustomed. — 35. *Toupie*.

I'd be revenged on him, and, after all this, he'll never bark again ". " Never bark again ! — What do you mean ? — Is it poison ? " exclaimed Loveit, starting back with horror. " Only poison for a dog," said Tarlton, confused ; " you could not look more shocked if it were poison for a man. " Loveit stood for a minute in profound silence. " Tarlton, " said he at last, in a changed tone and altered manner, " I did not know you ; I will have nothing more to do with you. " " Nay, but stay, I was only joking " , said Tarlton, catching hold of his arm. But though he thought fit to dissemble with Loveit, he was thoroughly determined in his purpose.

(*To be continued.*)

Abridged from
MARIA EDGEWORTH
(1767-1849).

A Legend of Korea.

Enmity between Cats and Dogs.

The Koreans tell an amusing story in explanation of the enmity which prevails between cats and dogs. There was once, they say, an old man in Korea who possessed a magic stone, which had been given to him by a passing wayfarer[1] whom he had befriended. One sad day the stone disappeared, and the old man's cat and dog, who were as much concerned as their master, set off on their own accord to find it. After a long and weary search they discovered it, and started to return. As they had to cross a river, the dog told the cat to take the gem in her mouth and climb on his back, and he would swim with her. As the two were crossing, some children, seeing the strange sight, laughed. This annoyed the dog as he struggled along with his burden, but it greatly amused puss[2], who began to shake with laughter. The result was that the poor dog swallowed a lot of water in trying to keep his head up, at which the cat burst into such a laugh that she dropped the magic stone into the river. The story goes on to tell how the faithful dog eventually caught a fish, in the inside of which the gem was found, but ever afterwards he cherished against the cat a bitter animosity, which was handed down to their descendants.

1. Traveller.

2. *Minette.*

The Merry-Maker.

VISITOR : " My good man, you keep your pigs much too near the house.

COTTAGER : That's just what the doctor said, Mum [1]. But I don't see how it's agoin' to hurt 'em! "

(*Punch.*)

***

HE : " What is the good of your touching up that picture, now that the Royal Academy [2] people have rejected it ?

SHE : Why, it's going to be worth more now. I can advertise that it's been rejected and make a great name for myself ".

1. " Mum " means Madam. — 2. Of Arts. The great annual exhibition of pictures and so forth.

Les Cinq Langues

N° 10. 20 Février 1907. 7e Année.

ENGLISH PART

The Way of the World.

We regret to state that Miss Helen Taylor, step-daughter of John Stuart Mill, who was referred to in the recent article on *John Stuart Mill's Library*, has passed away at the age of 75. She was in every way an advanced politician, and at one time had been on the School Board for London, then the educational authority for the metropolis.

*
* *

Probably the smallest adult dwarf in England has died at Stoke in the person of John William Hollins. Some years ago, Barnum and Bailey[1] offered £250 for the privilege of exhibiting him, but the offer was refused. Though 26 years of age, he was only 3ft. 4in. in height. His parents were of normal stature [2], as also are his six brothers and sisters who survive him.

*
* *

A dramatic society, organized by Mrs. J. G. Frazer, was announced to give three performances of classical French comedies, in French, at the New Theatre, Cambridge, on Feb. 11 and 12. The comedies chosen were *Les Plaideurs*, by Racine, and Molière's *Médecin malgré lui.* The first performance was under the " Présidence d'honneur " of the Vice-Chancellor of the University.

*
* *

In a recent number of *The Athenæum* has appeared in the French original a long letter by M. Octave Uzanne with regard to the dispute, as to the purchase and sale of books, between *The Times* and the leading British publishers.

*
* *

A final effort is to be made this year to carry through the scheme for a new speechroom at Rugby School. Connected originally with the memorial to Archbishop Temple, a former headmaster, the appeal is now being made to Rugbeians of all generations on account of the necessities of the school, which has no room large enough to contain, on such occasions as the annual Speech Day, the whole school as well as visitors. Readers of *Les Cinq Langues* will remember that it was Thomas Hughes who described his own life at Rugby in *Tom Brown's Schooldays*.

*
* *

A series of early letters from Benjamin Disraeli, chiefly addressed to his sister, have recently been sold. One of them, dated February 1833, concludes with a remarkable forecast as to his future success. He says : —

" Heard Macaulay's best speech.... Macaulay admirable, but between ourselves I could floor [3] them all... I was never more confident of anything than that I could carry everything before me in that House. The time will come ".

1 The great " Fair " proprietors. — 2. Height.

3. Throw to the ground.

Ministerial Changes.

With the opening of Parliament in State by King Edward on February 12, the Ministry of Sir Henry Campbell-Bannerman entered upon its second real session. The Prime Minister, who recently made interesting and reminiscent speeches at Glasgow, the city of his birth, has now become a potent force both in Parliament and in the country. Several changes have recently occurred in the Cabinet. Mr. Bryce has become British Ambassador to the United States, and his place as Chief Secretary for Ireland has been occupied by Mr. Birrell, the rejection of whose Education Bill by the House of Lords caused a serious constitutional crisis and an agitation against that hereditary Second Chamber. Mr. Birrell's place at the Education Office has been filled by Mr. Reginald Mc Kenna, lately Financial Secretary to the Treasury, and a former Cambridge oarsman. Among the consequential alterations in the minor offices, we must note the appointment of Dr. Macnamara, who was once a teacher in an elementary school.

Against Mr. Balfour, Leader of the Opposition, attacks are still being made by supporters of " Fiscal Reform"; and, if Mr. Chamberlain was only restored to health, the programme of the Opposition might become more definite than it has been of late.

Adelaide Anne Procter.

Adelaide Procter was the eldest daughter of Bryan Procter, who wrote plays, poems, and other works under the name of " Barry Cornwall ". She herself was a poetess, and in her short life (1825-1864) composed many poems full of reflection and of picturesque-

Adelaide Anne Procter.

ness. Some of them are of a religious tendency. Charles Dickens relates that when he was conducting *Household Words* (not long since defunct), he received poems and letters from a certain Miss Mary Berwick. A year later he praised before " Barry Cornwall " a poem by this lady, who proved to be Adelaide Procter herself! So impressed by her talent was Charles Dickens that in his magazines appeared those of her poems called *Legends and Lyrics*; and all of them were most popular in mid-Victorian days.

In the Wood.

In the wood where shadows are deepest
From the branches overhead,
Where the wild wood-strawberries cluster [1],
And the softest moss is spread,

1. Grow together.

I met to-day with a fairy,
  And I followed her where she led.

Some magical words she uttered
  I alone could understand,
For the sky grew bluer and brighter;
  While there rose on either hand
The cloudy walls of a palace
  That was built in Fairy-land.

And I stood in a strange enchantment,
  I had known it all before:
In my heart of hearts was the magic
  Of days that will come no more,
The magic of joy departed,
  That Time can never restore.

That never, ah, never, never,
  Never again can be: —
Shall I tell you what powerful fairy
  Built up this palace for me?
It was only a little white Violet
  I found at the root of a tree.

ADELAIDE A. PROCTER.
(1825-1864.)

"The Campbells are coming."

The Marquis of Breadalbane, who has just been appointed to the post of Lord Privy Seal for Scotland, is a descendant of the Campbells whose "Coming" is commemorated in the well-known song. The incident took place in the time of the first Earl, John Campbell, who lent large sums of money to the sixth Earl of Caithness and obtained from him in return a disposition of his whole estate. When the debtor died, John Campbell invaded Caithness to enforce his rights; and it was in celebration of this raid [1] that "The Campbells are coming" was written. Eventually Charles II. compromised with the valiant Campbell, and the Caithness title was dropped in consideration of a new earldom—that of "Braedalbane and Holland"; he had married a daughter of the Earl of Holland, who was beheaded in 1649. "Braedalbane" did not take its modern spelling till the fourth Earl became, in 1806, a marquis and a peer of the United Kingdom.

The refrain of this song is
"The Campbells are coming, Oho! Oho!"
and the air is always a most popular item as given at concerts of Scottish National music.

1. An unexpected attack.

The Palace at Tokyo.

The modern Palace of the Emperor of Japan at Tōkyō stands inside a moat [1] and walls. When the feudal system came to an end in 1868, these lost their significance. The moat still serves as a sanctuary for the beautiful wild birds that sail about unmolested on its surface; but the great gates are thrown open, and the people freely

1. A great ditch.

throng [2] the broad roads inside the walls, the colossal masonry of which is such a wonder. Pines, maples [3] and other trees, many beautiful flowering cherries, plums and peaches, varied with graceful bamboos, fringe the moat, and the park inside the inner circle is of great size and rare loveliness. The Palace is imposing on account of the beauty of its carved woodwork and the graceful sweep of its heavily tiled roofs ; and the interior, with its vast corridors and endless succession of great rooms, richly lacquered with gold and gorgeously painted, its verandahs opening on to little courtyards, each one, fashioned into a miniature garden, strikes one as very regal [4] — the fitting residence of a mighty potentate. The decoration of the sliding screens, the painted open-work carving of the friezes, the parquetry of the polished floors, are all works of the highest art. And yet, in spite of all this magnificence, nothing is tawdry[5], nothing is obtrusive. On the contrary, simplicity is the rule of the whole scheme, while in the hushed silence of these great spaces, there is a sense of mystery and majesty which gives play to thought.

The Garter Mission [6] to Japan.
by LORD REDESDALE

2. Crowd on. — 3. *Érables*. — 4. Appropriate for a king. — 5. Showy but bad. — 6. Prince Arthur of Connaught (as representing King Edward) invested the Emperor of Japan with the Order of the Garter.

" Up the Nile ".

The first day's journey up the Nile is enchanting, and I enjoyed it thoroughly. The sky was bright, but tempered by a glimmering haze which produced the loveliest effects; those of the early morning were the most striking. The course of the river being nearly due [1] north, the western bank was glowing in varied sunny lights ; the other seemed made up of shadowy veils of gauze fainting gradually towards the horizon. The boats that passed on the left, dark in the blaze of light, looked, with their outspread wings, like large moths of dusky brown; those on the right shone against the sky like gilded ivory. The keynote[2] of this landscape is a soft, variant, fawn-coloured[3] brown, than which nothing could take more gratefully the warm glow of sunlight or the cool purple mystery of shadow: the latter perhaps especially deep and powerful near the eye, but fading as it receded into tints exquisitely vague, and so faint that they seem rather to belong to the sky than to the earth. At this time of year the broad coffee-coloured sweep[4] of the river is bordered on either side by green of the most extraordinary brightness, but redeemed from any hint of harshness by the golden light which inundates it. The brightest green is that of the Indian corn — the softest that of an exquisite grass tall as pampas, and like it crowned with a beautiful plume-like blossom of the most delicate hue; seen against a dark shady bank, and with the sun shining through it, it shimmers with the sheen [5] of gossamer [6].

Frequent villages animate the river's edge; they are built of unbaked bricks coated with mud, and have a most striking effect. The simplicity and variety of the shapes of the houses, with their slightly sloping sides and flat roofs, give them a certain dignity in their picturesqueness; the colour, too, is the most beautiful foil to the bronze brown hue of the fellaheen [7] and the indigo of the robes of their wives, to the sparkling white of the doves that swarm in the gardens, and to the cinder-colour of the buffaloes along the

1. Direct.

2. *Note dominante*. — 3 The colour of a deer. — 4. Bending course. — 5. It quivers with the bright light. — 6. *Filandres* ; (*fils de la Vierge*). — 7. Natives of Egypt.

bank. Every village nestles [8] in a dense grove of date palms with their sea-green sweeping branches and flame-like fruit; while the acacia with its vigorous dark green foliage is also frequently seen. The shape of the hills and mountains is peculiar and striking; here and there a little peak raises its head amongst innumerable tablelands [9], and gives relief to the general outline [10].

The Life and Letters of Lord Leighton.

8. Reposes as if in a nest. — 9. *Plateau.* — 10. *Contours.*

Theory and Practice *.

At the time when doctors wore gowns and spoke Latin, one of them happened to be in company, when there came up to him a celebrated eater who asked him what he ought to do for certain occurrences of indigestion which frequently troubled him. " At each attack of indigestion take a good purgative," replied the doctor " But," rejoined the glutton, " I have heard say that purgatives ruin the stomach." " That is only too true," said the doctor, " but it is an inevitable evil. Do you wish to allow so many evil humours to accumulate in your body as to carry you off into a gastric fever, and that lead you to the grave?" A man who was present at the consultation, but who was not a member of the profession, made bold to proffer with much modesty this opinion of his: " If this gentleman lived soberly, could he not avoid both indigestion and purgatives?"

The doctor turned to him with a grave smile and said: " I give practical advice and do not make romantic hypothesis."

Another of the company, smiling at the doctor's witty saying, added this profound maxim. " Some things are most excellent in theory which are worthless in practice." When this had been applauded by the persons present, one of them burst out into this other no less profound maxim. " We must consider men as they are, and not as they should be." These maxims have now become commonplaces and form a great part of the wisdom of the century.

Alessandro Manzoni.

From the *Inedited and Rare Works.*

* See the fo r other parts.

Tarlton.

IV

As they were going to bed, Loveit stopped Tarlton: " Well?" asked he in an enquiring manner, fixing his eyes upon him, "Well!", replied Tarlton in an audacious tone, as if he meant to set his enquiring eyes at defiance; — " what do you mean to do to-night?" — " To go to sleep, as you do, I suppose," replied Tarlton turning away abruptly, and whistling as he walked off.

" Oh, he has certainly changed his mind!" said Loveit to himself, " else he could not whistle." About ten minutes after this, as he and Hardy were undressing, Hardy suddenly recollected that he had left his new kite [35] out upon the grass. " Oh!" said he, " it will be quite spoiled before the morning." — "Call Tom," said Loveit, " and bid him bring it in for you in a minute." They both went to the top of the stairs to call Tom; no one answered. They called again louder: " Is Tom below?" — "I am here" answered he at last, coming out of Tarlton's room with a look of mixed embarrassment and effrontery.

35. *Cerf volant.*

And as he was receiving Hardy's commission, Loveit saw the corner of the blue handkerchief hanging out of his pocket.

This excited fresh suspicion in Loveit's mind; but without saying one word, he immediately stationed himself at the window of his room, which looked out towards the lane, and as the moon was risen, he could see if any one passed that way. "What are you doing there?" said Hardy after he had been watching some time, "why don't you come to bed"? Loveit returned no answer, but continued standing at the window Nor did he watch long in vain; presently he saw Tom gliding slowly along a by-path [36], and get over the gate into the lane.

"He's gone to do it!" exclaimed Loveit aloud, with an emotion which he could not command.

"Who's gone? To do what?" cried Hardy starting up. "How cruel, how wicked!" continued Loveit. "What's cruel, what's wicked? speak out at once!" returned Hardy in that commanding tone which, in moments of danger, strong minds feel themselves entitled to assume towards weak ones. Loveit, instantly, though in an incoherent manner, explained the affair to him. Scarcely had the word passed his lips, when Hardy sprang up and began dressing himself without saying one syllable.

"What are you going to do?" said Loveit in great anxiety. "They'll never forgive me! Don't betray me! They'll never forgive me! Pray speak to me! Only say you won't betray us". — "I will not betray you, trust to me", said Hardy as he left the room, and Loveit stood in amazement: whilst in the meantime, Hardy, in hopes of overtaking Tom, before the fate of the poor dog was decided, ran with all possible speed across the meadow and then down the lane He came up with Tom just as he was climbing the bank into the old man's garden. Hardy, too much out of breath to speak, seized hold of him, dragged him down, detaining him with a firm grasp [37] whilst he panted for utterance. "What, master Hardy, is it you? What's the matter? What do you want? — "I want the poisoned meat that you have in your pocket." — "Who told you that I had any such thing?" said Tom, clapping his hand upon his guilty pocket.

"Give it me quietly, and I'll let you off." — "Sir, upon my word, I haven't. I didn't! I don't know what you mean", said Tom, trembling, though he was by far the stronger of the two; "indeed I don't know what you mean."— "You do", said Hardy, with great indignation: and a violent struggle immediately commenced. The dog, now alarmed by the voices, began to bark outrageously. Tom was terrified lest the old man should come out to see what was the matter! His strength forsook [39] him, and flinging the handkerchief and the meat over the hedge, he ran away with all his speed. The handkerchief fell within reach of the dog, who instantly snapped at it; luckily it did not come untied. Hardy saw a pitchfork [40] on a dunghill close beside him and, seizing upon it, stuck it into the handkerchief. The dog pulled, tore, growled, yelled: it was impossible to get the handkerchief from between his teeth, but the knot was loosed, the meat, unperceived by the dog, dropped out. Hardy, with inexpressible joy, plunged the pitchfork into the poisoned meat and bore it away.

(*To be continued.*)

Abridged from

MARIA EDGEWORTH

(1767-1849).

36. A side-path.

37. Clutch. — 38. Striking. — 39. Left. — 40. *Fourche.*

Moorland[1] Scenery in Winter.

Some of the optical effects in the moorland district, produced in times of copious snow, while it is yet unsullied[2], and unaffected by wind or sun, are of almost incredible beauty. About forty years ago, at such a time, a great electrical disturbance took place in the atmosphere. The thunder was very loud, and the lightning startlingly brilliant; but there was no downfall of either snow or hail. The scene was of marvellous beauty, as flash after flash lit the whole snow-covered dale[3], and its steep moorbanks on either side, with an effulgence that defies description. It was a marvellous succession of most marvellous tints and tones of colour, combined with the dazzling brightness of the lightning-lit snow, This lasted for about sixty seconds, and as the whiteness faded, it was replaced by delicate rose-colour and steel-blue, which in turn gave place to the customary appearance of snow by night, the night being unlit by moon.

Singularly lovely creations of rime or white frost are seen when a large amount of moisture in the atmosphere leads to a heavy deposit. Occasionally the deposit is so heavy that ordinary rushes[4] become rods of more than half an inch in diameter, and every twig[5] in the hedges a bar of glittering jewellery. In bright sunshine myriads of glistening points gem[6] the surface of snow-clad fields, and there is not a hue or lustre displayed by the diamond that is not repeated by thousands of resplendent facets; there are simply acres of lustrous diamonds! On close examination the entire surface of the snow is seen to be covered with a thick fur[7] of sprays[8] of frost-work like that on the twigs and grass, and each foot-step crushes and destroys myriads of frost-gems, all symmetrically perfect and beautiful, as set by the frost-artist. Still, though these glimmer with a sort of pearly lustre in the sunbeams, the sources of the flashing, lustrously-hued diamond rays are not in them: but set among them are facets of such reflecting and refracting power as only Nature herself can produce, and set at every conceivable angle, as well as endlessly diversified in size.

Adapted from

CANON ATKINSON.

1. These moors are in Yorkshire. — 2. Unstained. — 3. Valley.

4. *Joncs.* — 5. A very small branch. — 6. Adorn as if with jewels. — 7. Covering — 8. Sprigs.

Ode written in 1746.

How sleep the brave, who sink to rest
By all their country's wishes blest!
When Spring, with dewy fingers cold,
Returns to deck their hallow'd mould,
She there shall dress a sweeter sod[1]
Than Fancy's feet have ever trod.

1. Turf; piece of grassy earth.

By fairy hands their knell [2] is rung,
By forms unseen their dirge [3] is sung:
There Honour comes, a pilgrim gray,
To bless the turf that wraps their clay;
And Freedom shall awhile repair
To dwell a weeping hermit there!

William Collins
(1720-1756).

2. *Glas;* passing-bell. — 3. Song of mourning for the dead.

The Diamond and the Loadstone [1]

A Diamond of great lustre and beauty, observing in the same cabinet with himself, a Loadstone, questioned the latter how he came there, and what pretensions he had to be ranked with precious stones, as he appeared no better than a common flint[2], a coarse, rusty[3] -looking pebble, without any shining quality to advance him to such an honour. "I find", said the Loadstone, "that you judge by outward appearances, and condemn without due examination, but I will not act so ungenerously to you. I am willing to allow that you are a pretty bauble[4]; I am pleased to see you glitter and sparkle; I look upon you with surprise and pleasure, but I must be convinced you are of some sort of use, before I acknowledge that you have any real merit, or treat you with the respect you seem to demand. I confess I have no outward[5] beauty, but I venture to say I make amends[6] by my intrinsic qualities. The great improvement in navigation is owing to me. By me, distant parts of the world have been made known and are accessible to each other; the remotest nations are connected together, and, united into one common society, they relieve each other's wants and share each other's blessings. The world is indebted to me for its wealth, its splendour, and its power; the arts and sciences are greatly indebted to me for their improvements and their continual increase. All these blessings originate from me, for by my aid man is able to construct that valuable instrument, the Mariner's Compass [7] ".

1. *Aimant.* — 2. *Caillou.* — 3. *Rouillé.* 4. Jewel, toy. — 5. *Extérieure.* — 6. Compensate for it.

7. *Boussole.*

The Merry-Maker.

Medical man: "Is the pain no better? Did you do as I told you, and drink hot water one hour before dinner?

Patient: I did my best, doctor, but I could not continue for more than ten minutes."

***

It was at a time of revolution, when there were disturbances in several European capitals, that a newspaper article contained the phrase: "It is absolutely certain that at this very moment many crowned heads must be trembling in their shoes."

Les Cinq Langues

N° 11. 5 Mars 1907. 7e Année.

ENGLISH PART

The Way of the World

Centenarians still exist. At Manchester is an old lady who is in her hundredth year. Her faculties are well maintained. A visitor who called on her recently found her engaged in chasing a cat with a stick.

Mrs. Honor Coleman, who is 105, and is in receipt of outdoor relief from the Long Ashton (Somerset) Guardians, has had her photograph taken, in company with Dr. Frederick Weatherly, the Chairman of the Board, who will be 87 on his next birthday. They are represented holding hands, and underneath the photograph are the words : " Well, Honor, we must soon be going homeward, side by side. "

Mrs. Elizabeth Cattle died recently at York in her 104th year. She had vivid recollections of the festivities attending the coronations of George IV., William IV, and Queen Victoria. On the attainment of her centenary, Mrs. Cattle received a congratulatory message from Queen Alexandra.

***

Mrs. Clarke, aged 66, the postmistress [1] and " postwoman [2] " of Newnham, near Hitchin, Herts, has achieved a remarkable record. In the latter capacity it is estimated that she has walked 52,000 miles, her daily tramp of eleven miles being accomplished in all sorts of weather through some of the most lonely lanes of the county. For fifty-two years she has carried out all the clerical work at Newnham Post Office. At certain times of the year, she is weighted with parcels and letters for isolated farm-houses, where her familiar " postman's knock " has been heard for so many years.

1. A postmistress is in charge of a post-office. — 2. A postwoman collects and delivers letters.

***

Sir Richard Tangye [3] was a collector of Cromwelliana, and this collection he bequeathed to his wife. It contains about 500 books, many of them rare and of great value, relating to Cromwell and his times, paintings and engravings of the Lord Protector, manuscripts and autographs, coins and medals, a bust of Cromwell, an ivory tankard, and the staff of office of Lord Fairfax.

3. A noted citizen of Birmingham.

A Grandson of Dickens in London.

A grandson of Charles Dickens has just arrived in London from Australia, for the first time, to visit the scenes described in many of his grandfather's works. Mr. Henry Bulwer Lytton Dickens is a son of one of Charles Dickens's sons, Mr. E. B. L. Dickens, who emigrated to Australia many years ago, and went into business as a

stock and station agent in New South Wales. Mr. Henry Bulwer Lytton Dickens was at one time a member of the New South Wales Parliament.

A Famous Man of Science.

Dr. James Prescott Joule, to whose memory a statue has been unveiled at Sale, near Manchester, is chiefly known as the discoverer of the mechanical equivalent of heat. This led to the establishment of that foundation of modern science, the law of the conservation of energy. The energy in the universe is shown to be consistent, and one form of it passes into another. Mechanical energy is transformed into heat and light, and electricity drives our machines and warms our houses. And each form of energy has its exact numerical equivalents in terms of the others. It was probably Joule's investigations which led to the improvements which have taken place in the utilisation of the available energy in the fuel used for driving machinery. He was a pupil of John Dalton, the chemist, and once worked with the present Lord Kelvin. Electro-magnetism and heat were his chief subjects.

A Celebrated Country House.

Lord Burnham, the proprietor of the *Daily Telegraph*, has frequently had the honour of entertaining the King at Hall Barn, Beaconsfield, for shooting. The Barn has an interesting history. It is a great square mansion in Queen Anne style, with Italian stone facings and pilasters. It was originally the home of the poet Edmund Waller, and the great statesman Edmund Burke spent many happy holidays there. The dagger which Burke threw down on the floor of the House of Commons in 1790 is exhibited in the hall, used now as a smoking room. In the dining-room at Hall Barn Oliver Cromwell quarrelled with Edmund Waller's Royalist mother for reproaching him with the execution of Charles I.

A Mrs Hemans Memorial.

To perpetuate the memory of Felicia Hemans (1793-1835), a special fund has been started to endow a cot [1] in her name at the Royal Waterloo Hospital for Children and Women. Memorials to the authoress of the delightful poems, "The Homes of England", "The Better Land", etc., have already been erected in Liverpool, her birthplace, in St. Asaph, where her married life was spent, and in Dublin, where she died; but, so far, London has no memorial of her beyond a bust in the National Portrait Gallery.

1. A small bed.

The Public School System.

Professor J. J. Thomson, who was awarded the Nobel Prize for physics, speaking at the dinner of the Old Persean Society [1] at Cambridge, said that if a boy had an aptitude for athletics, a great public school made him a very good footballer or cricketer, but so far as the strenuous and sterner part of character went, he had never seen any evidence to support the claim of such schools. It would be far more useful to the nation, if the public schools were places where the boys

1. A school at Cambridge is called the Perse School.

went for the holidays. In that way they would get all the benefits of a public school, which were due rather to the influence of boys upon each other than to the teaching of the masters. He was a great believer in the day [2] school as opposed to the ordinary boarding [3] school, if for no other reason than that the day school provided a place for the parent. The place of the father was to find out the boy's special tastes and peculiarities.

This speech was evidently directed against the headmaster of a famous school, who recently declared that school influence was ruined by boys being under their parents' care during the holidays.

2. Day-boys are *externes*. — 3. Boarders are *internes*.

Strangers yet.

Strangers yet!
After childhood's winning [1] ways,
After care and blame and praise,
Counsel ask'd and wisdom given,
After mutual prayers to Heaven,
Child and parent scarce regret
When they part — are strangers yet.

Strangers yet!
After strife for common ends
After title of "old friends",
After passions fierce and tender,
After cheerful self-surrender,
Hearts may beat and eyes be met,
And the souls be strangers yet.

Strangers yet!
Oh! the bitter thought to scan [2]
All the loneliness of man: —
Nature, by magnetic laws,
Circle unto circle draws,
But they only touch when met,
Never mingle — strangers yet!

R. Monckton Milnes
(afterwards Lord Houghton),
(1809-1885).

1. Captivating. — 2. Survey.

The Tombs of Karnac.

The road to the tombs, part of which passes through an arid valley, is very striking from the form and colour of the mountains. Nothing announces that one is approaching the city of the dead, and it is not till you stand before them that you become aware of the plain square openings which lead down to these magnificent last resting-places of the kings. It was a right royal idea this, of the old rulers of Egypt, to plunge these shafts [1] into the depths of the rock, and give themselves a mountain for a tombstone over the palace which was their grave. The design of these houses of the dead is simple and apparently always much the same: a long corridor, sometimes with lateral galleries, sometimes with recesses or small chambers on each side, leads downwards by a not very rapid incline to a great hall, in the centre of which is the sarcophagus which contained the mummy of the king in its magnificent case; these cases have of course been all removed. All these lateral chambers were also originally filled with mummies — those, I believe, of the relations of the sovereign. The walls of these subterranean palaces and the ceilings are adorned throughout with coloured hieroglyphs and flat sculptured "graven images" representing mostly sacred and mystical scenes, but often, also, illustrating the different trades and crafts practised by the Egyptians. These paintings are of high interest from an ethnographical point of view. In the innermost places scores [2] of bats dart about in intense alarm. The effect of the scanty [3] light from the candles

1. *Puits* — 2. A score is twenty — 3. Insufficient.

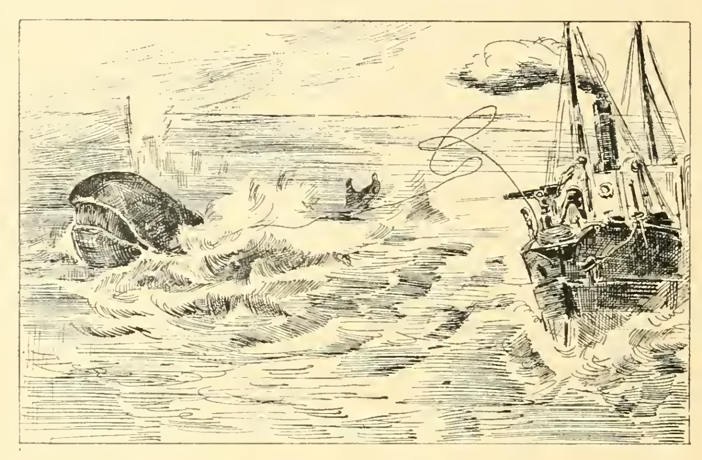
on these painted walls and on the dark bony forms of the Arabs is extremely fine.

THE LIFE AND LETTERS
OF LORD LEIGHTON

Arctic Whalers.

Whale fishing is practically a lost calling. In 1815 British vessels to the number of 164 engaged in it, a bounty [1] being paid at that time on every ton of oil brought by a British vessel into a British port. To-day eight to ten vessels now sail to the Arctic seas in quest of whales, and practically the whole of these are despatched from one northern port, that of Dundee. This town is justly proud of the fact that it alone of all the seaports in Great Britain is sufficiently enterprising to equip and, despatch a fleet of vessels on such a hazardous and speculative quest.

A fine set of men are the whaling masters ; clear-headed, iron-nerved, and resourceful, as they had need be for their calling : sons, most of them, of whalers, whose fathers, like them, had sailed the Arctic seas ; men who have given their names to many an island and many a bay which they were the first among Europeans to explore. To them much of our knowledge of the Arctic is due, and the information they possess has been keenly sought by explorers and investigators who have the art of writing books and achieving renown. To them, too, more than one expedition has been indebted for timely aid.



Whale-Hunting with Cannon.

Not long since, the *Terra Nova*, perhaps the finest whaling ship ever built in Dundee, was despatched to Franz Josef Land to succour the members of the ill-fated Ziegler expedition, who lost their ship, the *America*, formerly the whaler *Esquimaux*, also of Dundee. The explorers had passed two winters in the vicinity of Cape Flora. The *Terra Nova*, which succeeded in its task, was commanded by Captain Henry Mackay, one of the most experienced icemasters in the country. His crew was mainly composed of whaling men from Tayside.[2] It was the *Terra Nova*, too, under the same command, which conveyed relief to the *Discovery* in the Antarctic after the relief ship *Morning* had been unsuccessful in its mission.

Another Dundee whaling mas-

1. *Prime*.

2. Near the River Tay.

ter, Captain Thomas Robertson, was in command of the *Scotia* in the Scottish Antarctic expedition, over two years ago, which did splendid work in oceanography, besides discovering new land to the south of the Weddell Sea.

A remarkable accomplishment of a Dundee whaling master was that of Captain Adams, of the *Morning*, who, in 1897, successfully piloted a fleet of a dozen merchant ships, laden with general cargoes, through the dangerous Kara Sea to the Gulf of Obi and the River Yenisei. Thus was demonstrated the possibility of the regular oversea trade between Great Britain and Northern Siberia, which Captain Wiggins had so long advocated.

From *The Tribune*.

A Coffee Plantation.

A coffee plantation, at any season, is very like a huge ornamental shrubbery. Its pretty bushes, with their polished dark green leaves, are quite unsuggestive of commerce, and the scarlet cherries, of which the coffee "bean" forms the stone, light up the close-set foliage as effectively as the holly-berry lights its tree. But the flowers are the true glory of a plantation. Once a year they appear, and they last for three days, only from the bursting of the bud to its withering away — for but one day, in perfection. All at once, the whole dark shrubbery breaks into sprays of heavy snow, and the air is filled with a cloying hot-house sweetness — the coffee blooms [1] are out! A little like stephanotis, a little like gardenia, sweet as tuberose, white as orange blossom, there is surely nothing in the tropics more lovely than the fair and fleeting [2] coffee flower. Who first thought of bending such a poetic tree to the uses of commerce? Who divined that the ugly little stone in the scarlet fruit that was child of the wax-white coffee flower, would make a drink fit for the gods? Even the ugly untidiness of the pulping-pits, where, in the season, the berries are crushed and stirred under a stream of water, to detach the stones, and the arid desert of the drying-trays, scorching in the sun, cannot altogether efface the memory of the lovely blossom-time, when all the Milky Way of scented stars breaks out in the tropic dawn, to its one day of perfect life.

1. Blossoms. — 2. Quickly fading.

BEATRICE GRIMSHAW.

Parables and Fables*.

Once when I was botanising under an oak, I found amongst the other herbs, and of the same size as them, a plant of dark colour, with contracted leaves and straight, stiff stalk. When I touched it, it said to me in a firm voice, "Let me be! I am no plant for thy herbarium, as those others are to whom Nature has allotted life for one year only. My life is measured by centuries; I am a little oak".

So he, whose influence is to extend over centuries, when a child, when a youth, often even as a man, nay altogether as a living being, has the appearance of being similar to the rest, and like them insignificant. But only let Time come, and with it those who know! He does not die as the others do.

SCHOPENHAUER.

* See the four other Parts.

Tarlton.

V

Never did hero retire with more satisfaction from a field of battle. Full of the pleasure of successful benevolence, Hardy tripped [41] joyfully home, and vaulted [42] over the window-sill, when the first object he beheld was Mr. Power, one of the masters, standing at the head of the stairs, with a candle in his hand.

"Come up, whoever you are", said Mr. Power in a stern voice: "I thought I should find you out at last. Come up, whoever you are." Hardy obeyed without reply. "Hardy," exclaimed Mr. Power, standing back with astonishment; "is it you, Hardy?" repeated he, holding the light to his face. "Why sir," said he, in a sneering tone, "I'm sure if Mr. Trueman were here, he wouldn't believe his own eyes. Will you please do me the favour, sir, if it is not too much trouble, to empty your pockets?" Hardy obeyed in silence. "What! meat! raw meat! what next"? "That's all"; said Hardy emptying his pockets inside out. "That is all," said Mr. Power, taking up the meat. "Pray, sir": said Hardy, eagerly, "let that meat be burned it is poisoned." — "Poisoned!" cried Mr. Power, letting it drop out of his fingers; "you wretch [43]! What is all this? Speak." Hardy was silent. "Why don't you speak?" cried he, shaking him by the shoulder, impatiently. Still Hardy was silent. "Down upon your kneess this minute, and confess all; tell me where you've been, and what you've been doing, and who are your accomplices, for I know there is a gang [44] of you; so," added he, pressing heavily upon Hardy's shoulder, "down upon your knees this minute, and confess the whole; that's the only way now to get off yourself. If you hope for my pardon, I can tell you that it's not to be had without asking for." — "Sir", said Hardy, in a firm but respectful voice, "I have no pardon to ask, I have nothing to confess, I am innocent; but if I were not, I would never try to get off myself, by betraying my companions." — "Very well, sir! very well! very fine! — stick [45] to it, I advise you, and we shall see." — "Sir", continued Hardy, "ever since I have been at school, I have never told a lie." — "Come along with me, young gentleman; your time for pardon is past". Saying these words, Mr. Power pulled Hardy along a narrow passage to a small room, set apart for the desperate offenders, and usually known by the name of the "Black Hole" [46]. "There, take up your lodging there for to-night", said he, pushing him in: "to-morrow I'll know more, or I'll know why," added he, double-locking the door, with a tremendous noise, upon his prisoner, and locking also the door at the end of the passage, so that no one could have access to him. The conversation which had passed between Hardy and Mr. Power at the head of the stairs had been anxiously listened to, but only a word or two here and there had been distinctly overheard. The locking of the black-hole door was a terrible sound: some knew not what it portended, and others knew too well: all assembled in the morning with faces of anxiety. Tarlton's and Loveit's were the most agitated; Tarlton for himself — Loveit for his friend, for himself, for everybody. Every one of the party, and Tarlton at their head, reproached him bitterly; and considered him as the author of the evils which hung over them. "How could you do

41. Ran lightly. — 42. *Sauta.* — 43. Scoundrel, bad fellow. — 44. Band.

45. Adhere. — 46. *Cachot* (*trou noir*).

so? and why did you say anything to Hardy about it? When you had promised, too! Oh, what shall we all do! What a scrape you have brought us into! Loveit, it's all your fault!" "All my fault!" repeated poor Loveit, with a sigh; "well, that is hard!".

In the morning Hardy was brought into the schoolroom: every eye was fixed upon him; his eye turned upon no one, not even upon Loveit who pulled him by the coat as he passed — every one felt almost afraid to breathe. "Well, sir," said Mr. Power, sitting down in Mr. Trueman's chair, and placing the prisoner opposite to him; "well, sir, what have you to say to me this morning?" "Nothing, sir," answered Hardy in a decided yet modest manner; "nothing but what I said last night," "Nothing more?" "Nothing more, sir". "But I have something more to say to you, sir, then; and a great deal more, I promise you, before I have done with you;" and then seizing him in a fury, he was just going to give him a severe flogging, when the schoolroom door opened, and Mr. Trueman appeared, followed by an old man, whom Loveit immediately knew. He leaned upon his stick as he walked, and in his other hand he carried a basket of apples. When they came within the circle, Mr. Trueman stopped short. — "Hardy!" exclaimed he, with a voice of unfeigned[47] surprise, whilst Mr. Power stood with his hand suspended.

(*To be continued.*)

Abridged from
Maria Edgeworth
(1767-1849.)

47. Real, not assumed.

English Place-Names.

English place-names, explains Mr. Henry Bradley, joint-editor of the "Oxford English Dictionary", may, from the point of view of the unlearned, be divided into two classes: those which have an obvious meaning, and those which have not, and the opinion most congenial to the rustic[1] intellect was that place-names which had no obvious meaning were distortions or corruptions of some common English words. In North Somerset one might be told that once upon a time the devil and a giant laid a wager as to which could throw a stone furthest. The giant threw his stone four miles, but the devil beat him by a couple of yards, whereupon the giant exclaimed "Poor luck!"[2] and so the place has been called Porlock ever since.

Mr. Bradley instances the corruption of the word Kent (whose British name was Cantion) from a Welsh word meaning "open country". It was possible that the word Cantion was derived from an old British word meaning "promontory". As to London, the ancient name was Londinion. "Llyn" is Welsh for lake, and "Din" for town or fort. Some people had thought that London meant a lake-fortress. The only philological explanation possible in his opinion was that the place was called after a Briton named Londinos, meaning wild or fierce.

1. Belonging to the country. — 2. *Malheur.*

Travelling under Difficulties

The Portsmouth blacksmith who, for a wager, has set himself the laborious task of rolling two carriage-wheels from Portsmouth to Newcastle and back has had many predecessors in strange and incon-

venient forms of locomotion. Not long ago an enthusiastic sportsman left Brussels on a journey round the earth, walking backwards; and in 1902 Rudolf Hanslian, a young Austrian, reached Vienna after pushing a perambulator, containing his wife and child, a distance of 14,000 miles. A few years ago Marius B. Schröder, a Danish journalist, was making his way round the globe with his hands tied for twenty-two hours each day, the condition of his wager being that during the remaining two hours he should earn his travelling expenses; and Johann Beck, a German, travelled all the way from Hamburg to New York, a voyage which occupied fifteen days, shut up in a packing-case, on which tons of freight were piled.

A Man who weighed 50 Stone[1].

The recent sale of the "Daniel Lambert," which has been established in Ludgate-hill for more than a century, is a reminder of the fact that this is the only hostelry[2] in London which perpetuates the memory of the most corpulent man of his time.

In his early youth Daniel Lambert is described as having been a nimble pedestrian, an expert rider, and a crack shot[3], but when at the age of 36 he came to London for pecuniary reasons — a suit of clothes costing him no less than £20 — he scaled the enormous weight of upwards of fifty stone.

His arrival in the Metropolis early in the last century was heralded by the customary announcements in the newspapers that "Mr. Lambert will see company at his house, in Piccadilly, from eleven to five o'clock. Tickets of admission 1s. each".

During his stay in London, Lambert proved the fashionable celebrity of the moment.

1. A stone is 14 pounds avoirdupois. — 2. Inn. — 3. Excellent marksman.

The Merry-Maker.

WHERE CHARITY BEGINS.

The public-spirited lady met the little boy in the street. Something about his appearance stopped her. She stared at him in her near-sighted[1] way.

The Lady: "Little boy, haven't you any home?"

The Little Boy: "Oh yes; I've got a home."

The Lady: "And loving parents?"

The Little Boy: "Yes."

The Lady: "I'm afraid you do not know what love really is. Do your parents look after your moral welfare?"

The Little Boy: "Yes."

The Lady: "Are they bringing you up to be a good and helpful citizen?"

The Little Boy: "Yes."

The Lady: "Will you ask your mother to come and hear me talk on 'When Does a Mother's Duty to Her Child Begin?" next Saturday afternoon, at three o'clock, at Lyceum Hall?"

The Little Boy: "What's the matter with you, ma? Don't you know me? I'm your little boy!"

1. Short-sighted.

Les Cinq Langues

N° 12. 20 Mars 1907. 7e Année.

ENGLISH PART

The Way of the World.

The ninety-fifth anniversary of the birth of Dickens was celebrated by commemorative meetings wherever there was a Boz [1] Club or a branch of the Dickens Fellowship. The latter organization was founded in 1902, and already has forty branches and 10 000 members scattered over the world. The branches have a parent society, which is the Dickens Fellowship proper, with its headquarters in London. Mr. Henry F. Dickens, the well-known King's Counsel, son of the novelist, is the president of the Fellowship.

On the same night, thirty-nine branches of the Fellowship — including three in Australia, two in Canada, and seven in the United States — held simultaneous festivals in honour of the great storyteller. A few days later the Boz Club held its annual dinner. It seems possible that in time the memory of Dickens may be as widely celebrated every year as that of Burns is by Scotsmen.

***

At a recent matinée at the New Royalty Theatre in aid of the French Hospital, the French Benevolent Society of London, and the Jamaica Fund, an entertainment, which was contributed to both by French and by English artists, included Tristan Bernard's Comedy *L'Anglais tel qu'on le parle*, in which appeared Mr. Cyril Maude, the lessee [2] of the newly-opened *Playhouse* Theatre.

1. Charles Dickens wrote at first under that name. — 2. Lease-holder.

Not only the French Ambassador, but also the Prince and Princess of Wales were among those present at this international benefit-performance. The total receipts, £ 452, 12 shillings, were halved between the French Charities and the Jamaica Fund.

***

While the King and Queen were spending their delightful holiday in Paris, the following letter from the British Embassy in Paris was received by the Duke of Argyll and the Earl of Derby, in reference to the forthcoming Franco-British Exhibition:

" I am commanded by the King to acknowledge the receipt of your letter, in which you inform his Majesty that it is intended to hold an exhibition of British and French industries in London next year. His Majesty knows from experience that the success of such an undertaking depends more on private enterprise than on State support, but feels sure that since the project has been happily entertained by the French Government, as well as by his Majesty's Government, the French and British people will come forward to support the exhibition, which has for its object the commercial prosperity of the two nations. The King wishes the exhibition every success, and sincerely hopes that it may be the means of strengthening the friendship which so happily exists between the two countries ".

***

" Field-Marshal " Tom Thumb (Mr. Richard Garnsey), who created a sensation at the Egyptian Hall,

London (now demolished), fifty years ago by his diminutive stature, has died, at the age of seventy-three years. He was the smallest voter at the last general election, when he had to register his vote with his paper on the seat of a chair, the voting-desk being much too high for him.

"Tom Thumb" was credited with being the most perfectly developed dwarf in the world. He toured all over Great Britain, and submitted to the examination of hundreds of doctors, all of whom certified to his wonderful physique. It is of interest to record that he was devoted to tobacco all his life.

Among "Field-Marshal Tom Thumb's" predecessors was "General Tom Thumb," who was thirty-one inches high, and married a lady thirty-two inches high. We have a vivid recollection of seeing this pair more than forty years ago at Nottingham. Then there was "General Mite," of whom there were only twenty-one inches.

* * *

The Prince of Wales, President of the Society of Arts, has presented the society's Albert medal to Sir Joseph Wilson Swan, F.R.S. [1], "for the important part he took in the invention of the incandescent electric lamp, and for his invention of the carbon process of photographic printing."

The Opening of Parliament.

On February 12, the new session of Parliament was opened in State by the King, happily accompanied this year by the Queen. Inclement weather (such as spoiled the *Mardi Gras* celebrations in Paris) failed to keep away the thousands who long to look at the old State Coach, resembling Cinderella's Glass carriage; the famous Hanoverian cream ponies; the antique garb of the Yeomen of the Guard, who had previously searched the Vaults of the Houses of Parliament for gunpowder laid by a new Guy Fawkes; and at the King, wearing Field-Marshal's attire, and the Queen, bedecked with a small diamond crown. The experienced sightseer had before then watched the Regalia (Crown and Sword of State) conveyed to the House of Lords in a great royal carriage, and escorted by Household Cavalry. Attention is always attracted by the Judges in their archaic, legal robes, and by the splendid state-coaches of the Ambassadors and of the Peers of the realm, crimson, various shades of blue, and yellow being particularly grateful to the eye. Unfortunately, the customary blaze of colour was dulled by the weather compelling the Foot-Guards and Household Cavalry to wear their great-coats and cloaks. There was the usual magnificent procession from the Royal Robing-Room down the Royal Gallery, to the House of Lords itself, of Their Majesties attended by the Great Officers of State. Noteworthy items in the King's Speech, delivered with his fine elocution, were his allusion to the Jamaica earthquake and his reference to the attitude of his Ministers with regard to the "unfortunate differences" between the two Houses of Parliament.

1. Fellow of the Royal Society.

The late Professor Mendeléef.

Professor Mendeléef, who died at St. Petersburg, was perhaps the most famous of modern chemists. He was born on Feb. 7, 1834, at Tobolsk, in Siberia, the youngest of a family of seventeen.

Mendeléef was endowed with brilliant powers of imagination. At an early stage in his career he gave unmistakable signs of his future greatness. Devoting himself to matters of commercial interest, he threw considerable light on the origin of

the petroleum deposits, considered the possibility of applying the nitro compounds to the preparation of smokeless powder, and materially forwarded the solution of other industrial problems.

Professor Mendeléef.

He was chiefly known for his "periodic law" of the chemical elements. According to this law, the elements, when arranged in order of their atomic weights, show a remarkable recurrence of similar chemical properties at fixed intervals. Elements with similar properties are found at regular distances in the series. Thus, the metals of the alkalies lithium, sodium, and potassium — along with the rarer elements of the same group — are found at regular intervals in Mendeléef's list.

But when all the known elements were arranged in a series according to their atomic weights, it was found that there were gaps [1] in the table. That is to say, atomic weights appeared for which there were no corresponding elements. So great was Mendeléef's faith in his periodic law, however, that he ventured to prophesy that elements would be discovered to fill these gaps. Within fifteen years of the prophecy, three new elements, Gallium, Scandium, and Germanium were discovered, and found to correspond in atomic weights and chemical properties with Mendeléef's elements. In 1886 he received from the Royal Society the Davy Medal.

But although to Mendeléef belongs the lion's share of the credit for the working out and elaboration of the periodic law, he was not the first to suggest that the properties of the elements are periodic functions of their atomic weights. This honour belongs to an Englishman, Mr. J. A. R. Newlands, who was the first to call attention to the relation between the properties of the elements and their atomic weights. This he did in a number of papers published during the years 1864-66. In 1869 Mendeléef published his first paper on the subject in the "Zeitschrift für Chemie." In the following year, the noted German chemist Lothar Meyer set forth his views on the same subject in the "Annalen der Chemie." Towards the end of his life Mendeléef sought to form a "Chemical Conception of the Ether."

1. Vacant spaces.

The Storm [1].

The tempest rages wild and high,
The waves lift up their voice and cry
Fierce answers to the angry sky, —
Miserere, Domine [2].

Through the black night and driving rain,
A ship is struggling, all in vain,
To live upon the stormy main [3]; —
Miserere, Domine.

1. This poem has been set to music. — 2. « Have mercy upon us, O Lord! » — 3. Open sea; ocean.

The thunders roar, the lightnings glare,
Vain is it now to strive or dare ;
A cry goes up of great despair,
Miserere, Domine .

The stormy voices of the main,
The moaning wind and pelting[4] rain
Beat on the nursery[5] window-pane : —
Miserere, Domine.

Warm-curtained was the little bed,
Soft-pillowed was the little head ;
« The storm will wake the child, » they said : —
Miserere, Domine.

Cowering among his pillows
He prays, his blue eyes dim with fright,
« Father, save those at sea to-night ! » —
Miserere, Domine.

The morning shone all clear and gay,
On a ship at anchor in the bay,
And on a little child at play, —
Gloria tibi, Domine[6].

ADELAIDE A. PROCTER
(1825-1864.)

4. Beating. — 5. The children's room. — 6. « Glory to thee, O Lord ! »

The Green Park and St. James's Park.

It has been said that over three millions of people traverse the walks of St. James's Park every year, and of these few possess any intimate knowledge of the park's history.

St. James's Park, in the first place, was a marshy swamp, a dismal quagmire[1] of evil vapours and stagnant slime. Where the palace stands was a bleak home for poor leprous women. But in the vicissitudes of mutation the lepers' hospital, under the kingly guidance of Henry VIII., became transformed into " a goodly Manour House, " around which was laid out enough ground to furnish a park. This was in the year 1532.

One of the Jerningham prints, recently on view at Kensington Palace, shows " the Manour, " confined by a low wall, erected on the spot where St. James's-street stands at the present moment. The next important event in the park's history occurred in the year 1609, when James I., having read in a book written by Olivier de Serres much matter advising the cultivation of mulberry trees[2] for the use of silk-worms , not only distributed mulberry trees throughout the length and breadth of England, but also planted mulberry gardens just where the gardens of Buckingham Palace stand now. All this was done because the King was smitten[3] with a desire " to draw his people from idleness, " and incidentally encourage the manufacture of silk.

Three years later, this resourceful monarch brought water to Rosamund's Pond from the " Serpentine River " in Hyde Park, and generally improved the park of St. James's by building a menagerie on the left of Whitehall Palace, and providing a deer walk. Soon afterwards Lord George Goring was appointed

1. *Fondrière.*

2. *Mûriers.* — 3. Struck.

keeper of the Mulberry Gardens. From the year 1649 onwards the park was continually used by such famous statesmen, writers, and warriors as Milton, John Evelyn, Samuel Pepys, Fairfax, and Oliver Cromwell. In 1660, Charles II. opened St. James's Park for the first time to the public, and built the Mall, wherein was played the old game of "Pall Mall"[4].

Addison was a sedate[5] frequenter of the park also, and with him Steele, Swift, Fielding, Prior, and Lord Bolingbroke. Horace Walpole came later, and Lord Coventry and Samuel Richardson.

In 1761, George III. bought old Buckingham House for Queen Charlotte at a cost of £21,000. He also enclosed some acres of the park from which spring the present gardens of Buckingham Palace. The popularity of St. James's Park had even now passed its zenith, and by the year 1780 the great ladies and fine gentlemen of the period all migrated to the Queen's Walk in the Green Park, which now extends from Devonshire House to the Mall by Stafford House.

Perhaps the last incident of note in St. James's Park was the unseemly mobbing[6] of the two beautiful Misses Gunning.

Everything now has suffered change, and so far as fashion is concerned, St. James's Park has become a home of ghosts, Rosamund's Pond has been filled in with earth, and the canal fashioned into a stretch of ornamental water. The Jerningham prints, however, remain to bear testimony to the old Park's vanished brilliancy. One of the most curious to be seen at Kensington Palace is a view of Westminster Abbey and Hall inside St. James's Park, which is dated 1670. Twelve years previous to this, the park trees were in many instances blown down by a terrific storm raging on the night of Cromwell's death.

4. A kind of tennis. — 5. Grave, quiet. — 6. To crowd round.

Gentleman and Creditor*.

I

Don Juan, Sganarelle, La Violette, Ragotin.

La Violette. — Sir, out there is your tradesman, M. Dimanche, who wants to speak with you.

Sganarelle. — Good! That's what we require, a compliment from a creditor. What is he thinking about to come to ask us for money, and why didn't you tell him that Master is not in?

La Viol. — I have been telling him that for three quarters of an hour; but he won't believe it, and has sat down in there to wait.

Sgan. — Let him wait as long as he likes.

Don Juan. — No! on the contrary, let him come in! It is very bad policy to hide oneself from one's creditors. It is good to pay them with something, and I possess the secret of sending them away satisfied without giving them a farthing.

II

The same and M. Dimanche.

D. J. — Ah! M. Dimanche! come in! How delighted I am to see you, and how angry I am with my servants for not showing you in at first. I had given orders that I shouldn't be troubled to speak to any one; but this order is not for you, and you enjoy the privilege of never finding a closed door in my house.

M. Dimanche. — Sir, I am most obliged to you.

D. J. (*speaking to La Violette and Ragotin.*) — By Jove! you rascals, I'll teach you to leave M. Dimanche in a waiting-room! I'll make you learn to distinguish between people!

M. D. — Oh, Sir! it's nothing.

D. J. (*to M. Dimanche*). — What! to tell you that I am not

* See the four other Parts.

in, to tell that to you, M. Dimanche, the best of my friends.

M. D. — Sir, I am your servant; I had come.

D. J. — Quick, a seat for M. Dimanche.

M. D. — Sir, I am all right as I am.

D. J. — No, no, I *will* have you sit facing me.

M. D. — That is not at all necessary.

D. J. — Take away this folding-chair, and bring an arm-chair.

M. D. — Sir, you are joking and...

D. J. — No, no, I know what I owe you, and I don't intend to have any difference made between us two.

M. D. — Sir...

D. J. — Come, sit down.

M. D. — It is not necessary, Sir; I have only a word to say to you. I had ..

D. J. — Seat yourself there, I say.

M. D. — No, Sir, I am well enough here. I come to...

D. J. — No, I won't listen to you unless you are seated.

M. D. — Sir, I do as you desire; I...

D. J. — By Jove! M. Dimanche, you are well.

M. D. — Yes, Sir, to do you service. I have come...

D. J. — You have a fund of wonderful health, fresh-coloured lips, vermilion complexion, and bright eyes.

M. D. — I should like...

D. J. — How is Madame Dimanche, your wife?

M. D. — Very well, Sir, thank God!

D. J. — She is a fine woman.

M. D. — She is your servant, Sir. I was coming...

(*To be continued.*)

MOLIÈRE.

(*Don Juan*, Act IV, Sc. 2, 3.)

Tarlton.

VI

Mr. Trueman advanced with a slow step. " Now, sir, give me leave ", said Mr. Power, eagerly drawing him aside and whispering. " So, sir, " said Mr. Trueman, when the whisper was done, addressing himself to Hardy, " I find I have been deceived in you — it is but a short time ago that I told your uncle I never had a boy in my school in whom I placed so much confidence; but after all this show of honour and integrity, the moment my back is turned, you are the first to set an example of disobedience to my orders. Why do I talk of disobeying my commands — you are a thief! " " I sir! " exclaimed Hardy, no longer able to repress his feelings. " You, sir — you and some others", said Mr. Trueman, looking round the room. " I am not a thief! I have never had anything to do with thieves!" cried Hardy, indignantly. " Have you not robbed this old man? Don't you know the taste of these apples? " said Mr. Trueman, taking one out of the basket. " No, sir, I do not; I never touched one of that old man's apples". "Never touched one of them! I suppose this is some vile equivocation — you have done worse: you have had the barbarity, the baseness, to attempt to poison his dog; the poisoned meat was found in your pocket last night. " " The poisoned meat was found in my pocket, sir; but I never attempted to poison the dog: I saved his life ".

" Lord bless him!" said the old man. " No, you cannot impose upon me: I have a proof you are little prepared for", said Mr. Trueman, producing the blue handkerchief in which the meat had been wrapped.

Tarlton turned pale; Hardy's countenance never changed. "Don't you know this handkerchief,

sir?" — "I do, sir". "Is it not yours?" "No, sir".

"Now, gentlemen", said Mr. Trueman, "I am not fond of punishing you; but when I do it, you know it is always in earnest. I will begin with the eldest of you; I will begin with Hardy, and flog you with my own hands till this handkerchief is owned". "I'm sure it's not mine;" "and I'm sure it's not mine" burst from every mouth, whilst they looked at each other in dismay, for none but Hardy, Loveit, and Tarlton, knew the secret. "My cane," said Mr. Trueman; and Power handed him the cane — Loveit groaned from the bottom of his heart — Tarlton leaned back against the wall with a black countenance — Hardy looked with a steady eye at the cane.

"But first", said Mr. Trueman, laying down the cane, "let us see; perhaps we may find the owner of this handkerchief another way", examining the corners: it was torn almost to pieces, but, luckily, the corner that was marked remained.

"J. T.!" cried Mr. Trueman. Every eye was turned upon the guilty Tarlton, who now, as pale as ashes, and trembling in every limb, sank down upon his knees, and, in a whining[48] voice, begged for mercy. "Upon my word and honour, sir, I'll tell you all; I should never have thought of stealing the apples if Loveit had not first told me of them; and it was Tom who first put the poisoning the dog into my head; it was he that carried the meat; wasn't it?" said he, appealing to Hardy, whose word he knew must be believed. — "Oh, dear sir!" continued he, as Mr. Trueman began to move towards him, "do let me off[49] — do pray let me off this time! I'm not the only one indeed, sir! I hope you won't make me an example for the rest — it's very hard I'm to be flogged more than they!" "I'm not going to flog you". "Thank you, sir", said Tarlton, getting up and wiping his eyes. "You need not thank me", said Mr. Trueman. "Take your handkerchief — go out of the room, out of this house — let me never see you more".

"If I had any hopes of him", said Mr. Trueman, as he shut the door after him; "if I had any hopes of him, I would have punished him — but I have none". Loveit first, and immediately all the rest of the guilty party stepped out of the ranks, confessed their fault, and declared themselves ready to bear any punishment their master thought proper. "Oh, they have been punished enough", said the old man, "forgive them, sir". Hardy looked as if he wished to speak.

"Not because you ask it", said Mr. Trueman; "though I should be glad to oblige you — it wouldn't be just — but there" (pointing to Hardy) "there is one who has merited a reward; the highest I can give him is the pardon of his companions".

Hardy bowed, and his face glowed with pleasure. "I am sure," thought Loveit, "this is a lesson I shall never forget". "Gentlemen", said the old man with a faltering[50] voice, "it wasn't for the sake of my apples that I spoke; and you, sir," said he to Hardy, "I thank you for saving my dog. If you please, I'll plant on that mount, opposite the window, a young apple-tree from my old one! I will water it, and take care of it with my own hands for your sake, as long as I am able. And may God bless you!".

Abridged from
MARIA EDGEWORTH
(1767-1849).

48. To whine = *pleurnicher*. — 49. Pardon me.

50. Broken with emotion.

The King's Train.

Mr. H. W. Lucy, the well-known journalist, describes in *Chambers's Journal* the precautions taken by the railway companies to ensure the safety of the King when he travels on their lines.

Going north, he writes, his Majesty always travels at night. Saloon and sleeping berths are lighted by electricity. Between each carriage and the guard's van there is electrical communication, in addition to a special cord placing the guard and the driver instantly in communication. In a carriage in the rear of the train ride one of the principal officers of the company and the carriage superintendent. They are in command of a full complement of artificers, ready to meet any emergency.

A look-out [1] man stands on the engine-tender. Differing from the look-out man on board a ship, he turns his back to the approaching prospect, keeping watch toward the rear of the train, ready to note any signal that may be given. There are two guards, one in the front van and one in the rear. Fifteen minutes in advance of the royal train runs a pilot engine. If there be any danger in the way it will incur it, and timely warning will be given. The intervening space, at distances not exceeding a quarter of a mile, is guarded by a line of platelayers [2] provided with hand signals and detonators. Each carefully examines the line before the royal train approaches, and every man must remain at his post ten minutes after the royal train has disappeared in the night. So they stretch all the way from Euston Station to Ballater in the Highlands.

Even these elaborate precautions do not satisfy the anxiety of royalty's guardians. It will be seen that the line on which the King travels is kept under surveillance for at least ten miles ahead, the distance at which the pilot engine leads the way. But there is the possibility that a train passing southward as the King journeys northward may break down within the limit of this jealously guarded ten miles and obstruct the parallel line. The contingency is met by a simple peremptory edict. The up rail or the down parallel with that on which the King's train runs is temporarily cleared of traffic, not only at the actual hour the royal train will pass, but for a precedent interval. For thirty minutes before it is due to pass a given point, no engine, train, or vehicle is allowed to proceed along or across the line.

Drivers of trains must refrain from steam-whistling when anywhere near the presence of royalty. Ordinary traffic is finally paralysed by the bolting and padlocking of all facing points or switches over which the pilot engine and royal train pass. As for the gates of level crossings where there are no gate-keepers, they are locked one hour before the royal train is due. Finally the public are kept out of any station at which the royal train may stop to take water.

Thus, over a desolated railway track, through barricaded stations, past a living hedge of able-bodied workmen, his Majesty King Edward VII. securely travels between his pleasure-houses.

1. *Vigie.* — 2. Workers on the railway.

The Merry-Maker.

The *upper* part of a house was advertised to be let, containing a back-garden and two cellars.

***

A gentleman wished to sell his favourite bulldog, and wrote: "It will eat anything, and is especially fond of children."

Les Cinq Langues

Nº 13. 5 Avril 1907. 7e Année.

ENGLISH PART

The Way of the World.

Lord Redesdale has celebrated his 70th birthday. As Mr. Freeman Mitford he made name and fame, and was created a Baron in 1902. He had a long and brilliant career in the Foreign Office, but is now chiefly known as a botanist and landscape gardener. Lord Redesdale has a very extensive knowledge of Japan, having spent many years there, and his delightful book " Tales of Old Japan " shows an intimate acquaintance with its manners and customs. He was chosen by the King to accompany Prince Arthur of Connaught on his mission to Japan last year. Readers of *Les Cinq Langues* have seen lately an extract from his book on this mission.

*
* *

A Great Scholar's Kindness.

In a note in the *Times* on the late Victor Henry, Professor of Sanscrit in the University of Paris, Dr. E. R. Edwards says it was his fortune to have the famous scholar as president of the jury of professors who considered his thesis for the doctorate of that university.

" I had no sort of claim on him beyond that of being a struggling student. And yet this scholar of world-wide reputation did not think it too much to toil up the 108 stairs leading to the quarters off the Quartier Latin of an obscure foreigner to encourage him in his work. When the book in manuscript was first put into Professor Henry's hand, he knew it would help if the preliminary examination could be made quickly. He brought it back with his own hand in three days, having completely assimilated the material, and able to make masterly criticisms and illuminating suggestions about a book dealing with a language unknown to him three days previously. "

*
* *

At the Keats-Shelley Memorial Exhibition, held at Stafford House on March 20, many interesting relics were exhibited. Among these were the original manuscript of " Ode to a Nightingale, " lent by Lord Crewe : trinkets of Mary Shelley and locks of the hair of Shelley, Keats, and Byron, lent by Lord Abinger; notebooks, with draft manuscripts and letters, including one from Shelley alluding to the supposed attack on his life, lent by Sir John Shelley. Mrs. Walter Severn lent a picture of Keats listening to the nightingale, Lord Crewe a picture on the same subject, and Sir James Knowles a portrait of John Keats, by Severn, in which is mounted a lock of the poet's hair. Two very interesting relics of Shelley's childhood were sent by Lady Mary Shelley. An attractive programme was arranged for the concert, and consisted entirely of settings of verses by Keats and Shelley. Special music was composed by eminent musicians, and performed by well-known singers and instrumentalists.

*
* *

Owing to March 17 falling this year on a Sunday, the national celebrations of St. Patrick's Day were held on the Monday, when the

Queen's annual gift of shamrock[1] was distributed to the Irish Guards at Wellington Barracks. The usual public dinners and concerts also took place.

1. *Trèfle.*

The Revived Channel Tunnel Scheme.

In 1882 the monthly review *The Nineteenth Century* took a prominent part in defeating the Channel Tunnel scheme, then projected by the late Sir Edward Watkin; its editor, Mr. James Knowles (the title is now the awkward *Nineteenth Century and After*), has reprinted, as a supplement to the February number, the articles and correspondence which he published 25 years ago. As then, opinions are still much divided, irrespective of politics; indeed, many opponents are cordial friends of France. Another proposal, which is considered less dangerous from a military point of view, and less likely to cause panics, is one for a Channel Ferry. One of the chief supporters of the Tunnel is *The Tribune*, at whose Rendez-vous was an exhibition relating to the scheme, and at which meetings were held.

The official programme stated that :

" The chief object of interest at the exhibition will be a large model of the tunnel, showing clearly the various strata of the Channel bed, the course of the twin tunnels, and the approaches on the English and French side. A number of maps and charts will still further elucidate the problem of construction ; whilst samples of the grey chalk through which the tunnel would be driven, a curious trolley used during the experimental boring in 1882, and other objects of interest will be shown.

Meetings have been arranged to take place in the Rendez-vous, to be addressed by a number of eminent speakers in support of the scheme. A set of lantern slides will be used during these meetings to illustrate the scope and design of the work. There will also be an abundant supply of literature bearing upon the scheme. Finally, each visitor, as he leaves the Rendez-vous, will be invited to cast a vote either " For " or " Against " or " Undecided " as to the merits of the tunnel project, by means of the automatic vote-recording machine (the " Psephograph "), recently introduced to this country by the inventor, Signor Eugenio Boggiano (and lately described in the Italian Part of *Les Cinq Langues*).

The Channel Tunnel Exhibition will serve the useful purpose of supplying the public with authentic information with regard to an international project in which many hopes are centred, and concerning which some misunderstanding exists. "

At these meetings the subject was discussed from various points of view.

On March 21, the Prime Minister stated that the Government were opposed to the project, thinking that the feeling of insecurity would cause a continual risk of unrest and, possibly, alarm, which, however unfounded, might have injurious effects. Mr. Balfour expressed his great satisfaction at this statement. Thereupon the Bill was withdrawn by its promoters.

Walmer Castle.

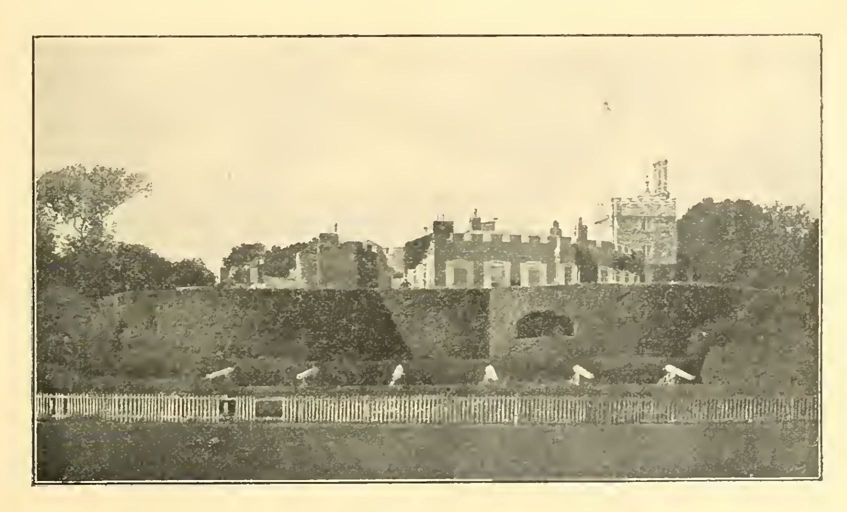
On the appointment of the Prince of Wales to be Lord Warden[1] of the Cinque Ports, Walmer Castle ceased to be the residence of the Lord Warden, and portions of it have been opened to the public.

A writer in *The Daily Telegraph* says :

Walmer Castle was built by Henry VIII., since which time it has been the official residence of the Lord Warden of the Cinque Ports, an office that is itself of much greater antiquity. The Five Ports — Hastings, Romney, Hythe, Dover, and Sandwich, to which were afterwards added the " Ancient Towns " of Winchelsea and Rye — were originally incorpora-

1. Guardian.

ted to provide defence along the southern seaboard of England, left unguarded in that day by any regular navy. Until the reign of Henry VII., the ports were required to furnish the Crown with nearly all the ships and men needful for the service of the State, in return for which they enjoyed extensive privileges. The successor of that monarch constructed the castle as one of a series of blockhouses[2] — Edward I. held the Lord Wardenship in 1266-7. Henry, Prince of Wales, afterwards King Henry V., was Lord Warden in 1409. Other Royal Wardens were Richard, Duke of Gloucester, afterwards King Richard III.; Henry, Duke of York, afterwards King Henry VIII.; and James, Duke of York, afterwards King James II. Admiral Blake was Constable during the Commonwealth.



Walmer Castle.

others being Deal and Sandown — to defend the coastline between the estuary at Sandwich and Dover cliffs. In plan the fort is very like its neighbours, four semicircular casemated bastions being disposed round a large circular central tower of low elevation, the whole enclosed by a broad ditch. Looking back to yet more remote times, some profess to see in Walmer the spot where Cæsar landed, but the belief appears to rest on little more than the fact that close to the castle are traces of a Roman camp.

The roll of Lords Wardens of the Cinque Ports is a record of many of the most illustrious Englishmen. The Prince of Wales may claim title to the honoured office which goes back many centuries, for King

Many as are the famous names linked[3] with Walmer Castle, none are so intimately associated with it as that of the great Duke of Wellington. Every September he went there for two months' residence, during which the stern old warrior[4] endeared himself to the people of the district by his invariable kindness and condescension, and there he breathed his last on Sept. 14, 1852. Each morning, at six, he was up and walking on the rampart, and almost to the end, despite his eighty-three years, would write three or four letters before breakfast. His death occurred in the room which still contains the Wellington relics intact. The original camp bed and chairs were restored to the apartment by the present Duke of

2. Forts.

3. Connected. — 4. Man of war.

Wellington in 1852, and other articles were made heirlooms[5] of the Lords Wardens by the gift of the late Mr. W. H. Smith, who held the office at the time of his death. The bedstead is an ordinary 3ft iron one, made to fold, and fitted with a horse-hair mattress, some three inches thick, covered, like the pillow, with wash-leather. The pillow itself always migrated with the duke, and there were no blankets. On one side of the room is a book-case, opposite a painted washstand, and there are a chest of drawers, looking glass, a table, and easy chair. The Field-Marshal's despatches are in a cabinet.

The visitor is shown the Queen's Room, an apartment which has been known by this name since the late Queen Victoria and the Prince Consort visited Walmer in 1842. The sofa and bed used by her Majesty are preserved. So delighted was the Queen with the place that her stay was greatly prolonged. The Duke of Wellington, whose habits and tastes were simple in the extreme, made little preparation for the reception of his Royal guests. A window looking out to sea he had replaced with plate-glass to give her Majesty a better view, and he added a deal bracket on the wall, made by a village carpenter, for holding the Prince Consort's clock; with this his ideas were exhausted, and nothing more was done. In the drawing-room are the Pitt chairs (William Pitt was once Lord Warden), and the dining-room contains portraits of other holders of this high office.

5. *Meubles de famille.*

Hot Cross Buns

Heathen or Christian ?

"One a penny, buns[1],
Two a penny, buns ;
One a penny, two a penny;
Hot Cross Buns ! "

That is the melody to which, according to the ancient customs of Merrie England, Good Friday ought to begin. It is familiar no longer. Save in the nursery we hear it no more. The perambulating vendor of hot cross buns, like many others of his kind, has vanished from us. But if the chant[2] and the chanter[3] of hot cross buns are dead, the buns survive. Nay, they are more numerous every year. It is the opinion of those most familiar with the trade that the public want more and more buns, as each Good Friday dawns.

What is the hot cross bun? Speaking materially, it is an ordinary bun, with a trifle[4] more spice, a trifle more glaze, and a cross on the top. If it is to follow the traditions of our forefathers, the spice is the really important point. The more of that the more distinctively "hot cross" the bun. Modern taste, however, tends rather to diminish the amount of spice. As for the other ingredients, a typical baker's recipe includes equal parts of milk and water, plenty of eggs, plenty of sugar, fat in the proportion of two ounces or so to a pound of flour, plenty of currants, and a modicum of lemon-peel, with, of course, a sufficiency of yeast.

Some wise folks trace the origin of the hot cross bun right away back to the dawn of time. Ages and ages ago, people worshipped, among other divinities, a Queen of Heaven — Diana, Selene, and other fine names were given to her by later and more polished generations. Now this goddess they were wont to please and propitiate by exposing an offering of cakes. There is no doubt about that. But when the learned proceed to state that these cakes are the original and only progenitors of our hot cross buns, they seem to the ordinary man to be running into theory. In Egypt, they say, these cakes were made with horns in honour of the sacred heifer[5] of the Queen of Heaven.

1. *Baba.*

2. Song. — 3. Singer. — 4. Little. — 5. *Génisse.*

Horns have among all peoples been very naturally associated with the goddess of the moon. Now the Egyptian word for a heifer is "bons" and the cakes were called by that name. The word "bons", if you decline it, becomes in one of its cases "bonn". Hence the "bun" of to-day.

There is another story, which, besides being more attractive in itself, possesses the advantage of comparative credibility. This carries the mind back, not to the horned goddesses of the East, but to one of the most charming episodes in Gospel story. Everyone knows how the multitude in a desert place were fed with five barley loaves. Very early someone added to the narrative of the evangelist the pretty touch that the loaves as they passed through the hands of Christ were marked with the mark of the cross. Very ancient works of art show the five barley loaves with the cross upon them. So it is the feeding of the 5000, which the hot cross bun commemorates. Such is the theory.

In our own country the hot cross bun has ever been popular. Like plum-pudding and mince-pies, it has survived all the vicissitudes of changing taste and advancing civilisation. It is true that we no longer, as they once did, nail a bun to the wall to bring good luck to the household.

We do not even think it necessary to make it at home, though this was once a most important article in the faith of the hot cross bun. The dough[6] had to be made and the buns baked by each household for itself, and the whole business must be done on Good Friday before sunrise. If you got your buns otherwise, they were no true hot cross species. We have contrived to forget that condition. We rely on the baker. The baker, indeed, deserves a grateful thought. Hot cross buns mean to him a sudden deluge of work for which he is not peculiarly well remunerated. There is not a great deal of profit in a bun. At holiday times, it is always right and proper to spare a thought for the people who have worked to make your holiday comfortable. So, as you eat your delectable hot cross bun, do not forget the baker and his men.

This erudite and most entertaining article is taken from the columns of *The Daily Telegraph*.

6. *Pâte*.

On first looking into Chapman's Homer[1].

Much have I travell'd in the realms of gold
And many goodly states and kingdoms seen;
Round many western islands have I been,
Which bards in fealty[2] to Apollo hold.

Oft of one wide expanse had I been told
That deep-brow'd Homer ruled as his demesne:
Yet did I never breathe its pure serene
Till I heard Chapman speak out loud and bold:

Then felt I like some watcher of the skies
When a new planet swims into his ken[3];
Or like stout Cortez, when with eagle eyes

He stared at the Pacific — and all his men
Look'd at each other with a wild surmise[4] —
Silent, upon a peak in Darien[5].

JOHN KEATS, (1795-1821).

1. George Chapman, besides translating Homer, was a great playwright. — 2. As paying homage to, as faithful subjects. — 3. Knowledge; sight. — 4. Guess. — 5. Formerly Darien was as famous as Panama is now.

Gentleman and Creditor*.

(*Continued.*)

Don Juan, Sganarelle, La Violette, Ragotin, M. Dimanche.

D. J. — And your little daughter, Claudine, how is she?

M. D. — She couldn't be better.

D. J. — What a pretty little girl she is! I love her with all my heart.

M. D. — You do her too much honour, Sir. I [was asking] you...

D. J. — And little Colin, does he still make as much noise with his drum?

M. D. — Just the same, Sir. I...

D. J. — And your little dog Brusquet, does he still growl as much, and does he still bite the legs of people who come to your house?.

M. D. — More than ever, Sir, and we can't cure him of it.

D. J. — Don't be astonished if I ask after all the family; for I take much interest in them all.

M. D. — We are infinitely obliged to you, Sir. I...

D. J. (*offering him his hand*) — There, take my hand, M. Dimanche, are you not indeed one of my friends?

M. D. — Sir, I am your servant.

D. J. — By Jove! I am yours, with all my heart.

M. D. — You do me too much honour. I...

D. J. — There is nothing I wouldn't do for you.

M. D. — Sir, you are too good to me.

D. J. — And without any interested motive, I beg you to believe.

M. D. — Assuredly I have not in the least deserved this favour. But, Sir...

D. J. — Oh! by the way, M. Dimanche, without any ceremony, will you take supper with me?

M. D. — No, Sir, I must return home immediately. I...

* See the four other Parts.

D. J. (*rising*). — Come, quick! a torch to light M. Dimanche on his way, and let four or five of my men take musketoons to escort him with.

M. D. (*also rising*). — Sir, it is not necessary, and I can go well enough quite alone. But... (*Sganarelle promptly removes the chairs*).

D. J. — What! I *will* have you escorted, as I am so deeply interested in your personal safety. I am your servant, and, what is more, I am your debtor.

M. D. — Oh, Sir...

D. J. — That is a matter which I do not hide, and I tell it everyone.

M. D — If...

D. J. — Do you wish me to see you home?

M. D. — Oh! Sir, you are joking. Sir...

D. J. — Embrace me then, please. I beg you once more to be persuaded that I am altogether yours, and that there is nothing in the world that I would not do to serve you. (*Exit.*)

III

M. Dimanche and Sganarelle.

Sgan. — It must be confessed that in Master you have a man who loves you well.

M. D. — That's true; he shows me so much civility and pays me so many compliments that I could never ask him for money.

Sgan. — I assure you that his whole household would die for you, and I wish that something would happen to you — say that some one took it into his head to beat you with a stick — you would see in what way. .

M. D. — I believe it, but, Sganarelle, please say a word to him about my money.

Sgan. — Oh! don't trouble yourself; he'll pay you sure enough.

M. D. — But you, Sganarelle, you owe me something on your own account.

SGAN. — Bah ! don't speak of that.

M. D. — What! I...

SGAN. — Don't I know well enough that I owe you ?

M. D. — Yes, but...

SGAN. — Come, M. Dimanche, I am about to enlighten you.

M. D. — But my money ?

SGAN. (*taking M. Dimanche by the arm*) Are you joking ?

M. D. — I want...

SGAN. — Eh !

M. D. — I mean...

SGAN. — Nonsense (*he pushes him towards the door*).

M. D. — But ..

SGAN. (*pushing him further*). — Out with you !

M. D. — I...

SGAN. (*pushing him altogether off the stage*). — Out with you ! I say.

MOLIÈRE.

(*Don Juan*, Act IV, Sc. 3, 4.)

On the Way to Klondyke.

Dark spruce [1] forest frowned on either side of the frozen waterway. The trees had been stripped by a recent wind of their white covering of frost, and they seemed to lean towards each other, black and ominous, in the fading light. A vast silence reigned over the land. The land itself was a desolation, lifeless, without movement, so lone [2] and cold that the spirit of it was not even that of sadness. There was a hint [3] in it of laughter, but of a laughter more terrible than any sadness – a laughter that was mirthless as the smile of the sphinx, a laughter cold as the frost and partaking of the grimness of infallibility. It was the masterful wisdom of eternity laughing at the futility of life and the effort of life. It was the Wild[4], the savage, the frozen-hearted Northland Wild.

But there *was* life, abroad in the land and defiant. Down the frozen waterway toiled a string of wolfish dogs [5]. Their bristly fur was rimed with frost. Their breath froze in the air as it left their mouths, spouting forth in spumes of vapour that settled upon the hair of their bodies and formed into crystals of frost. Leather harness was on the dogs, and leather traces attached them to a sled [6] which dragged along behind.

It is not the way of the Wild to like movement. Life is an offence to it, for life is movement; and the Wild aims always to destroy movement. It freezes the water to prevent it running to the sea ; it drives the sap out of the trees till they are frozen to their mighty hearts; and most ferociously and terribly of all does the Wild harry [7] and crush into submission man — man who is the most restless of life, ever in revolt against the dictum that all movement must in the end come to the cessation of movement.

At front and rear, unawed and indomitable toiled two men. Their bodies were covered with fur and soft-tanned leather. Eyelashes and cheeks and lips were so coated with the crystals from their frozen breath that their faces were not discernible. This gave them the seeming of ghostly masques. But under it all they were men, penetrating the land of desolation and mockery and silence, puny[8] adventurers bent on colossal adventure, pitting[9] themselves against the might of a world as remote and alien and pulseless as the abysses of space.

JACK LONDON [10].

1. A kind of fir-tree. — 2. Solitary. — 3. Suggestion. — 4. Wilderness. — 5. Descended from and like wolves. — 6. Sledge — 7. Torment; harass. — 8. Insignificant. — 9. Measuring. — 10. A novelist who describes with power the land, the life, the wolves, and the dogs of the Northerly parts of North America.

The Cave.

"What's that ?" said Wilfrid to his cousin Donald, with whom he had just come to the sea-side. "it's a cave, I believe a smuggler[1]'s cave ! Let us climb up and see ; shall we ?" The cousins were taking a walk along the sand and had just come to the foot of a chalk cliff. A little way up the cliff was a hole, which went into the cliff a little way, and made a sort of room in it which they called a cave. When they came to this place the tide[2] was down, and just there the shore was dry. But when the tide came up, where they stood was covered by the sea. But the boys knew nothing of this. Without much difficulty they climbed to the cave, looked in, and seeing it was not very dark they went in. It was a great delight to find themselves in a *real* cave. They had often read about caves and the wonderful things that had been done in them, and had often longed[3] to see what these strange places were like. First they looked all over it, to see if there were any remains of smugglers — any of their tools and boxes, but they did not find any. Then they thought it would be grand[4] to light a fire. They found some bits of stick, and half a newspaper, but they had no matches. But had they not heard of flint[5] and steels, and striking sparks and thus setting a light to fires ? But they had no steel ! They felt in all their pockets for their knives, but they had left them at home. What must be done ? At last Wilfrid remembered that his boot had bright metal on the heel. So he took off one of his boots and tried what striking the metal rim[6] of the heel on the flint would do. Glorious ! The sparks flew, and Donald held the newspaper under the flint to catch them ; but the sticks would not light, for the paper was damp Then they tried a pocket-handkerchief, but that was damp too, so they had to give up the plan of lighting a fire. Now they remembered having heard of birds building nests in caves, and even of eagles living there. So they searched every corner and nook to see if a nest could be found. But the only thing they saw was a great toad, which jumped out of a dark corner and rather startled them. Now they began to think of going home, and went to the mouth of the cave, intending to get down the cliff to the shore again. But poor lads[7]! when they reached the mouth of the cave, they found that the tide had covered the shore It was close up to the cliff, very near the place where they stood, and great waves came rolling in from the sea, and soon the spray[8] came splashing into their faces. The tide still rose, and at length dashed into the cave, the wind driving the spray all over them. They went to the farthest end, but the sea followed them, and before long they were knee-deep. At this point, fortunately for the boys, the tide turned, and gradually the water left the cave. After some hours the shore was dry again. Then wet, cold, and hungry, they got back to their lodgings, to the great joy of their anxious parents, and not much the worse for their adventure.

Abridged from *Bright-Eyes*.

1. *Contrebandier*. — 2. *Marée*. — 3. Wished — 4. Fine sport. — 5. *Pierre à briquet*.

6. Border. — 7. Boys. — 8. *Embrun*.

Les Cinq Langues

N° 14. 20 Avril 1907. 7e Année.

ENGLISH PART

To the Memory of my beloved,
the Author Mr. William Shakespeare,
and what he hath left us.

Ode by Ben Jonson.

(From the First Folio Shakespeare, 1623.)

To draw no envy, Shakespeare, on thy name,
Am I thus ample to thy Book and Fame :
While I confess thy writings to be such,
As neither man, nor Muse, can praise too much.
'Tis true, and all men's suffrage. But these ways
Were not the paths I meant unto thy praise.
I therefore, will begin. Soul of the Age !
The applause ! delight ! the wonder of our Stage !
My Shakespeare, rise ; I will not lodge thee by
Chaucer or Spencer[1], or bid Beaumont [2] lie
A little further, to make thee a room ;
Thou art a Monument, without a tomb,
And art alive still, while Thy Book doth live,
And we have wits to read, and praise to give.
That I not mix thee so, my brain excuses ;
I mean with great, but disproportioned Muses.
For, if I thought my judgment were of years,
I should commit thee surely with thy peers,
And tell how far thou didst our Lily[3] outshine,
Or sporting Kid [4], or Marlowe's mighty line.
And though thou hadst small Latin, and less Greek [5],
From thence to honour thee, I would not seek
For names, but call forth thundering Æschylus,
Euripides, and Sophocles to us,
Paccuvius [6], Accius [6], him of Cordova [7] dead,
To life again, to hear thy Buskin [8] tread,
And shake a Stage : Or, when thy Socks [9] were on,
Leave thee alone, for the comparison
Of all, that insolent Greece, or haughty Rome
Sent forth, or since did from their ashes come.
Triumph, my Britain, thou hast one to show,
To whom all scenes of Europe homage owe,
He was not of an age but for all time ! [10]

1. Edmund Spenser. — 2. Francis Beaumont, the dramatist. — 3. A pun on the name of John Lyly, author of *Euphues* and of several comedies which influenced Shakespeare. — 4. Another pun ; Thomas Kyd wrote tragedies before Shakespeare. — 5. On this has been based the statement that he read the classics in translations only. — 6. Ancient Latin writers of tragedy. — 7. Seneca. — 8. The high shoe worn by tragic actors. — 9. The shoes worn by comedians. — 10. An often quoted phrase.

And all the muses still were in their prime,
When like Apollo he came forth to warm
Our ears, or like a Mercury to charm !
Nature herself was proud of his designs,
And joyed to wear the dressing of his lines !
Which were so richly spun, and woven so fit,
As, since, she will vouchsafe no other Wit [11].
The merry Greek, tart Aristophanes,
Neat Terence, witty Plautus, now not please [12],
But antiquated and deserted lie,
As they were not of Nature's family.
Yet must I not give Nature all : Thy Art,
My gentle Shakespeare, must enjoy a part.
For though the Poet's matter Nature be,
His Art doth give the fashion. And, that he,
Who casts [13] to write a living line, must sweat,
(Such as thine are) and strike the second heat
Upon the Muses' anvil : turn the same,
(And himself with it) that he thinks to frame,
Or for the laurel, he may gain a scorn,
For a good Poet's made, as well as born.

And such wert thou. Look how the father's face
Lives in his issue, even so, the race
Of Shakespeare's mind, and manners brightly shines
In his well turned and true-filed lines :
In each of which he seems to shake a Lance,
As brandished at the eyes of Ignorance.
Sweet Swan of Avon ! [14] What a sight it were
To see thee in our waters yet appear,
And make those flights upon the banks of Thames
That so did take Eliza [15] and our James ! [16]
But stay, I see thee in the Hemisphere
Advanced, and made a Constellation there !
Shine forth, thou Star of Poets, and with rage,
Or influence, chide, or cheer the drooping Stage :
Which, since thy flight from hence had mourned like night
And despaires day, but for thy Volumes' light [17].

11. A Wit used to mean a man of letters. — 12. Do not please ; an archaic phrase. — 13. Casts about ; ponders. — 14. The most affectionate of all names for Shakespeare. — 15. Queen Elizabeth. — 16. James I. of England, still reigning then. — 17. Except for a small excision, this famous Ode by Ben Jonson is given as it appears in the First Folio.

Shakespeareana.

What is considered to be the finest copy in the world of the First Folio Shakespeare (1623) has been bought in a London auction-room for £ 3 600.

***

Widespread interest has been aroused by the rediscovery of what is supposed to be the earliest known portrait of Shakespeare at the Bridgewater Arms, Winston, near Darlington.

The portrait, which measures 15¼ inches by 17½ inches, has in white letters on the panel the inscription, " Ae suae (ætatis suæ [1]), 24—1588), " and on the back are the letters " W + S. " Nowhere, however, is there an indication of the painter's name or initials. It represents a young man with a budding moustache and dark hair. His dress is a crimson velvet doublet [2] with a lace collar. The owners of the picture are the Misses Ludgate (the present tenants of the Bridgewater Arms), and it came

1. Of his age. — 2. The kind of jacket worn at the time.

into their possession from the family of their mother, who was a Miss Smith, of Grafton Regis, Northampton.

If this picture were generally accepted as an actual portrait of Shakespeare, it would have a special interest in that it represents Shakespeare at an earlier age than he has been portrayed by any other artist, for in 1588 Shakespeare was twenty-four years of age.

Critics are uncertain as to whether this is a genuine portrait of the dramatist, or a portrait of a contemporary, or a fairly modern work. If it proves to be genuine, it will, no doubt, fetch a large sum when offered for sale.

The Old Blackfriars Theatre.

Mr. Charles William Wallace who recently brought to light three Chancery [1] documents relating to the last year of Shakespeare's life, summarises the contents of the documents relating to four ancient suits at law [2], which he has discovered in the Public Record Office, and which furnish much new and valuable information concerning the Blackfriars Theatre. These fresh documents afford a most important contribution to the history of the ancient Blackfriars Theatre. They not only show the size and structure of the theatre, and describe the conduct of plays there from the later years of Elizabeth's reign to King James's suppression of the Children's Company [3] in 1608, but also clearly indicate that Blackfriars was the most famous theatre of its time, and that it is historically the most important structure in early English stage history.

The Blackfriars Theatre, according to these documents, was a much more pretentious edifice than is usually supposed. James Burbage paid £600 for it, a sum equivalent to £4,800 to-day, and equal to the cost of the most expensive theatre of that time. At least £200 must have been paid for the conversion of the house into a theatre, so that the Blackfriars was the most costly theatre ever built in London before 1614, in which year the Globe was rebuilt at an outlay [4] of £1,400. The building was of stone, and was erected in two sections. The number, situation, and use of the various rooms are given by different documents. The main section, containing the auditorium and stage of the theatre, was on the south, and was two storeys high. There were also " cellar " or basement rooms, which were used for apartments.

Its dimensions were about half those of the old Globe or the Fortune, with a seating capacity in pit, galleries, and private boxes of about 500. It was the most fashionable theatre of London, and was attended by people of the highest rank, as well as by Queen Elizabeth and her Court. In one winter, before 1612, the Burbage Shakespeare Company made a profit of £1,000 more than they used to do at the Globe.

1. *Cour de la Chancellerie.* — 2. Trials. — 3. One company of child-actors is referred to in *Hamlet.*

4. Cost.

The Shakespeare Festival.

Since 1769, when David Garrick organized a festival at Stratford-on-Avon in honour of William Shakespeare, the ideas of what is fitting for such a celebration have changed. Garrick's celebration lasted for three days, in September. It centred around a great temporary theatre, and included salvoes [1] of artillery, serenading of the ladies of the town, two public breakfasts and a dinner,

1. Salutes.

the oratorio of *Judith* in Trinity Church by the Drury Lane orchestra, the erection of a statue of Shakespeare at the town hall, illumination of the town, a masquerade, a race meeting, and a ball. The chief "Shakespearean" item-a procession of people dressed as Shakespeare's characters — was abandoned in consequence of bad weather.

Now, we have the festival at the time of the poet's birthday, and it includes the annual meetings of the Birthplace Trust, the Governors of the Shakespeare Memorial, and the Shakespeare Club. Interest centres upon the performances at the Shakespeare Memorial Theatre, where Mr. and Mrs. F. R. Benson have controlled the arrangements for some twenty seasons. A three-weeks' festival, with eighteen evening performances and six matinées, of a dozen or more plays of Shakespeare, with some special feature in the form of a revival or of a special sequence of plays, is a great task.

The festival will begin on April 22nd, and, in addition to the theatrical performances, there will be a ball, in Elizabethan costume; a reception at the town hall, by the Mayor and Mayoress, on the afternoon of April 23rd, and a round of old English sports, probably on May Day. A Shakespeare sermon will be preached, and the laying of flowers on Shakespeare's grave will be elaborated. The new feature on this occasion will be an anthem, on words from Shakespeare, composed by Sir Hubert Parry.

A Great War Correspondent.

By the death at the age of 86 of Sir William Howard Russell, journalism has lost one of the most enterprising and successful of all war or special correspondents. It was he who exposed in the columns of *The Times* the mismanagement of the British Army Commissariat in the Crimean War; he described the Indian Mutiny and the American Civil War; and, later, he witnessed much of the Franco-German War. With the secrecy attempted by Lord Kitchener in the Transvaal and successfully carried out by the Japanese in the Far East, correspondents of the Howard Russell stamp will soon find their occupation gone.

The King's South African Stick.

At the opening of the South African Exhibition of the products of the British Colonies and possessions, the Queen was presented with a fan made of 44 fine ostrich feathers, South African gold, and diamonds. The King accepted a rhinoceros-horn walking-stick, with the following interesting history:

" The rhinoceros horn walking-stick enclosed in this case of native bamboo is unique, as it is cut from a single horn of the white rhinoceros, which is now extinct, and measures some 42in. length. It was brought out of the interior about forty years ago by Louis Solomon, one of the trio of brothers who were famous in those days for their exploring and trading trips which they made into regions where the white man had seldom or never penetrated.

" On one of their last trips, before his untimely death, Louis Solomon was having a friendly talk with an old chief named Secheali, of the Kaffirs. During the conversation Solomon showed the chief a photograph he had lately received of his father, who was the possessor of a long white beard which reached his watch chain. Old Secheali was so impressed with this adornment of the old man's that he remarked: " Your father must be a great chief to have such brave sons and such a long beard. Wait, I have a present for him ". Going into his hut, he returned with the rhinoceros horn walking-stick, which even in those days was remarkable on account of its length. "Take, this stick", he said, " and when you return home, give it to the old man, and tell him it is a greeting from one great chief to another. "

" This is the stick which is going to be given to the King, and so it at last gets into the possession of the greatest chief in the world ".

The late Viscount Goschen.

By the somewhat sudden death in his 76th year of Viscount Goschen, Great Britain has lost a statesman, financier, and adminis-

The late Viscount GOSCHEN.

trator of much energy, great resource, and long experience. At one time a moderate liberal, Mr. G. J. Goschen, as he then was, became later a unionist; but towards the end of his life he once more worked with the liberal free-traders in his opposition to Mr. Chamberlain's scheme of so-called "Fiscal Reform". He filled many offices of importance, the greatest being those of First Lord of the Admiralty, and, later, of Chancellor of the Exchequer, after Lord Randolph Churchill's precipitate resignation at the end of 1886.

But he was more than a British statesman, for both by descent and in bent of mind he was in some measure cosmopolitan. His grandfather, whose *Life* he wrote a few years ago, was the Leipzig publisher, friend of, and publisher for, Goethe, intimate friend of Schiller and of Wieland, and associated with the literary societies both at Weimar and at Iena.

His father, who came to England when quite young, founded a successful banking house in London; and, so far back as 1863, the late Lord Goschen, then a partner in that firm which was largely engaged in international banking, published his famous work, " The Theory of Foreign Exchanges ", which established his financial reputation, and was translated into French by M. Léon Say. As the representative of the British holders of Egyptian Bonds, Mr. Goschen had naturally to deal with those acting for French bondholders in the settlement of Egyptian financial difficulties. After the close of the Russo-Turkish War, he was for some time Ambassador Extraordinary to Constantinople, and helped to establish the celebrated European Concert for the carrying out of the Treaty of Berlin. The deceased Viscount was an authority on political economy, a strenuous man of affairs, an excellent linguist, and a vigorous and formidable speaker, whether at public meetings or in the Houses of Parliament. His loss is much deplored in all circles.

The Abolition of the Senior Wranglership.

On February 2, after long and eager controversy, the members of the Senate of the University of Cambridge decided to abolish (from June 1909) the Senior Wranglership and all other individual distinctions of merit in the Mathematical Tripos[1]. Thus will vanish an honour which for 160 years has excited

1. An examination so called from its division into three classes.

the ardour of Cambridge Mathematicians. The word "Wrangler", derived from the old word "wrangle," meaning to "quarrel," was applied to the disputants for Mathematical honours (disputation being a familiar term at all Continental Universities). The first of the Wranglers was called the "Senior Wrangler," and was followed by the other Wranglers in *order of merit*; next, also in order of merit, came the "*Senior Optimes*," and, then, the "*Junior Optimes*," the lowest of whom used to receive the "Wooden Spoon" (*cuiller de bois*). Frequently competitors were bracketed as being equal.

In old days, men used to be examined in the same branches of Mathematics, and thus their relative merits could be tested; but of late years specialisation — notably in the various sections of Applied Mathematics — has rendered this impossible. Indeed many authorities, both at Cambridge and at the Public Schools, have contended that the "artificiality" of the examination was detrimental to the interests of mathematical teaching generally. With the abolition of the Wranglership, and with new regulations as to the various parts and subjects of the examination, the Mathematical Tripos will soon be like the Classical Tripos (and other Triposes) at Cambridge, and all the "Schools" (the corresponding term) at Oxford, in having the names arranged alphabetically in *Classes*.

A large number of distinguished men have in the past been Senior or high Wranglers, many becoming in after life mathematical teachers, men of science, politicians, leading barristers, and also judges. A good many have not achieved further distinction in life.

It is but right that readers of *Les Cinq Langues* should be made acquainted with the passing away of one of the most famous of British Academical distinctions.

Letter of Giuseppe Mazzini to Aurelio Saffi on the death of his mother *.

"Aurelio, death does not exist; it cannot be conceived; life is life, immortality: and if it is immortality, it follows the law of life, progress. Yesterday thou hadst a mother on earth; to-day thou hast an angel elsewhere. Everything that is good survives the earthly state, and is increased in power; the same with her love. She loves thee now more than ever and thou art responsible to her more than formerly. Your meeting in time and space depends upon thee, upon thy works. Thou shouldst then, for love of and reverence for thy mother, become better and be a cause of joy to her. Henceforward before each act of thine thou wilt have to say to thyself: would she approve of it? Her transformation has now placed in the world for thee an invisible mediator to whom thou shouldst refer everything that concerns thee".

* See the four other Parts.

Spring.

In all climates spring is beautiful. In the South it is intoxicating, and sets a poet beside himself[1]. The birds begin to sing; — they utter a few rapturous notes, and then wait for an answer in the silent woods. Those green-coated musicians, the frogs, make holiday in the neighbouring marshes. They, too, belong to the orchestra of Nature, whose vast theatre is again opened, though the doors have been so long bolted[2] with icicles, and the scenery hung with snow and frost

1. Exalts. — 2. Fastened.

like cobwebs [3]. This is the prelude which announces the opening of the scene. Already the grass shoots forth. The waters leap with thrilling pulse [4] through the veins of the earth; the sap [5] through the veins of the plants and trees; and the blood through the veins of man. What a thrill of delight in spring-time! What a joy in being and moving! Men are at work in gardens; and in the air there is an odour of the fresh earth. The leaf-buds begin to swell and blush. The white blossoms of the cherry hang upon the boughs like snow-flakes; and ere long our next-door neighbours will be completely hidden from us by the dense green foliage. Children are let loose in the fields and gardens. They hold buttercups [6] under each other's chins to see if they love butter. The little girls adorn themselves with chains and curls of dandelions [7], and blow the down [8] from the leafless stalk, to find out if their mothers want them at home.

Hyperion,
by H. W. Longfellow
(1807-1882).

3. Spiders' webs. — 4. Movement. — 5. *Sève*. — 6. *Bouton d'or*. — 7. *Dent-de-lion* (*pissenlit*). — 8. *Duvet*.

The Edgdale Jewels.

Hiram Birnby, the well-known manager of Raydell's Bank, returned home one evening very uneasy and troubled.

During the day, there had been a mistake made which involved a loss to the bank of a thousand pounds, and he, as manager, would be held accountable for it.

While he was in the midst of these painful reflections, his footman entered with a card [1].

1. *Carte de visite.*

" Lord Edgdale, sir ", he said, handing it to him.

Wondering what could bring so distinguished a visitor to his private residence at that hour, he bade the man admit him.

" My dear Birnby ", said his lordship, when they were alone, " I must really apologise for this disturbance; but I have only just reached town, and was too late to catch you at the bank.

" My wife is giving a ball to-morrow night, at which she will wear her jewels. These I have brought up from our country-house to-day, and wished to lodge them at your bank till morning. That being closed, however, when I arrived, I have ventured to come straight on here with them, as I do not care to run the risk of keeping them myself ".

" I quite understand your desire to be rid of such a responsibility ", replied Hiram, " and shall be only too happy to relieve you of it ".

Lord Edgdale thanked him warmly, and unfastened a small bag he had with him. Lifting out a handsome casket, he placed it on the table. Then, producing a key, he unlocked it, and exposed the contents to view.

They were magnificent in the extreme, and worth a fortune. Indeed, the Edgdale collection had the reputation of being the finest and most superb in the kingdom, and that his lordship should not wish to trust so valuable a treasure to any chance of loss was natural enough.

" You think they will be safe here, I suppose? " he asked, glancing dubiously round the room.

" I think I can re-assure your lordship as to that ", answered Hiram, " although I do not intend putting them in my safe [2]. "

" Indeed ", said Lord Edgdale, in surprise. " Where better could they go? "

2. Box where valuables are kept.

Hiram crossed over to the side of the apartment opposite the door, and took down a small ornamental plate which hung there. Then on his pressing the wall behind where it had been, a small part slid noiselessly away, and disclosed a deep square recess.

"This", he said, turning round, "is more secure than the strongest ordinary safe, because it is known to no living person besides our two selves, and I can guarantee that here your jewels will be amply protected until to-morrow.

"Moreover", he added, "I will give you a personal, as well as official, receipt for them, so that you need not fear as to Lady Edgdale being able to have them for her ball".

Lord Edgdale expressed his entire satisfaction with this arrangement. Re-locking the casket, he put the key in his pocket, and himself saw Hiram Birnby lodge the case in the secret cavity, carefully close the same, and replace the plate in its former position.

*
* *

In the morning, Mr. Birnby rang for Felton, who was both footman and valet. To his surprise the call remained un-answered. He pulled the rope once more, and distinctly heard the bell tinkling[3] below. But there was no other reply; and a third attempt proved equally fruitless.

Hiram went to learn the cause, and had already gained the top of the staircase, when he heard someone running down from an upper chamber. It was the maid-servant.

"What is the matter?" he sharply demanded, alarmed at her white face and distressed manner. "Where is Felton?"

"Please, sir, stammered the girl, "I don't know. When you kept on ringing for him, and he didn't answer, I tried to find him; but he's not downstairs, and he's not in his room, and his bed hasn't been slept in at all!"

"What!" exclaimed Hiram, incredulously. "Not been slept in? Why, what can it mean?"

Then a terrible thought flashed through his mind. The door of his study was wide open, whereas on the previous night he had taken special pains to shut and lock it, and remove the key. One short glance round was sufficient.

The hole in the wall was laid bare, and the casket gone!

He staggered[4] back, staring wildly at the empty space, as though unable to grasp the meaning or reality of it.

But there was no doubt as to that. The priceless gems had vanished, and the disaster nearly deprived him of his reason.

He stood a moment in despair. What should he do? The blunder of yesterday at the bank was trifling compared with this appalling calamity. The best he could do was to telephone to the Police at Scotland Yard, and ask them to send a detective at once.

(*To be continued.*)

Abridged from Fred Buckley, in *Household Words*.

3. *Tinter.*

4. *Chancela.*

The Merry-Maker.

Irish Officer. — "Why did you return to barracks[1] so late last night?"

Private[2] Soldier. — "The train was very late, Sir."

Officer. — "Then next time the train is late, be sure and come by an earlier train."

1. *Caserne.* — 2. Ordinary, simple.

Les Cinq Langues

N° 15. 5 Mai 1907. 7e Année.

ENGLISH PART

The Way of the World.

Mr. Swinburne.

Mr. Algernon Charles Swinburne, perhaps the greatest of our living poets, has passed his 70th birthday. He is engaged on a new tragedy on the subject of *Cæsar Borgia*, besides his work on the Elizabethan dramatists previously referred to in *Les Cinq Langues*.

Mr. A.-Ch. SWINBURNE.

*
* *

A Dickens Landmark.

An event of considerable interest to lovers of Charles Dickens took place in London when Pyrcroft House, Chertsey, came under the hammer, but was withdrawn on not reaching the reserve price. It recalls the story of Dickens's *Oliver Twist*, and the efforts of Fagin, Monks, and Bill Sikes to entangle its hero in the meshes of a criminal career.

The house, ever since the publication of the novel, has been identified with that of Mrs. Maylie, where, after the walk from Bethnal Green and the meeting in the deserted house by the river bank, Toby Crackit and Bill Sikes forced an entrance through a window at the back, which still remains. Through this window the trembling Oliver was thrust, while Sikes threatened him with a pistol from without ; and across the lawn the wounded boy staggered back to the house where he was fated to find that love and tenderness at the hands of Mrs. Maylie and Rose which had hitherto been unknown to him.

*
* *

The Centenary of the Anti-Slavery Bill.

On March 25th, 1807, the first measure towards the abolition of slavery was passed by the House of Commons. The most notable memorial to the initiation of the movement is in Holwood Park, Beckenham, now the residence of the Earl of Derby, where an ancient oak tree and a stone seat mark the spot where Wilberforce had a conversation with Pitt in 1788, as the result of which he pledged himself to the cause of abolition.

A public footpath through the park passes the oak and seat. The tree has had to be preserved with an iron railing, and its branches are held together with irons. The

inscription upon the seat is as follows: "From Mr. Wilberforce's Diary, 1788. 'At length I well remember after a conversation with Mr. Pitt in the open air at the root of the old tree at Holwood, just above the steep descent into the vale of Keston, I resolved to give notice, on a fit occasion in the House of Commons, of my intention to bring forward the abolition of the slave trade.' Erected by Lord Stanhope by permission of Lord Cranworth."

*
* *

The Lodestone[1].

Professor Silvanus P. Thompson, in the course of a lecture at the Royal Institution, explained the myths which surround the early history of the lodestone. The pure lodestone, he said, consisted of some degree of oxide of iron, and a good specimen contained about 70 per cent. of actual iron. The properties of the stone were first discovered to any degree of accuracy in the thirteenth century by an Italian soldier of fortune named Petrus Peregrinus. The discovery revolutionised the then nautical world, inasmuch as it became possible to sail at long distances from shore with actual knowledge of position.

*
* *

Stephenson's Apprentice.

Mr. Thomas Atkinson, on whose behalf efforts are being made to raise a fund, is 96 years of age, and the "Father[2] of the Amalgamated Society of Engineers." He was one of George Stephenson's apprentices at Newcastle, and helped to build "The Rocket," [3] which is now in the South Kensington Museum.

*
* *

Disbandment of the Bank of England Volunteers.

With the disbandment of the Bank of England Volunteer Rifle Corps, now sanctioned by the King, an historic institution will pass out of existence.

The Bank of England Regiment was formed towards the end of the eighteenth century, its officers and men being drawn from all ranks of Bank officials and employés, and was not disbanded until 1820-30. The "pikemen" [4], consisting mainly of porters, were still trained and kept under arms, and the men who eventually were enrolled under the Volunteer Act were in direct succession.

While legally included in the Volunteer force, and liable under all Volunteer regulations, the corps was maintained primarily for the defence of the Bank, and capitation[5] was neither asked for nor received.

The corps was always kept up to an efficient standard, but the need for its existence has now ceased.

1. *Aimant.* — 2. *Doyen.* — 3. The early locomotive.

4. In old days soldiers carried the pike (*pique*).— 5. Payment for each man.

May Day at Whitelands College.

The Ruskin May Queen[1] Festival was held at Whitelands College, Chelsea, on May 1, with the accustomed blending of time-honoured observances with those novelties and improvements which make visitors each year echo the words of the students' song, "Was never such a May Day, never such a Queen?" There was a procession round the quaint old garden. The visitors and students all passed to the throne room, which was festooned with garlands, and before the dais stood the maypole[2] decked with ribbons coloured blue and green. The Queen for the previous year seated herself on the apple-blossom throne, and her sister queens grouped themselves near. In a few

1. *Reine de la Saint-Philippe.* — 2. *Mai.*

sweet words of farewell and thanks she gracefully abdicated, and was crowned with flowers. The students then voted for the new queen, and during the counting of the votes the Principal gave an address on the history of the Whitelands May Queen Festival, and the work of its great originator, John Ruskin. He spoke of the immense amount of beautiful literature and the many schemes for the betterment of men which we owe to this greatest of Victorian prose writers. He begged the students to imitate John Ruskin in this respect; to work for the good of England and English people, especially of English children. In conclusion he mentioned some of the kind friends who, since Ruskin's death, have by their generosity enabled the college to continue the May Day celebrations. The name of the new Queen was then announced, and she was led away to be invested with the royal robes. During the interval the May Day revels[3] were performed. These consisted of a merry country dance of lads and lasses in rustic dress, a stately gavotte performed by four milkmaids, and four dandies[4] in eighteenth century Court dress, who sang "Where are you going to, my pretty maid?" and a quaint masque of English wild flowers. The latter was particularly pleasing, both for the blending of delicate colours in the dresses of the flower maidens and for the quaintness and beauty of the words, many of them culled[5] from seventeenth century poets. The revels closed with a Maypole dance and song. Next came the coronation in the fine recreation room of the college. The gold cross was clasped round the new Queen's throat. The gold necklet was the gift of former May Queens. The procession then passed to the throne room, where the Queen distributed her royal gifts, a number of Ruskin's works given with appropriate reasons.

3. Festivities, sports. — 4. *Petits-maitres*. — 5. Taken from, *cueillis*.

A Memorial to Sir George Williams.

In *Les Cinq Langues* for March 20, 1906, appeared a memoir of the late Sir George Williams, founder of the Young Men's Christian Association (Y. M. C. A.)

Since then, his private house in Russell Square has been presented to the Association by his son. There is now a proposal to build near the British Museum at the cost of £ 200 000 a memorial to the deceased philanthropist, comprising a Residential Home and a Business Men's College. This is coincident with the determination of the Y. M. C. A. to leave Exeter Hall in the Strand.

The hall which was built on a ninety-nine years' lease from the Crown, was opened on March 29, 1831, and has since been used mainly for religious and philanthropic gatherings. In the thirties and forties of the last century some noteworthy meetings took place there in connection with the anti-slavery movement. For many years the Sacred Harmonic Society established itself in Exeter Hall. Spohr and Mendelssohn both took part in concerts there, and in 1847 Mendelssohn introduced the oratorio "Elijah" to a London audience. In 1880 the building was in danger of being put to other purposes than those of religion and music. But the remainder of the lease was secured by wealthy supporters, amongst them being the late Sir George Williams.

Somewhere or other.

Somewhere or other there must surely be
  The face not seen, the voice not heard,
The heart that not yet, — never yet — ah me!
  Made answer to my word.

Somewhere or other, may be [1] near or far,
  Past land and sea, clean [2] out of sight;
Beyond the wandering moon, beyond the star
  That tracks her night by night.

Somewhere or other, may be far or near,
  With just a wall, a hedge, between;
With just the last leaves of the dying year
  Fallen on a leaf grown green.

CHRISTINA G. ROSSETTI.
(1830-1894)

1. [It] may be. — 2. Quite.

A Cape Wine Farm.

The Huguenots, when they fled from France, carried with them some of the famous vines of their country, and with them laid the foundation of wine farms at the Cape of Good Hope. Wine making has for many years been fostered [1] by the Cape Government, which has taken over a notable vineyard lying on the slopes overlooking the village of Wynberg, and with official recognition have come science and the viticulturist. Still, throughout the Western Province of Cape Colony to-day may be seen vine-growing and wine-making much as they were more than a hundred years ago. The Huguenots have now become merged [2] in the Dutch-speaking population. At Frenchhoek, Stellenbosch, and at Paarl the larger vineyards are mainly in the possession of families whose ancestors came from France or from Holland. They who have made its acquaintance will not readily forget the rich, beautiful, placid country that lies within sight of Table Mountain. The early settlers built their towns where water was plentiful, laid out vineyards in sheltered valleys or on sunny hillsides, surrounded their dwellings and their demesnes with oaks, strong and hardy like themselves. Away from the "dorp" [3] substantial homesteads were erected — white-walled and thatch-roofed — with pillared porch and deep verandah. All over the Western Province to-day are green, umbrageous woods, picturesque houses, fair and fruitful vineyards.

The late Mr. Rhodes admired the Cape Dutch, with their slow-moving, old-fashioned ways. But he showed little love for their vineyards, for their wine and brandy making. He realised that methods which might have been excellently suited for ancient rural France, or for early Cape days, were less adapted to the ideas and tastes of modern times. Therefore, he advocated the cultivation of fruits — such as apples, apricots, and peaches — for disposal in the London market, and set the example by purchasing more vineyards than one and converting them into fruit farms.

1. Encouraged. — 2. Sunk, absorbed.

3. Town.

The writer not long ago visited Stellenbosch, twenty-two miles north-east from Cape Town, and spent several days on a typical Dutch-owned wine farm. Daily he walked in the vineyards, saw the harvest in progress, and tried the grapes; daily he spent time in the large, cool cellars, watched the pressing, vatting, and racking processes, and tasted the wines. And many of the older wines proved pleasant beverages indeed. All old Cape families of the better class possess what in England would be described as " rare and splendid vintages."

This Stellenbosch wine farm is about one hundred acres in extent, and is divided into four vineyards. The owner is elderly, and he conducts his business exactly as it was conducted by his grandfather. There are no elaborate methods of cultivation. Seen from a distance, the vines look like ordinary gooseberry bushes. But a closer inspection reveals every bush laden with grapes. The fruit in the open is fresh, rich, and luscious. But with the ingathering of the grapes the character of the vineyard somehow undergoes a change. The idyllic gives place to the prosaic.

The work of gathering the grapes is performed by natives. Old and young take part. Each Kaffir is provided with a large basket and a pair of shears. Only the ripest bunches are snipped[4] off and collected. A cart follows the Kaffirs, and when the baskets are full, their contents are transferred to the carts and conveyed to the homestead. What ensues there is simply that the cart is tipped[5] at the cellar door — as a cartload of turnips might be tipped — and the grapes in due course are shovelled into vats[6] five feet deep and about twenty feet in circumference.

When the two vats have been partially filled, two Kaffirs climb into each vat, and the process is begun of treading out the juice of the grape. Very soon a thick red or creamy stream is running from each vat. The Kaffirs thus constitute the Dutchman's wine-press[7].

Wine thus made is bought principally by Cape Town merchants, and is extensively drunk throughout South Africa. Comparatively little Cape wine finds its way to England. A considerable proportion is distilled in the preparation of the liquid locally designated "Cape smoke." Another brandy is derived from subjecting the grape skins which remain in the vats to a process of distillation. Not far distant from the farm is the brandy manufacturing establishment.

These old-style methods are rough, and that sums up about all that may be said to their detriment. No subtle and harmful ingredients detract from the honesty of these Cape wines. But the Dutch farmer is out of date. Already in the Western Province is established the modern, scientific wine maker.

R. W. Reid.
In *The Pall Mall Gazette.*

4. Cut. — 5. Turned up and emptied. — 6. *Cuves.*

7. *Pressoir.*

Death of Goethe *.

(1832)

I

In the Obituary of these days stands one article of quite peculiar import; the time, the place and particulars of which will have to be often repeated and re-written, and continue in remembrance many centuries: this namely, that Johann Wolfgang von Goethe died at Weimar, on the 22d March 1832. It was about eleven in the morning: " he expired," says the record, " without any apparent suffering, having, a few minutes previously, called for paper for the purpose of writing, and expressed his delight

* See the four other Parts.

at the arrival of spring" : a beautiful death, like that of a soldier found faithful at his post, and in the cold hand his arms still grasped ! The Poet's last words are a greeting of the new-awakened Earth ; his last movement is to work at his appointed task. Beautiful ; what we might call a classic sacred-death ; if it were not rather an Elijah-translation, — in a chariot, not of fire and terror, but of hope and soft vernal sunbeams ! It was at Frankfort-on-Mayn, on the 28th of August 1749, that this man entered the world ; and now, gently welcoming the birthday of his eighty-second spring, he closes his eyes, and takes farewell.

So, then, our Greatest has departed. That melody of life, with its cunning tones, which took captive ear and heart, has gone silent ; the heavenly force that dwelt here victorious over so much, is here no longer ; thus far, not further, by speech and by act, shall the wise man utter himself forth. The End ! What solemn meaning lies in that sound as it peals mournfully through the soul, when a living friend has passed away ! All now is closed, irrevocable ; the changeful life-picture, growing daily into new coherence, under new touches and hues, has suddenly become completed and unchangeable ; there as it lay, it is dipped, from this moment, in the æther of the heavens, and shines transfigured, to endure even so — forever. Time and Time's Empire; stern, wide-devouring, yet not without their grandeur ! The weekday man, who was one of us, has put on the garment of Eternity, and become radiant and triumphant : the Present is all at once the Past ; Hope is suddenly cut away, and only the backward vistas of Memory remain, shone on by a light that proceeds not from this earthly sun.

(*To be continued.*)

THOMAS CARLYLE.

(*New Monthly Magazine, nº 138.*)

The Edgdale Jewels.

II

A loud, vigorous knocking announced the arrival of the most remarkable man he had ever beheld.

He was as small as a boy of fourteen, and might easily have been taken for one, except that his head was so big and massive, and his features so fully developed, that they could only have belonged to a man of mature age, and in the prime of life.

"You telephoned for a detective", he said briskly[5] ; "so the Department has sent me to learn your requirements. My name is Wallace Webb".

There was a certain air of confidence, knowledge, and capability about him which, despite his size, impressed the manager strongly in his favour. He, therefore, told everything that had happened, from the coming of Lord Edgdale to the discovery of the robbery.

The little man listened to the recital with great attention, especially to that part of it which concerned the missing footman. He asked to be taken up to Felton's room, and there made an important observation. The chamber was in perfect order and arrangement, save for two small circumstances. Across the undisturbed bed lay the valet's coat, while on the floor were not only his boots, but also the shoes, or slippers, which he usually wore in the house. Moreover, a further search below revealed two other peculiar facts, and these were that his hat and overcoat were in their accustomed place ; so that he had evidently decamped in such haste as to have gone coatless, hatless, and bootless.

Presently, as though the thought had just occurred to him, he

5. Sharply.

asked the manager if he had yet acquainted Lord Edgdale of his loss, to which Hiram replied in the negative, as he was fearful of the news spreading abroad and thus ruining his credit. The detective reflected a moment, and then said :

" I think it better, both in your interests and his own, that you should do so. If the jewels are not recovered (as is very possible) before Lady Edgdale wants them for her ball to-night, then, of necessity, he must be told the truth, and no harm can be done by telling it a few hours earlier. I therefore advise you to let him know at once ".

This Hiram accordingly did, though very reluctantly and much against his inclination. Hiram next communicated with the Bank, to the effect that he would probably not be there that day. Then he went to his room, leaving Wallace Webb to pursue his investigations alone.

The only other person in the building was Jenny, the maid-servant. The detective now sought her out and submitted her to rigorous cross-examination as to the exact state of the house when she arose that morning. From this, amongst other particulars, he learnt that she had not been in the study at all, and convinced himself she spoke the truth.

On leaving her, he carefully inspected the house itself, both front and back, inside and out. Once he stooped[6] down, picked something up, scrutinised it closely, and put it in his waistcoat pocket.

Then he returned to the study, rang for Jenny, and desired her to bring him a quantity of thick brown paper and some matches.

Before she could fulfil his request, however, Lord Edgdale arrived in a motor-car.

" Heavens, Birnby ! " he exclaimed, beside himself with excitement and dismay, " whatever is this terrible thing that has happened? It surely cannot be true. There must be some horrible mistake. Lady Edgdale is completely prostrated by the tidings ".

Mr. Birnby did his best to calm and soothe his lordship and narrated all the confusing events of the morning. He also informed him who was in the study. Where-upon they both went in, and Hiram introduced Webb to his lordship, who immediately asked him whether he had found any clues[7] which gave him hopes of being able to trace and regain the vanished jewels.

" Well, " replied the little man with a smile, " the clues are very few and slight, I must admit, but I have a strong theory, and am about to put it to the test. Ah ! thank you ! " he said, turning to the maid, who at that instant brought him the paper and matches he had asked for.

" Jenny tells me ", he went on " that the chimney-sweep[8] made his quarterly visit here less than a week ago, and that the study is swept and dusted by her daily. I myself know there was no wind during the night; so that we must, consequently, seek another solution for this recent fall of soot[9] which you see inside the fender. "

The hearth, in fact, was practically covered. The fireplace itself was a large, old-fashioned range, with a spacious flue[10] and grate. Bending down, the dwarf lit some of the brown paper, spread it on the bars, and then placed an unburnt piece over it, thus causing a dense volume of smoke to ascend the chimney.

The effect was marvellous. For, directly afterwards, there followed a violent sneeze from somewhere above, then a fit of irrepressible coughing, and finally, as the choking clouds increased,

6. Bent.

7. *Fil.* — 8. *Ramoneur.* — 9. *Suie.* 10. *Tuyau.*

a smothered yell of "Help! help! murder! murder!"

"Why," cried Hiram, excitedly, "that is Felton's voice!"

"Oh, dear! Oh, dear!" wailed Felton, "I can't breathe, I can't breathe! I'm stifling!"[11].

(*To be continued*)

Abridged from FRED BUCKLEY, in *Household Words*.

11. Choking.

Life in Fiji.

In passing through Suva, the capital of Fiji, one must note the curious mixture of the population — whites, half-castes, Samoans, Indians, Chinese, and, more conspicuous than any, the Fijians themselves, tall, magnificently built people of a colour between coffee and bronze, with stiff brush-like hair. They do not look at all like "savages", and again they have not the keen, intellectual expression of the Samoan type of countenance. They are partly Melanesian, partly Polynesian in type, and they form, it is quite evident, the connecting link between Eastern and Western Pacific. East of Fiji, life is one long lotus-eating dream, stirred only by occasional parties of pleasure, feasting, dancing, and a very little cultivating work. Music is the soul of the people; beauty of face and movement is more the rule than the exception, and friendliness to strangers is carried almost to excess. Westward of the Fijis lie the dark, wicked, cannibal groups of the Solomons, Banks and New Hebrides, where life is more like a nightmare[1] than a dream; murder stalks[2] openly in broad daylight, the people are nearer to monkeys than to human beings in aspect, and music and dancing are little practised, and in the rudest possible state. Fijian solo dancing is not so good as that of the Eastern Pacific; but there is nothing in the whole South Seas to equal the magnificent tribe dancing, only seen at its best on the rare occasions of a great chief's wedding or funeral. The Waves of the Sea dance is one of the most celebrated; it is danced by several thousand men wearing long white streamers of tappa cloth (a native-made stuff beaten out of the inner bark of the mulberry-tree, and looking like fine white paper). These streamers, skilfully managed, suggest the crests of breaking rollers[3] with extraordinary vividness, and the roaring song of the dancers closely reproduces the boom[4] of the waves.

BEATRICE GRIMSHAW.

1. *Cauchemar.* — 2. Walks about.— 3. Great waves. — 4. Dashing noise.

The Merry-Maker.

The following was seen on a tombstone in a churchyard: "Here lies the body of John Brown, lost at sea and never found."

*
* *

VISITOR. — "This cake is delicious, Mrs Smith; have you the receipt[1] for it?"

MRS SMITH (angrily). — "Receipt! certainly not. I have not yet had the account for it."

*
* *

A traveller reached a country inn and said to the landlord[2]: "Let me sit before a good fire, for I am very wet; and please bring me a glass of beer, for I am very dry."

1. *Recipe* [*recette*] is always pronounced and often written "receipt". — 2. *Hôte.*

Les Cinq Langues

N° 16. 20 Mai 1907. 7e Année.

ENGLISH PART

The Way of the World.

The King's travelling Trunk.

A large leather travelling trunk, a brass plate on which bears the inscription, "H. R. H. the Prince of Wales," is exposed for sale at a shop at Kingston-on-Thames. A label attached to it states that the trunk was used by the King, when Prince of Wales, on his Indian tour more than thirty years ago.

*
* *

The Hippopotamus in America.

A fossil has been found deeply buried in sand in Iowa. The State geologist and zoologist declare it to be the tooth of a hippopotamus. This is the first evidence that North America was ever the home of the animal.

*
* *

Old Customs revived.

Old English customs were observed at the festival dinner of the Royal Society of St. George. All the members wore the emblems of the Houses of York and Lancaster, and the tables were profusely decorated with red and white roses [1]. The guests, on descending the stairs, were each presented with buttonholes of the national flower, and were met by a guard of honour composed of men of the Ist Battalion Grenadier Guards, dressed in costumes of the days of Marlborough. A Devon baron [2] of beef was carried round the hall upon the shoulders of four white-clad cooks, escorted by the Grenadiers, the band playing "The Roast Beef of Old England." [3]

1. The White Rose is still the emblem of Yorkshire, and the Red Rose that of Lancashire. — 2. A large joint.

*
* *

Sale of Burns's Seal[4].

A Scotch pebble [5] seal, once belonging to Robert Burns, has been sold for 200 guineas. The coat of arms engraved on the seal was invented by Burns, and in one of his letters he states: "I have gotten[6] one of your Highland pebbles, which I fancy would make a very decent seal, and I want to cut my armorial bearings in it." Mounted with gold, it used to hang on Burns's watch-chain.

*
* *

Another French Visit to England.

A large party of distinguished Frenchmen, including Senator Mascuraud, president of the Republican Committee; M. Chautard, last year's president of the Paris Municipal Council; eight senators, nine deputies, ten mayors, and eighteen presidents of Chambers of Commerce, were the guests of the City of London International Association for the week May 6th to May 11th.

3. An old and popular tune. — 4. *Sceau*. — 5. Stone. — 6. Got.

The Bicentenary of Fielding's Birth.

April 22 was the bicentenary of the birth of Henry Fielding, beyond question the real founder of the English novel as a genuine picture

of men and women, who was born at Sharpness Park, near Glastonbury. The anniversary was celebrated in London and in Somersetshire in a fitting manner, while a new opera, based upon the author's immortal novel of *Tom Jones*, has been produced at the Apollo Theatre, London. An opera of *Tom Jones* was first seen at Covent Garden in 1769, but the novel had been played in Paris as an opera bouffe four years earlier, developing into a great success, largely owing to the music of Philidor, who resided in England prior to 1754, and knew Fielding intimately. In 1782 *Tom Jones* was produced at the Theatre Français as a comedy in verse, whereas it was not dramatised in England till Buchanan's version, with the title of *Sophia*, was performed at the Vaudeville Theatre in 1886. Fielding's three most famous works were first published on the following dates: *Joseph Andrews*, for which the author received £183 11s., in February, 1742; *Tom Jones*, for which he was paid £600 while it was yet in type, together with a bonus of £100 upon its immediate success, in February, 1749; and *Amelia*, the copyright of which he sold for £1 000, in December, 1751. The original assignments, in Fielding's handwriting, of *Tom Jones* and *Joseph Andrews*, were sold by auction in July, 1851, for £1 2s. and 10s. respectively. The assignment of *Joseph Andrews* is preserved in the Forster Library at South Kensington. The Sophia of *Tom Jones* in person and mind is the author's first wife, born Charlotte Cradock, of Salisbury; while Amelia is a similar portrait of his second wife, born Mary Daniel, who was maid of the former.

There are hardly any relics of Fielding extant. The only authentic portrait is a pen and ink sketch by Hogarth, which was not made from life but from a profile cut in paper by a lady. A bust modelled from this picture was erected a few years ago in Taunton Shire Hall. The massive oak table made for Fielding during his residence at East Stour Manor House, where he dissipated his small patrimony in keeping hounds, was presented to the Somersetshire Archæological Society in 1881.

Henry Fielding, who, besides being a novelist and dramatist, was also a Westminster magistrate, was once erroneously supposed to have kept a theatrical booth in Bartholomew Fair, Smithfield, in which is Cloth Fair.

Watercress[1].

Watercress is now entering upon its hundredth year as a cultivated product. An interesting link with the farming past has just been snapped[2]; the death has recently occurred of the youngest daughter of the man who "invented" watercress. She was ninety-four, a member of a wonderfully long-lived family. Her father, William Bradbery, attained the age of eighty-four, her mother eighty-three. This William Bradbery was a genius in his way. Watercress, when he found it, was an inedible[3] ditch-weed of vivid green. He evolved from the old stock the brilliant brown-green cress of commerce. He established beds at Springhead, near Northfleet, ninety-nine years ago, and soon made known the virtue of his product. Old William Bradbery was not content with local prestige. He clapped[4] some of his finest cress into a tea-chest, and walked off to London with it. There he persuaded buyers to exploit it. Cress became at once a table fashion. There is a tradition that Bradbery employed a comedian to go round to the theatres and sing a song about his cress. Be that as it may, he made a fortune out of his invention. He planned new beds at Rickmansworth, where he was succeeded by his son, who in turn gave place to Richard Bradbery, his son, the present king of the cress. Tons upon tons of cress come to London

1. *Cresson*. — 2. Broken. — 3. Uneatable. — 4. Put.

every day in the season; indeed, the "founder's" grandson, thanks to wells sunk into the rock, whence relatively warm water is always obtainable, cuts the cress every day, winter and summer. France and Germany copied the Bradbery plans, but England has always beaten all competitors in this culture.

The Evening Standard.

William Cowper and John Newton.

On April 25, 1800, died William Cowper, author of such various poems as *John Gilpin* and *The Task*, the long, didactic work from which we give an extract. His birthday has for some years been celebrated at the little Midland town of Olney by the Cowper Society. He lived here for some time, and the town contains a Cowper Memorial Church and a Cowper Museum. While at Olney, he was associated with John Newton, the clergyman, with whom he collaborated in the publication of the *Olney Hymns*. As this is the centenary of Newton's death, admirers of Cowper had a double reason for celebrating his birthday. The despondency that preyed upon Cowper's mind is not discernible in our extract.

Cowper's House, Olney.

William Cowper (1731-1800).

Winter.

O Winter, ruler of the inverted year,
Thy scatter'd hair with sleet[1] like ashes fill'd,
Thy breath congeal'd upon thy lips, thy cheeks
Fring'd with a beard made white with other snows
Than those of age, thy forehead wrapp'd in clouds,
A leafless branch thy sceptre, and thy throne
A sliding car, indebted to no wheels,
But urged by storms along its slippery way,
I love thee, all unlovely as thou seem'st,
And dreaded as thou art! Thou hold'st the sun
A prisoner in the yet undawning east,
Shortening his journey between morn and noon,

1. *Grésil.*

And hurrying him, impatient of his stay,
Down to the rosy west; but kindly still
Compensating [2] his loss with added hours
Of social converse and instructive ease,
And gathering, at short notice, in one group
The family dispersed, and fixing thought,
Not less dispersed by daylight and its cares.
I crown thee king of intimate delights,
Fireside enjoyments, home-born happiness,
And all the comforts that the lowly roof
Of undisturb'd Retirement, and the hours
Of long uninterrupted evening, know.
But here the needle plies [3] its busy task,
The pattern [4] grows, the well depicted flower,
Wrought patiently into the snowy lawn [5],
Unfolds its bosom; buds, and leaves, and sprigs,
And curling tendrils [6], gracefully disposed,
Follow the nimble finger of the fair [7];
A wreath, that cannot fade, of flowers that blow
With most success when all besides decay.
The poet's or historian's page by one
Made vocal for the amusement of the rest;
The sprightly lyre, whose treasure of sweet sounds
The touch from many a trembling chord shakes out;
And the clear voice symphonious, yet distinct,
And in the charming strife triumphant still;
Beguile the night, and set a keener edge
On female industry: the threaded steel
Flies swiftly, and unfelt the task proceeds.

William Cowper (1731-1800)
The Task.

2. Accented in the old way « compénsating ». — 3. Works at. — 4. The needle-work design. — 5. Fine linen. — 6. *Vrille.* — 7. The fair (sex).

Hunting the Octopus.

No reader of Victor Hugo's glorious romance, *Les Travailleurs de la Mer*, will ever forget the description of the terrific combat with the *pieuvre* (the octopus or cuttle-fish). An American has recently engaged in a similar battle.

Professor Verrill, representing the New York University and the New York Aquarium, has made it his special work to hunt, study, and catch the octopus. He dives down into the water without any protection, and having found an octopus not too large for him to master, he seizes it with his bare hands in a peculiar manner and drags it to the surface.

The octopus is particularly abundant in the waters about Bermuda. It is there that Professor Verrill hunted the creature. The octopus is a very retiring animal. It lurks in submarine caves and in crevices [1] in the rocks. Rarely does it face the daylight or venture into the open sea. There are good reasons for these habits. When the octopus is in proximity to a rock, it holds on to this base of support with three or four of its hundred-suckered arms, and then it can use its remaining arms with irresistible power to seize any object swimming in the water and drag it into its maw. The octopus, when lying in a crevice of the rocks, is almost indistinguishable from the surrounding sea weeds, even by a creature of

1. Holes.

the deep. It has a voracious appetite, and devours vast quantities of lobsters, oysters, and all kinds of fish.

Professor Verrill decided that the only hope of catching a cuttle-fish was to dive down into its lair [2] among the rocks and seize it. The water about Bermuda is marvellously clear, which greatly facilitates the work of looking for submarine monsters. The professor made many dives in vain. Then he found an octopus, but it was too large, and he barely escaped with his life, after one of the horrible arms had touched him. If two of them had reached him, he would have been lost.

He continued to dive in the near vicinity of this adventure, and the same day he had the good fortune to see a moderate-sized octopus which was calmly sleeping in a submarine cave. The Professor seized the creature from behind, pressing both of his hands round its body behind the mouth Then having only his feet free, he started for the surface with his burden. The octopus, according to its custom when alarmed, discharged the contents of its ink-bag and blackened all the water. Although taken at a disadvantage, the octopus was beginning to get a grip on the Professor's body when he reached the surface and was hauled into his boat by his men. The octopus was disentangled with difficulty from the Professor, care being taken not to sever any of its tentacles, and it was then placed in a tank for transportation to New York.

2. Hiding-place.

The Favourite Authors of British Girls.

The young ladies who subscribe to *Les Cinq Langues* will be interested to hear the answers returned to a British society (The League of the Empire) as to the favourite books of British girls. Many of the works are, no doubt, popular in France.

H. S. Merriman. — The most popular novelist with British girls. He is now dead.

Anthony Hope. — Very popular, but mostly through his earlier novels, such as *The Prisoner of Zenda* and *Rupert of Hentzau*.

Marie Corelli. — Fairly often referred to, but not nearly so much read as might have been expected.

Stanley Weyman. — Extremely popular.

Bulwer-Lytton. — Surprisingly and consistently popular, both in Great Britain and all the Colonies.

Blackmore. — *Lorna Doone* still a great favourite.

Colonial girls very often mention *Alice in Wonderland*, but English girls not nearly so often. *The Vicar of Wakefield* constantly appears in the list.

It is noted as curious that a number of older girls of 17 and 18 read *Chums*, the *Boy's Own Paper*, and even *St. Nicholas*. The great majority of girls are interested in daily papers, and, as a rule, it is a fairly intelligent interest. Many read only the sporting news, the parts about royalty and its doings, and births, deaths, and marriages; but very many also read literary criticisms, everything relating to art or music, and quite a large proportion read about the elections and the Parliamentary debates. English girls, it is remarked, tend to take more interest in politics than colonial girls.

As a rule Tennyson's poems are the most widely read and popular. Shakespeare is mentioned nearly as often, but Tennyson usually leads. With English girls Browning also holds a high place, and with all girls Scott and Longfellow are very popular. In English classics, Ruskin, Lamb, and Bunyan are perhaps the more frequently mentioned after Shakespeare.

Death of Goethe *.

(1832)

II

The death of Goethe, even for the many hearts that personally loved him, is not a thing to be lamented over; it is to be viewed, in his own spirit, as a thing full of greatness and sacredness For all men it is appointed once to die. To this man the full measure of a man's life had been granted, and a course and task such as to only a few in the whole generations of the world: what else could we hope or require but that now he should be called hence, and have leave to depart, having finished the work that was given him to do? If his course, as we may say of him more justly than of any other, was like the sun's, so also was his going down. For indeed, as the material sun is the eye and revealer of all things, so is Poetry, so is the World-Poet in a spiritual sense. Goethe's life too, if we examine it, is well represented in that emblem of a solar day. Beautifully rose our summer sun, gorgeous in the red fervid east, scattering the spectres and sickly damps (of both of which there were enough to scatter); strong, benignant in his noonday clearness, walking triumphant through the upper realms; and now, mark also how he sets! *So stirbt ein Held; anbetungsvoll.* So dies a hero; sight to be worshipped!

THOMAS CARLYLE.

(New Monthly Magazine, n° 138.)

* See the four other Parts.

The Edgdale Jewels.

III

Soon the suffocating fumes dislodged him; and when he descended, he presented a most extraordinary sight.

He was black and grimy[12] from head to foot, while his face defies all description to convey even an idea of its miserable expression. In attempting to rub the soot out of his eyes, he had rubbed it well in, so that they were now very bloodshot[13] and streaming with tears. Yet none of these things in any way equalled his fright, which set him quivering in every limb, and was pitiable to witness.

"Felton", said his master, sternly, "where is the casket?"

"Oh, sir, believe me", cried the footman, clasping his hands beseechingly, "I haven't got it, and never had!"

"Not got it!" exclaimed Hiram, in amazement. "Why, man, what do you mean?"

"He took it! He took it! I know he did, after he struck me senseless!" moaned the wretched Felton.

"He?" repeated Hiram "Who?"

"It happened like this", replied the valet. "I watched you, from the door, put the case away last night, and was curious to see it closer. I have a key which fits your study door, and after all were in bed and asleep, I crept down-stairs, came in here, and felt for the spring[14] as you had done. I had just found it, and opened the secret hole, when a man sprang out and knocked me down. On my recovering consciousness, the gems were gone, casket and all; and I was so dreadfully afraid, that, yielding to my first terrified impulse, I climbed up the chimney, hoping to hide there until night, when I could get my boots and coat, and then escape in the darkness unseen!"

Webb eyed him keenly, full in the face.

"And do you expect us to credit your story?" he asked, severely.

12. Black with the soot. — 13. *Rouges.* — 14. *Ressort.*

"It's true! It's true!" declared the other, meeting his gaze with surprising firmness. "I swear it!"

Whether or not the dwarf was convinced of his innocence would have been difficult to decide from his demeanour, for he dismissed him to go and get washed.

When he had gone, the detective turned to Lord Edgdale and Mr. Birnby.

"Gentlemen", he said, with a peculiar smile, "the first half of my theory has worked out excellently, and exactly as I anticipated. I will now tell you the second half, which is even more remarkable and interesting.

"I happen to know a certain man, of considerable position, who has lately contracted some very heavy gambling debts, which he is unable to meet in the ordinary way. Now, this gentleman has an unusual talent. He is, in fact, an expert locksmith, and all the locks on any house or safe he wanted to get into could not keep him out. This house, for instance, would offer no difficulty to the gentleman in question, Indeed, he found it the easiest one possible to enter late last night or early this morning. Is that not so, Lord Edgdale?»

"What do you mean?" cried his lordship, staggering back a step or two. "Why do you ask me?

"Well", said the dwarf, "chiefly because I thought you knew best. Last night you appear to have regretted your choice of banker. You, therefore, returned for your jewels, which are insured for more than your present debts, and were about to take them, when you discovered somebody else engaged on a somewhat similar errand[15]. This was Felton, whose curiosity facilitated your design by turning suspicion on him."

"It's a lie!" exclaimed Lord Edgdale, crimson with passion and anger.

"May be it is", said Webb, complacently, "and may be it isn't. Anyhow, this, I believe, is your property."

From his waistcoat pocket, he produced a gold-cased pencil, with a monogram engraved on it.

"E stands for Edgdale", he said, offering it to him, "and you dropped it in the yard when you picked the lock of the back door during the night!"

And in the guilty look of Lord Edgdale, his crime was clearly confessed.

Of course, he was not prosecuted. His title and influence protected him from that. Besides, he had only repossessed himself of his own, and there the matter ended.

There was, however, additional good news for Hiram. The thousand pounds' deficiency at the Bank proved to be only an error made by a clerk, which was easily rectified.

Abridged from FRED BUCKLEY in *Household Words*.

15. Business.

Digging for Meerschaum.

Few of the smokers to whose hearts a meerschaum pipe is dear know anything of the history of the material. Some interesting particulars of its source and treatment are given in the *Board of Trade Journal*. The district of Eskischehir, Asia Minor, supplies the whole of the meerschaum used throughout the world, and the industry gives employment to about 4 000 persons, mainly Kurds and Persians. The best yield is obtained from mines, but supplies are also still obtained from the sea. The methods of working are primitive, and no attempt is made to secure immunity from accidents, although these occur from

time to time. Batches of from three to fifteen workmen are set to sink a well about one metre in diameter, and no propping-up is effected until they strike, at a depth of 20, 40, or even 60 metres, a bed of the red clay, in which is found meerschaum mixed with serpentine in pieces ranging from the size of a hazel [1] nut to that of an apple. The extraction of these pieces is often attended with great difficulties, but work is carried on day and night.

When purchased by the wholesale merchants the meerschaum is humid, heavy, and of a yellowish tinge. It has, therefore, to be dried, either in the sun or in a kiln [2] according to the season of the year. This causes two-thirds to waste away, but turns it a snow-white colour. It is afterwards rubbed with hot water and sand, and finally polished with wax, and is then ready to be placed on the market.

1. *Noisette.* — 2. *Four.*

A Nest of Rivers.

The September sun beat straight into a nest of rivers, to touch each lesser [1] rill [2] that threaded glittering downward and hung like a silver rope over shelf of stone, or in some channel cut by ancient floods.

Their ways were marked by verdure, by dark rushes, stiffly springing, and by the happiness of secret flowers. Heath and grey granite shone together; a smooth, green coomb [3] stretched beside water's meet [4], but beyond it all was confusion of steep hills and stony precipices. Over their bosoms the breath of autumn hung in misty fire, while strange, poised boulders [5] crouched upon them threateningly and sparkled in the sun.

1. Smaller — 2. Stream. — 3. A Devonshire term for a valley almost shut in by hills. — 4. The place where "waters" (streams) meet.

Light streamed down mingling with the air, until all things were transfigured and the darkest shadows abounded in warm tones. The unclouded firmament lent its proper glory to this vale. Even under the sun's throne air was made visible, and hung like a transparent curtain over the world — a curtain less than cloud and more than clarity [6]. It obscured nothing, yet informed [7] the great hills and distant, sunk horizon with its own azure magic; it transfused the far-off undulations of the earth, and so wrought [8] upon leagues of sun-warmed ether that they washed away material details and particulars. The rivers, wholly unshadowed, ran together in a skein [9] of molten gold; yet even in the dazzling force of sheer [10] sunshine, were degrees of brilliance — from the pure and steady sheen [11] of pools, through splendour of broken waters, up to blinding flashes of foam, where the sun met a million simultaneous bubbles and stamped the tiny, blazing image of himself upon each [12].

EDEN PHILLPOTTS.

5. Large pieces of rock. — 6. Clearness. — 7. Filled. — 8. Worked. — 9. *Écheveau.* — 10. Pure, unmixed. — 11. Shining. — 12. Thi is a description of typical Devonshire scenery.

The Merry-Maker.

A man who could never keep any permanent situation once complained: "I have to live from hand to mouth, like a bird in the air."

Les Cinq Langues

N° 17. 5 Juin 1907. 7e Année.

ENGLISH PART

The Way of the World.

Lord Sefton, in his official capacity as Master of the Horse [1], now comes at the head of all the earls. Hitherto the Master of the Horse, whose office was held in past days by men of great political and military influence like George Villiers, first Duke of Buckingham, and "Restoration [2]" Monk, has ranked below the Speaker, below Secretaries of State, viscounts, bishops, and even barons. Now all this is to be altered by the King's orders, and the Master of the Horse will be found treading [3] on the heels of dukes' eldest sons.

*
* *

Linnæus's Bicentenary.

All that large section of Swedish and German science which is interested in the work of the naturalist is celebrating the bicentenary of the greatest of the botanists, Linnæus, who was born two centuries ago. Few will need to be reminded of the quality of the work done by Linnæus, which the centuries have not made, and probably never will render obsolete in its great outlines. Linnæus was one of the prophets of science that have been honoured, prior to the nineteenth century, in their own country and in their own lifetime. The gratitude of his own nation secured to him and to his descendants a patent of nobility.

1. Now a Household appointment; the title is a survival from feudal times. — 2. Of Charles II. — 3. Walking.

*
* *

Death of a Centenarian.

The death is announced in her 100th year of Miss Milward, who for many years resided in a pleasant villa on the banks of the Trent, between Nottingham and Newark. The lady, who spent her early days at Cambridge, was a vivacious conversationalist on topics of country life.

*
* *

Ferry across the Baltic.

It will soon be possible for passengers to travel from Germany into Sweden without changing cars. A ferry which will carry an entire train is to be run between the two countries across the Baltic.

The distance of the ferry route is about seventy miles, which will be covered in four hours. This will be the first ferry to cross the open sea, and may set an example for ferries between English ports and the Continent.

*
* *

The "Penny Hedge".

The curious ceremony of the "penny hedge" has been carried out as usual at Whitby, the favourite Yorkshire watering-place. The representatives of certain manors have to cut stakes with a knife value one penny, and with them to build a hedge [4] "on the brim [5] of the water" which will stand for three tides. While they build it the crier [6] blows a horn and cries: "Out upon you! Out upon you! Out upon you! For your grievous

4. *Haie.* — 5. Edge. — 6. Whitby is one of the few places that still possess the once universal "Town criers".

fault!" The traditional explanation is that the lords of the three manors concerned mortally wounded the hermit of Eskdaleside, in whose cell a boar which they were pursuing had taken refuge, and only obtained his forgiveness by consenting to hold their lands of the Abbey of Whitby on this shameful tenure. Modern research does not, however, support this origin for the custom.

* * *

A Haunted Embassy.

It is not generally known that the British Embassy at The Hague is said to be haunted.

The house is situated in rather a back street, a hundred yards or so from the cathedral (Groote Kerk), and close to the market-place. It was formerly occupied by the Spanish envoy. The history of the place is romantic. Alva is said to have resided in the house which stood there before the present one, and the basement is supposed to have been used by Inquisitors. Sir Horace Rumbold took the trouble to investigate the history of the house while he was ambassador there, and found that a certain Gerard von Assendelft lived there some 350 years ago. He married a French wife, who objected to his economical habits, and had recourse to making false money. A secret passage has been discovered from the basement to the Cathedral, and it is suggested that the coiners[7] utilized this for their nefarious purposes. They were caught, however, and executed. In 1540 Madame von Assendelft was put to death by drowning.

The occupants of one of the rooms were so troubled by what are termed vivid nightmares that the room has been disused.

* * *

Scholars' entente.

Mr. Devine, the headmaster of Clayesmore School, Pangbourne, says that the English schoolboys have accepted the invitation extended to them by the Ecole de l'Ile de France to go over to France next year and again play their opponents at hockey[8].

The French boys, it will be remembered, defeated the English by eight goals to one.

The Ecole de l'Ile de France has existed for five years, and is one of the new public schools of France. It was founded and instituted by Mr. Hawkins, a Cambridge graduate and blue[9], and is an attempt to introduce into France some of the spirit of the English public schools.

Two other schools of the same character exist — one, the College de Normandie, with which is associated M. Duhamel, for so many years French Master at Harrow; and the other, the Ecole des Roches.

7. *Faux-monnayeurs.*

8. A game played with a ball and curved sticks. — 9. A "Blue" is one who has played in any of the teams of his University, at cricket, rowing, etc.

"Furry Day" at Helston.

Nowhere is there any festival quite parallel to the "Furry" with which the little Cornish town of Helston welcomes the spring on May 8, a festival which this year has gained notoriety through its being honoured by the presence of London's Lord Mayor, Sir William Treloar, himself a native of Helston. Variously known as Flora, Flurry, or Furry Day, it has been observed for centuries.

The event of the day is the civic dance through and round the streets. The crowd is thickest at the Corn Market, for there soon after noon begin to assemble ladies and gentlemen of county families in the neighbourhood. By immemorial custom they join in the popular celebration of the Furry; indeed

their dance round the town is the very kernel[1] of the festival.

It is one of the curious old-world ceremonies of which it is difficult to trace the origin. It cannot be ascertained when it was first introduced into Helston. Many are the reasons advanced for the origin of the dance, the most probable being that it was the survival of the ancient British custom of the welcoming of spring (Flora) with dance, flower, and song.

1. *Noyau.*

To a sprightly[2] old British tune, the dancers proceed through the streets and through people's houses, the inhabitants considering it an honour to have their residences visited.

This year the Lord Mayor, Sir William Treloar, was to be seen among the forty couples who danced through the crowds and buildings of Helston. The dancing reminds one of that of the rats and the children in Robert Browning's *The Pied Piper of Hamelin*.

2. Attractive, lively.

Children.

Come to me, O ye children !
For I hear you at your play,
And the questions that perplexed me
Have vanished quite away.

Ye open the eastern windows,
That look towards the sun,
Where thoughts are singing swallows,
And the brooks of morning run.

In your hearts are the birds and the sunshine,
In your thoughts the brooklet's[1] flow,
But in mine is the wind of Autumn,
And the first fall of the snow.

Ah ! what would the world be to us,
If the children were no more ?
We should dread the desert behind us,
Worse than the dark before.

What the leaves are to the forest,
With light and air for food,
Ere their sweet and tender juices[2]
Have hardened into wood, —

That to the world are children :
Through them it feels the glow
Of a brighter and sunnier climate
Than reaches the trunks below.

Come to me, O ye children !
And whisper in my ear
What the birds and the winds are singing
In your sunny atmosphere.

For what are all our contrivings,

1. A little brook. — 2. Sap.

And the wisdom of our books,
When compared with your caresses,
And the gladness of your looks?

Ye are better than all the ballads
That ever were sung or said;
For ye are living poems,
And all the rest are dead.

H.-W. LONGFELLOW
(1807-1882).

The Merits of Gibbon.

The *Decline and Fall of the Roman Empire* is the most perfect *book* that English prose (outside its fiction) possesses, meaning by *book* a work perfect in design, symmetrical, complete, final, and executed from beginning to end with the same mastery on one uniform plan. There is no other history extant which can be put beside it, if we reckon all the following qualities and conditions: its immense field, both in extent of area and in epochs of time; its consummate concentration and grasp of view; its range of learning and curious accuracy of detail; its pomp of movement and splendour of style. There have been before and since more subtle observers and more truly enlightened spirits. There have been historians quite as learned, who have made even fewer errors, and some who have written in a purer form. But no historian has ever combined all Gibbon's supreme gifts. And, accordingly, the *Decline and Fall* remains the type of the perfect literary history.

GIBBON (1737-1796).

Gibbon was the first to give to the world a complete history on the largest scale and with profound original research. And his subject is one so mighty, his scheme so vast, his execution so brilliant, that it remains in a class by itself — as yet unapproached, gaining by the efflux [1] of time rather than losing in value.

His true theme is the complex stormy evolution of the modern world out of the ancient world, the terrible and laboured transition from polytheism and slavery to monotheism and free industry. And this is the most critical and protracted transition in the annals

1. Passing.

of mankind. The geography of his subject embraces the Old World from the Hebrides[2] to the Indus, from the deserts of Tartary to the mountains of Atlas. His topic is the history of civilisation over thirteen centuries. And this vast canvas is filled without confusion, without effort, without discord, by one glowing, distinct, harmonious composition.

This is the supreme merit of Edward Gibbon, that he produced the first perfect literary history on a grand scale — one which still remains the most perfect we know. The only ancient history which, in breadth of subject, epical splendour of imagination, and beauty of narration, can be compared with his is the Roman history of Livy, of which, alas! we have only fragments. Gibbon fused the pomp and clang[3] of Livy's epic with the conscientious veracity of Cæsar's *Memoirs*. Herodotus has a field as wide almost as Gibbon's, a spirit of inquiry as insatiable, and has painted certain great scenes with an even nobler art. But the Father of History was obviously not equipped with the elaborate historical apparatus of a modern library; and his ever fresh and fascinating muses do not group into an organic composition of the highest art. Each muse in turn takes up her favourite subject — legend, antiquities, voyages and travels, anecdotes, fairy tales, memoirs, and battle scenes — but their inexhaustible encyclopœdia does not form one continuous epic. Gibbon has combined the epic unity of Livy, with the infinite variety of Herodotus, the vivacity and portraiture of Plutarch, and the punctilious truthfulness of Cæsar. He combined the minute accuracy and vivid detail of the best *memoirs* with the vast survey and poetic transfiguration peculiar to the highest type of *history*. And he was the first and the greatest of those who have done this.

Frederic Harrison.
(*Memories and Thoughts.*)

2. Islands to the west of Scotland. — 3. The noise made by weapons or tools made of metal.

Pigmy[1] Trees and Miniature[2] Landscapes.

In some ways Chinese and Japanese gardeners are the most successful of any in the world, as they can control and direct the growth of plants to a marvellous degree. The Chinese have a strong liking for the grotesque and unnatural in their gardening; they understand the dwarfing[3] of trees, but their best work is in directing the growth of a tree or plant so that it will resemble some hideous[4] animal. The Japanese, on the contrary, are remarkable for their love of what is beautiful and graceful. Every Japanese has a garden if possible, but as space is very valuable in Japan, a family of moderate means must be content with a garden often no larger than a room. But this small garden must contain as many objects as a large one, so everything has to be in miniature. It is no uncommon thing to see a whole landscape contained in a space no bigger than a dining-table. There will be a mountain, a stream, a lake, rocky grottoes, winding paths, bridges, lawns, fruit-trees, shrubs, and flowers; all is so artistically laid out as to resemble nature itself. In the lake will swim wonderful filmy-finned[5] gold[6] and silver[7] fish, and sometimes a tall crane[8] may be seen moving about majestically. The principle of the dwarfing is quite simple, the gardener merely thwarts[9] nature. He knows that to grow properly a tree requires sunlight, heat, moisture, and nourishment from the soil, so

1. Dwarf. — 2. On a very small scale. — 3. dwarf = *nain*. — 4 Dreadful. — 5. *A nageoires membraneuses*. — 6. Gold-fish = *Dorade*. — 7. Silver-fish = *Argentin*. — 8. *Grue*. — 9. Impedes; goes against.

he only lets the tree have enough of these to keep it alive, and, in addition, any attempt to thrive[10] is checked by clipping[11] with a sharp knife, or searing[12] with a red-hot iron. After from five to fifteen years of such a treatment, the only wonder is that the poor tree will consent to live, to say nothing of bearing fruit.

10. To grow in a healthy way. — 11. Cutting. — 12. Burning.

The Wolf and the Goat*.

A goat was feeding on the top of a steep rock. A wolf perceived her, and tried in vain to climb up to her. "Dearest treasure," cried he to her, "are you not dizzy up there? How easily might you slip and fall down! Descend carefully, therefore, and come to me on this beautiful rich meadow, where there is an abundance of tasty herbs!"—"Thank you very much," replied the prudent goat, "It is not me that you want to help to a nice meal, but yourself."

After Æsop.

*See the four other Part .

The Magic Goblet.

I

Once upon a time there lived and reigned, in a remote corner of the earth, a king named Jodo. He was a careless ruler, violent and capricious. This was not because he was a bad man, but simply from his having given way to a passion that had completely won the mastery over him. When high[1] feasts were held, invariably the king, would partake of too much wine, and none dared bid him desist; for he was the king, and woe to any man who should venture on such a liberty. He would have paid for it with life.

No wonder, therefore, that Jodo was capricious, his temper uncertain, and the justice administered by him of so unjust a nature that his nobles had long since given up bringing their differences before him. It seems almost strange that they allowed him to remain their ruler. Probably this arose from the fact that the great mass of the people were ignorant of this failing; and his lords and attendants loved him for the remembrance of days gone by, ere he had given way to the base craving.[2]

The evil was growing worse; rumours began to spread abroad among the people; and the nobles were perplexed what course to pursue. They assembled together, and finally determined to lay their difficulty before Prince Hazor; for he was wise, and was besides, the king's nearest relative and heir. They went to his house with some trepidation[3]; for Hazor was a misanthrope, and they did not know what reception might await them.

Now, the prince passed his days in severe study, and resented any intrusion upon his solitude as an impertinence. As to the kingdom, he would often say that it was his misfortune to be the heir, and he trusted the king might outlive him; he should never be happy upon a throne.

Knowing all these and many other eccentricities of Prince Hazor's, no wonder the nobles quailed[4] a little at the dread of arousing his ire[5] by their untimely interruption.

To their surprise, he sent down the most courteous message,

1. Great; important.

2. Desire. — 3. Anxious fear. — 4. Shook with fright. — 5. Anger.

saying he should be glad to receive them in the audience hall.

The prince was a middle-aged man of agreeable aspect, that would have been commanding but for the bend his student habits had imparted him. His long brown hair was swept carelessly from off his face, — not curled, as was the fashion of the nobles; and he was dressed in a plain mantle of dark velvet. With a keen restless eye, he surveyed the assembly.

" Your presence, my lords ", he said, " does me honour. May I venture to inquire its cause ? " They told him of the king's infirmity.

" We are come to ask your advice; you are well skilled in all secrets of earth and air ; you know remedies and medicines undreamed of by us ; aid then to cure our sovereign, your cousin, of the sad habit which alone prevents him from being a ruler most honoured and loved ".

Prince Hazor shook his head sadly. " I cannot ", he said. " But just now, my lords, the vanity and littleness of my knowledge were oppressing me ; and I hailed[6] the news of your presence, for I hoped you had come to tell me of some new discovery, of something till now unknown. Alas ! you have brought me but another mystery to unravel, and the world is full of mysteries. "

He was silent ; and for a time seemed unconscious of the nobles' presence.

" It is well, my lords, " he said, at last, waving his hand in dismissal ; " it is well. You have given me a problem to solve ; you found me longing for new work, and you have given it me. I shall do all in my power to serve the kingdom and yourselves. "

With that they had to be content. Meanwhile King Jodo continued to give way still more to his ruling passion, and his nobles grew still more perplexed. Discontent began to spread among the people.

Prince Hazor was not idle ; that is to say, not idle according to his idea ; the nobles thought him sadly neglectful of their request Day and night he pondered[7] on the sad subject ; he was to be met constantly, absorbed so deeply in thought, that he neither saw nor heard anyone. Still, as yet he had proposed no remedy, discovered no cure.

Hazor continued pondering. One day he was following a favourite woodland path, which was named the Philosopher's Walk in his honour. It was a narrow path through a fragrant pinewood, winding along by a stream that rushed and bubbled with enormous speed, leaping lightly over the blocks of stone that impeded its passage ; and sprinkling with dewdrops the fern fronds[8] that bordered its bed, and inclined their graceful heads towards it. The path, which was long, wound up a steep ascent, over gnarled[9] roots of trees, through dead leaves, and over clumps of moss. If pursued to the end, it led to a wall of dark red granite ; whence, from under an arched opening, bubbled the merry brook.

None knew its further source ; the opening was high and wide enough to admit of entrance ; and Prince Hazor, partly led by curiosity, partly to fulfil a long cherished wish, and to distrac his thoughts, passed under the cold damp vault. The pathway ceased, but the water had worn a bed for itself : and by climbing over some boulders, and keeping close to the rock, the prince was enabled to pursue his course.

At first the daylight aided him : but it grew fainter and fainter the further he penetrated, and at last he was obliged to feel his way with his hands. Once he turned and

6. Received with pleasure.

7. Thought deeply. — 8. Leaves. — 9. Twisted.

saw a blue star at some distance: it was the last remnant of the outer light. That soon faded, too: and he was left in darkness. What was his surprise to find himself in a chamber of white marble, to which this passage was an approach. The prince could not discover whence the light came that filled the room; it was not open to the day: a cupola [10] of white marble arched the chamber, and through the centre still ran the little brook.

Full of curiosity, the prince determined to penetrate further, if possible. After a diligent search, he discovered a small fissure in the rock through which he passed. He pressed on till he came to a hall of wondrous beauty. It was lined with glittering metals, bright-coloured marbles; branches of gold and silver trailed[11] and twisted over its surface, and growing among them, like flowers, were gorgeous gems of many hues. The hall was illuminated by torches that threw a lurid light, making the jewels and the minerals gleam and glitter, and throwing strange shadows on the floor.

Prince Hazor knew not which struck him most — the surpassing loveliness of the place, or the strange presence of the torches, which must have been placed there by sentient beings.

Detaching one of the tiny torches from its place, he flashed it along the walls. As he did so he saw their extraordinary beauty, and rare wealth of gems. Stooping to examine a diamond of large size and brilliancy, he placed his finger on the crystal surface. The stone yielded to his touch, and a door sprang open.

(*To be continued.*)

Abridged from Helen Zimmern.

10. *Coupole*. — 11. Drawn.

The White Chillingham Cattle

Whether the Chillingham cattle are really of British origin or not is difficult to say. In any case, we know they were roaming about their beautiful bit of Northumberland moorland early in the thirteenth century, and since then their fortunes have been uninterruptedly recorded. They have many characteristics of the wild animal. Their voice is of the hillside and not of the farm-yard. They feed by night and sleep by day in true jungle style. They hide their calves as soon as born, and when moving from one pasture to another travel in single file, exposing themselves as little as possible to hostile gaze. All these things appear to indicate free blood that has survived a thousand years of protection and surveillance. One of the finest Chillingham bulls recorded in modern years was shot by the King in 1872. The herd has been the subject of innumerable monographs and pictures. Bewick, when sketching some of its members, had to take refuge from their indignation in a tree, and the same incident is said to have happened to Landseer The wild white cattle of the Cheviot hills despise the artists' canvas.

Les Cinq Langues

N° 18. 20 Juin 1907. 7e Année.

ENGLISH PART

The Way of the World.

Sunday, May 19, was the anniversary of the death of Gladstone, and the statue of the great statesman in the Strand was the next day florally decorated.

* * *

Milton Royal.

Kent County Council have approved the application of Milton next[1] Sittingbourne[2], to assume the name of Milton Royal, it having been a demesne of the old English Kings. The fisheries of Milton, famous for its oysters, were granted by King John to the Abbot of Faversham, in whose hands they remained until the Dissolution in Henry VIII's time. In England there are numerous other towns or villages called " Milton ", which may sometimes mean " Mill Town ".

* * *

Antiquarian Discovery.

During excavations for the sinking of a shaft at Weybridge, Surrey, a workman discovered a bucket, which, on examination, proved to be a bronze bucket, dated about 700 B. C., in a perfect state of preservation. It corresponds with those found in the cemetery at Halstatt, in the Austrian Tyrol, and its discovery is a remarkable proof of commerce between Britain and the Continent at a very early period.

1. Next to. — 2. In Kent.

* * *

Relics of David Garrick.

Some interesting relics of David Garrick have been left by the late Mr. Frederick Hinckley, of Netherstone, Lichfield, to Lichfield Free Library and Museum, or any other institution to be named by the testator's trustees.

The articles are the actor's walking-stick and his snuff-box, containing the portrait by Dandridge of Garrick as King Richard III. In addition to these, Mr. Hinckley also left to the institution a silver pen in the form of a feathered quill which Edmund Burke presented to Dr. Johnson on the completion of his Dictionary. Readers of *Les Cinq Langues* will remember the intimacy between Johnson and Garrick.

* * *

Remarkable Autographs.

There has been sold in London an unusually important collection of autograph letters and historical documents, many of which have a distinctly Scotch interest. Among the rarest and choicest items were the original order to Capt. Robert Campbell, which caused the lamentable incident known as the Massacre of Glencoe[3]; a unique series of autograph letters from Graham of Claverhouse (immortalised by Sir Walter Scott as " Bonnie Dundee ") to the Earl of Linlithgow concerning the suppression of the Covenanters; Sir Walter Scott's autograph MS. of a poem of four stanzas, which differs considerably

3. A full account is to be read in Macaulay's *History of England*.

from the published lines; the signature of Grace Darling, the heroine; an autograph MS. of George Washington; and a letter signed by Gen. Wolfe three months before his death. There is also an important Nelson relic in the form of a wax medallion executed by Lady Hamilton, whose own hair is worked into the decorative design.

* * *

Some Forthcoming Pageants.

The arrangements in progress for celebrating the 700th anniversary of the granting to Liverpool by King John of the charter to which its rise is ascribed are now taking definite shape. Aug. 3rd, 5th, and 6th are the appointed dates for the pageant, which will take the form of a great procession, consisting of fourteen triumphal cars and persons on horseback and on foot. The procession will have consecutive historical significance from the time of King John onwards.

To celebrate the centenary of the Denbighshire Infirmary an historical pageant, under the direction of Mr. F. R. Benson, will take place on July 30th and 31st and Aug. 1st in the grounds of Denbigh Castle.

This summer a great pageant descriptive of the history of the University and of the City is to be held at Oxford; in July Bury St. Edmund's celebrates its history in the grounds of St. Edmund's Abbey; and by a pageant is to be commemorated the thousandth anniversary of the founding by King Edward the Elder, in 907, of the Abbey of Romsey in Hampshire. These pageants are of much interest historically, and bring many visitors to the places at which they are held. The twentieth Century is thus led to remember its predecessors.

The Children's Friend.

On May 23, Mr. John Kirk, founder and secretary of the Ragged School Union, and for forty years the worker for the welfare of children, was received by the King and knighted. The next day he was presented with a testimonial from his admirers. Sir John Kirk says:

"I had an intimation a few days ago from our president, Lord Northampton, that he was commanded to introduce me to the King at Buckingham Palace. We were shown into a waiting room, where we stayed for some minutes. Presently we were led upstairs into what was evidently a sort of business or working room. We were then ushered into the presence of the

Sir John Kirk.

King, who was standing to receive us. He shook hands heartily, making us feel quite at ease, and at once expressed his appreciation of the great work of the Ragged School Union. He well remembered how much interested both he and the Queen were at the dinner given to the cripple children ten years ago in the Queen's Hall of the People's Palace, where he met me. He was also aware of what was being done to-morrow, in the way of a national testimonial, and he heartily congratulated me upon my forty years' service. He was very much interested in the work of the society, and knew what an influence it had been among thousands of children; and to show his appreciation of what had been done,

and to signalise my forty years' continuous service, he wished to make me a Knight. He added that it was also the particular wish of the Prime Minister that this honour should be conferred. I manifested some reluctance, but was urged by Lord Northampton that the favour and kindness must be accepted, whereupon His Majesty rang a bell and called for a sword, and bade me kneel down. I then felt a distinct tap on each shoulder, and was bidden to rise as Sir John Kirk, receiving a hearty grip of the hand and His Majesty's warmest congratulations. His Majesty also sent his congratulations to Lady Kirk, and we then quietly retired."

The Commercial Tragedy of the Aniline Dyes [1].

It is probably unique in the history of commerce to see, during half a century, the birth of an English industry, its rise to a commanding position—practically to a world-wide monopoly—and then to witness its decline to comparative insignificance, while another nation does the trade of the world in it, and draws the world's profits as a reward for its achievement. That is, however, the story of the aniline dyes, the jubilee of whose discovery was celebrated by a banquet to the discoverer of the process and the creator of the business, Sir William Henry Perkin, on whom the King has conferred the honour of knighthood.

Our loss of the aniline dyes industry, which, thirty years ago, was worth between three and four millions sterling a year, and is now worth only about a half million, has given an annual trade valued at some ten millions sterling to Germany and Switzerland. That of the former has been calculated, at a moderate estimate, as being worth from eight to eight and a half million pounds, while that of Switzerland is set at from a million to a million and a half. The result is that we have now to import between £4000000 and £5000000 worth of dye stuffs every year, instead of manufacturing all we need, and all that the rest of the world needs, as we used to do.

The aniline industry was due to the discovery of a boy of 18, — for that was the age at which Sir William Perkin made the important discovery of mauve, the first of the dyes derived from coal tar. It is generally stated that the discovery was made accidentally. This is not exactly the case. The young student had been attending lectures by the great chemist Hofmann, by whom, when he was 17, he was promoted to the position of assistant in his research laboratory.

Professor Hofmann was much interested in the problem of the artificial production of quinine, which he regarded as a great desideratum. Young Perkin determined to work on this problem, and started out from a scientific theory as true as the theoretical knowledge of the time admitted.

Instead of getting quinine, Perkin obtained what he has himself described as "a dirty, reddish-brown precipitate." Further examination showed that it contained the colouring matter since so well known as aniline purple. It was found to have the properties of a dye, and some of it was sent to Messrs. Pullar, of Perth, who, on June 12th, 1856, reported favourably on its dyeing qualities. That first sample was really what would now be called a dirty violet, and it was called mauve from the flower of the mallow, which it resembled in colour—that, by the way, being the first use of the word mauve in the English language.

The results were so satisfactory that in August of the same year the process for the preparation of mauve was patented [2] and Mr. Perkin determined to put up a factory and make it on a sufficiently large scale to supply the wants of the dyers.

1. *Teinture.*

2. *Breveter.*

At the factory other colours were soon discovered and manufactured from coal-tar, and the crowning contribution to the industry was made about the year 1868, when, simultaneously with the two German chemists Graebe and Liebermann, Mr. Perkin discovered that alizarin, the colouring matter of the madder plant, which up to that time had been grown in enormous quantities for use by dyers and printers, could be obtained from a compound existing in coal-tar that had hitherto been a waste material. The cultivation of the madder plant has now been practically abandoned through the use of the artificial colouring matter.

At first, the industry was so essentially a British one that even young German chemists were attracted to this country, and men like Caro, Martius, and Otto Witt, all highly-trained men from the German universities, were willing to throw in their lot with the British manufacturers. The services of the German chemists in this country were, however, not retained for many years. To the lasting detriment of the British industry, they returned to their own country, and became connected with German factories, one of which is now the world-famed Badische Company, of Ludwigshafen, of which Caro was for many years chemical director.

When the Germans set seriously to work they brought all the resources of chemical science to bear upon the industry. All the discoveries emanating from the universities and private laboratories were utilized whenever they had the slightest practical bearing. All the factories placed their operations under chemical supervision, appointing the most competent of the younger chemists coming from the universities and chemical schools, as research chemists, to devote their whole time to systematic investigation of the products and processes bearing upon the industry.

Our manufacturers, on the other hand, took no steps to meet this competition coming from the scientific side. They were content to go on manufacturing the same compounds by the same processes that Perkin and his successors had bequeathed to them, and even ignored the discoveries made by their own chemists, results which, when printed in the chemical journals, were rapidly utilized by Germany or made the basis for other discoveries. The services of chemistry were never seriously called into requisition, and about the year 1880 distinct symptoms of decline began to be felt by the English factories.

Happily, however, the coal-tar industry has not ended with the production of colouring matters only. Many other classes of compounds have been discovered. Thus large numbers of pharmaceutical preparations, some of which rival quinine, are now manufactured from such products — antipirin, phenacetin, hypnone, antifebrin, etc. — while they have also given us the use of antiseptics like carbolic acid and creosote. Another outcome of the industry has been the discovery of compounds used as high explosives, of perfumes, and of the sweet-tasting saccharin. Again, the science of bacteriology, the cultivation of which has had such an enormous influence on the health of the community, has been largely advanced through the application of coal-tar colouring matter as stains. By this method some of the most malignant forms of disease-producing germs have been revealed through the microscope.

In other directions may be mentioned the introduction of the coal-tar colouring matters into photography, by which means the correct reproduction on the photographic plate of coloured objects, with the relative intensity of the colours correctly represented, has been rendered possible, and all the

newer developments of the three-colour printing processes, while from the derivatives of coal-tar are also manufactured many valuable photographic developers.

The Tribune.

The Wind.

The wind went forth o'er land and sea,
Loud and free;
Foaming waves leapt up to meet it;
Stately pines bowed down to greet[1] it;
While the wailing[2] sea
And the forest 's murmured sigh
Joined the cry
Of the wind that swept o'er land and sea.

The wind that blew upon the sea
Fierce and free,
Cast the bark[3] upon the shore,
Whence it sailed the night before
Full of hope and glee[4];
And the cry of pain and death
Was but a breath,
Through the wind that roared upon the sea.

The wind was whispering on the lea[5]
Tenderly;
But the white rose felt it pass,
And the fragile stalks of grass
Shook with fear to see
All her trembling petals shed,
As it fled,
So gently by, – the wind upon the lea.

Blow, thou wind, upon the sea
Fierce and free,
And a gentler message send,
Where frail flowers and grasses bend,
On the sunny lea;
For thy bidding still is one,
Be it done
In tenderness or wrath, on land and sea.

Adelaide A. Procter.
(1825-1864).

1. Welcome. — 2. To wail = to cry in pain. — 3. Vessel. — 4. Joy. — 5. Meadow; field.

The Seal Industry.

The seal industry of Newfoundland is now in full work.

The ships usually sail March 10, and after about forty-eight hours' steaming meet the ice-floes[1], on which the young seals are born.

1. Huge masses of ice joined together.

Mothers and babes lie on the vast floes, which are carried rapidly south by the Arctic current to the warmer waters of the Grand Banks, where the young are taught to swim. At the inset of the current toward Labrador, where the floes are deflected by the currents along the northern coast of Newfoundland, the sealers [2] come upon their prey. The mother seals fight in defence of their young, but are driven off by the sealers' clubs, and the little ones are slaughtered in thousands. They are the best prizes, yielding the finest oil, and the skin and its adhering mass of fat are separated from the carcase (which has no value) and dragged to the ships.

The seals are found in immense herds, and it is not uncommon to find as many as 250 000 seals killed in one of these herds and brought into St. John's. The seals are to be found also in the Gulf of St. Lawrence, and four of the ships go there to hunt them, but twenty of the fleet operate on the Atlantic-sea side of the island, their range extending from the Belle Isle Straits to the Grand Banks.

The industry is full of risks, the men endangering their lives almost every day they go abroad on the floes. In their pursuit of the seals it is a common thing for them to wander six or eight miles from their ship, and if they get benighted [3] or meet with an accident, serious consequences frequently ensue. The most horrible tragedy in the history of the floes was that of the steamer Greenland in 1898. This ship was struck by a storm while 180 men were hunting for seals over the icy plain. They were left helpless while she was driven to sea. Two nights and a day elapsed before she reached them again, and when she did, she found that forty-eight had perished from hunger and cold. Some had gone mad from their sufferings, others had collapsed from exhaustion and been frozen stiff; a few had been killed by fragments of ice tossed about, while others fell into the ocean and were drowned. Of the total, only twenty-five bodies were recovered, the others having found a grave in the depths of the sea.

Fogs often fall over the floes, and hundreds of men from the different ships may be isolated by them, incapable of regaining their vessels, and kept in this pitiful plight for a whole night.

The toil of the hunt, the exposures on the ice, the accidental submergings, the poor food, the insufficient clothing, the loss of rest, the discomforts on ship-board, the ice blindness, the sickness brought on by lack of attention and cleanliness, all these things combine to make the seal fishery a dread to all save those whom stern necessity forces into it. And this is not surprising when it is found that the most which a man could earn, as his share if his ship was filled, would be £16, though he might be a month or more engaged in the hunt, while the average return to all the men in the fleet will not exceed £10 one year with another.

Gradually steamers have replaced the sailers; until this year there is but one solitary sailing vessel engaged in the industry, and the entire control of the venture is in the hands of the owners of the twenty-four or twenty-five steamers comprising the fleet.

2. The hunters of the seals. — 3. Overtaken by night before they return.

To the Jungfrau *.

Jungfrau, the traveller who could rest upon thy summit and place his foot upon his conquest, would feel in his heart a noble beating, when his soul on the slope of thy eternal snow, like

* See the four other Parts.

to the young eagle who passes and stretches out to him his wing, would slip and disappear under the clear firmament.

Jungfrau, I know a heart which like thee is hidden, and like thee clad in a spotless robe. It is nearer to God than thou art to Heaven. Do not marvel then, sublime mountain, that, the first time I saw its summit I deemed the place too lofty to be that of a mortal.

A. de Musset.

The Magic Goblet.

II

It led into a gallery incrusted with gold and silver, and adorned still more richly with gems. A huge carbuncle [12] lighted it from above. This passage came to an end before a golden door. Its handle was a huge emerald. Hazor turned it and found himself in a round chamber, larger and more beautiful than any he had seen.

The walls were of variegated marbles; the roof, a vaulted dome, was of the purest rock crystal, that flashed its rainbow-tinted light upon a pavement of rose-coloured jasper. A few feet from the wall rose pillars of stalactite; some twisted like gnarled stems, some straight and smooth, some fantastic like Gothic columns. They were at regular intervals from each other, and formed a complete colonnade around the hall, dividing it into an inner and outer circle. In the centre babbled [13] a fountain, wrought of interlaced golden serpents, from whose mouths issued streams of different colours. A jet of pure water sprang from the middle, enveloping the whole fountain, and pattering [14] and splashing at last into a white basin at its foot.

The hall was furnished with tables and chairs of exquisite workmanship, made of quaintly carved wood. They were all far too small for human beings. Prince Hazor seated himself upon the floor, overwhelmed by all the beauty he beheld; and he was long absorbed in the examination of this chamber, but was disturbed at last by a pattering of little feet, and the opening of the golden door, which admitted the strangest company he had ever seen.

They were small men, and most of them wore long grey beards. Their dresses were dark, leather jerkins [15] and knickerbockers [16], little red woollen caps, and blue stockings. One only was differently attired; he wore a dress of dark purple velvet. He was clearly the chief, for they all bowed before him as he seated himself upon the seat of honour, a gold and crystal chair.

"Prince Hazor," said the chief, rising, "what means your intrusion in my domain?" "Pardon, my lord", said the prince, springing to his feet, and bowing courteously; "I meant not to offend. My intrusion was accidental. Dazzled by the beauty of your palace I was beguiled [17] on and on, unmindful I was trespassing [18]."

The little man's features relaxed, and grew more friendly at the polite address and manner. "What say you, my men," he said, turning to the dwarfs; "shall we make him welcome, this first mortal who has penetrated to our innermost palace, or eject him for his unbounded curiosity?" The dwarfs glanced at their ruler, and seeing his softened eye, exclaimed: "Make him welcome."

---

12. *Escarboucle.* — 13. *Gazouillait.*

14. Making the sound of falling water or of quick feet. — 15. Jackets. — 16. Breeches ending at the knee. — 17. Enticed, led. — 18. Intruding.

" You hear ", said the king to Hazor, " they say you are welcome. It is a great privilege. " Prince Hazor once more bowed politely.

" I am a king's son, my lord ", he said, " and know my duty towards a sovereign. I thank you and your people for a gracious welcome, and shall be happy if I may be considered your subject during my stay among you."

The grim, wrinkled face of the little king relaxed still more. He extended his hand: " Come hither, prince, " he said, " you are a noble man ! A banquet ", he cried, turning to his men ; " let it be prepared ; our day's work is over. Our work, " he continued, turning to the prince, " is no sinecure. We rule over all the land of gems, metals, and minerals, for miles around, and my lords and I superintend the working, distributing, and hoarding[19] of these treasures."

While he spoke, a company of dwarfs were busy preparing tables of refreshment. They were smaller men than the nobles, dressed only in woollen tunics, and wore no beards. Their movements were noiseless and rapid. In a few moments a sumptuous banquet was served. The appointments of the table were all of gold and crystal ; the meats, served on silver plates, were not unlike those eaten by mortals, only of smaller size.

The king asked Prince Hazor to sit down, which he did upon the floor, the chairs being too small for him. The king apologized for this, saying they had never yet had human visitors. Seeing Prince Hazor took it good-humouredly, he did so too, and laughed heartily at the giant crouched[20] at his feet. There was no wine upon the table ; the guests were asked by the noiseless servants which kind they preferred, and then their goblets were taken to the various serpent heads, and filled thence. These goblets attracted the prince's attention. They were of a wide, elegant form. The cup, scooped[21] out of a pale violet stone, was supported upon a slender twisted golden stem, studded with pearls and emeralds. Hazor examined his own closely, remarking at the same time that whatever wine the dwarfs drank, they took it from no other glass but this.

(*To be continued.*)

Abridged from Helen Zimmern.

19. *Thésauriser.* — 20. *Étendu.*

21. Hollowed.

Chamois at the Zoological Gardens.

The arrival of a pair of chamois from the Imperial Menagerie at Schönbrunn is an event that deserves to be chronicled, as only one pair — that presented by King Victor Emmanuel in November, 1862 — has ever been exhibited in the London Gardens before. Although somewhat travel-worn, the new arrivals are settling down in their strange quarters. For the most part, they content themselves with basking in the sun on the summit of the rock-work in the middle of the yard. Chamois may be distinguished at once from all other goat-like antelopes by the peculiar backward curve of the horns at the tips. In summer the coat is dark brown, paler on the face and under-parts, and a broad dark line extends from below the eye to the corner of the mouth ; in spring the coat is grey, and as summer advances this deepens to reddish brown. It is to be hoped that this pair will do as well as those presented in 1862, from which two kids were born — one in 1864 and the second in the following year.

Les Cinq Langues

N° 19. 5 Juillet 1907. 7e Année.

ENGLISH PART

The Way of the World.

The chief incidents of the pleasant visit to England of the King and Queen of Denmark were the State Banquet at Buckingham Palace, a review at Aldershot, and a Command Performance at the Royal Opera, Covent Garden, which was beautifully decorated with roses. Just as their Majesties were entering their box, a well-known member of the Court expired in his seat in the stalls. At the luncheon at the Guildhall it was mentioned that two other reigning monarchs of the King of Denmark's family had recently been entertained in the City: his brother, the King of Greece, and his son, the King of Norway. The Queen, a Swedish Princess, is of the Bernadotte family.

* * *

Kit's Coty House.

" Kit's Coty Estate " which will shortly come under the hammer, is so called from the famous " Kit's Coty House, " a cromlech of the pre-Roman age, said to contain the body of Prince Catigern. In the " Topographic Survey of the County of Kent " (1659), the following account is given : " In this parish (Aylesford), Vortimer, King of Britain, about 454, fought the Saxons, and in that battail[1] Catigern, brother of the said Vortimer, and Horsa, brother of Hengist, the Saxon Commander, in single fight slew each other, in memory of which Catigern a monument of stones was there erected by the Britons , and is now vulgarly[2] called Kit's Cot House ".

The monument is in a field off Blue Bell Hill, on the road between Chatham and Maidstone.

* * *

Commemoration Day at Livingstone College.

The commemorative anniversary of the great medical missionary, David Livingstone, was celebrated by a meeting and reception in the grounds of Livingstone College. The Leyton premises are the only memorial of the kind of Dr. Livingstone, and the training of medical missionaries on the lines advocated by the missionary-explorer is the chief feature of the work, special attention being paid to tropical diseases. Since the College was inaugurated at Bow and subsequently transferred to Leyton, where the new buildings were opened by a sister of Dr. Livingstone, it has progressed in an encouraging degree. Sir John Kennaway, M. P., who presided, regretted that the Church missionary societies did not use the College more, for it was little short of suicidal to send out missionaries to the wilds of India and Africa with no knowledge of the treatment of the many diseases which were peculiarly tropical that required special attention.

* * *

A Magic Pear.

Coalstoun mansion was for centuries the home of the Broun family, who possessed a heirloom that was

1. The old spelling for " battle ".

2. Commonly.

credited with magical properties and known as Coalstoun Pear.

It was given to a young couple in place of a dowry, with the assurance that as long as it was kept intact their descendants would flourish. There came a day when this condition was broken, though not for several hundred years. In the time of the Stuarts a Broun lady bit the pear, and at once the family fell into financial difficulties. At the beginning of the nineteenth century the last of the family married the ninth Earl of Dalhousie, and the present Earl of that name is understood to have in his possession the Coalstoun Pear, which is reported to show the marks of the lady's teeth unto this day.

Scotland is especially noted for such survivals of picturesque legends.

*
* *

On one day of the Queen's Fête at the Mansion House, in connection with the Lord Mayor's Cripples' Fund, M. Cambon, speaking in French, said :

I feel very happy that the French Embassy is able to help you in such a good work as the alleviation of the sufferings of crippled[3] children, and it is a great pleasure for me to see the British flag associated with the flag of France and that of the Republic of the United States to decorate this splendid charity fête. It is well for the three great liberal nations of the world to work together in such a generous undertaking. I do not think there is any work which can be more interesting than the one which you have taken in hand, and thank you for having allowed us to take part in it.

*
* *

Mr. George Croal, whose death has just occurred, was a composer of no little ability. He published a good deal of dance music which proved eminently popular, but such was the fashion of the time that he thought it well to hide his own name under the foreign one of Carlo Zotti. It is 80 years since Scott avowed his authorship of the Waverley novels, and Mr. Croal, who was then a lad of 16, was present at the Theatrical Fund dinner at the Edinburgh Assembly Rooms, where that great secret was made known.

He also played Scottish airs on the Abbotsford piano to please Sir Walter.

3. *Estropiés.*

The Channel Ferry Scheme.

In our recent article on the Channel Tunnel, mention was made of the Channel Ferry Scheme, which seems to make progress.

The idea of connecting France and England by means of a ferry was first suggested by the Inter-Continental Railway Company, Paris, but now that the Channel Tunnel scheme has fallen flat, the Channel Ferry Company has been floated, and the originators of the scheme will simply act as the foreign representatives. The directors assert that the fear of foreign invasion, the chief objection to the tunnel scheme, cannot exist in connection with the ferrying of passengers and luggage over the Channel.

Then the suggested cost of £1 000 000 as against £16 000 000 required for the under-water scheme they state is another point in their favour. If the new scheme ever becomes *un fait accompli*, its chief attractions will be that passengers will be able to make the whole journey without leaving their carriages, and that articles of commerce and luggage will be imported or exported without the usual wear and tear[1] attached to goods which are constantly handled and loaded and unloaded.

Quays will be erected at Calais and Dover, the trains will be run direct to them, and then transferred to the ferries, and here, under shelter from inclement weather, passengers will find themselves in a comfortable station where they can stroll[2] into smoking or refreshment rooms and a promenade.

1. *Usure.* — 2. Walk carelessly.

The establishment of a train ferry service across the English Channel will involve three engineering operations: — The construction of a suitable quay for the reception of railway coaches and waggons and the berthing[3] of the ferry steamers; the provision of means of transferring the trains from the quay to the steamers and vice versa; and the designing and building of steamers able to transport whole trains with safety and expedition in all weathers. The directors anticipate no difficulty in these matters.

3. Berth = the place in which a vessel lies.

Memorial to George Eliot.

Surprise has often been expressed that the Nuneaton[1] district possesses no permanent memorial of "George Eliot," who was born there. Even now, twenty-six years after her death, it has been left to a private individual to raise a monument to her. Various schemes have in the past been suggested; some years ago a Nuneaton man tried in vain to promote a national memorial, and a proposal to establish a library with a similar object had no better fate. More recently still, when the school-house at Nuneaton, which Mary Ann Evans[2] attended as a child, came into the market, a proposal that the building should be preserved for the nation as a memorial came to nothing.

At the age of nine, Mary Ann Evans became a pupil at an academy kept by a Miss Wallington at Nuneaton, and the room in which she developed an early passion for books exists to this day in much the same condition as it was then.

"George Eliot" (Mary Ann Evans) was born at South Farm, Arbury, on Nov. 22nd, 1819. Her father, Robert Evans, was land agent to the Newdegate family, of Arbury Park, and it is by a descendant of his old employer that a simple monument has been erected. It takes the form of a low pillar, on a three-step pedestal, about 9ft. in height, and has been erected hard

GEORGE ELIOT.

by[3] "George Eliot's" birthplace, within sight of the ancestral seat of the Newdegates and in the very centre of the district described in *Scenes of Clerical Life*[4]. The front of the monument bears the words: "George Eliot: 1819-1880," while on the reverse side is the quotation, "Lest we forget." The other sides bear the inscriptions: (1) "Mary Ann Evans, born South Farm, Arbury, 22nd November, 1819," and (2) "Died, the wife of John Walter Cross, at 4, Cheyne-walk, Chelsea, 22nd December, 1880."

Descendants of those from whom "George Eliot" drew many of her characters still frequent the districts of which she wrote. One of her ne-

1. In Warwickshire. — 2. The real name of the novelist.

3. Near. — 4. Her earliest stories.

phews, a former captain of the Oxford cricket eleven, Canon F. R. Evans — son of the original of "Tom Tulliver,"[5] and grandson of the original of Adam Bede[6] — is rector of Bedworth, and rural dean of Monks Kirby (Warwickshire).

5. A character in *The Mill on the Floss*. — 6. The hero in the novel of that name.

The International Red Cross Conference.

At this Conference, Earl Roberts read the following message from Queen Alexandra :

It is with the greatest pleasure that I, as president of the British Red Cross Society, welcome you all here on the occasion of the first international meeting on British soil. The delegates may be assured that they have my warmest and most heartfelt sympathy in their united endeavours to further still more the great scheme for relieving the sufferings of the sick and wounded in time of war, and I sincerely trust and believe that the present International Conference will be the means of carrying out in still greater perfection the noble aims of this most important work. I am sure that the delegates will rejoice with me to know that there still lives among us the pioneer of the first Red Cross movement, Miss Florence Nightingale[1], whose heroic efforts on behalf of suffering humanity will be recognized by all ages so long as the world shall last. — Alexandra (President of the British Red Cross Society).

The Marquis de Vogüé (president of the French Society for the Succour of Wounded Soldiers), who spoke in French, said it was with profound and respectful gratitude that they saluted the person of her Majesty, and thanked her not only for her generosity and the traditional British hospitality which she deigned to offer them, but also for the great encouragement which she gave to their work in inaugurating it by words so precious to them.

At a later meeting, the Marquis referred in felicitous terms to the improvements in surgical dressings effected through Pasteur and Lord Lister. Before the Conference closed its labours, the delegates were received by the King and Queen at Buckingham Palace.

1. Her splendid work in the Crimean War will still be remembered in France.

The Paris Camelot.

The *camelots* are characteristic of the boulevards. Year in, year out, winter and summer, day and night, they are to be seen there. The *camelot* is as undetachable from the boulevard, as a limpet[1] from a rock. His inventive spirit has the secret of gaining a livelihood out of nothing : he, of all others, is able to sell the unsaleable. He can make you laugh with his india-rubber-faced dolls and mechanical toys, when all else fails ; he can sell you matches when the tobacconists are shut ; should you break a stud[2], he can supply another in a moment. Is there a storm brewing[3] ; are you stifled with the oppressive air, your feet burning with the heat of the asphalte? The *camelot* passes with his fans at two sous apiece. He adapts himself to the moment, always producing the right thing at the right time. What he sells is rubbish[4] perhaps ; but it is what you want. The *camelot* is almost diabolical in his ingeniousness. If you are going on the river in a twopenny steamer and have forgotten your parasol, he is there waiting on the *quai* with his large multi-coloured Japanese umbrellas, opening them, shutting them, spinning them round to show the full glory of the strange fantastic fish and flowers — all a penny each. In vain the police have endeavoured to turn the *camelots* from the boulevards : it is impossible ; they are necessary there ; they give amusement, and are picturesque.

1. *Lépas.* — 2. *Bouton.* — 3. Preparing. — 4. *Rebut,* worth nothing.

There is nothing vicious about these men, nothing bitter, nothing sad. They are bright and good-natured, never grumbling against fate or their condition. The *camelot* is a real bohemian, honest, independent; he has a quick eye and a nimble tongue. He is the barometer of popular opinion and popular taste, and therefore as inconstant as the moon. He sells the plaything of the week. He illustrates the question of the day, the latest political satire, the newest joke from the café concerts. The *camelot* knows exactly what line to take in order to please his public — what side of the latest political, religious, or psychological question to adopt. One should not merely read the cries of the *camelots* : to appreciate them to the full they should be heard. The beauty is in their music, in their long plaintive notes and triumphant strains. These men have unconsciously established a kind of musical prose which at times is delightful.

DOROTHY MENPES*.

* This interesting impression of the Paris " hawkers " is taken from a lively account of Parisian life, called *Paris*, written by Miss Menpes. Illustrations, some in colour, have been done by her father, Mr. Mortimer Menpes, the well-known artist.

A Lesson.

There is a Flower, the lesser [1] Celandine [2],
That shrinks [3], like many more, from cold and rain,
And, the first moment that the sun may shine,
Bright as the sun himself, 'tis out again !

When hailstones [4] have been falling, swarm on swarm,
Or blasts [5] the green field and the trees distrest [6],
Oft have I seen it muffled [7] up from harm,
In close self-shelter, like a thing at rest.

But lately, one rough [8] day, this flower I past,
And recognized it, though an alter'd form,
Now standing forth an offering to the blast,
And buffeted [9] at will by rain and storm.

I stopp'd and said with inly-mutter'd [10] voice,
" It doth [11] not love the shower, nor seek the cold ;
This neither is its courage nor its choice,
But its necessity in being old.

The sunshine may not cheer it, nor the dew [12];
It cannot help itself in its decay ;
Stiff in its members [13], wither'd, changed of hue ".
And in my spleen [14], I smiled that it was gray.

To be a prodigal's [15] favourite — then, worse truth,
A miser's [16] pensioner — behold our lot [17] !
O man! that from thy fair and shining youth
Age might but take the things Youth needed not !

WILLIAM WORDSWORTH.
(1770-1850).

1. Smaller. — 2. *Chélidoine*. — 3. Recoils from. — 4. *Grêlons*. — 5. Winds. — 6. Have distressed. — 7. Covered. — 8. Stormy. — 9. Hit. — 10. Inwardly murmured. — 11. Does. — 12. *Rosée*. — 13. Parts of its shape. — 14. Vexation. — 15. *Prodigue*. — 16. *Avare*. — 17. Fate.

Pearling in the Philippines.

Pearling at Jolo, which lies at the south-westerly extremity of the Philippine group, is a hazardous industry. A large amount of capital and thousands of lives are risked each year in delving [1] into ocean depths for the great, rough shelled bivalve which occasionally contains a pearl worth a king's ransom [2]. Because of the great risk involved and the possible fortune to be gained, the industry has a fascination scarcely to be resisted by those who have once experienced it. Pearling is a game of hazard for high stakes. The pearler must risk capital and human life. He must brave the sea and go prepared to fight for his rights with savage men, and he must pay the taxes and divide the profits with the shrewd traders from Ceylon and Singapore. Three years ago a single pearl was marketed in the Celebes for 36 000 pesos. Such finds rarely come to public notice. Shrewd traders are always on hand to snatch them away from the ignorant and fearful divers, and the jewel is first exposed for sale in London or Paris or a Dutch port.

The Moros have three ways of getting the pearl shells out of the sea. One is by actual diving, one by dredging [3] and a third by a three-pronged catcher let down by a rope. This last method can be used only when the sea is absolutely calm, because the least ripple will prevent the fisherman from seeing the shell at the bottom of the sea. In the days when shells were plentiful the diver went down to a depth of from eight to twelve fathoms, but now there are men who even go as deep as twenty fathoms. In former times the divers were supposed to give the biggest pearls to the Sultan, but when the natives came to learn the value of money they secretly sold them to the traders. As a consequence, when it came to the knowledge of the Sultan that one of his subjects had suddenly become rich, he concluded that a pearl must have been sold, else how did he obtain all these fine things in so short a space of time? A messenger would be sent out at once to fine the man a large sum of money. Special laws have now been made by the Philippine Commission covering the pearling industry. The Sultan and his followers have no longer any legal right to collect fines and penalties, but the custom has obtained for so long that the ignorant people still fear the power of the Sultan, and have not yet gained sufficient confidence in the American Government to accept its guarantee of protection.

The Far Eastern Review.

1. Working in. — 2. *Rançon.* — 3. *Draguer.*

Fable.

The Caterpillar and the Fox*.

At a meeting one day there was a discussion as to the silkworm, the ingenious maker of silk, and all the animals praised its work. As a sample a cocoon was shown, and after it had been examined the applause was increased. Even the Mole, in spite of being blind, confessed that the cocoon was a miracle.

In a corner the Caterpillar kept murmuring in offensive terms, calling the admirable work a mere nothing and its praisers fools. The animals asked one another: "Why is this wretched little Caterpillar the only one to blame what all of us agree in praising?" until the Fox said, "The reason

* See the four other Parts.

could not be clearer. Do you not know, companions, that the Caterpillar also makes cocoons, but bad ones ?"

Iriarte.

The Magic Goblet.

III

"You are looking at our goblets," said the king; "they are our greatest treasure. I will tell you why, prince, and when I have told you, the great problem which is tormenting your thoughts will be solved." He looked at Hazor meaningly, as though he were saying: "You see nothing is hid from us." The prince started. He had forgotten his problem, and in fact everything in the magic beauty and novelty of the place.

"You have been considerate and courteous, prince, you are the first mortal who has left my treasure untouched. Therefore you shall take hence a gift and knowledge greater than man ever bore hence." Thus speaking, the king took his own goblet from the table, and gave it to the prince.

"Take that," he said, "O prince, and bear it to your royal relative. It will cure the ill from which he suffers. This cup is cut from an amethyst, a gem which as yet has not been found, and stolen from us by our enemies, your brethren. Its virtue is great, for it enables him who drinks out of it to do so without danger, as it makes the liquid healthful and pure. Induce your kingly cousin to drink from this cup only. Never betray whence it came, or aught of our habitation and life, else the goblet will vanish. Farewell, Prince Hazor, remember, and be silent."

Ere the prince could reply, he found himself outside the golden door, with the amethyst cup in his hand. Amazed by all he had seen and heard, he retraced his way to the dark outer passage.

Clutching[22] his treasure with one hand, he managed to grope[23] his way. He stumbled along, and several times struck sharply against a rock. At length he emerged from the archway, but what was his grief at beholding the goblet broken! A piece was cut out of the amethyst. Could he still present it to the king? At this moment he was met by one of the nobles.

"Heaven be praised, prince," exclaimed he, "that we see you again! Where have you lingered[24] these months past? The king has inquired for you frequently."

"I do not understand you," replied the bewildered prince. "Been these months? I left my house this morning only." The nobleman smiled pityingly, and, changing the conversation, he said: "You have just come in time for the king's birthday fêtes to-morrow." Prince Hazor grew yet more astounded[25], as according to his reckoning, the king's birthday was six months off! Had he really been half a year underground? "How is his Majesty?" he asked. "Worse than ever my prince. If you do not find help soon, I know not what will become of the kingdom. Do you know of any remedy?" "I believe I have found one," he said. "It will be my birthday gift to the king."

Next morning the royal birthday was celebrated with great pomp: bells were rung, salutes fired, the streets hung with garlands, and the people made holiday, yet the rejoicings were not so heartfelt as formerly. King Jodo was seated on the throne,

22. Holding tightly. — 23. *Tâtonner*. — 24. Delayed. — 25. Astonished.

clad[26] in his robes of state. The grandees[27] of the realm approached, each bringing him a costly gift. Last of all came Prince Hazor, whom the king received angrily. "Your strange absence from court, prince, has given us grave displeasure." "My royal cousin", said the prince, bowing humbly, "I grieve to have awakened your displeasure, the more so as the gift I have sought for you, which has been the cause of my absence, has suffered during my journey, and will appear but mean in your eyes, when compared with your costly presents." He displayed the goblet, and pointed regretfully to the broken part. "Tell me," cried the king, in a voice choked with passion, to his cupbearer, "tell me, how many unbroken goblets more costly than this do I possess?" "Not less than a hundred, sire." "You hear this," said the king to Prince Hazor, "and you have dared to bring a broken cup as your sole birthday gift to your sovereign! Your absence, coupled with this, is an insult for which you must endure six months' imprisonment, and you may thank our clemency that your punishment is not more severe." The angry king beckoned[28] to the guards, who unwillingly obeyed his command. "My royal sovereign," said Hazor, "I submit to your will and pleasure, and request but one small boon[29] ere I am led hence." "Speak," said the king, "you have my royal permission."

"My lord and ruler," said Hazor, "grant the humble request of your cousin, and drink henceforth from the cup I have brought you. The goblet is formed from the amethyst, which preserves him who drinks out of it, from intemperance. Hear my prayer, sire, and test the virtue of this magic cup!"

Prince Hazor sank on his knees, and the whole assembly followed his example. Jodo remained silent for a time, and then said, "Arise, my lords; Prince Hazor's request is granted, but his highness shall be kept in bonds for eight days, while we test this vaunted[30] cup".

(*To be continued.*)

Abridged from HELEN ZIMMERN.

26. Clothed. — 27. Great nobles; a term borrowed from Spanish. — 28. Made a sign. — 29. Favour.

30. Much-praised.

The Merry-Maker.

Ian Maclaren's pun.

"Ian Maclaren"[1] was once at a dinner party where puns were being discussed, and he declared that he could make a new pun on the name of any of the guests in two minutes. Mr. Hall Caine[2] was chosen, and, just as the two minutes were completed, turned to "Ian Maclaren" and said: "Time's nearly up. What about your pun?" "Ian Maclaren" immediately turned, and replied, with his contagious smile of good humour, "Don't you be in a hurry, Caine!"

1. Dr. John Watson, the novelist of Scotch life, lately deceased. — 2. The novelist and dramatist.

Les Cinq Langues

N° 20. 20 Juillet 1907. 7e Année.

ENGLISH PART

The Way of the World.

The Geological Society's Autumn Celebration.

An event of interest to geologists, mineralogists, and the students of kindred sciences will occur in September, when the Geological Society will celebrate its centenary. In honour of the occasion a large company of scientists from all parts of the world will assemble in London for the festival proceedings, which are to take place on Sept. 26th, 27th, and 28th, under the direction of Sir Archibald Geikie, the president, and a Reception Committee. Representatives of academies, learned societies, and museums at home and abroad, as well as many distinguished foreign and Colonial geologists, have been invited to attend. The Geological Surveys of France, Germany, Russia, the United States, Italy, Austria, Spain, and other countries will send delegates, as will the Academies of Paris, St. Petersburg, Vienna, Madrid, and other capitals.

It is not intended that the assembly shall take the form of a conference, but after the visitors have been received in the rooms of the Society at Burlington House on the opening day, Sir Archibald Geikie will deliver an address in which the origin and history of the society and the advance made in geological study during the past century will be described. A specially prepared handbook, with twenty-three portraits and five illustrations, will be distributed as a permanent memento of the celebration. The programme will include a dinner, to which all the foreign and Colonial representatives will be invited, a conversazione at South Kensington, visits to museums, galleries, and similar places of interest in the Metropolis, and excursions to Oxford and Cambridge (where the visitors will be entertained by the Universities) and other historical centres.

* * *

Gorky's Impression of London.

Maxim Gorky, writing on London, says : " At the sound of her name I hear the alluring chimes of ancient story, the wistful echoes from out of the depths of the ages, the kindly counsel of a wise and mature experience... It seems to me that this great and miraculous city, clothed in her mantle of mist, is pondering day and night over the great tragedies of her past and over the colourless days of the present, and is waiting, eager and confident, for the future... She looks back with longing on those who made the name of England mighty in the world, and awaits the birth of mighty children, like those immortal ones of hers who are known everywhere on the earth. London is craving for a new Shakespeare, a new Byron, a new Shelley, a new Gibbon, a new Macaulay, and a new Walter Scott, for they were the troubadours of England."

It is to be feared that the average Londoner thinks less about poets and historians than about motor-drivers and cricketers.

* * *

On three consecutive days at the

end of June, King Edward displayed in striking fashion the many-sidedness of his character and his intellect . . . On the Wednesday, in opening the Royal Agricultural Show at the ancient City of Lincoln, he delivered a practical speech on stock-breeding, based on his own experiences on the farms both on his Sandringham estate and at Windsor. On the Thursday he spoke on the educational value of the British Museum, when he laid the memorial stone of the new buildings now being added to that huge institution, the first part of which is to be called King Edward VII. Gallery. On the Friday on the Horse-guards Parade, St James's Park, he was present at the military ceremony executed by the Brigade of Guards which is known as the "Trooping of the Colour": Agriculture, learning, military pomp — all in three days!

***

By the death in his 79th year of Joseph Knight, London has lost its doyen of dramatic critics, and literature a kind, genial, thorough, and cultured scholar. For nearly 40 years he had been dramatic critic for *The Globe*, and for long for *The Athenaeum* and also for the *Daily Graphic*. He was for many years the "Sylvanus Urban" of *The Gentleman's Magazine* (Dr. Johnson wrote for some of the earliest numbers), and was editor of *Notes and Queries* which solves weekly the difficulties of scholars. For some time he wrote on English literature in *Le Livre*. His knowledge of French literature was very wide, and his fine library which, unfortunately, was sold two years ago, contained many specimens of French dramatists, poets, and romancers, both ancient and modern. He was also well acquainted with the leading French actors. He was a most lovable man and a delightful companion.

***

The Birthday Honours.

Among the recipients of honours bestowed on the King's Official Birthday held on June 28, one finds not only politicians, administrators, financiers, and captains of industry, but also representatives of the arts. Among these are the portrait-painter and Royal Academician, Mr. Orchardson, and Prof. Herkomer, founder of the Herkomer School of Art at Bushey. Mr. W. S. Gilbert, the playwright and satirist and the collaborator with the late Sir Arthur Sullivan in the production of the Savoy Operas, also receives a knighthood. The recent prohibition of *The Mikado* during the visit to London of an ultra-sensitive Japanese dignitary is now atoned for. Knighthood has also fallen to the ex-working-man, Mr. W. R. Cremer, who has fought for so many years for arbitration and international peace, and who won the Nobel Prize four years ago. Related to the great Thackeray is Sir Richmond Thackeray W. Ritchie, an official at the India Office. Eminence in philanthropy as well as success in business, in professional life, or in politics often wins birthday honours. A similar reason has just obtained for General Booth the degree of honorary Doctor of Civil Law at the University of Oxford. The present Lord Mayor, Sir William Treloar, becomes a baronet, and both the Sheriffs are knighted, one of them, Sir Thomas Crosby, being a doctor of medicine.

***

Lord Lister.

When a few months ago Lord Lister passed his 80th birthday, the great introducer of antiseptic methods into surgical treatment received from all quarters expressions of regard and of grateful remembrance. These may be well summed up in the words from the address of the Royal College of Surgeons: "You, more than any other who has ever lived, have succeeded in applying scientific and practical surgery to the benefit of mankind and to the sparing of human life

and suffering". His antiseptic methods have recently been developed into the aseptic treatment, by which the germs are killed on everything that causes, or is applied to a wound. In spite of his great age

Lord Lister.

this revered surgeon (created a Peer for his inestimable services) has now been able to receive in person at the Guildhall the great civic distinction, the freedom of the City of London. To be declared "freeman" of the City is reserved only for celebrities, whether British or foreign. The late Professor Simpson, the introducer of the use of anaesthetics, may be ranked together with Lord Lister amongst the benefactors of mankind.

The British Antarctic Expedition.

There has recently been on view in London some of the equipment and food-supplies of the Antarctic Expedition, under the command of Lieutenant Shackleton, which is about to leave for the South Pole.

There was a lifelike representation of a sledging expedition, reproduced from a picture taken by Dr. Wilson during the last expedition to the South Polar regions. A glowing sunset forms a background[1] to a field of endless snow, the latter faithfully represented by means of cotton wool. In the foreground[2] is one of the actual sledges which will be used by the explorers, fully loaded with provisions for six weeks. Standing by the sledge, are three explorers covered from head to foot in brown "wind suits". On the right is a green rot-proof[3] tent, capable of accommodating three men.

Twelve Manchurian ponies are being taken out for drawing the sledges. The latter, when fully loaded, weigh 510 lb. each, and contain food for three men for six weeks, sleeping bags, cooking stove, lamp, tent, ice axes, Alpine rope, scientific instruments and camera, medicine chest, kerosene oil, and repair bag. One of the men in the tableau is shown holding a black flag. These "depot" flags, as they are called, are placed at intervals of about 100 miles, and serve to mark the course of the expedition. Warm underclothing, blue cloth suit, and a "wind suit" are the means by which the explorer will endeavour to combat the extreme cold. In a land where an icy wind blows 90 miles an hour, the need for a "wind suit" requires no emphasis. Fur gloves and fur boots complete the outfit. For use in the hut there is a plentiful supply of folding tables and chairs, and a complete plant for producing acetylene gas. An abundance of provisions in compressed form will be taken out, including 700 lb. of cocoa. Medical necessaries — an important consideration — are provided in tabloid form, and include ample first-aid appliances.

The expedition will land first on King Edward VII. Land, and divide up into three parties, each consisting of three men. One section will proceed southwards, another south-east, and the third towards the east.

1. *Fond.*

2. *Premier plan.* — 3. Rot = *pourriture.*

The Prince of Wales's London Property.

In Lambeth [1] the Prince of Wales owns a considerable quantity of property by virtue of his title of Duke of Cornwall [2]. It is mainly, if not entirely, situated in Kennington (a name which etymologically signifies the ton or fortified place belonging to the King), where the Black Prince had a palace, some traces of which existed up to about a hundred years ago. The name Stannary-street, in the Kennington-road, close by, doubtless has reference to the Duchy of Cornwall, stannary being the old word for a tin mine[3]. On the Prince of Wales's property, which is in the Oval [4] and the surrounding district, the common form of tenure is for three lives, that is to say, the names of three living persons are mentioned in the lease [5], which continues not for a definite term, but until such time as the longest-lived of those persons is dead. Thus, in the case of property leased a certain time ago the lessee may hold it on three lives or two, or only one, according to the number of lives that have been extinguished.

It is the duty of the Duchy of Cornwall office to watch the obituary columns of the papers, and in other ways to find out when people whose names figure in such leases are dead. Holders of such leases, as a rule, insure the lives of those whose names are inserted in them. Thus it was that the late Duke of Cambridge, who frequently figured in them, was one of the most heavily-insured persons in the kingdom, so much so that it is said that certain offices declined to entertain any further proposals with regard to his life. Queen Victoria sometime figured in the leases, as did also certain other members of the Royal Family.

Curiously enough, the ground rents [6] payable, as the form puts it, "for the use of the Prince of Wales", are collected, not at the Duchy office, but at a local tavern. Formerly it was the custom to renew leases as they fell in on terms highly favourable to the retiring leaseholder, but the estate is now managed in the same way as that of any private individual. Some of the houses on this property cannot be put into repair until the leases revert to the Prince, and are inhabited by wretchedly poor people.

1. On the south side of the Thames. — 2. Compare the use of the title in *King Lear*. — 3. Tin = *étain*. — 4. An oval-shaped piece of land used for cricket matches. — 5. *Bail.*

6. *Rente foncière.*

A Canadian Knitting [1] Settlement.

In these days of the almost universal use of the knitting machine it will be news to many that a highly-successful community of old-time stocking-knitters flourishes in a little Canadian settlement.

The Canadian settlement of Ojibwa, which is less than an hour's train-ride from Detroit, shelters more than 300 Frenchwomen, who produce in the course of the year many thousands of pairs of mittens[2], gloves, and socks all knitted by hand.

A stranger might pass through that peaceful, old-fashioned farming country scores of times, and never for an instant suspect that in almost every one of the little houses, many of them nearly a century old, women and girls are busily knitting the heavy woollen socks and gloves which are used in all parts of Canada from Windsor to Dawson City.

From these quiet homes, with their quaint knitting women, comes the sharpest competition

1. To knit = *Tricoter*. — 2. *Mitaines*.

felt by some of the largest knitting mills in Canada and the United States. By these knitters are made nearly all the gloves and socks which are worn by the North-West Mounted Police. By them are supplied the mittens worn by the workers in nearly every one of the mines and lumber camps of the frozen north.

The average production of these women is about twelve thousand dozen pairs of socks, mittens, and gloves annually.

On their little farms these people live the simplest of lives, and their wants are few. They spend little money, and are content to earn little.

For many generations this hand-knitting of gloves and hosiery has been a part of the housewife's daily work among the French settlers in the Ojibwa district. Until about a quarter of a century ago it was almost unheard of for one of these people to buy knitted goods in a store, for every Frenchwoman had learned the art of knitting from her mother, and had, in turn, taught it to her children [3].

During the winter, when there is little farm work to be done, even the men are pressed into service and made to wind yarn, pack goods, and carry bundles of finished mittens to the store at Ojibwa.

3. The customs of Old France still survive in what was once "La Nouvelle France".

The Magic Goblet.

IV

Great was the anxiety of the nobles and people for the result of the coming week. At the end of the appointed time, the king commanded a court to be held, at which Prince Hazor should be present. When all were assembled, the king rose from his throne and thus addressed them: "Your royal highness, my lords, and subjects; I have been a bad ruler these last years, I have given way to a fatal passion. Thanks to a magic gift, I am cured. During this past week I have had time for reflection. I leave it to you whether I shall continue to rule, endeavouring to amend my faults, aided by new resolves and Prince Hazor's goblet, or whether I shall resign this throne to him, who will fill it more worthily than I have done." "Your majesty," said the prince, "as the nearest to your throne and person, I take the right to speak first in this matter. I am convinced I utter the wishes of all assembled, when I pray you to continue on the throne, trusting you will fill it worthily for many a long year, by aid of the goblet. Is not this so, my lords?" A loud cheer and cries of "Long live King Jodo!" rent the hall. "As for myself," said the prince, "my life is not fitted for a court, I desire to pass it in peace and study. It is my wish to return to the land whence I obtained the cup!" So speaking, the prince saluted the assembly, and passed out of the hall. He was never seen again. King Jodo continued to reign over his people respected and beloved for many long years; and the fame of his goblet spread far and wide.

Abridged from
Stories in Precious Stones.
by Helen Zimmern.

The Two Frogs*.

Once upon a time in the country of Japan there lived two frogs, one of whom made his home in a ditch near the town of Osaka, on the sea coast, while the other dwelt in a clear little stream which ran through the city of Kioto. They had never heard of each

* See the four other Parts.

other ; but, funnily enough, the idea came into both their heads at once that they should like to see a little of the world, and the frog who lived at Kioto wanted to visit Osaka, and the frog who lived at Osaka wished to go to Kioto. So one fine morning in the spring they both set out along the road that led from Kioto to Osaka, one from one end, and the other from the other. The journey was more tiring than they expected, for they did not know much about travelling, and half way between the two towns there arose a mountain which had to be climbed. It took them a long time to reach the top, but there they were at last, and what was the surprise of each to see another frog before him ! They looked at each other for a moment without speaking, and then fell into conversation, explaining the cause of their meeting so far from their homes. "What a pity we are not bigger," said the Osaka frog ; "for then we could see both towns from here, and tell if it is worth while our going on." "Oh, that is easily managed," returned the Kioto frog. "We have only got to stand up on our hind legs, and hold on to each other, and then we can each look at the town he is travelling to."

This idea pleased the Osaka frog so much that he at once jumped up and put his front paws on the shoulder of his friend, who had risen also. There they both stood, stretching themselves as high as they could, and holding each other tightly, so that they might not fall down. The Kioto frog turned his nose towards Osaka, and the Osaka frog turned his nose towards Kioto ; but the foolish things forgot that when they stood up their great eyes lay in the backs of their heads, and that though their noses might point to the places to which they wanted to go their eyes beheld the places from which they had come.

"Dear me !" cried the Osaka frog, "Kioto is exactly like Osaka. It is certainly not worth such a long journey. I shall go home !"

"If I had had any idea that Osaka was only a copy of Kioto, I should never have travelled all this way," exclaimed the frog from Kioto, and as he spoke he took his hands from his friend's shoulders and they both fell down on the grass. Then they took a polite farewell of each other, and set off for home again, and to the end of their lives they believed that Osaka and Kioto, which are as different as two towns can be, were as like as two peas.

The Violet Fairy Book.

A Curious Meat Market in Alaska.

Fairbanks, a town on the Chelena River, in the rich Tanana district, lies almost within the confines of the Arctic circle, and the average temperature during the winter months is 10 deg. Fahrenheit below zero, with an exceptional fall even to 75 deg. below. The market is open only during the winter months. Every animal brought in for sale is frozen solid, and, owing to the low temperature, remains in this condition for months.

The carcasses are placed upon their legs in the market, and a customer can see at a glance whether the butcher has any particular kind of meat in stock. One may enter the market and order a roast from one particular bear, which has stood in the identical spot for months past. In another corner a moose stands, and here and there may be an ordinary cow, though the latter variety of meat is scarce even in Fairbanks. Every animal in this butcher's shop has the appearance of life, and anyone

going in for the first time is apt to imagine that he is in a yard in which all animals are grouped together in the most friendly manner possible.

The butcher attracts attention to his market by placing the car-case of some animal outside his place of business, just as the cigar dealers place a wooden Indian outside their doors.

The Tribune.

Memorials of the Duke of Wellington.

Like Apsley House, Strathfieldsaye in Hampshire is crammed with relics of the Iron Duke [1]. At Strathfieldsaye, for instance, is preserved, stuffed in its glass case in a place of honour, the last pheasant ever shot there by the great Duke, and amongst the curiosities is his wondrous collection of prints and etchings relating principally to the military or political episodes of his time, for the Iron Duke knew nothing of art and cared less. Hence these bizarre collections of our greatest soldier as he left them are valuable only for association's sake.

In the hall at Strathfieldsaye hangs a fine, but quite unfinished, portrait of the great Duke. Its history is that, after it had been begun by the great Spanish artist Goya, at Madrid, the Duke had to leave post-haste [2] for Salamanca. Here he was made commander of the Spanish forces, an appointment which so annoyed the Spaniard already in command that he refused to serve under him. And Goya refused to finish the picture on the Duke's return to the Spanish capital.

At Apsley House, the so-called " Muniments Room, " one of the many spacious saloons overlooking Hyde Park on the ground floor, is entirely devoted to personal mementoes of the great Duke. The whole of the walls, besides immense glass-covered tables occupying the centre of the room, are literally crammed [3]. Here are deposited all the swords of honour and the gold and jewelled orders and medals won during his many European campaigns. Most interesting, perhaps of all, is the wonderful collection of china, comprising a dinner service in Empire style, presented by the crowned heads of Europe. It is said that most of the fine pictures which are in the ballroom and adjoining reception rooms upstairs form part of Joseph Bonaparte's private collection.

1. A favourite name for the Great Duke. — 2. In those days travelling by post chaise was the quickest mode.

3. Filled.

Ambulance Dogs.

At the Red Cross conference were two of the dogs trained by Major Richardson for ambulance work. These dogs, which are the result of a special cross of various selected breeds, including collies, bloodhounds, and foxhounds, are taught to search for wounded men lying on the field in places where they might be overlooked by the stretcher[1]-bearers, such as among trees and brush-wood. They carry in little panniers [2] strapped on their backs, stimulants, and first-aid appliances, of which the wounded man may avail himself while the dog returns to the nearest group of stretcher-bearers and induces them to follow him to the spot where the man is lying. Major Richardson's dogs have been adopted by several Continental Powers, including Germany, Russia, and Turkey.

1. *Brancard.* — 2. Baskets.

During the late war in Manchuria the Russians used the dogs in practical work, and Captain Persidsky, of the Russian Medical Service, states that : " In finding the wounded and missing with which the millet fields were strewn, nothing succeeded like our seven dogs. The English ones are especially clever. In our last skirmish twenty-three men were found in unsuspected places, who would otherwise have been passed over. " These dogs are taught to quarter the ground like setters [3] working after partridges, and are almost infallible in finding wounded men no matter how close the cover in which they are concealed.

3. A kind of sporting-dog.

Making Bank-Notes.

The Portal family come of an ancient Huguenot stock, but were originally of Spanish extraction, only settling in Languedoc in the eleventh century. In 1685, about the time of the revocation of the Edict of Nantes, a certain Jean Francois de Portale fled to London, his third son, Henri de Portal, acquiring eventually a property in Hants, where he established himself as a paper manufacturer, and, early in the eighteenth century he obtained the monopoly for the making of Bank of England notes, which monopoly his direct descendant, the present baronet, still holds.

The output of the Laverstoke Mills, where the bank-notes are made, has been steadily increasing in value every year, since, in 1888, they were turning out bank-notes to the number of 50000 and 100000 postal orders. The process of manufacturing the bank paper is a most interesting and lengthy one. The water of the River Teste, on which these mills are situated, is said to be the best for the reduction of the finest linen rags (the only kind ever used) to the proper consistency of pulp required. The district surrounding Laverstoke has come to be known as Portalia, from so many generations of Portals having lived and died there. And in the great works themselves the labourers employed have, with their families, enjoyed a monopoly of the work, being kept on from father to son, from generation to generation, housed in excellent cottages, and with excellent pay, for their secret and skilled work.

The Merry-Maker.

Little Robbie was labouring over a drawing which was obviously of great importance.

[illegible] mother, who was sewing in the room, got up to see what he was doing.

" What is it you are drawing, dear ? " she said, as she stood behind him.

Robbie was embarrassed. Struggling to cover his nervousness, he answered with an air of great nonchalance: —

" Oh, it's papa I'm drawing, but I don't like it. I think I'll put a tail to it and have it for a dog."

Baccalauréat Sciences-Langues (juillet 1907).

(Matières à développer. — Temps accordé : 3 heures.)

Of all the English books you have read, which one do you prefer ? Mention only one book or work. Give a sketch of its subject and state the reasons of your preference.

(Paris, 1er jour.)

CONTENTS

[ENGLISH PART

I. — Celebrities.

II. — Famous Places.

III. — Poetry.

IV. — Prose Passages.

V.— History, Politics, and Social Life.

VI.— Travels and Science.

VII. — Portraits and Illustrations.

Les Cinq Langues

N° 1. 5 Octobre 1906. 7e Année.

PARTE ESPAÑOLA

Don Armando Palacio Valdés.

Las traducciones hechas en diferentes idiomas de las obras de Don Armando Palacio Valdés, llenarían los estantes de una de esas bibliotecas elegantes y modernas, y sin embargo, no ha sido mucho lo que ha escrito.

« De lo bueno poco », dice un antiguo refrán, y pensando en él debemos contentarnos los admiradores y amigos del insigne escritor, el más glorioso de cuantos España cuenta hoy en día, pues á él le corresponde el señalado honor de demostrar en el extranjero que, si bien el siglo de oro terminó, hay todavía en nuestra patria, menos desdichada, triste y pobre de lo que se dice, gloriosos continuadores.

Armando Palacio Valdés nació en Asturias y estudió en Oviedo teniendo por condiscípulos á Clarín[1], Posada y otros que después han alcanzado renombre.

Veinticinco años tenía cuando llegó á Madrid, y con los ya citados, y á más del poeta Manuel Reina, del malogrado humorista Tomás Tuero, y de Mariano de Cavia, formó en un café de la Carrera de San Gerónimo la tertulia[2] que fué bautizada con el nombre de *Bilis-Club*, tertulia que no tardó en ser famosa. Allí se reunían también algunos periodistas políticos que como Sanchez Guerra y Tirso Rodrigañez han sido ya ministros varias veces.

De esta tertulia nació la deliciosa revista literaria llamada « La Diana », de la que fué director propietario Manuel Reina y en donde Palacio Valdés empezó á prodigar los exquisitos frutos de su ingenio.

Escribió entonces algunos libros entre los que citaré « Los Novelistas españoles » y « Los autores del Ateneo » — que componen dos series de semblanzas literarias, y demostró grandes condiciones críticas con su libro titulado « Nuevo viaje al Parnaso ».

Pero no era en estos terrenos en

1. Pseudónimo del eminente crítico y escritor, Don Leopoldo Alas, muerto hace pocos años.

2. Reunión.

donde Palacio Valdés debía brillar más, y no tardó en abordar francamente, metiéndose de lleno en ellos, los peligrosos dominios de la novela.

Pocos escritores hay en el mundo que hayan conocido tantas veces el triunfo.

Su novela « José » de la que en español se han hecho varias ediciones, ha sido traducida al francés, al inglés, al alemán, al holandés, al sueco, al portugués, y al tcheque, habiendo sido anotada y comentada por el profesor Davidson para el estudio del castellano en las escuelas de Inglaterra y de los Estados Unidos.

Las demás, « El Señorito Octavio » « Marta y María » « El idilio de un enfermo » « Riverita » « Maximina » « El cuarto Poder » « La hermana de San Sulpicio » « La Espuma » « La Fe » « El Maestrante » « El origen del pensamiento » « Los majos de Cádiz » y « La alegría del capitán Ribot », han sido también traducidas, y, como dato curioso diré, que el libro titulado « El origen del pensamiento », es un cuento largo que escribió para un diario de Nueva York, y que recibió en pago la cantidad de *mil dollars.*

Dificilísimo resulta determinar[3] cuál es la mejor novela del ilustre autor español. Ha dado al público diecisiete libros, y en una ocasión, encontrándome con varios admiradores suyos, me propuse averiguar cuál de sus novelas tenía más partidarios. No me fué posible : ¡ todos designaron una obra distinta !....

Recientemente ha publicado « Tristán ó el pesimismo ». No haré de esta obra ningún elogio[4], y únicamente diré á los que quieran leer una buena obra, y al mismo tiempo una obra buena, que lean la última producción de Armando Palacio Valdés.

En esta novela podrán encontrar á su autor retratado de cuerpo entero : en ella encontrarán al eminente novelista español con todas sus cualidades de hombre y de escritor, y, cuando la hayan leido se sentirán inclinados al bien, á la franqueza, á la lealtad, y á todo cuanto puede contribuir á hacernos agradable la vida.

A mí personalmente « Tristán ó el pesimismo » me encanta, y tal vez no porqué sea una obra hermosa : me encanta, porqué queriendo muchísimo á Palacio Valdés, me complazco más queriéndole como hombre bueno que como novelista sin par[5].

Indudablemente, el maestro, al escribir esta obra ha pensado que el mejor libro no es el que mayor sensación artística procura, sino el que mayor bien hace, y puesto que con arte exquisito ha logrado los dos fines, al terminar la lectura de « Tristán ó el pesimismo » nos vemos obligados á tributarle los dos homenajes más gratos á un autor : el de la admiración, y el del agradecimiento.

Carlos de Batlle.

3. Decidir. — 4. Alabanza.

5. Excelentísimo.

Política infantil.

Junto[1] á la puerta del parque,
Donde bajo verdes tilos
Y sobre alfombra de flores
Juegan y saltan los niños,
Pobre, harapiento[2], descalzo,
Con semblante dolorido,
Un muchachuelo[3] inocente,
Falto de pan y cariño,
Con vocecita que es ruego
Y con ruego que es gemido,
Vende por mañana y tarde
Un periódico político.

Tal vez no tenga el periódico
Interesantes artículos,
Noticias sensacionales
Ni relatos sugestivos,

1. Al lado de. — 2. Andrájoso. — 3. Niño.

Porque el vendedor humilde.
Estando en su puesto fijo,
Apenas si en todo el día
Vender logra *un veiticinco*[4].
Desde hace cuatro semanas
Con tiernos afanes miro
Á un pequeñuelo muy rubio,
Á un pequeñuelo muy lindo,
Que antes de entrar júbiloso[5]
Á jugar bajo los tilos,
Compra en la puerta del parque
El periódico político.

Como es caso desusado[6]
Que interese á un muchachito
Lo que piensa Canalejas,
Lo que hace Montero Ríos,
Lo que Moret asegura
O lo que Maura no ha dicho,
Le pregunté al pequeñuelo,
Tan agradable cual lindo :
— ¿Te interesas por la patria?
— ¡No lo sé! — contestó el chico.
— ¿Sabrás leer? le dije entonces,
Y replicó : — No he aprendido.
— Pues ¿por qué todas las tardes
Compras un diario político? —
Interrogué. Y sonriendo,
Así me habló el angelito :
— Señor, yo compro el periódi-
[co.....]
¡Para que coma ese niño !

M. R. Blanco Belmonte.

4. Veinticinco números. — 5. Alegre. — 6. Poco acostumbrado, raro.

Origen de nuestras escuelas.

Su esplendor y decadencia.

Por Antonio GIL DE ZÁRATE.

(*Continuación**.)

Reunidos al fin los estados de Castilla y Aragón, el impulso es mayor todavía. La católica Isabel llama para la educación de sus hijos á los más distinguidos maestros, así españoles como extranjeros; y deseando que la nobleza hermanase con el ejercicio de las armas el cultivo de las letras, funda, bajo la dirección de Pedro Martir de Anglería, sabio italiano traido expresamente de su patria, una escuela que no tardó en llenarse de numerosos discipulos pertenecientes á las más altas[1] familias. Aumentándose desde entonces considerablemente los establecimientos de enseñanza. A esta época pertenece la definitiva constitución de las universidades de Zaragoza y Valencia ; la de Alcalá queda completamente organizada por el gran numen[2] de Cisneros : créanse ó se reforman también las de Barcelona, Sevilla, Granada, y Toledo, más tarde las de Oviedo y Santiago ; y finalmente, es profuso[3] en esto el siglo XVI, que, como en su lugar veremos, pasan de treinta las universidades que solo en la Península llegaron á contarse. Reyes, prelados y magnates rivalizan en este punto construyendo edificios magníficos para toda clase de escuelas, dotandolas espléndidamente, y atrayendo con brillantes recompensas á los maestros de más nombradia. Aquellos cuyos recursos no alcanzan á tanto, fundan cátedras de latinidad, ó dejan legados á conventos con la obligación de abrir aulas para ciertas materias, principalmente humanidades, lógica y teología. Jamás hubo nación donde los medios de aprender se hallaron en tanta abundancia ; pues no solo estaba generalmente adoptado el sistema de enseñanza, sino que además multitud de colegios brindaban con su asilo á la numerosa juventud que se apresuraba á disfrutar[4] de tan altos beneficios.

La masa general del pueblo permanecía no obstante en la ignorancia ; por que como mas adelante veremos, la instrucción primaria yacía en completo abandono dándose precio únicamente á los estudios superiores. Pero el mismo pue-

* Veáse desde el número 18, del 20 de Junio.

1. De elevada posición. — 2. Entendimiento. — 3. Abundante . — 4. Gozar aprovechar.

blo merced[5] á la profusión con que estos estudios se promovían, hallaban camino para que gran número de sus hijos saliese de su humilde condición, pudiéndose elevar hasta las más altas dignidades. A nadie se le preguntaba su origen, se atendía solo á su saber ; y cada estudiante por pobre que fuese, veía en perspectiva, como premio de su aplicación y talento, una mitra, una toga, un asiento en los consejos de Estado. Así los claustros, la iglesia, los tribunales se llenaban de una inmensa multitud que contribuía poderosamente á aumentar el caudal[6] intelectual de España ; pero que por una triste consecuencia, dejaba despoblados los campos y los talleres, que fueron visiblemente decayendo.

¿ Cual era entonces el sistema de enseñanza que prevalecía en tan considerable número de establecimientos literarios? Sistema general, ninguno ; pues no había llegado la época en que así en este como en los demás ramos de la administración, los gobiernos han creido necesario sujetarlo todo á un pensamiento uniforme, á una pauta[7] común estableciendo por donde quiera unidad y simetría. Era, por el contrario, el tiempo de la diversidad, del privilegio. La misma autoridad suprema se creía exenta del cuidado de dirigir las escuelas, dejándolas á merced de sus patronos, ó entregadas á sí propias, y contentándose, cuando más, con algunas lejanas visitas. Cada universidad tenía los estudios que le permitían sus recursos, sin más regla que la voluntad del fundador, ó las prescripciones de la Santa Sede, gobernándose por sus particulares estatutos. Ni aún dentro de cada universidad se conocía un orden fijo, un método invariable, un cuerpo de doctrina para cada facultad, sino que establecidas cátedras por varios autores, tratados ó sistemas, el escolar seguía las que más le acomodaban[8], sujeto solo á la asistencia mal probada de cierto número de años, y á la sustentación de los actos que cada grado exigía. La diversidad en esto era grande, y puede decirse que existía entonces casi en su mayor latitud la libertad de enseñanza; pero libertad limitada por el espíritu de la época, en que predominaba sobre todas las ciencias y estudios el respeto á la autoridad de los grandes maestros, el apego á ciertos libros considerados como el último esfuerzo del entendimiento humano, y la influencia de doctrinas arraigadas, que se tenía por locura ó profanación poner en duda. Epoca de erudición más bien que de examen, necesitábase que aquella se agotara y no ofreciera ya pábulo á la ansiosa inquietud de la razón, para que esta recobrase sus fueros, conociese la insuficiencia del saber antiguo, y se lanzase en los campos desconocidos de nuevas investigaciones, á fin de presentar á los unos verdades ignoradas, y despertar en los otros el recelo de alteraciones peligrosas.

(*Concluirá.*)

5. Gracias. — 6. Riqueza. — 7. Regla.

8. Gustaban.

Soneto.

¿Como se hace un soneto?

Versos catorce, asunto de substancia,
Ni un consonante agudo, ¡ esto es horrible!
Acentuación bien justa, y si es posible,
Dar á la sexta sílaba importancia.
Tampoco se permite la asonancia

Ni, á no ser muy preciso es admisible
Usar diminutivos, que es visible
Muestra de pobre rima ó de ignorancia.
Los versos, empezando en el primero,
Se han de atar[1] con tal arte y picardía,
Que hasta que llegue al fin el postrimero
No se le vea el quid[2] á la poesía.
De no hacer el soneto con salero[3],
Pudiera resultar majadería.

Carlos de Batlle.

1. Unir, combinar. — 2. Esencia, razón de una cosa. — 3. Gracia, donaire.

Epitafios.

Hendí, rompí, derribé,
Desafié, desmentí,
Vencí, acuchillé, maté.
Fuí tan bravo[1], que me alabo
En la misma sepultura.
Matome una calentura.
¿Cuál de los dos fué más bravo?

Lope de Vega.

1. Valiente.

Un jugador que solía,
De lengua, que no de manos,
Ser tahur de cuentos vanos
Y hablar sin ortografía,
Muerto de hablar, no cansado,
Yace[1] en este espacio breve.
Séale la tierra leve,
Aunque él fué á todos pesado.

Lope de Vega.

1. Descansa, duerme el sueño eterno.

La felicidad de Don Plácido.

Don Plácido es un antiguo oficinista que en su larga vida burocrática no ha logrado pasar, ni aun llegar, al haber anual de tres mil pesetas. Con sueldo tan escaso, en este Madrid donde todos los artículos de primera necesidad están por las nubes. Don Plácido ha criado á tres hijos, ha mantenido á su costilla[1] y él ha pasado de los cincuenta otoños. ¡que ya es pasar! siendo tan difícil ganar el pan de cada día

A Don Plácido no le ha tocado nunca la lotería, nunca gozó de fortuna ni de gangas, jamás tuvo parientes ricos que le auxiliaran, ni en la vida le ayudó nadie á llevar el peso de su hogar, donde las enfermedades entraron por arrobas y muy despacito fueron saliendo adarme á adarme.

Y sin embargo, es feliz y anda por esos mundos más alegre que unas castañuelas.

Ayer, á la caida de la tarde, me encontré á mi buen amigo Don Plácido en el café de Pombo y charlé con él mientras refrescaba[2].

— Usted siempre tan feliz y tan alegre,

— Tan campante. Los pobres, por no tener, no podemos tener ni penas.

— Dígame, mi buen Don Plácido, cómo se las compone para sostener esa tranquilidad de espíritu y ese humor siempre tan alegre y campechano.

— Tengo mi receta y voy á comunicársela brevemente.

— Hable ya.

Y así habló mi buen amigo.

1. Su mujer. — 2. Tomaba un refresco.

No debe de chocar ni mi felicidad ni mi humor plácido. Soy feliz por temperamento y por receta.

La receta está al alcance de todos... lo que no sé es si será compatible con todos los temperamentos.

Contra mi costumbre, hoy después de recibir un disgustillo en la oficina, sentí que la murria[3] iba penetrando en mi espíritu. Cuando me sucede cosa semejante echo mano de mi filosofía y salgo á la calle.

Fuíme al Retiro y entre sus frondas pensé así: Hermosa tarde, la primavera ha despertado la vida de estos árboles y de estas plantas, el aire cálido está impregnado de campestres aromas. ¡ Hermosa tarde! ¡ Lástima sería no gozar de ella! ¡ Fuera penas!

Y así lo hice: paseé á la sombra de los árboles: fumé un cigarrillo sentado en un banco mientras oía cantar á los pájaros y veía deslizarse el agua destinada al riego.

¿Usted cree que no hay un placer inmenso en esto? Figúrese usted que si la vista faltase no podría recrearse en el verdor de los árboles, que si el oído fuera torpe no se regalaría con el cántico de los pájaros... ¿No es un placer inmenso gozar con el oído y con la vista?

Después de pasear en el Retiro, sin asomos ya de murria, entré en Madrid por la calle de Atocha, siempre filosofando por receta.

Al pasar por el ministerio de Fomento ví en aquel lugar, que la malicia ha bautizado con el nombre de Peñón de Gibraltar, á varios ingleses[4], acreedores de empleados, esperando la salida de sus víctimas. No debo nada á nadie, me dije, y estoy tranquilo. ¿No es este otro motivo de contento?

Llegué á San Carlos y contemplé el triste y lúgubre hospital. No estoy enfermo, pensé, y si enfermase en mi casa tengo un lecho donde reposaría y esposa y tres hijos que velarían por mí. Dios no me ha hecho desgraciado.

3. Tristeza. — 4. Así se llama á los acreedores.

En Antón Martín ví á un niño lisiado que imploraba la caridad pública. Mis hijos son todos sanos, de niños yo gané para sostenerlos. Cuando yo muera, vivirán de su trabajo. ¡Cuantos bienes debo á la Providencia!

Al llegar á la Puerta del Sol encontré á un antiguo compañero de oficina que hace tres años quedó cesante[5] y así sigue. Yo sigo gozando de mi empleito.

— ¿No hay motivos para considerarse feliz?

Y calló mi buen amigo, tomó un sorbo de agua, se despidió de mí muy cortesmente y salió á la calle con su aire de placidez impreso en el semblante.

Tomás Carretero.

5. Sin empleo.

Elocuencia popular.

La elocuencia popular, esa elocuencia que tiene por tribuna el espacio y por auditorio el pueblo, es la que permite vuelos más atrevidos, imágenes más valientes y emociones más vivas y profundas. El pueblo no calcula de antemano ni cambia sus convicciones por su interés. Hay ideas y nombres mágicos que siempre hallan eco en su corazón, y, además, el orador está libre, con él, del peligro de la envidia, porque el pueblo es demasiado grande para que pueda ser envidioso. Siempre atiende menos á los adornos del lenguaje que al nervio[1] y energía de lo que se le dice. Quiere oir cosas grandes y que se le anuncien con apasionada voz, con ademanes expresivos y con todos los síntomas de

1. Vigor, fuerza.

convicción y de entusiasmo. Perdona la incorrección en gracia al vigor de las ideas y al calor y vehemencia de las formas que siempre le contagian. ¡Que grande espectáculo el de esa tribuna inmensa, en que el orador agita ó calma las masas con el soplo de su palabra! ¿Quiere llevarlas al combate? Lanza una voz poderosa que resuena en todos los pechos como el trueno retumba[2] por los senos de las cavernas, y el pueblo desenvaina el acero y se apresta á la pelea. ¿Quiere después enfrenar sus ímpetus belicosos[3]?. Pronuncia una palabra templada ó insinuante, y la multitud mete la espada en la vaina, quedando la mano pegada en la empuñadura, como si esperara una nueva orden de otra nueva inspiración. ¿Quiere el orador excitarle á la piedad? Derrama por el espacio una voz que invoca la compasión y la lástima, y el pueblo se muestra más que nadie generoso, porque se reconoce más que nadie pobre y desvalido. Esta es la elocuencia por excelencia, elocuencia que toca todas las fibras del corazón, que invade hasta su santuario, que todo lo puede, que todo lo intenta y que todo lo alcanza[4]. El tribuno habla á las oleadas del pueblo que le rodean extasiadas, éstas ceden doblándose al impulso que les comunica, como las espigas de los campos se postran al empuje del viento de la tarde.

Joaquín María Lopez.

(Lecciones de elocuencia.)

2 Resuena. — 3. Guerreros. — 4. Obtiene, consigue.

El capital*.

Con el nombre de capital se designa unas veces toda la fortuna de un hombre, y otras únicamente la parte de esta fortuna que se emplea para la producción de nueva riqueza.

Tanto en un sentido como en otro, el capital se compone de bienes materiales é inmateriales (intelectuales).

El capital intelectual de un hombre es su talento, su saber, su capacidad, su voluntad, su experiencia, etc. y ese capital realza considerablemente el valor de los individuos : pero todo el que quiera poseer capital intelectual debe adquirirlo por medio del trabajo.

El capital material se divide en capital fijo ó inmobiliario, y capital mobiliario ó de explotación. Para determinar si un objeto forma parte del capital fijo, ó del capital en circulación, es preciso saber para que sirve.

Los útiles para tejer están en el taller y nunca salen de él, pero el cáñamo llega, es transformado en tela, se expide, y es remplazado luego por otro cáñamo. Lo mismo que el dinero, el cáñamo y la tela pasan de mano en mano, ó, como se dice, — circulan. — Los útiles para tejer, son pues capital fijo, mientras que el cáñamo es capital mobiliario. Un coche perteneciente á un fabricante de carruajes, es capital mobiliario, porque pasa de un propietario á otro y de mano en mano. Si por el contrario pertenece á un alquilador de coches, será capital inmobiliario. Es el instrumento de trabajo del cochero, y gracias á él puede prestar servicios que le son pagados, y por la misma razón, las tierras con el material agrícola correspondiente, los edificios, las instalaciones hechas con el propósito de explotar una industria, los instrumentos de trabajo, etc., constituyen capitales inmobiliarios.

Los conocimientos del médico, del abogado, del profesor, del arquitecto, etc., constituyen capital intelectual, y pueden, como la mayor parte de los instrumentos

* Véanse las otras cuatro partes.

de trabajo, ser colocados en el número de los capitales fijos.

Forman parte del capital mobiliario, el ganado que se compra flaco para engordarlo y volverlo á vender, el cuero del zapatero, el paño del sastre, el carbón que sirve para poner en movimiento las máquinas, el aceite que se emplea para engrasarlas, el dinero destinado á pagar los impuestos, el alquiler, los sueldos de los empleados, el salario de los obreros y de los criados, á la compra de semillas para las siembras, etc.

El capital recibe su verdadera significación según el uso que de él se hace. Debe unirse al trabajo y sostenerlo, siendo así que hace posible la creación de establecimientos de enseñanza superior é inferior, la adquisición de numerosos instrumentos necesarios para el trabajo intelectual, y, valiéndose de las carreteras, de los ferrocarriles, y del telégrafo, facilita las relaciones y activa el cambio de las ideas. Destruye prejuicios arraigados y ensancha los horizontes, y habiendo llegado á ser el campeón de la verdadera ciencia y de la cultura, su decadencia sería signo de retroceso en la civilización.

A veces se oye decir que el capital es el enemigo de las clases inferiores de la sociedad, y que estas no pueden esperar días mejores mientras no desaparezcan los grandes capitales. Desgraciadamente es cierto que, en manos de hombres sin escrúpulos, los grandes capitales pueden convertirse en instrumentos de dominación y despojo, pero no es menos cierto que de todo cuanto existe se puede hacer mal uso. El vino es don precioso y el que lo bebe sin moderación se degrada. Muchos son los que abusan de la libertad de hablar y de escribir, y sin embargo la libertad de la palabra y la de la prensa cuentan entre los derechos más hermosos de los hombres y de los pueblos libres, de manera que no se debe declarar la guerra al capital por la única razón de que su posesión puede dar lugar algunas veces á injusticias y á abusos.

Traducción del artículo de
M. Block.

Cuento.

Un doctor tenía un criado
Y por descuido ó desgracia,
O ambas cosas, sucedió
Que le quitaron la capa.
Dió cuenta al doctor del hurto,
Pensando que en él hallara
El remedio de aquel mal,
Y él, espetado[1] en su barba,
Le dijo : « Sangraos, » y el criado
Respondió : « Pues quien se sangra
¿ Convalece de los hurtos ? »
« Necio, le dijo, ¿ en mi casa
Hay más remedio ? Sangraos,
Y de la vena del arca,
Porque así podréis comprar
Otra capa y muchas capas. »

Álvaro Cubillo.

1. Muy serio.

Chascarrillos.

Juanito va por primera vez al colegio y por la noche le pregunta su padre :

— Vamos á ver, cuéntame : ¿ qué has hecho ?

— Nada : esperar á que fuesen por mí.

* * *

En una cárcel del moderno sistema.

El director á un recluso que acaba de ingresar :

— El régimen del establecimiento obliga á trabajar á cada uno en el oficio que haya tenido. ¿ Cuál es el de usted ?

— Aeronauta.

Les Cinq Langues

N° 2. 20 Octobre 1906. 7e Année.

PARTE ESPAÑOLA

Las Cometas[1].

Los chinos y sus próximos parientes los japoneses y coreanos, poseen una forma común de diversión popular, á la cual, en ciertos días y épocas determinadas, ricos y pobres, viejos y jóvenes, se entregan con verdadero entusiasmo : la cometa.

En dichos días, miles y miles de personas provistas del raro juguete, salen de la ciudad y se desparraman por la campiña, para dedicarse desde la mañana á la noche á su ejercicio favorito.

Y es que para los chinos la cometa no sólo representa como en los países de Europa, un sencillo juego de niños, sino que encarna un alto símbolo, la ascención del alma hacia Dios, y asume así un significado religioso que forma su

Chinos entregándose á su diversión favorita.

base íntima y profunda. Al propio tiempo, el gran amor que esos pueblos tienen por el arte decorativo, encuentra ancho campo donde explayarse[2]. Infinitamente diversas por sus formas y dimensiones, las cometas resultan siempre pintorescas y de colorido brillante, y mientras unas veces representan seres humanos ó animales, otras representan paisajes ó diseños[3] fantásticos.

Por regla general, el tamaño varía entre treinta centímetros y dos

1. *Cerfs-volants.*

2. Divertirse. — 3. Dibujos.

metros cuadrados. La armazón está formada por ligeros bambúes sobre los cuales se extiende el resistente papel en el que va pintada la figura ó el dibujo que el propietario adopta como símbolo. Muchas veces se escoje la imagen de una divinidad muy venerada ó el retrato de un guerrero valeroso; pero la mayoría prefiere representar animales de buen agüero [4], tales como ranas, peces, buhos y mariposas. A veces se reproducen en las cometas hechos famosos de la historia ó escenas de dramas ó comedias célebres.

Numerosa corporación de artistas decoradores dedica su actividad á la fabricación de cometas. El artífice [5], que conoce á fondo las supersticiones de su país y más especialmente las de sus clientes, sabe tener en cuenta las aficiones [6] de todos y las adivina y satisface con provecho propio, pues esta antiquísima industria es muy remunerativa [7].

Los chinos son muy diestros para hacer subir las cometas á alturas verdaderamente inverosímiles, cosa que no debe asombrar si se tiene en cuenta que desde pequeños se dedican á esta diversión. A mediados de septiembre se celebra la gran fiesta nacional en honor de las cometas, y entonces el éxodo [8] de las ciudades es general, pues todos quieren tomar parte en la pintoresca escena, ora como actores, ora como sencillos espectadores. En ocasión tan solemne, el atractivo principal consiste en la reproducción del Dragón famoso, que tiene importancia excepcional en la vida religiosa de los chinos y que ha dado origen á una condecoración que adorna el pecho de muchos europeos.

El Dragón volante es la cometa más grande que existe en el mundo y la más singular [9] también por lo raro de su construcción. Tiene doce metros de longitud y la cabeza representa una cara horrible y feroz, con las fauces abiertas y los ojos y los cuernos llameantes. Estos últimos son muy largos y los ojos se mueven y están dispuestos de tal manera que, mientras la cometa sube, la corriente de aire que por ellos penetra provoca fuertísimo ronquido. El cuerpo del Dragón está formado por un número considerable de discos colocados á un metro de distancia unos de otros y sujetos entre sí por medio de cordones ó de varillas de bambú. Estos discos son de cartón y están pintados de negro, rojo, verde y amarillo, y pueden plegarse como si fuesen un acordeón. La cola está formada por largas y relucientes cintas de seda de china.

El Dragón volante.

Esta singularísima nave aérea, necesita tres hombres para su manejo, porque uno solo no podría dirigirla y sería arrastrado por ella. La larga cuerda que la mueve, baja por el extremo posterior del monstruo, pero por medio de cordones distribuidos á intervalos iguales á lo largo del cuerpo, se la mantiene [10] en equilibrio. Y mientras asciende por el aire con sus ojos fulgurantes, sus fauces abiertas, sus cuernos retorcidos, y sus movimientos serpentinos acompañados de característico ronquido, ofrece la verdadera imagen del terrible demonio de las pavorosas leyendas orientales.

Otra forma muy común de cometas, es la mariposa. El favor que alcanza es debido á la creencia

4. Presagio ó señal de cosa futura. — 5. Artista. — 6. Gustos. — 7. Productiva. — 8. Peregrinación. — 9. Extraordinaria.

10. Conserva.

budhista de la transformación de las almas. Tanto en China como en el Japón, la mariposa se considera como el caballo alado [11] de los muertos, que adoptando tal vehículo, bajan en ocasiones á visitar á los vivos. Una fiesta especial se dedica á los graciosos insectos, y en todas las casas se encienden fogatas [12] para atraerlos.

Existen también las cometas llamadas guerreras que se distinguen por sus emblemas bélicos. Entre ellas, gracias á la especial habilidad de los que las guían, se entablan encarnizadas batallas aéreas. La cuerdecilla de seda que las sostiene se sumerge en un baño de cola de pescado y luego se cubre con polvillo de cristal, de manera que después de sufrida esta operación, corta como un cuchillo. Con esta arma de especie nueva se procura cortar el hilo de la cometa del adversario, que no tarda en desaparecer por las inaccesibles alturas de la atmósfera.

(Del *Weite Velt.*)

11. Con alas. — 12. Hogueras.

Confidencias de un rata [1].

Tomaba un juez de instrucción
la declaración primera
á un consumado ladrón,
y ahí va la declaración
de aquel insigne gatera [2].
Juez. — " Asombra y maravilla
la audacia y desenvoltura
de usted y de su cuadrilla ;
no hay ya cartera segura
en la coronada villa [3].
¿Y averiguar no podré
la razón, la causa, el cómo
y el motivo y el por qué
se roba hoy con tanto aplomo ? "
El rata. — "Yo lo diré.
En mi oficio, lo esencial
es tener buena pupila [4],
mano ejercitada.... y tal,
algo de trato social
y una conciencia tranquila.
Para llegar á meter
en un bolsillo la mano
conviene el estudio hacer
del rostro del ciudadano
con quien se las va uno á ver.
Si éste en su fisonomía
la imbecilidad retrata,
sin pedir más garantía
despluma al panoli [5] el rata,
tranquilamente en la vía [6]..."
Con gran furia y altivez
malhumorado y de pronto,

1. Ladrón. — 2. Granuja (pop.). — 3. Madrid, la coronado villa del oso, el madroño. — 4. Vista, buen ojo. — 5. Tonto, majadero. — 6. Calle.

replícale al rata el juez :
— "No prosiga usted ¡ pardiez!
¿ Tengo yo cara de tonto?"
Sin quererlo el tomador,
en lo vivo al juez hiriera,
pues á este pobre señor
en la semana anterior
¡ le robaron la cartera!

Marcos Zapata.

Crónica.

Cosas de teatros.

Pues señor, mal, muy mal se anuncia este año la temporada teatral en Madrid. Diariamente se reunen varias comisiones — presididas siempre por la de espectáculos, ¡ naturalmente ! — y después de larga y penosa discusión... no resuelven nada en concreto.

La primera cuestión á dilucidar[1], consiste según parece en llegar á saber si en caso de incendio, por las puertas de los teatros podría salir el público en tres minutos.

Claro está que se supone que el incendio debe de producirse un día de lleno completo, y aun cuando la comisión de espectáculos hace muy bien al prever este caso, yo sé de muchos empresarios que en determinados momentos serían capaces de quemar no solo su teatro, sino Madrid entero, con tal de lograr ese lleno supuesto.

Mucho se habla también de reformas : reformas en la organización de compañías, reformas en las orquestas, reformas en la administración, reformas para la admisión y representación de obras y . . ¡ rábanos[2] !... como dice el personaje de una graciosa zarzuela que estuvo muy en boga pocos años ha.

Y no sólo son las comisiones las que se preocupan : el mismo ministro de Instrucción Pública ha anunciado su firme propósito de velar por el arte español y dotar al Teatro Nacional, que más bien pudiera llamarse teatro de María Guerrero, de una organización parecida á la que disfruta la Comedia Francesa de París.

Quiera Dios que el señor ministro de Instrucción Pública tenga tiempo y humor para que su proyecto dejando de ser proyecto, llegue á ser realidad. Si esto sucede, actores de valía que hasta ahora se han visto privados de pisar las tablas del primer teatro de España, ocuparán el sitio que por sus méritos merecen. Y no es tan sólo la cuestión de actores la que al ministro preocupa, entra también en sus miras[3] la cuestión de las obras y con respecto á esto, preciso es confesar que tiene sobrada razón.

Asegura el señor Don Amalio Jimeno que las puertas del teatro están cerradas para muchos autores jóvenes que podrían enriquecer nuestra literatura dramática con obras bellísimas, y que sólo consiguen hacerse representar tres ó cuatro dramaturgos, siempre los mismos, que tienen como bloqueado el Teatro Español.

Creámoslo así y anotemos que en la lista de comedias que para este año anuncia el Teatro de la Comedia, se encuentra una de Jacinto Benavente, y las demás son «Les Romanesques» de Rostand, «La Piste» de Victoriano Sardou, «Le tour de main» de los señores Croisset y Tarride, y «Triplepatte» del señor Bernard.

Me parece indispensable añadir que el Teatro de la Comedia de

1. Resolver. — 2. Expresión popular muy usada cuando se quiere manifestar incredulidad.

3. En su modo de ver.

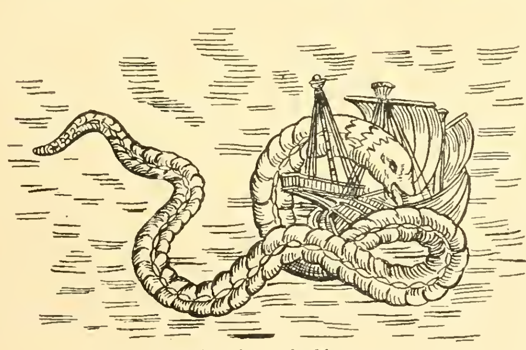
que se trata, es la Comedia de Madrid y no la de París como se podría suponer.

Si lo mismo sucede en los demás teatros, será cosa de preguntarse si en España no hay quien escriba buenas comedias, ó si no es cierto aquello que tanto se ha dicho de que no hay un solo ciudadano español mayor de dieciocho años que se muera sin haber compuesto su dramita.

Carlos de Batlle.

La Serpiente de Mar.

Aunque verosímilmente siempre habrán creído los hombres en la existencia de la serpiente de mar, de un ofidio gigantesco, representación la más aterradora de la fauna oceánica, la primera mención conocida de este monstruoso animal se remonta al siglo XVI, en que aparece comprendido en las compilaciones del sabio naturalista Gesner, con esta indicación iconográfica: "Serpiente de mar de 300 pies de longitud que arrebata los hombres de un navío, en el Atlas de Olaus Magnus". Efectivamente, en los escritos del arzobispo de Upsal figura el dibujo que representa á la serpiente de mar, dibujo que reproducimos aquí.



La Serpiente de Mar.
(Reproducción del dibujo que figura en los escritos del arzobispo de Upsal.)

Dos siglos después publicáronse otras dos fantásticas imágenes de la fabulosa serpiente, y hubo un nuevo período de silencio con el que terminó la era legendaria del enorme ofidio, pues las noticias y testimonios posteriores, aunque sin comprobación real, no parecían indignos de todo crédito. En 1848, el comandante del "Doedalus", de la marina inglesa, y con él sus oficiales, emocionaron á Inglaterra señalando la presencia del misterioso animal en el Atlántico. Luego se creyó ver á la serpiente de mar en Groenlandia, hacia la isla de Santa Helena, en el trayecto de Nueva-York á Liverpool, junto á Oporto, cerca del cabo de Buena Esperanza, en las cercanías de Texas, en las costas del Brasil, en las de Sicilia, en aguas de Canarias, hacia Long-Island y en el estrecho de Malaca.

En julio de 1897, en la bahía de Along (Tonkin) el comandante y la tripulación del buque de guerra francés "Avalanche" vieron un animal cuya presencia se advirtió nuevamente en las mismas aguas en Febrero de 1898. En 1904, el señor Vaillant, profesor del Museo de historia natural de París, hizo constar, en el boletín del establecimiento, que un animal en todo semejante al precedente había sido observado, en condiciones de indiscutible autenticidad, en las mismas aguas de la bahía de Along. Poco después, el señor Girard leyó en la Academia de ciencias un informe del comandante de la "Decidée", el señor Eost, concerniente á la observación de Febrero. En este informe decía: "Ví elevarse sucesivamente, por una serie de ondulaciones verticales, todas las partes del cuerpo de un animal que tenía la apariencia de una serpiente aplastada, cuya longitud estimé en unos 30 metros, y el grueso más grande en 4 ó 5 metros ... El diámetro que indican los testigos para la

parte mas ancha de la cabeza varía de 40 á 80 centimetros. Este diámetro era ligeramente superior al del cuello. La cabeza arrojaba dos chorros de agua vaporizada ... La piel era lisa. Nadie le vió aletas[1]. Los detalles de la cabeza no fueron observados."

La lectura de este informe produjo viva sensación que repercutió en todo el mundo. En concepto de el señor Girard, la serpiente de mar había salido del terreno de la leyenda para entrar en el de la realidad; á su parecer, cabía la probabilidad de que la serpiente de mar perteneciera á un grupo del cual solo habían quedado rastros fósiles, y cuyos ejemplares supervivientes, no pudiendo subsistir sino en las grandes profundidades del mar, sólo raras veces aparecían en la superficie.

Desde 1904, ningún hecho nuevo ha venido esclarecer la resolución del problema, fuera de la observación hecha el 7 de Diciembre último por dos naturalistas ingleses, los señores Nicoll y Meade-Waldo, que viajando por las costas del Brasil á bordo del yate "Valhalla" creyeron ver á la serpiente de mar á unos cien metros del barco. Parecióles que el animal podía tener una longitud de seis á ocho metros, un cuello de dos metros terminado por una cabeza parecida á la de la tortuga, y una aleta dorsal vertical.

No es posible creer que gran parte de los testimonios aportados con relación á la existencia de la serpiente de mar adolezcan de absoluta falsedad. Trátase de testigos instruidos y de educación científica, de hombres serios á quienes no cabe atribuir una necia mixtificación. Pero, en rigor, lo que hasta ahora confirman esos testimonios es simplemente la existencia de un animal vagamente serpentiforme[2], que nos es desconocido y positivamente muy raro.

La cuestión, por consiguiente, continúa en pie, y tal vez continúe en el mismo estado mientras el mundo sea mundo. Poco vamos perdiendo con eso; nada hay tan seductor como lo misterioso, y es seguro que, si algún día se demostrase plenamente la no existencia de la serpiente de mar, quedando así destruida una de las leyendas más sugestivas de que se tiene memoria, sufriríamos un profundo desencanto.

1. *Nageoires.* — 2. De forma de serpiente.

Origen de nuestras escuelas *.

Su esplendor y decadencia.

Por Antonio GIL DE ZÁRATE

(*Conclusión.*)

Pudo este sistema producir buenos resultados, excitando, entre las varias universidades, una provechosa emulación; pero también, andando el tiempo, esta emulación se convirtió, á impulsos del amor propio, en un apego á las doctrinas que cada cual sustentaba, y en rivalidad engendradora de odios implacables. A los esfuerzos para mejorar, siguiéronse las disputas para deprimirse; en vez de hacer nuevos descubrimientos, se agotaban todos los recursos del ingenio para probar que no se podía saber más; y el error llegó á ser un ídolo que se adoraba con entusiasmo y se defendía con toda la pertinacia del orgullo ofendido.

En aquel tiempo sin embargo, y hasta la época fatal de nuestra decadencia, se hallaban las universidades españolas al nivel de las más adelantadas de Europa enseñandose en ellas, tal vez con mayor perfección que en ninguna, todas las ciencias conocidas. Las humanidades, las lenguas orientales, la filosofía, la jurisprudencia y las ciencias sagradas, no eran los únicos estudios honrados y protegidos: cultivábanse también la medicina, las matemáticas, las ciencias físicas, que á tanta postración llegaron en años

* Véase desde el número del 20 de Junio.

posteriores ; siendo tal el adelanto, que mientras el gran Galileo era perseguido en Italia por enseñar el sistema copernicano, como contrario á los dogmas religiosos, la universidad de Salamanca sostenia con tesón ese mismo sistema, por más conforme á la observación, y nada opuesto á la verdadera doctrina de la Iglesia.

¡Que espectáculo tan magnífico el de aquellos siglos en que rebelando España á toda Europa con el poder de sus armas, la aventajaba tambien, como más ilustrada,en los dominios de la inteligencia, siendó á la par [1] famosa por sus guerreros, sabios, literatos, y artistas ! Entonces Antonio de Nebrija, Álvarez y el Brocense, restauran el estudio de la verdadera lengua latina tan barbarizada en el trascurso de los tiempos medios. Cisneros, congregando [2] á los varones [3] más versados [4] en las lenguas sabias, imprime en Alcalá la primera Biblia poliglota, trabajo colosal que se repite luego en Amberes, bajo la dirección de Arias Montano célebre por su vasta erudición. Luis Vives, indicando los medios de llegar á la verdadera filosofía, precede á Bacón, y tal vez le hubiera arrebatado su gloria á no vivir en un país que ya empezaba á sentir el yugo de la Inquisición sobre el pensamiento. Antonio Agustín restablece el estudio de la jurisprudencia civil y eclesiastica ; y el maestro Cano aclara las fuentes de donde dimanan [5] las verdades divinas, brillando en los mismos trabajos los Victorias, los Maldonados, los Sepulvedas, los Covarrubias y otros mil, lumbreras [6] todos de ambos derechos y de la teologia. Pedro Monzón introduce la loable costumbre de enseñar la aritmética y geografía antes de entrar en los estudios filosóficos. Pedro Ciruelo es llamado desde la universidad de Salamanca á la de París para ser allí primer catedrático de matemáticas, honor que cupo también á otros muchos españoles que enseñaron con brillantez en las más célebres escuelas extranjeras. De la misma universidad de Salamanca salen maestros para la corrección del decreto de Graciano, y para concluir y perfeccionar la del cómputo eclesiástico gregoriano. Nuestros obispos son los que más brillan en los concilios de Basilea y Trento. Pedro Ponce inventa el arte de hacer hablar á los mudos. Blasco de Garay hace el primer ensayo de mover los buques sin el impulso del viento y de las velas. Fernan Perez de Oliva, Fray Luis de Leon, Avila y Granada, se inmortalizan en los anales de la elocuencia. La poesía produce tantos y tan insignes varones, que por demasiado conocidos no es menester nombrarlos. Lope de Vega y su escuela abren al teatro el camino que le conviene seguir en los tiempos modernos. Florian de Ocampo, Garibay, Mariana, Zurita, Hurtado de Mendoza, son los primeros que en Europa escriben verdaderas historias, abandonando el terreno de las crónicas, donde también los nuestros habían sobresalido. Ni tampoco falta quien, como los mismos Mariana y Zurita, como Rivadeneyra, Sepúlveda y Valera, presente en sus obras doctrinas atrevidas sobre la organización de los pueblos, sus derechos, esencia y forma del poder supremo. En nuestros literatos se encuentran negociadores tan hábiles, como Mendoza, Quevedo, Saavedra. Honran las artes, cuya gloria se prolonga por más tiempo, porque no asustan á la Inquisición, ni al despotismo, arquitectos tan insignes como Toledo y Herrera, juntamente con Berruguete, Cano, Murillo, Velazquez, Zurbarán y otros mil que elevan la escultura y la pintura á un punto tal que la Italia misma nos lo envidia. No hay en fin ramo alguno de los conocimientos humanos en que España no sobresalga, dejando en todos insignes muestras de su ilustración y de su ingenio.

¿ Como después de haber llega-

1. Al mismo tiempo. — 2. Reuniendo. — 3. Hombres. — 4. Conocedores. — 5. Proceden. — 6. Personas insignes.

do á tanta altura, caimos en tal postración que da vergüenza el pensarlo ? ¿ Como hallándonos al frente de la civilización europea, vinimos á quedar tan rezagados [7], que nos tomaron larga delantera pueblos tenidos por bárbaros en aquella época tan brillante ? ¿ Como nos vemos arrojados ignominiosamente del templo de las ciencias donde ocupáramos un día el más eminente puesto ? Triste es recordar tan dolorosa historia ; ni seré yo quien me atreva á recorrerla, y mucho menos á recordar todas las causas que contribuyeron á nuestro abatimiento intelectual. Sin embargo, no puedo prescindir de señalar algunos y de presentar varias consideraciones que han de servir á la inteligencia de lo que tengo que decir en el curso de esta obra.

7. Atrasados.

El Trabajo *.

Aun cuando hoy se lleve un montón de cantos rodados del lugar que ocupan en el patio, y los traigan de nuevo mañana al mismo sitio, la actividad de este modo desplegada será sin duda muy penosa pero no podrá ser considerada como trabajo porque no habrá producido nada útil

Si recorremos determinadas distancias para pasearnos, no podremos decir que hemos trabajado, pero si un mensajero hace el mismo camino para cumplir un encargo, se podrá decir fundadamente que ha trabajado. Y tiene derecho á reclamar el importe de su trabajo.

El trabajo debe tener un fin determinado y ser útil, además de producir un valor de cambio ó valor comercial. De manera que sólo en el sentido figurado se puede hablar del trabajo de una fuerza de la naturaleza, de un animal y de una máquina, porque en estos casos el hombre es quien organiza, dirige y sostiene la actividad de la fuerza.

En cada trabajo se pueden distinguir tres períodos diferentes.

Ante todo el hombre reconoce que mediante determinada actividad puede crear algo útil ; viene luego la resolución de poner en práctica esa actividad, y al fin, la ejecución del acto.

De manera que, la actividad física ha sido precedida por una actividad intelectual.

No puede decirse que el trabajo es actividad puramente física, del mismo modo que sería temerario afirmar que no es más que actividad intelectual, pues el sabio que después de hondas meditaciones ha creido encontrar la solución de cualquier problema difícil, no se contenta con el acto de pensar, sino que completa su trabajo intelectual expresando el resultado obtenido, ora por medio de la palabra, ora valiéndose de la pluma.

(Traducción del articulo de Moormeister).

*. Véanse las otras cuatro partes.

Chascarrillos.

— Entre cazadores :

— Pues mire usted, amigo mío : yo, pieza que mato, pieza que apunto.

— Hombre, la matará después de apuntarla.

— No, señor : la mato y luego la apunto con este lápiz en mí cartera.

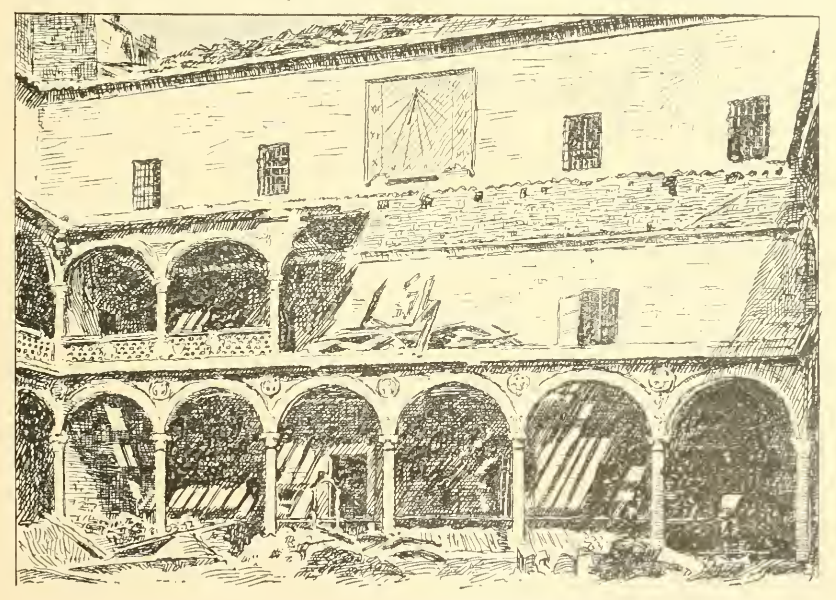
Les Cinq Langues

N° 3. 5 Novembre 1906. 7e Année.

PARTE ESPAÑOLA

Cosas que se van.

Tristísima impresión produjo en el ánimo de cuantos se interesan por la conservación de los monumentos artísticos de España, la



Parte de la galería hundida en el edificio de Santa Cruz de Mendoza en Toledo.

noticia telegrafiada por el Gobernador de Toledo al ministro de Instrucción Pública y Bellas Artes, dándole cuenta del hundimiento ocurrido en Santa Cruz de Mendoza.

Y, como si esto no fuese bastante, cinco días después se supo que en el hermoso edificio de San Juan de los Reyes, se desprendía el techo de la Sala Gótica donde se encontraba instalado el Museo provincial de la imperial ciudad.

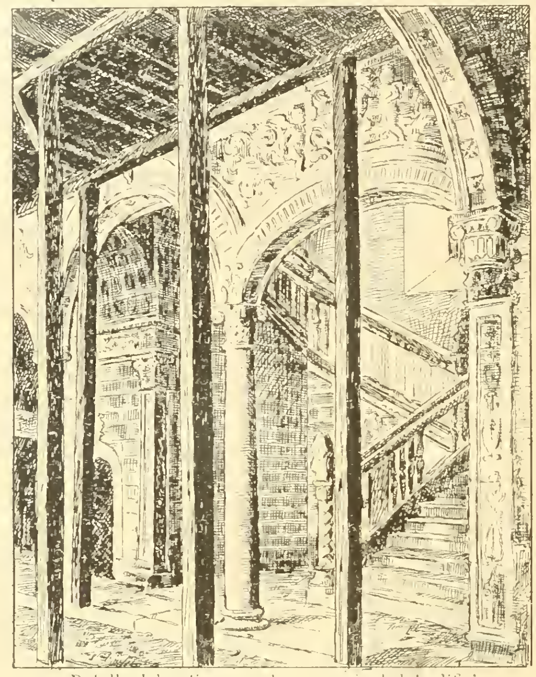
Ocurridas estas catástrofes — verdaderas hecatombes[1] artísticas — el ministro del ramo señor Jimeno dió las órdenes necesarias para evitar la total ruina de los edificios citados, y dando pruebas de laudable celo, dirigiose en persona á Toledo en compañía del subsecretario y del personal competente.

No hay porque insistir afirmando que Santa Cruz de Mendoza y San Juan de los Reyes son dos maravillas artísticas. Eso es cosa por demás sabida, pero á fin de que nuestros lectores conozcan exactamente el valor, importancia y merito de estos dos monumentos nacionales, daremos á conocer la

1. Desgracia grande, sacrificio.

opinión de un reputadísimo autor sobre los mismos.

« El hospital de Santa Cruz de Mendoza es una de las riquezas artísticas más importantes que posee Toledo, por ser uno de los primeros edificios que representan en España la transición del gusto ojival al plateresco[2]. Los planos y dirección de la obra se encomendaron á Enrique Egas. La fachada principal del edificio es soberbia y tiene una incomparable portada que constituye su mejor ornato. Decoran además el muro de la fachada un hermoso cornisamento cuyo friso va tallado en relieve, y varios escudos y siete preciosísimas ventanas cuya labor concuerda á maravilla con el gusto y ornatos de la portada, figurando en ellas voladas[3], repisas[4], columnas, balustradas[5], cornisamentos, frontispicios, cruces, adornos y rejas, que á las mismas resguardan. Merecen particular atención la techumbre del vestíbulo y la puerta central de las tres que hay en el fondo del mismo, y el patio principal, en que brilla con todo su explendor el arte plateresco en las cuatro galerías del segundo cuerpo, formando vistoso conjunto un precioso antepecho de orden gótico. Primorosa en sus detalles y soberbia en su conjunto es la escalera que conduce al piso principal. Hay un segundo patio digno de mención. También merecen gran atención los restos de la que fué iglesia del edificio ».


Detalle del patio y escalera principal del edificio de Santa Cruz de Mendoza en Toledo.

« San Juan de los Reyes se destaca majestuoso en una altura de la parte más occidental de Toledo, y es un monumento en que raya en su mayor explendor el arte ojival florido. Fué un voto de los Reyes Católicos por la feliz terminación de la guerra internacional y civil que les promovieran el rey portugués Alfonso V y los parciales de la Beltraneja, en la batalla de Toro. El primitivo proyecto era construir la actual iglesia para panteón de aquellos monarcas, pero impropios celos del cabildo catedral y la feliz conquista de Granada les hicieron pensar en destinar esta ciudad para su enterramiento, cediendo San Juan para la orden franciscana, para lo cual se amplió el proyecto con el convento, célebre claustro actual. El lugar elegido fué el que ocuparon las casas del contador Alonso Alvarez de Toledo, encomendándose su traza y dirección al arquitecto Juan Guas, que dió comienzo á las obras en 1477, las

2. Género de arquitectura que tiene adornos caprichosos de follajes y figuras — 3. Vuelos. — 4. Especie de ménsula. — 5. Pretil que se pone en los sitios altos para evitar caídas.

que no se terminaron hasta 1610. La iglesia, de grandioso exterior, forma un prolongado cuadrilongo, y sus muros, de piedra berroqueña[6], van adornados por dos series de arquillos, á que divide elegante friso. Adheridas á sus muros se conservan aún multitud de cadenas, mudos trofeos de los cristianos rescatados á los árabes por los Reyes Católicos. La planta del claustro forma un hermoso cuadro que tiene por centro precioso jardín, y es la más rica muestra del estilo ojival florido que pudo concebir la exuberante imaginación de un artista. Su reconstrucción fué intencionalmente comenzada el día 2 de Mayo de 1883, como consecuente protesta contra la barbarie de sus destructores, bajo la inteligente dirección del arquitecto Don Arturo Mélida, que supo reunir en torno suyo hábiles artistas, con cuya ayuda ya han realizado tales maravillas que merecen el general aplauso. Constituyen el claustro veinticuatro bóvedas, cuyos arcos sostienen robustos y airosos pilares y van cruzadas por multitud de gallardas aristas. Veinte soberbios ventanales divididos por esbelta y florida pilastra, que termina en calado y elegante rosetón, ceñido por doble orla de gótico follaje, miran al interior del jardín, prestando hermosa visualidad á los pilares las talladas repisas, que sustentan cincuenta y seis estatuas de tamaño natural, cubiertas por labrados dodeletes. Bellísima franja de artístico follaje, en la que campean lindos caprichos, de un constantemente variado dibujo, sube desde cerca del suelo y cada lado de los pilares hasta la altura de los capiteles, por los que corre á los lados de los cuatro frentes de los muros del claustro un friso en que campea la gótica inscripción donde se consigna quienes fueron sus regios[7] fundadores y virtudes que les enaltecieron. Por diferentes puertas ricamente exornadas comunica el claustro bajo con los demás departamentos del convento y con la misma iglesia ; y en el muro norte y cerca de la puerta que da paso al templo, hay un fragmento arabesco procedente del antiguo palacio de Don Rodrigo, que fué mandado colocar allí en 1853 por la comisión de monumentos, que mostró especial cuidado en este particular. »

6. Granito.

7. Reales.

Un refrán.

Era Pablo el azote[1] de Belchite,
Y en tres leguas ó más á la redonda
No había grande ó chico que de su honda
No hubiera recibido algún confite[2].

El postrero en gozar de tal convite
Fué el cojo Vega, natural[3] de Ronda,
Quien al fin de una horrible trapisonda
Juróle á Pablo vengador desquite.

Pasa tiempo y más tiempo, ya este diablo
Ni recordaba al cojitranco[4] Vega. . . .
Cierto día se mete en un establo,

1. Plaga, calamidad. — 2. Piedra. — 3. Nacido. — 4. Cojo.

Sin recelo al reposo allí se entrega,
Cuando aparece Vega y . . ¡zás ! á Pablo,
¡ QUE EL CASTIGO AUNQUE COJO AL CABO LLEGA !

Marcos ZAPATA.

Elogio del libro.

Sobre la mesa en que estudio tengo un rimero[1] de libros aun por leer. Aguardan turno. Se prensan el uno al otro y no se quejan. Tienen establecida entre sí mutua tolerancia. Los habrá, los hay, de antemano es dable afirmarlo, y el nombre del respectivo autor lo proclama, de doctrina opuesta ; pero no por esto riñen. Como buenos hermanos permanecerán juntos hasta que me entere de ellos y los separe, repartiéndolos, según su género, por los estantes de la librería. En ella coexistirán manteniendo cada cual su opinión sin compenetrarse jamás en ideas no obstante vivir en familia. Ni siquiera tratarán de ponerse de acuerdo. Se guardarán para sí el criterio que sustentan, con lo cual podrán estar juntos sin enemistarse. Sólo cuando eche mano de uno de ellos se abrirá por entero, contándome sin reservas lo que piensa y lo que siente, y al siguiente día, ó años después, si á él recurro, tornará á expresarse de igual suerte.

Únicamente si se les pide dan los libros su opinión, que siempre la prudencia fué compañera de la sabiduría. Si les dejáis, no por esto cesan de razonar, mas sus razonamientos no turban los vuestros : se desenvuelven en las páginas que en silencio recogen. Al cerrar un volumen queda dentro de él todo el poder que le echó al mundo, y en su modestia no se subleva, si no llegáis de una sola vez hasta el final. Con seguridad complácele advertir que os detenéis en la lectura, para meditar sobre lo que os cuenta. Id, en cambio á alguien que pronuncie un discurso, y decidle : — Haced un alto que me permita recapacitar acerca de lo que aseguráis — y de fijo os enviará enhoramala ; porque el orador, de cada cien veces noventa y nueve, busca el lucimiento personal, el aplauso del momento, importándole un ardite[2] que saquéis ó no provecho de su peroración.

Del mismo temple, en idéntico tono, complaciente á vuestra voluntad, dispuesto á proseguir la narración en el punto en que la abandonasteis, nunca reacio á negaros lo que contiene, siempre favorable á facilitaros lo que sabe, hallaréis al libro. Por esto me gusta que sea el que me entere de las cosas ; por esto pláceme más leer las refutaciones de un criterio contrario, que asistir á una polémica oral, en la que los contendientes hipan[3] porque se diga de ellos : ¡ Que bien habla ! cuando debieran desear que se exclamara : ¡ Que bien piensa !

En el margen de un libro tengo pleno derecho á interrumpir al autor, á estampar mi opinión, á consignar mi asentimiento, á refutar lo que á mi conciencia repugne, á pulverizar lo que estime un sofisma. Colaboro así en la labor ajena, y el amor propio del libro no se resiente, admite sin protesta alguna lo que se le adiciona, y muy gustoso lo conserva y aun se enorgullece de ello, poniéndolo ante los ojos del nuevo lector. — Mira — parece indicarle, — no fuí leido en vano. Alguien, antes que tú, sintió la necesidad de unir algo de su espíritu al mío, yo dejé rastro en él y él en mí. Disentimos en algún extremo, ¡mas que importa ! enri-

1. Conjunto de cosas sobrepuestas.

2. No darsele á uno un ardite, no estimarse en un ardite, y no importar ó no valer un ardite, son frases familiares con que se denota el poco valor de una cosa ó el poco aprecio que se hace de ella — 3. Desean con ánsia.

queciome con una faceta de su pensar, provechosa á quienes ahora se entren por mis páginas. Soy un ejemplar igual y á la vez distinto de mis hermanos. Puesto en relación con otra inteligencia aumenté el caudal, pues nos cedimos de buen grado lo que mutuamente nos podíamos dar, y al revés que en el comercio del mundo, no hubo quien perdiera. Ambos salimos gananciosos [4].

Con caracteres imborrables mantiene siempre el libro su credo. Puede no estar en lo firme [5]; lo que no hará es cambiar, ser tornadizo. Y es ello una ventaja para saber con quien tratáis. Ni varía de opinión según sople el viento de la conveniencia, ni según esté en manos callosas ó atildadas. Al cabo de los años mil reza lo mismo. Para no olvidarse, lo lleva impreso, y por su consecuencia es por lo que se le busca. Esto pienso, y esto soy, y esto digo. ¿Es de tu agrado? Bien. ¿No estas conforme? Tan amigos como antes, y si me necesitas tu sabrás donde me pones para hallarme sin tardanza.

Nunca, para quedar en buen lugar, se lamenta de que por el acento ó viveza en la expresión se conceda un alcance ó se de un sentido opuesto al que estaba muy lejos de que tuviera el concepto con que chocasteis por estar en disconformidad con él. Si su lenguaje es violento, persistirá la violencia; si es suave, conservará la suavidad. No será el quien varíe.

En el libro, por afectado é insincero que sea, se encuentra siempre una página, un párrafo, tal vez sólo una frase que encierra una confesión : añoranza de una alegría desvanecida; eco de un lamento que la contrariedad arrancó; apocamiento de un sumiso; contención de un espíritu rebelde. Sin querer se nos dirá algo de lo que no siempre sale á flor de labios. No así el orador que se arrulla á sí mismo; pirotécnico en ejercicio, cuidadoso de los fuegos de artificio con los que simula en el aire lo que ha de dar gusto á la concurrencia [6]. Su preocupación estriba en deslumbrar á quienes creen que es don de sabiduría la verbosidad. ¡ Cuan preferible es el libro ! Como el autor lo produjo á solas, sin público delante, se esforzará en convencer ó cautivar poniendo de sí cuanto lleva dentro, ¡hay del que no lo haga! Su obra, entonces, es á manera de animal disecado que remeda [7] estar vivo, pero al cual le traiciona la propia vida que finge. Es algo artificial. No tiene, en su quietismo, ondulaciones variadas por el movimiento delator del cuerpo palpitante.

El libro bueno, sano, zumo de un cerebro, manifestación de una voluntad, relicario de un espíritu, condensación del saber; un buen libro que ofrece paz para el alma, contento para la vida, luz para la inteligencia, consejos de prudente, avisos de experimentado; el libro que aspira á llegar á todos y de todos ser entendido; el libro que un día de recogimiento y estudio nos trae algo sobre que meditar, algo que aprender, es el libro predilecto para el que se guardan atenciones no prodigadas á otros, sacándolo de cuando en cuando con objeto de pasar los ojos por las páginas que nos son familiares, y duelo produce advertir que á medida que el tiempo transcurre amarillea envejeciendo. El amigo de las horas de soledad avisa prudentemente que no pasan los años en balde.

M. Rodriguez Codolá.

4. Con beneficio. — 5. En lo cierto.

6. Asistencia. — 7. Que finge, imita.

Epigramas.

Es Juana inocente y pía[1],
Y mirando un Jueves Santo
El prendimiento[2], con llanto
Así al Salvador decía:
"¡Que esto hayamos de tener
Cada año, es muy de llorar,
Pudiéndoos, Señor, guardar
De que os vuelvan á prender!"

Juan á comer convidó
A Pedro, que fué en ayunas,
Y poniéndole aceitunas
Al principio, lo admiró.
Y dijo: — "En mi tierra ví
Que estas siempre postre fueron. — "
Juan respondió: — "Y no mintieron.
Que también lo son aquí." —

Miguel Moreno.

1. Inclinada à la piedad. — 2. Prisión, captura. — 3. Sin haber tomado nada.

Día de primavera.

Cerca del blanco tronco de la haya estaríais vos, señorita, con vuestro sombrero blanco, con vuestro vestido blanco, y con vuestra alma blanca. Procuraría haceros soñar dulces sueños, y el laud no tendría para vos sino dulces sonidos.

Sí, — decía ella: — mas esa villa italiana ¿no será la morada de la más feliz de las mujeres? Los árboles sombríos forman un misterioso recinto de duelo. El agua de los arroyos parece monologar extrañas historias de amores difuntos. El crepúsculo inunda con su ténue tinta de melancolía todo el paisaje. El anciano que contempla meditabundo las linfas, parece la encarnación de un triste pasado. Los mismos niños que juegan cerca de la villa no alcanzan á hacer que mi alma encuentre una sola nota de alegría.

— Nuestra alma á veces contagia con sus males el alma de los demás

Rubén Darío.

Curiosidades.

Ordenanza original.

El Consejo Municipal de Nordhansen (Sajonia), promulgó hace poco una ordenanza, prohibiendo á las señoras arrastrar la cola de su vestido cuando se pasean por las calles. Esto tiene por objeto protejer la salud pública, evitando que se levante polvo. La infracción de esta orden es castigada con una multa.

Es acaso[1] una ordenanza algo tiránica, pero cuya conveniencia reconocerán, sin duda, los paseantes de todas las ciudades del mundo.

***

Lo que vale un árbol.

Un solo árbol de caoba, que se cortó recientemente en Honduras y que se dividió en tablas, valió después de aserrado, en un mercado europeo, más de diez mil duros.

***

Un barómetro animal.

Puede obtenerse un barómetro vivo muy seguro metiendo una sanguijuela en una vasija[2] de agua. La

1. Talvez. — 2. Recipiente cóncavo.

vasija deberá ser de vidrio, de bastante tamaño y estar tapada con una tela que deje pasar el aire. Las indicaciones que se observan son las siguientes:

Buen tiempo: La sanguijuela se queda inmóvil en el fondo de la vasija y se enrolla en espiral.

Lluvia: La sanguijuela se desliza hacia la parte superior y permanece allí hasta que el tiempo se asegura.

Viento: La prisionera se mueve por su límpida habitación con sorprendente rapidez, y rara vez descansa hasta que comienza á hacer viento fuerte.

Tormenta: Durante un día ó dos antes de la tormenta la sanguijuela está casi siempre fuera del agua y muestra gran inquietud, con movimientos casi convulsivos.

Helada: La misma posición que para el buen tiempo.

Nieve: La misma posición que para la lluvia, debajo de la cubierta de la tela superior.

Cuentos.

Yo sé de cierto señor
Algo regalado [1] y tierno,
Que acostándose el invierno
Después que el calentador
La cama le sazonaba [2],
Se levantaba en camisa
Y dando causa á la risa
Desnudo se paseaba.
Burlábase de él su gente
Y juzgaba desvarío
Que tiritase de frío
Y diese diente con diente
Quien abrigarse podía,
Mas él después de haber dado
Sus paseos, casi helado
A la cama se volvía
Diciendo: « Para estimar
El calor que ahora adquiero
Es necesario primero
El frío experimentar. »

* * *

Tuvo un pobre una postema
Dicen que oculta en un lado,
Y estaba desesperado
De ver la ignorante flema [3]
Con que el doctor le decía:
« En no yéndoos á la mano
« En beber, morís, hermano
« Porque esa es hidropesía. »
Ordenóle una receta,
Y cuando le llegó á dar
La pluma para firmar
La mula que era algo inquieta
Asentóle [4] la herradura
(Emplasto, dijera yo)
En el lado y reventó
La postema ya madura;
Con que cesando el dolor
Dijo mirándola abierta:
« En postemas más acierta
La mula que no el doctor. »

Tirso de Molina.

1. Amigo del regalo. — 2. Templaba.

3. Calma. — 4. Le coloca

La Sentencia del Africano *.

Un día, Alejandro de Macedonia llegó á una lejana provincia del Africa, muy rica en oro, y sus habitantes salieron á su encuentro y le presentaron copas llenas de manzanas y frutas del precioso metal.

— Comeros esas frutas vosotros mismos — exclamó Alejandro. — Yo no he venido para ver vuestras riquezas, sino para estudiar vuestras costumbres.

Y entonces le llevaron al mercado en donde el rey hacía justicia.

En ese momento se presentó un ciudadano y dijo:

— ¡ Oh ! rey, he comprado á este hombre un saco lleno de paja de desecho y dentro he encontrado un importante tesoro. Le paja me pertenece, pero el oro no, y ese hombre no quiere aceptarlo. Decídele ¡ oh ! rey, pues el oro es suyo.

Pero su adversario, que también vivía en el lugar, replicó:

— ¿ Te resistes á conservar bienes mal adquiridos y yo debe-

* Véanse las otras cuatro partes.

ría aceptarlos de ti? Te he vendido el saco con todo lo que lo llenaba, conserva lo tuyo. Decídele ¡ oh ! rey.

El rey preguntó al primero si tenía un hijo, y al recibir respuesta afirmativa preguntó al otro si tenía una hija y le contestó afirmativamente también.

— Pues bien, — dijo entonces el rey, — sois dos hombres honrados : casad á vuestros hijos y dadles el tesoro como regalo de boda. Esta es mi sentencia.

Al oir su decisión, Alejandro quedose estupefacto.

— ¿ He juzgado mal — preguntó el rey del lejano país — para que así te asombre?

— De ningún modo, — contestó Alejandro. — Pero, en mi país se hubiera juzgado de manera distinta.

— ¿ Como ? — interrogó el rey africano.

— Los dos adversarios hubieran sido despojados de su tesoro que hubiera pasado á poder del rey.

Entonces fué el rey quien juntó las manos con sorpresa y dijo.

— ¿ Y el sol brilla aún en vuestro país ? ¿ El cielo deja caer la lluvia sobre vuestros campos ?

— Sí, — dijo Alejandro.

— Pues bien, sin duda es á causa de las bestias inocentes que en vuestro país viven : porque para semejantes hombres, ningún sol debería brillar ni ninguna lluvia debería caer.

(Traducción del artículo de Herder).

Chascarrillos.

— Oye Emilio : ¿ has visto leones alguna vez ?

— ¡ Ya lo creo ! Yo he estado acariciando un cuarto de hora las melenas de uno así.

Pasa un perro hidrófobo y ambos huyen.

— Pero, oye, Emilio : ¿ porqué huyes de un perro tú que has acariciado á un león ?

— ¡ Porque no está disecado como aquel.

Bibliografía.

En esta sección que solo de cuando en cuando publicaremos, nos ocuparemos única y exclusivamente de los libros que fiel y meritoriamente traducidos del francés al español, puedan ser de práctica utilidad á nuestros lectores, y al mismo tiempo facilitarles la traducción de giros y frases que por lo poco usadas resultan dificilísimas.

Con gusto anunciamos hoy la hermosa traducción de la " Décima Musa " el éxito reciente de Jorge Ohnet, hecha por nuestro amigo, el eminente poeta español y distinguido prosista cuyas producciones han tenido ocasión de admirar repetidas veces nuestros lectores.

Para cuantos se interesan por el estudio del español, esta traducción, y las publicadas tambien de " Juan Cristóbal " (la admirable obra de Roman Rolland que obtuvo el primer premio en el gran concurso literario de los Novelistas Franceses) debida al conocido traductor señor Toro y Gomez, serán de agradable lectura al tiempo que precioso auxiliar para que logren perfeccionarse en el idioma de Cervantes.

A los traductores y á la casa Ollendorff, que con éxito cada dia creciente enriquece su fondo de español, enviamos nuestra cumplida enhorabuena pues logran desmentir el refrán que llama traidores á los traductores.

C. L.

Les Cinq Langues

N° 4. 20 Novembre 1906. 7e Année.

PARTE ESPAÑOLA

Don Santiago Ramón y Cajal.

Hace pocos días, cuando el telégrafo propagó[1] por el mundo entero la noticia de que la Academia de Stokolmo había concedido el premio Nobel al ilustre profesor de Histología y de Histoquimia de la Universidad de Madrid, el júbilo[2] de los españoles fué inmenso.

Don Santiago Ramón y Cajal en su laboratorio.

Tal vez, el único que recibió la nueva sin pestañear[3], y que quizá dos minutos después la había olvidado ya, fué el propio interesado.

Y es verdad que el júbilo de los unos y la casi indiferencia del otro, se justifican perfectamente.

Hasta hace diez años, á España, dormida y perezosa, le tenía sin cuidado la opinión que de ella se tuviese en el extranjero. Los latigazos sufridos en los campos cubanos y en los mares de Filipinas vinieron á sacudir nuestro sopor[4], y muchos fueron los jóvenes que, llena el alma de angustia y lleno el corazón de esperanza, abandonaron la madre patria para recorrer el mundo en busca de la perfección intelectual y moral y de la frialdad y seguridad de juicio que sólo recorriendo extrañas tierras se adquiere, para llevarlas tarde ó temprano, una vez en sazón[5], al pedazo de tierra en donde vieron por vez primera la luz del sol.

Y entonces tuvieron noticia de que en España había hombres que, verdaderos patriotas, vivían alejados del ruido de la política y de las glorias vanas y trabajaban en el silencio del laboratorio ó del estudio.

Poquito á poco, el verdadero esfuerzo logró conquistar en Europa un lugar más estimado que el que, con la fuerza de las armas, conquistaran las huestes[6] de Carlos V.

1. Difundió. — 2. La alegría. — 3. Con tranquilidad extraordinaria.

4. Sueño morboso. — 5. En estado de madurez. — 6. Ejércitos.

Y en los grandes centros del saber humano empezaron á citarse muchos nombres españoles, y en poco tiempo la Academia de Stokolmo ha consagrado á dos de ellos.

Al último, á Don Santiago Ramón y Cajal, puedo decir sin vanidad que fuí uno de los primeros en conocerle. Mi excelente amigo, el eminente poeta Don Marcos Zapata, me había hablado mucho de él y me había acostumbrado á que mirase con veneración y saludase con profundo respeto al caballero de modesto porte [7] que los días de sol encontraba por el paseo de Santa Engracia, allá muy cerca de los Cuatro Caminos.

Y cuando los accidentes de la vida me llevaron hace dos años á Berlín, — entonces la reputación de Ramón y Cajal era ya universal, — y un sabio alemán me dijo que á los sesenta y nueve años se había puesto á estudiar el español para leer en el idioma en que fueron escritas las obras del profesor de Histología de Madrid, sentí que el corazón se me llenaba de infinita alegría y que las lágrimas acudían á mis ojos.

No podía dudarlo; cuando una nación cuenta con hombres de tanto valer, podrá tardar en levantarse, pero su salvación es segura.

Y á todo esto, mientras las obras del ilustre español se abrían camino en el mundo entero imponiendo su autoridad, él seguía en su laboratorio trabajando con fe y sin preocuparse de la extraordinaria impresión que el resultado de sus investigaciones producía.

Muchas son las obras que ha publicado y que son de indiscutible autoridad entre los científicos, y cuenta que Ramón y Cajal no es sólo un hombre de ciencia, es un literato también, y suficientemente lo tiene acreditado con sus memorias recientemente publicadas y el prólogo que á las poesías de Marcos Zapata puso en 1902.

Nuestra alegría es hoy grande y se comprende. La consagración de Don Santiago Ramón y Cajal es un timbre [8] de gloria para nuestra España, y seguro estoy de que mientras lanzamos las campanas al vuelo para manifestar nuestro gozo, el eminente profesor habrá recibido la noticia solemne con serena tranquilidad; en el seno de su familia, á la hora del almuerzo ó de la comida, habrá referido el fausto suceso sin darle ninguna importancia, y después se habrá encaminado á paso lento y tomando el sol, á su laboratorio del Museo Velasco para continuar allí la batalla que diaria y continuamente riñe en pro de la ciencia universal.

Carlos de Batlle.

7. Apariencia.

8. Sello.

La Imprenta *.

Muy Señor mío :

La imprenta es la que trastorna al mundo. Las letras de molde son las causantes de que se asesine desde la Creación, y no se puede dudar de que Caín leía ya periódicos en el Paraiso Terrenal. Los ministros lo dicen, y los ministros no mienten especialmente en la tribuna.

¡ Que maldito sea el autor de esta condenable invención y con él los que perpetuaron su uso ó enseñaron á los hombres á que se comunicasen sus pensamientos ! Para semejantes gentes, el infierno no tiene calderas lo bastante hirvientes, pero observe, caballero, el siempre constante progreso de la perversidad. En su estado primitivo, celebrado por Juan Jacobo

(*) Véanse las otras cuatro partes.

con tanta razón, el hombre, exento de los vicios y de la corrupción de los tiempos en que vivimos, no hablaba; gritaba, murmuraba ó gruñía según las sensaciones del momento. Entonces, gobernar era un placer. Nada de folletos, nada de periódicos, nada de peticiones para la constitución, nada de reclamaciones sobre los impuestos. ¡ Dichosa edad que duró bien poco !

Pronto los filósofos, por Satán inspirados para el derrumbamiento de tan hermoso orden de cosas, con ciertos movimientos de lengua y de labios articularon sonidos y pronunciaron sílabas. Si desde un principio se hubiesen reprimido esos culpables excesos del espíritu anárquico y puesto á buen recaudo al primero que se atrevió á decir *ba be bi bo bu*, el mundo se hubiese salvado. El altar sobre el trono, ó el trono sobre el altar, y con el tabernáculo para siempre solidificado, en ningún tiempo hubiera habido revoluciones. Las pensiones, los sueldos, aumentaron todos los años. La religión, las costumbres... ¡ Ah ! ¡ Qué bien hubiera ido todo ! Pero, ¿ se hacen alguna vez las cosas á tiempo? Á falta de medidas preventivas, sucedió que los hombres hablaron, y en seguida empezaron á hablar mal de la autoridad que no juzgándolo bueno, se creyó ultrajada, envilecida, é hizo leyes contra los abusos de la palabra: y la libertad de palabra se suspendió durante tres mil años, y en virtud de esa ordenanza, todo esclavo que abriese la boca para protestar de los palos ó para pedir pan, era crucificado, empalado, ahorcado, con gran contento por parte de las gentes honradas. Y de este modo, las cosas no iban mal y el gobierno se veía considerado.

(*Continuará.*)

Traducción de las cartas de Paul-Louis Courier, al redactor del Censor IX (10 de Marzo de 1820).

Las moradas del pensamiento.

Que piensa con los pies suele decirse del hombre de entendimiento corto ó de desacertadas obras. La frase podrá constituir una figura retórica, pero no una mentira absoluta. El pensamiento es errático[1], como ciertos dolores que, viniendo del mismo origen, se presentan ya en una, ya en otra parte del cuerpo humano.

Allá, muy allá, en la infancia de la humanidad, nuestros queridos antepasados, los de frente chata[2], ángulo obtuso y vello[3] copioso, se parecían más al mono y al oso que al hombre actual, y su vida se acercaba más á la Naturaleza bruta que á la sociedad civil.

Y entonces el pensamiento residió en los pies. La vida no perseguía otros fines sino los de la pura animalidad : vivir y sustentarse[4] de los frutos del suelo, de los peces del mar, de la carne de los demás animales sacrificados al apetito del ser racional. Y, labrador en las llanadas, pastor en la montaña, pescador en las costas ó cazador en los bosques, el hombre había de estar en movimiento incesante si quería vivir. Su inteligencia, llamada á la parte donde era necesaria, se situó en los miembros de la actividad corporal.

Tomó el talento la forma mecánica, y tomó el progreso los caminos de la tierra. El hombre de mayor mérito, el pueblo más inteligente, eran los que andaban más prestos[5] en la labor del campo, los que más corrian en persecución de la caza, los que más nadaban ó remaban en busca de la pesca.

Y así vivió el pensamiento, mientras la humanidad, contentadiza, sobria, inocente, pacífica, con la paz de las necesidades satisfechas y de las ambiciones dormidas, se cuidó[6] solamente de vivir.

1. Que cambia de sitio. — 2. Aplastada. — 3. Pelo. — 4. Alimentarse. — 5. Ligeros. — 6. Ocupó.

Pero llegó el mal tiempo en que se cuidó de matarse. Las pasiones personales, las codicias políticas, los intereses populares, los rencores de razas, las supersticiones de religión, engendraron la guerra, de hombre á hombre, de familia á familia, de tribu á tribu, de pueblo á pueblo.

Y en el largo período guerrero la pujanza[7] era talento, era sabiduría merecedora de admiración, y hasta gentileza merecedora de amor.

La vida no era para gozarla, sino para perderla. Desde niños se criaba á los hombres en los ejercicios de la fuerza, no para que vivieran mucho, sino para que mataran mucho. La conquista era el título de la propiedad; el botín, la hacienda; el desafío, la prueba del honor; el combate, la administración de la justicia en el juicio de Dios; el torneo, el agasajo[8] con que se rendía el corazón de la dama amada.

Todo se pretendía ó se ganaba con la fuerza, á punta de lanza ó tajo de espada. Toda actividad, todo invento, todo arte, se dirigían al oficio de la guerra y desarrollo de sus medios. Y entonces el pensamiento se situó en los brazos, y el hombre pensó con ellos durante los negros siglos de la barbarie. La humanidad se desmaterializó á medida que progresaba, y á la luz de la filosofía cristiana reconoció en sí un espíritu y vislumbró otra vida inmortal.

Siguió guerreando, pero á veces sus guerras, aunque conservaran su caracter bárbaro por sus medios, tomaron un caracter idealista por sus fines. El hombre peleaba por defender su fe, por imponer sus dioses. La sangre derramada parecía azularse con los colores del cielo, y el vaho[9] de ella parecía un incienso quemado en holocausto á las divinidades.

No todo eran lanzas y espadas, instrumentos de matanza salvaje. Al frente de ellas iban la cruz ó la media luna[10], símbolos de las contrarias creencias de los espíritus.

Y entonces el pensamiento se concentró en la fantasía, y el hombre pensó con la imaginación. La imaginación de la vida ultraterrenal y de las cosas que no son de este mundo: fué la época idealista, soñadora, romántica, de la fe religiosa.

El guerrero invocaba el nombre de Dios al entrar en batalla, y mataba en nombre de Cristo, el apostol del amor humano. Erigía templos en conmemoración de las victorias, fundaba obras pías con el botín, moría soñando con la eternidad, y yacía bajo la estatua armada en los sarcófagos de las capillas señoriales. Y el hombre que no guerreaba, vivía en la imaginación de las escuelas filosóficas, políticas ó religiosas con que mejorar la sociedad ó la vida del espíritu. Y así pensó con la fantasía la edad moderna.

La presente... la presente es la edad positiva. Todo su pensamiento ha pasado á residir en el estómago. Vuelve á materializarse como entre los hombres primitivos, con la diferencia de los refinamientos exteriores.

Pensábase entonces sólo en la satisfacción de las necesidades; se piensa ahora en la satisfacción de las necesidades y además de los placeres sensuales, bien que toda necesidad satisfecha sea un placer gozado.

El hombre es un salvaje elegante, vestido con sedas y lanas finísimas en vez de pellicas[11], y adornado con piedras preciosas en lugar de las plumas.

La actividad, las ideas, las invenciones van derechas á la cocina, á la despensa[12], al dinero que las surte[13], al bienestar de la materia, á la comodidad de la existencia.

La riqueza es talento; el arte de vivir bien, sabiduría suprema, merecedora de la alabanza pública. Recapitulando la historia del pensamiento de la humanidad, se ve que ha aparecido erráticamente en

7. Fuerza grande. — 8. Muestra de afecto ó consideración. — 9. Vapor sutil que se eleva de una cosa caliente.

10. *Croissant*. — 11. Pieles. — 12. Lugar de la casa donde se guardan los comestibles. — 13. Provee.

los pies, en los brazos, en la imaginación y en el estómago. Y que los hombres para admirar y las mujeres para amar, han dicho, sucesivamente: « ¡ Qué bien anda ese hombre! » « ¡ Qué fuerte es ese hombre! » « ! Qué religioso es ese hombre! » « ! Qué bien come ese hombre! »

Entendiéndose que en el bien comer van incluidos, naturalmente, los recursos[14] para ello y las demás ventajas y comodidades que lo acompañan y lo siguen como complemento lógico. Porque no sólo de pan vive el hombre.

Eugenio Sellés.
De la Real Academia Española.

14. Medios.

Las dos Sepulturas.

Junto á un mausoleo de insigne grandeza,
La tumba sin nombre de un obrero está,
Y entrambos á un tiempo del sol y del aire,
Los besos reciben con ciega igualdad.
No tiene una yerba el gran mausoleo
Que enlace su verja, que ascienda[1] á su altar,
Y todas sus líneas de petrea tiesura[2]
Respiran esmero, denotan frialdad.
En cambio el sepulcro del pobre artesano
El césped[3] le cubre con tierno anhelar,
Y en lazo amoroso la cruz que le abraza
Unida se encuentra á un bello rosal.
. . . .
La tumba del rico cuidola el dinero,
Y estéril su seno metálico está,
La tumba del pobre cuidola el cariño
Y vióse á su aliento las flores brotar.

J. Ruiz-Conejo.

1. Suba. — 2. Rigidez de piedra. — 3. Yerba menuda y tupida que cubre e suelo.

Dones fatídicos.

Palma, no te enorgullezcas
de superar en altura
á los laureles y almendros,
sobre cuyas copas triunfas.
No te ensoberbezcas, [1] rosa,
porque brillas y perfumas
y en el jardín y en el prado
reinas, excedes y ofuscas.
Esmalte y aroma en flores
es signo de desventura....
manos vendrán que te arranquen
é insectos que te destruyan.
Dulce flauta de la selva,
cantor que esponjas [2] la pluma
y abres el pico y exhalas
chorros de perlas de música,
no te envanezca el gorgeo, [3]
calla: los hombres te escuchan,
y trinos aprestan [4] redes
al ave que los modula.
Tierra, no envidies al astro
que te calienta y fecunda
y que surgente ú occiduo [5]
prodiga el oro y las púrpuras.
Tamaña magnificencia
nace de inmensa tortura....
¡El resplandor de un incendio
te vivifica y alumbra!
¡Cuán caro pagas, espíritu,
el nimbo que te circunda!
Tener ingenio y renombre
es tu verdadera culpa.
De rencores á tu gloria
es cómplice tu fortuna,
y pereces lapidado [6]
con montañas de impostura.

Salvador Díaz Mirón.

---

1. Excitar la soberbia. — 2. Ahuecas. — 3. Canto — 4. Preparan. — 5. Relativo al ocaso. — 6. Lapidar, aplicar el suplicio de morir á pedradas.

La nobleza de Aragón.

La nobleza de Aragón tuvo el mismo origen que la del resto de España, los elementos aristocráticos de la nación goda, desarrollados en las circunstancias especiales que creó para la península la invasión sarracena y la reconquista del territorio. Si hemos de creer á los historiadores aragoneses, los ricos hombres en Aragón son tan antiguos como la monarquía, y no falta quien los haga anteriores á los reyes; así sería la verdad si se pudiese prescindir en la historia de los diversos principados que se formaron después de la invasión sarracena, de que todos ellos no eran más que la continuación de la antigua y célebre monarquía de los godos.

De todas maneras, es siempre cierto que los nobles en Aragón tuvieron desde los principios grande poder é influencia. La nobleza de este reino tenía á la vez una organización política y militar, y formaba un cuerpo sólido y compacto [1] en que con los estrechos lazos de un interés recíproco, estaban unidos todos sus miembros desde el rico-hombre de natura hasta el último infanzón [2] ó hidalgo. Tres eran los grados principales de la jerarquía nobiliaria. Los ricos-hombres ó nobles por excelencia, los caballeros ó milites, como los llamaban los antiguos fueros, y los infanzones ó hidalgos. Sin estos había la clase de mesnaderos, que eran los que servían en la mesnada ó casa del Rey, y tenían en ella empleo ó mando superior. Todos ellos, al uso y semejanza de otros reinos, poseían tierras, castillos y vasallos [3], y en los lugares de su señorío gozaban de la justicia y de los demás derechos que en otras partes, aunque en mayor y más extensa escala, como diremos luego. Pero además de estos señoríos disfrutaban de otro gran elemento de poder. El gobierno de todas las villas y ciudades de realengo [4], llamado en Aragón «Honor» pertenecía por antiguas disposiciones única y exclusivamente á la clase de ricos-hombres, primero en feudo amovible según la libre disposición del Rey; después, como

---

1. Unido. — 2. Hijodalgo con potestad y señorío limitado. — 3. Súbditos. — 4 Pertenecientes al estado.

tenencia perpetua de que no podían ser privados sino por causa legítima y por sentencia dada en el tribunal de justicia de Aragón.

Los ricos-hombres gobernaban las villas y lugares de sus Honores; ponían en ellos Justicias [5] y Zalmedinas [6], cobraban una parte de las cargas públicas y hacían suyas, excepto en muy pocos casos, las caloñas ó penas pecuniarias, ramo muy importante en aquellos tiempos.

Estos honores nos los podía disfrutar el rico-hombre por sí solo; al contrario estaba determinado por la ley expresa que fuesen divididos en porciones proporcionadas al debido sostenimiento de un caballero, y que fuesen en seguida repartidas única y exclusivamente entre los de esta clase. Llamábanse estas porciones "Caballerías de Honor", y los que las obtenían de mano del rico-hombre cobraban en ellas los derechos que á este correspondían pero con obligación de servirle con las lanzas proporcionadas al producto de la Caballería. Cuando los Honores de amovibles se hicieron perpetuos, las Caballerías siguieron la misma suerte, y los caballeros no pudieron ser privados de ellas sino por causa y sentencia legítima.

Pero asi como el Rey no podía dar los Honores sino á los ricos-hombres, ni estos las caballerías sino á los caballeros, asi también nadie podía ser armado caballero ni obtener, por consecuencia las Caballerías sino los infanzones ó hidalgos, completándose de esta manera la gran trabazón y enlace de esta aristocracia y la robusta organización del cuerpo compacto que formaba.

El Marques de Pidal.

(Historia de las alteraciones de Aragón).

5. Ministros que la ejercían. — 6. Magistrado con jurisdiccion civil y criminal.

Curiosidades.

Utilización de tranvías viejos.

En Leith, ciudad de Escocia, se ha encontrado una nueva aplicación para los tranvias viejos, destinándolos á servir como dependencias del hospital donde se tratan enfermedades contagiosas.

A los vehiculos[1] se les quitan varios cristales, y en cada coche se acomodan dos enfermos sometidos á la cura por el aire y por el sol.

*
* *

Estadística yankee.

En 1880, los Estados Unidos publicaron un libro por cada 15.568 habitantes: en 1900, por cada 11.726. Durante este período el número de literatos descendió en esa república de 17 á 13, 3 por ciento.

*
* *

La escuela del libro en Milán.

En 1888 instituyeron las sociedades tipográficas milanesas una escuela profesional cuyos resultados fueron poco apreciables durante algunos años, á causa de la reducidisima asignación oficial que el establecimiento disfrutaba: pero después de 1900 la escuela ha comenzado á significarse, merced al apoyo que la procuró un filántropo italiano. Hoy, las enseñanzas que allí se explican, llaman la atención del mundo tipográfico.

El programa de estudios del establecimiento, ideado por el profesor Fumagalli, después de visitar las mejores escuelas similares de Alemania y Francia, comprende las materias siguientes: composición á mano y á máquina, litografía, galvanoplastia, estereotipia, estudios relativos á los procedimientos fotomecánicos, encuadernación,

1. Coches.

dibujo, lenguas italiana y extranjeras y preparación de adultos para el comercio de libros.

Todas esas enseñanzas son gratuitas, á excepción de un curso especial que exige gastos materiales por el cual los alumnos satisfacen una cantidad escasa.

El Grajo[1] y los Pavos reales.

Con las plumas de un pavo
Un grajo se vistió: pomposo[2] y bravo
En medio de los pavos se pasea
La manada[3] lo advierte, le rodea,
Todos le pican, burlan, y le envían....
¿ Donde, si ni los grajos le querían?
¿ Cuánto há que repetimos este cuento
Sin que haya en los plagiarios escarmiento?

SAMANIEGO.

1. Cuervo. — 2. Vanidoso. — 3. Conjunto ó reunión de animales.

El Sauce y el Cipres.

Cuando á las puertas de la noche umbría,[1]
Dejando el prado y la floresta amena,
La tarde melancólica y serena,
Su misterioso manto recogía;
Un macilento[2] sauce se mecía
Por dar alivio a su constante pena
Y en voz suave y de suspiros llena
Al son del viento murmurar se oía:
— ¡ Triste nací!... mas en el mundo moran
Seres felices, que, el penoso duelo,
Y el llanto oculto, y la tristeza ignoran.
— Dijo, y sus ramas esparció[3] en el suelo.
— " Dichosos, ay, los que en la tierra lloran".
Constetóle un ciprés, mirando al cielo.

JOSÉ SELGAS.

1. Sombria. — 2. Triste. — 3. Extendió.

Chascarrillo.

En la escuela:

La profesora levantando el dedo meñique: — ¿Cómo se llama este dedo?

La discípula no contesta.

— El auricular — dice la profesora con gravedad. — Se llama así porque generalmente es el que nos introducimos en el oído.

Y continúa, levantando el índice. — ¿ Y éste?

— El naauricular — contesta la discípula — porque generalmente es el que nos metemos en la nariz.

Les Cinq Langues

Nº 5. 5 Décembre 1906. 7e Année.

PARTE ESPAÑOLA

Enrique Gomez Carrillo.

Cuando el lector recorra las páginas de un periódico español cualquiera y encuentre una crónica brillante, ligera, viva, alada, y al

mismo tiempo rítmica y armoniosa como el vuelo de una mariposa en los templados días de primavera, tenga la seguridad de que al final hallará [1] este nombre: Enrique Gomez Carrillo.

Muchos años hace que le conozco, y aun cuando esperaba mucho de él, debo confesar que da bastante más de lo que esperaba.

Y lo confieso gustoso, casi con vanidad, pues cada vez que el dios éxito acompaña á uno de los de mi generación, mi alegria no puede ser mayor. Si, me alegro con toda mi alma y me considero profundamente obligado á los que tales satisfacciones me procuran.

Que un escritor español triunfe en España, es cosa digna de ser tenida en cuenta pero que al fin y al cabo no tiene nada de extraordinario. Lo que sí es extraordinario, — y á nadie sorprenderá que por ello me felicite, — es que un escritor español sea consagrado definitivamente en el mundo entero por las personalidades eminentes con que ese mismo mundo cuenta.

Y no debe perderse de vista que si llamar la atención con extravagancias y rarezas es algo, atraer la atención de los hombres sesudos [2] y eminentes haciendo lo mismo, exactamente lo mismo que otros han hecho, es cosa que se ve muy pocas veces.

Y esto es lo que Enrique Gomez Carrillo ha sabido lograr. Desde hace algunos años, los ojos de los intelectuales de Europa se han fijado en el Japón y los escritores del mundo entero al Japon han ido para contarnos lo que han visto en ese pais de maravillas y describirnos lo que el Japón es y puede llegar á ser.

Cansados estamos de leer en todos los tonos y en todos los idiomas los sacos de trigo que los Nipones recolectan ; los adelantos de sus industrias; la organización de sus escuelas ; sus costumbres, exóticas para nosotros ; su modo de vivir en la paz y su modo de morir en la guerra. Pero, con todo, leyendo estas curiosidades, comprendíamos que algo de lo que al Japón se refiere, quedaba oculto [3]. Algo importante que sin darnos cuenta

1. Encontrará.

2. De buen juicio. — 3. Escondido.

de lo que era, sentíamos necesidad de conocer, y ese algo que tanto nos intrigaba[4] Gomez Carrillo ha sabido ofrecérnoslo en sus dos últimos libros « De Marsella á Tokio », y « Alma Japonesa ».

¡ Sólo un gran artista podía encontrar la clave del enigma !

« *Alma Japonesa* ».Cuando cayó en mis manos éste libro admirable adiviné cuanto contiene, pues Gomez Carrillo es un verdadero mago, el único que sabe apoderarse de las almas de los pueblos y trasladarlas luego al papel en cascada de palabras que más bien parecen piedras preciosas.

Y cuenta que de estos libros no he de hacer ningún elogio. Por mí y por otros los han hecho hombres cómo Faguet, Moreas y Claretie, aparte que hay libros que no necesitan ser elogiados pues de sobra se elogian por sí mismos.

En este número publicamos algunos párrafos del artículo que sobre Gomez Carrillo ha escrito el eximio académico Emilio Faguet y damos también un fragmento de uno de sus libros : de uno de sus últimos libros, porqué Gomez Carrillo es un trabajador infatigable, y seguro estoy de que aun estaremos saboreando sus prosas deliciosas sobre el Japón cuando tendremos que dejarlas para leer otras en las que con habilidad de maestro nos contará cosas vistas en paises remotos[5] ó vecinos ; nos las contará siempre con la misma originalidad, con el mismo arte exquisito, y lo que aun es más, hasta entonces nos entretendrá con esas crónicas que diariamente escribe. crónicas que le han valido reputación universal, y que cual mariposas de brillantes colores destina á vivir un día en las columnas de los periódicos, lo que no habrá de impedir que sean más tarde recogidas por un amigo ó por un artista de corazón, que amante de lo bello no querrá que se pierdan esas páginas admirables en las que Carrillo sabe condensar el alma inquieta y encantadora de nuestros tiempos.

Carlos DE BATTLE.

4. Preocupaba. — 5. Lejanos.

El culto de la cortesía.

No hay necesidad de ser gran analista, ni siquiera un observador modesto, para descubrir que entre las virtudes de los japoneses la más generalizada es la cortesía. Desde que desembarcamos en un puerto cualquiera comenzamos á ver las reverencias, las inclinaciones de cabeza, las sonrisas. Todo el mundo sonríe y todo el mundo se prosterna[1]. Para darnos un dato[2], para responder á una pregunta, para ofrecernos un prospecto, para todo, á todas horas, en todas partes, una sonrisa, una reverencia. Y si de esto pasamos á los diálogos, tenemos que contar una palabra galante por cada frase y una inclinación de cabeza por cada palabra. Esta lengua que no tiene ni insultos ni groserías, está en cambio llena de voces halagadoras[3] y esta gente que cultiva el orgullo cual una religión conoce las más humildes maneras de prosternarse. « Es un país de sonrisas y reverencias — dice Loti — un país que corre hacia mil ceremonias de urbanidad y se hace cumplidos por el camino con un ardor que los europeos no conocen ni aun en tiempos de pascua ». Y esto que es lo que el viajero distraido ve desde luego, en la primera calle, el que trata de penetrar en el alma nacional lo ve, agrandado, en mil formas distintas en el fondo de toda la vida japonesa. La cortesía es lo primero y lo último. En cuanto llegamos al hotel, aprendemos á decir : « Señor criado » y « Señor cochero ». Luego, en las circunstancias más

1. Postra. — 2. Testimonio, documento. — 3. Agradables, aduladoras.

difíciles, cuando nuestros nervios se crispan, encontramos á cada paso la lección de las sonrisas, la lección de la galantería, la lección de la suavidad. Las madres que vuelven de la estación de Shimbachi de despedirse de sus hijos que van á la guerra ó al destierro, sonríen. Todo sonríe, todo se inclina en la vida real. Y si por desgracia llegamos á provocar algún odio, el que nos detesta también nos sonríe y se inclina.

Para comprender hasta que extremo llevan los japoneses el sentimiento de la cortesía, hay que recurrir á las antiguas leyendas poéticas, en las cuales se ve que la naturaleza misma tiene, ante los caballeros que pasan, inclinaciones y reverencias. « Las olas — dice el *Heiké Monogatari* — se entreabrieron *respetuosasamente* para tener el honor, *insigne honor* de absorver[4] el cuerpo del príncipe ». Los samurayes que se detienen en el camino proporcionan á los árboles *la alta honra de* darles sombra. Los ríos *sienten el orgullo* de que los remos les *proporcionen el placer* de penetrar en sus aguas. Las flechas mismas en las batallas, matan *humilde y respetuosamente*. Ni la cólera, ni el odio, ni la prisa, disminuyen la rigidez de los ritos galantes. Un guerrero que va á perecer[5] en una batalla, dice á su adversario: « Veo con el más profundo sentimiento de admiración que vuestras tropas se han servido vencernos ». Y si el capitán dichoso le ofrece salvarle la vida en caso de que consienta en rendirse, el vencido contesta : « Perdonad que me atreva á no consentir en lo que me hacéis la merced[6] de pedirme, más es cosa indispensable que un caballero que pierde una batalla pierda también la vida; y así os ruego que me concedáis la gracia de seguir peleando hasta que hayamos sucumbido todos ».

4. Tragarse. — 5. Morir. — 6. La gracia.

Las fórmulas para solicitar un servicio son extraordinarias. A cada momento, en las cartas antiguas, vemos frases como esta : « Tengo el honor de rogaros humilde y respetuosamente que os dignéis hacerme el favor de tener la bondad de condescender en hacerme la inmerecida merced de venir á cenar conmigo ». Las mujeres, las heroinas de las novelas, no terminan nunca una epístola sin escribir la frase corriente : *medétakú-kasikú*, que significa : me despido *temblando de regocijo*[7]. Pero lo que mejor puede dar una idea de la cortesía epistolar, es el texto que el catedrático Rosny traduce literalmente en sus memorias sobre las letras japonesas y que en castellano rezaría : « Dignaos obtemperarme[8] el inapreciable privilegio de rebajaros hasta el suelo para acordarme con vuestra inapreciable benevolencia el invicto honor de gratificar á este vuestro estúpido servidor con la inapreciable amabilidad de obtener de vuestra alma el favor de hacerme digno de elevarme tan alto que pueda tributaros el modesto homenaje de mi profundo é inquebrantable respeto, inclinándome luego en el honorable polvo que pisan vuestros nobles pies ». Los campesinos mismos son corteses y floridos como damas preciosas de Molière. En la biografía del poeta Baço, hay una anécdota curiosa y significativa. Dos ó tres leñadores detienen en pleno campo al inventor de los haikais y le dicen : « Tu nombre aromático nos autoriza á tomarnos la libertad de implorar tus consejos ». Y no os figuréis que los escritores exajeran al reproducir el lenguaje corriente. La cortesía es una religión nacional que todos, desde el mikado hasta el *cooly*, respetan de un modo escrupuloso. Leyendo los libros de Kyuso que Maselière comenta, vemos que en su época las maneras de la corte se generalizan entre

7. Gozo. — 8. Concederme.

el pueblo y que ni los más miserables saben insultar ó mostrarse groseros. Los trabajadores se dirigen la palabra en términos corteses, empleando los diminutivos de que su vocabulario dispone. En cuanto á los samurayes « su lenguaje es tan pulido y galano — dice Kyuso — que el pueblo lo entiende apenas. Un militar desterrado tuvo que consagrarse en una isla lejana de la costa á los trabajos manuales, y aunque trató de adoptar el habla corriente de la plebe, no logró nunca hacerse comprender de una manera exacta por sus compañeros que le tomaban por un loco. Según la gramática de las altas clases, las terminaciones de los verbos cambian conforme el género de respeto que se tiene que expresar. Decir « el criado *llevaba* un cesto », no es lo mismo que decir « el señor *llevaba* un sable ». Las sílabas tienen sus reverencias y sus desdenes, sus respetos y sus altiveces, sus inclinaciones y sus muecas. Los eruditos discuten durante años enteros sobre el valor de los términos corteses ó galantes. Para las costumbres refinadas, hace falta una lengua llena de quintesencias. Todo está sujeto á leyes estrictas de etiqueta. Un noble puede matar sin deshonrarse, pero no puede permitirse un ademán grosero. ¡ Que digo ! ¡ Hasta el mismo monarca es esclavo de los ceremoniales !

Enrique Gomez-Carrillo.

Á un Poste telegráfico[1].

¡Eras ayer muy grande ! Tu ramaje
Ostentaba su pompa[1] en el camino,
Como señor que marca su destino
Al pueblo que le rinde vasallaje[2].
En tu copa, penacho[3] del boscaje[4],
Cantó el jilguero su cantar divino :
Tu sombra dió consuelo al peregrino,
Tu tronco, freno al huracán salvaje.
Y al mirarte sin hojas, sin verdores,
Sin nidos y sin pájaros cantores,
Tu grandeza se ensancha y señorea.
Que al erguirte en el monte ó en el llano......
¡Eres sostén del pensamiento humano
Y arde en tu sien la chispa de la idea !

M. R. Blanco Belmonte.

1. Fausto, vanidad. — 2. Tributo, homenaje. — 3. Adorno. — 4. Conjunto de árboles.

« El Alma Japonesa »
de Gomez Carrillo.

Lo que hace que este libro sobre el Japón no sea como otro, es que está escrito por un español. Y esto es muy importante. Todos nuestros libros sobre el extranjero son panegíricos violentos. El francés que ha visitado pueblos extraños principia por estar contento de sí mismo; cree que ha hecho una cosa que en general no hacen todos los franceses, y después cede forzosamente á la fuerza del principio: « todo nuevo, todo bello », dogma y principio puramente franceses.

Emilio Faguet
de la Academia Francesa.

De ahí que todos los libros franceses que hablan de países extranjeros sean sospechosos al lector prudente y circunspecto.

Pero Gomez Carrillo es un español, y su libro — admirablemente traducido por Monsieur Charles Barthez — es menos sospechoso, pues todos sabemos que los españoles no admiran nada fuera de sus fronteras, y por que careciendo de esa tendencia natural, si admiran algo es con conciencia, ó por lo menos por que tienen alguna razón para admirar.

Ahora bien, Gomez Carrillo admira profundamente á los japoneses.

Y lo que se piensa después de leer su libro es esto: « Decididamente he ahí un gran pueblo ».

Es cierto que la medalla tiene su reverso, pero aquellos de nosotros que conservamos las ideas viejas y los sentimientos caducos, encontramos muchas cosas que admirar en ese bello país que tan admirablemente nos describe Gomez Carrillo. Y antes de seguir adelante, debo advertir que Gomez Carrillo es de los que conservan las viejas ideas y los sentimientos caducos, y que las cosas que debemos admirar son el amor á la patria, el amor de la gloria y el desprecio absoluto de la muerte. Con todo eso se va muy lejos, ó al menos no se muere nunca, lo cual es ya bastante.

El patriotismo japonés es de un ardor, de una intensidad desconocida en los pueblos occidentales más patriotas, y para imaginároslo aproximadamente, es menester que sepais que el « ¡ Que él muriera ! » de Corneille no parecería sublime en el Japón: parecería natural y hasta se consideraría como un truismo, una simpleza [1] algo ridícula. Sin duda que es necesario morir por la patria, de eso no hay que hablar siquiera; esas son cosas que no se dicen, de tal modo son triviales [2]. He ahí lo que pensaría todo japonés de « ¡ Que él muriera ! » de Corneille.

El provervio infantil que sin cesar repiten los escolares reza así:

— « ¿ Cuál es el más grande honor ? »

— « Morir por el emperador ».

El patriotismo es el fondo de el alma japonesa. El japonés vive en estado nacional como el pez vive en estado acuático. Por una razón misteriosa y por efecto de un encantamiento [3], si el patriotismo desapareciera de su corazón, moriría.

El amor de la gloria no es menor que el amor de la patria y se confunden en uno solo.

« Lo que nos da la superioridad sobre los rusos — decian los japo-

1. Tontería. — 2. Vulgares. — 3. Hechizo.

neses es que el soldado ruso, soldado admirable, se bate[4] por deber y nuestros soldados se baten por amor á la gloria. Dejar su nombre en la memoria de sus compañeros y en la de sus conciudadanos, y decir al mundo que el japonés es el hombre más bravo[5] del universo, he ahí el pensiamento constante que le tiene en perpetuo estado de exaltación y de embriaguez. ¿ Quién podrá resistir á tal hombre ? »

. . . .

Para estimular vuestro gusto, mostrandoos que siendo todo serio é instructivo, ese libro está lleno de encanto, terminaré copiando una anécdota.

La anécdota es bella, toda llena de humor, á lo Franklín, y con sabor oriental que la realza. Para hacer resaltar, entre todos los méritos, el espíritu de justicia y de lealtad que sin duda no se creen obligados á que sean internacionales, si yo creo ciertos informes bastante auténticos de los que resulta que los japoneses hicieron saltar en plena paz y sin ninguna declaración de guerra, dos buques de una nación extranjera, — Gomez Carrillo nos cuenta la historia del juez Itakura :

« Este magistrado tenía la costumbre de presidir su tribunal escondido detrás de un biombo, y de moler té durante las audiencias. « ¿ Por qué haces eso ? » — preguntóle un día el daimio. Y el buen juez le contestó : La razón que tengo para oir las causas sin ver á los acusados, es que hay en el mundo simpatías, y que ciertas caras inspiran confianza y otras no ; y viéndolas, estamos expuestos á creer que la palabra del hombre que tiene rostro honrado es honrada, mientras la palabra del que tiene rostro antipático no lo es. Y esto es tan cierto, que antes de que abran la boca los testigos, ya decimos al verlos : éste es un malvado[6] ; éste es un buen hombre ».

« Pero luego, durante el proceso, se descubre que muchos de los que nos causan mala impresión son dignos de cariño, y al contrario, muchos de los agradables son inmundos. Por otra parte, yo sé que aparecer ante la justicia, aun cuando se es inocente, resulta una cosa terrible. Hay personas que, viéndose frente al hombre que tiene entre sus manos su suerte, pierden toda energía y no pueden defenderse , y parecen culpables sin serlo. El daimio exclamó : Muy bien, pero ¿ por qué te entretienes en moler té ? Por esto que voy á responderte, murmuró el juez. Y le dijo : Lo más indispensable para juzgar es no permitir á la emoción dominarnos. Un hombre de verdad, bueno y no débil, no debe nunca emocionarse; pero yo no he logrado[7] aún tanta perfección, y así, para asegurarme que mi corazón está tranquilo, el medio que he encontrado es moler té. Cuando mi pecho está firme y tranquilo, mi mano también lo está, y el molino va suavemente y el té sale bien molido ; pero en cambio, cuando veo salir el té mal molido, me guardo[8] de sentenciar. »

La anécdota merece retenerla en nuestras memorias y hasta escribirla en los muros de nuestros pretorios.

Y ahora id á visitar el Japón, y que Gomez Carrillo sea vuestro guía. Por el momento yo no conozco otro mejor.

Emilio Faguet.
(De la Academia Francesa.

4. Pelea. — 5. Valiente. — 6. Mal hombre.

7. Conseguido. — 8. Libro, evito.

Lo insepultable.

Apólogo.

El conde Fabricio Aznar
camino del camposanto[1] :
— ¡Ay, me molestaba tanto
que la tuve que matar !

1. Cementerio.

¡En vano apelé[2] con ella
á la súplica y al ruego;
contra aquel encono[3] ciego,
toda mi labor se estrella!
Bien pronto su vida fué
con la mía incompatible...
¡Nuestra unión se hizo imposible
y sus lazos quebranté[4]!

Ya en la mansión[5] de la muerte,
—¿Dónde está el sepulturero?
—¿Qué deseáis caballero?
—Especial encargo hacerte:
¡de una fosa, la mayor!
—¿Ocho pies?—Aunque algo exceda.
—¿Fondo?—Todo el que se pueda:
¡cuanto más hondo mejor!
—¿Será el entierro este día?
—Hacia la seis de la tarde.
—Bien está.—¡Que Dios te guarde!
—¡Y á vos la Virgen María!

Dejan pico y azadón
la gran sepultura abierta,
conducen luego á la muerta
y empieza la inhumación[6].
La húmeda tierra extraída
de la hoya, vuelve á ocupar
su primitivo lugar
con sorda y lenta caida.
Mas, ¡oh trabajo que abruma!
¡Aunque se amontona tierra
ni aquella sima se cierra
ni aquel cadáver se inhuma!
Asombro y miedo gradual
el enterrador denota
al ver que el cadáver flota
en su albergue sepulcral,
y enloquecido de espanto,
arroja pico y azada,
y casi á la madrugada[7]
abandona el camposanto.

Ya el alba resplandeciente
los espacios ilumina
descorriendo la cortina
que oculta al sol en su oriente,
cuando vienen á topar
á la vuelta de un sendero,
el triste sepulturero
y el conde Fabricio Aznar.

2. Recurrí. — 3. Mala voluntad. — 4. Rompí. — 5. Morada, casa. — 6. Entierro. — 7. Aurora.

¡Una palabra, señor!
¡Tened el paso un instante!
grita con voz anhelante
el medroso[8] enterrador.
—¿Cómo se llama la muerta,
que al sepelio[9] habéis llevado?
—¡Pues qué! ¿no la has sepultado?
—¡Aún esta su fosa abierta;
¡Hasta el despuntar[10] del día
estuve cava que cava!...
¡Cuanta tierra al hoyo echaba
tanta el hoyo despedía!
Por tal razon, no os asombre,
noble señor, mi pregunta:
¿De semejante difunta
no podré saber el nombre?
—Calma tu curiosidad,
pues vas á quedar servido:
¡Nadie enterrarla ha podido
y se llama LA VERDAD!

Marcos ZAPATA.

8. Miedoso. — 9. Acción de sepultar. — 10. Empezar.

La Imprenta*.

II

Pero cuando un fenicio, (yo imagino que debió de ser un obrero sin título ni nacimiento) hubo enseñado á los hombres á pintar la palabra y fijar por medio de trazos esta voz fugitiva, empezaron las vagas inquietudes de los que se cansaban de trabajar para los demás y al mismo tiempo la abnegación monárquica de los que á todo trance querían que se trabajase para ellos. Las primeras palabras trazadas fueron *libertad, ley, derecho, equidad, razón*; y desde entonces se vió claramente que ese arte ingenioso tendía directamente á roer las pensiones y los sueldos. De esa época datan los cuidados de los empleados y de los cortesanos.

Y mucho peor fué cuando el hombre de Mayenza (tan poco

* Véanse las otras cuatro partes.

noble, según creo, como el de Sidon), hubo imaginado á su vez apretar entre dos tablas la hoja que otro hiciera con trapos reducidos á pasta: ¡ tan hábil es el demonio para sacar partido de todo con el fin de perder almas! Por este medio, el alemán multiplicaba esos trazos de figuras que el fenicio había inventado, multiplicando los males que el pensamiento causa. ¡ Oh! Terrible influencia de esta raza que no sirve á Dios ni al rey, entregada á las ciencias mundanas, á las viles profesiones mecánicas. Perniciosa estirpe: ¡ de qué no sería capáz si se la dejase en libertad, abandonada sin freno á ese fatal espíritu de conocer, inventar y perfeccionar! Un obrero, un miserable ignorado en su taller, hace con guiñapos una cola y con la cola el papel que otro sueña en manchar con un poco de negro: y he ahí el mundo alterado, vacilantes las antiguas monarquías. ¡ Diabólica industria!

Tantos hay, que ya no hay más que un medio de gobernar, sobre todo desde que otro emisario del infierno encontró esta otra invención de distribuir todas las mañanas á veinte ó treinta mil abonados una hoja en la que se lee todo lo que el mundo dice y piensa, los proyectos de los gobernantes y los temores de los gobernados. Si estos abusos continuan, ¿ que podrá emprender la corte sin que sea comprobado de antemano, y examinado, juzgado, criticado y apreciado? El público se mezclaría en todo, en todo querría meterse para bien de sus intereses, y contaría con la tesorería, vigilaría la alta policía, y se burlaría de la diplomacia. En fin, la nación dirigiría al gobierno como á un cochero á quien se paga y que debe llevarnos no á donde él quiere, ni como quiere, sino ádonde pretendemos ir y por el camino que más nos conviene. Cosa horrible, sólo al pensarla, y contraria al derecho divino y á los capitulares.

(*Concluirá.*)

Traducción de las " Cartas de Paul-Louis Courier al redactor del Censor IX" (10 de marzo de 1820).

Epitafio.

Á Don Rodrigo Calderón.

Hoy de fortuna el desden
Aquí dió muerte inmortal
A quien el bien hizo mal
Y á quien el mal hizo bien.

Conde de Villamediana.

Epigrama.

Hurtáronle á un corcobado[1]
Una ropilla, y como era
Hecha á su medida, y como
Para una tortuga hecha,
Cuando echó menos el hurto
No hizo mayor diligencia
Que decir contra el ladrón:
« ¡ Plegue[2], á Dios que bien le
[venga! »

Álvaro Cubillo.

1 Jorobado. — 2. Plazca.

Les Cinq Langues

Nº 6. 20 Décembre 1906. 7e Année.

PARTE ESPAÑOLA

El Recuerdo de un Botijo[1].

¡Aun conservo en la memoria,
no lo olvidaré jamás,
aquel trago de agua fresca
del botijo de Pilar!
Era una tarde de Agosto ;
volvía yo de Alcalá,
cabalgando en un mal penco[2]
bajo un sol canicular.
Presto sentí en la garganta
una horrible sequedad,
y creciente sed rabiosa
me empezó á mortificar.
En dos leguas de camino
por carretera infernal,
ni un parador, ni una venta
me fué posible encontrar,
ni siquiera un pobre arroyo,
ni un tísico manantial
donde humedecer las fauces
y la horrible sed calmar.
Aseguran que el sediento
imagina en su ansiedad
ver frescas y claras fuentes
donde no hubo agua jamás ;
y yo, lector, que he pasado
por esa angustia mortal,
semejantes ilusiones
afirmo que son verdad.
Presa de febriles vértigos
iba en mi jaco[3] alazán
maquinalmente avanzando
por la carretera Real,
cuando vislumbro á mi izquierda
ese albergue peculiar
de los peones camineros
como un dado colosal.
Me aproximo á la caseta ;
paro el jamelgo[4] al llegar,
y entre la apacible sombra
de alto y alegre parral,
más rubia que aquellas onzas[5]
que ya nunca volverán,
con ojos de azul intenso
como las aguas del mar,
sentada una linda joven
aparece en el umbral,
y al lado suyo un botijo
que gotea al traspirar.
Saludo sin apearme
y pídola con afán
de la incitante vasija,
el líquido celestial.
Ella contesta al saludo
con mucha amabilidad ;
luego me brinda el botijo,
y ¡oh, dioses! ¿Como pintar
por medio de la palabra
ese placer sin igual
de un chorro refrigerante
cayendo en el paladar,
corriendo por la garganta
y apagando aquel volcán ?
Alcé el botijo tres veces,
y al cabo, saciada ya
la maldita sed, me pongo
de hito en hito[6], á contemplar
la bella *samaritana*
del camino de Alcalá.
—¿Cómo te llamas? — la digo,
y ella responde : — Pilar.
—¿Tienes novio?—Es muy temprano :
no hay gran prisa... ya vendrá.
—¿Es tu padre el guarda?—El mismo.
—¿Sola en la casuca estás ?
—No tan sola... ¡Tigre!¡ Tigre! —
y un mastín[7] descomunal
acude á la voz de su ama.
con cavernoso ladrar.

1. Vasija de barro con dos pitones, uno para echar el agua, otro para beber, y un asa entre ellos. — 2. Caballejo. — 3. Caballo pequeño y ruin.

4. Sinónimo de penco. — 5. Antigua moneda de oro cuyo valor era de ochenta pesetas. — 6. Con mucha fijeza. — 7. Perro de ganado.

—¿Qué opina usted de este amigo?
—¡Que es un soberbio guardián!
—¡Magnífico!—Toma un duro [8]
para comprarle un collar.
— Saldría el agua muy cara,
y aquí de balde se da!
—No he pretendido...—Buen viaje,
que hay nubes de tempestad
y hasta Madrid todavía
queda bastante que andar.—
Dijo la discreta joven
y fuese sin más ni más .
y yo seguí cabizbajo
por la carretera Real.
. . . .
. . . .
¡Desde aquella fecha, un tercio
de siglo ha pasado ya,
y aún conservo en la memoria,
no lo olvidaré jamás,
aquel trago de agua fresca
del botijo de Pilar...
la bella *samaritana*
del camino de Alcalá!

Marcos Zapata.

8. Moneda de plata de cinco pesetas.

Don Marcos Zapata.

Yo no sé por qué, pero lo cierto es que desde hace algunos años la juventud modernista ó *esteta*, — que también la llaman así, — no perdona momento ni ocasión para poner como digan dueñas á las composiciones poéticas y á los que las hacen.

En los Ateneos no es raro oir largos discursos cuyo fin no es otro que demostrar que la forma poética está llamada á desaparecer, y en buen número de revistas y periódicos, — de relativa importancia, por de contado, — se encuentran interminables artículos que tienden á lo mismo.

Cuantas veces me he visto obligado á escuchar las diatribas[1] oratorias de los unos, y mis ojos se han encontrado con los desahogos escritos de los otros, he pensado:

— Tal vez tienen razón, pero no me convencen. Para lograrlo[2] sería preciso que todo esto me lo dijesen en sonoras quintillas, hermosas octavas reales ó brillantes décimas. . . . Si esto hiciesen. . . tal vez. . . .

Y esto lo he pensado por que

creo que alguien ha dicho, — y si no lo ha dicho nadie lo digo ahora yo, — que para despreciar á la aristocracia hay que ser duque, y como es lógico, pienso que á los que desprecian á la poesía, no les falta más que una pequeñez para que su opinión pueda ser tenida en cuenta; ser poetas. . .

Por que poetas, lo digo con la mayor sinceridad, no hay muchos, y en España podemos contarlos con los dedos de una mano y aun serán dedos lo que sobrarán.

Don Marcos Zapata es uno de esos pocos, y entre los vivos, es sin disputa el primero de ellos.

Nació en Aizón, villa aragonesa que pertenece al partido judicial de Borja, y después de haber perdido quince años como él mismo dice con mucha gracia, estudiando en la escuela, en el Instituto y en la Universidad de Zaragoza, á

1. Discurso ó escrito violento.

2. Conseguirlo.

Madrid se fué embozándose con la lira y dispuesto á conquistar gloria y fortuna.

Los filósofos pesimistas afirman que los hombres no logran nunca más que la mitad de lo que se proponen, y si se toma á don Marcos Zapata como ejemplo, esa teoría resulta verdadera, porque fortuna no logró conquistarla, pero en cambio, gloria tuvo cuanta quiso y siempre que la quiso.

De ello dan fe « La Capilla de Lanuza» «El Castillo de Simancas » « El Anillo de Hierro », y un sin fin de obras que sería prolijo enumerar.

Niño mimado de la inspiración, Don Marcos Zapata encuentra siempre el camino para llegar al corazón del público, y el público entusiasmado premia siempre con ensordecedores[3] aplausos su delicada labor.

¡Jamás poeta alguno logró hacer vibrar su lira con acentos tan sublimes y vigorosos !

Domina al público á su antojo[4], hace que llore y ría con sus personajes, que los ame ó los aborrezca, y si alguna vez se propone hacerle llegar al delirio, lo consigue solo con poner en boca de uno de sus héroes una descripción.

En esto, Don Marcos Zapata no tiene ni tendrá rival.

Lanuza, al relatar sus secretos amores con Doña Isabel de Aznar, le conquista la ovación más ruidosa y espontánea con que un poeta puede soñar. Maldonado, en "El Castillo de Simancas", hace una descripción que se aprendieron de memoria todos los españoles, y aun cuando hablando de Zapata alguien le llamó el poeta de ayer, yo tengo para mí que también es el poeta de hoy, y lo será de mañana.

Por esto, — apesar de ser joven y de gustarme con delirio lo moderno cuando lo moderno es bueno, — me complazco rindiendo desde aquí un modesto tributo de admiración al ilustre poeta, al más español de cuantos poetas han existido, á aquel en cuyas obras, inspiradas en nuestro pasado, se encuentran saludables advertencias para el presente y enérgicas profecías para el porvenir.

Carlos de Batlle.

3. Atronadores. — 4. Capricho.

De todo un poco.

La aproximación y la cordialidad existente entre Francia y España se manifiesta de mil distintas maneras.

La declaración del gobierno español, con respecto á la cuestión de Marruecos, es una prueba más entre las que todos los días se producen.

Ya durante mi último viaje por España pude cerciorarme de que á los franceses nos trataban con muchísimas más consideraciones que á los súbditos de otras naciones, y hoy tengo el convencimiento de que las corrientes de simpatía que se establecen resultarán[1] muy sólidas por serlo la base en que reposan. Y esa base es la intelectualidad.

Raro es el día en que no cae en mis manos, ora un libro francés traducido al español, ora un libro español traducido al francés, y los nombres de Gomez Carrillo, Armando Palacio Valdés, Blasco Ibañez y tantos otros, han llegado á sernos familiares. Por si esto no fuese bastante, veo que *El Imparcial* empieza á publicar en sus columnas artículos inéditos de nuestros escritores más conocidos. . . .

Tan sólo[2] dura y perdura lo que nace de la comunión voluntaria de las almas.

La ingeniosa escritora española que publica sus preciosos artículos en *El Heraldo de Madrid*[3] abrió

1. Vendrán á ser. — 2. Solamente. — 3. La escritora aludida firma con el seudónimo de Colombine.

una votación para saber si la opinión general en España concedía á las mujeres derechos políticos.

El resultado ha sido negativo, pero los que han dado su voto en la cuestión han sido los hombres.

Ello es que las mujeres en las naciones de raza latina, sea por indiferencia, sea por coquetería, sea tal vez por mera ignorancia, parece que no se dignan fijarse en lo que á ellas toca directamente, es decir, en el papel que deberían desempeñar en los actuales momentos.

No deduzca ó infiera nadie de lo dicho que opino en pro del feminismo y me meto con sus contrarios [4], ó que soy partidario de estos, pues deseo conservar muy cuidadosamente en mis adentros [5] lo que pienso sobre el particular.

Ahora tan sólo quiero decir que vería gustoso que las inteligencias femeniles se diesen exacta cuenta de su importancia, é hiciesen esfuerzos para intervenir activa y rápidamente en las cuestiones que se relacionan con el porvenir de las mujeres, y me permito pensar que la muy sympática redactora de *El Heraldo* será de mi mismo parecer.

Por esto me atrevo á pedir á *Colombine* que recomiende á sus lectoras un libro que acaba de ver la luz, admirablemente traducido al español por una señora, libro que no es otro que las *Lettres à Françoise* de Marcel Prévost.

Al recibirlo, recordé lo que muchas españolas me dijeron pocos meses há.

— En España, las mujeres no leemos porque no se escriben libros para nosotras.

Ahora los tendrán, pues las *Cartas á Paquita* componen el primer tomo de una colección que promete ser muy notable.

Ya el año pasado, la Sociedad de Propagación de lenguas extranjeras en Francia nos ofreció un conjunto de conferencias literarias en alemán, inglés, italiano y español, que resultó interesantísimo.

Animada por el éxito que obtuvieron, este año las repite, y aparte de las que cada miércoles tienen lugar en la Sorbonne, muy pronto se celebrará otra serie en el domicilio de la citada Sociedad.

El conferenciante español ha elegido como tema « Los prosistas españoles del siglo XIX ».

No es mala ocasión para entrar en relaciones íntimas con obras tan interesantes.

Terminemos saludando la aparición de una nueva revista española titulada *El Nuevo Mercurio*, que empezará á publicarse el 15 de enero próximo.

En ella escribirán no sólo los escritores jóvenes más eminentes de España, sino también los más egregios literatos del mundo entero.

Nos aseguran que *El Nuevo Mercurio* será un compendio del movimiento intelectual de Europa y América, un compendio mensual y muy barato.

El que quiera más que pida.

Julio Laborde.

4. Armando camorra á sus adversarios. — 5. En lo interior de mi ánimo.

Los Zapatos Nuevos.

Metidos en su estantería se hallaban multitud de botas y zapatos lujosos y modestos, chicos [1] y grandes, de tela y becerro, de charol [2], de piel de vaca, quietos todos y formados en hileras, como se ven los pies de los soldados el día que estos cubren por cualquier motivo la carrera de alguna procesión ó comitiva cívica de gran pompa.

Entró un parroquiano [3] en la tienda y pasó revista al abigarrado batallón.

Se fijó en un par de zapatos que al lado de unas botas nuevas de charol se hallaban como meditando en cual sería su suerte, y eso que poco tenían que pensar en ella.

1. Pequeños — 2. *Cuir verni*. — 3. Cliente.

Ellos eran unos zapatos de obrero, y desde luego sospechaban lo mucho que tendrían que padecer, las miserias que habían de presenciar y la triste vejez que les esperaba, pues se verían trabajando hasta romperse de viejos; no así las botitas vecinas, y así lo entendían ellas, pues era más el charol que se daban [4] casi que el que tenían.

¡ Oh, las botitas apretarían el pie de alguna dama rica, que siempre las llevaría en coche y, por último, las regalaría á su doncella la que, por no esperar otras en mucho tiempo, habría de cuidarlas con esmero y solícito amor !

Pronto aquellas botas y zapatos allí reunidos se distribuirían á diversas personas y seguirían opuestos caminos, tal vez para jamás reunirse.

Al meditar en los confusos trazados que señalan los zapatos y botas que andan por el mundo, se medita en los enrevesados y complicados tejidos de hilos que tiende el destino.

Por fin, el parroquiano que había entrado en la tienda se decidió y tomó los zapatos ; se los probó, dió dos golpes con ellos en el suelo y salió de la tienda despidiéndose del maestro; en tanto los zapatos lo hacían de sus hermanos, y especialmente, del par de botitas de charol, sus vecinas.

Al principio, debe ser doloroso el oficio de un zapato nuevo, y por eso ellos, mal humorados, aprietan el pie como rebelándose; pongámonos en su lugar, mejor dicho, dejémonos poner como ellos, y veremos que eso de mantener el cuerpo de un extraño y tener que doblarse sobre el suelo á su voluntad, es muy duro.. así es que al principio opusieron algunos inconvenientes que obligaron á cojear á su dueño ; pero pronto se ensancharon un poco, sin duda con el aire fresco.

¡ Qué mundo se ofreció á su vista ! No eran todos los calzados tan nuevos como los de la tienda; entonces fué cuando comprendieron lo terrible de la existencia: tropezaron con miles de zapatos obligados á andar cuando casi les faltaba la suela ; algunos, escépticos ya á fuerza de desengaños, se reían de todo y producían en el suelo menos ruido que una despreciable zapatilla ; otros, bebían tinta, y al ser arrastrados lanzaban al aire tristísimos lamentos.

De pronto, un frío intenso y una humedad ingrata corrió por la piel de los zapatos nuevos. No comprendieron la causa; porque ellos, aunque tienen alma — no os riais, que es una verdad, y si no preguntádselo á un zapatero, persona competente — digo, que aunque los zapatos tienen alma, no son muy largos de vista, por eso se pisan con frecuencia unos á otros y por eso no se explicaron los de mi cuento aquel frío y aquella humedad que les mojaba.

Pero vosotros que vivís en Madrid comprenderéis que se trata de una ducha de esas que regala el Municipio á los vecinos de la corte en cada esquina.

Los zapatos se sintieron golpeados por su dueño contra la acera y luego llevaron á éste á una tienda donde acudió á guarecerse [5].

Allí, su dueño se refugió, y en tanto pasaba el peligro, se puso á mirar un cuadro que había colocado en la pared, y de pronto, sus pobres zapatos volvieron á ser víctimas de sus movimientos ; el dueño comenzó á danzar y á saltar con rapidez de niño, y luego, saliendo á la calle, dió en caminar por ella con apresuramiento de loco.

— Pues señor, se decían uno á otro los zapatos en tanto que andaban y con voz fuerte aunque algo tomada [6] por la humedad, este hombre no debe ganar para zapatos, ni nosotros para sustos ; lo que es así ni un mes duramos.

Y naturalmente, se pusieron tristes ; pero no lo estaba su dueño, porque el cuadro que había mirado era la lista de la lotería y allí vió que había caído un premio de importancia en un número del que

4. Darse charol, darse tono.

5. Resguardarse. — 6. Ronca.

tenía dos décimos. ¡ Figuraos! ¡ Pobres zapatos!

II

Envueltas en un pañuelo de percal para que no las diera el frío, el muchacho del taller llevó las botitas de charol á una linda señora que habitaba un hotel magnífico, no recuerdo bien su número, pero sí que se halla en la Castellana.

Luego de silbar unas cuantas óperas de plazuela, tirar algunas piedrecitas á los gorriones, recoger unas cuantas colillas [7] y quedarse embobado ante el escaparate de una pastelería, llegó, por fin, el aprendiz con las botas al hotel referido.

Por entre las aberturas del pañuelo llegó á las botinas un perfume delicioso, y al ser descubiertas se hallaron sobre una mullidísima alfombra junto á unas zapatillas bordadas de oro. Eran las que calzaba la señora.

De la chimenea llegaba un tibio y grato calorcillo, y el rojo de las brasas reflejaba como en unos ojos en las bigoteras de charol de las botitas.

Un gatito pequeño y blanco golpeó graciosamente los elásticos con su manita, y las blancas y suaves de la señora se apoderaron de las botas, y con un calzador dorado fueron obligadas á entrar en los pies.

Aquello fué sin sentir; dulcemente el pie se deslizó, y ¡qué pie! tan pequeño y lindo, que más se creerían las botinas cajas de confites que botas, y más tomarían por almendra que por pie aquel menudo y precioso pie.

Lo dicho, la mejor vida : andar sobre alfombras, ir bien tapaditas en el coche, verse muy cuidadas, aspirar aromas deliciosos, y, sobre todo, tratar con el más aristocrático calzado, sin verse jamás expuestas á recibir el apretón de un zapato de aguador.

Si se llegaran á encontrar en el delicadísimo caso de servir á su señora de confidentes lo harían, sí señor que lo harían; dar golpecitos bajo la mesa al gallardo botín de un caballero; vamos es seductor, dígase lo que se quiera.

Ea, ya tenemos en una brillante posición social á las botitas.

¡Ah! pero de pronto se sienten violentamente sacudidas contra el pavimento que rodeaba la chimenea, y se ven golpeadas contra el suelo por un furioso zapateo, obligadas á ir y venir por todas las habitaciones de la casa, y de vez en cuando azotando nuevamente el suelo con la rapidez de golpes de una campanilla eléctrica y la violencia de un martilleo.

Era que á la gran señora le había acometido un tormento infernal, un terrible dolor de muelas.

Las botitas rabiaban á su vez y se quejaban con un chirrido como de ratones, incomodadas como niñas mimosas y renegando de su suerte.

III

—Pues señor, desde que he estrenado estos zapatos todo me sale maravillosamente; como que ellos representan una elevación mía en la escala social : el tiempo en que he dejado de calzar zuecos y alpargatas para calzar unos zapatos decentes. Casi todo se debe á mi trabajo y un poquito á la suerte.

Esto se decía una mañana el dueño de los zapatos en tanto contaba 2.000 reales en oro y los colocaba en dos columnas de moneditas sobre la mesa. Pero de pronto recordó que con el cobro de la parte que en el premio le había correspondido se había olvidado de zanjar algunos asuntos.

—Vaya, puede que ahora que ha logrado fortuna se nos reserve á nosotros un servicio menos trabajoso, se dijeron los zapatos.

No bien acabaron de hacerse esta última reflexión, cuando el dueño volvió á meterlos en combate y piam, piam, á la calle otra vez.

Calle arriba llegaron al hotel donde se hallaban las botitas. ¿Cómo podían ellos adivinarlo? ¿Y cual

7. Puntas de cigarro.

no fué su sorpresa al hallarlas en la antesala con otras botas más?

Pero ni hablarse pudieron, porque en un momento despachó[8] su asunto el dueño.

Y á partir de este momento, todos, todos los días los zapatos se vieron obligados, durante un mes, á acudir al hotel : luego cesaron de ser llevados y de llevar allí á su dueño; pero tuvieron que acudir con igual celo á otra parte durante otros dos días; y por último, un día que el dueño les mantenía parados en una esquina, ellos divisaron en una tienda á las botitas nuevas, el dueño pareció también haberlas visto é intentar acercarse á ellas, porque se dirigió á aquel punto; pero las botas no se detuvieron, sino que saliendo de allí, caminaron apresuradamente por la calle : los zapatos se veían obligados á perseguirlas, y lo hacían con gusto.

Pero las botitas no se dejaban alcanzar, y cuando ya casi se hallaban próximos á ellas los zapatos, doblaban la esquina las pícaras botitas.

Volvían á descubrirlas y volvían á emprender la caminata, y vuelta á las burlas y vuelta á la persecusión.

Los zapatos se hallaban ahogados por el polvo .... aquello era cruel. ¿Por qué huían las botitas, las vecinas del estante, hijas de un mismo padre y nacidas de una misma lezna?

Los zapatos no podían adivinarlo. Si hubieran sabido que su dueño era ebanista y llevaba á aquella señora la cuenta de unos muebles, hubieran comprendido el misterio. Pero ¿qué saben los zapatos del eterno ir y venir á que les obligamos?, cuando ellos, de distintos talleres, se encuentran en una reunión, no ven más arriba de los pantalones del que les calza ó de las sayas de la que los lleva. ¡Valiente cosa saben ellos de las resoluciones de la razón!

Pronto llegaron á su término los acontecimientos.

8. Terminó.

Las botitas nacidas para la fortuna y los zapatos dedicados al trabajo, dejaron de verse : ¡ pero cuán diversos fueron sus destinos!

El magnífico hotel que habitaba la dueña de las botitas se hallaba en el mayor desorden, los tapices habían sido arrancados, los muebles mal vendidos; todo desaparecía y los criados se repartían las últimas ropas que había dejado la cortesana.

Los acreedores todo lo devoraban.

¡Las botitas nuevas, con las caminatas que su señora emprendía huyendo de los acreedores, habían estallado y á los quince días de existencia fueron á parar al cesto de la trapera!

IV

Han pasado muchos años: es la víspera[9] de Reyes. El dueño de los zapatos es ya viejo : pero conserva los zapatos primeros que se puso, y colocados en la ventana espera que en ellos los Reyes Baltasar, Gaspar y Melchor coloquen juguetes y dulces para sus nietos; y yo, en tanto, á falta de pie para un cuento, he tomado estos zapatos veteranos y sagrados por lo que representan, si lo habéis entendido.

José Zahonero.

9. El día antes.

La Imprenta *.

III

Pero, como si todas esas *maquinaciones* en contra de las buenas costumbres, la gran propiedad y los privilegios de las altas clases fuesen poco, he ahí cosas peores aún. Dicen de Berlín que el doctor Kirkausen, matemático famoso, ha imaginado hace poco caracteres nuevos, una prensa nueva, manejable, ligera, móvil y portátil, y cuyo uso es tal, que se escribe como se habla, con la mis-

* Véanse las otras cuatro partes.

ma velocidad y muy fácilmente. En un salón y sin que nadie se lo figure, se puede imprimir todo lo que se dice y tirar allí mismo á mil ejemplares la conversación... Imagine, caballero, el diluvio que nos inundará y lo que la censura podrá contra semejante desbordamiento. Pero añaden, y esto es lo peor para cualquiera que piense bien ó cobre un sueldo, que las combinaciones de esos caracteres nuevos son tan sencillas y claras, tan fáciles de comprender, que el hombre más rudo aprende á leer y á escribir en una sóla lección. El doctor ha hecho experiencias públicas con un éxito que horroriza; y un campesino que la víspera apenas sabía contar con los dedos, compuso, después de una instrucción de diez minutos, y distribuyó entre los asistentes, un discurso bien construido y en buen alemán, que empezaba con estas palabras: "La ley debe gobernar". ¡ A que extremo hemos llegado, Dios mío ! ¿ Que será de nosotros? Afortunadamente, advertida la autoridad, ha tomado sus medidas para la seguridad del Estado. Se han dado las órdenes necesarias, y toda la policía de Alemania persigue al doctor, y el que le entregue muerto ó vivo, recibirá un premio de cien mil florines. La cosa no tiene poca importancia ; semejante invención, si llegase á propagarse en el siglo en que vivimos, echaría abajo todas las bases del orden social; no podría haber nada oculto para el público. Adiós á los resortes de la política : intrigas, complots, notas secretas ; la hipocresía sería desenmascarada en seguida, y la impostura sería desmentida. Después de todo esto, ¿ cómo se podría gobernar ?

Traducción de las " Cartas de Paul-Louis Courier al redactor del Censor IX " (10 de marzo de 1820).

Curiosidades.

Periódicos á bordo.

Una nueva forma de periódicos es la que se imprime á bordo de los grandes vapores trasatlánticos, en los cuales se consignan los telegramas recibidos por el telégrafo sin hilo.

Al empezarse á emplear este género de comunicación, se fijaban las noticias recibidas en los salones; ahora la *Hamburg America Line* publica todos los dias, en sus barcos, las informaciones que recibe, redactadas en inglés y en alemán, y que contienen además dibujos y avisos hechos en tierra ántes de la salida. El boletín de la *Cunard Line* ha realizado los últimos progresos en este género : tiene 16 páginas, en las que se contienen cuentos y artículos ilustrados, una novela y el programa de los conciertos y representaciones que se dán á bordo; es el único de estos diarios que no se distribuye gratuitamente; su precio es treinta céntimos de peseta.

Chascarrillos.

Una solterona preséntase á declarar ante un tribunal.

—¿ Qué edad tiene usted, señora ?

— Tengo.... tengo....

— No vacile usted, porque cada momento que pasa empeora la situación.

***

El juez manda conducir al acusado ante el cadáver de su víctima.

—¿ Reconoce usted ser éste el hombre á quien asesinó?

— Sí, señor juez ; pero lo encuentro algo cambiado.

Les Cinq Langues

Nº 7. 5 Janvier 1907. 7e Année.

PARTE ESPAÑOLA

Luis Bonafoux.

Don Nicolás Estévanez nos presentó hace algunos años, y yo, al presentarlo hoy á los lectores de «Las Cinco Lenguas», me veo precisado á recurrir á la caricatura pues Luis Bonafoux no se ha hecho retratar nunca. Y en verdad que si algo siento [1], es tener que refrenar la pluma al hacer su semblanza moral, porque si dijese todo lo que de Bonafoux se puede decir de bueno, tal vez se me tacharía de exajerado ó se creería que la amistad me ciega.

No es aventurado suponer que mis lectores habrán leido alguna vez las crónicas vibrantes que casi á diario Bonafoux e scribe en el « Heraldo de Madrid », en donde gracias á su talento y á su sinceridad ha sabido conquistarse una reputación que envidian muchas celebridades.

De su pluma brotan, con tenacidad y constancia dignas de los mayores elogios, hermosos párrafos destinados siempre á ensalzar lo bueno y á fustigar [2] lo malo. Para él, lo único que merece ser celebrado [3] es la bondad, y preciso es confesar que no le falta razón. Bonafoux está en lo firme : el reino de la tierra ha pasado sucesivamente por las manos de los grandes, de los ricos, de los sabios y de los fuertes, pero en lo porvenir pertenecerá á los buenos.

Todos sus libros y todos sus artículos van siempre encaminados al mismo fin. A procurar que los hombres sean mejores, y á enseñarles el mal para que del mal huyan como de la lepra.

Hombre de corazón y de sentimientos muy elevados, en sus escritos se encuentra siempre la misma tendencia, y su entusiasmo por lo bueno y por el bien no desfallece nunca.

Hace pocos años, un infeliz niño, víctima de la rapacidad [4] y de la infamia de unos mercaderes de carne humana, debió su salvación á la bondad del brillante cronista que puso una vez más su pluma al servicio de una causa honrada y justísima. Recientemente, una madre desdichada que lloraba con desesperación la pérdida de una hija encantadora, tuvo que agradecer á Bonafoux la vida y el porvenir de aquel pedazo de sus entrañas.

Porque Bonafoux no descansa un momento buscando ocasiones

1. Lamento. — 2. Azotar. — 3. Ensalzado.

4. Egoismo, codicia.

para poner en práctica sus ideas de bondad, y no se contenta descubriendo el vicio y fustigándolo, sino que con verdadero encarnizamiento trabaja para lograr la salvación de las víctimas, y así sucede que, sus mayores timbres de gloria, están escritos con lágrimas de agradecimiento.

Sus crónicas no son nunca trabajos ligeros destinados á divertir un momento á los lectores : son gritos de entusiasmo ó de rabia, son latigazos descargados con potente mano sobre todo lo que es vicio, corrupción de espíritu ó podredumbre de alma.

Y por esto Luis Bonafoux cuenta con la estima y la consideración de cuantos le conocen y aún de los que no conociéndole le comprenden : y yo, seguro estoy de que prefiere que le quieran á que le admiren, por la sencillísima razón de que se admira á los hombres de talento aun cuando algunas veces los hombres de talento son malos, mientras que sólo se quiere á los buenos.

Trabajador infatigable y padre amantísimo de sus hijos, á él se le puede permitir que azote y fustigue sin piedad ni compasión, por aquello de que « *bien predica quien bien vive* ».

Carlos de BATLLE.

Pinceladas.

No juzgues inquebrantable
tu desdén altivo y fiero [1];
todo es cuestión de medida,
todo se reduce á peso.
Acuérdate, niña hermosa,
que ya lo dijo un proverbio:
« ¡ Que ante martillos de plata
se abren las puertas de hierro ! »

[1] Grande, excesivo

*

Tiene mucho parecido
el avaro con el perro
que al asador le da vueltas :
ambos sudan en provecho
de los otros ; ambos sirven
los apetitos [1] ajenos. .
¡ Y dénse por muy dichosos
si les echan algún hueso !

[1] Deseos.

*

Juguetes de la fortuna
toda la vida seremos ;
que á los fantoches [1] humanos
presta el azar movimiento.
No depende el ser felices
de nuestro propio deseo,
mas si pende de nosotros
la gloria de merecerlo.

[1] Muñecos.

*

¡Hombre, ayer con tal soberbia
y hoy tan amable y tan bueno!...
¡Convertirse el fiero lobo
en mansísimo cordero !...
Y no hay cosa más sencilla.
¡Metióse amor en su pecho
y de él arrojó [1] al orgullo,
pues los dos no caben dentro !

[1] Echó, despidió.

*

Así como entre las ascuas [1]
y en contacto con el fuego
sus recónditos [2] perfumes
descubre pronto el incienso,
así también ciertas almas
ante un amor verdadero
revelan muchas virtudes
que dormían en su seno.

[1] Brasas. [2] Ocultos.

*

No han de faltar de la tierra,
serán siempre duraderos
esos terribles embates [1]
de jóvenes contra viejos.
« ¡ Húndete pronto en la fosa !
¡ Vamos deprisita, abuelo,
que en cuanto llegue aquel dia
ya te vengarán tus nietos ! »

[1] Acometida impetuosa.

Marcos ZAPATA.

La Polémica literaria.

Muchos son los obstáculos que para escribir encuentra entre nosotros el escritor, y el escritor sobre todo de costumbres, que funda sus artículos en la observación de los diversos caracteres que andan por la sociedad revueltos desparrama-

dos[1] : si hace un artículo malo, ¿ quién es él, dicen, para hacerle bueno? Y si lo hace bueno, *sera traducido*, gritan á una voz sus amigos. Si huyó de ofender á nadie, son pálidos sus escritos, no hay chistes[2] en ellos ni originalidad ; si observó bien, si hizo resaltar los colores, y si logra sacar á los labios de su lector tal cual picante sonrisa, « es un payaso », exclaman, como si el toque[3] del escribir consistiera en escribir serio ; si le ofenden los vicitos, si rebosa[4] en sus renglones la indignación contra los necios, si los malos escritores le merecen tal cual varapalo[5], « es un hombre feroz, á nadie perdona. ¡ Jesus qué entrañas ! ¡Habrá pícaro que no quiere que escribamos disparates! » ¿ Dibujó un carácter, y tomó para ello toques de éste y de aquél, formando su bello ideal de las calidades de todos? « ¡Qué picarillo, gritan, cómo ha puesto á don Fulano! » ¿ Pintó un avaro como hay ciento? Pues ese es don Cosme, gritan todos, el que vive aquí á la vuelta. Y no se desgañite para decirle al público : « Señores : que no hago retratos personales, que no critico á uno, que critico á todos. Que no conozco siquiera á ese don Cosme. » ¡ Tiempo perdido ! — Que el artículo está hecho hace dos meses, y don Cosme vino ayer. — Nada. — Que mi avaro tiene peluca y don Cosme no la gasta. — ¡ Ni por esas ! — Púsole la peluca, dicen, para desorientar ; pero es él. — Que no se parece á don Cosme en nada. — No importa : es don Cosme, y lo hacen creer todos á don Cosme, que es caviloso, y es el primero á decir : « ese soy yo ». Para esto de entender alusiones nadie como nosotros.

¿ Consistirá esto en que los críticos que se reconocen en el cuadro de costumbres se apresuran á echar el muerto[6] al vecino para descartarse de la parte que á ellos les toca ? ¡ Quién sabe ! Confesemos de todos modos que es pícaro oficio el de escritor de costumbres.

Con estas reflexiones encabezamos nuestro artículo de hoy, porque, no nos perdone Dios nuestros pecados si no creemos que antes de llegar al último renglon han de haber encontrado nuestros perspicaces lectores el original del retrato que no hacemos. Como cosa de las doce serían cuando cavilaba yo ayer acerca del modo de urdir[7] un artículo bueno que gustase á todos los que le leyesen, y encomendábame á toda prisa, con más fe que esperanza, á Santa Rita, abogada de los imposibles, para que me deparara alguna musa acomodaticia, la cual me enviase inspiraciones cortadas á medida de todo el mundo. Pedíale un modo de escribir que ni fuese serio, ni jocoso, ni general, ni personal, ni largo, ni corto, ni profundo, ni superficial, ni alusivo, ni indeterminado, ni sabio, ni ignorante, ni culto, ni trivial; una quimera, en fin, y pedíale de paso un buen original francés de donde poder robar aquellas ideas que buenamente no suelen ocurrirme, que son las más, y una baraja[8] completa de trasposiciones felices, de estás que el diablo mismo que las inventó no entiende, y que, por consiguiente, no comprometen al que las escribe.... Pero estoy para mí que no debia de hacer más caso de mis oraciones la Santa que el que hacen los cómicos de los artículos de teatros,porque ni venía la musa, ni yo acertaba á escribir un mal disparate que pudiese dar contento á necios y á discretos.Mesábame las barbas, y renegaba de mi mal cortada pluma, que siempre ha de pinchar, y de mi lengua que siempre ha de maldecir, cuando un cariacontecido[9] mozalvete, con cara de literato, es decir, de envidia, se me presentó, y mirándome zaino[10] y torcido, como quien no camina derecho ni piensa hacer cosa buena, díjome entre uno y otro piropo, que yo eché en saco roto, como te-

1. Esparcidos. — 2. Dichos agudos y graciosos. — 3 Habilidad. — 4. Desbordar. — 5. Vapuleo. — 6. La culpa.

7. Maquinar. — 8. Muchas. — 9. Apenado. — 10. Traidor, Falso.

nía que consultarme y pedirme consejos en materias graves.

Invitele á que se sentara, lo cual hizo en la punta de una silla, como aquel que no quería abusar de mi buena crianza, poniendo su sombrero debajo de una mesa á modo de florero ó de escupidera.

(Continuará.)

Mariano José de Larra.
(Fígaro.)

El espejo de Matsuyama.

Mucho tiempo há[1] vivían dos jóvenes esposos en lugar muy apartado y rústico[2]. Tenían una hija y ambos la amaban de todo corazón. No diré los nombres de marido y mujer, que ya cayeron en olvido, pero diré que el sitio en que vivían se llamaba Matsuyama, en la provincia de Echigo.

Hubo de acontecer[3], cuando la niña era aún muy pequeñita, que el padre se vió obligado á ir á la gran ciudad, capital del Imperio. Como era tan lejos, ni la madre ni la niña podían acompañarle, y él se fué solo, despidiéndose de ellas y prometiendo traerles, á la vuelta, muy lindos regalos.

La madre no había ido nunca más allá de la cercana aldea, y así no podía desechar[4] cierto temor al considerar que su marido emprendía tan largo viaje; pero al mismo tiempo sentía orgullosa satisfacción de que fuese él, por todos aquellos contornos, el primer hombre que iba á la rica ciudad, donde el rey y los magnates habitaban, y donde había que ver tantos primores y maravillas.

En fin, cuando supo la mujer que volvía su marido, vistió á la niña de gala, lo mejor que pudo, y ella se vistió un precioso traje azul que sabía que á él le gustaba en extremo.

No atino[5] á encarecer el contento de esta buena mujer cuando vió al marido volver á casa sano y salvo. La chiquitina daba palmadas y sonreía con deleite al ver los juguetes que su padre le trajo. Y él no se hartaba de contar las cosas extraordinarias que había visto, durante la peregrinación, y en la capital misma.

— A ti — dijo á su mujer — te he traído un objeto de extraño mérito; se llama espejo. Mírale y dime qué ves dentro.

Le dió entonces una cajita chata[6], de madera blanca, donde, cuando la abrió ella, encontró un disco de metal. Por un lado era blanco como plata mate, con adornos en realce de pájaros y flores, y por el otro, brillante y pulido como cristal. Allí miró la joven esposa con placer y asombro, porque desde su profundidad vió que la miraba, con labios entreabiertos y ojos animados, un rostro que alegre sonreía.

— ¿ Qué ves? — preguntó el marido encantado del pasmo[7] de ella y muy ufano[8] de mostrar que había aprendido algo durante su ausencia.

—¡Veo á una linda moza, que me mira y que mueve los labios como si hablase, y que lleva, caso extraño, un vestido azul, exactamente como el mío!

— Tonta, es tu propia cara la que ves; — le replicó el marido, muy satisfecho de saber algo que su mujer no sabía. — Ese redondel de metal se llama espejo. En la ciudad cada persona tiene uno, por más que nosotros, aquí en el campo, no los hayamos visto hasta hoy.

Encantada la mujer con el presente[9], pasó algunos días mirándose á cada momento, porque, como ya dije, era la primera vez que había visto un espejo, y por consiguiente, la imagen de su linda cara. Consideró, con todo, que tan prodigiosa alhaja[10] tenía sobrado precio para usada de diario, y la guardó en su cajita y la ocultó

---

1. Hace. — 2. Agreste. — 3. Suceder. — 4. Desprenderse. — 5. Acierto.

6. Aplastada. — 7. Asombro. — 8. Contento. — 9. Regalo. — 10. Joya.

con cuidado entre sus más estimados tesoros.

Pasaron años, y marido y mujer vivían aún muy dichosos. El hechizo [11] de su vida era la niña, que iba creciendo y era el vivo retrato de su madre, y tan cariñosa y buena que todos la amaban. Pensando la madre en su propia pasajera vanidad, al verse tan bonita, conservó escondido el espejo, recelando [12] que su uso pudiera engreir [13] á la niña. Como no hablaba nunca del espejo, el padre lo olvidó del todo. De esta suerte se crió la muchacha tan sencilla y candorosa como habia sido su madre, ignorando su propia hermosura, y que la reflejaba el espejo.

Pero llegó un día en que sobrevino tremendo infortunio para esta familia hasta entonces tan dichosa. La excelente y amorosa madre cayó enferma, y aunque la hija la cuidó con tierno afecto y solícito desvelo, se fué empeorando cada vez más, hasta que no quedó esperanza, sino la muerte.

Cuando conoció ella que pronto debía abandonar á su marido y á su hija, se puso muy triste, afligiéndose [14] por los que dejaba en la tierra y sobretodo por la niña.

La llamó, pues, y le dijo :

— Querida hija mía, ya ves que estoy muy enferma y que pronto voy á morir y á dejaros solos á ti y á tu amado padre. Cuando yo desaparezca, prométeme que mirarás en el espejo, todos los días, al despertar y al acostarte. En él me verás y conocerás que estoy velando por ti.

Dichas estas palabras, le mostró el sitio donde estaba oculto el espejo. La niña prometió con lágrimas lo que su madre le pedía, y ésta, ya tranquila y resignada, expiró á poco.

En adelante, la obediente y virtuosa niña jamás olvidó el precepto materno, y cada mañana y cada tarde tomaba el espejo del lugar en que estaba oculto, y miraba en él, por largo rato é intensamente. Allí veía la cara de su perdida madre, brillante y sonriendo. No estaba pálida y enferma como en sus últimos días, sino hermosa y joven. A ella confiaba de noche sus disgustos y penas del día, y en ella, al despertar, buscaba aliento y cariño para cumplir con sus deberes.

De esta manera vivió la niña, como vigilada por su madre, procurando complacerla en todo como cuando vivía, y cuidando siempre de no hacer cosa alguna que pudiera afligirla ó enojarla [15]. Su más puro contento era mirar en el espejo y poder decir :

— Madre, hoy he sido buena como tu quieres que yo sea.

Advirtió el padre, al cabo, que la niña miraba sin falta en el espejo, cada mañana y cada noche, y parecía que conversaba con él. Entonces le preguntó la causa de tan extraña conducta.

La niña contestó :

— Padre, yo miro todos los días en el espejo para ver á mi querida madre y hablar con ella.

Le refirió además el deseo de su madre moribunda y que ella nunca había dejado de cumplirle.

Enternecido por tanta sencillez y tan fiel y amorosa obediencia, vertió lágrimas de piedad y de afecto, y nunca tuvo corazón para descubrir á su hija que la imagen que veía en el espejo era el trasunto de su propia dulce figura, que el poderoso y blando lazo del amor filial hacía cada vez más semejante á la de su difunta madre.

Juan Valera.

(De la Real Academia Española).

11. Encanto. — 12. Temiendo. — 13. Envanecer. — 14. Entristeciéndose.

15. Disgustarla.

El Conde y el Leñador.

(Cuento viejo.)

Pues señor, érase que se era un conde, el conde de Genehazar, que después de haber pasado el

invierno en la capital y de haber cometido en ella mil locuras, retiróse una temporadita al campo para descansar y al mismo tiempo para reponerse de los gastos excesivos áque con imprevisión harto vulgar se había entregado.

Y allá en su casita de campo

...el conde divisó á lo lejos una cabaña...

donde veía siempre el mismo cielo azul, los mismos horizontes y las mismas montañas, el buen conde, por que el conde de Genchazar no era malo, se consideraba muy desgraciado al pensar que sus mermadas[1] rentas no le permitían vivir en medio del bullicio y del lujo de la brillante capital del reino.

Para matar su tedio[2], lo único que el conde podía hacer, era cojer la escopeta, llamar á sus perros, y marcharse á tirotear á cuantas perdices y conejos cometían la imprudencia de levantarse á su paso.

Un día que el conde pensaba más que de costumbre en lo que él consideraba su desgracia, es decir, en los pocos dineros de que podía disponer, salió al campo y tanto le absorbieron sus preocupaciones, que cuando logró sobreponerse á ellas vió que se había perdido.

Y fué inútil que el buen conde anduviese de un lado para otro con objeto de orientarse, pues se hallaba[3] en medio de un bosque que le era por completo desconocido, y tan grande llegó á ser su vacilación y su incertidumbre, que los mismos perros empezaron á aullar con cierta desconfianza.

Por fin, después de haber andado inútilmente por espacio de un par de horas, el conde divisó á lo lejos una cabaña, una choza miserable, y hacia ella se encaminó.

Al llegar á ella sufrió un desencanto pues la creyó abandonada, pero no tardó en distinguir á lo lejos á un hombre que cargardo con un haz[4] de leña se encaminaba hacia la cabaña.

Momentos después el conde sabía donde se encontraba, y sabía también que para volver á su casa tenía que andar cuatro horas. Y como el conde tenía hambre y el leñador le ofreció un refrigerio[5], sentóse sobre una piedra y devoró un pedazo de pan negro que contrastaba muchísimo con la blancura del queso que le acompañaba.

Satisfecha la necesidad del estómago, el conde se sintió con ganas de hablar y empezó á dirigir preguntas y más preguntas al leñador que con él había compartido sus alimentos.

Cuando el conde supo que el leñador, trabajando desde que amanece Dios[6] hasta que la noche entra, sólo ganaba tres pesetas diarias, no disimuló su asombro que creció de punto al oirle decir que se consideraba feliz.

— ¿Cómo es posible ser feliz con tres pesetas diarias que ni siquiera bastan para cubrir las primeras necesidades?

— Pues con tres pesetas diarias,

1. Disminuidas. — 2. Aburrimiento.

3. Encontraba. — 4. Porción de leña, lino hierba ú otras cosas semejantes atadas. — 5. Pequeña cantidad de alimento que se toma para reparar fuerzas.—6. Empieza el día.

no sólo se puede vivir, sino que se pueden hacer muchas cosas, — dijo el leñador, y mirando de reojo al conde añadió.— Yo, por lo menos, las hago.

— ¿ Y qué cosas hace usted con tres pesetas ?

— Pues vivo, lo cual no es poco, y además pago deudas atrasadas, pongo dinero á rédito[7], y aun puedo tirar dinero.

El conde creyó que estaba hablando con un loco ó con un hombre que se burlaba de él. ¿ Cómo era posible que con tres pesetas se pudiesen hacer tantas cosas si él, con cinco mil duros de renta, apenas podía vivir ?

Pero el leñador que ni estaba loco ni tenía ganas de burlarse de nadie, añadió con la mayor formalidad.

— Que vivo no puede dudarse puesto que estoy aquí. Ahora, vea como pago deudas atrasadas, — y alzando una estera que cubría la entrada de la cabaña, le mostró á un anciano que reposaba dormido sobre un jergón. . — Es mi padre, — dijo, — y al mantenerle no hago más que cumplir la deuda adquirida cuando siendo yo niño él trabajaba para darme de comer.

En aquel momento, y por diferentes lados del bosque, aparecieron una jovencita de dieciseis ó diecisiete años, y un gallardo mozo de edad algo menor. El leñador, señalando á la primera, habló así :

— Tiro dinero manteniendo y vistiendo á mi hija, por que un día se casará y se irá con su marido, — y señalando al mocito que se acercaba añadió : — y ese, mi hijo, me mantendrá cuando sea tan viejo como mi padre es, y cuando como él no pueda cortar leña en el monte. Ya ve usted que es cierto que con tres pesetas diarias se puede vivir, pagar deudas atrasadas y colocar y tirar dinero. Crea que haciendo todas estas cosas con tan poco, siempre que se pierda por aquí encontrará un pedazo de pan, otro de queso y un vaso de vino que se le ofrecerá con la mejor voluntad.

Entróse el leñador en la cabaña con sus hijos, y marchóse el conde cabizbajo y preocupado. Los perros le seguían con el rabo entre las piernas, y el conde, apesar de que hacía grandes esfuerzos para lograrlo, no podía alejar de su memoria el recuerdo del leñador que tan severa lección acababa de darle, demostrándole que en todos los estados de fortuna se puede ser dichoso siempre que se cumplan los deberes sagrados que todos los hombres tienen.

Carlos de Batlle.

7. A interés.

Máximas y Reflexiones morales *.

I

Las pasiones son los únicos oradores que persuaden siempre. Son algo como un arte de la naturaleza cuyas reglas fuesen infalibles, y el hombre más sencillo, cuando siente una pasión, persuade mejor que el más elocuente si no siente ninguna.

Todos tenemos bastante fuerza para soportar los males de los demás.

La constancia de los sabios no es otra cosa que el arte de encerrar su agitación en sus respectivos corazones.

Tenemos más fuerza que voluntad, y á menudo, para excusarnos á nosotros mismos, imaginamos que las cosas son imposibles.

El orgullo es el mismo en todos los hombres y solo se diferencia en los medios y en la manera de manifestarse.

Los que se consagran demasiado á cosas pequeñas, generalmente llegan á ser incapaces de comprender las grandes.

* Véanse las otras cuatro partes.

Nada debe hacer disminuir tanto el contento que experimentamos de nosotros mismos, como ver que en una época desaprobamos lo que aprobábamos en otra.

Por más que los hombres se envanezcan de sus grandes acciones, las más de las veces no son el resultado de un gran deseo, sino el resultado de la casualidad.

La verdad no hace tanto bien en el mundo como daño hacen sus apariencias.

Todo el mundo se queja de su memoria y nadie se queja de su modo de juzgar.

La educación de la inteligencia consiste en pensar cosas honradas y delicadas.

La galantería de la inteligencia consiste en decir cosas halagadoras de una manera agradable.

No hay nada que se dé con tanta facilidad como los consejos.

Tan fácil es engañarse á sí mismo sin notarlo como difícil engañar á los demás sin que lo noten.

Tan acostumbrados estamos á disfrazarnos para los demás, que acabamos disfrazándonos para nosotros mismos.

La Rochefoucauld.

Soneto.

Llevaba un ciego al hombro los despojos
De un cojo, cuyos ojos le guiaban,
Y andando y viendo, á un tiempo se prestaban,
Este al ciego los pies, y aquel los ojos.
Los dos de su fortuna los enojos
Con amistad recíproca templaban:
Los ojos con los pies del ciego andan,
Y él trocaba los pies por los antojos[1].
Así Fírmio á Damón versos neutrales
En su cerviz[2] incógnito dispone,
Y andan entrambos en un cuerpo iguales:
Que este le da los libros que compone,
Y el otro la vergüenza de ser tales,
Que no sé cuál mayor trabajo pone.

Lope de Vega.

1. Anteojos. — 2. Cabeza, cerebro.

Chascarrillos.

Entre vecinos:

—¡Cuánto me gustaría, señorita, tener siempre entre las mías sus preciosas manos!

—¿Para qué?

—Para no oirla tocar el piano nunca.

***

En un concierto.

—¿Qué le parece á usted ese pianista?

—Que toca como un buen cristiano.

—No comprendo.....

—Sí, señor; su mano derecha no sabe lo que hace su mano izquierda.

Les Cinq Langues

N° 8. 20 Janvier 1907. 7e Année.

PARTE ESPAÑOLA

Rimas.

¡Cuántas veces al pie de las musgosas[1]
Paredes que la guardan,
Oí la esquila[2] que al mediar la noche
A los maitines llama?

¡Cuantas veces trazó mi triste sombra
La luna plateada,
Junto á la del ciprés, que de su huerto
Se asoma por las tapias!

Gustavo A. Becquer.

Cuando en sombras la iglesia se envolvía,
De su ojiva calada
¡Cuántas veces temblar sobre los vidrios
Ví el fulgor de la lámpara!

Aunque el viento en los ángulos obscuros
De la torre silbara,
Del coro entre las voces percibía
Su voz vibrante y clara.

En las noches de invierno, si un medroso[3]
Por la desierta plaza
Se atrevía á cruzar, al divisarme
El paso aceleraba[4].

Y no faltó una vieja que en el torno
Dijese á la mañana
Que de algún sacristán muerto en pecado
Acaso era yo el alma.

A obscuras conocia los rincones
Del atrio y la portada;
De mis pies las ortigas que allí crecen
Las huellas tal vez guardan.

Los buhos que espantados me seguían
Con sus ojos de llamas,
Llegaron á mirarme con el tiempo
Como á un buen camarada.

A mi lado sin miedo los reptiles
Se movian á rastras;
¡Hasta los mudos Santos de granito
Ví que me saludaban!

Gustavo A. Becquer.

1. Cubiertas de musgo. — 2. La campana. — 3. Miedoso. — 4. Apresuraba.

La Polémica literaria (*fin*).

— ¿ Y qué es el caso ? le pregunté ; porque ha de advertir el lector que yo me perezco [11] por los diálogos.

— Qué ha de ser, señor Fígaro, sino que yo he puesto un artículo en un periódico, y no bien le había leido impreso, cuando, zás, ya me han contestado.

— ¡ Oh ! Son muy bien criados los periodistas, le digo : no saben lo que es dejar á un hombre sin contestación.

— Si, señor ; pero de buenas á primeras, y sin pedirme mi parecer, dan en la flor de decirme que es mi articulo un puro disparate. Es el caso que yo también quiero contestar, porqué ¿ qué dirá el mundo, y sobre todo la Europa, si yo no contesto ?

— Cierto : no se piensa en otra cosa en el día sino en Portugal y en su articulo de usted.

— Ya se ve : y como usted entiende de achaque de contestaciones y de cómo se lleva por aquí eso de polémica literaria, vengo á que me endilgue[12] usted, sobre poco más ó ménos, cuatro consejos oportunos, de modo que la materia en cuestion se dilucide, se entere el público de quién tiene razon, y quede yo encima, que es el objeto.

— ¿ Y de qué habla el artículo ?

— Le diré á usted, de nada : el hecho es que en la cuestión no nos entendemos ni él ni yo, porque, como la mitad de las cosas que podrían decirse en la materia uno y otro las ignoramos, y la otra mitad no se pueden decir...

— Si... pues eso es muy fácil... ¿ pero trata de... ?

— De tabacos, sí, señor. Con que yo quisiera que usted me indicase todos los hombres que han tenido que ver con tabacos desde Nicot que los descubrió hasta Tissot, por lo menos, que está contra su uso. Con la vasta erudición que usted me va á proporcionar yo haré trizas á mi contrario...

— ¡ Ay, amigo, le interrumpí, y que poco entiende usted de polémica literaria. En primer lugar, para disputar de una materia lo primero que usted debe procurar es ignorarla de pe á pa[13]. ¿ Qué quiere usted ? así corren los tiempos. En segundo lugar ¿ usted sabe quién es el autor del artículo contra usted ?

— ¿ Y qué falta hace para aclarar la cuestion al público saber quién sea el autor del artículo ?

— ¡ Hombre, usted está en el cristus [14] de la polémica literaria del país! ¿ De dónde viene usted ? Usted no lee. En vez de buscar libros que confirmen la opinión de usted, la primera diligencia que ha de hacer es de saber quién es el autor del artículo contrario.

— Bueno : pues ya lo sé. Pero el caso no es ese, sino que un periódico dice que mi articulo es malo.

— Calle usted. Somos felices.

— Yo pensaba dar razones y probar. ...

— No, señor, no pruebe usted nada. ¿ Usted se quiere perder ? Diga usted, ¿ qué señas tiene el adversario de usted ? ¿ Es alto ?

— Mucho ; se pierde de vista.

— ¿ Tendra seis piés ?

— Más, más : hágale usted más favor..... pero ¿ qué tiene que ver eso con la cuestion de tabacos ?

— ¿ No ha de tener ? Empiece usted dicendo que su artículo de usted es bueno : primero porque él es alto.

— ¡ Hombre !

— Calle usted. ¿ Ha escrito algunas obras ?

— Si, señor : en el año 97 escribió una comedia que no valía gran cosa.

— ¡ Bravo ! Añada que usted entiende mucho de tabacos, fundado en que él hizo el año 97 una comedia.....

— Pero, señor, haremos reir al público......

11. Muero. — 12. Facilitar.

13. Desde el principio hasta el fin. — 14. Estar en los principios.

— No tenga usted cuidado : el público se morirá de risa, y la palestra queda por el que hace reir. ¿ Qué más tiene el adversario ? ¿ Tiene alguna verruga en las narices, tiene moza, debe á álguien, ha estado en la cárcel alguna vez, gasta peluca, ha tenido opinión nula ?.....

— Algo, algo hay de eso.

— Pues bien, á él : la opinión : la verruga : duro en sus defectos. ¿ Qué entenderá él de achaque de tabacos, si escribió en los periódicos de entonces, y si el año 8 jugaba á la pipirijaina ó á la pata coja.

— ¿ Pero adonde vamos á parar?

— A la tetilla izquierda, señor : usted no se desanime : ¿ le coge usted en un plagio ? El texto en los hocicos, el original, y ande. ¿ Sabe usted algun cuento ? á contárselc.

— ¿ Y si no vienen á pelo los cuentos que yo sé ?

— No importa ; usted hará reir, y ese es el caso. ¿ Dice él que usted se equivoca una vez ? Dígale usted que él se equivoca ciento, y pata. Usted es un tal ; y usted es más : este es el modo.

— Pero, señor Figaro ¿ y dónde dejamos ya la cuestion de tabacos ?

— ¿ Y á usted qué le importa ni á nadie tampoco ? Déjela usted que viaje. Por fin, luego que haya agotado todos los recursos de la personalidad, concluya usted apelando al público y diciendo que el sabrá apreciar la moderacion de usted en la cuestion presente ; que se retira usted de la polémica ; en primer lugar, porque ha probado suficientemente su opinión acerca de los tabacos con las poderosas razones antedichas de la estatura, de la verruga, de la comedia del añó 97, de las deudas y de la opinión del adversario ; y en segundo lugar, porque habiendo usado el contrario de mala fe y de indecorosas personalidades (y eso digalo usted aunque sea mentira), de que usted no se siente capaz en atención á que usted respeta mucho al público respetable, la polémica se ha hecho asquerosa é interminable. Aquí dice usted una gracia ó dos si puede acerca del mayor número de suscriciones que reune el periódico en que usted escribe, que es razon concluyente, y que le piquen á usted moscas.

— Señor Fígaro, ese plan será bueno ; mas yo le encuentro el inconveniente de que si en un país en que tan poco prestigio tienen la literatura y los literatos, en vez de darnos honor unos á otros nos damos mútuamente en espectáculo, derribamos nosotros mismos nuestros altares, y nos hacemos el hazme-reir del público..... y á mi me da vergüenza.....

— ¡ Ay! ¡ay! ¡ay! ¿Ahora salimos con que tiene usted vergüenza?.....y.. .. ¡ voto va! Dijéralo usted al principio. Usted es incorregible. Pues, amigo voy á concluir: hace muchos años que ando por este mundo, y las más de las polémicas que he visto se han decidido por ese estilo. Fuera pues razones, señor mío : látigo y más látigo : no sé qué sabio ha dicho que las más de las cuestiones son cuestiones de nombre : aquí, amigo mío, las más son cuestiones de personas. — Y con esto despedí á mi cliente, quien no sé si habrá aprovechado mis consejos. Una cosa tan sólo le supliqué al salir el umbral de mi puerta. — Si acaso, le dije, oye usted decir á las gentes cuando le vean por el mundo : « Ahi va el cliente de Fígaro : ese es el del artículo », — no lo creo, responda usted ; el cliente de Fígaro es un ente ideal que tiene muchos retratos en esta sociedad, pero que no tiene original con ninguno.

Mariano José de Larra.
(Fígaro.)

La Patti y el Ruiseñor

En una mañana de primavera la Patti se paseaba por el Retiro. Se paseaba sola, y triste.

De pronto hizo un movimiento con la mano, como si quisiese

alejar melancólicas ideas; tendió[1] una mirada por los alrededores, y cuando se hubo cerciorado[2] de su soledad, lanzó de su garganta un ramillete de cohetes musicales...

Su voz se extendió en notas limpidas, ya dulcísimas, ya vibrantes;

¡ Habia vencido, pero habia muerto !

y estas notas se entrelazaban caprichosamente como niños traviesos que no se cansan de reir y jugar... Pero, ¿qué digo? aquel trino no era jugar ni reir, ni menos un ramillete de fuegos artificiales : era un cartucho de monedas de oro que se esparcía rodando sobre una bandeja de plata. — Si entonces no lo era, á la noche en el Real, lo sería.

Su trino fué contestado por otro canto que venía de una espesura... La Patti enmudeció y palideció de sorpresa y de envidia. Aquella voz había empezado por un preludio tímido; después había encontrado firmeza, y limpidez, y se remontaba como un himno al sol naciente...

Modulaciones brillantes; gorjeos vivos y ligeros; torrentes de canto de imperseguible volubilidad; murmullos interiores, como respiraciones de sueños felices; trinos rapidísimos, como chispas de brillantes que pasan; notas enérgicas de cólera y de celos; suspiros de ángeles; gritos del alma; la canción del amor á la Aurora : — esto oyó la Patti.

La cantante había hecho un movimiento como el de un capitalista que oye la noticia de que su banquero ha quebrado. Pero se tranquilizó, « ¡Creí, — dijo, — que era una nueva cantarina!... ¡Por fortuna es sólo un ruiseñor!... »

La Patti se dirigió hacia la espesura y buscó el escenario de hojas en que representaba su ópera el cantante. Cosa extraña; el ruiseñor parecía buscarla; bajó saltando de rama en rama y colocado en una de ellas, se puso á mirarla con atención.

Vestía aquel Gayarre de pluma, una casaca parda rojiza, con un chaleco finísimo y medias grises. Y como es usanza[3] en su familia, no hacía más que mover de arriba abajo la cola. Se conocía ser mucha su arrogancia en todos los movimientos.

Este genio musical pesaría media onza.

La Patti se sentó en un banco para verle y oirle mejor.

Los ruiseñores son muy susceptibles como artistas. Si otro pájaro canta, si oyen un instrumento, si llega á su oido alguna canción, se les ve animarse, crecerse y replicar con entusiasmo... Si la música que les excita continúa, ellos prosiguen furiosamente.

Entonces es cuando lanzan las notas más robustas, las vibraciones más agudas, los acentos más sublimes. No quieren ser vencidos en el certamen : su

1. Paseó. — 2. Asegurado.

3. Costumbre.

mismo canto les embriaga; cantan y deliran; y mientras tienen vida, siguen cantando.

El canto de la Patti había herido el amor propio del músico de los bosques. — ¡ Ahora sabrá esta cantarina lo que es cantar ! — dijo, sin duda. Y satisfecho de la curiosidad y de la admiración de que era objeto, se gallardeó en la rama, y batiendo las alas como para tomar aire y espacio volvió á sus trinos. Era un reto[4] lanzado á la Patti.

Si la Patti hubiera estado rodeada de gente, se hubiera reido y le hubiera escuchado nada más; pero estaba sola y comprendió que podía sacar mucho partido de aquella lección. Escuchó un ratito y luego se levantó y empezó á seguir los gritos de la voz del ruiseñor, tratando[5] de imitar y de igualar su canto.

¡ Imposible ! Cuanto más se acercaba al tono de la canción del ruiseñor, más este cobraba indignación ; su canto palpitaba en su pico, por así decirlo ; era una corriente inextinguible, siempre varia, siempre poderosa. Revoloteaba entre las ramas, desafiaba con el pico al cielo ; erizaba sus plumas ; exhalaba gorjeos de cólera ; hinchábase su garganta ; sus ojos despedían fulgores ; era el demonio del canto, no era un ruiseñor.

La Patti se volvió á sentar admirada, llorosa y vencida.

Ya era tiempo. El ruiseñor desfallecía : su voz se velaba ; sus acentos estaban impregnados de una tristeza infinita. Ni brillaban sus ojos como antes ; reflejábase en ellos la opacidad de la muerte; sus alas se movían pesadamente, y sus plumas perdían sus dulces matices rojizos . . Ya le faltaron notas ; un estremecimiento convulsivo agitó su cuerpo. . Enmudeció, cerró los ojos, y dando un ligero ronquido se soltó de la rama y cayó á los pies de la cantante.

¡ Había vencido, pero había muerto !

Isidoro Fernandez Flores.
(Fernanflor).
De la Real Academia Española.

4. Desafío. — 5. Procurando.

Curiosidades.

Inconvenientes de no saber el tártaro.

Una gran parte de los habitantes de la provincia rusa de Kazán son tártaros y profesan la religión mahometana.

A poco de haberse inaugurado la hoy disuelta Duma, una comisión de dichos tártaros se presentó al *ispravnik* (subgobernador), que era recién nombrado, y le pidió permiso para celebrar una asamblea con objeto de dar gracias á Alah por las concesiones que el Zar había hecho al pueblo ruso. El *ispravnik* lo concedió sin inconveniente, muy satisfecho de poder comunicar á la superioridad la actitud sumisa de sus gobernados.

Llegado el día señalado se dirigió, acompañado de su intérprete, al local donde la reunión había de tener lugar. La concurrencia de tártaros era enorme y entre ellos se veían muchas caras de forasteros.

Durante largo tiempo el *ispravnik* estuvo oyendo las peroraciones[1] de los oradores, sin entender una palabra de su significado. Notaba sí que las frases eran pronunciadas con énfasis y calor y acompañadas de grandes gesticulaciones, pero supuso que sería costumbre tártara el dar gracias á Dios de esa manera.

Al salir preguntó por simple curiosidad al intérprete qué se había dicho en resumen en aquella reunión, y entonces, con admiración y espanto á la vez, supo que aquella no había tenido caracter religioso, sino que había sido un *meeting* de todos los tártaros de la comarca, en el cual se había discutido si con-

1. Discursos.

venía ó no á la nación tártara ponerse de acuerdo con los revolucionarios rusos. Algunos de los oradores, para inclinar á sus compañeros á la rebelión, les habían manifestado, señalando varias veces al *ispravnik*, que éste como otras muchas autoridades rusas, estaba de parte del pueblo.

Excusado es añadir que el cándido *ispravnik* fué relevado inmediatamente de su puesto.

∴

¿ Que es una lágrima ?

Una lágrima puede ser muchas cosas, ó no ser más que una simple lágrima Puede ser todo un poema de amor ; una epopeya de dolores, de privaciones y de martirios ; la síntesis de una esperanza perdida, ó de una esperanza realizada.

Una lágrima es á veces la condensación de todas las amarguras de la vida, ó la brillante aureola de todas las lágrimas del cielo : una tempestad aplazada dentro del alma, ó el término de un pesar que devora nuestro pecho.

¡ Una lágrima ! Es decir, un dolor comprendido por muy contadas[2] personas.

¡Una lágrima! Esto es el alma que asoma y deja una huella tristísima que nada puede borrar.

2. Pocas.

El Pescadorcito Urashima.

Vivía muchísimo tiempo hace, en la costa del mar del Japón, un pescadorcito llamado Urashima, amable muchacho, y muy listo con la caña y el anzuelo.

Cierto día salió á pescar en su barca ; pero en vez de coger un pez, ¿qué piensas que cogió ? Pues bien, cogió una grande tortuga con una concha muy recia [1] y una cara vieja, arrugada y fea, y un rabillo muy raro. Bueno será que sepas una cosa, que sin duda no sabes, y es que las tortugas viven mil años : al menos las japonesas los viven.

Urashima, que no lo ignoraba, dijo para sí :

— Un pez me sabrá tan bien para la comida y quizas mejor que la tortuga. ¿Para que he de matar á este pobrecito animal y privarle de que viva aun novecientos noventa y nueve años ? No, no quiero ser tan cruel. Seguro estoy de que mi madre aprobará lo que hago.

Y en efecto, echó la tortuga de nuevo en la mar.

Poco después aconteció [2] que Urashima se quedó dormido en su barca. Era tiempo muy caluroso de verano, cuando casi nadie se resiste al medio día á echar una siesta.

Apenas se durmió, salió del seno [3] de las olas una hermosa dama que entró en la barca y dijo :

—Yo soy la hija del dios del mar y vivo con mi padre en el palacio del Dragón, allende[4] los mares. No fué tortuga la que pescaste poco há, y tan generosamente pusiste de nuevo en el agua en vez de matarla. Era yo misma, enviada, por mi padre, el dios del mar, para ver si tu eras bueno ó malo. Ahora, como ya sabemos que eres bueno, un excelente muchacho, que repugna toda crueldad, he venido para llevarte conmigo. Si quieres, nos casaremos y viviremos felizmente juntos, más de mil años, en el palacio del Dragón, allende los mares azules.

Tomó entonces Urashima un remo y la Princesa marina otro ; y remaron, remaron, hasta arribar por último al palacio del Dragón, donde el dios de la mar vivía é imperaba, como rey, sobre todos los dragones, tortugas y peces. ¡Oh que sitio tan ameno [5] era aquel ! Los muros del palacio eran de coral ; los árboles tenían

1. Fuerte.

2. Sucedió. — 3. Del fondo. — 4. Al otro lado. — 5. Agradable.

esmeraldas por hojas, y rubíes por fruta; las escamas de los peces eran plata, y las colas de los dragones, oro. Piensa en todo lo más bonito, primoroso y luciente que viste en tu vida, ponlo junto, y tal vez concebirás entonces lo que el palacio parecía. Y todo ello pertenecía á Urashima. Y ¿cómo no, si era el yerno del dios de la mar y el marido de la adorable princesa ?

Allí vivieron dichosos más de tres años, paseando todos los días por entre aquellos árboles con hojas de esmeraldas y frutas de rubíes.

Pero una mañana dijo Urashima á su mujer :

— Muy contento y satisfecho estoy aquí. Necesito, no obstante, volver á mi casa y ver á mi padre, á mi madre, á mis hermanos y á mis hermanas. Déjame ir por poco tiempo y pronto volveré.

— No gusto de que te vayas, — contestó ella. — Mucho temo que te suceda algo terrible : pero vete, pues así lo deseas y no se puede evitar. Toma, con todo, esta caja, y cuida mucho de no abrirla. Si la abres, no lograrás nunca volver á verme.

Prometió Urashima tener mucho cuidado con la caja y no abrirla por nada del mundo. Luego entró en su barca, navegó mucho, y al fin desembarcó en la costa de su país natal.

Pero ¿qué había ocurrido durante su ausencia ? ¿Donde estaba la choza de su padre ? ¿Qué había sido de la aldea en que solía vivir ? Las montañas, por cierto, estaban allí como antes : pero los árboles habían sido cortados. El arroyuelo, que corría junto á la choza de su padre, seguía corriendo : pero ya no iban allí mujeres á lavar la ropa como antes. Portentoso [6] era que todo hubiese cambiado de tal suerte en solo tres años.

Acertó entonces á pasar un hombre por allí cerca y Urashima le preguntó :

— ¿Puedes decirme, te ruego, donde esta la choza de Urashima, que se hallaba aquí antes ?

El hombre contestó :

— ¿Urashima ? ¿Cómo preguntas por él, si hace cuatrocientos años que desapareció pescando ? Su padre, su madre, sus hermanos, los nietos de sus hermanos, ha siglos que murieron. Esa es una historia muy antigua. Loco debes de estar cuando buscas aún la tal choza. Hace centenares de años que era escombros.

De súbito acudió á la mente de Urashima la idea de que el palacio del Dragón, allende los mares, con sus muros de coral y sus frutas de rubíes, y sus dragones con colas de oro, había de ser parte del país de las hadas, donde un día es más largo que un año en este mundo, y que sus tres años en compañía de la Princesa habían sido cuatrocientos. De nada le valía, pues, permanecer ya en su tierra, donde todos sus parientes y amigos habían muerto, y donde hasta su propia aldea había desaparecido.

Con gran precipitación y atolondramiento pensó entonces Urashima en volverse con su mujer, allende los mares. Pero ¿ cuál era el rumbo que debía seguir ? ¿ Quien se le marcaría ?

— Tal vez, caviló [7] él, si abro la caja que ella me dió, descubra el secreto y el camino que busco.

Así desobedeció las órdenes que le había dado la Princesa, ó bien no las recordó en aquel momento por lo trastornado que estaba.

Como quiera que fuese Urashima abrió la caja. Y ¿ qué piensas que salió de allí ? Salió una nube blanca que se fué flotando sobre la mar. Gritaba él en balde [8] á la nube que se parase. Entonces recordó con tristeza lo que su mujer le había dicho de que, después

6. Extraordinario.

7. Pesó con tenacidad. — 8. Inútilmente.

de haber abierto la caja, no habría ya medio de que volviese él al palacio del dios de la mar.

Pronto ya no pudo Urashima gritar, ni correr, hacia la playa, en pos de la nube.

De repente, sus cabellos se pusieron blancos como la nieve, su rostro se cubrió de árrugas, y sus espaldas se encorvaron como las de un hombre decrépito. Después le faltó el aliento. Y al fin cayó muerto en la playa.

¡ Pobre Urashima! Murió por atolondrado y desobediente. Si hubiera hecho lo que le mandó la Princesa, hubiese vivido aún más de mil años.

Dime : ¿ no te agradaría ir á ver el palacio del Dragón, allende los mares, donde el dios vive y reina como soberano sobre dragones, tortugas y peces, donde los árboles tienen esmeraldas por hojas y rubíes por fruta, y donde las escamas son plata y las colas oro ?

Juan Valera.

(De la Real Academia Española.)

Máximas y Reflexiones morales *.

II

La debilidad es el único defecto que no se puede corregir.

Del mismo modo que el carácter distintivo de las grandes inteligencias consiste en hacer entender las cosas con pocas palabras, las pequeñas por el contrario tienen el don de hablar mucho y de no decir nada.

Es más difícil librarse de ser gobernado que gobernar á los demás.

Por brillante que sea una acción sólo debe pasar por grande cuando es el efecto de un gran propósito.

Aun cuando la pereza y la timidez son causa de que cumplamos con nuestro deber, con frecuencia nuestra virtud recibe el homenaje.

Las virtudes se pierden en el interés del mismo modo que los rios se pierden en la mar.

Más vale que empleemos nuestra inteligencia para soportar los infortunios que nos agobian, que para prever aquellos que podrían agobiarnos.

Confesamos nuestros defectos para reparar por medio de la sinceridad el perjuicio que nos causan en el ánimo de los demás.

Sólo los grandes hombres pueden tener grandes defectos.

El que cree encontrar en sí mismo lo necesario para prescindir de todo el mundo se engaña grandemente, pero más se engaña todavía aquel que cree que no pueden prescindir de él.

El amor á la gloria, el temor á la vergüenza, el deseo de hacer fortuna, el de hacer nuestra vida cómoda y agradable, y el afan de rebajar á los demás, son á menudo las causas de ese valor tan celebrado entre los hombres.

El perfecto valor consiste en hacer sin testigos lo que se sería capaz de hacer delante de todo el mundo.

La intrepidez es una fuerza extraordinaria del alma que la eleva por encima de las turbaciones, de los desórdenes y de las emociones que la vista de los grandes peligros podría excitar en ella : debido á esta fuerza los héroes se mantienen en un estado de tranquilidad y conservan el uso libre de su razón en medio de los accidentes más terribles y sorprendentes.

La Rochefoucauld

(*) Véanse las otras cuatro partes.

Les Cinq Langues

Nº 9. 5 Février 1907. 7e Année.

PARTE ESPAÑOLA

Empezaban á temblar sobre el mar las primeras estrellas. El dia había sido caluroso y la noche prometía ser diáfana [1] y tranquila. A la entrada del puerto levantaba su mole la montaña, áspera, rocallosa, en cuya cima, que formaba una altiplanicie de considerable extensión, se erguían, próximo al cantil que se derrumbaba á pico produciendo un vértigo, el Fuerte, y hacia el declive opuesto, medio escondido por una quebradura del terreno, el Observatorio, con sus dos cuerpos en que abrían su ojo enorme, quieto y misterioso, un ecuatorial y un meridiano.

En el Fuerte se alargaban enormes cañones de acero, sobre el tumulto perenne [2] de las olas.

Empezaban á temblotear en la superficie del océano las imágenes de las primeras estrellas, y á esa hora en que la luz se va y el misterio llega, las cosas, que tienen un alma arcana é indefinible, hablan un lenguaje que los solitarios, los contemplativos y los tristes entienden. El telescopio, que por una brecha [3] de la cúpula giratoria asomaba ya su límpida pupila para clavarla en la estrella doble *Alfa* del *Centauro*, la cual surgía á la sazón por el Sur, y el cañon, fastidiado de acechar el horizonte, de donde no se alzaba ni el más vago humillo de un buque léjano, empezaron á dialogar entre sí.

Y dijo el cañon, malhumorado :

— Eh, bestia curiosa y lírica... ¿No te has saciado [4] aún de comadrear con los planetas y de requerir de amor á las estrellas ? ¡ Vida más inútil la tuya !... vida de poeta trasnochador y trasnochado, que se baña místicamente en los rayos de la luna ó en los lejanos rayos de los lejanos soles... ¡ Perezoso ! la acción es todo en los tiempos que corren ...El ensueño es una pobre túnica de jacinto, pasada de moda, que es fuerza arrojar muy lejos... Yo soy un monstruo activo. Yo defiendo la entrada del puerto, y muchos acorazados han sentido en sus flancos sonoros mi bofetón de acero, que abre heridas incurables... ¡ Ah ! ¡cuántos he echado á pique!... Llegaban ostentando banderas en que reían todos los colores, empavesados como para una fiesta, pin-

1. Clara. — 2. Constante. — 3. Grieta, agujero.

4. Satisfecho.

tados de blanco, como palomas... Radiaban al sol sus graciosas torrecillas de acero. Sus cañones se estiraban en ellas, abriendo su ojo negro y silencioso... De pronto, de uno de los costados del buque se escapaba un humo leve, oíase luego una detonación, y un cuerpo obscuro pasaba con cierta molicie describiendo una parábola en el azul inmaculado. « Ha llegado mi hora », decíame yo entonces, y se extremecían de entusiasmo mis entrañas.

Mi parte posterior giraba como una puertecilla, y la luz me atravesaba por completo. Luego una palanca neumática levantaba con suavidades de seda el proyectil, que cerraba herméticamente el orificio... Un momento de cálculo... un estremecimiento, y la enorme masa de metal salía de mi boca é iba, siempre justa, precisa siempre, á herir los quince centímetros de blindaje del acorazado... ¡ Con qué placer casi insensato lanzaba yo el segundo proyectil, y vomitaba luego el tercero, y luego el cuarto !... ¡ Ah ! te aseguro que no marraba [5] ninguno, que no he marrado ninguno... Mi artillero es un doctor en eso de puntería... Aquella fortaleza maravillosa que momentos antes deslizaba por el azul de las ondas la gracia magnífica de su casco y la aérea coquetería de sus banderolas, se inclinaba después entre torbellinos de espuma, giraba vertiginosamente, se hundía con todo su poderío ante mi bocaza ignívoma, que no ha conocido jamás el sabor de la misericordia... ¡ Ah, sí ! yo trabajo, yo soy activo, yo combato, yo triunfo, y cuando la paz amenaza con dejar mis fauces ociosas quédame el recurso de las fiestas patrióticas, las alegres salvas que se repiten tres veces al día, desde el júbilo del alba hasta la melancolía del crepúsculo. Me quedan los saludos de cortesía á los buques amigos; me queda el ejercicio técnico de los artilleros que usan en el blanco el poder de mis proyectiles... Mientras que tú, pobre ideólogo, abres tu ojo obstinado ante la indiferente luz de las inaccesibles estrellas.

***

Y el telescopio respondió :

— Mientras tú cierras la entrada del puerto, yo abro la entrada del infinito. Soy, en efecto, la pupila perpetuamente dilatada ante el abismo, el ojo que ha sorprendido la desnudez de la noche, como Acteón la de Diana, y todos los secretos de las constelaciones. Por mí sabrá el hombre de dónde viene y adónde va; por mí comprenderá en un día no lejano los enigmas del universo. Seré yo quien descubra las humanidades planetarias, y á través de mi lente se saludarán las almas de todas las provincias del sistema solar.

Yo he encontrado la maravilla de las estrellas múltiples, de los soles dúplex, triples y cuádruplos que en concierto indescriptible giran los unos alrededor de los otros, mezclando los fuegos multicolores de sus focos inmensos; yo he escarbado [6] en el polvo lácteo de las nebulosas y en la luz fosforescente de los cometas; yo he medido los enormes Himalayas de Mercurio y de Venus, ante los cuales el Gaorisankar, con sus 8.840 metros, es una colina ; los canales de Marte, de gemminaciones enigmáticas, y los satélites de Júpiter. Yo he bajado á los circos de la luna, he ascendido á sus cordilleras solitarias, he recorrido sus ranuras y obras gigantescas, he atravesado sus mares muertos... La selenografía no tiene para mí secretos, y, á través de la luz de plata del planeta, he adivinado los vestigios [7] de sus vidas milenarias. Yo he penetrado en el nutrido enjambre de las masas estelares. Yo he analizado con el espectroscopio la constitución química de los astros y sé los metales que arden en los soles lejanos. Yo

5. Equivocaba.

6. Registrado. — 7. Huellas.

he sondeado el horror de los *sacs à charbon* ¡negros balcones del infinito por donde se asoma el horror de la nada!... Yo sé de planetas que nublan momentáneamente el fulgor de sus soles, haciéndoles descender tres ó cuatro magnitudes en algunas horas. Y de estrellas como la temporal de Perseo, que fraguan un universo á nuestra vista. Yo he sondeado tanto... yo he visto tanto... que casi he visto á Dios. Sin mí la humanidad viviría en la ignorancia absoluta de su estado, de su posición en el infinito, y soñaría aún en las grandes columnas de bronce que diz [8] que sostenían el mundo y en la gran esfera de cristal en que estaban engastados los astros, cuyo centro coincidía con el de la tierra y que giraba alrededor de uno de sus diámetros. Sin mí la tierra mezquina, punto de arena perdido entre los esplendores del sol, sería aún el centro del universo.

Si un dia la humanidad, en vez de destrozarse, se tiende la mano para siempre y marcha fraternalmente hacia el porvenir, hacia la eternidad; si algún día el misterio de nuestros destinos aparece escrito con estrellas en algún rincón del éter; si, por último, algún día el hombre levanta sus ojos al espacio para ya no bajarlos más á contemplar el lodo del camino, me lo deberá á mí, á mi, el ojo diáfano, sereno, imperturbablemente abierto ante el infinito ..

Cuando el telescopio hubo concluído su discurso, satisfecho de la elocuencia desplegada, volvióse hacia su émulo, con una expresión de ingenuo [9] amor propio, que hacía más brillante aún el cristal de su objetivo de 98 centímetros. Pero el cañón hacia tiempo que no escuchaba sus palabras: se habia dormido.

Amado Nervo.

8. Dicen. — 9. Candoroso, sencillo.

Los que fueron.

Don Juan Valera.

Hace cerca de dos años que Don Juan Valera, esa gloria literaria del siglo XIX, desapareció del mundo de los vivos.

Y su pérdida para las letras patrias, para la cultura nacional, fué inmensa, pues Valera como

prosista, como poeta, como filósofo, y como crítico fué una de las glorias más legítimas de la España contemporánea por los timbres alcanzados en su larga y laboriosa vida consagrada á la constante producción.

Durante toda su vida Don Juan fué literato y literato eminentísimo. Treinta y seis años tenía cuando le eligieron individuo[1] de la Real Academia Española, y el día de su solemne recepción leyó un discurso acerca de « La poesía popular como ejemplo del punto en que debieran coincidir la idea vulgar y la idea académica».

A partir de entonces su producción fué incesante, y en sus obras no se sabe que admirar más, si su forma admirable ó el tesoro de co-

1. Miembro.

nocimientos que en ellas hacía gala, pues Valera fué sin duda alguna uno de los hombres más cultos de su época.

Conocía á fondo el griego y el latín clásicos, y directamente tradujo del griego *Dafnis y Cloe*, pues Valera no desdeñó las traducciones que según afirmaba él mismo eran la piedra de toque[2], de los escritores.

Hablaba correctamente el francés, el italiano y el portugués, y dominaba el inglés y el alemán leyendo y traduciendo á Goethe y Shakespeare en sus idiomas de origen.

Hablando de Valera, Clarín[3] decía:

— « Valera se parece á nuestros Quevedo, Hurtado de Mendoza y Garcilaso que corrían el mundo estudiando la vida en las cortes extranjeras, amaban en diferentes idiomas y manejaban las armas ó la política de las altas esferas. Es un literato como aquellos astros mayores de la rica poesía inglesa del renacimiento, como el conde Sievney, como Sidney, y como Spencer ».

Juzgándole como filósofo, el gran Menendez y Pelayo dijo:

— « Si Valera publicase juntos en un volumen los artículos que tiene escritos bajo el rótulo[4] de *Metafísica á la ligera*, no sé yo cuantos españoles de este siglo podrían pasar por más filosóficos que él, en aquella filosofía que se saca de las reconditeces[5] del espíritu propio, no en la que se elabora zurciendo[6] trozos de Kant, de Hegel, ó Krauser, Santo Tomás, San Severiano ó Prisco ».

Pepita Jiménez es la más hermosa de sus novelas y por primera vez se publicó en *La Revista de España* y en la edición de provincias de *El Imparcial*; el *Journal des Débats* la publicó en folletín y está traducida al portugués, al inglés, al alemán, al polaco, al bohemio y al italiano, siendo numerosísimas las ediciones hechas en la América Latina y en los Estados Unidos.

2. La empleada por los plateros. — 3. Eminente crítico español. — 4. Título. — 5. De lo más profundo. — 6. Acomodando.

Y Valera, cumplidos los setenta y cinco años, escribió obras tan notables como *Morsamor*, *Garuda ó la cigüena blanca*, y *Genio y figura*... profesando él mismo especial cariño á *Morsamor* que consideraba como el más perfecto de cuantos libros habían salido de su pluma.

De caracter dulce y afable; de escepticismo encantador y entusiasta sólo del arte y la belleza, Valera fué hombre de trato agradabilísimo, de espíritu crítico é irresistible inclinación á la sátira fina y delicada y á la ironía dulce.

El último libro que Don Juan escribió lleva por título *Terapéutica social*, y su obra potente y fecunda se conservará mientras quede un pedazo de tierra donde se hable español.

Murió cargado de años y de laureles, pero sus obras viven y vivirán siempre, y cuando el momento llegue, su centenario se celebrará con toda solemnidad pues por algo se dijo no há mucho, que

Cuando Cervantes murió
Su pluma desapareció[7]
Por donde los astros van.
¿Y sabéis quien la encontró
Dos siglos después? Don Juan.

Carlos de Batlle.

7. Desapareció.

La Palmera de plata.

La señora condesa estaba en su gabinete rojo, tapizado por un artista de París con sencillez lujosísima.

Las paredes se revestían de raso á pliegues perpendiculares formando un encañonado. Se alzaban en los rincones enormes tibores[1] del Japón con sus incrustaciones de oro pálido y su esmalte

1. Jarrones.

de suaves colores. La sillería era dorada, estilo Luís XVI, y del mismo carácter un templete cubierto por un espejo circular, sobre lo cual navegaba un inmenso cisne de cristal de Bohemia, lleno de flores raras y frescas .... El techo resplandecía con una hermosa pintura, que figuraba la escena de Melusina sorprendida en el baño con sus náyades.

Nadie podría entrar allí sin hacer el feo y sucio contraste que hace un moscón sobre una rosa de Alejandría.

Nadie....si no es la señora condesa. Era su gabinete favorito; en los ratos en que su aburrimiento no la obligaba á guardar cama, cogía una novela francesa de última moda, envolvíase en su bata de encaje y se encerraba en aquel precioso camarin[2], más que á leer, á buscar ideas y tipos con quienes soñar. No leía mucho tiempo de seguido; á veces tardaba dos horas en una sola página; otras pasaba hojas y hojas febrilmente y concluía el tomo en cinco minutos; no pocas el libro se la caía de la mano y quedaba con los ojos fijos en el techo como si se gozase en la sorpresa de las ninfas pintadas y en la indignación de Melusina. Pero siempre concluía por levantarse de los almohadones rojos en que estaba reclinada y decir.

— ¡Oh! ¡qué existencia tan intolerable! ¡cómo me fastidio!

Y se paseaba como una pantera por el gabinete. ¡Qué dolor, aburrirse así una mujer tan hermosa, tan joven, tan elegante! ¡objeto de la envidia y de la admiración universal!

Pero ya se ve: todas las emociones, todos los placeres, todos los deseos pasaban por su imaginación y por su alma, como pasan las nubes reflejándose en un lago.

Para conllevar[3] esta brillantísima existencia tenía que inventar un capricho diario; mas era tan desgraciada que apenas inventaba uno, todos, su esposo, sus amigos y sus servidores, apresurábanse á satisfacerle.

Porque era casada. Su esposo era un hombre de alta distinción, como no podía menos de serlo. Era, pues, el primero y más afectuoso de sus conocidos; los caprichos de su mujer le hacían gracia, y, no teniendo que molestarse personalmente para satisfacerlos, no omitía[4] disposición ni gasto.

Dentro de un momento vamos á tener de ello la mejor prueba. Y para debida claridad abramos un *entre paréntesis* en el fastidio de la condesa.

Un día, la condesa dijo que necesitaba para la *estufa* de su hotel una *palmera de plata*....

El conde hizo un gesto de sorpresa: — No conozco esa variedad...

— Es una palmera completamente blanca; parece de cristal y dicen que con la luz brilla como si fuese hecha de brillantes.

— ¿Y quiénes dicen eso?

— Lo dice este autor. — Y la condesa entregó á su marido un libro de viajes, recién publicado en París.

— Pero esto tiene trazas de ser una *bola*[5], — exclamó el conde, después de haber leido la descripción de la palmera.

— Lee la nota correspondiente, — contestó ella.

— En efecto, cita el testimonio de otros viajeros ilustres... En fin, hija, si existen esas palmeras tendrás una. Sólo te ruego que moderes tu habitual impaciencia; hay que traerla del centro del África; lo de menos es el dinero; pero se necesita tiempo; hay que escribir; comisionar gente que la traiga con cuidado; en tierra suya, propia; quizás sea preciso traer un pedazo del desierto, fabricar un buque especial... Quién sabe... Pero, nada, pichoncita, si

2. Aposento bien amueblado donde se guardan objetos preciosos. — 3. Soportar.

4. Dejaba de hacer. — 5. Mentira.

está en lo humano, tendrás ese árbol de azúcar piedra.

El primer mes después de esta conversación, la condesa estuvo encantadora y su mismo esposo temió si se habría vuelto á enamorar de él como cuando era su novia [6]... Volvió á presentarse en los teatros, en los paseos, dió comidas, se la vió en el Tiro de Pichón y corriendo liebres en la venta de la Rubia... Su palidez se trocó en hermosa púrpura; sus ojos, antes lánguidos, parecían reverberar todas las delicias del paraiso. No hablaba más que de su palmera de plata; de donde la colocaría; de lo dichosa que iba á ser cuando leyese y merendase y fantasease y hasta durmiese bajo sus ramas... Había escrito á París preguntando á Raimundo Madrazo si podría venir para retratarla cobijada por su fantásticos ramos y su vaguísima sombra... Ella, que se pasaba meses y meses sin bajar á su estufa viviría en ella...

Toda la sociedad distinguida de Madrid tenía una indigestión de palmera de plata.

— Por fortuna mis comisionados, — decía el conde á sus amigos, — han encontrado el sitio donde nacen esos *arbolitos*... Esto evita el manicomio[7] á mi mujer.

Todos los días preguntaba la condesa por su palmera; todos disponía algo para recibirla, cuidarla, darla realce y decoro: el hotel entero sería sacrificado al lucimiento del árbol maravilloso.

Una caravana la trajo á la costa; la embarcaron; la facturaron al llegar á España y vino en una pequeña estufa de cristal con persianas, sobre un vagón, atendida por un personal numeroso, y como en triunfo.

— ¡ Por fin, — exclamó ella, — por fin llega mañana!...

....

La condesa estaba, pues, en el gabinete rojo, con su bata de encajes, reclinada sobre los almohadones, tenía en sus manos un libro y los ojos, insensibilizados por el hastío, fijos en Melusina,

La puerta se abrió, y el mayordomo, de levita negra y corbata blanca, trémulo de emoción y disimulando mal su alegría bajo su respeto, exclamó:

— Señora condesa: ¡ *ha llegado*!

¿ Quien? — preguntó ella.

— ¡ La palmera de plata! — contestó el mayordomo algo sorprendido.

— ¡ Ah! ¡ Sí! Ya sé; bien, que la pongan en su sitio, ¡ luego iré á verla!

Hace seis meses que la palmera de plata está en el hotel de los condes y todo el gran Madrid, todo el Madrid alto, todo el Madrid-Madrid la ha visto.

Sólo no la ha visto la señora condesa.

Isidoro Fernandez Florez.
(De la Real Academia Española).

6. Prometida. — 7. Casa de locos.

Otoñal.

I

Cuando las campanas
Tristemente doblan [1]
Sus fúnebres quejas
Todo me acongojan [2];
Y exclamo al oirlas
Con miedoso afán [3]:
¡ Cuándo, como ahora
Por mi doblarán!

II

Al ver por la calle
Cruzar [4] un entierro
Se finje [5] mi mente
La imagen del muerto;
Cerrando los ojos
Digo en mi inquietud:
¡ Cuándo iré como ese
dentro un ataud! [6]

1. Tocar á muerto. — 2. Afligir. — 3. Anhelo vehemente. — 4. Atravesar. — 5. Idear ó imaginar. — 6. Caja mortuoria.

III

Y si el camposanto [7]
Las tardes visito
Viendo tantos huecos [8].
En los muros fríos,
Pensativo y triste
Me pregunto allí:
¡ Qué sepulcro de estos
Me tocará á mí !

Patricio CLARA

7. Cementerio. — 8. Côncavo, vacío.

Curiosidades.

También el gran lama del Tibet tendrá automóvil.

El *Daily Telegraph* anuncia que el agente consular inglés enviará al Sumo Pontífice del budismo un automóvil nuevo y flamante.

La aplicación del automóvil en el Tibet tiene una importancia extraordinaria, porque el gran lama, si pretende servirse de él, lo primero que tiene que hacer es abrir calles, y eso salen ganando sus súbditos.

* * *

Sabido es que el bambú presta importantes servicios en el Extremo Oriente, donde se emplea para construir viviendas, muebles, etc. Lo que no es tan conocido es la utilidad del bambú como alimento.

Los orientales se comen los brotes jóvenes como si fueran espárragos, y las hojas sirven en la India de forraje para los caballos.

A esto hay que añadir que el líquido azucarero que exudan las cañas era muy apreciado antes de cultivarse la caña de azúcar y que ciertas especies encierran concreciones que constituyen un medicamento eficaz contra las fiebres.

* * *

En las calles de Calcuta (India) se encuentran muchos carricoches de madera arrastrados por un buey cebú, dentro de los cuales y cómodamente arrellenados en almohadones van los mendigos de la población.

Para que no les moleste el sol llevan también una amplia sombrilla, y en tales condiciones y con semejantes comodidades, piden limosna á los transeuntes adinerados [1], los cuales no tienen carruaje y se ven precisados á aguantar los rayos del sol.

* * *

Entre Madagascar y la India hay 16000 islas é islotes, de los cuales solamente 600 están habitados.

* * *

El ave que puede estar más tiempo volando es el albatros.

Se cita el caso de uno que siguió un buque durante dos meses, sin posarse nunca.

* * *

En Berlín se paga impuesto por los gatos, y cada uno de éstos debe llevar un collar con una medalla y su número correspondiente.

1. Ricos.

Máximas y Reflexiones morales*

III.

Nada es imposible: hay caminos que conducen á todos los fines, y si tuviésemos bastante voluntad siempre tendríamos bastantes medios.

La verdadera elocuencia consiste en decir todo lo que es necesario y únicamente aquello que es necesario.

Es grato adivinar lo que hay en los demas, pero no lo es que se adivine lo que hay en nosotros.

A veces no hay menor habilidad en saber aprovechar un buen consejo que en saberse aconsejar á sí mismo.

( ) Véanse las otras cuatro partes.

Lo que ordinariamente nos impide mostrar el fondo de nuestro corazón á nuestros amigos, no es tanto la desconfianza que nos inspiran como la que nos inspiramos nosotros mismos.

Se perdona mientras se ama.

La mayor parte de los hombres, tienen como las plantas cualidades que la casualidad hace descubrir.

La mayor parte de los jóvenes creen ser naturales cuando únicamente son mal educados y groseros.

Solo deberíamos asombrarnos de podernos asombrar todavía.

Es preciso gobernar la fortuna como la salud ; gozar de ella cuando es buena, tomar paciencia cuando es mala, y no recurrir nunca á grandes remedios sin una extrema necesidad.

Con frecuencia nos avergonzaríamos de nuestras acciones más bellas si el mundo viese los motivos que las producen.

El mayor esfuerzo de la amistad no consiste en mostrar los propios defectos á un amigo, consiste en hacerle notar los suyos.

La marca más verdadera de haber nacido con grandes cualidades consiste en haber nacido sin envidia.

No se debe juzgar el mérito de un hombre por sus grandes cualidades sino por el uso que de ellas sepa hacer.

Sólo las personas dotadas de firmeza pueden tener verdadera dulzura : las que parecen dulces, ordinariamente son débiles y la debilidad se convierte fácilmente en agridez.

La Rochefoucauld.

Pensamientos.

Yo no envidio á los que ríen : es posible vivir sin reirse . . . ¡ pero sin llorar alguna vez ! . . . .

***

Entre las obscuras ruinas, al pie de las torres cubiertas de musgo, á la sombra de los arcos y las columnas rotas crece oculta la flor del recuerdo.

Plegadas las hojas, permanece muda un día y otro á las caricias de un furtivo rayo de sol que le anuncia la mañana de las otras flores.

« Mi sol, dice, no es el sol de la alondra, el alba que espero para romper mi broche ha de clarear en el cielo de unos ojos ».

Flor misteriosa y escondida, guarda tu pureza y tu perfume al abrigo de los ruinosos monumentos. Larga es la noche; pero ya las lágrimas, semejantes á gotas de rocío, anuncian la llegada del día entre las tinieblas del espíritu.

***

Hay un lugar en el infierno de Dante para los grandes genios : en él coloca á los grandes hombres célebres, que conquistaron en el mundo mayor gloria.

La justicia humana no puede hacer otra cosa, y juzga tan sólo por lo que realmente conoce.

Pero la justicia divina lleva, sin duda, á ese mismo lugar, á las inteligencias que sin dejar rastro de sí sobre la tierra llegan en silencio á la misma altura que aquellos.

La justicia divina lleva también allí á los *genios desconocidos*.

Gustavo Adolfo Becquer.

Les Cinq Langues

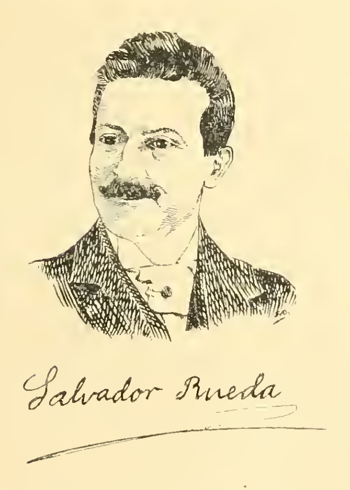
N° 10. 20 Février 1907. 7e Année.

PARTE ESPAÑOLA

Salvador Rueda.

¡ Un gran poeta con el corazón de un niño ! .

Estas palabras deberían de bastar para hacer la semblanza del autor de *Trompetas de Órgano*,



ese libro admirable que recientemente se ha publicado, pero como la costumbre exige que se llenen algunas cuartillas, lo haré así sin esfuerzo ninguno pues hablando de Rueda y hablando bien se podría componer fácilmente un libro de quinientas páginas.

Pero yo, por muchas cosas que de Rueda se digan, siempre he de tener presente un detalle, conocido únicamente hasta hoy por él y por mí, que le retrata de cuerpo entero [1].

Un domingo por la mañana le encontré por la calle Mayor de Madrid, y bajando por la de Toledo llegamos juntos hasta el Rastro. Y allí, paseando entre trastos viejos, entre utensilios y baratijas de todas clases, hablábamos de literatura y yo le contaba el asunto de un cuento que no he escrito todavía y que probablemente no escribiré nunca.

Sí recuerdo que era un cuento tierno, noble, y en el que resplandecían sentimientos elevadísimos : al llegar á la conclusión esperé en vano una frase de aprobación primero, una crítica acertada después. . .

Miré frente á frente á Rueda, y no fuí dueño de contener una exclamación... Ya no necesitaba dar al público la historia que acababa de contar pues había recibido la mejor corona á que una obra puede aspirar, las lágrimas de un poeta...

Desde entonces Rueda ha seguido su marcha ascendente hacia la gloria, y siempre que en mis manos ha caido un periódico español con algo suyo, lo he leido desde el principio hasta el fin encontrando siempre en sus versos todos los colores del iris [2] y todas las vibraciones de las cuerdas de su guitarra.

Y Rueda que acaba de cumplir cuarenta y nueve años, sigue siendo tan joven como cuando tenía veinte. Sus composiciones son sencillamente admirables y su « Mantón de Manila » deben de sabérselo de memoria casi todos los españoles.

Don José Echegaray, hablando de esta composición decía :

— ¡ El Mantón de Manila ! ¡ Dios del cielo ! Al leerlo se le llenan á

1. Completamente.

2. Arco iris.

uno los ojos de flecos y flores, resplandores y luces. En los versos de Rueda se transparenta una luz interna, muy interna, y por eso brillan tanto.

Y es cierto; lo más digno de elogios en la obra de Rueda es esa lucecita interna de que habla Echegaray, lucecita que no es otra cosa que su propia personalidad, que se formó en los tiempos en que brillaban Zorrilla, Campoamor y Nuñez de Arce, sin dejarse alucinar por ninguno de ellos llegando á ser lo que es y lo que será siempre, un poeta intenso y personalísimo gracias al que, cuando se habla de la poesía española, se puede decir que todavía hay quien continue sus glorias, y si hoy tuviese que poner un pie rimado á una caricatura suya, en vez de confeccionar unas lineas en prosa, diría:

Muertos el gran Campoamor,
Y Zorrilla el inmortal,
Nos queda este *Salvador*,
Para prez[3], gloria y honor
Del parnaso nacional.

Carlos de Batlle.

3. Estima.

Trompetas de Órgano.

No es el órgano grave que retumba en el templo
el que hiere mi mano recorriendo sus flautas
arrancando á torrentes del marfil polifónico[1]
los grandiosos sonidos que sublimes se alargan.
Es un órgano humano cuyas teclas de carne
con mis manos oprimo, con mis manos crispadas,
y que tiende gigante tantas áureas trompetas
como tiene en su fondo sentimientos el alma.
Tiene un tubo las voces de las frentes que luchan,
otro tiene tremendos anatemas de llamas,
otro tiene arrebatos de justicia y de cólera
y otro tiene los himnos del amor á la Patria.
Hay un tubo que canta la adorable alegría,
otro tubo divino donde está la esperanza
otro tubo solemne donde están los dolores,
y otro tubo diabólico donde ríe la gracia.
Una trompa es de pena, y otra trompa es de júbilo[2],
una tiéndese idílica, y otra alárgase trágica,
y otra suena rotunda como són de torrentes
y otra zumba espantable [3] con fragor de batallas.
Es su templo sin límites, la rotonda del cielo;
es el Ara en que oficia, la Natura sagrada;
es su Cáliz, la sangre combatida del hombre,
y es el Sol la Hostia eterna que en su altar se levanta.

Salvador Rueda.

1. Que produce sonidos. — 2. Gozo. — 3. Espantosa.

Yo no sé si escribir... *

Lector : yo soy un pequeño filósofo ; yo tengo una cajita de plata llena de fino y oloroso polvo de tabaco, un sombrero grande de copa y un paraguas de seda roja con recia [1] armadura de ballena. Lector : yo emborrono estas páginas en la pequeña biblioteca del Collado de Salinas. Quiero evocar mi vida. Es media noche ; el campo reposa en un silencio augusto ; cantan los grillos en un coro suave y melódico ; las estrellas fulgeran [2] en el cielo fuliginoso [3] ; de la inmensa llanura de las viñas sube una frescor grata y fragante [4].

Yo estoy sentado ante la mesa ; sobre ella hay puesto un velón con una redonda pantalla verde que hace un círculo luminoso sobre el tablero y deja en una suave penumbra el resto de la sala. Los volúmenes reposan en sus armarios ; apenas si en la obscuridad destacan los blancos rótulos que cada estante lleva — Cervantes, Garcilaso, Gracián, Montaigne, Leopardi, Mariana, Vives, Taine, La Fontaine, — á fin de que me sea más fácil recordarlos y pedir, estando ausente, un libro.

Yo quiero evocar mi vida; en esta soledad, entre estos volúmenes que tantas cosas me han revelado, en estas noches plácidas, solemnes, del verano, parece que resurge en mí, viva y angustiosa, toda mi vida de niño y de adolescente. Y si dejo la mesa y salgo un momento al balcón, siento como un aguzamiento [5] doloroso de la sensibilidad, cuando oigo en la lejanía el aullido plañidero y persistente de un perro, cuando contemplo el titileo misterioso de una estrella en la inmensidad infinita.

Y entonces, estremecido, enervado, retorno á la mesa y dudo ante las cuartillas de si un pobre hombre como yo, es decir, de si un pequeño filósofo, que vive en un grano de arena perdido en lo infinito, debe estampar en el papel los minúsculos acontecimientos de su vida prosaica...

J. Martínez Ruiz.

* Del libro « Las confesiones de un pequeño filósofo ».

1. Fuerte. — 2. Centellean. — 3. Resplandeciente. — 4. Oloroso. — 5. Aumento.

Marinita Peregrina.

I

Fué rubia y blanca ; pero el oro de sus cabellos se volvió de un tinte trigueño [1], y la blancura de su rostro se cambió en pálido con manchas amoratadas. Iba de aquí para allá pidiendo limosna ; pero un dia se atrevió á salir de un país donde no hallaba socorros. Figuraos una hojita que, desprendida del árbol, es arrastrada con el polvo por el viento y marcha á merced de los caprichos de su soplo, violento unas veces, leve otras ; así marchaba Marinita, por un camino abierto en el valle, como si el viento la impulsara, caminando de prisa, parándose bruscamente, y volviendo á emprender su paso.

Aunque ya se hacía sentir el frío del invierno, aún había algunos hormigueros abiertos, y cerca de una piedra descubrió uno, chiquito como un dedal, y paróse á contemplarle, cuando de pronto empezaron á caer del cielo gruesas gotas de agua, que mojaron el roto y ligero vestido de la niña y humedecieron sus carnes.

Entonces la niña, acobardada [2], miró alrededor por ver si descubría donde guarecerse, y no halló una casa, ni una choza, ni una roca, ni un árbol, y bajó sus ojos para mirar al hormiguerito, y pensó :

— ¿Por qué harán las casas sobre la tierra y no como las hormigas, en la tierra? Sería más fácil esto. Bastaría un agujerito en el suelo.

1. Entre moreno y rubio. — 2. Atemorizada.

Pensando así, y disponiéndose á continuar su camino, dirigió una mirada de despedida al hormiguero, y no le halló, se había cerrado.

¡Quién fuera tan pequeñita, tan pequeñita como una hormiga! — dijo compungida Marinita Peregrina.

II

La lluvia había cesado, pero el viento no; y la niña que tenía sus vestidos y su cuerpo empapados, tiritaba[3] de frío.

Y juntó sus deditos y acercó sus manos á la boca para comunicarlas el calor de su aliento de pajarillo, y así caminaba por la llanura sin fin, anda que anda con los pies desnudos y heridos, fatigado el pecho y conmovido por las punciones de amarga tristeza que le sofocaban y hacían aparecer en sus ojos dos lágrimas lucientes como el rocío y grandes como gotas de lluvia.

Pronto llegó á un bosque cuyos árboles estaban á punto de perder sus hojas, y en lo más alto de uno descubrió una manchita obscura; era un nido vacío y pensó: — ¡Quién pudiera ser tan pequeña como un pájaro y tan libre como él!

Por entre el laberinto de zarzales y de troncos erguidos, pisando las secas hojas, siguió caminando con la fe en el alma, y animada por la gran esperanza que se reflejaba en sus ojos, con los cuales miraba, devorando el camino y pasándole antes con el deseo millones de veces más rápido que sus pobres pies.

Ya anochecía cuando llegó á una cabaña pequeña Un terrible perro salió de ella y amenazó á la niña, mostrándola sus agudos dientes y gruñendo de un modo feroz, de un modo que bien daba á entender que á no estar el perro encadenado, seguramente se lanzara sobre la cuitada[4] Marinita. — ¡Oh, Dios mío! — pensó ésta — tan horrible animal tiene donde guarecerse, y yo no; — y luego, en un movimiento de angustia y desesperación, exclamó: — ¡Quién fuera como él! — Tal vez no deseara ser feroz como el perro, tal vez se refería á envidiar la choza del perro; pero ella así exclamó.

Prosiguió caminando hasta descubrir el castillo de las cien almenas. Arriba estaban los soldados, y desde allí mandaban, á largas distancias, agudísimas saetas; abajo había anchos portones por donde metían el trigo traído en tributo hasta de luengas tierras. El tal castillo parecía un monstruoso animal voraz y cruel. Marinita dirigióse al foso, y con lamentos suplicó al centinela, que se hallaba armado de todas armas, que bajaran el puente levadizo para que la dieran abrigo en el palacio-fortaleza.

Pero el centinela no se movía de su torrecilla.

Marinita descubrió en el fondo rejas fuertísimas.

— Aquí estarán — pensó — los grandes enemigos del señor, prisioneros.

Y luego, en lo alto, vió por unas ventanas, luces y tapices.

— Allí estará el gran señor. ¡Oh! ¡Quién fuera grande!

Y aún continuó caminando hasta la noche.

Las sombras de la noche cubrieron todo, y ni aun la vista podía alimentar la esperanza de la niña, inquiriendo[5] al final del camino la aparición inesperada de alguna choza, de alguna casa, de algún pueblecillo.

El viento producía un prolongado y bronco sonido; diríase que un mugir aterrador, algo como un lamento lejano, partiendo de un trueno. Así como á la luz se mezclan los colores, así á distancia se confunden unos con otros los sonidos, de modo que á veces se oye una triste queja en un ronco bramar.

Marinita se hallaba en la obscuridad, oyendo, tanto el quejido del viento como el rozar de sus andrajos con la zarzas. A veces Marinita creía soñar y hallarse á merced de una pesadilla.

El frío puso rígidos sus bracitos,

3. Temblaba. — 4. Afligida.

5. Buscando.

torpes sus piernas; ya no tenía fuerzas para caminar; antes podía no ser oída, pero podía ser vista; antes tenía que caminar hasta hallar donde guarecerse, pero siempre esperando de la luz el asilo deseado que había de aparecer al término del camino. Sólo se veía una luz en la tierra, y ninguna estrella en el cielo. Pronto desapareció la lucecilla, pero apareció una brillantísima estrella... la hermosa Sirio.

— ¡ Quién fuera allá! — dijo — ¡ qué bien se ha de encontrar uno en ese lucero!

¡ Ah! y nada más he sabido después de Marinita.

Tal es de terrible y de vaga la impresión que en muchos producen los niños que abandonados y errantes pasan. ¡ Dios mío, qué será de ellos!

III.

Al abrir la ventana de mi taller, un torrente de vida me embriagó: aquel día de invierno parecía primaveral; el sol todo lo enardecía; prestó mayor blancura al fondo del cuarto; animaba las viejas pinturas, bordeando con hilos de luz los negros marcos; extendía brochazos de claridad sobre la caoba de los muebles; copiaba los objetos unos en otros, dando á las planicies reverberaciones de lago y casi fidelidad de espejo. Un airecillo juguetón revolvía los papeles, y como la luz disipaba las sombras y la tristeza, él perseguía y cortaba la pesada atmósfera de la habitación, llenando esta de los perfumes traídos de la montaña.

Del sol partían millones de rayos, á cuyo término se engendraba la alegría y la belleza como al extremo de las cintas de la farándula salta un danzarín. ¡ Hermoso día!

— ¿ Y Marinita? — diréis — ¿ quien sabe? Tal vez pereció, y su alma pequeñita voló. Tal vez se halle en el cielo, donde se cantan esas odiseas-idilios de los niños abandonados. Tal vez se halle al lado de Miñon, Cosseta, Caperucita encarnada, Pulgarcillo y la Cigarra, ángeles creados por la caprichosa fantasía y que viven en lo ideal.

José Zahonero.

Problema.

Supongo á la muerte viva,
Porque á estar muerta la muerte,
No hay humano que conciba
Como se encierra en lo inerte
Tanta fuerza destructiva.
Sentado que viva está
Y morir también le espera,
Muerta, matar no podrá;
Cuando la muerte se muera
Decid ¿ quien nos matará?

Patricio Clara.

La Bofetada de la Estatua.

Habíase arreglado el granuja [1] la gran cama en aquel olvidado rincón del claustro, al que nadie llegaba por los obstáculos que era preciso vencer. Una barricada de tablones, de vigas, de toneles que encerraron cemento, obstruia el paso; la catedral estaba en obras de estancación y allí se depositaba el material sobrante. Por modo tal quedaba oculto el lecho de la galería y el muchacho dormía á pierna suelta, sin temor de ser sorprendido. Un poco duro resultaba el colchón, que no era sino un pedazo de estera robado al guarda, y tanto baja la alcoba, porque no daba más de sí el arco rebajado del nicho. Eso sí, el lugar no carecía de adornos y en la archivolta veíase toda una filigrana en labores de piedra.

Cuando el golfo [2] descubrió aquel nido lanzó un « ¡ Anda la órdiga! ¡ La gran alcoba! » y se mudó en seguida desde el quicio de la puerta en que dormía. Era un sepulcro gótico en el que en tiempos debieron existir dos estatuas yacentes desaparecida una mucho tiempo há

1. Pilluelo. — 2. *Gavroche.*

quizás siglos. Conservábase la almohada que sostendría la cabeza de piedra y se adivinaba el hueco del cuerpo, cuerpo gigantesco, de guerrero de la reconquista. El chico, niveló con paja las dificultades de la tapa del sarcófago y sobre ella tendió el pedazo de estera. La primera noche que descansó allí, antojósele la pleita [3] un trozo de pérsica alfombra.

Era la otra estátua yacente, no mal conservada, la de una dama que cruzaba sus manos en piadosa actitud ; hallábase tendida de espaldas y si reproducía la imagen de la mujer cuya remembranza perpetuaba con fidelidad, debió de ser hembra hermosa la copiada en la piedra, pues no se podía pedir más finura á sus facciones. El chiquillo, que se sabía de memoria la catedral, en la que ejercía á veces de « cicerone », con grave riesgo de llevarse una puntera del sacristán por usurpación de atribuciones, no ignoraba que en el fondo del nicho dormían el eterno sueño los nobles condes de Núñez, de linajuda estirpe castellana

— ¡ Si levantára la cabeza el conde ! — decía el granuja con su malicia de hijo del arroyo [4] — y me viera aquí echado junto á su mujer ! Menudo tajo me descargaba con el espadón que se gastaba entonces... !

Pero el conde de piedra se hallaba ausente, y el diantre del granuja seguía ocupando su sitio junto á su impasible esposa, muy ajena del montón de pingajos que tenía á su lado, en contacto con su ámplio ropaje. Bien que en la misma ignorancia estaba todo el mundo en la catedral, pues el chico se salía con el alba del nicho y no regresaba á él hasta entrada la noche para evitar que, por lo menos el guarda, se enterase del escondrijo y lo perdiera, prudencia que le daba buen resultado. ¿ Quién iba á imaginar que detrás de aquella pila de tablones, vigas y pipas durmiese nadie, aprovechando el hueco del sepulcro ?

Pero á pesar de sus precauciones, unos ojos habían quizás atisbado algo de lo que ocurría ; los de uno de los compañeros de banda del granuja, un rubio que con sus trece años sabía más que si hubiera estudiado en las propias aulas universitarias de la ciudad. Sólo que los ojos astutos se guardaron su descubrimiento y el usufructuario del último lecho del noble continuó usurpándosele tranquilamente.

Una noche en que el patio se hallaba bañado por la luz de luna de la que sólo llegaba una débil claridad al sepulcro del rincón, arribó á la alcoba el golfo un poco atufado de la cabeza. Por la tarde había tenido la banda « gaudeamus » [5] en una taberna, costeado por el « Rojo » que sentó plaza de corneta para Cuba y estaba en fondos. El chico trepó, pues, con algún trabajo hasta su nicho, y antes de acostarse vislumbró al débil resplandor el cuerpo rígido de la estátua de la condesa. Una idea liviana pasó por la mente de aquella criatura, ignorante de que existieran en el mundo dos cosas que se llamaran inocencia y candor ; el arroyo mata todas las virginidades antes de nacer. Y extendiendo una mano para tocar el rostro de piedra, exclamó el granuja, riéndose :

— ¡Lo que es de esta carantoña [6], señora, no la libra á su merced ni el difunto de su esposo que saliera de la tumba !

Y casi en el acto sucedió una cosa estupenda : levantóse una negra sombra de la parte alta de la estátua de la dama y una mano formidable cayó sobre el golfo descargándole una bofetada tremenda, mientras se oía una voz bronca que exclamaba :

— ¡ Miserable ! Huye... ¡ y ay de tí si vuelves !...

— ¡ El conde que resucita ! — gritó el rapaz aterrado, bajándose del sepulcro más que á escape y

3. Faja ó tira de esparto trenzada. — 4. Calle.

5. Comilona, festín. — 6. Caricia.

echando á correr á través del patio, antojándosele un fantasma cada sombra.

Y en cuanto salvó la puerta, el « Rojo », el propio colega de banda salió de su escondrijo y se acomodó con toda holgura sobre la estera aportada por el otro chico, murmurando:

— ¡ Pues señor ! ¡ Aquí se está divinamente ! No tiene mejor cama el arzobispo ! Yo me iba á fingir el guarda, pero me ha venido bien la mona [7] del " Salao ". Continuaré siendo el conde para que no vuelva.

Alfonso Pérez Nieva.

7. Borrachera.

La teoría y la práctica *.

En aquellos tiempos en que los médicos vestían toga y hablaban latín, uno de ellos se encontró en una reunión y se vió abordado por un tragón célebre que le preguntó el remedio que debía emplear contra ciertas indigestiones que le acometían frecuentemente.

— A cada indigestión, — le respondió el médico, — tome una buena purga.

— Pero, — replicó el glotón, — yo he oido decir que los purgantes destruyen el estómago. . .

— Esto es una gran verdad — dijo el médico, — pero el mal es inevitable — ¿ Quiere usted dejar acumular en su cuerpo una cantidad de malos humores que producirían una fiebre gástrica y acabarían por conducirle á la tumba ?

Una persona que presenciaba la consulta y que no pertenecía al cuerpo facultativo tuvo el atrevimiento de formular su opinión muy modestamente :

— Si el señor viviese sobriamente ¿ no podría evitar las indigestiones y los purgantes ?

El médico se volvió hacia su interlocutor y con grave sonrisa le dijo :

— Yo doy consejos prácticos y no hago hipótesis fantásticas.

Al oir al médico, otra persona sonrió y añadió esta profunda sentencia :

— Ciertas cosas son muy hermosas en teoría pero no valen nada en la práctica.

Los presentes aplaudieron y uno de ellos prorrumpió en esta otra sentencia no menos profunda :

— Es preciso considerar á los hombres como son y no como deberían ser.

Esas sentencias son ahora vulgares y constituyen una gran parte de la sabiduría del siglo.

Alejandro Manzoni.

(De sus obras inéditas y raras.)

* Véanse las otras cuatro partes.

Hombres y Cosas.

Cuando se dice que los acordes de una banda militar son suficientes para hundir un puente parece esta afirmación digna de figurar en el número de las exageraciones andaluzas; pero el hecho resulta perfectamente verosímil ante ciertos ejemplos recientes de la fuerza destructora de las vibraciones sonoras. En el Ayuntamiento de Sidney existe un órgano de gran tamaño que cuando se tocó por primera vez la vibración de las primeras notas rompió los cristales de las ventanas del salón. Hace poco tiempo que en Nueva York se reunieron los individuos de un coro para ensayar, y al llegar á unos compases fuertes cantaron con tal vigor que el techo se hundió saliendo contusos algunos de ellos.

***

El Sultán de Turquía es muy aficionado á los animales. En una pequeña isla de Yildiz se guarda

su colección, que es notabilísima, y de la cual forman parte ciervos, gacelas, carneros, ovejas y fieras de especies raras y aves de todos los países.

Todos los animales estan domesticados y quieren mucho á su regio dueño. Un precioso Kiosco sirve de guarida á unos cuantos perros de las mejores castas[1], y los gatos tienen también una bonita casa; pero donde el Sultán ha echado el resto ha sido en las pajareras, que son de lujo extraordinario. De su cuidado está encargado un Koshjee Bashi, jefe de pajareros, con veinte ayudantes. El resto de la *menagerie* corre á cargo de un director y treinta auxiliares.

*
* *

El Sha de Persia ha regalado al Rey de Inglaterra una magnífica alfombra hecha á mano.

Del trabajo que representa su fabricación pueden formarse idea nuestros lectores sabiendo que, á pesar de haber tomado parte en su manufactura gran número de obreros, se ha tardado tres años en hacerla.

Los dibujos que la adornan son muy artísticos é intricados[2], y en el centro se lee el nombre del Rey Eduardo VII.

Algunos potentados orientales poseen alfombras que valen fortunas.

En la gran Exposición de Londres, en 1851, presentó el maharajah Goolab Singh una de seda, cuyo tejido constaba de cerca de 100 000 nudos por metro cuadrado.

*
* *

Allá por el siglo XVIII la figura

1. Razas. — 2. Complicados.

del *chauffeur*, tan familiar ahora para nosotros, sembraba el terror dondequiera que se presentaba.

Este nombre era aplicado entonces á ciertos malhechores que por el año 1795 recorrían algunas regiones del centro y del mediodía de Francia, dedicándose al bandidaje.

Los *chauffeurs* de entonces, vestidos con trajes fantásticos, ennegrecido el rostro con hollín y cubiertos los ojos con una tira de gasa, asaltaban las granjas y posesiones solitarias, sujetaban á los indefensos ocupantes, y les exigían la entrega del dinero y objetos de valor que poseyesen.

Si las victimas no declaraban en seguida donde guardaban sus tesoros, los bandidos encendían una gran hoguera y les tostaban[2] los pies.

De allí vino el que se denominase *chauffeurs* ó calentadores á estos bandidos.

2. Quemaban.

Chascarrillos.

En un café:

— Su cara de usted no me es desconocida. Yo le he visto á usted muchas veces, pero no recuerdo dónde.

—Es posible, señor. Acabo de salir de la cárcel.

*
* *

—Oye, niño — decía indignado un padre á su hijo, — ¿sabes por qué voy á darte una paliza?

—Sí papá; porque es usted más grande que yo.

Les Cinq Langues

N° 11 5 Mars 1907. 7e Année.

PARTE ESPAÑOLA

Emilio Bobadilla.

Fray Candil

Quienes conozcan la labor de Fray Candil, y puedan apreciar su crítica nerviosa y severa, han debido evocar más de una vez la visión de un ogro implacable que

se complace en engullir molleras tiernas y maduras sin colmar sus ansias en el sabroso festín. Al menos así, á la distancia, formaba nuestra imaginación la macabra estructura de este torturador; pero hoy que la casualidad nos puso cerca de él, debemos confesar ingenuamente que ni el ogro estaba allí, ni era el leon como lo pintan ...

Alto y robusto, de constitución fuerte, lleva en la erguida [1] cabeza el ceño escéptico y adusto, acentuado por las cejas y el bigote negros, este último levantado en varonil desaliño [2]; la mirada perspicaz, atrevida, denuncia un espíritu sutil y despierto; cuando habla, esa mirada tiene la irresistible elocuencia del genio y ante ella, investigadora y honda, pasa sin duda en su sesión cinematográfica, todo un mundo exterior é interior; la frente despejada, poblada acaso de ocultos problemas, destácase altiva sobre un busto arrogante. La cabeza bien nutrida y equilibrada descansa en una contextura atlética, porque preciso era, para sostener vigorosamente una cúpula de oro, que la base correspondiese á ella en peso y en solidez majestuosa. Y toda la complexión de ese organismo corresponde á la fortaleza y energía de un espíritu libre, amplio, tan inflexible en la apreciación personal como caballeresco en la rectitud del proceder y en la nobleza de los sentimientos. No es pues Bobadilla, el ogro de la leyenda imaginaria, por mucho que sean los grafomanos que ha embuchado [3]. Y para probarlo, he aquí una anécdota que escuchamos hoy de sus labios.

A consecuencia de una polémica, el director de un diario de Panamá retóle en duelo. Es de advertir, por ser aquí detalle esencial, que la tez [4] del retador era obscura como negras las tintas de su diario. Bobadilla, visitado por los padrinos de aquel, contestó llanamente que rehuía el

1. Levantada.

2. Desorden. — 3. Destruido. — 4. Piel.

lance con el periodista negro, pues estaba seguro de no dar en el blanco.

Y ese escalpelo que tan finamente maneja el maestro en su charla[5] ilustradísima y sabia, le emplea en su crítica disectiva, haciéndola tan ingeniosa y original, que difícil es hallarla igual entre las de sus contemporáneos, por que la crítica de Bobadilla supera á juicio nuestro en solidez y razonamiento científico á la del recordado Leopoldo Alas; aventaja en mucho á la dialéctica mordaz y original de Valbuena y no tiene igual en derroche de ingenio picante. sutilísimo, esparcido en el análisis patológico de sus grafomanos. Y este crítico profundo es también poeta delicado é inspiradísimo, y pensador de altos vuelos como lo demuestra el fragmento que de su último libro[6] reproducimos en estas columnas. *Novelas en gérmen*, *Grafomanos de América*, *Sintiéndome vivir* y *Vórtice*, son últimas producciones suyas. En las primeras vibran las palpitaciones de un potente cerebro; en la última los latidos de un corazón sensible: reunidas ellas, complementan y revelan la personalidad original del pensador poeta.

Pero á través de ese temperamento, vaga siempre, como una sombra misteriosa y noctámbula, la nota escéptica y triste de cruel misantropía que le domina y habrá de dominarle más allá de sus obras, porque ante su poder analítico y escudriñador[7], tiene forzosamente que empobrecer la realidad de la ficción humana dejando entrever el fondo descarnado y porque, según su propia expresión, el genio es siempre triste. Apesar de ese cruel escepticismo que parece ha de doblegarle, Bobadilla resiste las borrascas y va adelante. Así se muestra, destacándose enhiesta y firme en su pedestal de carne y hueso, la imponente figura del crítico cubano que la posteridad se encargará después, cuando se deshaga la frágil arcilla humana, de trasladarla esculpida al pedestal que la conserve y la perdure.

Eduardo Diez de Medina.

5. Conversación. — 6. *Sintiéndome vivir*.

7. Escrutador, investigador.

Música Humilde.

Desde la altura de la guardilla,
Como una endecha ruda y sencilla,
Llega á mi estancia vago rumor:
Es una queja tierna y sonora
Que á veces canta y á veces llora
Llanto y canciones de paz y amor.

Cuando en los cielos apunta[1] el día,
Con impaciencia, que es alegría,
El rumor finge noble latir:
Como esperanza que se despierta,
Como promesa robusta y cierta
Que un alma buena quiere cumplir.

Cuando en los cielos el sol no arde[2],
Cuando entre brumas muere la tarde.
Suena en mi oido dulce canción

1. Empieza. — 2. Brilla.

Que en la modesta guardilla brota[3]:
Como un suspiro, como una nota,
Como el perfume de una oración.

Y cuando el cuerpo busca descanso,
En la alta noche, discreto y manso,
El rumor oigo siempre vibrar:
Como el alerta de un centinela,
Como algo extraño que lucha y vela,
Que lucha y vela sin descansar.

¿De dónde surge[4] la voz vibrante
Que me molesta, tenaz, constante?
¿Cuál es la causa de tal rumor?

. . . .

Subí, curioso, por la escalera,
Y en la guardilla miré una obrera
Que entre sus hijos hacía labor.

Veloz la rueda se iba moviendo,
La aguja dócil iba cosiendo,
Y al revolverse, siempre á compas,
Aguja y rueda cantaban bajo
Esas canciones que alza el trabajo:
¡Canciones llenas de amor y paz!

La obrera vive, siempre contenta,
Con el trabajo de la herramienta[5]
Que á duras penas logró adquirir;
Por ella tienen pan los abuelos
Y tienen ropas los pequeñuelos
Que ante la madre miré reir.

La maquinita, limpia y brillante,
Con el acero de su volante
Un sol de fuego miente[6] al mirar;
Un sol que alegra como una fiesta
A la guardilla pobre y modesta
Donde lo honrado tiene un altar.

Ya oigo con gusto la voz sonora,
La voz humilde que canta y llora
Llanto y canciones de paz y amor;
Ya no me roba sueño ó descanso
El rumor vago, discreto y manso...
¡Ya soy amigo de ese rumor!

Y en la alta noche y en pleno día,
Escucho siempre con alegría
La endecha blanda de amor y paz
Que aguja y rueda cantan muy bajo:
Como en las almas canta el trabajo
Con las virtudes... ¡siempre á compas!

M. R. Blanco Belmonte.

3. Sale. — 4. Viene. — 5. Máquina. — 6. Finje.

Pleito antiguo.

(La verdad en escena.)

Quien dijo : « No hay belleza sin verdad », acaso diría bien; pero se guardó de añadir : « No hay verdad sin belleza » ; y obrando así, procedió como varón[1] prudente, aunque otra cosa crean los partidarios de llevar al teatro todas las verdades, los cuales niegan hospitalidad en la escena á eso que (sin permisión[2] de los *Inmortales*) denominamos ahora *convencionalismos*.

¡Peregrina[3] lógica, por cierto, la de algunos preceptistas de hogaño[4], que aceptan sin escrúpulo los *convencionalismos* en las realidades de la vida social, y no quieren admitirlos en las fantasías del arte!

Ese aborrecimiento invencible á los pobres *convencionalismos*, (aborrecimiento estimulado — hay que decirlo en honor á la exactitud, — por la vanidad de las señoras comediantas, á quienes lisonjea lo indecible presentarse al público lo mismo que si fuesen princesas de verdad, cuando solamente lo son de mentirijillas), á más de encarecer terriblemente la vida de la actriz, en beneficio de modistos y costureras, ha llevado al mundo de las bambalinas y de los bastidores (mundo en el cual no es posible de prescindir, por completo, de la ficción), farsas con aliño[5] de verdades; mescolanza la más indigesta que ha podido idear humano entendimiento.

Aficionadísima á ese manjar artístico debe de ser una cómica[6] inglesa, muy hermosa, según aseguran los cronistas, y que ha de representar en no recuerdo que obra y que teatro un papel de vaquera...

De esa famosa comedianta, cuyo nombre he olvidado, contaban los periódicos, no ha muchos días, que, á fin de caracterizarse bien y dar color de realidad al personaje de la obra, se proponía pasar algunos meses haciendo vida de establo.

Estaba resuelta á no separarse de las vacas; pensaba cuidarlas, llevarlas á pastar, ordeñarlas, pasar la noche en su agradable compañía, hasta convertirse en vaquera de verdad, trasladando á ser posible al palco escénico, tenues dejos de ganado vacuno, para mayor delectación[7] de admiradores de la actriz y patrocinadores de la verdad en escena.

Sospecho, sin que en mi sospecha haya ni la sombra más leve de agravio para los periodistas propaladores de esas extravagancias, que la actriz inglesa no llevará á cabo sino una pequeñísima parte del programa; el cual es muy probable deje reducido á beber vasos de leche vista ordeñar y servidos con todos los miramientos debidos á la gran señora, por alguna de las legítimas vaqueras á quienes la histriona piensa representar en el teatro.

Caso de que resulten infundadas mis sospechas, veríame precisado á deplorar que, artista de tal manera esclava de la verdad, se hubiese de ver precisada, en plazo muy breve, á dejar su profesión, por absoluta imposibilidad de ejercerla debidamente.

No es de creer que la linda comedianta inglesa limite sus aspiraciones á representar con toda la realidad apetecible papeles de vaquera por que en el mundo hay más que eso...

Posible es que en alguna ocasión haya de ser reina ; ¿ y de que medios se valdrá para ocupar el trono siquiera un par de meses ? Porque al fin, ceñir corona, empuñar cetro, presidir consejos de ministros y sancionar leyes por vía de ensayo teatral, no está al alcance de todo el mundo, y no es tan hacedero[8] como apacentar vacas y ordeñarlas.

Me parece probable que la vaquera del cuento (por cuento lo tomo, aunque no lo sea) esté sol-

1. Hombre. — 2. Autorización. — 3. Extraordinaria. — 4. Ahora. — 5. Adorno. — 6. Actriz.

7. Deleite. — 8. Fácil de hacer.

tera, y no se me alcanza á que recursos podría apelar honestamente para fingir en el teatro inquietudes y penas de madre de familia.

Si esos procedimientos artísticos se generalizasen (ya verán ustedes como no se generalizan), sería preciso que la actriz encargada del papel de *Teresa Raquin*, de Emilio Zola, por ejemplo, para ponerse en situación y asimilarse la figura creada por el dramaturgo, hiciera sus ejercicios de parricida y se entretuviera durante algunas semanas en matar á su marido.

Para presentarse como Hermana de la Caridad, necesitaría pasar temporadas en los campos de batallas; para hacer de monja, encerrarse en un claustro; y si había de ser abadesa, tendría que lograr que la eligiesen, aunque sólo fuese por algunos días, como directora suprema del santo establecimiento...; y no quiero extremar la argumentación hablando de muchos dramas del Teatro contemporáneo...

No: El respeto al realismo en el arte, el amor á la verdad escénica, no pueden llegar á tanto, ni aun á mucho menos.

Concretando estas observaciones generales á nuestro Teatro, me ocurre decir que los viejos de ahora recordamos todavía el estreno de un sainete de Narciso Serra (sainete que se titula, si no recuerdo mal, *A la puerta del cuartel*).

Pepita Hijosa, una artista de mucho talento y de envidiable instinto artístico, caracterizó admirablemente una mozuela descocada — de las que el vulgo designa hoy con el nombre de *golfas*[9], no usado por aquel entonces, — y que pareció á cuantos la vieron, y celebraron con ruidosas carcajadas y con repetidas muestras de aprobación su trabajo — figura de la vida real, moza de carne y hueso, llevada desde los alrededores de un cuartel al escenario del teatro de la Zarzuela. Pues bien; todos sabíamos que Pepita Hijosa, la inolvidable discípula del gran Romea, no hubo menester, para poner en el cuadro ideado por Serra aquella visión perfecta de la realidad, pasar dos meses frecuentando cuerpos de guardia. Como no se ha visto actor alguno en la necesidad de alistarse por algún tiempo en cuadrilla de ladrones, para caracterizar en escena á bandoleros famosos.

No: esas exageraciones sobre la verdad en escena, exageraciones que llevaron á directores muy discretos, entre otras cosas, á puerilidades como la de sacar al escenario caballerías, disponer para banquetes teatrales comidas encargadas á los fondistas más acreditados, imitar la lluvia, haciendo que ¡desde las bambalinas! cayese á las tablas agua de veras, y otras ridiculeces por el estilo, duraron muy poco y no prevalecieron; el absurdo no prevalece nunca. Y eso de que caballos de verdad piafen sobre empedrado de mentira, produciendo sonidos denunciadores del *convencionalismo* de haber aceptado como terreno firme un armazón de tablas en hueco; y eso de que para simular una tormenta se recurra á la caja de los truenos artificiales y á los relámpagos artificiales también, y sólo sea real el agua, que cae de nubes de lienzo pintado; y esto...., y eso y lo otro de imponer la realidad á un espectáculo en que todo es ficción, tenía que pasar pronto, y efectivamente, ha pasado, y ha pasado para siempre de una manera definitiva y no lograrán que tornen á la vida teatral ni aún por brevísimo tiempo las ideas algo trasnochadas de la actriz inglesa, que tal vez con el deseo único de hallar una *pose* vistosa, ha ideado convertirse en vaquera mala para ser actriz eminente.

Sigo sospechando que se trata de un cuento ó de una bromita de la comedianta que siendo famosa actriz y mujer linda, debe de tener sus ribetes[10] de burlona.

A. Sánchez Perez.

9. Perdidas.

10. Tendencias.

Cabeza blanca y Cabeza rubia.

Mira el balconcillo al mar. La casona es humilde, casi un nido. Para choza, le sobra el aseo ; para alcázar, ¡le falta tanto, tanto !

No importa : la bate el sol de lleno, y el aire la acaricia. Por la mañana, brisa marina, salobre, fresca ; al promediar la tarde, viento norte, seco, impregnado de aromas.

En la estancia, de albas paredes, luce un rayo de sol como franja irisada, sedeña,[1] arrancando del cenit. Es finísimo tul, transparente y brillante. En su fondo agítanse miríadas de corpúsculos.

Flechero va el rayo solar á un pequeño emporio : una cuna. Es basta, de pintado pino, encarnaducha y chata. Al festonearla de luz, parece adornarse súbito. Y es, en rigor, el mejor adorno para cualquiera estancia.

Ocupárala un ángel, y tendríais un cacho[2] de gloria. La ocupó sin duda : está allí, vera[3] el ventanal, sentadita en un banco. Pasa por encima de su cabecita rubia el festón cerúleo, y sus rizos semejan áureas sortijas.

Frente al banquito está la abuela. La tez, pergamino ; la testa, un picacho nevado. Contará el querube cuatro añitos : contará la anciana. . . . ¡ cuántos, cuántos ! . . . .

Espalda al grupo, una vieja cómoda encima de la cual luce una Virgen del Carmen.

Retoza[4] la niña, y la anciana reza. Luego las miradas se cruzan y apuntan sonrisas. Tiembla una barbilla y se abre una corola.

— ¡ Abuelita ! . .

— ¡ Reina ! . . .

— Acabe de contarme . . . .

— ¿ Dónde estábamos ?

Decíame del rey que tenía tres . . . , tres. . . . ¡ Ay, no sé cómo decía, abuela !

1. De seda. — 2. Pedazo. — 3. Cerca. — 4. Juega.

— Tres pajes, sí.

— ¿ Cómo son los reyes ? . . ¿ Grandes ? ¿ Bonitos ? Serán. . . . Serán . . . como. . .

— Los de barbas blancas, cariñosos con las niñas ; los de barbas negras, adustos y fieros. . . .

— ¿ Son los de por la noche, abuelita, no ?

— Son los que se llevan á las niñas malas. . . .

— ¿ Adónde ?

— A palacios más negros que sus barbas, con calabozos húmedos y . . .

— Dígame, abuelita : Dios Nuestro Señor, ¿ es rey ?

— De los cielos.

— ¿ Cómo es ?

— ¡ Tan grande, tan grande !...

— ¿ Y su barba ?

— De oro.

— ¿ Y sus ojos ?

— De luz. . . . .

— ¿ Quiere á las niñas ?

— Mucho, cuando son buenas ?

— ¿ Y á las que son malas ?

Pausa breve. Las manitas hanse posado en la falda de la anciana. Canta un jilguero. Aumenta en fulgor el Sol.

— ¡ Abuelita !

— ¡ Reina !

— Esos, ¿ son ángeles ?

— ¿ Qué ?

— ¿ Ve ? . . . . ¡ Vuelan, vuelan, chiquiturrios, ahí, al Sol !...

Los ojos, hundidos y opacos no ven ; pestañean, y luego se inundan.

— ¿ Son angelitos, no, abuela ?

— Almitas, reina.

— ¿ Las de papá y mamaíta también ? . . . ¡ Huy ! No se las puede besar. . . . ¿ Sabe ? Ayer entraron también. . . ., las vi al levantarme. . Subí, ¿ve? subí arriba de la cama. . ¡ No mi niña ! No me caí, abuela... Almitas eran, como éstas de hoy . . . . Yo, todo era acercarme. . . . ; besé, besé. . . y quedéme sin ver, abuelita ; sin ver, así, tapaditos los ojos. . . .

— ¿ Cómo era papá, abuela ? . . . ¿ De barba blanca, como los reyes buenos ? . . . .

Tarda la anciana en responder, y saltan primero dos lágrimas, después un raudal. Por fin dice, murmurando casi:

— Negra la tenía; pero ni era rey, ni malo.

— ¿ No era rey ?... Y ¿ por qué me llama *reina*, abuelita ?

— Eso decíate tambíen él, cada vez que se iba ó regresaba de ese mar traicionero. . . .

— ¿ Llora, abuela ?

— Reina, no, no lloro.

— Recemos, y no estará usted triste.

« Padre nuestro, que estás en los cielos, santificado sea el tu nombre. . . »

La vocecita argentina va apagándose, apagándose, y el musitar de los labios enjutos se une al siseo de la fresca corola.

Después reanuda la rapaza[5]:

— ¿ Quién sopla el mar, abuela cuando se hincha tanto ?

— Furias. . .

— ¿ Qué son furias ?

La respuesta es callada, un chasquido; va del fondo del corazón amargado, á los pétalos vivientes, carmíneos, más lozanos que rosa al abrirse en apuntando el día.

¡ Pero las rosas con alma son tan curiosillas ! . . . Insiste, insiste devolviendo el beso. .

— Dígame: ese vozarrón de por las noches, que no para, que mete miedo,¿ de quién es ? . . . Me asusta, abuela . . . .

— Rezaras, y no tendrías miedo.

— ¡ Si rezo mucho, mucho: por el alma de papá, por la de mamaíta !¿Soy buena, abuelita no?

— Sí, reina, eres buena.

— ¿ Sabe ? . . . . Me gustaría ver á papá.... ¿Cómo era, abuela ?.... ¿ Cuándo se fué ?

La anciana se levanta dificultosamente, temblonamente; da un paso, y otro: nada más que dos. En la pared hay un almanaque; arranca de él un hoja, y los labios descarnados, exangües, contraidos, dejan escapar esta sola palabra:

— ¡ Aniversario ! . . . .

Luego se acerca al balconcillo, lo abre de par en par y mira hacia el playado... Allá, allá lejos, la terrible galerna sorprendió á los humildes . . El mar, ahora, está mansurro, casi llano; apenas en la rompiente apunta el blanco espumoso encaje . . Vuelan las gaviotas, deslízanse casi rozando el azul verdoso de la inmensidad marina. . . En ósculo[6] colosal se juntan el azur y las ondas. Los ojos no ven más allá de esa unión perenne, sublime, que cierra el misterio. El pensamiento sí, va al través de esa línea horizontal y galopa con los recuerdos. . .

Ahí, ahí, brillando lo mismo el sol, plácida la mar como ahora, riente el azur, diamantinas las ondas, surcábalas el batel en cuyo seno iban tres hombres en busca del sustento. . . .

Tal día como hoy, quedaba en la casona la esperanza. En la cuna, la muñeca de cabellos de oro; en el balcón, la esposa agitando el pañuelo; detrás, la viejecita bendiciendo al ausente . . Todo reía: los rostros, el cielo, el mar, el cuartucho. Todo cantaba: las olas, el batel, los hombres, los pájaros. . . .

Pero obscureció el cielo, y bramó la mar, y sopló el viento, y gimieron las dos madres. . . .

¡ Ay, la vida del pescador ! ¡ Ay del que fía en el veleidoso piélago ! . . . .

Dos años, y dos vidas segadas: la una, bizarra; la otra, tierna: el esposo, en el abismo insondable; la esposa, bajo un cipres.

Quedan del naufragio los restos en la casona: la cabeza blanca y la cabeza rubia, lo que declina y lo que germina . . .

La anciana ha mirado á lo alto, y al tiempo de elevar las manos para juntarlas en acción ferviente, se ha crispado un momento los puños, flecheros[7] hacia el horizonte, hacia el monstruo de tremendas fauces, enga-

5 Chicuela.

6. Beso. — 7. Dirigidos.

ñoso y voluble, atrayente y falso, magnífico y horrible ...y, en ademán piadoso, volviéndose al capullo y obligándole á arrodillarse, con el trinar del jilguero se confunde la oración:

« Padre nuestro, que estás en los cielos. santificado sea el tu nombre... »

Sebastián GOMILA.

Pensamientos.

Los tontos, como los perros, se huelen á distancia, y, también como los perros, le ladran á todo lo que brilla. suena y corre.

*
* *

¡ Qué lástima me inspira el hombre cuando obra! ¡ Qué admiración cuando piensa!

En sus momentos lúcidos[1], que son los menos, edifica. En sus arrebatos de locura, que son los más, destruye

*
* *

Es inútil que pretenda vencer á mis enemigos.

Ellos manejan armas que yo desconozco: la calumnia y la intriga.

Yo, como el toro, me les voy al bulto; ellos, como los monos sabios, corren y saltan la barrera; pero cuando estoy distraido se me cuelgan del rabo, impidiéndome acometerles.

*
* *

El secreto de los hombres de acción reside en que mientras ejecutan no piensan.

*
* *

Ciertas ideas, como la luz de los astros, tardan mucho en llegar al alma colectiva. Y muchas veces llegan cuando han muerto.

*
* *

Me aflige pensar que llegue el día en que al hablar de mí se diga: *Fray Candil fué, Fray Candil era*... Porque eso no probará más que una cosa: que estaré muerto.

*
* *

Nada me satisface, nada me regocija[2]. Lucho acaloradamente por algo, y cuando lo consigo, lo desdeño.

*
* *

Ciertos escritores no pueden leerse á la luz del sol. Hay que leerles con luz artificial. Están marchitos.

FRAY CANDIL.

1. En que hay claridad de inteligencia.

2. Alegra.

Parábolas y Fábulas.*

Un día que buscaba hierbas al pie de un roble, descubrí entre las otras una planta de la misma altura que ellas pero de color obscuro, contraidas hojas, y erguido y rígido tallo. Cuando fuí á cogerla, me dijo con firmeza:

— Déjame, que no soy una planta para tu colección á semejanza de aquellas á quienes la naturaleza no ha concedido más que un año de vida. La mía se cuenta por siglos; soy un roble joven.

Aquellos cuya influencia se extenderá siglos y siglos, parecen, en su infancia, en su juventud, en su edad madura, y aún durante su vida toda, iguales á los demás y como ellos insignificantes. Pero dejad que el tiempo realice su obra y que los conecedores vengan. No morirá como los demás.

SCHOPENHAUER.

*Véanse las otras cuatro partes.

Les Cinq Langues

Nº 12. 20 Mars 1907. 7e Année.

PARTE ESPAÑOLA

Remembranza.

En España hay muchos pueblos como Toledo, no que encierren las joyas artísticas que se encuentran en la Imperial Ciudad, pero que como ella son alegres, pinto-

...los ojos tropiezan con lindo torreón....

rescos, sanos, y que están enclavados en el pico de una sierra, á los cuatro vientos, con sus casitas que semejan copos de nieve, con sus calles empinadas, estrechas y tortuosas, mal empedradas y verdeantes por efecto del musgo que crece entre las comisuras[1] de los guijarros, rudimentarios adoquines constantemente acariciados por la dura patada de las caballerías andariegas.

En ellos, al asomarse á una azotea los ojos tropiezan con lindo torreón con morunas ventanas casi por completo cubiertas de la madreselva, y, sirviendo de montera al torreón, un tejadillo tosco que remata airosa y gentil veleta.

Si salís á la calle durante el día, no os será difícil encontrar tras las floridas rejas, casi pegadas á rás de tierra, rejas que recuerdan las celosías arabescas por la tupida red que forman trepadoras plantas, no os será difícil repito, encontrar á una mocita en la que encarna el verdadero tipo español, con ojos negros, fulgurantes y traicioneros, y de aterciopeladas guedejas[2] negras como el carbón, recojidas en ondulante peinado medio oculto por un puñado de claveles rojos, tan encendidos y vivos como las mejillas de su dueña y señora. Y la mocita, hija de los dueños de la vivienda, se os antojará crecida y formada en medio del arrullador y constante parloteo de los pájaros ó por el *rum rum* de la guitarra, melopeya moruna cortada de vez en cuando por las notas vibrantes de la prima al crear la falseta repiqueteadora que produce en las almas el dulce cosquilleo de la risueña música española.

Veréis también á jóvenes gallardos de rostro tostado por aquel sol que quema, y los veréis contoneándose[3] y con los ojos muy abiertos como si estuviesen sedientos de luz..

Y oiréis que en todos los labios asoma una cancion.

1. Punto de union.

2. Trenzas. — 3. Balanceándose.

Y así siempre hasta que la noche llega. Entonces el pueblo duerme. La luna con su argentina claridad alumbra la decoración, y de abajo, del manso riachuelo que bordea el pueblo alimentando sus tierras, sube el murmullo de sus aguas que corren lentamente.

En las calles, la blancura purísima del encalado[4] de la casas hiere vuestra retina al chocar con los plateados rayos de la luna, y á lo lejos veréis dibujarse confusamente los peldaños de una escalera en cuya parte alta, alumbrada por débil lamparilla, resaltará la clásica capillita abrigando en su interior la imagen de alguna Vírgen venerada.

Allá en la encrucijada asomará una lucecila oscilante, semejante á luciérnaga que se arrastra, y ruido confuso de pasos llegará á vuestros oidos.

...veréis dibujarse confusamente los peldaños...

No hay cuidado ; es el sereno, el vigilante nocturno que hace su ronda y que con voz pastosa grita :

¡ Ave Maria Purísimaaaa !... ¡ Las doce han dadooo !... ¡ Y serenoooo ! ...

Y la voz y los pasos se alejan lentamente.

¡ Ah ! ¡ Dichosos aquellos que nunca han abandonado el pueblecito donde nacieron y que pueden recorrer sus tortuosas y empinadas calles en medio de la noche augusta, silenciosa, apacible !...

Carlos de Batlle.

4. Blanqueadas con cal.

La Amistad.

Yo sé las obligaciones que tienen los amigos ; yo sé la fidelidad que deben á los que lo son verdaderos ; yo sé que el amigo es un refugio contra la infelicidad, una dicha que no falta, y un nombre que se desea mucho y apenas se consigue con perfección ; sé que es tanta la fuerza de la amistad, y que excede tanto á nuestra naturaleza, que el verdadero amigo, para serlo , ha de pasar los límites de lo humano. Sin duda que vosotros ignoráis sus leyes, pues no véis que se ha de anteponer á todas las cosas del siglo, de donde infiero justamente, que hasta ahora no habéis sabido serlo. Mas, por que de aquí adelante lo sepáis, atendiendo á lo que ya granjeo[1] en serlo vuestro, oid estos preceptos, y aunque os parezcan de mi boca, pensad que los oís á Séneca, Tulio y Quintiliano, cuyos[2] son en su origen. La muchedumbre suele engendrar cansancio ; y así procuraré en la brevedad excusar[3] el disgusto que en él pudieran adquirir vuestros sentidos, reduciéndolos á dos solos ; los cuales, como firmísimos polos, sustentan, tienen y conservan

1. Conquisto. — 2. De quienes. — 3. Evitar.

la amistad. La primera y más importante observancia que ha de tener el amigo, es no pedir á su amigo cosas injustas, ni hacerlas aún que se las haya pedido; porque no es disculpa en hombre cuerdo[4] el decir: « Este yerro lo cometí por mi amigo », principalmente cuando la prudencia da lugar á la prevención para remediarle, ó á lo menos para conocerle... La segunda observación ó precepto es, que el amigo desee para su amigo lo que para sí parece apetecible[5], y á su ser, á su estado, ó su salud conveniente. Esta es la más alta fineza[6] de la amistad, en esto muestra su caudal y su fuerza; la cual, moderada con la prudencia que en el primer precepto advertimos, hace las cosas prósperas más grandes, y las adversas más leves. ¿Qué cosa hay tan dulce como tener un hombre á un amigo con quien poder hablar como consigo mismo? ¿Qué cosa se puede imaginar tan feliz, como tener con quien atreverse á todo, de quien recibir, siendo justo, todo, y á quien negar, prevista la misma circunstancia, nada? ¿Qué cosa hay más fuerte contra las penas? ¿Qué auxilio más cierto contra la adversa fortuna? ¿Qué ayuda más segura en las adversidades? ¿Qué consuelo más cuerdo en las aflicciones? ¿Qué prevención más alentada en los riesgos? ¿Qué defensa más sutil en los daños? Y últimamente, ¿qué auxilio, qué ayuda, qué aliento, qué prevención, qué defensa en la adversidad, en la aflicción, en el riesgo, en el daño, ni en el peligro, más fuerte, más segura, más cierta, más alentada, ni más útil que la amistad? pues que, como la sangre es en el cuerpo, hace parentesco en los ánimos. Siendo todo esto así, y siendo la amistad sangre del alma, permítase esta tosca locución por la singular semejanza, culpada queda la vuestra en pedirme lo que no os ha de estar bien, y disculpada la mía en no hacer lo que pedís cuando le ha de estar tan mal.

Manuel José QUINTANA.

4. Sensato. — 5. Deseable. — 6. Refinamiento.

La Vida.

¡ Bello es vivir ! la vida es la armonía,
Luz, peñascos, torrentes y cascadas,
Un sol de fuego iluminando el día,
Aire de aromas, flores apiñadas[1].
Si hay huracanes y aquilón que brama,
Si hay un invierno de humedad vestido,
Hay una hoguera á cuya roja llama
Se abre un festín con su discorde ruido,
Y una pintada y fresca primavera
Con su manto de luz y orla de flores,
Que cubre de verdor la ancha pradera
Donde brotan arroyos saltadores.

José ZORRILLA.

1. Agrupadas.

La infancia de Brunilda.

Acabáis de arribar á la Noruega, á la patria del sempiterno hielo, á la tierra en que yo nací.

Veinte leguas al Sur de Hammerfest, es decir, cuatro grados más al Norte que el mismísimo Círculo Polar, se eleva el castillo de Silly. Edificado en la punta de una roca, hunde uno de sus pies de piedra en las aguas del Océano, y por el lado opuesto fija su base en un hondo tajo, en cuyo fondo se precipita un desesperado torrente, que, rodeando la fortaleza por el Este y por el Sur, se arroja en el mar con un estruendo pavoroso. Por la parte del Norte se estrella [1] la vista en una montaña gigantesca, siempre nevada, cuyos escalones de nieve arrancando [2] desde el foso del castillo, se elevan hasta perderse en las nubes.

En aquella morada vine al mundo hace veinticuatro años.

Al nacer perdí á mi madre.

Mi padre era *jarl* [3] Adolfo Juan de Silly, caballero de la orden de Carlos XII y el primer revolucionario de mi patria. Cuando yo le conocí, blanqueaba ya en su cabeza la nieve de noventa inviernos.

Yo era su hija única, su consuelo, su descanso. Pero, como casi siempre estaba viajando ó mezclado [4] en conspiraciones, y al castillo no iba otra persona que su hermano Gustavo, pasé la infancia y la niñez en una soledad absoluta.

La precocidad de mi pensamiento y la melancolía de mi carácter fueron inmediatas consecuencias de aquella quietud, de aquella soledad, de aquel aislamiento.

Mi genio altivo y los consejos de mi padre me alejaban de todo trato con la servidumbre del castillo, y mi aya, antes mi nodriza, era horriblemente sorda; de modo que, durante las salidas [5] del señor de Silly, pasé semanas enteras sin hablar con más personas que con mi preceptor.

Era este un sabio danés, llamado *Carlos Yo*, amigo de mi padre, quien, desde que tuve seis años, lo puso á mi lado, dándole habitación en el castillo, á fin de que me enseñara todo lo que yo pudiera aprender.

Carlos Yo, había recorrido la Europa; había estado en Egipto, con Napoleón, en América con Lafayette, y en Madagascar desterrado. Sabía seis ó siete idiomas; escribía historia; pintaba regularmente, y en música y poesía era una notabilidad.

De aquí nació mi deseo de viajar y mi afán por visitar el mediodía, aquel edén primaveral que me pintaba mi maestro; aquella Italia, aquella Grecia, aquella España, cunas de todos los grandes artistas que adoraba.

Terminada mi educación á los diecisiete años, llena de ideas, de deseos, y de delirios, mi desventura [6] estaba consumada.

Mi soledad, mi carencia de afectos, aquella triste mansión, aquel viejo helado y escéptico, y esta naturaleza yerta y muda, abandonada por Dios, pesaron sobre mi corazón como la losa de un sepulcro.

Pensé y sufrí. Mi alma desfalleció en un espantoso desaliento. La tristeza prolongó mis horas. Mi espíritu quedó enteramente postrado.

Mi padre atribuía este decaimiento á falta [7] de fuerza física; pero *Carlos Yo*, que había formado mi alma, conoció lo que me sucedía, y se propuso curarme.

¿Qué remedio diréis que dió á mi horrible melancolía?

Uno sólo, que equivalía á todo un mundo, al mismo cielo. ¡La música!

Haydn, Mozart, Cimarosa, Pergolese, Rossini, Meyerbeer, Schubert, Weber, Bellini, Donizetti..., ¡Todos, Serafín!... todos nuestros soberanos, todos nuestros semidioses, encantaron con sus armonías aquel castillo lúgubre y pavoroso.

1. Se detiene. — 2. Empezando. — 3. Conde escandinavo. — 4. Comprometido. — 5. Ausencias.

6. Desdicha, infelicidad. — 7. Carencia.

Sus obras inmortales se hallaban siempre ante mi vista; sus inspirados cantos vivían en mi corazón.

Ya era feliz: había resucitado; era joven, despues de haber envejecido; sentía, después de haber meditado; nacía, cuando creía morir; amaba... no sabía qué, ni á quien; pero amaba con toda mi alma...

La música, pues, me dió la vida.

Pedro A. de Alarcon.
(De la Real Academia Española.)

La existencia.

¡Recuerde el alma dormida,
Avive el seso, y despierte
Contemplando
Como se pasa la vida,
Como se viene[1] la muerte
Tan callando!

¡Cuán presto se va el placer,
Cómo después de acordado
Da dolor!
¡Cómo á nuestro parecer
Cualquiera tiempo pasado
Fué mejor!

Jorge Manrique

1. Acerca.

La Primavera.

¡Cuanto tarda la primavera! Cuando veáis una estrella, cuando aspiréis el aroma de una flor, cuando oigáis un ruiseñor, dadle de mi parte mil expresiones. Las golondrinas, que en nuestras regiones de España llegan ya á bandadas, no se ven por aquí. En las yemas[1] de los árboles asoman tímidamente algunas hojas, cuya expansión detienen los crueles fríos. Nada hay tan bello como el aliento de la primavera, la pompa[2] de que se revisten los árboles, las primeras verdes hojas, las violetas que bordan el prado, los aromas que embalsaman[3] los aires, las golondrinas que fabrican su nido en la cabaña, la cigüeña que enseña á volar á sus hijos en elevado campanario, las abejas que se despiertan zumbando á libar la miel, las mariposas que vuelan sobre los arbustos como flores animadas y con alas, el ruiseñor que lanza sobre todo este poema de la naturaleza sus admirables arpegios. Yo, cuando la primavera viene, siento despertarse mis ideas con la hoja, con las flores y con el ave. Yo, cuando la primavera canta, siento un cántico en el interior de mi conciencia. Yo, cuando la primavera pinta, creo que también pinta las alas de mi alma.

— ¿ Por qué, Dios mío, tarda tanto en París la primavera?

Emilio Castelar.

1. Botones. — 2. Fausto, esplendor.

3. Perfuman.

El Herrero.

Llegamos á la vieja herrería y nos sentamos.

— Buenos días, Pedro — decimos.

— Buenos días nos de Dios — contesta[1] Pedro.

La herrería es negra, umbría[2]; el fuelle hace: *fa-fá, fa-fá*; Pascualico tira de la cadena y de cuando en cuando da un mordisco en un pedazo de pan que tiene en la mano; Leandro ha puesto un hierro en el hogar; Pedro con las manos en las caderas, con su recio mandil[3] de cuero, se halla de pie junto al yunque. Cuando el hierro se ha puesto blanco, brillante, Leandro lo retira y lo coloca encima del yunque; entonces Pascualico deja de tirar de la cadena y coje un martillo; Pedro hecha mano de un enorme macho, Leandro sostiene el hierro con unas tenazas. Y la canción

1. Responde. — 2. Sombría. — 3. Delantal.

argentina, jovial, comienza[4]. *Tan, tan*, canta el grueso martillo ; *tin, tin* replica el pequeñito. *Tan, tan*. vuelve á decir el primero ; *tin, tin*, torna á replicar el segundo. Y poco á poco el hierro – este buen hierro que lo sufre todo — va pasando del blanco al rojo vivo, y va luego apagándose y tornándose negro.

— ¿ Qué dice usted? — nos pregunta Pedro cuando ha acabado de machar.

— Nada, Pedro — decimos nosotros ; — no pasa nada.

No pasa nada en la ciudad ; todo reposa ; todo calla ; en la herrería, nosotros, cansados, abrumados, respiramos un sosiego[5] profundo. De tarde en tarde se oye á lo lejos un gallo. Y el fuelle comienza á decir otra vez : *fa-fá, fa-fá* ; luego cantan de nuevo los martillos ; después una lima resuella con su *ras-rás*, y acaso una terraja va mordisqueando en silencio, insidiosamente alguna pieza de hierro.

— ¿Ha visto usted á Don Rafael ? — nos pregunta Pedro en un respiro[6].

— No — contestamos nosotros, que estábamos profundamente abstraidos.

— Tiene muchas ganas de verle á usted, — nos dice Pedro.

— Mañana iré á su casa, — contestamos nosotros.

Los martillos tornan á cantar : *tin-tan, tin-tan*. El gallo lanza á lo lejos : *kikirikí*. De pronto en la puerta oimos una voz que dice : ¡ *Só, borrico, só* ! Y vemos un viejecito montado en un asno.

— ¡ Pedro ! — grita este viejecito. — ¿ Has hecho la cerrajica que te encargué la semana pasada?

— ¿ Qué cerrajica ? — dice Pedro.

— ¡ La cerrajica de la puerta del corral, hombre! — grita el viejecito.

— ¿ La de la puerta del corral? —pregunta Pedro rascándose la cabeza.

4. Principia. — 5. Tranquilidad. — 6. Descanso.

— Sí, hombre; la del corralico de mi casa, — torna á decir el viejo.

— No me acordaba, — dice Pedro, — pero la voy á hacer estos días.

— Bueno, hombre, — replica el viejecito ; — es que me está haciendo mucha falta.

Luego se despide, da una palmada en el cuello del asno, dice : ¡ *Arre, borrico, arre* !, y se marcha.

Los martillos continuan cantando : *tin-tan, tin-tan*. ¡ *Kikirikí* ! contesta á los lejos valiente y arrogante el gallo.

J. Martinez Ruiz.

El Gentilhombre y su acreedor*.

I

Don Juan, Sganarelle, Violeta y Ragotin.

Violeta. — Señor, ahí está su proveedor, el señor Domingo, que desea hablaros.

Sganarelle. — ¡ Bueno ! Eso es lo único que nos hacía falta : visitas de acreedores, ¿ A santo de qué viene á pedirnos dinero? ¿ Por qué no le decías que el señor había salido ?

V. — Hace tres cuartos de hora que no le digo otra cosa, pero no quiere creerlo, y para esperarle se ha sentado allí dentro.

S. — Que espere cuanto le dé la gana.

Don Juan. — Nada de eso ; por el contrario, debéis hacerle entrar. El procedimiento de despedir á los acreedores es muy malo. Preciso es pagarles con algo ; yo tengo el secreto para que se marchen satisfechos sin darles un doblón.

* Véanse las otras cuatro partes.

II

Los mismos y el señor Domingo.

D. J. — ¡ Ah ! Señor Domingo, pase adelante. Estoy contentísimo de verle, y no perdonaré facilmente á mis criados que no le hayan hecho entrar más pronto. Había dado orden de que no recibía á nadie, pero esta orden no rezaba con vos que tenéis derecho á encontrar siempre abiertas las puertas de mi casa.

Domingo. — Señor... os estoy sumamente agradecido...

D. J. — (*Dirigiéndose á Violeta y á Ragotin*). ¡ Granujas ! ¡ Yo os enseñaré á dejar al señor Domingo en la antesala y os acostumbraré á que conozcáis á las personas !

D. — Eso no tiene ninguna importancia.

D. J. — (*Al señor Domingo*). — ¡ Cómo ! ¡ Decir que no estaba en casa al señor Domingo, al mejor de mis amigos !

D. — Señor ; yo soy vuestro servidor humildísimo y he venido...

D. J. — Vamos, pronto, un asiento al señor Domingo.

D. — Señor, estoy bien así.

D. J. — Nada, nada; yo quiero que estéis sentado junto á mí.

D. — Eso no es necesario.

D. J. — Quitad esa silla de tijera y traed una butaca.

D. — Señor, os burlais, y...

D. J. — No, no ; yo sé lo mucho que os debo, y no quiero que haya diferencia alguna entre nosotros.

D. — Señor...

D. J. — Vamos, á sentarse.

D. — No hay ninguna necesidad, señor ; no tengo más que una palabra que deciros. Estaba...

D. J. — Os digo que os sentéis ahí...

D. — No, señor, estoy bien. He venido para...

D. J. — No os escucho sino habláis sentado.

D. — Señor, sea como queráis. Yo...

D. J. — ¡ Diablo señor Domingo! ¿ Estáis bien ?

D. — Sí, señor, y siempre dispuesto á serviros. He venido....

D. J. — Vuestra salud es admirable,... labios frescos, tez bermeja y ojos vivos.

D. — Yo quisiera...

D. J. — ¿ Y vuestra esposa está bien ?

D. — Muy bien á Dios Gracias.

D. J. — Es una mujer excelentísima.

D. — Y vuestra servidora, señor. He venido..,

(*Continuará.*)

Molière (*Don Juan*, Acto IV, escena 2, 3.)

Pensamientos.

La música no simboliza un dolor determinado, sino el dolor universal, sin distinción de razas, sin precisar el motivo que le origina. Por donde se explica que todos, cuál más, cuál menos, entendamos su lengua inefable.

*
* *

Hay escritores que dan la sensación de algo redondo, como una bola, y les hay que dan la sensación de algo tortuoso, como un caracol.

*
* *

La extrema claridad en el estilo suele ser un signo de vulgarismo mental. Un escritor demasiado comprensible carece, por lo común, de originalidad de pensamiento. El cerebro, rico de ideas y emociones, ve muchas cosas á la vez y no puede menos de expresarlas con cierta ambigüedad.

*
* *

Así como el gato se baña con su propia saliva, mucha gente se baña con su propio sudor.

*
* *

Cuando fumo y estudio mucho y duermo poco me siento místico.

*
* *

Las estrellas brillan cuando el sol se oculta.

Las medianías hacen ruido cuando los grandes ingenios callan.

*
* *

Me gusta la venganza. Lo que me repugna son los procedimientos á que hay que apelar para realizarla.

Por eso no me vengo nunca.

FRAY CANDIL.

Hombres y Cosas.

La producción de un huevo de gallina con doble yema no es cosa tan rara como puede creerse generalmente.

Se trata, por el contrario, de un fenómeno muy curioso, y tiene por causa la superalimentación del organismo.

Una vez madura la yema, desciende hasta colocarse en la parte más elevada del oviducto, el cual suele medir varios centímetros de longitud.

En el descenso de la yema á través del oviducto va viéndose cubierta poco á poco por capas de albúmina ó clara, quedando envuelta últimamente, y al llegar á la porción clasificadora del referido oviducto, por la substancia calcárea ó cascara.

Ordinariamente es expelido entonces el huevo; mas en el caso de un huevo de doble yema, ocurre que el oviducto ejerce sobre la yema primitiva una acción inversa, por razón de la cual aquella retrocede y se encuentra con otra yema, descendiendo ya ambas unidas y formando un solo huevo.

*
* *

Para ver si un diamante es bueno se hace un agujero con una aguja en una tarjeta y se mira al través del diamante dudoso. Si éste es malo, se verán dos agujeritos, y uno sólo si se trata de uno legítimo, porque toda piedra imitación de diamante da doble reflexión.

También puede emplearse otro procedimiento: colocar un dedo tras del diamante y mirarlo con un cristal de aumento. Si la piedra es mala, se verá perfectamente el granillo de la epidermis, y si es buena no se distinguirá absolutamente nada.

Aun estando montado el diamante puede emplearse igual sistema, pues tratándose de una piedra legítima no se verá nada de la parte de abajo de la montura, y si es mala, se verá con toda claridad.

*
* *

Si un observador se colocase en la Luna, vería el cielo cómo un gran dosel negro. La rázon es porque la Luna carece de atmósfera; si la Tierra estuviese en análogas condiciones, también veríamos negro el cielo.

¿Por qué, sin embargo, le vemos azul? Los trabajos del profesor francés Sagnac han demostrado que cuando el polvo ó el agua estan reducidos á partículas sumamente pequeñas dejan pasar fácilmente los colores que son producidos por ondulaciones de gran fuerza, mientras rechazan los que no reúnen esta condición.

Los rayos azules son, por consecuencia, reflejados en su totalidad, y vienen á herir nuestra retina, dando á la parte superior de la atmósfera la apariencia de una bóveda azulada.

*
* *

Una señorita americana, miss Morgan, ejerce brillantemente la carrera de arquitecto en los Estados Unidos. Ahora, otra joven compatriota y discipula suya, miss Rockevelt, se ha presentado en la Escuela de Bellas Artes de París, solicitando ser admitida al curso de Arquitectura.

Les Cinq Langues

Nº 13. 5 Avril 1907. 7e Année.

PARTE ESPAÑOLA

Francia.

Pocos me aventajarán en admirar al pueblo francés y en reconocer los servicios prestados por su genio á la civilización universal. Pocos me aventajarán en pregonar[1] la delicadeza de su cultura, la gracia y la flexibilidad de su lengua[2], el carácter humano y universal de sus escritores, la virtud nacional, la virtud francesa por ercelencia, el culto ardiente al trabajo, y la plausible costumbre de la economía y del ahorro. Si en los dias de la prosperidad yo pude ser juez severo de sus goces, en los dias de desgracia fuí su leal amigo y critiqué acerbamente al vencedor la desmembración del territorio, doliéndome de las semillas de guerras y discordias esparcidas sobre Europa por este abuso de la victoria. Hoy el pueblo francés ha cautivado mi ánimo, hasta por el hábil tacto y el profundo sentido político de que le creí privado tanto tiempo. Hoy, venciendo sus antiguos sentimientos cesaristas, ahuyentando los sueños y delirios utópicos, fiel á su providencial ministerio iniciador, funda, en medio de gravísimos conflictos, con una mezcla de rara audacia y de prudencia, aquellas instituciones más conformes con el espíritu de una verdadera democracia, y más contrarias á esos golpes de Estado arriba y á esas revoluciones abajo, que han sido el doble escollo de su fortuna en los modernos tiempos. Los últimos años han demostrado que el buen sentido se hermana con el ingenio en sus raras facultades intelectuales; la riqueza con la caridad en el consuelo que rápidamente llevara á los infortunios de sus conciudadanos del Mediodía en la últimas catástrofes. Así y todo indica hoy una resurrección de Francia, y todo señala que en el congreso de los pueblos volverá á representar los principios más necesarios á la general cultura moderna : la alianza entre la libertad y la democracia.

Emilio Castelar.

1. Decir en voz alta. — 2. Idioma.

La Maternidad.

¿Recordáis por ventura los años de vuestra infancia?

¿Recordáis aquellas horas tranquilas en que, libre el alma de pesares y el corazón de inquietudes, dejabais reposar vuestra cabeza en el regazo de una mujer?

¿Recordáis la ternura con que aquella mujer os acariciaba, estrechaba vuestras manos infantiles é imprimía, sin ruborizarse, sus labios en vuestra frente candorosa?

¿ Recordáis cuántas veces enjugaba[1] solícita vuestro llanto, y os adormecía dulcemente al eco blando de una balada de amor?

¡Oh! sí, lo recordáis.

Los que tenemos la dicha de ver todavía á esa mujer sobre la tierra, la invocamos con cariño á todas horas. Su nombre está escrito en el corazón : es el nombre más tierno

1. Secaba.

de cuantos se encuentran en el diccionario.

El solo nombre de MADRE nos representa aquella mujer en cuyo seno bebimos el dulcísimo néctar de la vida : en cuyo regazo dejábamos reposar nuestra cabeza ; aquella mujer que nos acariciaba ; que oprimía entre las suyas nuestras manos ; que besaba nuestra frente ; que enjugaba nuestro llanto ; que nos mecía, por fin, entre sus brazos al eco blando de una balada de amor.

¡Dichosos mil veces los que todavía podemos contemplarla con los ojos de la realidad !

Vosotros los que habéis perdido á vuestra madre, también podéis verla si tenéis corazón y sentimiento.

Podéis verla en el sueño dorado de vuestra felicidad. Si el astro de la noche envía sobre la tierra su pálido resplandor, figuraos que el resplandor pálido del astro de la noche es la mirada tranquila y cariñosa que vuestra madre os dirige desde el cielo.

Si véis en la región del firmamento una blanca nubecilla, que flota cual tenue gasa sostenida en sus extremos por dos ángeles, es el alma de vuestra madre, que al miraros sonríe con cariño desde el cielo.

Si á la caida de una tarde [2] melancólica sentís en el valle un eco vago que se pierde á lo lejos, y que no es el canto de las aves ni el murmurio [3] de la fuente, arrodillaos : es el aleteo de la oración que por vosotros eleva vuestra madre.

Si en noche apacible del estio acaricia vuestra frente una brisa consoladora, que no es la brisa de los campos ni el hálito embalsamado de las flores, estremeceos de placer : es el beso de pureza y de ternura que os envía desde el cielo vuestra madre.

Aunque la muerte la arrebate, la madre no deja nunca de existir para vosotros, los que tenéis corazón y sentimiento.

Severo Catalina.

2. Al entrar la noche. — 3. Murmullo.

La Condición.

Al regresar del otero [1]
Lleno de gozo [2] y cariño
Les dió á una niña y á un niño
Dos pájaros un cabrero.
Dándole un beso primero,
La niña al suyo soltó ;
Al pájaro que quedó
No se le pudo soltar,
Porque el niño, por jugar,
El cuello le retorció.

Ramón de Campoamor

1. Cerro aislado. — 2. Contento.

Cuadro general de la nación española.

Si las naciones siguieran un rumbo constante y, después de sufrir las borrascas que las agitan y de tocar en los escollos que ponen en riesgo su existencia, continuaran otra vez la comenzada derrota, quedarían desvanecidas muchas de las dificultades que en la narración de su historia se presentan. Mas, si bien es verdad que á veces así sucede, no es extraño que durante mucho tiempo anden perdidas en el océano de los siglos, cayendo de uno en otro escollo durante largos [1] años, permaneciendo otros tantos encalladas, sin que todo el poder humano sea bastante para ponerlas á flote : hoy impelidas por vientos favorables, van derechas á su destino ; combatidas mañana por violentos huracanes, no es posible advinar cual será el rumbo que definitivamente emprendan ; ora gobernadas por diestro piloto, evitan riesgos inmediatos ; fiadas esotro día á manos ignorantes, parece que de industria [2] van dirigidas á donde se estrellen [3], habiendo momentos que desde la boca del puerto á donde iban á buscar abrigo, salen otra vez orgullosas y rápidas, desafiando las tempestades

1. Numerosos. — 2. Exprofeso. — 3. Se rompan, se destrocen.

y triunfando de todos los contratiempos. Cada una de esas variaciones en su fortuna presenta una dificultad nueva; cada una exige que el historiador siga su estela para no omitir uno siquiera de los vaivenes que sufrieron. Por esto aquella historia será más difícil que deba referir los hechos de la nación que más varia haya sido en su viaje. No diremos de un modo absoluto que esta sea la nuestra; pero es indudable que debe contarse como otra de ellas, pues á poco que se lea su historia, han de verse los inmensos, rápidos y extraños cambios de su suerte. Grande hoy, abatida mañana; dominada unas veces, dominadora otras; ya juguete de extranjeros, ya siendo su reguladora; ora dictando leyes al orbe entero, ora sujeta á códigos extraños; tan pronto reducida á limitado espacio, tan pronto viendo sus dominios iluminados constantemente por el sol durante dilatados [4] siglos. ¡Transformaciones espantosas y de que no puede ofrecer ejemplo nación alguna del globo, ni antigua ni moderna! En esta nación todo es grande: la riqueza, la miseria, las virtudes y los vicios, lo bueno y lo malo. Y en medio de todo, en todos tiempos, en todas las fortunas, en todas las vicisitudes, hay un carácter que no se desmiente nunca: la originalidad. Aquí es mentira todo lo que en otras naciones es verdad; los planes se frustran, fallan las esperanzas, los cálculos se desvanecen. La nación va á perderse y se salva; diríase que va á salvarse y se pierde; parece dormida y se estremece, y en en el momento en que se cree que va á dispertar, se duerme profundamente. Engañada mil veces sin escarmentar nunca, se la ve en siglos modernos ser víctima de extraña perfidia, como lo fué en remotos tiempos, cual si la experiencia no ejerciera en ella el influjo que hace sentir en los hombres y en las naciones.

Juan Cortada.

4. Muchos.

A Calderón.

Tú que en acento de desdén profundo
Dijiste, al ver la pequeñez humana,
« Sombra es *la vida*, como el sueño vana,
Fantástica existencia la del mundo; »

Cuando brillabas luminar fecundo [1],
Sol refulgente de la escena [2] hispana,
¿ Pudo tener tu mente soberana
Por ilusión tu ingenio sin segundo?

Desde el Tíber al patrio Manzanares,
Desde el Rin á los Andes, mereciste
Universal admiración y altares:

Y eterna de tu nombre la memoria,
Ella te enseña que decir debiste:
« Sueño todo será, menos mi gloria. »

Juan Eugenio Hartzenbusch.

1. Radiante. — 2. Teatro.

La obligación impuesta.

— ¡ Señor marqués !

— ¡ Oh, señor don José !

— ¿ Cómo va esa humanidad ?

— Hombre, no me siento muy bien.

— Usted, señor marqués, no quiere creerme y su salud lo paga. Lo que á usted le hacé falta es salirse á dar un paseo todas las mañanitas mientras dure el buen tiempo.

— Salgo la mañana que tengo gana de salir, y la que no, como me ha sucedido hoy, me estoy en casa.

— Eso no es entenderlo, señor marqués. Impóngase la obligación de salir todos los días y verá que bien le va.

— ¿ Que me imponga la obligación, dice usted ?

— Eso mismo.

— Pues eso precisamente es lo que yo no quiero hacer ; porque si me impongo la obligación de pasear todos las días, acabaron mis paseos.

— ¡ Vamos, vamos, es usted incorregible ! Tiene usted una filosofía tan particular, que nadie puede con usted.

— ¡ Qué quiere usted, amigo ! Genio y figura hasta la sepultura, pero hablando de otra cosa, ¿ á qué debemos la dicha de ver por aquí á usted que tan caro se vende [1] ?

— A que necesito un favor de la buena amistad de usted.

— Ya sabe usted que deseo servirle con el alma y la vida.

— Lo sé, señor marqués. ¿ Se acuerda usted de Perico, aquel muchacho por quien le hablé hace tiempo ?

— ¿ El hijo de Romero ?

— Justamente. Su padre, como usted sabe, era uno de mis mejores amigos. Cuando murió, le prometí que no abandonaría á su hijo y así lo hice : me llevé á casa á Perico, que entonces tenía diez años, le dí la educación que pude, y le dediqué á una carrera decente : pero el muchacho, á pesar de que nada tiene de tonto ni le falta buena voluntad, adelantaba poquísimo en sus estudios. Yo, que también tengo mi filosofía, aunque muy diferente de la de usted, ví que Perico era uno de aquellos hombres cuyo carácter se aviene malditísimamente con la uniformidad de ocupaciones que proporciona una carrera determinada, al paso que se puede sacar gran partido de ellos imponiéndoles trabajos variados y no sujetos á método. Con que, amigo mío, entonces me dije : — No obliguemos á este muchacho á tomar pulsos ó hacer pedimentos[2] toda su vida, porque es seguro que se le morirían los enfermos ó que perdería los pleitos.

— Es decir, que usted se convenció de que bastaba imponer al muchacho una obligación, para que no cumpliera ó cumpliera mal.

— Justamente : observé su carácter especial, y quise valerme de esta observación para enderezar[3] por buen camino á mi protegido. Muchacho, le dije un día, no vuelvas á cátedra, que ya te buscaremos ocupación que cuadre más á tus inclinaciones. El chico siguió dócilmente mi consejo ; pero está hecho un mocetón como un castillo, y por más que he hecho, esta es la hora, señor marqués, que no he podido proporcionarle una ocupación en que gane una peseta.

— Pues, amigo mío, repito á usted lo que le dije cuando en otra ocasión me habló usted en favor de ese muchacho : ese muchacho dejará mal al que se interese por él.

— Yo le aseguro á usted que no, señor marqués. Está el pobre que se le cae la cara de vergüenza al ver que tiene dieciocho años y

1. Dejarse ver muy poco.

2. Asuntos judiciales. — 3. Dirigir, encaminar.

no gana para el agua que bebe. En casa nada le falta, es verdad ; sabe que aunque no somos ricos nunca nos ha dolido el pan que le hemos dado ; no ignora que le queremos, como lo prueba el que hace unos pocos días he desembolsado algunos miles de reales, suscribiéndole en la sociedad de padres de familia para que no vaya á tomar las armas si le toca la suerte ; pero como es un chico pundonoroso y agradecido, por lo mismo que nosotros le damos pruebas de cariño, se avergüenza de no hacer nada.

— Conociendo usted mis ideas respecto al trabajo obligatorio puede usted calcular la confianza que tendré en que ese muchacho cumpla con exactitud sus obligaciones.

— Repito á usted que las cumplirá.

— Repito á usted que no.

— Pues bien, á la prueba me remito. Es preciso que haga usted un sacrificio por mí : es preciso que proporcione al pobre Perico una ocupación en su casa, ó valiéndose de sus buenas relaciones.

— Verá usted como todo es inútil.

— Verá usted como no lo es.

— Pues bien : diga usted al chico que se venga por aquí mañana, y yo le proporcionaré ocupación.

— Así lo hará. Y doy á usted un millón de gracias. Continúe leyendo sus periódicos, que yo voy á dar al pobre Perico la satisfactoria nueva de su colocación.

— Vaya usted con Dios, amigo mío.

— Lo dicho, señor marqués ; impóngase usted la obligación de dar un paseito todas las mañanas, y verá usted que bien le va.

***

— ¡ Señor marqués !

— ¡ Hola, muchacho !

— ¿ Cómo está vuecencia ?

— Vamos pasando, hombre. Siéntate.

— Mil gracias, señor marqués.

— ¿ Con que tú deseas ocupación, no es verdad ?

— Señor, esa será mi mayor dicha.

— Pues esa dicha yo te la voy á proporcionar. ¿ En qué quieres ocuparte ?

— Señor, en cualquier cosa : la ocupación más penosa ó más humilde será para mí una dicha inmensa.

— Bien. Me agradan tus buenos deseos. ¿ Ves aquellas vidrieras[1] que están abiertas al otro lado del patio, y corresponden con la escalera principal ?

— Sí señor, ya las veo.

— Es preciso que vengas á abrirlas todas las mañanas á las ocho en punto, pues las cierra el portero todas las noches.

— Está muy bien, señor : á las ocho en punto estarán abiertas todas las mañanas. Y después, ¿ en qué quiere vuecencia que me ocupe ?

— En nada más ; esa es tu única obligación. Ahora veamos que recompensa quieres.

— Ninguna, señor ; ese trabajo no merece recompensa ninguna.

— La merece y yo quiero dártela. Ganarás doce reales diarios.

— Señor, yo no puedo admitir recompensa tan crecida por un trabajo que no merece el nombre de tal.

— Nada, nada, doce reales diarios ganarás en mi casa ; que yo quiero pagar bien á todo el mundo.

— ¡ Gracias, señor, gracias !

— ¿ Con que estás contento ?

— ¡ No lo he de estar, señor ! ¡ De rodillas serviré á vuecencia por la dicha que me proporciona !

— Ea, con que ya lo sabes : tu obligación precisa es venir todos los días á las ocho en punto á abrir esas vidrieras, y luego irte donde más te acomode.

— ¡ Dios bendiga á vuecencia !.. ¡ Hasta mañana, señor !

1. Ventanas ó puertas de cristales.

— (¡ Va llorando de alegría ! Sin embargo .... ¡ hum !)

Durante cinco días Perico ejecuta con más ó menos puntualidad la obligación impuesta, mas al sexto oye las ocho en su casa, y parte atropellando á cuantos encuentra al paso ; pero de repente se detiene y dice con altivez de héroe de coturno [5] : — Estoy rebajando mi dignidad de hombre por tomar las cosas tan á pecho [6]. Si no llego á las ocho llegaré á las ocho y media. Perico sigue su camino tranquilamente, y abre á las ocho y media las vidrieras. El rostro del marqués, cada vez más burlón, aparece en la ventana de enfrente.

— Perico, dice el marqués, pasa á mi habitación.

Perico obedece temblando como un azogado, y proponiéndose no volver á incurrir en falta si tiene la dicha de que el marqués se contente con echarle una reprimenda.

— Perico, ¿cual es tu obligación diaria ?

— Señor, abrir las vidrieras á las ocho en punto.

— ¿Y la has cumplido exactamente ?

— Sí, señor.

— ¿Todos los días ?

— Algunos me he descuidado un poco.

— ¿ Y por qué motivo ?

— Señor, tengo algunas otras ocupaciones...

— No lo extraño, por que vivir en Madrid cuesta mucho, y tu sueldo es pequeño. De hoy en adelante en lugar de doce reales ganarás veinticuatro, y con eso no tendrás necesidad de atender á más quehaceres que los de mi casa. Cuidado con que vuelvas á descuidar tu obligación : á las ocho en punto han de estar abiertas las vidrieras.

— Descuide vuecencia, y perdóneme una falta que á la verdad es imperdonable, siendo vuecencia tan bueno y tan generoso para conmigo.

5. Actor trágico. — 6. Tomar las cosas con empeño.

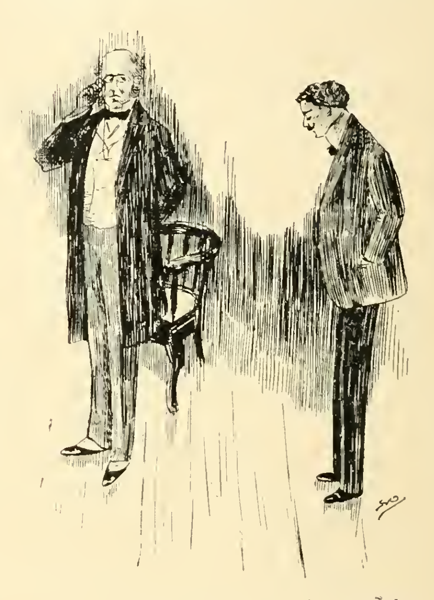
Perico sale de casa del marqués exclamando :

— ¡ Veinticuatro reales diarios !... ¡ Que dicha, Dios mío ! No, no tendrá su excelencia necesidad de volver á reprenderme.

Como Perico gana veinticuatro reales diarios, se ha hecho todo un elegante. ¡Que pantalón! ¡Que frac! ¡ Que chaleco! ¡Que todo!

***

Como Perico vino anoche tan tarde de la tertulia de C..., y con



... he suprimido el destino que desempeñabas en mi casa...

la desazón que le causó lo que perdió en el juego, no ha podido quedarse dormido hasta el amanecer, y duerme como un lirón, por más que la criada le grita que han dado ya las ocho...

Por fin, Perico se levanta y se dirige á la portería : pero no atropella á nadie corriendo, aun que están dando las nueve, por que eso... ¡oh! eso como dice muy bien, sería rebajar su dignidad de hombre...

Por fin abre las vidrieras.

El marqués se asoma á la ventana y le llama á su habitación.

— ¡Perico! le dice, he suprimido el destino que desempeñabas en mi casa.

— Perdóneme vuecencia.

— Nada tengo que perdonarte: basta imponer al hombre una obligación para que se le haga pesada y no la cumpla exactamente, á no ser que esté dotado de una gran rectitud. En ti se ha cumplido ese fatal destino de la humanidad.

Don José que estaba oculto en un gabinete inmediato, sale á aumentar los interlocutores de esta escena.

— Señor marqués, dice, á la salud de usted convienen los paseos por la mañana; pero no se imponga usted la obligación de darlos, por que entonces... adios paseos...

⁂

Pocos días después Don José retiraba de la depositaría del ayuntamiento la suma por que había suscrito en la sociedad de padres de familia el mozo Pedro Romero.

Pocos días después el mozo Pedro Romero entraba en el depósito de quintos de Leganés.

Pocos días después empezaba á cansarse de hacer la misma cosa.

Pocos días después le daban cada palo que cantaba el misterio, por que descuidaba su obligación.

Pocos días después á fuerza de lapos[7] empezaba á acostumbrarse á hacer todos los días una cosa misma.

Y pocos días después escribo yo esto, no con la arrogante pretensión de resolver un problema moral, sino con la modesta intención de consignar un hecho que cada cual puede utilizar como más le plazca.

Sin embargo, confieso que yo, á pesar de todos los ejemplos, no me hubiera afiliado tan dócilmente como Don José en la secta filosófica del marqués. Yo hubiera dicho:

— Señor marqués, ¡ni por esas! que yo conocí á un pobre muchacho[8] que por espacio de diez años pasaba el día resignado y alegre vendiendo clavos detrás de un mostrador, y la noche dejando vagar su alma por el cielo de la gloria y de la poesía.

Antonio de Trueba.

7. Bofetones.

8. Alusión que Trueba hace al tiempo que pasó siendo dependiente en una ferretería.

El Gentilhombre y su acreedor (Fin)*.

I

Don Juan, Sganarelle, Violeta, Ragotin y el Señor Domingo.

D. J. — Y vuestra hijita Claudia, ¿Cómo está?

D. — Admirablemente.

D. J. — Monísima criatura. Yo la quiero muchísimo.

D. — Señor, les hacéis muy grande honor. Yo le...

D. J. — ¿Y Colás? ¿Sigue haciendo tanto ruido con su tambor?

D. — Siempre el mismo, señor. Yo...

D. J. — ¿Y vuestro perrito Brusquet continúa ladrando tan fuerte y sigue mordiendo las pantorrillas de los que van á vuestra casa?

D. — Más que nunca señor, y no podemos sacar partido de él.

D. J. — No extrañéis que me informe del estado de toda la familia pues me interesa muchísimo.

D. — Señor, nosotros os estamos muy reconocidos. Yo...

D J —(*Tendiéndole la mano*). — Chóquela, señor Domingo, ¿Sois uno de mis amigos?

D. — Señor, yo soy vuestro servidor...

* Véanse las otras cuatro partes.

D. J. — ¡Diantre! Yo os pertenezco completamente.

D. — El señor me honra demasiado. Yo...

D. J. — No hay nada que yo no hiciese para seros agradable.

D. — Señor, sois demasiado bondadoso conmigo.

D. J. — Y sin el menor interés, os ruego que lo creáis.

D. — Seguramente, no merezco ese favor... Pero...

D. J. — Señor Domingo... Sin cumplido ninguno. ¿Queréis cenar conmigo?

D. — No señor; tengo que estar en casa temprano. Yo...

D. J. — (*Levantándose.*) — Pronto, luces para acompañar al señor Domingo y que cuatro ó cinco criados tomen sus mosquetes para escoltarle.

D. — (*Levantándose también.*) Señor, no es necesario y podré marcharme solo. Pero...

(*Sganarelle retira las sillas con presteza.*)

D. J. — ¡Cómo! Quiero que os escolten y me intereso por vuestra persona. Soy vuestro servidor, y además vuestro deudor...

D. — ¡Ah!.. Señor..

D. J. — Es cosa que no oculto y que digo á todo el mundo.

D. — Si...

D. J. — ¿Queréis que os acompañe yo mismo?

D. — Señor, os burláis de mi...

D. J. — Vamos, dadme un abrazo. Y os ruego que tengáis la convicción de que soy capaz de todo para seros útil.

(*Sale.*)

III.

El señor Domingo y Sganarelle.

S. — Preciso es confesar que en el señor tenéis un hombre que os quiere bien

D. — Es cierto. Tan correcto y tan cumplido está conmigo, que nunca sabré pedirle dinero.

S. — Os aseguro que sería capaz de daros toda la casa, y desearía que os sucediese algo, que alguien se atreviese á golpearos con un palo, y entonces veríais...

D. — Lo creo; pero Sganarelle yo os ruego que le digáis algo con respecto á mi dinero.

S. — No tengáis el menor cuidado: os pagará religiosamente.

D. — Y vos, Sganarelle, también me debéis algo particularmente.

S. — No me habléis de eso.

D. — ¡Cómo! Yo ...

S. — ¿Acaso no sé perfectamente lo que os debo?

D. — Sí, pero....

S. — Vamos, señor Domingo, voy á alumbraros.

D. — ¿Y mi dinero?

S. — (*Cogiendo al señor Domingo por un brazo*) — ¿Os estáis burlando?

D. — Yo quiero ...

S. — ¡Eh!

D. — Que me parece....

S. — Bagatelas. (*Lo empuja hacia la puerta.*)

D — Pero....

S. (*Empujándole más.*) — Vamos.

D. — Yo....

S. — (*Sacándole por completo del escenario.*) He dicho que vamos.

MOLIÈRE (*Don Juan*, Acto IV, escenas 3, 4.)

Hombres y Cosas.

Un profesor belga acaba de descubrir en Argos (Grecia) los restos de una ciudad fortificada, que, según parece, se remonta á una época antiquísima.

Ha descubierto también algunas sepulturas de jefes micenianos, los cuales, generalmente, hacían cavar sus tumbas en la roca. En esos sepulcros se han encontrado fragmentos de objetos de distintos metales.

Les Cinq Langues

No 14. 20 Avril 1907. 7e Année.

PARTE ESPAÑOLA

Una gran cocinera.

Este fué un rey, pero no sé de donde, pues la historia debe estar ya tan fastidiada de preguntas y respuestas que no me he atrevido á preguntárselo. Lo único que sé es que se llamaba Perico, que estaba casado con una tal Mari-Castaña, y que se pasaba la vida pensando cómo se las había de componer para formar un buen ministerio, y diciendo, al ver que todos le salían malos :

— ¡No, pues cómo á mi se me hinchen las narices!...[1]

La reina Mari-Castaña, era una gran cocinera, y miraba con indiferencia la política. Entonces no estaban aun en íntimas relaciones la política y la cocina, por que á los ciudadanos de aquel tiempo, como eran todos unos barbarotes, no se les había ocurrido una cosa muy sencilla : que para fortalecer el corazón basta fortalecer el estómago, su vecino, y que para encender el fuego patrio basta una media chispa[2].

El rey Perico estaba muy quemado[3] con la indiferencia política de su mujer, y eran muy frecuentes entre Sus Majestades las peloteras[4] del tenor siguiente :

— ¿Sabes mujer, que voy á variar de principios[5]?

— No hay día que no varies...

— Estás muy equivocada, que no he variado nunca.

— ¡Jesus qué hombre tan embustero! Pues apuradamente tengo yo poco cuidado de que nunca salga á la mesa dos días seguidos un mismo principio...

— Pero, mujer, si se trata de otros principios...

— Pues no puedo ponerte otros, que en la plaza todo va por las nubes, y ya no sabe una de que echar mano.

— ¡Dale bola[6]! Con tu pícara afición á la cocina haces unas ensaladas...

— Tunante, ¿qué tienes tú que decir de las ensaladas que yo hago? Ni el Papa, con ser Papa, las come mejor que la que has comido hoy.

— ¡Vaya una pata de gallo[7]!

— ¿Qué estaba malo el gallo en pepitoria?

— Mujer, óyeme y no me quemes la sangre...

— ¿Te atreverás á decir que estaba mala la sangre con cebolla que almorzaste esta mañana?

— No digo tal cosa. Lo que digo es que no hay modo de entenderse contigo, y te dejo antes que se me hinchen las narices.

Y la pelotera terminaba yéndose el rey á su despacho á ocuparse de sus asuntos políticos, y la reina á la cocina á ver si espumaba el puchero.

Estos altercados daban muy pícaros ratos al rey Perico. El rey se tentó una mañana las narices, y pareciéndole que estaban un poco hinchadas, se decidió á prohibir formalmente á su mujer la entrada en la cocina ; pero un suceso inesperado vino á hacerle mudar de parecer y por consiguiente á probar que no había tal hinchazón.

Como el rey salía pocas veces de

1. Enfadarse mucho. —2. Borrachera. — 3. Furioso. — 4. Disputas, riñas. — 5. plato que se toma antes de los postres.

6. Locución usada para reprobar. — 7. Impertinencia, necedad.

palacio, y la reina salía todas las mañanitas á la compra, resultaba que quien recibía los memoriales dirigidos á Sus Majestades, era la reina. Una mañana estaba esta en la pescadería, disputando sobre si la merluza había de ser á tres ó á tres menos cuartillo, cuando se acercó un pobre cesante que le dió respetuosamente un memorial y echó á correr.

El memorial estaba concebido en estos términos :

-- « Señor : El exponente es un

... le dió respetuosamente un memorial...

súbdito leal de Vuestra Majestad y por más señas cesante, pues los pérfidos consejeros de Vuestra Majestad le limpiaron el comedero [8] para colocar á un burro, de la familia de uno de ellos Así, pues, no puedo menos de poner en conocimiento de Vuestra Majestad que sus desleales ministros están amasando un gran pastel [9] ; y no digo más, por que á buen entendedor con pocas palabras... etc. »

— ¡ Qué osadía ! ¡ qué audacia ! ¡ qué iniquidad ! exclamó la reina Mari-Castaña, bramando de cólera al leer este memorial. Haber en palacio quien se atreva y se proponga echarme la pata [10] precisamente en lo que más noble gloria me proporciona. Lo sabrá el rey inmediatamente, y si Su Majestad es tan calzonazos que no ahorca á esos traidores más pronto que la vista, nos veremos las caras [11].

Y la reina echó á correr á palacio cada vez más furiosa.

— ¡ Perico ! —gritó á su marido, — lee, lee ese documento, ese memorial, y ve en lo que se entretienen tus pérfidos consejeros. Ahórcalos inmediatamente, no tengas misericordia con ellos, ó si no, el mejor día en lugar de echarte sal en el puchero te echo solimán de lo fino.

El rey Perico sospechó que el pastel de que hablaba el memorial era más indigesto de lo que la reina se figuraba, y empezó á hacer averiguaciones con la prudencia y sagacidad que requieren los negocios de estado. De estas averiguaciones resultó que el pastel que amasaban sus ministros, tenía por objeto nada menos que destronarle.

Presos los desleales consejeros, fueron sentenciados á muerte.

No hallando misericordia en el rey, á quien por primera vez de su vida se le habían hinchado un poco las narices, acudieron á la reina. Al saber la reina que el pastel de que eran culpables los ministros no era de los que ella hacía, con tánta perfección, intercedió tan eficazmente con su augusto esposo, que á este se le deshincharon las narices.

— Ea, — dijo el rey á su mujer, — ya que te empeñas, les perdono la vida, y me contento con que salgan desterrados del reino. ¡ Hay que confesar que para hacer pasteles te pintas sola !

Al oir la reina este elogio, se puso tan ancha, tan ancha, que desde aquel día data la pícara invención del miriñaque.

¡ Vean ustedes, — pensó para si el rey Perico, — por donde demonios la afición de mi mujer á la cocina me ha librado de una catástrofe ! Si mi mujer no hubiera tenido la manía que tiene, hubiera

8. Privar á una persona del empleo de que vive. — 9. Convenio secreto con malos fines. — 10. Aventajar, exceder.

11. Reñiremos.

envuelto la merluza con ese memorial, y yo no hubiera podido averiguar la que me estaban armando esos tunos. Hay que convenir en que Dios no hace las cosas á humo de pajas [12]. Dejemos á mi augusta esposa que siga con la manía que Dios le ha dado. Pero, ¿cómo demonches me las comprondría yo para librarme de tanto y tanto pícaro como me rodea? Sucede que los malos corrompen á los buenos, y la corrupción se va haciendo tan general, que á la vuelta de pocos años, si esto sigue así, no voy á tener un servidor honrado. La culpa me tengo yo por ser tan bragazas [13], pero, canario, ¡cómo un día se me hinchen de veras las narices! ...

Antonio de TRUEBA.

12. Sin reflexión, con lijereza. — 13. Ser demasido bueno.

Dolor que perfuma.

Hay un árbol arrogante
Que al sentir su entraña rota
Por el acero punzante,
Derrama [1] llanto brillante
Que en la abierta herida brota.

Llora el árbol, y es su lloro
De hermosura sin igual;
Es, más que llanto, un tesoro,
Las lágrimas son de oro
Cual regio sol estival [2].

Llora, y el llanto no es pena
Ni amarga melancolía;
Y cual alma noble y buena
A todo temor ajena [3],
Llora el árbol... ¡de alegría!

Luego, su llanto esplendente
En lágrima tembladora
Cae sobre la llama ardiente
Y perfuma dulcemente
Al fuego que la devora.

Y al fin, convertido en nube,
De gloria eternal en pos,
Como angélico querube,
Entre aromas sube y sube
Hasta las plantas de Dios.

Así el árbol vive fuerte,
Ajeno á envidias y á duelo,
Y al ser herido de muerte
Sabe que el llanto que vierte
Es plegaria que va al cielo.

Cuando el odio destructor
Nuestra existencia consume,
¿Por qué sentimos rencor?
¿Por qué el dolor no es perfume
Siendo el incienso ... dolor?

M. R. Blanco BELMONTE.

1. Vierte. — 2. De estío. — 3. Extraña.

El arte dramático en España.

Por más que se celebren los primeros ensayos de nuestros autores dramáticos, fuerza es confesar que fueron todos ellos informes, y que hermanaban el fastidio anejo á las imitaciones de los antiguos, con el desarreglo y escaso conocimiento del arte manifestado en las obras del ingenioso y fecundo Lope, y de los numerosos discípulos ó continuadores de su escuela.

Las tragedias de Argensola, en nada notables sino en lo destinado [1], y los dramas de Cervantes, sin descontar la Numancia, donde, si hay uno ú otro pasage lleno de elocuencia robusta, no aparece talento dramático de ninguna clase, son obras que no honran nuestra literatura. En Lope empezó pues, nuestro teatro no por que lo crease Lope, quien muchas veces siguió á los dramaturgos anteriores, y coetaneos; pero en él empezó, como empieza propiamente la vida cuando termina la casi vegetación de la primera infancia.

Desde entonces tuvo su carácter y fisionomía de poesía dramática española, carácter y fisionomía común á cuantos dramas produjo el siglo décimo séptimo, y de que participan las comedias de Zamora, y Cañizares, compuestas en el siglo décimo octavo, y aun algunas obras de autores contemporáneos

1. Disparatado.

nuestros, ó de época muy reciente. Y aquí conviene averiguar por que razón se elevó tanto el drama en España, cuando, excepto el Quijote, nada singular en mérito producía el resto de nuestra literatura.

El poder de nuestros reyes y la clase de gobierno establecido en la nación española tuvieron consecuencias que, como en todo, se dejaron sentir en los frutos del ingenio. Una fué la religión, uno el poder : uniformes fueron los estudios, y un solo camino recto y estrecho quedo abierto al entendimiento humano. El gobierno no protegía pero reprimía, mirando la amena literatura con un tanto de desvío, si bien patrocinaba con munificencia las artes. Eran los literatos pocos, formados todos en una misma escuela, vaciados por decirlo así, en un solo molde. De aquí la singular uniformidad notable en nuestros líricos y bucólicos, falta de que solo están exentos, y eso en parte y no más, los compositores de romances por causas parecidas á las que guiaron á los autores dramáticos por diferente senda, llevándoles á mejor y más feliz paradero [2].

Por fortuna del drama, no eran de él únicos jueces los doctos. Éralo el público, ignorante, es verdad, pero dotado de sano juicio y capaz de sensaciones, por que nadie deja de conocer lo que le fastidia y lo que le agrada. Al público, al vulgo hubieron de hablar los autores de comedias faltos de patrocinio en la corte, pero cuando Felipe IV empezó á favorecer á los poetas dramáticos, ya habían ellos creado su género, y solo tuvieron que aplicar las grandes dotes de su ingenio y fantasía á cultivarle y perfeccionarle. De aqui nació que fuesen los dramas españoles obras espontáneas, y las de esta clase son siempre mejores señaladamente en poesía. No eran románticos ni clásicos, por que ignoraban sus autores, no favorecidos por el cielo con el don de profecía, que había de llegar una época en que la crítica les averiguase como y por que habían escrito. Eran á la par románticos y clásicos, por que lo era España donde los poetas habían estudiado y componían, y donde vivían y pensaban quienes eran sus jueces naturales.

2. Fin, objeto

Fué nuestro teatro así como original, fecundo .... pero llegó la mala hora á la comedia española, y hubo de morir por razones en que tuvo parte la política, influyendo como suele en la literatura, por que influyó en la sociedad. Con la subida al trono de Felipe de Borbón, vino á España el influjo francés, el cual fué grande, como debía serlo, por ser Francia entonces la nación más ilustrada y juntamente la más poderosa del mundo. Más afortunados los poetas dramáticos franceses que sus antecesores los clásicos italianos, habían empleado en sus composiciones mejores materiales, por que habían aprovechado muchos de los usados en las comedias españolas. Habían gozado de muy señalada protección dispensada por un trono tan brillante cuanto robusto.

Antonio Alcalá Galiano.

Yo.

Saeta [1] que voladora
Cruza, arrojada al azar,
Sin adivinarse donde
Temblando se clavará ;

Hoja que del árbol seca
Arrebata el vendaval,
Sin que nadie acierte el surco
Donde á caer volverá ;

Gigante ola que el viento
Riza y empuja en el mar,
Y rueda y pasa, y no sabe
Qué playa buscando va ;

Luz que en cercos temblorosa
Brilla, próxima á espirar,
Ignorándose en cual de ellos
El último brillará ;

1. Flecha.

Ese soy yo, que al acaso[2]
Cruzo el mundo, sin pensar
De donde vengo, ni á donde
Mis pasos me llevarán.

Gustavo A. Becquer.

2. Azar.

Origen de los reinos de España.

Destruido el imperio gótico y disuelto su gobierno por un concurso de causas políticas y morales que todavía ignoramos y que convendría mucho averiguar para escarmiento [1] de la presente generacion y de toda la posteridad, se levantó sobre sus ruinas en menos de tres años el de los árabes y mahometanos : revolución prodigiosa que forma en la historia de España una época no menos señalada que la de las invasiones de los romanos y bárbaros, y acaso más considerable ora por la rapidez y extensión de la conquista, ora por la felicidad en la ejecución de tan árdua empresa ó bien por la sabiduría con que se fundó y consolidó el imperio y gobierno sarracénico en la mayor parte de la peninsula.

Por segunda vez se vieron los españoles amenazados de la tiranía y expuestos á perder su independencia y en el duro compromiso ó de someterse vergonzosamente al yugo del vencedor ó de preferir los horrores de la guerra, y los inminentes peligros y costosos sacrificios de una insurrección Las reliquias [2] de la nobleza goda é innumerables cristianos que no habian olvidado las prerogativas de su dignidad personal, ni perdido la simplicidad de las primitivas costumbres ni el amor de la religión, de la patria ni de su libertad, emulando las virtudes de sus antepasados, buscan un asilo en las montañas pirenaicas para defenderla desde allí con su sangre. Armados con la fuerza que inspira la verdadera piedad y una constitución libre y el innato deseo de gloria que ha distinguido siempre á los españoles en todos los períodos de la historia, forman la atrevida resolución de restablecer las instituciones y leyes patrias, y reedificar sobre ellas el desmoronado [3] edificio del gobierno y libertad española : la divina providencia se les mostró tan favorable que pudieron conseguir que la naciente monarquía resistiese á los impetuosos acometimientos y violentas irrupciones de los aguerridos ejércitos agarenos [4], y á las injurias de los tiempos y á las vicisitudes de los siglos. Los españoles con tan prósperos sucesos trataron no ya de defenderse, sino de incomodar y ofender al común enemigo, y arrojarle del suelo que tan sacrilegamente había profanado.

1. Ejemplo. — 2. Restos, vestigios.

Los progresos de las armas cristianas hubieran sido más rápidos, la decadencia de la morisma precipitada y su ruina inevitable, si la más grosera ignorancia y una monstruosa reunión de errores políticos no llegara á entorpecer las operaciones militares y á esterilizar los heroicos pero mal combinados esfuerzos de la nación. Se echó en olvido desde luego aquella ley fundamental de la monarquía española que el reino debe ser uno é indivisible. En virtud de esta ley dictada por la más sana y sabia política debieran los españoles haber reunido todas sus fuerzas dirigiéndolas á un mismo fin, establecer un centro común y único poder y una autoridad que encaminase [5] todas las operaciones, que combinase los planes, que diese impulso á la máquina, que aprovechase las ocasiones y sacase el mayor partido posible de los errores y divisiones del enemigo.

Mas por desgracia sucedió todo lo contrario; porque desde el Pirineo oriental hasta el occidental se cons-

3. Destruido. — 4. Árabes. — 5. Guiase, dirigiese.

tituyeron casi á un mismo tiempo otros tantos estados políticos cuantos fueron los lugares de refugio y los caudillos de la insurrección. La historia nos habla de las monarquías y reyes de Asturias, de Navarra, de Aragón, de los condados soberanos de Barcelona, y posteriormente de los reinos de Castilla y de Portugal. ¿Cómo se había de esperar que un cuerpo desunido, desmembrado, sin interés común, sin una cabeza respetable y capaz de dirigirle, pudiese obrar con vigor? Mayormente después que los reyes, sacrificando los intereses de la sociedad á su ambición, y echando en olvido los deberes de la religión y de la justicia, encendieron entre sus súbditos las pasiones que más chocan con la unión civil, con la tranquilidad interior y con el orden público: la rivalidad, la emulación, los celos, la envidia, el odio y la venganza, envolvieron aquellos estados en todos los males de la anarquía, la discordia, la destrucción, la guerra civil perpetua y eterna, cuyas sangrientas escenas nos presenta la historia.

Martinez Marina.

Los dos Artistas.

En una callejuela sucia y oscura de Sevilla, había una casa cuya fachada y distribucíon, desde los cimientos á las tejas han sido alteradas por adiciones, sustracciones y composturas sucesivas hasta mudar enteramente su forma y combiarla en otra, tan distinta y tan diversa de la de que hablamos que no la hubiera conocido el pobre albañil que con orgullo de arquitecto la concibió y puso su primera piedra, muchos años antes del de gracia de 1616 en que la presentamos á nuestros lectores.

En aquel tiempo consistía la tal casa en dos pisos, si se puede contar por tal una especie de camaranchón de suelo terrizo y de techo bajo que cubría las tres partes de la sala y al que se subía por una escalera de mano. Este sobrado ó zaquizami[1] es el que nos interesa conocer, y más bien por satisfacer la curiosidad de algún lector ó lectora que se distraería de nuestra relación por el ansia de adivinar el resto de la casa, diremos que esta se componía, á más de la sala, de un patio grande y cuadrado, una cocina estrecha á un lado y una mezquina cuadra para un caballo al otro. Cuadra á la sazón vacía, y sea esto dicho de paso para no volver más á visitarla.

El camaranchón, ó sea sobrado de que hablamos, tenía dos ventanas opuestas, una que daba á la calle y otra al patio que hemos mencionado. Cuando se alzaba la cabeza perpendicularmente, al subir el último escalón de aquella escalera, y al sacarla por la especie de escotillón que servía de entrada, se veían varios lienzos y tablas, imprimados, apomazados y listos para pintar, que estaban colgados en diferentes sitios de las paredes, advirtiéndose á primera vista que no había entrado en la mente del que los puso idea alguna de adorno ó simetría en su colocación; pues unos estaban apaisados, otros colgando por un ángulo, todos con despilfarro[2] y al descuido inclinándose más á un lado que á otro según que el clavo sobre el que se balanceaban en equilibrio estaba más ó menos distante del centro del bastidor

Algunas pinturas por concluir, algunos bocetos chispeando[3] de imaginación y viveza, la mayor parte de estudio, acompañaban a los lienzos y tablas, alternando con ellos en adorno y simetría.

Dos ó tres tablas pendientes de cuatro cuerdas y apoyándose en una de las paredes, sostenían y se plegaban en arco, al peso de quince ó veinte volúmenes de

---

1. Buardilla. — 2. Sin orden. — 3. Centelleando, brillando.

poesía, filosofía escolástica, y con ellos la *Simetría del cuerpo humano de Alberto Durero*, la *Anatomía de Bexalio*, la *Perspectiva de Danièl Bárbaro*, la *Geometría de Euclides*, y otros varios libros de matemáticas y pinturas.

Junto á ellos había rimero[4] de dibujos, estudios de hombres, caprichos de pintor, países mal tocados y borrones, según se echaba de ver por algunos de ellos que habían rodado y que yacían esparcidos por el suelo. Y más allá y sobre un sillón de encina y dos bancos que había en el cuarto, otros papeles revueltos con una gorra, unos gregüescos desgarrados, una golilla bastante limpia aún, y un jubón de seda que colgaba de la silla, bañando una de las mangas en un ancho barreño cuya agua sucia y aceitosa mantenía en remojo, y fuera del contacto del aire que los secaría, cuatro ó cinco brochas y pinceles.

Una losa con su moleta aun sucia de albayalde descansaba sobre una mesa de nogal; un gran caballete y un lienzo en él ocupaban el centro del cuarto, junto á una ventana y á buena luz de norte, entrando por la izquierda. Esta ventana, hábilmente cubierta de lienzo y papel ennegrecido, daba estrecho paso á la luz que entraba en rayo vivo reflejando sobre la cara de un aldeanillo colorado y robusto, que en actitud grotesca enseñaba dos hileras de dientes anchos, blancos y afilados sin duda por el pan de Telera [5], fingiendo la más abierta y extravagante risa, con tales veras, que la hubiera comunicado al más afligido espectador.

Pero por una contradicción de esto mismo, el único que había en aquel aposento no participaba de ella. Un joven, al parecer de dieciocho á veinte años, de cara grave y silenciosa, de color moreno, de ojos vivos y mirada fija, estaba delante del bastidor, la paleta en la mano, el pincel en la otra, copiando aquella extravagante y fingida risa del aldeanillo. Y no debía de estar muy contento de su obra, por que sus cejas juntas, sus labios apretados y sus movimientos prontos, bruscos y convulsivos de despecho, no dejaban duda de que estaba incómodo y fastidiado.

Dos ó tres veces se apartó un tanto para considerar su obra, sus ojos se dirigían rápidos del modelo á la copia; después tocaba, desfumaba, volvía á tocar, á retirarse, á comparar, y el resultado y desenlace de aquella maniobra fué exclamar con rabia: « ¡Voto á...! » y aquí se detuvo como buen cristiano, pensando á quien votaría; al cabo se enmendó; « ¡válgame Dios! ¡y quien podrá imitar tales tintas! » Y por mucho que quiso contenerse, después de un rato de combate, de titubear y de esfuerzos para contener su cólera, levantó la mano, tiró el pincel sobre el lienzo, que se deslizó arrollando las tintas que encontró al paso trazando una curba de todos los colores del arco iris; y no contento con esto, arrojó tiento y paleta y pinceles, descargó sobre el lienzo un fuerte puñetazo que hizo un ángulo recto por donde pasó el puño, y exclamó ya sin consideración ni comedimiento: « ¡Voto á...Dios! ¡Qué hace tintas que no puede imitar un hombre! » Y se arrojó desesperado sobre el sillón de encina, sobre papeles y jubón, y con la mano en la frente cayó en un abatimiento cual si estuviese amortecido: el abatimiento, la desesperación del genio que ve el cielo y no puede subir á él.

El aldeanillo que le servía de modelo, sin decir una sola palabra, sin parecer admirado del desenlace y viendo que su amo nada hacía, plegó sus labios, se sentó en el suelo, y sacó de un rincón del seno y de debajo de su camisa rota y sucia un pedazo de pan moreno, y empezó á morderle con tal ansia, que dejaba entrever

4. Monton — 5. *Pain bis.*

que hacía tiempo que deseaba empezar semejante entretenimiento.

Acabó su almuerzo ó comida, muy despacio y saboreándose con cada uno de los últimos bocados: después se arriesgó á echar una mirada tímida sobre su señor, pero le vió inmóvil y en la misma postura. Esperó, y esperando pasó el tiempo, hasta que viendo que anchecía, se deslizó del cuarto sin que el pintor hiciese el menor movimiento.

Así permaneció abatido dando señales de estar en vela[6] por alguna contracción convulsiva. Una vez alzó la cabeza, miró al derredor y se cubrió los ojos, apretando los puños y golpeándose la frente con fuerza. Así pasaron las horas, y no comió; así le encontró la noche, y no durmió.

Era buen cristiano y cristiano del siglo XVI, pues el XVII empezaba entonces: así su primer cuidado fué dirigirse á la iglesia vecina. Allí oyó misa, estuvo algún tiempo, y ya más tranquilo salió por la puerta, cuando una mano le tocó ligeramente en el hombro, y una voz conocida le dijo al mismo tiempo: « Vaya con Dios, señor Diego ».

(*Continuará.*)

Bermudez de Castro.

6. Despierto.

Carta dirigida por Giuseppe Mazzini á Aurelio Saffi con ocasión de la muerte de su madre*.

« Aurelio, la muerte no existe, no se puede concebir; la vida es la vida, es decir, la inmortalidad, y la inmortalidad sigue la ley de la vida y del progreso. Ayer tenías una madre aquí abajo, hoy tienes un ángel allá arriba. Todo lo bueno sobrevive al estado terrestre con poder que aumenta. Lo mismo sucederá con su amor, pues ahora te querrá más que nunca y más que nunca eres responsable ante ella. De tus futuras obras depende vuestra unión en el tiempo y en el espacio, y debes, por amor y por veneración, hacerte mejor y lograr que tu madre se sienta dichosa de ti. En adelante, deberás decirte para tus adentros y antes de obrar, ¿ me hubiera aprobado ? Su transformación ha puesto hoy para ti en el mundo un mediador invisible con el que debes relacionar todo lo tuyo. »

* Véanse las otras cuatro partes.

Hombres y Cosas.

Los hombres tienen costumbre, cuando los beneficios son tan grandes que no los pueden pagar, recompensarlos con alguna grave injuria é ingratitud señalada[1].

1. Muy grande.

*
* *

Los agricultores de Francfort, en Alemania, están ensayando un procedimiento de fumigación para preservar los árboles contra las heladas.

Para esto se queman grandes cantidades de petróleo crudo, que producen inmensas humaredas, las cuales cubren los árboles.

Este procedimiento resulta muy costoso[1] y se está ensayando una nueva preparación que se espera de un resultado menos costoso.

1. Caro.

Les Cinq Langues

N° 15. 5 Mai 1907. 7e Année.

PARTE ESPAÑOLA

Un Rasgo filial.

Hará cosa de doce años tocaban á muerto las campanas de la aldea, y un crespón negro cubría también desde la noche anterior el escudo de armas de la casa grande.

En tanto que la mayor parte de los moradores[1] de la aldea acompañaban á un féretro que se acercaba ya al campo santo[2], los restantes procuraban en la casa grande consolar á la pobre Catalina, que acababa de quedar viuda con cinco hijos, el mayor de trece años y el menor de algunos meses.

— ¡ Santa Vírgen de Begoña[3] ! — exclamaba Catalina, hecha como sus hijos, un mar de lágrimas ; — ¡ ten compasión de mis hijos, que ya no tienen en el mundo más amparo[4] que el de una débil mujer !

— Catalina, por Dios, — decía una de sus vecinas, — no te aflijas[5] de ese modo, que tu casa no queda desamparada. Hijos pequeños tienes, es verdad, pero Miguel será pronto mozo[6], y si hasta aquí ha sido descuidado y travieso, de hoy en adelante será trabajador y juicioso y servirá de padre á sus hermanos.

— No les servirá, no, que esa es la pena con que mi pobre Ignacio entregó anoche su alma al Señor.

Y Catalina, y sus hijos, y cuantos estaban presentes redoblaron sus lágrimas y lamentos.

De repente, Miguel, que lloraba acurrucado en un extremo de la sala, se levantó con la actitud del que ha tomado una resolución definitiva, firme, incontrastable, se enjugó[7] las lágrimas con el reverso de la mano, y adelantándose hacia su madre, exclamó con tono enérgico y solemne.

— ¡ Señora madre ! acabaron ya mis juegos, y mis descuidos, y mis travesuras, que hoy es hombre el que ayer era niño. Mis hermanos han perdido un padre, pero les queda otro tan honrado, trabajador y cariñoso como el que han perdido. Joven soy aún, pero Dios me dará fuerzas de cuerpo y alma para proteger y consolar á mi madre y á mis hermanos.

Así diciendo, Miguel se acercó á la ventana desde la cual se descubría en una colina cercana el campo santo, cuyo dintel atravesaba en aquel instante el cadáver de su padre, y añadió extendiendo las manos hacia el campo santo :

— ¡ Padre mío ! ¡ descansa en paz en el seno de Dios, que yo te prometo, por la salvación de mi alma, querer y amparar á mi madre y á mis hermanos como tú lo querías y amparabas !

Catalina estrechó entre sus brazos á su hijo mezclando el llanto del dolor con el de la ternura.

— ¡ Yo te bendigo, hijo de mis entrañas !. — exclamó. — ¡ Que te bendigan también Dios y tu padre que han de contemplar desde el cielo tus esfuerzos para amparar á tu familia, y conservar sin mancha la honra de tu casa !

1. Habitantes. — 2. Cementerio. — 3. Imagen venerada en Vizcaya. — 4. Apoyo. — 5. Entristezcas. — 6. Hombre.

7. Secó.

En la habitación donde esto pasaba[8], había una imagen de la

...Catalina se arrodilló ante aquella reverenciada imagen...

Vírgen de Begoña, en cuyo adorno empleaba Catalina las flores más hermosas de aquellos campos, y á la que alumbraba constantemente con la cera más pura de su colmenar.

8. Sucedía.

Catalina se arrodilló ante aquella reverenciada imagen con la inmensa fe que atesoraba su corazón:

— ¡ Santísima Vírgen de Begoña ! dame diez años de vida para que al cerrar por última vez los ojos vea ya criados á todos mis hijos. Si esta gracia me concedes, al cumplirse el dichoso plazo, mis hijos y yo iremos á tu milagroso santuario á llevarte la ofrenda de nuestra gratitud.

Aquellos de sus hijos que comprendían el valor de esta promesa, imitaron á su madre arrodillándose ante la imagen, y ratificaron el voto de Catalina.

Antonio de Trueba.

La Voz del Campanero.

En el alba esplendorosa, cuando el sol con regia lumbre
Ilumina del espacio la magnífica extensión,
En el alto campanario que es penacho de la cumbre,
Como risa ó cual suspiro de angustiosa pesadumbre
Lanza al viento sus tañidos el metálico esquilón.

En la púrpura y el oro de la tarde brilladora,
Cuando riman los arroyos la canción crepuscular,
Como alondra prisionera que en la jaula canta y llora,
Lanza al viento sus tañidos la campana vibradora,
Entonando blandamente[1] melancólico cantar.

Y en la noche, por el llanto de los ángeles cubierta,
Cuando el mundo se ha dormido de la sombra bajo el tul,
Como atlético atalaya que incansable da el alerta,
En el alto campanario la campana está despierta
Y es el faro que á los hombres muestra[2] el cielo siempre azul.

Silencioso en la alta torre vive el pobre campanero
Apegado á su campana como al tallo el caracol,
Y es su dicha y es su gloria y es su goce verdadero
Que el tañido de la esquila, gemebundo[3] y lastimero,
Vuele y suba en el espacio con el sol y sin el sol.

1. Suavemente. — 2. Enseña. — 3. Triste como un gemido.

La amargura y la tristeza han envuelto en densa nube
Al anciano campanero del vetusto[4] torreón;
Tuvo un hijo el campanero, y al morirse su querube[5],
Suponiendo que el tañido hasta el trono de Dios sube,
Para hablar al hijo muerto tañe el padre el esquilón.

M. R. Blanco-Belmonte.

4. Viejo, antiguo. — 5. Angel.

Diferencias de carácter de las provincias españolas.

Los cántabros, entendiendo por este nombre todos los pueblos que hablan el idioma vizcaino, son unos hombres sencillos y de notoria probidad[1]. Fueron los primeros marineros de Europa, y han mantenido siempre la fama de excelentes hombres de mar. Su país, aunque sumamente áspero, tiene una población numerosísima que no parece disminuirse con las continuadas colonias que envía á América. Aunque un vizcaino se ausente de su patria, siempre se halla en ella, como se encuentre á un paisano suyo. Tienen entre sí tal unión, que la mayor recomendación que puede tener uno para con otro, es el mero hecho de ser vizcaino; sin más diferencia entre varios de ellos para alcanzar el favor poderoso, que la mayor ó menor inmediación de los lugares respectivos. El señorío de Vizcaya, Guipúzcoa, Alava y el reino de Navarra, tienen tal pacto[2] entre sí, que algunos llaman á estos países *las provincias unidas de Espa a.*

Los de Asturias y la montaña hacen sumo aprecio de genealogía, y de la memoria de haber sido aquel país el que produjo la reconquista de España con la expulsión de los moros nuestros abuelos. Su población, demasiada para la miseria y estrechez[3] de la tierra, hace que un número considerable de ellos se emplee continuamente en Madrid en la librea, que es la clase inferior de los criados; de modo que si yo fuera natural de este país, y me hallara con coche en la corte[4], examinaría con mucha madurez los papeles de mis cocheros y lacayos, por no tener un día la mortificación de ver á un primo mío echar cebada á mis mulas, ó á uno de mis tíos limpiarme los zapatos. Sin embargo de esto, varias ilustres familias de esta provincia se mantienen á la debida altura y son acreedoras á la mayor consideración y producen constantemente oficiales del más alto mérito en el ejército y en la marina.

Los gallegos, en medio de la pobreza de su tierra, son robustos. Se esparcen por toda España á aprender los oficios y los trabajos más duros para llevar á su casa algún dinero físico[5] á costa de tan penosa industria. Sus soldados, aunque carecen de aquel lucido de exterior de otras naciones, son excelentes para la infantería, por su subordinación, dureza de cuerpo, hábito de sufrir incomodidades de hambre, sed y cansancio.

Los castellanos son, de todos los pueblos del mundo, los que merecen la primacía[6] en línea de lealtad. Cuando el ejército del primer rey de España de la casa de Francia quedó arruinado en la batalla de Zaragoza, la sola provincia de Soria dió á su soberano un ejército nuevo y numeroso con que salir á campaña, y fué el que ganó las victorias de que resultó la destrucción del ejército y bando Austriaco. El ilustre historiador que refiere las revoluciones del prin-

1. Reconocida honradez. — 2. Unión. — 3. Poca extensión.

4. Capital. — 5. Contante y sonante. — 6. Primera línea.

cipio de este siglo con todo el rigor y verdad que pide la historia para distinguirse de la fábula, pondera tanto la fidelidad de estos reinos, que dice será eterna en la memoria de los reyes. Esta provincia aun conserva cierto orgullo nacido de su antigua grandeza, que hoy no se conserva sino en las ruinas de las grandes ciudades y en la honradez de sus habitantes.

Extremadura produjo los conquistadores del nuevo mundo, y ha continuado siendo madre de insignes guerreros. Sus pueblos son poco afectos[7] á las letras; pero entre los que las han cultivado, no han tenido menos sucesos en ellas que sus patriotas en las armas.

Los andaluces, nacidos y criados en un país abundante, delicioso, ardiente, tienen fama de ser algo arrogantes: pero, si este defecto es verdadero, debe atribuirse á su clima, siendo tan notorio el influjo de lo físico sobre lo moral. Las ventajas con que la naturaleza dotó aquellas provincias, hacen que miren con desprecio la pobreza de Galicia, la aspereza de Vizcaya, y la sencillez de Castilla: pero como quiera que todo esto sea, entre ellos ha habido hombres insignes que han dado mucho honor á toda España, : y en tiempos de los antiguos Trajanos, Sénecas y otros semejantes, muchos son los que pueden envanecer el pais donde nacieron. La viveza, astucia y atractivo de las andaluzas, las hace incomparables.

Los murcianos participan del carácter de los andaluces y valencianos. Estos últimos están tenidos por hombres de sobrada[8] ligereza, atribuyéndose este defecto al clima y suelo; pretendiendo algunos, que hasta en los mismos alimentos falta aquel jugo que se halla en los de otros países. Mi imparcialidad no me permite someterme á esta preocupación, por general que sea; antes debo observar que los valencianos de este siglo son los españoles que más progresos hacen en las ciencias positivas y lenguas muertas.

Los catalanes son los pueblos más industriosos de España. Manufacturas, pescas, navegación, comercio, son cosas poco conocidas en otras provincias de la península respecto de los catalanes. No solo son útiles en la paz, sino del mayor servicio en la guerra. Fundición de cañones, fábricas de armas, vestuarios y monturas para ejércitos, conducción de artillería, municiones y víveres, formación de tropas ligeras de excelente calidad, todo esto sale de Cataluña. Los campos se cultivan, la población se aumenta, los caudales crecen, y en suma parece estar aquella nación á mil leguas de la gallega, andaluza y castellana. Pero sus genios[9] son poco tratables, únicamente dedicados á su propia ganancia é intereses, y así los llaman algunos los holandeses de España. Mi amigo Nuño me dice que esta provincia florecerá, mientras no se introduzca en ella el lujo personal, y la manía de ennoblecer los artesanos: dos vicios que hasta ahora se oponen al genio que las ha enriquecido.

Los aragoneses son hombres de valor y espíritu, honrados, tenaces en su dictamen, amantes de su provincia, y notablemente preocupados en favor de sus paisanos. En otros tiempos cultivaron con suceso las ciencias, y manejaron con mucha gloria las armas. Su país, como todo el restante de la península, fué sumamente poblado en la antigüedad; y tanto, que es común tradición entre ellos, que en las bodas de uno de sus reyes, entraron en Zaragoza diez mil infanzones con un criado cada uno, montados los veinte mil en otros tantos caballos de la tierra.

Por causa de los muchos siglos que todos estos pueblos estuvieron divididos, guerrearon unos con otros, hablaron diversos idiomas, se gobernaron por diferentes leyes, llevaron distintos trajes, y en fin,

7. Poco llevados, inclinados. — 8. Extremada.

9. Carácter.

fueron naciones separadas, se mantuvo entre ellos cierto odio, que sin duda ha aminorado, y aun llegado á aniquilarse; pero aun se observa cierto desapego entre los de provincias lejanas; y si esto puede dañar en tiempo de paz, porque es obstáculo considerable para la perfecta unión, puede ser muy ventajoso en tiempo de guerra, por la mutua emulación de unos con otros. Un regimiento todo de aragoneses no mirará con frialdad la gloria adquirida por una tropa toda castellana; y un navío tripulado por vizcainos no se rendirá al enemigo, mientras se defienda otro montado por catalanes.

José Cadalso.

Los dos Artistas.

(*Continuación.*)

El que así le hablaba era un hombre de bastante más de sesenta años, allto, bien hechoy con cara agraciada, de color trigueño, que daba señal de haber sido de buen parecer, ojos vivos y negros, ojos de genio que hablaban de guerras y artes con todo el ardor de un soldado y el entusiasmo de un artista. La boca pequeña y despoblada, con sólo dos ó tres dientes descarriados [7]; pero el cuerpo airoso, la presencia gallarda y de gentil ánimo. Llevaba un ferreruelo [8] de camelote negro, usado y raido; el jubón era de lo mismo, con follajes y cuchilladas primorosas, pero no en mejor estado que su compañero; llevaba calzas escuderiles, ó *pedorreras*, como llamaban en aquel tiempo, con lazo de color, espada larga y brillante, gorra calada [9] á un lado con aire soldadesco y marcial, todo maltratado [10], raido [11] y diciendo pobreza á tiro de ballesta [12], pero limpio y acepillado con minuciosidad [13] y cuidado.

¡Oh! Era ciertamente un espectáculo digno de ser mirado, la reunión de aquellos dos hombres, el uno entrando en la vida, el otro saliendo de ella; el uno todo esperanzas, el otro todo memorias [14], y ambos combatiendo con el destino, ambos mirándose con ojos que dejaban ver un alma ardiente, un genio de fuego, una imaginación volcánica, una vida que el entusiasmo gasta [15] como una lima de acero; y esto á través del prisma del porvenir de la juventud y el velo de lo pasado de la vejez. ¡Ah! Quien los hubiera visto no los hubiera equivocado [16] con almas vulgares; hubiera dicho: ó hay mucho bien ó mucho mal dentro de esas cortezas de carne; ó hay un cielo, ó un infierno. Al uno le esperaba el suicidio ó la gloria: al otro... el otro había arrostrado y sobrepujado cien combates de la vida contra un destino duro é intratable.

Y era así, el anciano era un gran poeta... pero ignorado, oscuro, sólo conocido y tratado por algunos artistas de genio ameno y entusiasta, que en aquella época podían solos apreciar la imaginación florida y ardiente del anciano.

Nuestro joven pintor le conocía, le quería y le respetaba como profundo filósofo humanista y valiente soldado, sabía de memoria sus trovas [17], y los jóvenes eruditos de Sevilla repetían con entusiasmo algún soneto con que se dió á conocer.

En aquel momento decía: « Pero esa palidez, esos ojos encarnados, cansados y hundidos .. No gastes tu vida que puede ser tan gloriosa... no gastes tu corazón, niño,... eso... »

« Eso significa », dijo el joven interrumpiéndole con despecho, « una noche de vigilia, de llanto,

7. Separados.— 8. Capa larga.— 9. Colocada. —10. En mal uso. — 11. Viejo. —12. A tiro de fusil, de lejos.

13. Esmero — 14. Recuerdos. — 15. Destruye. — 16. Confundido. — 17. Verso.

de tormento, rabia y desesperación ». Y apretó con fuerza el cuerpo de su compañeró, y ahogó un suspiro convulsivo.

« ¿Y qué? ¿Amores de la edad primera? » dijo el viejo con interés. « Pero no... no puede ser... joven; dime ¿qué te ha sucedido? » — «¿Qué me ha sucedido?... Perder mis esperanzas de gloria, quemarme las alas... caer. »

« ¡ Habrás emprendido más de lo que debes, no habrás escogido el momento de inspiración! »

« ¡ No he podido pasar de una linea, de un punto : y allí me quedaré, allí me confundiré con otros! »

« No, joven, tú no has nacido para confundirte... no... alza la cabeza... álzala, pensando en la gloria. »

« ¡ La gloria!... Sí; yo soñé en la gloria, y á vos debí esos sueños que me desesperan : yo quise ó vivir admirado ó morir... no una existencia media, de estas que encenagan [18] la vida... y ahora ¿cómo volar? »

« ¡ Si yo tuviese tu mano, tu pincel, y mi imaginación! » le dijo el otro con una mirada de entusiasmo y poniéndole la mano sobre el hombro, y chispeando de genio y poesía. « Tú no sabes el tesoro que posees, trabaja, y yo te prometo la fama,... »

« ¡ Es en vano!... ¡Ya perdió para mi su prestigio! ¡Yo me gastaré antes de salir de la nube! » respondió el joven con aparente [19] indiferencia... y se quedó un momento silencioso. Después dijo : « ¡ Vuesa merced también ha soñado con esa gloria! Vuesa merced también ha compuesto trovas, comedias... ¿y qué? ¡Qué ha conseguido! Está su gloria en ese ferreruelo, en ese jubón. »

« ¡ Verdad! » dijo el anciano con tristeza; « verdad, estoy pobre, olvidado, enfermo, perseguido... ¡ved mi gloria! Soy pobre, es verdad, » dijo en seguida con aire fiero y marcial de poeta y soldado; " soy pobre, pero honrado... »

Las arrugas profundas de su frente se habían desplegado, sus ojos brillaban con el doble fuego de juventud y entusiasmo, y con su cabeza noble, erguida, su mirada desdeñosa que parecía medir la tierra con el cetro del cielo... no era un hombre, no; era un genio, un dios : más que eso, era el poeta, el verdadero poeta inspirado.

El joven pintor se encontró dominado por la mirada de águila y la elocuencia fascinadora del anciano. Bajó los ojos avergonzado de su debilidad, y cuando el viejo le dijo : « Vamos á tu casa, vamos, » se dejó conducir como un cordero.

(*Continuará.*)

Bermúdez de Castro.

---

18. Corrompen. — 19. Visible.

La Muerte de Goethe*.

(1832.)

Entre los artículos necrológicos de estos últimos días hay uno de particularísima importancia, y la fecha, el lugar y los detalles se repetirá con frecuencia y durante siglos se conservará el recuerdo. Johann Wolfgang Goethe, ha muerto en Weimar el 22 de marzo de 1832, á eso de las once de la mañana, y según dice el artículo, « Sin que al parecer sufriese pues algunos minutos antes de expirar pidió papel para escribir y manifestó su alegría por la llegada de la primavera. » Hermosa muerte semejante á la del soldado que cae fiel en su puesto estrechando el arma con su mano helada. Las últimas palabras del poeta han saludado á la Tierra que acababa de despertar, y su último aliento fué para trabajar en la tarea que se había impuesto. Muerte admirable, casi podría decirse muerte

* Véanse las otras cuatro partes.

clásica, muerte santa si no fuese más bien una ascención como la del profeta Elías, no en un carro de fuego y de terror, sino rodeada por la esperanza y por la suave luz de un sol primaveral.

Ese hombre vino al mundo en Francfort-sur-Mein el 28 de agosto de 1794, y ahora, al saludar con dulzura el aniversario de su octogésima segunda primavera cierra sus ojos y se despide de nosotros.

Ha desaparecido el más grande de todos nosotros. La viva armonía de penetrantes acentos que cautivaba el oido y el corazón ha callado, y el celestial poder que sobre tantas cosas reinaba aquí abajo no existe ya. Hasta ahí, y no más lejos, se manifiesta el sabio por la palabra y por la acción. ¡ El Fin ! ¡ Solemne significado encierra esta palabra cuando al morir un amigo resuena lugubremente en el alma ! Ahora todo ha terminado, todo ha concluido de manera irrevocable, y el cuadro cambiadizo de la vida que todos los días adquiere una nueva forma con toques y colores nuevos, se encuentra repentinamente concluido, inmutable. ¡ Tal como está se ve bañado para siempre en el éter de los cielos y transfigurado para siempre ! ¡El Tiempo ! ¡ El Imperio del tiempo ! ¡ Poderío severo y devorador pero que no carece de grandeza ! El hombre de todos los días, el que era uno de los nuestros, se ha puesto el manto de la eternidad y aparece resplandeciente y triunfante. De pronto el presente se ha convertido en pasado ; la Esperanza ha sido segada y solamente los horizontes del Recuerdo siguen iluminados con una luz que no se parece en nada á la luz del sol de la tierra.

(*Continuará.*)

Thomas Carlyle.

(*New Monthly Magazine*, nº 138.)

Refranes.

Al que madruga, Dios le ayuda.

Al buen entendedor con media palabra basta.

No hay caballo, por bueno que sea, que no tropiece.

Más vale un toma, que dos te daré.

Cobra buena fama y échate á dormir.

A quien se hace miel, las moscas se le comen.

Bien vengas mal si vienes solo.

Debajo de una mala capa se encuentra un buen bebedor.

El amigo que no presta y el cuchillo que no corta, que se [pierdan poco importa.

Como canta el abad responde el sacristán.

No hay miel sin hiel.

Con el tiempo maduran las uvas.

Del árbol caido todos hacen leña.

Parece al perro de Juan Ateca, que antes que se le dé, se queja.

Pensamientos y Anécdotas.

Los príncipes prudentes no deben pretender en la república cosa alguna de que los vasallos[1] no sean capaces. No se puede hacer fuerza á los corazones como á los cuerpos, y los imperios y mandos se conservan y caen conforme la opinión de la muchedumbre.

***

Una señora de cierta edad decía delante de Cicerón que tenía treinta años. — Esto es verdad, interrumpió el célebre orador, puesto que hace ya más de doce años que que se lo oí decir.

***

Un viajero llegó á una posada en una noche de las más frías de diciembre, y al pasar por la cocina vió que todos los asientos estaban tomados por la mucha gente que había alrededor del fuego, causándole la mayor pena no poderse arrimar para calentarse. — Mozo, — dijo en alta voz al criado de la cuadra — darás al momento á mi caballo dos docenas de ostras. El mozo obedeció, y todas las personas que estaban junto á la lumbre[2] no pudieron resistir el deseo de ver á un animal tan extraordinario : se levantaron y marcharon en tropel á la caballeriza. Entre tanto el viajero tomó el mejor sitio y un instante después llegó el mozo á decirle, seguido de los curiosos, que el caballo no quería comer las ostras. — ¡ Cómo! ¿ no las quiere ? — preguntó muy serio, — pues me las comeré yo. Ponme aquí la mesa y beberé un trago á su salud.

***

La desconfianza tiene sus temeridades como el miedo ; la ira hace á los hombres algo más irracionales, pues los deja enemigos de la razón ; la envidia viene á ser la ira de los pusilánimes[3].

***

Se sabe que Felipe IV se entretenía en componer comedias de repente con los principales poetas de su tiempo, á quienes reunía con frecuencia en su corte del Buen Retiro. Reunidos un día varios poetas, propuso el rey por asunto de una comedia la creación del mundo, y dió el papel de Adán á Calderón, quedándose Su Majestad con el de Supremo Hacedor. Comenzó la improvisación, y, como diese Dios algunas señales de impaciencia al oir una larguísima relación de Adán sobre las bellezas del paraíso terrenal, preguntóle el gran poeta qué tenía. — ¿ Qué he de tener ? — respondió el rey ; — arrepentimiento de haber criado un Adán tan hablador.

***

Siempre no se puede lo mejor, es prudencia dividir la dificultad para vencer uno á uno los inconvenientes.

***

El temor suele hacer liberales á los que no se atreven á ser enemigos.

---

1. Súbditos. — 2. Fuego.

3. Cobardes.

Les Cinq Langues

N° 16. 20 Mai 1907. 7e Année.

PARTE ESPAÑOLA

Antonio Palomero.

Es un poeta de cuerpo entero, un periodista como hay pocos, y un amigo como ninguno. Y si

alguien dudase de esto último, que nadie duda, Gil Parrado, su *inseparable*, vendría inmediatamente á romper lanzas[1] en favor suyo. Son tan amigos, tanto, que Palomero firma muchas cosas suyas con el nombre de su amigo, y con frecuencia, al tratarse de trabajos ya sancionados por el público, trabajos de Palomero, por de contado, no sabe si fué él ó Gil Parrado quien los escribió.

Todos los hombres tenemos nuestras debilidades. Respetemos la de Palomero que ha publicado *El cancionero de Gil Parrado*, y recientemente ha dado á conocer sus coplas, un libro delicioso al que ya tengo que agradecerle muy buenos ratos y muchas horas de risa. Porque Palomero ó Gil Parrado, — yo ya tampoco sé de quien son las obras que publican, — tiene la sal[2] por arrobas, y tal vez sea propietario de unas salinas á juzgar por la que derrocha. De todo saca partido y cualquier cosa le sirve para componer versos deliciosos y fáciles, ó para escribir prosa correctísima. Y su buen humor es tan grande y tan continuo, que cuando no puede divertir escribiendo divierte hablando, y yo no creo que se le haya visto serio nunca.

Y en el último libro que ha publicado hay algo que seguramente tiene que interesar á los lectores de *Las Cinco Lenguas*, y ese algo es nada menos que una traducción hermosísima de la obra de Rostand *Les Romanesques*.

En el prólogo, Palomero asegura que la ha traducido á libro abierto y al correr de la pluma. Y eso, aunque á muchos parecerá sorprendente, debe ser la pura verdad, pues Palomero que tiene dentro un gran poeta, tendrá seguramente también un perezoso que todo lo dejará para última hora. Ser á un tiempo poeta y previsor, no es posible.

1. Defender, tomar un partido.

2. Gracia.

Volviendo á *Les Romanesques*, diré que la traducción está hecha con primor y escrupulosidad poco acostumbradas, y que aquellos que deseen convencerse de que es posible traducir en buenos versos castellanos una obra francesa, no tienen más que comparar *Les Romanesques* de Rostand con *Los Noveleros* de Palomero que se encuentran en el libro amenísimo que se llama *Coplas de Gil Parrado*, y seguro estoy de que una vez terminada la comparación, y después de haber leido todas las composiciones que el libro contiene, pensarán lo que pienso yo ; esto es, que poco importa que sea Gil Parrado ó Palomero quien haya traducido la linda comedia del académico francés siempre y cuando uno ú otro nos sigan dando obras como la que motiva estas líneas.

Y nada más que un saludo cariñoso para esos amigos inseparables, esos amigos cuyos nombres se ven siempre juntos en las cubiertas de sus libros quizás [3] porque bajo dos nombres distintos se oculta un solo autor verdadero.

Carlos de Batlle.

3. Tal vez.

Una Broma

Para broma original,
de exceso de buen humor,
la que en pleno Carnaval
se le ha ocurrido á un señor.

El cual, sin duda cansado
de una vida asaz[1] molesta,
en Madrid se ha suicidado
cuando era mayor la fiesta.

No cabe la menor duda
de que es, sentirse suicida,
la broma más pistonuda[2]
que puede darse á la vida ;

pues el hombre por la suerte
molestado y perseguido,
con el disfraz de la muerte
pasa desapercibido.

Pero hay más ; el caballero
que de la vida cansado
se lanzó[3] desde un tercero
y en la calle se ha estrellado,

con la mejor intención
dió, al morir, una bromita....
¡porque en la casa en cuestión
se encontraba de visita!

Cualquiera al verlo diría
después de maravillarse :
— « ¡Sin duda que no tendría
sitio donde suicidarse ! »

Mas de la casa los dueños
donde el hombre hizo su gusto,
ahora le verán en sueños,
¡cualquiera les quita el susto!

Y en adelante, ojo alerta
por miedo á estas emociones,
cuando á uno le abran la puerta
no lo harán sin precauciones.

Que al preguntar el estado
del que visite, en seguida
si les contesta « ¡cansado! »
preguntarán, « ¿de la vida? »

Siendo su celo oportuno
porque al ver lo que les pasa
tendrán miedo de que alguno
repita el salto en su casa.

Que hay gente tan especial
y ansiosa de distinguirse,
que de un modo original
lo hace todo, ¡hasta morirse!

Antonio Palomero.

1. Bastante. — 2. Grande.

3. Tiró.

Ganar Enemigos.

Existen naturalezas amorosas, congéneres de aquella del Cándido de Voltaire, las cuales no odian sino una cosa, el odio ajeno. Pretenden vivir en atmósfera de imperturbable [1] amor, de paz y de bienaventuranza. Temen á la enemistad más que á sus pecados, y, poniendo todo su arte en ganar amigos, dicen que es bueno tenerlos hasta en el

1. Constante.

infierno ; que no hay enemigo pequeño, y que mejor se caza con miel que con hiel. Han nacido para el sufrimiento, al cual van derechamente[2], porque aunque ellos sean amantes de todos, todos no son amantes de ellos, y en el descuento de esta diferencia suelen[3] salir perdiendo. Aun así, con algo de resignación y un buen genio para soportar la ingratitud y los desengaños, aquella inclinación al amor universal puede ser conveniente regla de vida, dentro del hogar y la familia, ó en lo externo del trato social, para quien busque la quietud del espíritu y las comodidades de la materia.

Pero ya va desapareciendo la vida privada : lo patriarcal es demasiado antiguo. En el moderno régimen de publicidad de las relaciones sociales, sólo la mitad de nuestra vida es nuestra ; la otra mitad pertenece á los demás. Hoy casi todo es vida pública. Lo es por naturaleza la política ; lo es la literatura, lo es la ciencia ; lo es el arte, hasta la industria, el comercio y la fortuna.

No hay persona que sobresalga, bien que no tenga más mérito que el de tocarle la lotería, sin que los periódicos, arrancándola de la plácida obscuridad, la expongan á la luz pública en retratos y biografías.

Y en este caso, cuando se entra en el torrente de la circulación, ya no es tan cómoda la amistad general. Entonces, aunque esto parezca paradoja, conviene ganar enemigos.

Quien mire á la comodidad de su conciencia, vive mejor y más anchamente[4] entre las iras ajenas, que entre los halagos y dulcedumbre del trato.

Las delicias de Capua afeminaron y reblandecieron á las legiones romanas, incapacitándolas para la victoria. Y de igual manera, los afectos blandos, que enternecen el corazón, doblan á la vez la conciencia, inhabilitándola para la justicia.

La amistad íntima es tacha y motivo de recusación para el juez y para los testigos ; porque la amistad es una coacción, coacción noble, pero opresora de la libertad humana.

Los hombres hoscos, huraños, misántropos, suelen ser justos.

Todos los días estamos viendo cómo llegan á la vida pública, en cualquiera de sus derivaciones y de sus caminos, sea la política, sea la literatura, sea la crítica literaria ó política, hombres vírgenes, puros de conciencia, llenos de buenas intenciones, enamorados, fanáticos de la justicia, y resueltos á ejercerla[5] cueste lo que cueste y caiga quien caiga. Es la justicia de Enero que pasa quizá antes del mes.

Vienen del fondo de su valle aislado, de lo alto de su montaña brava[6], de la soledad de su pueblo desconocido. Traen los bríos[7] campestres, la nativa inclinación al bien obrar, el concepto del derecho natural, aquel que la Naturaleza, según el texto de las escuelas, enseñó á todo ser animal. No tienen afectos sino los de la familia que dejan en su lejano hogar ; no tienen compromisos más que consigo mismos ; sus fueros son sus bríos ; sus pragmáticas su voluntad.

Su primera salida es gallarda : se parece á la de Don Quijote cuando se arma caballero para desfacer entuertos, agravios y sinrazones.

Pero su misma gallardía les da notoriedad, y su notoriedad les introduce en el círculo de las gentes del oficio, sea político, ó literario ó social. Hacen su primera amistad : con ella hacen su perdición. El amigo gana su afecto ; ya está ganada la conciencia. El amigo otorga[8] favores ; ya está hipotecada la libertad. ¿Con qué corazón se le ataca, ó con qué ingratitud se le corresponde ?

Se le indulta, se le excluye : un amigo inmune puede soportarse ; queda campo á la justicia en los demás. Pero el amigo trae otro amigo ; el segundo trae un tercero, y así va eslabonándose la cadena en que el ogro vivirá cautivo para

2. Rectamente. — 3. Acostumbran. — 4. Fácilmente.

5. Ponerla en práctica. — 6. Agreste. — 7. Energías. — 8. Concede.

siempre. Van apagándosele los fuegos, dulcificándose su acidez, domesticándose la fiereza.

Quiere el batallador Quijote esgrimir la pluma, espada visible de su espíritu justiciero. ¿Contra quien? Por todas partes encuentra el escudo impenetrable de la amistad, compañera tal vez en las amarguras.

Y entonces suaviza la censura, busca rodeos, hace salvedades [9] atenúa unas veces, calla cuando no puede atenuar, se excede en el elogio, cuando halla ocasión para compensar así el agravio anterior, y al cabo llega á la alabanza inmerecida, y pierde la autoridad con la pasión, la justicia por la gracia, y la conciencia por el afecto. Y como los enamorados, reniega del amor que le aflige y no vive sin la mujer que le enamora.

¡Cuántas veces y con cuantos remordimientos recuerda la feliz soledad de su montaña, de su valle ó de su pueblo! Cuando desde allí, á distancia y sin ver ni conocer á los hombres más que por sus obras, los juzgaba con el corazón libre y los insultaba á boca llena de verdades.

La crítica debe ser como la artillería moderna, que funciona á muchos kilómetros del enemigo, sin que el soldado alcance [10] á ver dónde cae, ni á quien hiere el proyectil. La conciencia y la humanidad padecen menos cuando no tienen presentes á las víctimas.

Hay estados y profesiones en que el hombre debe poner su arte en ganar enemigos. Si es censor tiene así la acción más suelta y desembarazada [11] de todo linaje de consideraciones. ¿Caerá en injusticia por el lado opuesto de la enemistad?

Siendo hombre de verdadera conciencia, hará justicia á sus adversarios. Y para los corazones rectos es más fácil ser justos con el enemigo que con el amigo, porque para faltar á la justicia, con ésta siempre se halla el descargo de un noble sentimiento, y faltando á la justicia con el enemigo, se carga con el doble peso de la injusticia que se hace, y del odio que la dicta.

Y, si en vez de censores, somos parte actora en la vida, ¡ cuántas comodidades y qué resignada tranquilidad nos deparan los enemigos !

Como no esperamos nada bueno de ellos, nos ahorran [12] los desengaños, acibar del alma, y como esperamos todo lo malo, nos evitan la sorpresa, asalto del espíritu. Su censura no nos mortifica porque la creemos apasionada, y en cambio su alabanza, por regateada que sea, crece á nuestros ojos y nos satisface y nos llena como triunfo envanecedor ; nos hemos impuesto á viva fuerza. Si el enemigo calla, hasta en su silencio vemos elogio cierto, mientras el silencio del amigo es censura discreta ; porque ¡ cuánto mordería el uno si le diéramos en qué morder, y cuanto mal no encontrará el otro para obligarle á callar !

De esta suerte, el enemigo es guía seguro de nuestros pasos, medida de nuestro valer, y á veces estímulo para acrecentarlo [13]. Y, por el contrario, el amigo nos descamina [14] con su amor ciego, y nos desvanece con su lisonja, aun siendo dicha con las intenciones más puras y santas.

¡ Ah, espíritus acres que imagináis amargar la vida de vuestros aborrecidos ! ¡no sabéis que el veneno es también medicina, y los amargos un tónico ! ¡ Cuánto bien hacéis sin quererlo ! ¡ Cuántas justicias sin pensarlo ! ¡ Cuántos placeres dais sin desearlo ! ¡Cuánto sosiego á la conciencia sin saberlo !

Sois convenientes, sois necesarios. Y el hombre que se viere en trance de tener solamente amigos ó solamente enemigos, debería escoger los enemigos que le obliguen á la rectitud, al recelo y á la defensa.

9. Excepciones. — 10. Logre, consiga. — 11. Libre.

12. Economizan. — 13. Aumentarlo. — 14. Extravía.

La conciencia del hombre y la castidad de la mujer peligran más entre los abrazos que entre las bofetadas.

Eugenio Sellés.
(De La Real Academia Española.)

El Sombrerito y la Mantilla.

Los autores extranjeros que han hablado tanto y tan desatinadamente [1] acerca de nuestras costumbres, al describir el aspecto de nuestros paseos y concurrencias han repetido que la capa oscura en los hombres, y el vestido negro y la mantilla en las mujeres, presta en España á las reuniones públicas un aspecto sombrío y monótono, insoportable á su vista, acostumbrada á mayor variedad y colorido.

Hasta cierto punto, preciso será darles razón, y acaso ésta es una de las pocas observaciones exactas que acerca de nosotros han hecho. Y decimos hasta cierto punto, porque el más preocupado con esta idea no dejaría de sorprenderse al ver la notable revolución que de pocos años á esta parte ha verificado la moda en el atavío de damas y galanes españoles. El Prado de hoy no es ya ni por asomo el Prado de 1808, ni aun el de 1832; ¡ tales y tan variados son los matices que han venido á modificar su fisonomía! Con efecto, no es ya la uniformidad el carácter distintivo de aquel paseo; las leyes de la moda, encerradas antiguamente en ciertos límites, dejan ya más vuelo [2], más movimiento á la fantasía; en esto como en otras cosas se observa el espíritu innovador del siglo; y ante su influencia terrible, que hace ceder las leyes y los usos más graves apoyados en una respetable antigüedad, ¿ cómo podría oponer resistencia la débil moda, variable de suyo y resbaladiza? Es sin duda por esta razón por la que, convencida de su impotencia, ha abdicado su imperio, resignándolo [3] en otra deidad menos rígida; es á saber, *el capricho.*

Desde que este último ensanchó los límites del imperio de la moda, nada hay estable, nada hay positivo en ella; huyeron los preceptos dictados á la fantasía: cada cual pudo crearlos á su antojo [4], y el buen gusto y la economía ganaron notablemente en ello. De aquí nace esa variedad verdaderamente halagüeña en trajes y adornos: el vestido dejó de ser ya un hábito de ordenanza, una obligación social; en el día es más bien una idea animada, una expresión del buen gusto y hasta del carácter de la persona que le lleva. No es esto pretender erigir en principio la sabia aplicación de los colores á las pasiones; hartos estamos ya de celos azulados y de verdes esperanzas; pero en la combinación de todos ellos, en el dibujo, en el corte del vestido, ¿ quien no reconoce aquella expresión del alma, aquella parte animada que podremos llamar *la poesía del traje*? Y siendo éste libre, como lo es en el día, ¿ porqué hemos de dudar que tenga cierta analogía con las inclinaciones de la persona? Así los anchos pliegues, las mangas perdidas, los ajustados ceñidores, serán adoptados con preferencia por las damas altisonantes [5] y heroicas; la sencillez de la inocencia escogerá el color blanco, las gasas y las flores; la coquetería, las plumas; el orgullo, los diamantes, y la frivolidad y tontería... ¿ pero qué escogerá la tontería que luego [6] no se dé á conocer?

Semejante observación no podía tener en lo antiguo exactitud, pues, como queda dicho, la voz de la moda avasallaba todas las inclinaciones, hacía callar todas las voluntades. Arrastrados á su terrible carro, veíanse correr hombres y mujeres, jóvenes y viejos, grandes y pequeños: la figura raquítica y la colosal se doblegaban bajo las mismas formas: la morena tez se ataviaba con

---

1. Disparatadamente. — 2. Margen.

3. Cediéndolo. — 4. Gusto. — 5. Encopetadas — 6. En seguida.

los mismos colores que la blanca: la esbeltez del cuerpo sufría los mismos pliegues que plugo darle á la obesidad: el hermoso cuello gemía bajo el yugo que disimulaba lo feo; y la rubia cabellera usaba los mismos lazos que tan bien decían [7] á la del color de ébano ..

¿Qué significaba entonces el vestido relativamente á la persona que lo llevaba? ¿Qué quería decir una joven fría y sin gracia vestida de andaluza? ¿qué una desenfadada malagueña cubriendo los zapatos con la guarnición de su vestido? Nada, absolutamente nada, sólo que era *moda*: que la modista y el sastre lo querían; el traje no era más que la expresión; el sastre, la idea.

¡Qué diferencia ahora! El albedrío es libre en la elección; el refinamiento de la industria ofrece tan portentosa variedad en las telas y en las formas que sería ridículo hasta pretender reducirlas á precepto. Sin negar las debidas aplicaciones, el color negro no tiene ya respecto al uso preferencia alguna sobre los demás; la seda sobre el hilo; el bordado sobre el dibujo. Recórranse si no esos surtidos almacenes, obsérvese ese Prado, y díctense después reglas fijas é invariables: telas de todos los colores y dibujos, trajes de todos los tiempos y naciones, han sustituido á la inveterada capa masculina, á la antigua basquiña [8] femenil, y en variedad hemos ganado cuanto perdido en nacionalidad ó españolismo.

Una de las innovaciones más graves de estos últimos tiempos es sin duda la sustitución del *sombrerillo* extranjero en vez de la *mantilla*, que en todos tiempos ha dado celebridad á nuestras damas. En varias ocasiones se ha procurado introducir esta costumbre; pero el crédito de nuestras mantillas ha ofrecido siempre una insuperable barrera. El sombrero era un adorno puramente de corte: como los uniformes y las grandes cruces *imprimía carácter*: no hace muchos años que una señora *de sombrero* era equivalente á una señora *de coche*, y si tal vez se atrevía á pasear indiscretamente el uno sin el otro por las calles de Madrid, corría peligro de verse acompañada por la turba muchachil y chilladora [9]. Únicamente saliendo al campo una temporada, la esposa del rico comerciante ó la hija del propietario osaban aspirar al adorno de la aristocracia, al *sombrero*: y eso, para lucirlo en las eras de Carabanchel ó en los baños de Sacedón. Hoy es otra cosa; la mantilla ha cedido el terreno y el sombrerillo, progresando de día en día, ha llevado las cosas al extremo que es ya miserable la modista que no logra envanecerse con él.

¿Hemos ganado ó perdido en el cambio? Hay quien dice que presta gracia al semblante, y quien supone que oculta lo mejor de él; quien sostiene que las bonitas están más bonitas, y quien asegura que las feas están más feas; quien cree que es moda de niñas, y otros que la acomodan á las viejas; los maridos la encuentran cara; las mujeres sostienen que es económica; unos piensan que es moda de invierno; las madrileñas la han adoptado en verano; cuales están por las flores, cuales por la paja; estas por el terciopelo: aquellas por el raso. ¡Terrible alternativa: profunda y dificilísima cuestión!

Ramón de Mesonero Romanos

7. Sentaban. — 8. Saya.

9. De muchachos que gritan.

Los dos Artistas.

(Continuación.)

El taller estaba en el mismo estado en que lo dejamos. Subieron juntos aquellos dos hombres que parecían padre é hijo.

« ¿ Donde está el lienzo? » dijo el viejo.

« Aquí, » respondió el joven, y lo alzó del suelo, borroso [20], em-

20. Medio borrado.

polvado, roto y sucio de la tierra que se había pegado.

« ¡ Qué vergüenza ! No tienes disculpa. ¿No estás contento de tu obra ? ¿ Qué es, pues, lo que te contentaría ? Has destruido un prodigio », y decía esto considerando atentamente la pintura. « Buena expresión... esta cara se ríe, toda ella ríe. Buen colorido, viveza de concepto, extraño, valiente toque... ¡ Esta media tinta ! Esta sola es el lunar de la obra ; ¿ porque desfumarla y limarla tanto ? »

« Esa, esa, » dijo el pintor con viveza, « esa sola me desespera, esa es la causa de mi despecho. Yo he visto ese azulado, esa tinta [21], vagar en derredor del labio del modelo y reunirse sin confusión con el oscuro. Yo la he visto, la he concebido y no he podido ejecutarla, » dijo lloroso. « Decidme ¿ no es motivo para desesperarse? »

« No ; valor lo primero ; pintar y salir del vulgo : sigue la inspiración, no imites. »

« ¿ Y qué haré ? ¿ Qué puedo yo inventar? ¿Qué colorido puedo yo imaginar que no me haya robado el Ticiano con tanta hermosura y valentía [22] de dibujo y suavidad? ... ¡ Ay ! Ya vino Corregio con su pincel de gracias con su gusto exquisito, con su colorido encantador, su redondez, su relieve... y sus Vírgenes. Y mi imaginación que vuesa merced pondera, ¿ de qué sirve ? Ya vino Rafael con su expresión, su gracia y su imaginación fecunda. ¡ Por qué haber nacido tan tarde ! ¡ Qué puedo hacer ya ! .»

« Imitar á la naturaleza : todos la han alterado, unos para embellecerla, otros para degradarla : píntala tú como es, con su divina hermosura, con la majestad respetable que recibió del Altísimo, con sus caprichosos defectos, con sus tintas fuertes y decididas, como es, sin quitarle, sin añadirle nada, y tu imaginación, tu pincel hará el resto. Y después, después te espera la gloria : pero no te alucines, la felicidad, no... Si titubeas, si temes la envidia y sus persecuciones, si dudas cambiar la felicidad por la gloria, no naciste para artista ; rompe el pincel ».

« No, » dijo el joven con entusiasmo, agitado como en un torbellino por las palabras del anciano. « No... no titubeo ; venga la fama, gane yo la inmortalidad, y después no temo ni desgracia ni males; vengan, yo los desafío. » Y alzó la cabeza con orgullo y pareció que los esperaba, como si su voz hubiese sido un talismán, como si sus palabras hubiesen sido sortilegios que los evocasen.

« Así te quiero y esperaba verte, hijo mío », dijo el anciano enternecido ; « tú eres digno del don que te concedió el cielo. ¡ Ay! Si yo hubiese tenido tu pincel soberano, tu arte encantador ! El orbe hablaría de mí y hubiera sido menos desgraciado: mira mi frente, ¿ no hay mil desgracias escritas en ella? Yo viví en un mundo que no podía comprenderme. Fuí infeliz, tuve que devorar mi alma, mi genio, por que no podía trasladarlo á un lienzo ni cincelarlo en un marmol... Tuve necesidad de comer y servir, pero mi alma de fuego era preciso que respirase ó se consumiera. El ardor militar sonríe á la juventud, también promete palmas y gloria sin fin, » dijo con una sonrisa fiera y marcial. « Yo fuí soldado, y juro á Dios que no tengo de que avergonzarme. Pero Dios quiso cerrarme aquel camino, aquella vida que templaba el fuego de mi alma y la dilataba. Mira — y enseñó al joven pintor una grande herida, un tronco mutilado ; — ¿ ves ? fué preciso dejar la espada. Pero podía escribir; mi pluma fué mi pincel ».

Ya el pintor había olvidado su desesperación y su abatimiento, « ¿ Y qué pintaré ? ¡ Y esa media tinta ! »

« Pinta la naturaleza vírgen, sin alteración, y serás original, y te citará el mundo. La media tin-

21. Matiz, tonalidad.—22. Atrevimiento.

ta tan lamida y borrosa» dijo considerando la tela rota y sucia; «ya comprendo; sí, yo te prometo que saldrás bien de ella: pero júrame por Dios que harás lo que te diga.»

«Lo juro,» respondió el joven arrastrado por la superioridad del genio. Abrió la ventana, preparó la paleta, puso de nuevo lienzo en el caballete, tomó el tiento, los pinceles se colocó ante la tela, y sólo entonces le ocurrió preguntar: «¿Y qué pinto?»

El viejo estaba junto á la ventana que daba á la calle, echó una mirada al oir la pregunta, y sin titubear respondió: «Aquel viejo;» y señaló un viejo aguador de pellejo curtido, que en aquel momento despachaba [23] agua á dos ó tres sedientos. El joven titubeaba.

«¿No te he dicho que la naturaleza? ¿Qué importa que el objeto sea vil y bajo? Joven, no titubees; píntalo, á lo vivo [24] mirando con esos ojos duros, con esa alma dura, ponme todo eso sobre un lienzo, y despues yo te diré: Eres un dios, y te adoraré.»

(*Concluirá.*)

Bermúdez de Castro.

23. Vendía. — 24. Natural.

La muerte de Gœthe (*fin*) *.

(1832.)

La muerte de Gœthe, aún para los corazones que le amaron personalmente, no debe ser lamentada. Debe ser considerada, como el mismo la consideró, como un acontecimiento lleno de grandeza y santidad. La muerte tiene un día señalado á todos los hombres. Y á este hombre le había sido dada la plena medida de la vida, y con ella una carrera y una tarea como á pocos se dá en todas las generaciones humanas. ¿Qué otra cosa podíamos esperar ó desear, sino que ahora sea llamado á otra vida una vez terminada la obra que se le había encomendado? Si su carrera fué, como de él podemos decir más justamente que de otro cualquiera, semejante á la del sol, lo mismo fué su ocaso. Porque en verdad, así como el sol es el ojo y el revelador de todo lo creado, así es la poesía, y así es el poeta universal en el sentido espiritual de la palabra. Si examinamos la vida de Gœthe, hallaremos que está perfectamente representada con el emblema del día solar. Magnificamente se elevó nuestro sol de estío brillando en el oriente rutilante y rojizo y disipando los espectros y las malsanas nieblas, — de las dos cosas había bastante que disipar. — Y fuerte, bienhechor, con su luz de mediodía, cruzó triunfalmente los reinos superiores Ved ahora como se pone. *So stirbt ein Held; anbetungsvoll.* Así acaba un héroe: espectáculo digno de adoración.

Thomas Carlyle.

New Monthly Magazine. nº 138.

* Véanse las otras cuatro partes.

Anécdota.

El borrico tuerto.

Un particular ajustaba un borrico y dijo al molinero que lo tomaba [1] con la garantía de no tener ningún defecto. El dueño respondió que convenía en ello, pero pasados algunos días, el comprador advirtió que el borrico era tuerto y pretendió devolverlo diciendo:

— Amigo mío, su borrico de usted no ve más que por un ojo pues sólo abre una ventana [2].

— ¡Toma! — contestó el otro: — eso no es un defecto, es una desgracia.

1. Compraba. — 2. Ojo.

Les Cinq Langues

N° 17. 5 Juin 1907. 7e Année.

PARTE ESPAÑOLA

Junio.

Mayo se enojará [1], lo sé; pero rindiendo culto á la verdad, es preciso decírselo en sus barbas.

Sí, el imperio de las flores en nuestro clima no le corresponde.

¡ Tunante ! ¿ Qué dirán de él en la otra vida las almas de aquellas pobrecitas á quienes dejó morir de frío después de abrasarlas con importunos calores ? En cambio, Junio, si alguna vez las calienta demasiado con su celo (porque es algo brusco, llanote [2] y toma muy á pechos sus obligaciones), también las orea delicadamente con abanico, no con el atronador fuelle de los vientos septentrionales ; se desvive por tenerlas en templada atmósfera, las abriga y las refresca, todo con esmerado pulso y medida ; les da savia fecunda, primorosa luz, frescura y aire, humedad y lumbre. Se parecería á muchos ricos de la tierra si no empleara toda su fortuna en hacer bien. Aquí están sus obras.

Ved los pensamientos, con sus caritas amarillas y sus caperuzas de terciopelo. Miran á un lado y á otro, mecidos por el delicado aliento [3] de la mañana, y tiemblan de gozo contemplándose tan guapos, tan saludables, tan vividores. Los ojuelos negros de estos enanos, que, á semejanza de los ángeles menores, no tienen sino cabeza y alas, nos miran con picaresca malicia, y hasta parece que se rien, los muy pillos, cuando el viento les hace dar cabezadas unos contra otros, agitándolos en toda la extensión de su inmensa falanje. Los hay pálidos y linfáticos ; los hay sanguíneos y mofletudos ; unos se calan [4] el gorrito hasta las cejas ; otros la echan hacia atrás ; éstos parecen calvos, de aquellos se diría que gastan barbas y todos están más alegres que unas pascuas, y en su charlar ignoto exclaman sin duda : « Compañeros, ha vivir se ha dicho. ¡ Buena panzada de aire, de luz y de agua nos estamos dando ! »

Más juiciosas son esas chiquillas que llamamos minutisas, pues si las han puesto en compañía de tales granujas, saben ellas formar grupos encantadores, ramilletes que parecen corrillos, y jugando á la rueda sin admitir ningún intruso, se entienden solas. Estas lindas estrellas de la tierra, que esmaltan los jardines con su púrpura risueña, son parientas lejanas del orgulloso clavel. Nadie lo diría, porque ¡ son tan modestas !...

Allí está. ¡Que noblemente pliega el aromático turbante blanco y rojo de mil rizos : ¡Salud al califa espléndido, magnífico, soberano! La embriagadora poesía que de él brota incita al sibaritismo, á las ardientes pasiones. ¡Ah calaverón!... Este vicioso es tan popular, que hasta los más pobres lo crían, aunque sea en una olla [5] rota. Parece que hace soñar, como el opio, felicidades imposibles. Su fuerte aroma es como una visión.

No son así las rosas, que aparecen en este mes en primoroso estado de madurez. Las de Mayo

1. Enfadará. — 2. Franco. — 3 Aire.

4. Meten. — 5. Puchero.

eran niñas, estas son damas y en sus abiertas hojas ahuecadas, blandas, puras, y tenues, hay no sé qué magistral arte del mundo. Si Dios les concediese un soplo más de vida, uno no más, hablarían seguramente ; pero más vale que estén mudas. Una gracia infinita, una delicadeza incomparable, una hermosura ideal hacen de esta flor la sonrisa de la Naturaleza. Cuando las rosas mueren, el mundo se pone serio. Allá lejos, encaramado sobre la tapia al arrimo de la antigua pared, buscando la altura, buscando la soledad, esperando con ansia la sosegada noche, está el ga[illegible] el poeta sentimental, el romántico jazmín en una palabra. Pálido y pequeño, toda su vida es alma. Le tocan y cae del tallo. Vive del sentimiento, ama la noche, y si los aromas fueran música, el jazmín sería el ruiseñor. Fijemos la vista en las gallardas peonías. No se necesitan ciertamente anteojos para verlas, según son de abultadas y presumidas. No merecen mis simpatías estas enfáticas señoras que todo lo gastan en trapos[6] ; y si está fuera de duda que son bellas, ello es que antes admiran que enamoran, y su hermosura más tiene de aparente que de real. Nada, nada ; aquí hay algo postizo : estas señoras se pintan. Grande y vistosa es también aquella. Saludemos á la magnolia, princesa india que ha venido de viaje y se ha quedado en nuestro clima. No está bien de salud la señora ; pero que aristocrática, que regia es esta amazona. No se contenta con ser fragante y deliciosa flor, sinó que quiere ser árbol, es decir, hombre. Ved como cabalga en la alta rama ; y atrevida mira cara á cara al olmo corpulento, al castaño de mil flores y al quijotesco eucalipto.

Por el suelo rastrea muchedumbre de pajes y espoliques, alelíes, espuelas de caballero, gentezuela menuda que vive de la adulación á la sombra de los grandes señores, y el bíblico lirio, vestido siempre de Nazareno. La madreselva, arisca y melancólica por la nostalgia que la perturba, busca el campo de donde contra su voluntad la han traido ; mira ansiosa á todos lados para orientarse, se va arrastrando por los troncos, por las barandillas, por las escalinatas, hasta que logra tocar con su crispada mano la cerca ; sube, va trepando, trepando, y se asoma para ver horizontes y libre espacio, y hacerse la ilusión de que es libre. Esta flor, como muchas personas, no tiene más que manos, y son blancas, finas, aromáticas ; pero aunque contrae sus finos dedos cual si fuera á coger alguna cosa, jámas coge nada. ¡ Paso al pueblo ! La inmensa república de geranios todo lo llena. Parece que no hay tierra bastante para estos gorros colorados que se reproducen con facilidad maravillosa, y crecen como la plebe, duran como la ignorancia, y resisten fríos y solos como la pobreza. Pero que nada falte, hasta los cactus, caterva de repugnantes bufones, se engalanan con gorritos de vistosas plumas ; otros se ponen gregüescos amarillos, y algunos se encargan vestidos completos de Mefistófeles, como estudiantes en Carnaval, y tienen el descaro[7] de vestir con ellos sus ventrudos cuerpos. Otros, flacos y berrugosos, siguen con las manos en los bolsillos, riéndose de todo, y agitando su bastón con borlas de escarlata. Pero á nadie hacen gracia estas caricaturas vegetales, flores que parecen lagartos, sapos que parecen plantas ; y viven aislados, sin sociedad, visitados tan sólo de las abejas, que á menudo vienen á decirles un secreto al oido.

Si las violetas no hubiesen exhalado su último aroma en Mayo ; si los jacintos no estuvieran ya en el limbo de sus jóvenes cebolletas ; si las dalias, por el contrario, no durmiesen aún en el vientre de sus patatas ; si las petunias no se hallaran en estado de lactancia, y las campanillas dando los primeros pasos ; si las francesillas no hubie-

6. Ropa, adornos exteriores.

7. La desvergüenza.

sen bajado también al frío sepulcro de sus arañuelas, y las extrañas no estuvieran aun cortando sus múltiples gasas de bailarina para presentarse en el Otoño, el panorama floreal de Junio sería completo.

Benito PÉREZ GALDÓS.

(De la Real Academia Española.)

Aislamiento.

Tengo yo en un rincón del viejo huerto
De dos generaciones heredado,
Detrás de unos rosales, y cubierto
Por la parra que enrédase al cercado.

Un banco de madera que una alfombra
Tiene á los pies, de céspedes y gramas,
Y al que dan á la vez música y sombra
De un cenador los nidos y las ramas.

A mi lado en la tabla carcomida
No queda más que un hueco [1] y un abrigo
Para la compañera de mi vida
O para el viejo y familiar amigo.

Aquel pedazo de podrido leño
Firmemente enclavado entre terrones
Es para mi Pegaso y Clavileño
Donde subo á fantásticas regiones.

Desde allí miro alzarse entre las brumas
Quiméricos palacios y atalayas,
Golfos de luz rompiéndose en espumas
Sobre la curva de infinitas playas.

Escucho á mi redor [2] como un concierto,
De voces mil cuyo lenguaje ignoro.
¡ Qué mundo tan poblado es el desierto,
Qué clamor el silencio tan sonoro !

De tanto mal y tan mezquina lucha
Mi fatigado espíritu reposa,
Y la harmonía sideral escucha,
Y aspira, y sueña, y se emancipa y osa.

En mi rincón al universo oculto
Todo cantar y sonreir parece,
Y desligada del social tumulto
El alma, libre, en la ilusión se mece.

Y á la magia del éxtasis que acorta
Los aledaños de mi humilde imperio,
Muestra el espacio á la mirada absorta
La inmensidad sin fondo del misterio.

Emilio FERRARI.

(De la Real Academia Española.)

1. Sitio. — 2. Alrededor.

La Hermana risueña.

Ella era el alma del asilo, un alma blanca y llena de dulce alegría que lo regocijaba [1] todo á su alrededor. La nota de esas piadosas casas que substituyen á la madre en el corazón del niño huérfano es forzosamente la tristeza. Son agrupaciones de pobres criaturas privadas del ala maternal al comenzar á vivir. Al verlas

Al verlas reunidas, se piensa en el hogar deshecho...

reunidas, se piensa en el hogar deshecho, en el desamparo, en la muerte. Las paredes encaladas [2] de las grandes salas ; las hojas de las ventanas y puertas de un azul pálido ; los lechos con sus colchas de percal, en dos filas ; las escaleras con sus obscuros cuadros antiguos en los tableros de los descansillos ; la capilla, con su lámpara siempre encendida, el guardarropa con sus estantes oliendo á lienzo nuevo ; los muchachos ó muchachas que pasan en parejas, silenciosamente, al refectorio, conducidos por una alba y purísima toca, concluyen por dejar caer en el espíritu del visitante algo muy doloroso, algo sombrío que le arranca en lo hondo del pecho unas lágrimas que la vergüenza de la sociedad no deja salir.

Nada de esto sucedía en aquel asilo. Cuantos forasteros lo visitaban recorríanle guiados por una risa que iba borrando al paso todas las tristezas. No había manera de sentirse apesadumbrado ante la hilaridad discreta y recogida de la hermana. Bajita, entrada en carnes, viva de movimientos, ceñida la toca á un rostro joven con labios de grana, unos ojos brillantes, unas facciones respirando fuerza y frescura ; parecía decir con su semblante luminoso : ¿Pues qué, no se puede amar á Dios y ejercer la caridad sin llorar ? ¿A qué aumentar la tristeza del desamparo con la taciturnidad ? Y al reseñar los servicios con su boca encendida, reía sin ruido pero con efusión ; y el desfile silencioso de los asilados, y la capilla con su luz eterna, y los claustros solitarios, y las camitas humildes, dejaban de ser tétricos y sombríos. Así adoraban á la hermana en el establecimiento desde la rectora hasta la última criatura. Si no de derecho, de hecho ella mandaba en la casa. No paraba en todo el día. Tenía que distribuir su risa inagotable de una á otra punta [3] del edificio. Cuando tocaba el turno á la enfermería, el sitio más melancólico del edificio, ni una carita doliente quedaba sin sonreir. Por modo tal, sugestionado por la alegría de su hermana risueña, era el compasivo albergue una institución feliz.

Pero la mala suerte acechaba, y un día el asilo se enteró con espanto de una nueva. La hermana risueña no renovaba sus votos, se iba al mundo. Un misterio, hasta entonces impenetrable, envolvía su cuna. No había sabido nunca quién fué su padre ; procedía también del montón de la desgracia, de otra escoria social más triste porque es anónima. Eso hacía más extraño su risa. No se concebía una hilaridad perpetua manando de una tristeza original. Y hé aquí que su padre parecía,

1. Alegraba. — 2. Blanqueadas con cal.

3. Extremo.

se delataba y, arrepentido del mal causado, quería llevársela para indemnizar el abandono con unos últimos años de amor paternal. Y respondiendo su corazón bueno á la llamada, se fué con él, á endulzar con su risa angelical el hogar frío, dejando el hospicio hundido en la tristeza, sombrío como nunca, llorando.

Fueron dos años de descenso, de desesperación. El asilo tornó á ser uno de tantos, sombrío y lúgubre. La Capilla con su luz permanente, los dormitorios con sus hileras de camitas, el guardarropa con sus prendas limpias, se hundieron en una tristeza infinita. La rectora parecía tonta. No veía que el yeso de las paredes se desconchaba, que se resquebrajaban las hojas de las puertas y ventanas. Sin duda se barría y se limpiaba lo mismo, pero hasta resultaba todo menos pulcro, Las niñas de la enfermería carecían ahora de aquella docilidad, de aquella mansedumbre de antes. Costaba trabajo que tomaran los medicamentos, y sus caritas pálidas no se alegraban nunca. Sólo de tarde en tarde pasaba una fugitiva ráfaga de regocijo por la casa: cuando la hermana risueña las visitaba. Sonaba entonces la risa ingenua en las dependencias, y se borraba súbitamente su pátina gris. Pero la hermana volvía junto á su padre paralítico, y la ausencia de la casta jovialidad se hacía más intolerable y más aguda.

Nadie debe alegrarse del mal del prójimo, y en verdad, ni las hermanas ni los acogidos del asilo celebraron la muerte del arrepentido padre. Pero como la cosa no tenía remedio, todo el mundo se preguntó en la casa, sin dejar salir al exterior el secreto deseo: ¿Y ahora? ¡ Oh, sí! La hermana risueña donó al propio establecimiento la fortuna heredada, y un día la capilla de la luz perdurable, el almacén de la ropa nueva, los grandes dormitorios, las niñas enfermitas, volvieron á oir la pura y suave hilaridad de costumbre, y el hospicio sigue siendo feliz, con la santa alegría de la hermana risueña.

Alfonso Pérez Nieva.

Los dos Artistas (*fin*).

En un momento se penetró del asunto la joven imaginación del pintor, y lo dibujó de prisa, informe, pero ardiente como un volcán. El soldado registró minuciosamente su bolsillo y sacó después de exprimirlo, algunas pocas monedas de cobre, su comida de aquel día, que dió sin titubear al rapaz Andrés, el mismo que sirvió de modelo al desgraciado lienzo del día antes. Le hizo una seña, y el chiquillo inteligente y vivo dió un salto y volvió ufano con el aguador, que se colocó sin hablar palabra delante del pintor. Este sumergido[25] en el fondo de su pensamiento y su obra, no dió las gracias al anciano sino con una sonrisa. Pero ¿ para qué mas? Ya él le había comprendido.

Ambos callaron; ni una sola palabra se habló de una parte ni de otra. Las horas volaban, la obra adelantaba: alguna vez exclamó el anciano entusiasmado y como á pesar suyo: « ¡Bien! ¡ No hay más que desear! »

Ya la obra estaba para concluir: ya sonreía el joven artista, cuando de pronto se nubló su frente. « ¡ Voto á..! ¡ Maldita media tinta, todavía se presenta! » Tomó el pincel: ya iba á tocar, cuando el viejo soldado se le echó encima: « ¡ Voto á brios! » exclamó, « no, en mis días, no lo permitiré. ¡ Miren si lo había yo acertado! » Pero el joven pintor luchaba con él. « Dejadme, dejadme, por Dios. No me impidáis, señor, que lo haga ahora que tengo la imaginación llena del asunto. »

« Acuérdate del juramento.... »

---

25. Hundido, poseido.

« ¡ Qué juramento tengo que recordar, señor, cuando se trata de mi vida eterna ! Dejadme, dejadme, » dijo rabioso [26].

« Antes matarás á este pobre viejo, » y con una fuerza que desmentía los años impedía al pintor que se acercase al cuadro.

« Señor, señor, » dijo el joven apretando los dientes; « señor, dejadme os digo : dejadme concluir lo mejor que he hecho. »

« ¿ No ves que vas á echarlo á perder [27], insensato ? Descansa la vista. »

Pero el joven no le escuchaba y pugnaba por desasirse: y como en esto pasó algún tiempo, cuando pudo soltarse y se llegó al caballete se paró como petrificado delante del lienzo: aquella media tinta tan difícil, escollo de sus obras, había desaparecido : la obra estaba concluida. Era una obra maestra. El anciano se sonrió.

« ¿ Ves, — le dijo — si tenía yo razón? ¿ Estás convencido que ese vapor, esa sombra leve que veías, era sólo nubes de tus ojos cansados de fijar el modelo? Dime ¿ qué le falta á ese cuadro? No le toques más: todo lo que ganaría en suavidad lo perdería en genio y en viveza. Considera tu obra, y dime si yo te anuncié sin razón una fama eterna. Firma, fírmala, que pase tu nombre por los siglos hasta el fin del mundo. »

Y el joven con una sonrisa de agradecimiento y satisfacción, con la cara encendida de entusiasmo y placer, con la mano trémula de agitación [28] y alegría, puso al pie : *Velazquez pinxit.*

« Tú serás inmortal, Diego Velazquez de Silva » dijo el viejo.

Velazquez le echó los brazos, lloró de alegría y le dijo :

« ¡ Y tú también, Miguel de Cervantes Saavedra ! Eso que has escrito será eterno. »

Bermudez de CASTRO.

26. Furioso. — 27. Estropearlo. — 28. Emoción.

Homero y Cervantes.

Para encontrar los verdaderos principios en que debe fundarse el juicio del Quijote, es preciso recurrir á las fuentes [1] del buen gusto y descubrir en ellas el modo más natural y agradable para divertir el espíritu y mover el corazón humano, imitando la acción de un personaje ridículo y extravagante. Este presenta desde luego á la imaginación de los lectores la idea de un héroe, á quien el autor atribuye una sola acción con determinado fin, lo que igualmente sucede con las fábulas épicas; por consiguiente los principios generales de estas fábulas pueden servir también para hacer el juicio [2] del Quijote, no perdiendo nunca de vista en su aplicación la diferencia que debe haber entre contar la acción ridícula de un héroe burlesco, cuyo ejemplo debemos huir, y referir poéticamente la acción maravillosa de un verdadero héroe, á quien por precisión debemos admirar. Con esta limitación [3], se puede comparar Cervantes á Homero. Ambos fueron poco estimados en sus patrias, anduvieron errantes y miserables toda su vida, y después han sido objeto de la admiración y del aplauso de los hombres sabios en todas las edades, países y naciones. Siete poderosas ciudades disputaron entre sí el honor de haber sido cuna de Homero, y seis villas de España han litigado el derecho de ser patria de Cervantes.

Ambos fueron ingenios de primer orden, nacidos para ilustrar [4] á los demás, y para fundarse un imperio particular en la república de las letras. Uno y otro sacaron sus invenciones del tesoro de la imaginación, con que los había dotado la naturaleza ; pero Homero, remontando el vuelo, presentó á los hombres toda la

1. Orígenes. — 2. Juzgar. — 3. Reserva. — 4. Esclarecer.

majestad de los dioses, toda la grandeza de los héroes, y todas las riquezas del universo. Cervantes, menos atrevido ó más circunspecto, se contentó con retratarles al natural sus defectos, tirando[5] al centro del corazón humano las líneas de su instrucción y adornándola con todas las gracias que podían hacerla amable, provechosa y suave. Aquel sacó á los hombres de su esfera, para engrandecerlos, y este los encerró dentro de sí mismos para mejorarlos. En Homero todo es sublime, en Cervantes todo es natural. Ambos son en sus líneas, grandes, excelentes, inimitables; pero en esta parte conviene mayor á Cervantes que á Homero el elogio de Veleyo Patérculo : por que, efectivamente, ni antes de este español hubo un original á quien imitase, ni después ha habido quien sepa sacar una copia de su original imitándole.

Vicente de los Rios.

5. Dirigiendo.

El lobo y la cabra *.

Una cabra pacía en la cima de escarpada roca. Un lobo la vió y en vano hizo esfuerzos para llegar hasta ella. « Tesoro querido, — le gritó, — ¿ no te dan vértigos estando tan arriba? ¡Con cuanta facilidad podrías resbalar y caer! Baja pues, pero con cuidado, y ven conmigo á esa hermosa pradera en la que encontraras abundancia de hierbas perfumadas ». « Gracias mil, — replicó la prudente cabra. — No es á mí, es á ti mismo á quien quieres procurar regalada comida ».

De Esopo.

* Véanse las otras cuatro partes.

Refranes.

Del agua mansa me libre Dios, que de la brava me guardaré yo.

Poco á poco hila la vieja el copo.

Cada uno sabe donde le aprieta el zapato.

El comer y el rascar todo es empezar.

Si cantas al asno, te responderá á coces.

Contra gustos no hay disputas.

A buen hambre no hay pan duro.

Quien compra y miente su bolsa lo siente.

Una golondrina no hace verano.

De la mano á la boca desaparece la sopa.

No hay mal que por bien no venga.

Dime con quien andas y te diré quien eres.

Cada oveja con su pareja.

Quien no se aventura, no pasa la mar.

El gato escaldado, del agua fría huye.

Quien calla otorga.

El que no tiene, el rey le hace libre.

Por dinero baila el perro.

A palabras necias oidos sordos.

Más vale acostarse sin cena que levantarse con deudas.

Los dineros del sacristán, cantando se vienen y cantando se van.

Más vale pájaro en mano que ciento volando.

Pensamientos.

En el Evangelio está escrito : « la verdad os hará libres.» Sí ; la verdad, el conocimiento de la verdad es el único camino[1] para poder salvarse de la tiranía de la ignorancia, que es la raíz[2] y fundamento de todo linaje de tiranías. Ante el tribunal de la ignorancia, que frecuentemente se apellida opinión pública, el hipócrita pasa por virtuoso, el fanfarrón por valiente, el charlatán por sabio, el manirroto[3] por generoso ; y el espectáculo de estas falsas reputaciones tan torpemente adquiridas desanima á los buenos y alienta á los malos ; y así, la tiranía del error, la más humillante de las tiranías, la más espantosa y la más permanente, sólo podrá ser vencida por el conocimiento de la verdad. Sí, en el Evangelio está escrito : « la verdad os hará libres. »

* * *

Encargado Solón de legislar para la República de Atenas, dijo : « No me lisonjeo[4] de haber dado á los atenienses las mejores leyes posibles ; pero les he dado las que estaban en estado de recibir. »

Krause ha escrito : « Dad á un pueblo una legislación conforme[5] con los principios fundamentales del derecho natural, y no podrá soportarla si el estado social de aquel pueblo no está de acuerdo con las prescripciones de tan perfectas leyes. »

El gran humorista Campoamor ha dicho : « No deis un bozal al que necesita un derecho. No deis un derecho al que necesita un bozal. »

El sabio legislador griego, el profundo filósofo, y el ilustre poeta español, expresan con formas distintas esta evidente verdad : el derecho escrito, la ley, no ha de ser la expresión de la justicia absoluta, sino la de la justicia relativa que pueda realizarse en el pueblo para quien se legisla. De aquí se deduce una lamentable consecuencia : toda ley es y tiene que ser deficiente y en cierto modo injusta.

Luis Vidart.

1. Medio. — 2 Origen. — 3. Malgastador.

4. Alabo. — 5. De acuerdo.

Les Cinq Langues

Nº 18. 20 Juin 1907. 7e Année.

PARTE ESPAÑOLA

Las Rosas.

¡ Es tan lindo el color de las rosas, y su aroma tan delicioso, que, si por mí fuese, toda la tierra estaría únicamente cubierta de rosales ! — decía un niño. — ¡ Cuántas espinas en el invierno ! — le contestó un anciano.

*

Dos orientales ensalzaban [1] las maravillas de la creación, y convenían en que la Naturaleza no tiene adorno, ni encanto, ni primor comparable á la rosa. Después hablaron del cuerpo humano, que también les parecía digno de admiración, aunque le encontraban defectos muy graves.

Se me alcanza — dijo uno de ellos — que teníamos necesidad de los ojos para ver ; y se me alcanza también la grande hermosura de los ojos ; pero yo creo que el cuerpo humano ganaría mucho si se le suprimía su indecorosa nariz.

— Yo te diré — contestó el otro ; — la piedad suprema de Alá se muestra precisamente en ella. Inventó la nariz después de haber sentido lo bien que olían las rosas.

*

En el catálogo de un jardinero he visto clasificadas hasta tres mil variedades de rosas. Y cada día se aumenta el número, porque cada día entre las rosas — como entre los hombres — se confunden más las clases.

Pero algunos botánicos ilustres dicen que todas las especies de rosas vienen de una sola : que sin duda en los tiempos primitivos hubo un rosal nada más.

Esto fué cuando sólo vivían Adán y Eva. Con un rosal tenían bastante para los dos ; para las coronas que ella le tejía, para los ramos que él le regalaba.

Era un rosal de rosas de color de rosa. Si dió rosas de otro color, se debió al mal comportamiento de Adán con Eva. Durante el primer año, Adán regalaba todos los días un ramito á su compañera ; pero luego se fué olvidando de este delicadísimo detalle. El primer día creyó Eva que era un olvido ; el segundo que el rosal no habría dado rosas ; y el tercero, fué al rosal para convencerse de que no las había dado... ¡ El rosal estaba florido y maravilloso como nunca ! Eva lloró mucho sobre él, y las ramas sobre las cuales cayeron sus lágrimas no dieron ya sino rosas amarillas.

*

¡ Ah ! desde el tiempo de Adán el cultivo de las rosas ha progresado mucho. Progresar, para las rosas, es sufrir.

Hemos querido tener rosas en todas las estaciones ; hemos forzado á la Naturaleza. ¿ Sería tolerable que la Duquesa de Valfrío y la Condesa de las Nieves no tuviesen rosas á millares para revestir sus salones y aparadores y rinconeras en sus fiestas de

1. Celebraban, elogiaban.

invierno ? .... ¿ Se puede bailar sin pasar antes por una habitación festoneada de rosales de los Alpes, ó de cien hojas, ó de musgo, ó de la China, ó de Inglaterra ? ¿ Puede haber mesa de Navidad sin rosas, ni pueden los elegantes asistir sin una rosa en la solapa del frac á los bailes de máscaras ?

Así, pues, cuando llega el nublado Octubre, los pobres rosales son arrancados de la tierra madre; metidos en tiestos ; llevados á las estufas ; cubiertos con esteras, calentados artificialmente ; se les ahogará, se les asfixiará, y los pobres reventarán en flores, derrochando su vida, dando una rosa por cada color que el hombre codicioso les impone. Producir mucho en poco tiempo, este es el problema : no se salvarán de esta ley las rosas, como no se salvan los hombres. ¡ Dichosas vosotras, rosas del campo ! ¡ vosotras podéis vivir despacio todo lo que Dios quiera : las rosas de los jardines viven de prisa y sólo mientras le producen al jardinero !

No hace mucho tiempo entré en casa de cierta señora que tiene una niña muy linda [2] y un rosal muy precioso. Estaba plantando el rosal en un tiesto de tierra muy substanciosa, y sus lindas manos mezclaban esta tierra con estiércol bien repodrido, regándola con agua caliente, — y al mismo tiempo conversaba con tres ó cuatro profesores de su hija y les decía : — Es preciso que la niña estudie más horas y que esas horas de estudio se las impongan ustedes. ¡ Quiero que sea pronto, muy pronto, una notabilidad !

¡ Así, de esta manera, las rosas nacen ya lacias [3], y al más ligero soplo sueltan los pétalos sin olor y descoloridos : así, las niñas son mujeres reducidas [4] que todo lo saben, menos sentir, amar y hacer dichosos !

*

Hemos inventado tantas rosas magníficas, que las rosas vulgares ya no tienen ciento, sino mil hojas. Así es que los hombres delicados buscan las rosas de los bosques ; esas que sólo tienen media docena de pétalos fresquísimos, pero coronados de algunas gotas tembladoras de rocío.

¡ La rosa primitiva ; la rosa del primer rosal, no martirizada ni explotada, como Dios la encontró buena cuando la hizo, que no figura en las exposiciones, esa es la única, la verdadera rosa ; — la rosa emblema de la Virtud y de la Felicidad.

*

¡ Desgraciado del viejo que al revolver los libros de su biblioteca no encuentra entre las páginas alguna hoja de rosa seca !

*

Las ilusiones son rosas.

Isidoro Fernandez Flórez.
(De la Real Academia Española.)

2. Bonita. — 3. Marchitas. — 4. En miniatura.

Guzmán el Bueno.

Entre los personajes malvados que hubo en aquel siglo, y los produjo muy malos, debe distinguirse el infante Don Juan, uno de los hermanos del rey ; inquieto, turbulento, sin lealtad y sin constancia, había abandonado á su padre por su hermano, y después á su hermano por su padre. En el reinado de Sancho fué siempre uno de los atizadores [1] de la discordia, sin que el rigor pudiese escarmentarle, ni contenerle el favor. A cualquiera soplo [2] de esperanza, por vana y vaga que fuese, mudaba de senda y de partido, no reparando jamás en los medios de conseguir sus fines, por injustos y atroces que fuesen ; ambicioso sin capacidad, faccioso sin valor, y digno siempre del

1. Propagadores. — 2. Aliento.

odio y del desprecio de todos los partidos.

Acababa el rey su hermano de darle libertad de la prisión, á que le condenó Alfaro, cuando la muerte del señor de Vizcaya, cuyo cómplice había sido. Ni el juramento que entonces hizo de mantenerse fiel, ni la autoridad y consideración que le dieron en el gobierno, pudieron sosegarle [3]. Alborotóse de nuevo, y no pudiendo mantenerse en Castilla, se huyó á Portugal, de donde aquel rey le mandó sálir por respeto á Don Sancho. De allí se embarcó, y llegó á Tánger, y ofreció sus servicios al rey de Marruecos Aben Jacob, que pensaba entonces hacer la guerra al rey de Castilla. Le recibió con todo honor y cortesía, y le envió en compañía de su primo Amir al frente de cinco mil jinetes, con los cuales pasaron el estrecho, y se pusieron [4] sobre Tarifa.

Tentaron primeramente la lealtad del alcaide, ofreciéndole un tesoro si les daba la villa, y la vil propuesta fué deshechada con indignación. Atácanle después con todos los artificios bélicos que el arte y la animosidad le sugieren, mas fueron animosamente rechazados. Dejan pasar algunos días, y manifestando á Guzmán el desamparo en que le dejan los suyos, y los socorros y la abundancia que pueden venir á ellos, le proponen que pues había hecho desprecio de las riquezas que le daban, si él partía con ellos su tesoro, descercarían [5] la villa. « Los buenos caballeros, respondió Guzmán, ni compran ni venden la victoria. » Furiosos los moros se aprestaban nuevamente al asalto, cuando el inicuo infante acude á otro medio más poderoso para vencer la constancia del caudillo.

Tenía en su poder al hijo mayor de Guzmán, que sus padres le habían confiado anteriormente para que le llevase á la corte de Portugal con cuyo rey tenían deudo. En vez de dejarle allí, le llevó á Africa y le trajo á España consigo; y entonces le creyó instrumento seguro para el logro de sus fines. Sacólo maniatado de la tienda donde le tenía, y se le presentó al padre, intimándole que si no rendía la plaza, le matarían á su vista. No era la primera vez que el infame usaba de este abominable recurso. Ya en los tiempos de su padre, para arrancar de su obediencia á Zamora, había cogido á un hijo de la alcaidesa del alcázar, y presentándole con la misma intimación había logrado que se le rindiese. Pero en esta ocasión su barbarie era sin comparación más horrible, pues con la humanidad y la justicia violaba á un tiempo la amistad, el honor y la confianza.

Al ver al hijo, al oir sus gemidos y al escuchar las palabras del asesino, las lágrimas vinieron á los ojos del padre, pero la fe jurada al rey, la salud de la patria, la indignación producida por aquella conducta execrable, luchan con la naturaleza, y vencen, mostrándose el héroe entero contra la iniquidad de los hombres y el rigor de la fortuna. « No engendré yo hijo, prorrumpió, para que fuese contra mi tierra; antes engendré hijo á mi patria para que fuese contra todos los enemigos de ella. Si Don Juan le diese muerte, á mí me dará gloria, á mi hijo verdadera vida, y á él eterna infamia en el mundo, y condenación eterna después de muerto. Y para que vean cuan lejos estoy de rendir la plaza y faltar á mi deber, allá va mi cuchillo, si acaso les falta arma para completar su atrocidad. » Dicho esto, sacó el cuchillo que llevaba á la cintura, le arrojó al campo, y se retiró al castillo.

Sentóse á comer con su esposa, reprimiendo [6] el dolor en el pecho, para que no saliese al rostro. Entretanto el infante desesperado y

3. Tranquilizarle. — 4. Sitiaron. — 5. Levantarían el sitio.

6. Conteniendo.

rabioso hizo degollar la víctima, á cuyo sacrificio los cristianos que estaban en el muro prorrumpieron en alaridos. Salió Guzmán al ruido, y cierto de donde nacía, volvió á la mesa diciendo: «Cuidé que los enemigos entraban en Tarifa.» De allí á poco los moros, desconfiados de allanar su constancia, y temiendo el socorro que ya venía de Sevilla á los sitiados, se volvieron á Africa sin más fruto que la ignominia y el horror que u execrable conducta merecía.

José Quintana.

Profecías.

Sentado muchas tardes
En el Retiro,
De los niños los juegos
Curioso miro.
¡Qué de canciones,
De gritos, de carreras,
Y de cuestiones!

A todos con cuidado
Los examino.
Quiero leer el secreto
De su destino [1].
Dichos y gestos
Analizo, y pregunto
¿Qué serán estos?

Ese feo, que tiene
Cara de malo
Y que grita y cabalga [2]
Sobre ese palo
Si llega á grande,
Será un soldado rudo
Que ordene y mande.

Aquel niño chiquito
Que ahí sentado
Con papel y con lápiz
Muy ocupado
No alza la vista,
Ese niño, de fijo
Será un artista.

Ese que al árbol sube
Y el banco salta,
Y que al uno le pega
Y á otro le falta,
Nos dará guerra;
Y al fin se irá muy lejos
Para ver tierra.

Y ese que está tumbado,
Lleno de lodo [3],
Que se estira y bosteza,
Ese á quien todo
Sirve de almohada,
Será un Adán [4] y un vago.
¡No será nada!

Esta pálida niña,
Flaca y enteca,
Que duerme con sus cantos
A la muñeca,
Esta rubilla,
Será la esposa honrada
Buena y sencilla.

Y esa morena guapa,
Que no ha jugado
Para no estropearse,
Porque ha estrenado
Rico vestido,
Será un día la ruina
De su marido.

Mas quizás no resulte
Mi profecía.
Tal vez esa rubilla
Se tuerza un día,
Y esa morena
Bien puede ser la esposa
Sencilla y buena.

El que monta á caballo
Será tendero;
El del papel y el lápiz,
Soldado fiero;
Y el que está echado,
El espíritu inquieto
Y endemoniado.

Jugar (el aro, el toro,
Las cuatro esquinas).
¡Hoy placeres, locuras,
Caras divinas,
De risas llenas!
¡Mañana sinsabores [5],
Luchas y penas!
Ser grandes es de todos
El pensamiento.

¡Ser hombres y mujeres!
En un momento
Crecer, quisieran,
¡Qué felices serían
Si no crecieran!

Miguel Echegaray.

1. Porvenir. — 2. Va montado.

3. Barro. — 4. Sucio. — 5. Contrariedades, sufrimientos.

Yungfrau.*

Yungfrau, aquel viajero que pueda en tu cabeza
Posar la altiva planta, sublime en su grandeza,
Levantará su pecho con mágico latir,
Cuando inclinando el alma, sobre su eterna nieve,
— Cual águila naciente que tiende el ala breve —
Resbale y huya raudo bajo el azul zafir.

Yungfrau, yo sé de un alma que como tú se oculta
Y como tú entre armiño se envuelve y se sepulta,
Y está de Dios más cerca que tú de lo eternal.
Así, pues, no te asombres, montaña excelsa y pura,
Si yo, por vez primera, cuando miré su altura,
La hallé muy por encima de todo lo mortal.

A. de Musset.

* Véanse las otras cuatro partes.

El Puchero roto.

I

Sobre la acera, en un charquito de caldo poco grasiento, había esparcidos muchos garbanzos y patatas, un poco de tocino, dos tajadas de carne y un hueso, y entre todo esto, los pedazos[1] desiguales de un puchero roto, continente, antes de la catástrofe, de aquella comida de jornalero.

Separábanse al pasar para no ensuciarse los transeuntes, sin parar mientes la mayoría de ellos en la desgracia que representaba aquel pucherillo deshecho en medio de la calle.

Bien pronto dos perros olfatearon el inesperado festín y dieron cuenta de las esparcidas viandas, disputándose luego entre gruñidos el hueso que restaba, y que, como de costumbre, fué botín del más fuerte. La acera quedó limpia.

II

No lejos de allí, junto á la valla de una casa en construcción, un albañil, separado de sus compañeros que dormían la siesta tumbados en el suelo, paseaba impaciente sin separar la mirada de la calle por donde esperaba ver llegar á su hija con la comida cotidiana.

Pero transcurría el tiempo y se acercaba ya la hora de reanudar el trabajo, y la muchacha no parecía, y el pobre Niceto, un hombrón de treinta años, inquietábase más y más con el estómago vacío y la cabeza llena de pensamientos intranquilizadores.

¿ Qué lé habría ocurrido á la chica? ¿ Qué habría pasado en su casa? Aquello no había sucedido nunca. Todos los días de trabajo, sin faltar uno, al sonar[2] las doce en el próximo reloj de la Trinidad, bajaba el albañil del andamio y encontrabada á su hijita, la chatilla Rosa, que á los nueve años de edad, aún no cumplidos, tenía aire de una mujer formal, y que le aguardaba sentada en la acera, á la sombra en verano y al sol en invierno, con la blanca servilleta extendida á modo de mantel, y sobre ella, la libreta[3] reciente, el hondo plato con el pan migado para la sopa y el puchero con el cocido humilde, pero bien condimentado, de garbanzos tiernos y amarillas patatas.

1. Trozos.

2 Dar. — 3 Pan de una libra (en Madrid).

Algo muy grave había sucedido, no cabía duda.

Y en estas cavilaciones, imaginando desgracias posibles, el jornalero se separa de la obra para llegar á la esquina de la otra calle y ver de lejos si venía la muchacha; y fumaba un cigarrillo y otro para entretener el apetito, que ya iba pareciéndose al hambre.

Por fin sonó la hora del trabajo; los albañiles, desperezándose, abandonaron su lecho de piedras, subieron otra vez á los andamios, y Niceto, después de vacilar un momento, unióse á ellos y subió también.

Aquella mañana había tenido con el capataz unas palabras sobre si esto ó si lo otro, cosas del oficio y de poca importancia; pero podía suponer el hombre que si Niceto se retiraba antes que los demás lo hacía enojado por la disputa.

Resolvió, pues, no pedir permiso para marcharse, y continuar el trabajo; pero en aquellas cuatro horas que pasaron hasta las seis de la tarde, el pobre albañil desde lo alto del andamio, exponiéndose á caer porque la debilidad le producía vahidos [4], no cesó de mirar á la calle con la esperanza siempre de que la niña aparecería por allí abajo. La muchacha no vino, y el jornalero se aferró entonces á la idea de que en su familia había ocurrido algo gravísimo.

Por eso, al terminar el trabajo, echándose al hombro la chaqueta, emprendió con rapidez la marcha hacia su casa, con tanto anhelo como temor de llegar á ella.

III

Vivía muy lejos en el camino de Carabanchel, y dudó si llegar á la plaza Mayor para montar allí en el tranvía; pero éste se retrasaba muchas veces, y creyó preferible ir, como siempre, andando.

Por medio de la calle, para que no le estorbase la gente, iba casi corriendo, cuando al llegar á la plaza del Progreso vió sentada en medio del jardín á la muchacha. La vislumbró desde muy lejos, y dudó. Al persuadirse de que era ella corrió en su busca.

Con su bracito apoyado en el respaldo del banco rústico y el otro caido á lo largo del cuerpo, ca-

Vió sentada en medio del jardín á la muchacha.

bizbaja, inmóvil, estaba la chatilla. Tenía junto á sí la cesta de la comida, y en ella fijos los ojos muy abiertos y encendidos por el llanto.

— ¡Rosa! — gritó Niceto.

La chica al oir la voz de su padre, como quien despierta de un letargo, le miró espantada [5] y sin moverse.

—¿Qué es esto? ¿Qué haces aquí? ¿Qué te ha passado? ¿Por qué no me has llevado la comida? Vamos, dí, responde pronto ¿Por qué has llorado? ¿Qué te han hecho?

Todas estas preguntas salieron de su boca á borbotones y dichas con la voz trémula de la inquietud y del temor, en un tono que tanto tenía de reconvención como de cariño

— ¡Ay, padre, padre! — exclamó por fin la muchacha rompiendo á llorar ruidosamente. — No me pegue usted.

— ¿Pues qué has hecho para que te pegue? ¿Cuándo te he pegado? Dilo, bribona.

— Nunca, nunca; pero hoy sí lo merezco.

4. Desvanecimientos.

5. Asustada.

— Habla pronto si no quieres que te zurre [6] de veras; y basta de llanto, y no llames la atención de los que pasan. ¿Qué te ha sucedido?

Entonces la niña lo contó. Balbuciente y entre sollozos que no podía contener, dijo que al notar que dentro de la cesta iba poco segura la comida, quiso colocarla mejor, y al sacar el puchero se le cayó al suelo y se hizo pedazos.

— ¡Acabáramos! — exclamó al oirlo Niceto, respirando con libertad — ¿Y por qué demonios no fuiste á decírmelo?

— Porque temí que usted me pegara.... ¡Como era una cosa tan gorda!

— Vamos, vamos á casa, que tu madre estará con la misma inquietud que yo he tenido.

— No, madre no me espera hasta el anochecer, porque me dijo que fuera á casa de la tía Isidra en cuanto comiéramos, y creerá que allí estoy.

¡En cuanto comiéramos! Esa frase hizo al padre caer en la cuenta de que también la muchacha había sido víctima de la rotura del puchero y que no habría comido tampoco. Levantó la tapa de la cesta que la niña llevaba colgada al brazo, y vió que la libreta estaba intacta.

— Oye tú, chiquilla, ¿y por qué no te has comido el pan?

— ¡Estaría bueno! — exclamó Rosa. — ¿Qué había yo de hacer eso sabiendo que usted no había comido?

Niceto se inclinó hacia la pequeña, y cogiendo entre las manos su cabecita rubia, se la comió á besos [7].

IV

Cuando ya tranquilos y alegres el padre y la hija se encaminaban á casa, se le ocurrió de pronto al albañil algo que le hizo fruncir el entrecejo y detenerse.

— ¿Sabes lo que pienso, Rosita?

— ¿Qué piensa usted, padre?

— Que en cuanto tu madre sepa lo que te ha pasado, se enfurecerá. Ya sabes lo que es, una santa de Dios; pero con unos prontos que yo sólo se los aguanto. Ni tú te libras de una azotina [8], ni yo de un disgusto, si procuro evitarla.

Rosita contestó con una mirada elocuentísima. Lo que su padre decía era indudable.

— No hay más remedio — añadió el albañil — que ocultarla lo que ha pasado, para lo cual es preciso comprar otro puchero.

— Eso es lo mejor, padre, eso es lo mejor — dijo la muchacha con la alegría de quien se ve libre de un gran peligro.

Entraron en una cacharrería y por treinta céntimos, que Niceto guardaba para tabaco, compraron un puchero, el que hallaron más parecido al otro en forma, en color y en tamaño.

Y cuando de nuevo emprendieron la caminata, pensaba el albañil para sus adentros:

— Mi hijita, teniendo hambre, no ha comido por que yo no comía, lo cual prueba que este comino [9] tiene un alma muy grande.

Y la muchacha iba diciendo para sí;

— Mi padre se ha quedado sin una perra [10] para comprar este puchero y evitar asi un berrinche á mi madre y á mí una cachetina [11], lo cual prueba que mi padre es un bendito.

Y así, orgullosos el uno del otro, cogidos de la mano, marchaban con tal gozo en el pecho, que compensaba la angustia del estómago...

V

La señora Pepa [12], la esposa de Niceto, gruñía por todo á todas horas. Si no precisamente una santa como su esposo aseguraba, era buena, muy buena; pero con un genio de todos los diablos.

Su hombre la temía más que á un pedrisco, y con éste tenía gran

6. Pegue. — 7. Le dió muchos besos.

8. Algunos azotes. — 9. Pequeñuela. — 10. Céntimo. — 11. Algunos cachetes. — 12. Diminutivo familiar de Josefa.

semejanza, porque sus iras pasaban pronto.

Cuando vió llegar aquella noche juntos al padre y la hija, los recibió dando gritos :

— ¡ Vamos, ahora me explico la tardanza ! El papá y la niña se habrán entretenido, como de costumbre, mirando los escaparates y diciendo aquello de : si yo fuese rico te compraría esto y lo otro y lo de más allá. ¡ Bobadas que entontecen á la chica! Más valiera que hubieseis venido de prisa ; á poco se me pega la cena.

Niceto y Rosa no se dieron por entendidos. Poco era callar entonces, cuando para evitar un disgusto acaban de hacer mayores sacrificios.

La señora Pepa, gruñiendo todavía, fué á desocupar la cesta de la comida, y al encontrarse con la libreta entera no pudo menos de exclamar con sorpresa :

— ¿ Qué es esto ? ¿ Habéis comido sin pan ?

Niceto y la chatilla se quedaron atónitos ; aquella imprevisión lo descubría todo ; pero, como inspirado de pronto, contestó riendo el albañil :

— ¡ No, mujer ! Si es que traemos tanta hambre que he comprado una libreta más para comérnosla luego.

La niña sonrió admirando el ingenio de su padre para tramar embustes[13] ; pero asustóse de nuevo al ver que su madre, sacando de la cesta el puchero y mirando á su fondo, decía con acento irónico :

— Si traéis tanta hambre no será por haber comido sin gana, porque el puchero está que parece nuevo.

Se agravaba el conflicto, y comprendiéndolo Niceto, arrebató el cacharro á su mujer y dijo mirándolo :

— Sí que es verdad ; está limpio como una patena ; pero basta de conversación — añadió poniéndolo en el fregadero entre unas cazuelas — y á cenar, que es muy tarde.

13. Mentiras.

Como echándolo á broma, cogió el mismo la gran fuente de guisado que humeaba, y la puso sobre el mantel.

Niceto y Rosa, con no disimulada voracidad, metieron á la vez la cuchara, sin esperar á que la madre se sentara á la mesa.

— ¡ Válgame Dios ! — exclamó la señora Pepa al verlos ; — cualquiera diría que tenéis hambre atrasada. ¡ Ni que no hubierais comido en todo el día !

— Ya te dije antes — contestó el albañil con la boca llena ; — que por eso había traido una libreta para postres.

Echáronse á reir los tres, cruzóse entre padre é hija una maliciosa mirada de inteligencia, y siguieron cenando con más deleite que nunca, no sólo porque era mayor el apetito de ambos, sino porque el guisado aquella noche tenía para ellos una salsa muy sabrosa : la satisfacción que nunca experimentan los malos y que es el premio más grande de los buenos.

Miguel Ramos Carrión.

Anécdota.

El diamante precioso.

Un español se presentó á Felipe II para mostrarle[1] un diamante de muchísimo precio y le dijo :

— Señor, no son de despreciar sesenta mil duros que he ahorrado[2] para comprar este digno hijo del Sol.

Sorprendido el monarca de que aquel hombre hubiese tenido tanto ingenio le preguntó :

— Y ¿en qué pensabas cuando empleaste tan grande suma en esta piedra?

— Señor, respondió el español, pensaba en que había un Felipe II en el orbe.

Y tanto agradó la respuesta al rey, que ordenó le entregasen cien mil duros.

1. Enseñarle. — 2. Economizado.

Les Cinq Langues

N° 19. 5 Juillet 1907. 7e Année.

PARTE ESPAÑOLA

Y cuando el trabajo le abrumaba...

Espera Sentado.

(Cuento.)

Era Santiago Campillo un labrador castellano de poca sal en la mollera, genio y trato apacibles, fe sencilla, especial devoto de San Isidro, y tan de suyo perezoso y aficionado á la lotería, que en su lugar dieron en llamarle y conocerle por el apodo de *Espera Sentado.*

Cada vez que cargaba con la azada, asía la laya, empuñaba la hoz ó conducía el arado, se le venían á las mientes aquellos benditos tiempos en que los ángeles descendían del cielo y se entregaban á las rudas faenas agrícolas para que el Santo Patrón de Madrid pudiera consagrarse á todo su sabor á la oración, sin menoscabo del propio deber ni de la hacienda ajena.

Y cuando el trabajo le abrumaba — que era casi siempre — pedía de todo corazón á San Isidro que hiciera un milagro, mandando en su favor y ayuda á los celestiales labradores de antaño [1].

Es, pues, de saber que tanto rogó, insistió y portió nuestro hombre, que estando un día rozando un erial, con el propósito de roturarlo, se le apareció aquel siervo del Señor rodeado de un coro de ángeles, y le ofreció otorgarle lo que ahincadamente [2] suplicaba, interponiendo su intercesión y favor con Su Majestad Divina.

— Pide lo que quieras — dijo el Santo, — que hasta quiero apagar tus deseos de las cosas vanas.

— ¡Que vea roturado este erial — contestó Campillo ; — no he menester más!

Y los ángeles, tomando los picos, layas y azadones, comenzaron a cavar, desterronar y terraplenar el erial, y limpiándolo de matorrales y carrascas de que mucho abundaba, separaron la leña gruesa destinada al carboneo, prendieron fuego á las ramas secas extendidas por el suelo, beneficiaron éste con los mejores abonos, uncieron los bueyes al arado, con él abrieron profundos surcos, y, finalmente, dejaron convertida la dehesa [3] en tierra superior de pan llevar : todo por obra y arte sobrenaturales, en un abrir y cerrar de ojos.

Espera Sentado contemplaba con asombro su heredad [4], y no se hartaba de dar gracias al Santo por la merced recibida ; pero de

1. Tiempos pasados.

2. Con insistencia. — 3. Porción de tierra destinada al pasto. — 4. Finca.

pronto quedó pensativo, se rascó la mejilla, y al cabo de breve pausa exclamó:

— ¡No puede darse campo mejor preparado! ¿pero y el agua?

Y llovió á cántaros.

— ¡Basta ya — repuso el labriego; — no vayan á encharcarse las tierras!

Y se disiparon las nubes.

— ¿Ahora quién siembra? Es mucho campo para un hombre solo.

Entonces los ángeles arrojaron la semilla sobre la tierra fertilizada.

— ¡Las nieves arraigarán el grano.

Y tanta fué la nieve que cayó sobre la comarca, que ésta parecía un inmenso ventisquero.

A su tiempo y sazón obtuvo Santiago sol y lluvia, y no cesó de pedir hasta que, gracias al trabajo de los ángeles, vió colmados sus trojes de trigo candeal.

No estaba sin embargo satisfecho: cuanto más alcanzaba, más sentía el acicate [5] de la codicia.

— ¿De qué me sirve — decía para sí — tanta bendición de Dios en mis paneras, si ha nevado, llovido y hecho sol para todo el mundo, y es tal la cosecha en España que he de malvender mi trigo?

Fatigado de este pensamiento, en cuanto vino la otoñada decidió llamar de nuevo al Santo y rogarle encarecidamente que volvieran los ángeles á trabajar la tierra; y que, según las necesidades del cultivo, lloviera, nevara ó hiciera sol, pero en provecho propio, y de ningún modo para los demás labradores.

Y aquel año fué malísima la cosecha en toda la Península, menos en el campo de *Espera Sentado*; pero éste, á pesar de la enorme subida del trigo, seguía quejándose de su suerte, pues echó de ver que el molino estaba lejos.

También esta vez accedió el Santo á las instancias de su devoto, y por mandato suyo, los ángeles construyeron en la misma granja un molino de harinero, aprovechando, por medio de cable eléctrico, la fuerza motriz de un río caudaloso.

Molido el trigo, el perpetuo postulante advirtió que faltaba un ferrocarril para dar fácil salida á la harina.

Entonces apareció una legión de ángeles, los cuales, provistos de teodolitos, taquímetros, niveles, jalones, cadenas, cintas, eclímetros, miras, banderolas, picos, palas, azadones, barrenas, paletas, palancas, martillos, clavos, tornillos, bridas, traviesas, carriles, y, en fin, disponiendo de todo el material fijo y móvil, en menos de cinco minutos realizaron el trazado, replanteo y construcción de una vía férrea, y la dejaron corriente para el tráfico

Gracias á la baratura y rapidez de los transportes, se abrieron nuevos mercados; y aunque eran muchos los pedidos, nuestro labrador rehusaba [6] vender su mercancía si no le pagaban en oro, en vista de la depreciación de los billetes de Banco, y acudió de nuevo á su celestial abogado para que hiciera el mayor de los milagros.

— ¡Oro en España! — exclamó el Santo. — ¿Sabes lo que pides? ¿Crear de la nada? .... Te he ofrecido, empero, hasta apagar tus deseos de cosas vanas, y con el beneplácito del Altísimo te otorgo más de lo que solicitas.

Dijo, y la harina abarrotada en los almacenes se convirtió en oro en polvo.

Campillo dió un grito de alegría; mas al contemplar tantas riquezas juntas en pilas de sacos que llegaban al techo, comenzó á temblar como un azogado de temor á los ladrones.

— ¡Socorreme, Santo mío! — murmuró. — ¡Ven en mi ayuda! ¡Ampárame en este terrible trance! ¡Por última vez imploro tu clemencia! ¡Defiende mi bien!

Desde aquel día, *Espera Sentado* vió siempre junto á sí un ángel que le guardaba á él, y no al tesoro.

Y dominado per aquella sed in-

5. Impulso.

6. Se negaba.

saciable de poseer sin trabajar, la cual se avivaba con el logro de la posesión, que era su mayor castigo, presa de sórdida avaricia pedía en vano á San Isidro que le diera alas como las del ángel custodio, no para remontarse á la altura, sino para alivio de los pies y ahorrarse las alpargatas.

Nilo María Fabra.

Rimas.

¿Será verdad que cuando toca el sueño
Con sus dedos de rosa nuestr os ojos,
De la cárcel que habita huye el espíritu
En vuelo presuroso?

¿Será verdad que, huésped en la nieblas,
De la brisa nocturna al ténue soplo,
Alado [1] sube á la región vacía
A encontrarse con otros?

¿Y allí, desnudo de la humana forma,
Allí, los lazos terrenales rotos,
Breves [2] horas habita de la idea
El mundo silencioso?

¿Y ríe y llora y aborrece y ama,
Y guarda un rastro del dolor y el gozo,
Semejante al que deja cuando cruza
El cielo un meteoro?

¡Yo no sé si ese mundo de visiones
Vive fuera ó va dentro de nosotros;
Pero sé que conozco á muchas gentes
A quienes no conozco!

Gustavo A. Becquer.

1. Con alas. — 2. Pocas.

Isabel la Católica.

Por el tiempo en que empezó á reinar Doña Isabel, la nobleza tenía como vinculado en sí el honor y el poder; el resto del pueblo castellano carecía absolutamente de consideración, y á semejanza de los antiguos ilotas [1], sólo obraba en materias de interés público como instrumento de la voluntad de los nobles y señaladamente de los magnates. La nobleza, por su parte, miraba generalmente con desdén la doctrina y las luces; y creyendo que sólo era digna de ella la profesión de las armas, despreciaba como baja y humilde la de las letras. De las pocas personas de esta clase que se apartaron de la regla general, unos dejaron en opiniones su nombre como Don Enrique de Villena, otros contribuyeron á confirmar con su ejemplo que la afición á las letras no se oponía á otras inclinaciones elevadas y generosas, como sucedió con los mismos Don Juan II y Don Enrique IV. La educación de los Reyes Católicos se ajusta [2] con

1. Esclavos lacedemonios.

2. Acomoda, amolda.

esas ideas, y tuvo cortísima parte en ella el cuidado de adornar el entendimiento.

Doña Isabel supo hacerse superior á esta funesta preocupación de su siglo: y aunque la guerra de Portugal, el sosiego [3] interior del Reino, la reforma urgente de los abusos y los preparativos para la conquista de Granada distrajeron su atención desde los principios de su reinado, nunca se perdió de vista el proyecto de aumentar la cultura y el amor de saber en los ánimos de sus vasallos. El fruto correspondió á sus tareas; y si al empuñar el cetro halló á los castellanos valientes y feroces, al morir los dejó valientes y cultos. Su corte fué el principal teatro de esta agradable transformación. Los grandes, los nobles, los palaciegos eran los que se mostraban más amantes y solícitos de los favores de las musas. La corte precedía á la nación en el honor y cultivo de las letras: la nación seguía, pero su instrucción, siempre inferior á la de la corte, indicaba cual era el verdadero origen de la luz, y que no era la nación quien la daba sino quien la recibía. No fué así en tiempos de Felipe II: y esta observación, que hacemos al paso, es una de las que deben tenerse presentes al formar el paralelo entre los dos reinados de Isabel y de Felipe para decidir á cual de los dos debe darse la gloria de la ilustración española en aquel siglo.

La Reina persuadía [4] con su ejemplo. Para uso suyo había compuesto Diego Valera una crónica de España, precedida de la descripción de las tres partes del mundo conocidas hasta entonces, obra que tenía concluida su autor en el año de 1481. Por una carta que escribió á Doña Isabel el cronista Fernando del Pulgar, se ve que antes de empezarse la guerra contra los moros de Granada, estudiaba aquella princesa la lengua latina y había aprendido otras. La latina, cuyo estudio consideran hoy algunos poco menos que como ocupación vil y aldeana [5], era en aquella época la que por lo común cultivaban exclusivamente los literatos y la única que solía mirarse como digna, no sólo del culto religioso, no sólo de las ciencias, sino también de las negociaciones políticas. Continuó por largo tiempo la costumbre de usarse del latín como idioma común entre los potentados de Europa.

Manifestando tanto empeño la Reina en cultivar su entendimiento [6], no podía menos de fomentar las mismas ideas en su familia y entre sus cortesanos. No contenta con los progresos que por diligencia y afanes de Lebrija y otros hacía la ilustración y buen gusto en Castilla, no contenta con las muestras de favor y protección que dispensaba á las letras con honrar los ejercicios literarios del estudio general de Salamanca asistiendo personalmente á ellos, como alguna vez lo hizo, quiso que la cultura y la instrucción fijasen principalmente su domicilio en la corte y que la nobleza entendiese que el ejercicio de las armas no era el único á que debiese ceñir [7] su afición y sus ocupaciones. En 1487 el conde de Tendilla, embajador en Roma, había convidado á venir á España y traido consigo á Pedro Martín de Angleria, erudito milanés, que se presentó á los Reyes en Zaragoza. Doña Isabel, aunque ocupada á la sazón en los aprestos para continuar la guerra de Granada, deseó que Martín se dedicase á la enseñanza de los jóvenes palaciegos; pero delicada aun en ejecución de tan loable deseo, hizo que su confesor fray Hernando de Talavera le preguntase antes en que destino quería servirla. Martín, contra lo que se esperaba, prefirió la milicia; y con efecto, si-

3. Tranquilidad. — 4. Convencía.

5. Vulgar. — 6. Inteligencia. — 7. Limitar.

guió en la casa y comitiva de la reina durante la guerra de los moros, hasta que, terminada esta, la Reina volvió á proponerle, por medio del cardenal Don Pedro Gonzalez de Mendoza, cuan grato le sería que desde Granada, donde se había quedado, se trasladase á la corte, y abriese estudio para los grandes que la seguían. Esto era en el mes de marzo de 1492. y en julio del mismo año ya enseñaba Pedro Martín en Valladolid, donde se hallaban los reyes.

Lo que el conde de Tendilla hizo en Roma con Pedro Martín, lo había hecho algunos años antes el almirante Don Fadrique Enriquez en su destierro de Sicilia con Lucio Marineo, otro de los propagadores de los buenos estudios en España, á donde vino por los años de 1484. Después de haber enseñado en Salamanca al lado de Lebrija, fué trasladado al palacio real por los de 1506, probablemente para suceder ó auxiliar á Pedro Martín en el magisterio, y vivió hasta mediados del reinado de Carlos V. Tuvo muchos discípulos ilustres, entre ellos á Don Diego de Acevedo, conde de Monteire, que murió gloriosamente en el año de 1503 en el socorro de Salscás, y á Don Juan de Aragón, arzobispo de Zaragoza.

De esta suerte se difundió[8] rápidamente y se estableció en la comitiva de Isabel la cultura y la ilustración. A ejemplo de la Reina, sus damas quisieron también cultivar sus entendimientos, y para ello se dice que escribió Antonio Lebrija el tratado de gramática castellana que dió á luz en 1492. La reina fomentaba con ardor los proyectos literarios, y admitía gustosa sus dedicatorias, que no eran entonces como ahora nombre vano, sino argumentos ciertos de aprecio y protección de los libros y sus autores.

Y aquella nobleza castellana que desdeñaba con orgullo los adornos del entendimiento, llegó á sacudir esta preocupación de tal modo, que según escribe Jovio en el elogio de Lebrija, no era tenido por noble el que mostraba aversión á las letras y á los estudios.

Diego Clemecín.

(Elogio de la reina Isabel la Católica.)

8. Propagó.

Una promesa.

El Santuario de Nuestra Señora de la Cabeza, situado en la falda de Sierra-Morena, es uno de los más pintorescos de Andalucía. En el mes de Mayo se celebra la festividad de la Virgen, y á ella concurren en romería[1] multitud de vecinos de Arjona, Lopera, Espelíu, Menjibar, Marmolejo y otros pueblos de aquel territorio.

Andújar es el punto de reunión del mayor número de hermandades[2]. Allí se juntan y de allí parten en mulos y caballos enjaezados[3] al estilo del país, formando vistosa y pintoresca comitiva, á quien adornan lujosas banderas y estandartes con los colores y emblemas de las poblaciones.

En los contornos del Santuario se establece una especie de campamento, donde cada grupo se acomoda y toma cuantos pies de terreno le place[4]. Abundan, como es lógico y natural en estos casos, tabernas y casas de comidas, alternando con tiendas de dulces y de objetos sagrados y profanos que se relacionan con las fiestas de la Virgen.

Claro esta que á esta romería, como á casi la generalidad de ellas, puede aplicarse lo del *mucho vino y poca cera*, diciendo con el poeta que nunca faltan en ellas

Muchos mozos de intención
Muy profana, y de curiosos
Incomparable montón :
Muchísima irreverencia,
Y muchísimo calor....

1. Peregrinación. — 2. Cofradías. — 3. Adornados. — 4. Acomoda.

Pero si esto es verdad, también lo es que asisten legítimos creyentes impulsados por la piedad, por el fervor y por el deseo de mostrarse agradecidos á los favores que recibieron por mediación de Nuestra Señora.

Referiré como ejemplo un caso verdadero que no ha sido único ni mucho menos, por que los incrédulos y los irreligiosos no abundan tanto como se cree.

Hará unos quince ó veinte años que, en unión de otros miembros de la hermandad, presidía la mesa del petitorio, colocada en el atrio de la iglesia, mi inolvidable amigo el ilustre Conde de Agramonte.

Las últimas personas que salieron del templo eran un hombre de campo, bajo de cuerpo [5], moreno y de fisonomía agradable, que representaba cincuenta años de edad, acompañado de una mujer que indudablemente debía ser su esposa.

¿ — Es aquí, — preguntó, — donde se echan los donativos para la Santísima Virgen?

— Aquí es — le contestaron.

— Antonia, venga eso. Y Antonia saco del seno un bulto que se hallaba contenido en un pañuelo viejo y de mala calidad, pero muy limpio ; deshizo los fuertes nudos que lo sujetaban, dejó al descubierto las monedas de oro, plata y cobre que contenía, y rogó que hiciesen el favor de contar aquella suma.

— Pues aquí vienen — dijo el tesorero — mil trescientos cincuenta y dos reales.

— ¿ Quiere Vuestra Merced ajustármelo por duros?

— Sí, señora : sesenta y siete duros y tres pesetas.

La mujer reflexionó algunos momentos, y dirigiéndose al marido le dijo : Mira, Curro [6], veinte duros de la borrica y veinte del trigo, hacen cuarenta : y dos de la escopeta, cuarenta y dos; y luego tu capa, y los colchones, y el arca, y el velón, y el almirez, y los demás trebejos de la casa ; ...si, sí, lo que habíamos calculado, más de sesenta duros, ya lo estás viendo...

Y como nadie hablase una palabra, el Conde preguntó cuál era la cantidad que destinaban para limosna.

— Pues toda esa, señor, toda esa... — exclamó á dúo el matrimonio.

— Entendí [7] que la posición de ustedes no les permitía dar suma tan crecida — replicó el conde sorprendido.

— Si el señor lo que quiere manifestar es que nosotros somos pobres para dar tanto, le diré que tiene razón. Cierto que vivimos en la pobreza. Pero el favor que hemos recibido de la Santísima Virgen es tan grande y el milagro tan patente, que hacemos poco regalándole nuestra fortuna entera. Esta mujer que me acompaña es mi esposa : la adoro con toda mi alma : llevamos treinta años de casados sin haber tenido jamás un sí ni un no [8]. Padeció enfermedad tan grave que la dieron por difunta : cuando la amortajaban y ví encender las candelas [9] que debían alumbrar el cadáver, me entró tal congoja [10] y aflicción, que no podré referirla. Y entonces ví, ví con mis ojos, como ahora estoy viendo á ustedes, á la Santísima Virgen. Me hinqué de rodillas, y con las manos levantadas al cielo dije con todo mi corazón y toda mi alma : ¡ Madre mía, resucitádmela y os daré todo lo que tengamos !

Y como me la resucitó y aquí ven ustedes á mi Antonia, buena, sana y en perfecta salud, después de haber caminado á pie y sin cansancio dos leguas, aquí vengo lleno de fe y de agradecimiento á corresponder á la promesa de entregar toda mi fortuna, después de dar las gracias á Nuestra Señora por haber accedido á mi súplica.

Durante esta relación, Antonia hacía con la cabeza señales de conformidad y asentimiento á lo manifestado por su esposo.

— De modo – dijo uno de los co-

5. Pequeño. — 6. Francisco.

7. Creí. — 8. El más pequeño disgusto. — 9. Cirios. — 10. Angustia.

frades — que ustedes se quedan sin nada.

— ¡ Cómo sin nada !... — replicó el hombre con energía ; — pues qué, ¿ es que ha de faltarnos el amparo de la Virgen ?

— Cierto, interrumpió Agramonte ; — cierto que Nuestra Señora protejerá siempre á tan fervientes devotos. Y el Conde que era cristiano y generoso, sacó del bolsillo diez doblones de oro [11] y trató de entregarlos á los romeros.

Estos al ver la acción y las monedas que les alargaba para que las recibiesen, retrocedieron como empujados por una corriente eléctrica.

Todos los argumentos empleados para que aceptasen el donativo fueron inútiles. Nosotros, exclamaron, no debemos tomar eso... ; caso de percibirlo, lo daríamos en el acto á la Virgen .. Muchas gracias por la buena intención del señor... que Dios se lo pague... ; no es desprecio ni mucho menos, por que los pobres no debemos ni podemos despreciar á nadie..... Pero ¡ qué pensarían en el pueblo si nos viesen volver cargados de oro ! ¡ Qué nos dirían nuestras conciencias ! Nada, señor, perdónenos usted, y si se empeña en hacernos felices del todo accediendo á nuestros deseos, entonces le pediríamos....

— ¿Qué pedirían ustedes? — dijo con curiosidad el conde.

— Pues que el señor hiciese la caridad de mandar que nos diesen un pedazo de pan para la vereda [12] — replicó el hombre refrenando las lágrimas.

La petición fué otorgada en el acto. Y entregados sendos panes, y besados respetuosamente por los romeros, tomaron estos con gentil compas de pies el camino de la aldea con sus conciencias rebosando tranquilidad, sus almas contento y alegría.

El Doctor Thebussem.

11. Monedas de 20 pesetas.

12. Para el camino.

A una Nariz.

Érase un hombre á una nariz pegado ;
Érase una nariz superlativa [1] ;
Erase una nariz sayón y escriba ;
Érase un peje [2] espada muy barbado ;
Éra un reloj de sol mal encarado ;
Érase una alquitara pensativa ;
Érase un elefante boca arriba ;
Éra Ovidio nazón más narizudo ;
Érase un espolón de una galera ;
Érase una pirámide de Egipto,
Las doce tribus de narices era.
Érase un naricísimo infinito,
Muchísima nariz, nariz tan fiera
Que en la cara de Anas fuera delito.

F. de Quevedo Villegas.

1. Muy grande. — 2. Pez.

Fábula.

La Oruga y la Zorra *.

En una reunión se trataba cierto día del gusano artífice ingenioso de la seda, y todos los animales ponderaban su trabajo. Para muestra presentaron un capullo, y después de haberle examinado los aplausos aumentaron. El Topo mismo, á pesar de ser ciego, confesó que el capullo era un milagro.

Desde un rincón la Oruga murmuraba en términos ofensivos, llamando friolera la labor admirable y mentecatos á los elogiadores. Los unos á los otros se preguntaban: « ¿ Porqué este miserable Gusarapo es el único que vitupera lo que todos alabamos de concierto ? » Hasta que la Zorra dijo : « El motivo no puede ser más claro. ¿ No sabéis, compañeros, que también la Oruga labra capullos, aunque malos ? »

IRIARTE.

* Véanse las otras cuatro partes.

Anécdotas.

El astrólogo previsor.

Cierto monarca supo que había en su corte un bribón [1] que se dedicaba á hacer profecías, y quiso llamarle con el propósito de hacerle una pregunta, y si no le satisfacía, mandarle arrojar por una ventana.

Así pues, preguntó al astrólogo en cuanto le tuvo delante si sabía lo que le iba á suceder en breve plazo ; pero él, presintiendo las intenciones del rey, contestó :

— Señor, sé muy bien que he de morir dos horas antes que Vuestra Majestad.

Quedó el príncipe tan asustado con la respuesta, que le señaló una pensión y le encargó que cuidase mucho de su persona.

1. Granuja.

***

Una frase de Cromwell.

Cuando Cromwell entró triunfalmente en Londres le hicieron observar la enorme cantidad de gente que de todas partes acudía para verle.

— Lo mismo sucedería, — replicó, — si me llevasen al patíbulo.

***

La pregunta.

Preguntando á un viajero si sabía cual era la cosa mejor, respondió : La libertad.

— ¿ Y la más sabrosa ?

— La ganancia.

— ¿ Y la menos conocida ?

— La fortuna.

— ¿ Y la peor ?

— La muerte.

— ¿ Y cual es el hombre más dichoso del mundo ?

— El hombre sabio, rico, y con salud.

— ¿ Y el más desgraciado ?

— El anciano sin bienes [2].

— ¿ Y el más importuno ?

— El hablador.

— ¿ Y el más peligroso ?

— El médico ignorante.

— ¿ Y el más digno de compasión ?

— El mentiroso por que no le creen aun que diga la verdad.

2. Fortuna, medios para vivir.

Les Cinq Langues

N° 20. 20 Juillet 1907. 7e Année.

PARTE ESPAÑOLA

Los Desiertos.

Hay entre Pastrana y Buendía una campiña que se llama Bolarque. Es un paisaje un poco austero, bien poblado de árboles, silencioso. El río Tajo, este buen río cantado por Garcilaso, corre entre unas peñas hondas [1], como acanalado. Aquí á este ameno paraje llegaron á fines del siglo XVI unos sencillos frailes; eran tres nada más; sólo llevaban por todo tesoro catorce maravedís [2]; pero ellos estaban animados de un entusiasmo ardiente y decidieron fundar en esta soledad un retiro ó monasterio para aquellos espíritus que no gustasen del mundo. La escasez de sus medios no les desalentaba [3]; Santa Teresa cuando iba por los pueblos fundando conventos, con una chocilla, mechinal ó zaquizamí que le dejaran estaba contenta; ella se aposentaba allí con sus compañeras de religión; luego poco á poco, como don celestial, vendría todo lo demás.

Los tres religiosos que llegaron á Bolarque tenían este mismo espíritu; ante todo, ellos colgaron una campanita de un pino: con ella llamaban á los Oficios. Después, construyeron una pequeña choza. Su alimento eran las hierbas del campo; vivían frugalmente: alababan á Dios; se hallaban lejos de los ruidos mundanos y sus espíritus gozaban de una plena paz, de una profunda serenidad.

Pero la fama de la santidad de estos hombres se fué extendiendo por los contornos; muchas almas piadosas trajeron donativos; ya había medios para edificar un convento, y el convento se hizo: un noble hidalgo llamado Don Francisco Contreras construyó en él una capilla para que sirviese de enterramiento [4] á él y á su mujer. Y además del convento por todo el monte se levantaron doce ó catorce capillas ó ermitas en las que cada monje pudiese vivir en completa soledad.

Así quedó fundado el desierto de Bolarque: esta relación la hace fray Francisco de Santa María en su libro *Reforma de los Descalzos de Nuestra Señora del Carmen de la Primitiva Observancia*. Al igual que este desierto había otros muchos en España: tales como el de Porta Celi, en Valencia; el de las Batuecas, en la Peña de Francia: el de Cardón, en Cataluña: el de Santa Ana, en Jumilla; el de las Palmas, en Castellón, el de Nuestra Señora de las Nieves, en la Serranía de Ronda. Y aquí era donde algunos de aquellos caballeros que habían peleado en Italia, en Flandes ó en América, que habían andado mucho por el mundo y que habían visto las insanias, desenfrenos y perversidades de los hombres, así como la vanidad de las glorias humanas, se retiraban hasta el fin de sus días y ponían donde había estado el penacho altanero, la parda y humilde cogulla del eremita.

J. Martínez-Ruiz.

1. Profundas. — 2. Moneda antigua que valía la trigésima cuarta parte de un real de vellón. — 3. Desanimaba.

4. Tumba, sepulcro.

Los Aprendices

Cubiertos por blusitas blancas ó azules
Muy llenas de zurcidos y de remiendos,
Brincando [1] por las calles van al trabajo
Los hijos de los pobres : los pequeñuelos
Que, al entrar en la vida, por suerte ingrata,
Han de ganar luchando ropa y sustento.

Los fuelles gruñidores de la herrería,
Los cortantes cepillos del carpintero,
Las turbinas gigantes y las dinamos,
Las máquinas que imprimen el pensamiento,
Y los cinceles, mazos, picos y brochas,
En el taller aguardan á los chicuelos.

Es fuerza que trabajen los muchachitos
Y es fuerza que se olviden de alegres juegos;
La vida para todos es un combate,
Y los que á la batalla pobres vinieron,
Han de acabar la lucha cuando sucumban
Y han de lanzarse en ella presto [2], muy presto.

La comida que nutre sus cuerpecillos
La ganan noblemente, con noble esfuerzo,
Y del pobre salario que les entregan,
Si no hay para juguetes y caramelos,
Hay para que no mueran los hermanitos
Que en mezquino tugurio [3] viven enfermos.

Son capullos de vida los aprendices ;
Son albores que anuncian soles espléndidos ;
Son mañanas del mundo que, en los talleres,
Cual pájaros cautivos, dulces y buenos,
Mientras entonan cantos abren las alas
Esperando muy pronto tender el vuelo.

Ellos no sienten odios de los felices ;
Ellos, como no envidian, viven contentos,
Teniendo lo que tienen cuantos esperan :
Resignación bendita, madre de ensueños
Que acaso cristalicen en lo futuro
Cuando pasen los años lentos [4], muy lentos.

Al declinar la tarde, cuando otros niños
En parques y en jardines saltan risueños,
Los aprendices salen de su trabajo
Y miran á los otros como á pigmeos
Que ignoran que á la cumbre, trono de gloria,
Se sube con fatigas de Nazareno.

Si algo en la tierra envidian los aprendices
Que en la labor se templan como el acero,
No es el traje que lucen los niños ricos,
Ni el juguete costoso, ni el hogar regio. . .
Distantes de sus madres, los que laboran
Se pasan las jornadas. . . ¡ faltos de besos!

1. Saltando. — 2. Pronto. — 3. Buardilla. — 4. Despacio.

. . . .
. . . .
Obreros somos todos ; todos luchamos,
Y, cual los aprendices, todos queremos
Abandonar el yunque de los dolores
Que rinden nuestras almas y nuestros cuerpos,
Y volar como alondras sobre la tierra
Y gozar de la vida. . . . . ¡ cerca del cielo!

Yo os saludo, aprendices : ¡ sois mis hermanos!
No os brindo mi experiencia, que es sol de invierno.
Que, aunque disipa sombras, calor no ofrece ;
Ni os rindo admiraciones, ni os compadezco ;
Pero á las buenas almas, para vosotros,
Les pido humildemente. . . ¡cariño y besos!

M. R. Blanco Belmonte.

¡ Sollacabras, un minuto !

Pocas veces paso por aquella endiablada estación de Sollacabras; el trozo de camino de hierro en que está enclavada[1] sólo sirve para llevar á los baños enfermos del hígado que vuelven curados ; nadie tiene, pues, interés en ir allí ni aun para visitar las gigantescas arrugas y jorobas que en aquel punto le han salido al planeta.

Y claro está, dicho esto, que los bañistas que van á las aguas no se fijan poco ni mucho en aquella estación de Sollacabras, que parece sobre un pico y vista desde abajo, desde el túnel, un nido de cigüeña en el alero de un campanario. El tren correo llega á aquella altura á las tres de la madrugada : es un momento necesario para que la máquina tome agua ; ha subido desde el valle haciendo eses tremendas por los flancos de las montañas, halando dificultosamente, como un reptil enorme que subiera calladamente al nido de cigüeñas, y que al llegar á él se detuviera rendido. Nadie se asoma al llegar á Sollacabras, donde casi siempre la montaña se emboza en jirones de nubes, y apenas la máquina ha bebido, el reptil mueve de nuevo los anillos y baja seguido, por la otra vertiente, hasta el apacible rincón en que se ve blanquear el establecimiento de baños minerales.

La vez primera que pasé por Sollacabras á la hora ya dicha, había luz de luna : era yo tal vez el único viajero que no dormía, y ví el puente echado sobre la cortadura que está á tres kilómetros de la estación. La altura á que está colgado el puente me dió vértigo, y me senté sin querer mirar más, pensando con horror en lo que sería del tren y de todos nosotros si cediera un rail ó se aflojase un tornillo.

La luna se reflejaba en el hilo de agua que corría entre piedras, allá en el fondo, que de noche parecía mucho más abajo de lo que realmente estaba.

*
* *

Mendoza, aquel guarda-agujas chiquitín[2] y cuadrado á quien todos los bañistas conocieron por Mendocilla, llenaba en la estación varias funciones : él cargaba en el vagon de cola lo poco que allí se facturaba, él abría y cerraba la toma de agua y hacía el cambio de entrada y salida, subiendo desde el puente con el tren, al cual trepaba, hecho el cambio, en fuerza de agilidad y costumbre.

1. Situada.

2. Pequeñito.

Después de la catástrofe ocurrida en el puente, eché de menos en la estación, y al llegar, la voz de Mendocilla, que anunciaba siempre en tono de salmodia :

— ¡Sollacaaaaa... bras : un minuto !

Pregunté por él, y supe, en el breve espacio que empleó la máquina en beber, lo que había sido de Mendocilla.

Una cosa muy triste que me contó el jefe de estación en tono conmovido. Mendocilla había casado á su hija por la mañana, y en el mixto, después de la boda, había mandado á los recien casados á pasar el día en la capital, único viaje de boda que podían permitirse : debían volver á la madrugada, en el correo, precisamente en aquel correo destinado á venirse con un tramo del puente por la cortadura abajo.

No se ha sabido todavía como fué aquello : si la horrible noche de viento y agua socavó sobre el puente parte del peñasco que al caer se llevó un trozo del tramo, ó si este estaba en mal estado y cedió por sí solo ; los restos que abajo quedaron borraron toda indicación en un solo desastre.

Nadie supo nada, más que Mendocilla. Salió hacia el puente media hora antes de la llegada del tren, con objeto de dejar hecho el cambio y bajar todo lo que pudiera para venir con los chicos hasta Sollacabras. El pobre Mendocilla se desplomó de angustia al llegar al puente y ver lo que allí había ocurrido. Corrió á través del temporal hacia la estación, y volvió otra vez al puente azuzado [3] por esta idea : el tren tardaba cuarenta minutos en hacer el trayecto desde la estación anterior hasta Sollacabras, el tren *subía ya*....

Mendocilla llegó al puente, y, colgado por las manos del único rail que quedaba mal sujeto al montante, pasó al tablero intacto del otro lado, echando á correr vía abajo con su farolillo rojo en la mano, cegado por el agua, sacudido por el viento, temblando de miedo, un miedo horrible de no llegar á tiempo.

Por una cortadura de la trinchera miró Mendocilla á la via, que se desarrollaba en pendiente y curva, para ver si en el fondo negro del monte surgía la luz roja de la máquina. La vió de pronto, cerca, á tres kilómetros, y siguió corriendo para subir al alto de la trinchera ; subió á pesar de que el temporal le sacudia furiosamente, y en lo alto movió desesperado y loco el farolillo.

El tren siguió subiendo...

Llegó á la trinchera, y Mendocilla se dejó caer por ella resuelto á ponerse delante, á detenerlo por sí, creyendo que él sólo con sus dos brazos tendria fuerza bastante para tan temerario empeño...

Pasó el correo ; el temporal, que retumbaba en los huecos de la montaña, ahogó los gritos de Mendocilla, y el agua debió obligar á los dos hombres de la máquina á refugiarse junto al hogar [4] ; por que no vieron el farolillo de Mendocilla que movia con su espantado brazo.

Y siguió el tren hasta donde el destino le llevaba para estrellarse, y el desventurado Mendocilla corrió detrás, ya perturbado en su razón : cuando acabó trágicamente el día de bodas de sus hijos, no podía ya él darse cuenta de ello.

El jefe de estación, que fué, como queda dicho, quien me retirió esto mientras la máquina hacia agua, acabó diciéndome que iba de vez en cuando al manicomio de la capital á ver si se curaba la melancólica locura de Mendocilla.

— Si viera usted, — me dijo desde el estribo al arrancar el correo — cuán profunda compasión me inspira cada vez que al ver gente dice en el mismo tono que antes : ¡*Sollacaaa... bras : un minuto*!

Federico Urrecha.

3. Empujado.

4. Fuego.

Los rigores de la suerte.

Dolora.

Yo conocí un valiente
Que cuando iba á la guerra á matar gente
Murió de una caída en el camino,
Y al expirar [1], decía tristemente :
« No es el rayo el que mata, es el destino. »

CAMPOAMOR.

1. Morir.

El Reloj maravilloso.

Todo reloj lo es, porque ¿qué mayor maravilla que medir el tiempo, dividirlo en partes iguales, aplicar por decirlo así, una y otra vez el metro de su medida sobre su extensión sin fin?

Medir el espacio ya es otra cosa : el metro ordinario, que al fin es una cosa material, se va aplicando sobre los objetos materiales : á lo largo de una carretera ó de los muros de un edificio, ó sobre una tela extendida.

Pero el tiempo no es nada material ; ni se ve, ni se toca, hasta hay quien niega su existencia, y sin embargo se mide y se dice que un tiempo es igual á otro, que una duración es doble de otra duración.

Es una de las operaciones más estupendas, más inconcebibles y más fantásticas que ha realizado el hombre, y sin embargo una de las más prácticas, y por lo tanto de las más útiles.

Por eso decimos que todo reloj, por mal que marche [1], es una verdadera maravilla.

Pero no se trata del reloj de la industria ó de la ciencia, que de la ciencia y de la industria ha necesitado el hombre para realizar este prodigio metafísico que se llama la medida del tiempo.

Nos referimos al maravilloso reloj de cierta leyenda, que es como sigue.

Era una región extraña y misteriosa, cual [2] corresponde á un reloj maravilloso.

Eran unas montañas cuyas cúspides [3] cubiertas de nieve se hundían entre las nubes.

Bajaban las montañas por escalones hasta desvanecerse en valles frescos y alegres.

Fingían algo así como un inmenso manto que se desprendiese de las alturas : allá arriba armiño, más abajo esmeraldas, y al remate, formando caprichosos pliegues, rica orla de flores y de fuentes.

En la vertiente de estas montañas se elevaba [4] un castillo ó un palacio, que no es fácil afirmar lo que fuese : era sólido y viejo, era suntuoso : á la vez triste y alegre.

El dueño del castillo parecía ser un señor anciano, muy anciano ; nadie sabía su edad ; sus cabellos y su barba eran de año en año más blancos y mas largos : diríase que todos los inviernos renovaba barba y cabellera en la nieve de los altos picachos.

Tenía descendencia numerosa, que poblaba toda aquella región. Tenía hijos, que ya eran ancianos, tenía nietos que también lo eran, y biznietos y tataranietos, y su raza se prolongaba hasta el niño de pecho que juguetea en la cuna, desde el anciano que tantea al borde de la fosa.

Creyérase que él era como la cúspide nevada de aquellos montes, que con garfios de hielo querían asirse al firmamento ; y que sus tataranietos simulaban la orla de

1. Ande.

2. Como. — 3. Cimas. — 4. Alzaba.

flores risueñas y fuentes espumosas que se tendía por el valle.

En una de las cuevas del castillo guardaba este viejo el *reloj misterioso* de la leyenda.

Desde fuera se oía un tic-tac constante, causado sin duda por la péndola; pero el que no supiese que dentro había un reloj, podría imaginar que lo que dentro había era una máquina empleada en cortar algo con unas tijeras de movimiento regular y continuo.

Y en rigor, no otra cosa hacía aquel reloj con su tic-tac, que cortar el tiempo en pedacitos iguales.

Un día el viejo se distrajo ó se durmió; la puerta de la cueva quedó entornada, y por ella entraron sucesivamente aquellos de sus descendientes, desde los tataranietos hasta los hijos, que de diario venían á visitar al venerable y tantas veces abuelo.

Como más traviesos ó más curiosos, los primeros que empujaron la puerta y penetraron en la cueva fueron los niños.

Lo que vieron les llenó de admiración; verdad es que un niño de poco se admira.

La cueva era muy obscura, toda llena de tinieblas; en el centro había algo á modo de reloj gigantesco, y por debajo de su esfera, que apenas se vislumbraba [5], adivinábase, más bien que se veía, una enorme péndola oscilando desde un punto de luz á una masa de sombra.

En un costado de la cueva, y en lo alto, había una claraboya inclinada, que más bien parecía un pequeño túnel, porque atravesaba por completo los espesísimos muros del castillo.

Por aquella claraboya ó por aquel tubo bajaba una *cinta negra*, que llegaba hasta el reloj y en él penetraba, y el reloj, con su movimiento alternativo, cortaba la cinta en pedazos; los pedazos iban cayendo por el suelo.

Y el reloj, con su movimiento alternativo, cortaba la cinta en pedazos...

Los niños, por algo que habían oido, ó por adivinaciones misteriosas de la infancia, afirmaron *que aquella cinta era el tiempo*, que venía de fuera, de muy lejos, no se sabía de dónde, quizá del cielo; que atravesaba invisible por el espacio, que penetraba por la cerbatana de la cueva y que el reloj la cortaba en pedacitos todos iguales, que representaban los segundos, los minutos, las horas y los días.

De suerte que aquel montón de recortaduras que llenaba el suelo de la cueva, y que de cuando en cuando un viento subterráneo barría hacia las sombras de las rinconadas en tinieblas, no era otra cosa, ó no debía ser otra cosa, que el *tiempo pasado, hecho añicos* [6].

Aquellos añicos, iluminados á veces por el rayo de luz que acompañando á la cinta penetraba por la cerbatana, eran de muy distintas clases y apariencias.

Había pedacitos blancos como la nieve, y otros negros como el carbón.

Los había azules. Los había color esmeralda. Los había de color de rosa, como las nubes de la alborada: los había de grana y fuego, como los celajes de poniente.

5. Distinguía.

6. Pedazos muy pequeños.

Algunos tenían manchas encarnadas [7] que parecían sangre.

Otros, sobre fondo negro, como chispitas de cristal, á modo de lágrimas cuajadas.

Y de cuando en cuando, algunos de los pedacitos parecían trozos del arco iris.

El viento colado por debajo de la puerta, ó el que se encanalaba por la claraboya, revolvía sin cesar el montón, y sin cesar lo barría hacia la sombra.

Quizá los pedacitos de colores claros significaban los instantes alegres de la existencia.

Quizá los de colores sombríos procedían de horas negras de la vida, cortadas en pedazos por el misterioso mecanismo.

Los niños, como era natural, se entretuvieron en ir recogiendo los pedacitos azules, verdes, de color de aurora ó de variantes de iris; y cuando ya no les cabían más en las manos, salieron huyendo, como el ladrón que acaba de robar algo, y se fueron al valle á jugar con aquellos pedacitos risueños del tiempo.

Después entraron en la cueva los papás de los niños, y también quisieron recojer del montón trozos alegres de recortaduras; pero ya quedaban muy pocos: la mayor parte se los habían llevado los niños. Y desistiendo de su empeño por lo imposible ó por lo trabajoso. se fueron á descansar á la puerta del castillo; que ellos, personas formales, ya no bajaban al valle como sus hijos.

Después entraron en la cueva los viejos, y con tanta ansia como los niños buscaron en el montón colores alegres, vivos reflejos, cintas de iris; pero imposible: ya no quedaban más que los trozos negros, cada vez más negros.

Y cuando estaban en esta faena asomó por la puerta, con su cabellera blanca y una sonrisa que bajo la nieve de la barba se adivinaba apenas, el abuelo de todos ellos, y les dijo con voz triste, pero cariñosa: « No busquéis, hijos, no busquéis recortaduras alegres del tiempo, que los niños se las llevaron todas. Sin embargo, ¿quién sabe? Mirad si por acaso viene algún color alegre en esa cinta. »

Y los viejos, formando grupo de barbas blancas y cabelleras nevadas, y pegándose [8] mucho al reloj, se pusieron á mirar hacia arriba por la cerbatana, á ver si en la cinta del tiempo venía algún color alegre.

Allá fuera, algún rayo de luz, alguna imitación del iris, solía vislumbrarse; ¿pero lo traía la cinta, ó eran fantasmas aéreos de las nubes y de la atmósfera?

El grupo de viejos siguió mirando hasta que llegó la noche.

La cueva fué todo sombras, y sólo se oía el anhelar de los ancianos buscando claridades en el cielo azul que por la claraboya se divisaba, y el tic-tac del reloj maravilloso, que seguía desmenuzando el tiempo en horas, minutos y segundos.

José Echegaray.

(De la Real Academia Española.)

7. Rojas.

8. Arrimándose.

Las dos Ranas*.

Una vez, en el Japón, había dos ranas. Una de ellas, había elegido domicilio en un foso, cerca de la ciudad de Osaka y á orillas de la mar, mientras la otra vivía en un límpido arroyuelo que cruzaba la ciudad de Kioto. No se conocían poco ni mucho, pero por extraña casualidad, un día, les dió á las dos la idea de correr un poco de mundo. Y la rana que vivía en Osaka quiso dirigirse á Kioto, y la que habitaba en Kioto quiso ir á Osaka. En una hermosa mañana de primavera, las dos tomaron la

* Véanse las otras cuatro partes.

carretera que conduce de Kioto á Osaka, y una se encontraba en un extremo del camino mientras la otra se hallaba en la extremidad opuesta. El viaje fué mucho más penoso de lo que habían pensado, pues ni una ni otra tenían gran experiencia en materia de viajes, y á medio camino encontraron una montaña cuya ascención era preciso hacer.

Mucho tiempo invirtieron antes de llegar á la cumbre, y cuando al fin lo consiguieron, su sorpresa, al encontrarse frente á frente á otra rana, fué inmensa. Por espacio de algunos momentos se miraron sin decir palabra, y luego, entablada la conversación, expusieron las causas que motivaban su encuentro tan lejos de sus respectivas moradas.

— Que desgracia que no seamos mayores, — dijo la rana de Osaka, — pues desde aquí podríamos ver las dos ciudades y darnos cuenta de si vale la pena de que lleguemos á ellas.

— ¡ Oh ! — replicó la rana de Kioto ; — hay un medio. No tenemos más que alzarnos sobre nuestras patas traseras y sostenernos una á otra, y de este modo, podremos ver las ciudades á donde nos encaminamos.

Esta idea gustó tanto á la rana de Osaka, que se levantó al punto y apoyó las patas delanteras en los hombros de su amiga que también se había levantado. Así se sostenían mútuamente y se empinaban lo más que podían apretándose una á otra para no caerse. La rana de Kioto dirigió su mirada hacia Osaka, y la de Osaka, la dirigió hacia Kioto. Pero las muy tontas no habían caido en la cuenta de que, al ponerse en pie, sus grandes ojazos quedaban detrás de sus cabezas : sus hocicos miraban los lugares á donde querían llegar, pero sus ojos seguían fijos en los lugares de donde venían.

— ¡ Santo cielo ! — exclamó la rana de Osaka ; — Kioto se parece en absoluto á Osaka. Es muy cierto que no vale la pena de hacer tan largo viaje. Me vuelvo á mi casa.

— Si hubiese podido imaginar que Osaka no es más que una imagen de Kioto, nunca hubiera emprendido tan largo camino, — exclamó la rana de Kioto, y al decir estas palabras, retiró sus manos de los hombros de su amiga y las dos cayeron de nuevo en la hierba.

Se despidieron cortesmente después, y una y otra emprendieron el camino para regresar á sus respectivas moradas.

Y hasta el fin de su vida, estuvieron convencidas de que Osaka y Kioto, que son tan distintas una de otra como pueden serlo dos ciudades, se parecían como dos gotas de agua.

The Violet Fairy Book.

Baccalauréat Sciences-Langues (Juillet 1907).

(*Matières à développer. — Temps accordé : 3 heures.*)

Composition espagnole.

DON QUIJOTE Y EL FERROCARRIL.

Imaginad que Don Quijote y Sancho Panza viven en nuestros tiempos. Un día, buscando aventuras, se hallan en una via férrea... ¿ Qué pueden ser esas dos paralelas de hierro ? ... Diálogo de Don Quijote y Sancho Panza.

En ese momento se acerca un tren expreso... Espanto de Sancho y de Rocinante... El tren pasa haciendo un ruido tremendo...

Pero Don Quijote — que nunca tuvo miedo — determina aguardar la vuelta del monstruo, y se coloca en medio de la vía, con la lanza enristrada... No tarda en pasar otro tren, en dirección contraria el primero...

Desde lejos Don Quijote le dirige la palabra ; pero el monstruo adelanta con terrible velocidad y...

¿ Qué sucede ? (*Paris, 1er jour.*)

ÍNDICE

PARTE ESPAÑOLA

Actualidades.

Historia.

Literatura.

Les Cinq Langues

N° 1. 5 Octobre 1906. 7e Année.

PARTIE FRANÇAISE

Rembrandt.

Le 15 juillet 1606, il naquit chez un meunier de Leyde ; soixante ans après, il mourut pauvre, endetté, estimé médiocrement. Mélancolique destinée ! Celui dont l'œuvre est une des gloires de l'humanité bien souvent erra le long des quais d'Amsterdam avec, sous le bras, une toile que refusaient les marchands, et dont il destinait le prix à l'achat de son pain. Quelles toiles pourtant il promenait ainsi !

REMBRANDT.

Plus peut-être qu'aucun peintre, il avait compris deux principes fréquemment proclamés, rarement pratiqués : d'abord que le sujet n'est rien en lui-même, puis que la réalité, même repoussante à première vue, se révèle splendide aux yeux clairvoyants.

Les sujets ne sont rien pour lui : il en trouve dans la rue, dans les bouges, dans les intérieurs misérables ; il fait un tableau avec un colporteur juif loqueteux, avec une vieille femme ratatinée, avec une servante aux membres lourds, avec six drapiers qui lui demandent leur portrait, avec quelques commerçants qui jouent au soldat. S'il traite un épisode historique, c'est toujours les gens de son pays qu'il met en scène : les pèlerins d'Emmaüs, c'est Jésus chez des paysans néerlandais [1], Suzanne et les vieillards, c'est une grosse Hollandaise et deux bourgeois d'Amsterdam [2]. Riches étoffes, meubles somptueux, dames élégantes, seigneurs enrubannés, il dédaigna tout cela, autant que la friperie des peintres d'histoire. Ce qu'il avait autour de lui suffisait à Rembrandt.

C'est qu'il savait en extraire de la beauté, et une beauté qui saisit même le touriste toujours pressé, même le flâneur indifférent. Personne, mieux que lui, n'a su grouper des personnages avec des attitudes variées, et sans pose théâtrale. Personne, mieux que lui, n'a su animer des figures, faire briller ou éteindre des regards, faire parler des yeux, des plis, des rides. Ce ne sont pas des portraits, c'est de la vie fixée pour toujours... Cette vieille, c'est la déformation et l'épuisement de

1. Ce tableau est au musée du Louvre. — 2. *Suzanne et les Vieillards* (musée d'Amsterdam).

la caducité qu'elle nous dit, avec ses joues flétries et sa bouche rentrée [3]. Ces bourgeois accourant au roulement du tambour, c'est la joie du mouvement qu'ils nous représentent, mêlée à la gravité septentrionale [4]. Et les physionomies sont si réelles, qu'on un peu atténué, tant elle est discrète et chaude à la fois, douce comme une caresse. Elle baigne les visages, souffrants ou méditatifs ; elle rejaillit sur un angle de meuble, sur une lame d'épée, sur un haillon. Ici elle flamboie, elle projette des ombres vigoureuses ;

Rembrandt. — Les Syndics des drapiers
(*Musée d'Amsterdam.*)

devine presque les paroles qui sortent de ces lèvres entr'ouvertes, et que l'impression reçue demeure inoubliable.

Mais il n'est pas seulement grand parce qu'il a le don de la vie, il l'est encore parce qu'il a celui de la couleur : là, il est unique. Il ne cherche pas les clartés éclatantes ; ce qu'il préfère, c'est le demi-jour, c'est un rayon filtrant dans les ténèbres, ce sont les jeux des lueurs vagues perdues dans la nuit [5]. Et cette lumière qui tombe de son pinceau est presque dorée, mais d'un or là elle effleure seulement, et fait scintiller un point comme une étoile ; là elle se répand délicieusement jusqu'à ce qu'elle se fonde en une demi-obscurité [6]. Elle est le charme ineffable de chaque tableau, elle en est l'âme.

Honneur donc au plus grand des peintres ! à celui qui nous fait sentir dans leur plénitude

3. *Portrait de la mère de Rembrandt* (musée d'Amsterdam). — 4. C'est la *Ronde de nuit* (musée d'Amsterdam.)

5. Ainsi dans les *Pèlerins d'Emmaüs*. — 6. Ainsi dans les *Syndics des Drapiers*, dont nous donnons ici une reproduction. — Ajoutons que Rembrandt, quand il le veut, sait aussi éclairer ses personnages d'une clarté forte et presque brutale, sans clair-obscur : ainsi dans la *Leçon d'anatomie* (musée de La Haye), tout à fait surprenant de netteté, véritable tour de force de perspective d'ailleurs.

l'expression de la figure humaine, même fanée par l'âge et la misère, la beauté mystérieuse des choses, même pauvres et salies, la poésie divine de la couleur et de la lumière ! Son pays natal a célébré en juillet dernier le tri-centenaire de sa naissance et a fêté en grande pompe le plus illustre de ses fils. Au pied de sa statue, à Amsterdam, des dames de la ville, déguisées en muses, ont déposé pieusement des fleurs.... Il aurait souri de cette mascarade, lui qui aima si passionnément le vrai. Si un miracle l'eût ressuscité, il aurait fui sans doute loin des fanfares, des maisons pavoisées et de l'éloquence officielle ; il serait probablement allé rêver le long des canaux à l'eau noire, ou dans ce quartier juif qu'il aimait à parcourir autrefois, et il aurait regardé, avec plus de plaisir qu'une muse, rire ou pleurer un humble visage à la porte d'un taudis.

Max Jasinski.

La soie d'araignée de Madagascar.

A Madagascar existent des araignées de grande taille que l'on désigne sous le nom d'Halabes. Les indigènes les ont, paraît-il, en grande estime, car ils les mangent après les avoir fait frire dans la graisse. Mais elles paraissent susceptibles d'une utilisation plus intéressante et plus appétissante. Il y a quelques années, le Père Camboué a, en effet, montré que l'on peut recueillir leur soie et l'employer aux mêmes usages que celle du ver à soie du mûrier. D'après ses indications, on a créé un certain nombre de filatures spéciales, qui, grâce à la sollicitude de l'ancien gouverneur, le général Galliéni, commencent à se répandre et à donner des résultats.

La domestication des Halabes est beaucoup moins facile que celle des vers à soie, pour deux raisons principales : 1° Elles sont carnivores et ne peuvent par suite être nourries de végétaux, bien plus faciles à récolter que des bestioles; 2° Elles sont, comme toutes les autres araignées, d'un caractère déplorable, elles ne peuvent supporter, à côté d'elles, une de leurs compagnes sans se précipiter dessus avec furie et sans la dévorer. D'autre part, le fil ne peut être retiré du cocon, très irrégulier, de l'animal; il faut l'extraire de l'araignée elle-même — de même que l'on trait le lait de la vache.

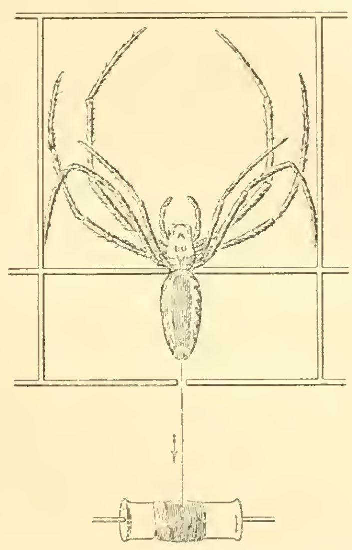


Schéma montrant comment se fait le dévidage de la soie de l'*Halabe*.

On arrive cependant à bout de toutes ces difficultés en plaçant les araignées séparément dans de petites cases, mises côte à côte, mais où des barrières infranchissables ne permettent pas aux Halabes d'exercer leur tempérament fratricide.

Chaque cage est carrée et contient une sorte de guillotine en miniature : c'est une petite demi-lune faite de bois, qui tient solidement l'araignée à la « taille », c'est-à-dire à l'endroit exact où l'abdomen se réunit au céphalothorax. On ramène un peu toutes les huit pattes en avant. De cette façon, l'abdomen se trouve dans une cavité tout à fait séparée. Pour mettre les bestioles dans cette posi-

tion, qui, on le comprend, n'est pas de leur goût, il faut prendre de grands soins. On doit, en effet, non seulement éviter de se faire piquer, mais aussi de les blesser, ce qui les ferait mourir rapidement.

Les jeunes filles malgaches ont le doigté délicat qui convient à ce genre d'exercice et elles installent dans leurs « box » les araignées sans que celles-ci s'en aperçoivent ou, du moins, sans qu'elles soient soumises à aucun mauvais traitement.

Lorsque les araignées sont ainsi mises hors d'état de prendre la clé des champs, on touche du doigt l'extrémité de leur abdomen et on en retire un fil que l'on enroule sur une bobine. On tourne cette bobine, et, au fur et à mesure, le fil sort du corps de l'animal, se dévide et s'enroule sur elle. Tantôt on enroule seulement le fil d'une seule araignée, tantôt on réunit d'abord plusieurs fils en un seul et, en enroulant le tout, on a une bobine de soie beaucoup plus solide.

La quantité de soie que peuvent produire les araignées de Madagascar est énorme : en un mois, au cours de quatre à cinq opérations, une seule a pu donner jusqu'à 12.500 mètres de fil, — mais c'est là un chiffre extrême.

L'extraction de la soie, d'ailleurs, ne peut se faire qu'à certaines époques de l'année ; la meilleure est celle qui correspond au moment où les araignées se proposent de pondre et de faire leur cocon. Passé ce temps, l'Halabe ne donnerait presque plus rien.

Lorsque le fil de l'Halabe se casse, on en conclut que celle-ci a donné tout ce qu'elle a pu et il faut songer à la réconforter. Pour cela on sort les épuisées de leur camisole de force et on les envoie dans une sorte de parc de convalescence : c'est une simple plantation de bambous, où les pieds sont nombreux et très voisins les uns des autres. Dans ce paradis que Mahomet n'avait pas prévu, les Halabes se remettent de leurs émotions, elles capturent des insectes et les mangent pour se sustenter, ce qui, comme conséquence indirecte, régénère leur soie à l'intérieur de leur corps. Malheureusement pour elles, cette félicité dure peu. Quand elles sont bien en point, les jeunes Malgaches les saisissent et les réintègrent dans leur prison, où on les dévide à nouveau. Et ceci, à cinq ou six reprises successives, jusqu'à ce que les araignées meurent d'épuisement. On les remplace alors par d'autres Halabes récoltées dans les buissons d'alentour.

La soie de l'Halabe est d'une couleur d'or merveilleuse et sa qualité est supérieure à la meilleure des soies du ver à soie. Un fil mesure sept millièmes de millimètre d'épaisseur, tandis que celui du ver du mûrier dépasse onze millièmes de millimètre ; leur soie est beaucoup plus fine par conséquent. La première résiste à la traction d'un poids de 4 grammes et s'allonge de 22 pour 100. La seconde supporte un poids de 3 gr. 76 et s'allonge de 13 pour 100. On fait toutes sortes de tissus remarquables avec la soie d'araignée ; ils sont d'une solidité et d'un moelleux extraordinaires. Singulière industrie, tout de même..

Henri Coupin.

Le semeur.

Rythmant ses grands pas aux cahots des mottes
où ses lourds sabots font de larges trous,
le long du labour, dans les sillons roux,
le semeur s'en va, terrant ses culottes[1].

1. Mettant de la terre à ses culottes. Inusité dans ce sens .

Il marche nu-tête au champ qu'il arpente,
et la sueur coule à son front vermeil.
Avec un seau clair qui brille au soleil,
auprès d'un sac plein, l'attend la servante.

Il tourne et revient, sa trace le guide,
au rythme du pas son bras s'assouplit,
il tend son semoir, la fille l'emplit ;
et le sac de blé lentement se vide.

Au ras des sillons la lumière frise.
Mais la herse vient, rampant sur ses dents :
tous les cailloux gris remuent, cliquetants [2],
et l'odeur du sol monte dans la brise. . . . .

Partout, au soleil pâli qui décline,
marchent les semeurs aux champs aplanis,
semant de la vie aux flancs des collines
pour l'avenir, pour le chaume et les nids[3].

Francis Yard.

2. *bruissants*. — 3. pour la chaumière et les enfants.

Une leçon de sobriété.

Un jour que Cyrus assistait à un repas très somptueux, dans lequel on avait tout prodigué, il parut indifférent à tout ce fastueux appareil. Comme Astyage [1] en était surpris : « Les Perses, lui dit-il, ne prennent pas tant de détours ni de circuits [2] pour apaiser leur faim : un peu de pain et de cresson leur suffit ». Son grand-père lui ayant permis de disposer à son gré de tous les mets qui étaient servis, il les distribua à tous les officiers du roi, pour les récompenser de leurs services ; mais il ne donna rien à Sacas, l'échanson d'Astyage. Le roi se montra sensible à cet affront et reprocha vivement à Cyrus d'avoir manqué d'égards envers un officier si distingué par son dévouement et par l'adresse merveilleuse avec laquelle il lui servait à boire. « Ne faut-il que cela, repartit Cyrus, pour mériter vos bonnes grâces[3] ? Je les aurai bientôt gagnées, car je me fais fort de [4] vous servir mieux que lui ». Aussitôt on équipe le petit Cyrus en échanson. Il s'avança gravement, d'un air sérieux, la serviette sur l'épaule, et, tenant la coupe délicatement de trois doigts, il la présenta au roi, avec une grâce et une dextérité qui charmèrent Astyage et Mandane[5]. Quand cela fut fait, il se jeta au cou de son grand-père, et, en le baisant, il s'écria : « O Sacas ! pauvre Sacas ! te voilà perdu ! j'aurai la charge ».

Astyage lui dit, en lui témoignant beaucoup d'amitié : « Je suis très content, mon fils : on ne peut pas mieux servir ; vous avez cependant oublié une cérémonie qui est essentielle : c'est de goûter la liqueur que vous m'avez présentée.

— Ce n'est point du tout par oubli, reprit Cyrus, que j'en ai usé ainsi.

— Et pourquoi donc ? dit Astyage.

— C'est que j'ai craint que cette liqueur ne fût du poison.

— Du poison ! s'écria le roi ; et comment cela ?

— Oui, mon père, répliqua le jeune prince, car il n'y a pas longtemps que, dans un repas que

1. Son grand-père, un Mède; les Perses étaient alors soumis à la Médie. — 2. *Complications*. — 3. *Votre bienveillance*. — 4. *Je me sens sûr de*.

5. Mère de Cyrus, fille d'Astyage.

remplit d'informations fantaisistes, particulièrement sur la façon dont les Indiens, alliés de la Grande-Bretagne, faisaient la guerre en Amérique, en scalpant les cultivateurs, leurs femmes et leurs enfants, dont les chevelures étaient soi-disant payées à la pièce.

Il racontait qu'on leur avait pris huit caisses chargées de ces dépouilles classées et étiquetées et qui allaient être expédiées au gouverneur du Canada. Son espoir était que les journaux anglais, trompés sur la provenance, reproduiraient ces phénoménales informations. Et c'est en effet ce qui se produisit, à sa grande satisfaction.

Toutefois, un lecteur vexé se désabonna. Franklin l'invite à souper; il accepte l'invitation et arrive dans un appartement étroit, modestement meublé, mais d'une extrême propreté. Une servante étend sur la table une nappe blanche, puis y place des concombres, des laitues, du beurre et du fromage. C'était tout le souper. On frappe à la porte, et la servante introduit le docteur Rush, qui s'est fait un nom dans les sciences médicales ; un instant après, Hancock, qui fut l'un des rédacteurs de la Constitution américaine ; puis Washington. Ces invités qui devaient jouer un si grand rôle dans le monde s'assirent gaiement autour de la table si humblement servie et restèrent à causer ensemble jusqu'à minuit.

Le lendemain, l'abonné grincheux, qui avait eu l'honneur de faire partie de cette réunion, dit à Franklin :

— Je vous remercie de la délicieuse soirée que vous m'avez fait passer hier et de la leçon que vous m'avez donnée. Un homme qui peut inviter les premiers citoyens de la ville à partager un plat de concombres ne peut que suivre honnêtement sa ligne politique. (*Le Radical.*)

Origine du chapeau de haute forme.

Le premier chapeau de haute forme (ou haut de forme, la discussion est encore ouverte) qu'on ait vu a été exhibé dans les rues de Londres, le 17 janvier 1797, par un certain John Hetherington.

Ce John Hetherington était chapelier de son état ; il venait d'inventer le « tuyau de poêle [1] » que nous connaissons encore, et n'avait pas trouvé de meilleur moyen, pour le faire connaître à ses concitoyens, que de l'arborer lui-même en public.

L'expérience tourna mal, cependant. Des rassemblements se formèrent autour du chapelier, qui vantait à haute voix l'excellence et l'originalité de sa marchandise. Dans la foule, on prit parti pour ou contre la coiffure nouvelle. Des discussions s'élevèrent, qui s'envenimèrent bientôt, et des horions furent échangés. L'inventeur du haut de forme en reçut sa bonne part.

Enfin, des *policemen* l'arrêtèrent et le conduisirent au poste. Le lendemain il était jugé et condamné à l'amende pour avoir troublé la paix publique.

Il s'en consola plus tard : le précurseur du « tout reflets [2] » fit fortune.

Et l'avenir s'est chargé de prouver que John Hetherington avait eu un trait de génie, puisqu'à plus d'un siècle de distance nous subissons encore la mode qu'il avait conçue.

1. Nom que le peuple donne à ce chapeau, on voit pourquoi. — 2. Autre nom donné par les chapeliers.

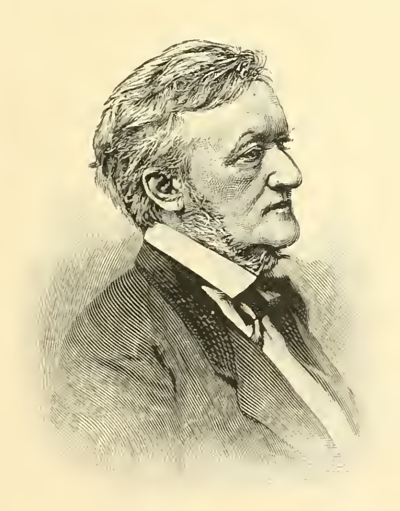
Les Cinq Langues

N° 2. 20 Octobre 1906. 7e Année.

PARTIE FRANÇAISE

Les commencements de Richard Wagner.

En 1827, élève au collège de Leipsig, Wagner passait en troisième pour un *bon élève en lettres*. Il remporta le prix dans un concours poétique ouvert pour déplorer la mort d'un de ses camarades et le succès l'amena à décréter qu'il serait poète. Il étudia Shakespeare, traduisit *Roméo* en vers, fabriqua des tragédies imitées de l'antique, puis une autre, inspirée par *Hamlet* et le *Roi Lear*, où plus de quarante individus mouraient sur le coup, si bien qu'il avait dû en ressusciter quelques-uns pour fournir au dénouement.



Richard Wagner.

Mais la littérature le lassa vite et il se mit à étudier la musique. Son intention était d'adjoindre une partition à sa tragédie aux quarante victimes. Il acheta d'occasion un traité d'harmonie, puis, n'y comprenant rien tout seul, il avoua sa vocation à sa famille, qui lui donna un professeur.

Celui-ci eut fort à faire avec cet élève bizarre qui, disait-il « rêvait en plein jour », l'affolait par des « propos incohérents », si bien qu'à la fin il déclara en le congédiant:

— Je ne veux pas perdre la tête à mon tour ; on ne tirera jamais rien de ce garçon-là.

Quelque temps auparavant, le professeur de piano avait tenu à peu près le même langage. Cette double prédiction ne troubla nullement « le visionnaire » qui écrivit bravement une ouverture et l'alla porter à Dorn, chef d'orchestre du Théâtre Royal. Cette ouverture fut exécutée entre deux actes d'une pièce. Elle demeura célèbre par l'effarement du public, qui, n'y ayant distingué que des roulements de timbales revenant toutes les quatre mesures, la baptisa *L'ouverture aux Timbales*. « Cette ouverture, écrit Wagner, était bien le point culminant de ma folie. Pour en faciliter l'intelligence, j'avais eu l'idée d'écrire avec trois encres différentes : les cordes en rouge, les cuivres en vert et les bois en noir. »

Puis, brusquement, il se passionne pour la politique, et entre à l'Université afin de suivre les cours d'esthétique et de philosophie.

« Je profitai aussi peu que pos-

sible, écrit-il, de cette occasion de m'instruire ; en revanche, je m'abandonnai à tous les écarts de la vie d'étudiant, et avec tant d'étourderie et si peu de retenue que j'en fus bientôt dégoûté. »

L'on revient toujours à ses premières amours, et Wagner revint à la musique. Il travailla avec Weineris qui fut un ami pour lui et ne le quitta que le jour où le maître lui dit :

— Vous avez appris à vous tenir sur vos jambes. Allez!

(*Je sais tout*, 15 Août 1906.)

Cérémonies révolutionnaires.

De toutes les cérémonies créées par la Révolution, il ne reste plus que le 14 juillet, redevenu fête nationale depuis 1885. Voici deux de ces cérémonies, tout au moins curieuses.

Autels de la patrie.

En même temps qu'ils symbolisaient leur foi dans les trois couleurs [1], les Français élevaient de toutes parts sur les places publiques des *autels de la patrie*. Le premier de ces monuments fut sans doute celui que le franc-maçon Cadet de Vaux fit construire dans sa propriété de Franconville-la-Garenne au début de 1790. « Élevé sur un tertre formant un bois sacré, cet autel, fait d'un seul bloc de pierre, avait la forme triangulaire. Il était surmonté de faisceaux d'armes, avec leurs haches. » — Au milieu se dressait « une pique de 18 pieds de hauteur surmontée du bonnet de la Liberté orné de ses houppes. » — La pique supportait « un bouclier antique offrant d'un côté l'image de M. de La Fayette avec cette légende :

Il hait la tyrannie et la rébellion,
(*Henriade.*)

de l'autre une épée, des étendards en sautoir, le tout en métal fondu.

Sur les trois faces de l'autel on lisait ces inscriptions :

Il fut des citoyens avant qu'il fût des maîtres,
Nous rentrons dans les droits qu'ont perdus nos ancêtres
(*Henriade.*)
Nous allons voir fleurir la liberté publique,
Sous l'ombrage sacré du pouvoir monarchique.
(Voltaire — *Brutus.*)
On s'assemble, on conspire, on répand des alarmes.
Tout bourgeois est soldat, tout Paris est en armes.
(*Henriade.*)

L'autel de la patrie eut une fortune aussi rapide que la cocarde nationale. En quelques mois il fit le tour de France. Tantôt c'était un riche particulier qui en dotait ses concitoyens, tantôt c'était une souscription publique qui en faisait les frais, tantôt encore il était construit par les citoyens de toutes les classes qui maniaient la pelle et la pioche avec un bel entrain patriotique. Ses formes varièrent avec les ressources des localités, le goût et le caprice des habitants. Mais partout il fut le lieu de réunion préféré des patriotes, le but de leurs pélerinages civiques, le premier et le plus durable sanctuaire de la nouvelle religion [2]. Légiférant sur un fait accompli, la Législative [3] décréta, le 26 juin 1792, que « dans toutes les communes de l'Empire [4], il serait élevé un autel de la patrie, sur lequel serait gravée la déclaration des droits [5] avec l'inscription : *Le citoyen naît, vit et meurt pour la patrie.*

Les autels de la patrie, qu'on appelait aussi autels de la Liberté, restèrent debout jusqu'aux premiers jours de l'Empire.

Arbres de la Liberté.

A peine les autels de la patrie étaient-ils dressés que les *arbres de la Liberté* venaient les ombrager. D'après Grégoire, le premier qui fut planté en France l'avait été par Nor-

---

1 Le bleu, le blanc et le rouge de la cocarde révolutionnaire.

2. La religion que la Révolution voulut substituer au catholicisme. — 3. *L'assemblée législative*, la seconde de la Révolution. — 4. Au sens latin: *du territoire* (Imperium romanum). — 5 *des droits de l'homme.*

bert Pressac, curé de Saint-Gaudens, près Civray, en Poitou. « En mai 1790, le jour de l'organisation de la municipalité, il fit arracher dans la forêt un chêneau [6] de belle venue et le fit transporter sur la place du village où les deux sexes réunis concoururent à le planter. Il les harangua ensuite sur les avantages de la Révolution et de la Liberté... »

Le récit de Grégoire, puisé d'ailleurs dans le *Moniteur*, est sans doute matériellement exact, mais il est certain que les paysans du Périgord, imités peut-être dans d'autres régions de la France, n'attendirent pas l'exemple du curé poitevin pour planter le mai libérateur. « L'arbre de mai, ce mât traditionnel, point de ralliement des paysans les jours de fêtes votives » devint en Périgord un symbole révolutionnaire dès le mois de janvier 1790. « Sous une forme plaisante, dit M. G. Bussière [7], il donnait aux seigneurs d'originales remontrances, il leur rappelait notamment leur façon abusive de mesurer et de cribler le blé des rentes ; on y suspendait des cribles, des balais, des mesures de grains, des radoires [8], des plumes de volaille et, suprême ornement, des girouettes ; de quoi rabattre l'orgueil du châtelain... Ces plantations des mais, comme la forêt qui marche, faisaient leur descente du Nord au Midi par les vallées de la Dordogne, de la Corrèze, de la Vézère, se répandaient sur les rives, gagnaient peu à peu les coteaux, proclamaient à tous les vents la déchéance de la féodalité. »

Les arbres de la Liberté devinrent très vite populaires. Les patriotes les entourèrent d'une vénération ombrageuse et bientôt punirent de peines sévères ceux qui les mutilaient. C'est ainsi que par son arrêté du 22 Germinal an IV [9], le Directoire ordonna au ministre de la Justice d'exercer des poursuites contre les délinquants ou plutôt les criminels de cette espèce et de leur faire appliquer « les lois portées contre toute espèce de crime contre-révolutionnaire et attentatoire à la liberté, à l'égalité et à la souveraineté du peuple français ». Deux ans après, la loi du 24 nivôse an VI punit de quatre ans de détention « tout individu convaincu d'avoir mutilé, abattu, ou tenté d'abattre ou de mutiler un arbre de la Liberté ».

Considérés comme des choses sacrées, la mort des arbres de la Liberté était une calamité, un deuil public. L'un d'eux ayant été coupé à Amiens, pendant la mission d'André Dumont, le tronc fut porté à la mairie « couvert d'un drap noir », précédé d'une musique et suivi par un cortège de 9000 hommes en armes.

De tous les symboles révolutionnaires, l'arbre de la Liberté sera peut-être le plus vivace dans l'âme populaire. Il reparaîtra un instant en 1848. Il reparaît même de temps à autre de nos jours [10].

Albert Mathiez.

6. *un petit chêne*. — 7. Études historiques sur la Révolution en Périgord, p. 260 (Note de l'auteur). — 8. Instrument pour rendre égale la surface du grain dans une mesure. — 9. 1796.

10. Tiré de : *Les origines des cultes révolutionnaires*. Paris, Cornély.

Le Rôle de Jean de Bologne dans la sculpture italienne *.

Dans les pages précédentes, on a montré que l'influence de Michel-Ange Buonarotti avait été plutôt fâcheuse, et que ses successeurs, n'ayant pas le génie du vieux maître, en avaient exagéré les défauts, sans en retrouver jamais la sublime grandeur.

Bientôt les successeurs de Buonarotti deviennent si épris de mouvement [1] qu'ils l'imposent à la mort même. Voyez, au Mont Cassin, Pierre

* Tiré de *Jean de Bologne*, fin de la 1re partie (p. 113-116). Voir au *Supplément* le compte rendu de l'ouvrage.

1. *Attitudes violentes.*

de Médicis ! Il est assis sur son sarcophage. A Naples, Jean de Nole sculpte les trois Sanseverino dans cette même attitude. Et à Milan, dans la Cathédrale, le marquis de Marignan se tient debout, sur son tombeau, avec une attitude provocante, comme pour un défi au trépas lui-même !

Ajoutons enfin que chez les derniers sculpteurs de la Renaissance, la théorie de l'art pour l'art prime en quelque sorte le sentiment et l'idée patriotiques. Prenons Florence et les sculptures ornant la place de la Seigneurie ou la *loggia dei Lanzi*. Quelles différences entre les commandes de la République et celles des Médicis ! Entre ce groupe de Donatello, *Judith et Holopherne* avec son inscription enseignant que l'attentat de l'héroïque juive est un avertissement aux tyrans, et la statue de *Neptune* d'Ammanati, uniquement préoccupé d'étaler ses larges pectoraux de Dieu bien portant ! Quelle contradiction entre ce *David*, le jeune pâtre dont l'héroïsme affranchit sa patrie de la domination Philistine — commande faite à Michel-Ange par le gouvernement républicain — et les statues d'*Hercule et Cacus* ou de *Persée* dont les formes, essentiellement plastiques [2], plaisent aux esthètes [3] que sont les Médicis du XVI[e] siècle ! M. Muntz nous semble être dans le vrai, quand il s'écrie : « Il fallait que le culte de l'art eût singulièment étouffé le patriotisme pour que les Florentins de cette époque acceptassent avec tant d'empressement, au lieu de la glorification d'un saint, ou d'un héros populaire de quelque grande victoire, des compositions n'ayant plus, pour elles, que leur réel mérite artistique. »

JEAN DE BOLOGNE
(*D'après un buste du Musée du Louvre.*)

Les Médicis allèrent même jusqu'à faire reproduire les traits de leurs nains, Morgante et Barliano, et ils trouvèrent un sculpteur, Cioli de Settignano, pour se prêter à une telle besogne. D'autres artistes ne craignirent pas de rééditer des *Diane d'Éphèse* [4] comme la statue de Tribolo qu'on peut voir au Louvre, ou des statues égyptiennes en marbre noir (également au Musée du Louvre).

Il semble bien qu'arrivé à un tel degré d'artifice, l'art doive rester à jamais dépourvu d'émotion, d'inspiration et surtout de conviction.

Et pourtant à la fin de ce *Rinascimento* [5] qui avait donné de si belles œuvres et qui dégénérait irremédiablement, il était donné à un étranger [6], transporté en Italie dès sa jeunesse et devenu Toscan de cœur, de relever une fois encore le drapeau de l'art et de faire revivre les beaux moments de la sculpture : nous voulons parler de Jean de Bologne, dernier grand sculpteur de l'Italie en général et de l'école florentine en particulier, au XVI[e] siècle.

En répudiant ses propres traditions pour s'inspirer inconsidérément de l'antique ou faire à la fantaisie une part exagérée, l'art florentin,

2. Sculptées en vue de la beauté seule. — 3. Amateurs de la beauté pour elle-même, indépendamment de la pensée. — 4. Statues de Diane, où les membres inférieurs sont dans une sorte de gaîne. — 5. *Renaissance*, mot italien. — 6. Jean de Bologne était Français, né à Douai.

sous le ciseau de bien des maîtres habiles, perdit peu à peu ce caractère sincèrement émotif [7] qui en avait signalé le début. Or c'est l'honneur de Jean de Bologne, à une époque où seuls étaient de mise le goût du pittoresque et la finesse d'exécution, de rester constamment d'accord avec l'objet de son travail. Il vit dans la sculpture autre chose qu'une profession et ne surbordonna pas la pensée à la forme. Si ses statues caressent le regard par leur élégance et leur beauté, ses œuvres pieuses sont empreintes d'une haute austérité. Cet artiste n'exécuta pas uniquement sa fantaisie. Il demeura un convaincu et chercha dans le travail des motifs nouveaux d'inspiration.

Sans doute, comme tous les artistes de son temps, Jean de Bologne eut le fétichisme [8] des antiques, qu'il copia sans jamais se lasser, et le culte des belles formes et l'amour des nudités. Mais il ne fut pas uniquement absorbé par l'esprit de la Renaissance ou, si l'on veut, il ne s'attacha pas exclusivement aux sujets profanes. Personne, en effet, ne se montra plus chrétien que lui, comme on peut s'en convaincre en examinant ses *Crucifix*, et ses bas-reliefs, de Gênes et de l'Annunziata [9] à Florence. Ce fut le dernier sculpteur du XVIe siècle qui préserva Florence des chaotiques figurations de l'École romaine et qui combattit les excès décoratifs [10], en même temps que le naturalisme purement formulaire [11], de la fin du *Rinascimento*.

Jean de Bologne résista énergiquement à la décadence ambiante, et, s'il ne put enrayer les tendances de l'art à l'amphigourisme [12] et à la pose [13], il tâcha tout au moins de conserver à la sculpture un peu de grâce, de noblesse et de beauté. Et il eut en outre le mérite de s'affranchir le plus possible de l'influence de Michel-Ange, à un moment où Germain Pilon [14] lui-même reproduisait inconsciemment en France la manière du grand Toscan.

Pierre DE BOUCHAUD.

7. *D'émotion sincère.* — 8. Admiration excessive et exclusive.

9. Nom d'une église à Florence. — 10. *les excès d'ornementation.* — 11. Reproduction de la nature, non sincère, mais d'après des préceptes. — 12. *Exagération confuse.* — 13. *Attitudes trop théâtrales.* — 14. Grand sculpteur français du XVIe siècle.

Les Stadhuis.

D'aspect moins rude, moins austère,
Plus somptueux que les beffrois,
Ils ont aussi grand caractère
Sous leurs dentelles, leurs orfrois [1].

Et de ces maisons communales,
Anciens hôtels de nos mayeurs [2],
Peu d'habitations royales
Ont l'élégance et les splendeurs.

Choses si frêles, si légères
Sont leurs arcades, leurs piliers,
Les ogives de leurs verrières,
Les rampes de leurs escaliers;

1. Ornements délicats et riches. — 2. Ancien nom des *maires*.

Les lignes sont encor si pures
Et si délicats les réseaux
De leurs bretèques [3], ces guipures,
Et de leurs portails, ces joyaux,

Que l'on douterait de leur âge
Sans les comptes des imagiers [4],
Dont on retrouve, à chaque page,
Les traces dans nos chartriers [5].

On dirait de blancs reliquaires
Auxquels la pourpre aux tons sanglants,
Les ors des ciels crépusculaires
Tiennent lieu d'écrins opulents.

Pourtant leur genèse est la même
Que la genèse des beffrois,
Et pareillement on les aime,
Car ils ont, comme eux, autrefois,

Vu d'héroïques prises d'armes,
Connu les affres [6], les horreurs
Des assauts, et les nuits d'alarmes
Pleines de tragiques rumeurs,

Et, sur les ruines, les cendres,
Après les reîtres, les bourreaux :
L'Espagne érigeant dans les Flandres
Ses bûchers et ses échafauds.

P. Massy (*Louvain-Bruges*).

3. *Bretèque* ou *bretèche*, pièce de fortification ou partie crénelée de muraille. — 4. Dessinateurs, peintres, architectes du moyen âge. — 5. Recueil de pièces officielles du moyen âge. — 6. *Les douleurs*.

Du travail*.

Que l'on enlève aujourd'hui un amas de moellons de la place qu'ils occupent dans la cour, et qu'on les reporte le lendemain au même endroit, l'activité ainsi déployée sera sans doute très pénible, mais ne pourra être considérée comme du *travail* parce qu'elle n'a rien produit d'utile. Si nous parcourons un certain espace pour nous promener, ce n'est pas du travail. Mais qu'un messager fasse le même chemin pour s'acquitter d'une commission, il sera fondé à dire qu'il a travaillé. Il a le droit de réclamer un salaire pour sa course.

Le travail doit avoir un but déterminé et être utile ; il doit en outre produire une valeur d'échange (valeur commerciale). C'est donc au sens figuré seulement qu'on peut parler du travail d'une force de la nature, d'un animal, d'une machine, car c'est l'homme qui dans ces cas organise, dirige et entretient l'activité de la force. Pour chaque travail on peut distinguer trois périodes différentes. L'homme reconnaît d'abord que par une certaine activité il peut créer telle ou telle chose utile ;

* Voir les quatre autres parties.

puis vient la résolution d'exercer cette activité, et enfin l'exécution même de l'acte.

L'activité physique a donc été précédée d'une activité intellectuelle.

Il ne saurait être question d'une activité purement physique. Il serait tout aussi téméraire d'affirmer d'un travail qu'il est une pure activité de l'esprit.

Car le savant qui, par de sérieuses réflexions, a cru trouver la solution de quelque problème difficile, ne se contente nullement du simple acte de penser, mais il complète son travail intellectuel en exprimant le résultat qu'il a obtenu par la parole ou par la plume.

D'après M[illegible].

Un intérieur de château.

Le père de Chateaubriand était un hobereau breton, sec, taciturne, sombre. Le temps s'écoulait tristement en sa compagnie. Voici comment se passaient ordinairement les soirées.

Le souper fini et les quatre convives revenus de la table à la cheminée, ma mère se jetait, en soupirant, sur un vieux lit de jour de siamoise flambée[1]; on mettait devant elle un guéridon avec une bougie. Je m'asseyais auprès du feu avec Lucile[2]; les domestiques enlevaient le couvert et se retiraient. Mon père commençait alors une promenade qui ne cessait qu'à l'heure de son coucher. Il était vêtu d'une robe de ratine[3] blanche, ou plutôt d'une espèce de manteau que je n'ai vu qu'à lui. Sa tête demi-chauve était couverte d'un grand bonnet blanc qui se tenait tout droit. Lorsqu'en se promenant il s'éloignait du foyer, la vaste salle était si peu éclairée par une seule bougie qu'on ne le voyait plus; on l'entendait seulement encore marcher dans les ténèbres; puis il revenait lentement vers la lumière et émergeait peu à peu de l'obscurité, comme un spectre, avec sa robe blanche, son bonnet blanc, sa figure longue et pâle. Lucile et moi nous échangions quelques mots à voix basse quand il était à l'autre bout de la salle; nous nous taisions quand il se rapprochait de nous. Il nous disait, en passant : « De quoi parliez-vous? » Saisis de terreur, nous ne répondions rien; il continuait sa marche. Le reste de la soirée, l'oreille n'était plus frappée que du bruit mesuré de ses pas, des soupirs de ma mère et du murmure du vent.

Dix heures sonnaient à l'horloge du château; mon père s'arrêtait; le même ressort qui avait soulevé le marteau de l'horloge semblait avoir suspendu ses pas. Il tirait sa montre, la montait, prenait un grand flambeau d'argent surmonté d'une grande bougie, et s'avançait vers sa chambre à coucher, dépendante de la petite tour de l'Est. Lucile et moi, nous nous tenions sur son passage; nous l'embrassions en lui souhaitant une bonne nuit. Il penchait vers nous sa joue sèche et creuse sans nous répondre, continuait sa route et se retirait au fond de la tour, dont nous entendions les portes se refermer sur lui.

Le talisman[1] était brisé; ma mère, ma sœur et moi, transformés en statues par la présence de mon père, nous recouvrions les fonctions de la vie. Le premier effet de notre désenchantement se manifestait par un débordement de paroles : si le silence nous avait opprimés, il nous le payait cher.

CHATEAUBRIAND.

1. Étoffe de soie et de coton. — 2. Sœur de Chateaubriand. — 3. Étoffe de laine.

1. Le talisman magique. — [illegible]

Une belle vie.

Son père était duc; mais ses domestiques, car il avait des domestiques, en lui parlant, di-

Les lignes sont encor si pures
Et si délicats les réseaux
De leurs bretêques [3], ces guipures,
Et de leurs portails, ces joyaux,

Que l'on douterait de leur âge
Sans les comptes des imagiers [4],
Dont on retrouve, à chaque page,
Les traces dans nos chartriers [5].

On dirait de blancs reliquaires
Auxquels la pourpre aux tons sanglants,
Les ors des ciels crépusculaires
Tiennent lieu d'écrins opulents.

Pourtant leur genèse est la même
Que la genèse des beffrois,
Et pareillement on les aime,
Car ils ont, comme eux, autrefois,

Vu d'héroïques prises d'armes,
Connu les affres [6], les horreurs
Des assauts, et les nuits d'alarmes
Pleines de tragiques rumeurs,

Et, sur les ruines, les cendres,
Après les reîtres, les bourreaux :
L'Espagne érigeant dans les Flandres
Ses bûchers et ses échafauds.

P. Massy (*Louvain-Bruges*).

---

3. *Bretêque* ou *bretèche*, pièce de fortification ou partie crénelée de muraille. — 4. Dessinateurs, peintres, architectes du moyen âge. — 5. Recueil de pièces officielles du moyen âge. — 6. *Les douleurs*.

Du travail*.

Que l'on enlève aujourd'hui un amas de moellons de la place qu'ils occupent dans la cour, et qu'on les reporte le lendemain au même endroit, l'activité ainsi déployée sera sans doute très pénible, mais ne pourra être considérée comme du *travail* parce qu'elle n'a rien produit d'utile. Si nous parcourons un certain espace pour nous promener, ce n'est pas du travail. Mais qu'un messager fasse le même chemin pour s'acquitter d'une commission, il sera fondé à dire qu'il a travaillé. Il a le droit de réclamer un salaire pour sa course.

Le travail doit avoir un but déterminé et être utile ; il doit en outre produire une valeur d'échange (valeur commerciale). C'est donc au sens figuré seulement qu'on peut parler du travail d'une force de la nature, d'un animal, d'une machine, car c'est l'homme qui dans ces cas organise, dirige et entretient l'activité de la force. Pour chaque travail on peut distinguer trois périodes différentes. L'homme reconnaît d'abord que par une certaine activité il peut créer telle ou telle chose utile ;

* Voir les quatre autres parties.

puis vient la résolution d'exercer cette activité, et enfin l'exécution même de l'acte.

L'activité physique a donc été précédée d'une activité intellectuelle.

Il ne saurait être question d'une activité purement physique. Il serait tout aussi téméraire d'affirmer d'un travail qu'il est une pure activité de l'esprit.

Car le savant qui, par de sérieuses réflexions, a cru trouver la solution de quelque problème difficile, ne se contente nullement du simple acte de penser, mais il complète son travail intellectuel en exprimant le résultat qu'il a obtenu par la parole ou par la plume.

D'après Moormeister.

Un intérieur de château.

Le père de Chateaubriand était un hobereau breton, sec, taciturne, sombre. Le temps s'écoulait tristement en sa compagnie. Voici comme se passaient ordinairement les soirées.

Le souper fini et les quatre convives revenus de la table à la cheminée, ma mère se jetait en soupirant sur un vieux lit de jour de siamoise flambée[1] ; on mettait devant elle un guéridon avec une bougie. Je m'asseyais auprès du feu avec Lucile[2] ; les domestiques enlevaient le couvert et se retiraient. Mon père commençait alors une promenade qui ne cessait qu'à l'heure de son coucher. Il était vêtu d'une robe de ratine[3] blanche, ou plutôt d'une espèce de manteau que je n'ai vu qu'à lui. Sa tête demi-chauve était couverte d'un grand bonnet blanc qui se tenait tout droit. Lorsqu'en se promenant il s'éloignait du foyer, la vaste salle était si peu éclairée par une seule bougie qu'on ne le voyait plus ; on l'entendait seulement encore marcher dans les ténèbres, puis il revenait lentement vers la lumière et émergeait peu à peu de l'obscurité, comme un spectre, avec sa robe blanche, son bonnet blanc, sa figure longue et pâle. Lucile et moi nous échangions quelques mots à voix basse quand il était à l'autre bout de la salle ; nous nous taisions quand il se rapprochait de nous. Il nous disait en passant : « De quoi parliez-vous? » Saisis de terreur, nous ne répondions rien ; il continuait sa marche. Le reste de la soirée, l'oreille n'était plus frappée que du bruit mesuré de ses pas, des soupirs de ma mère et du murmure du vent.

Dix heures sonnaient à l'horloge du château ; mon père s'arrêtait ; le même ressort qui avait soulevé le marteau de l'horloge semblait avoir suspendu ses pas. Il tirait sa montre, la montait, prenait un grand flambeau d'argent surmonté d'une grande bougie, et s'avançait vers sa chambre à coucher, dépendante de la petite tour de l'Est. Lucile et moi, nous nous tenions sur son passage ; nous l'embrassions en lui souhaitant une bonne nuit. Il penchait vers nous sa joue sèche et creuse sans nous répondre, continuait sa route et se retirait au fond de la tour, dont nous entendions les portes se refermer sur lui.

Le talisman[4] était brisé ; ma mère, ma sœur et moi, transformés en statues par la présence de mon père, nous recouvrions les fonctions de la vie. Le premier effet de notre désenchantement[5] se manifestait par un débordement de paroles : si le silence nous avait opprimés, il nous le payait cher[6].

Chateaubriand.

1 Étoffe de soie et de coton. — 2. Sœur de Chateaubriand. — 3. Étoffe de laine.

4 *l'influence magique.* — 5. au sens propre : *cessation de l'influence magique.* — 6. *on causait beaucoup par compensation.*

Une belle vie.

Son nom était Dick ; mais ses domestiques, car il avait des domestiques, en lui parlant, di-

saient « Monsieur », et sa maîtresse, une grande dame, ne l'appelait que « chéri, bijou, trésor, » et autres douceurs. A première vue, on l'aurait pris pour un paquet de poils ambulants, et on eût été embarrassé pour deviner où était sa tête et où était sa queue. Mais les familiers de la maison le déclaraient bien haut un chien admirable, adorable, unique, et cela faisait plaisir à la grande dame.

Sa garde-robe était abondante, mais d'un goût sévère. Il avait une tenue de nuit, pour coucher dans un lit doublé de soie, une tenue simple pour les promenades du matin, une tenue de cérémonie pour les visites, une tenue de bains de mer, une tenue de montagne, une tenue spéciale, avec lunettes et cache-poussière, pour automobile : il avait toutes les tenues du grand monde. Son tailleur lui coupait des pardessus d'une suprême élégance ; sa lingère lui fournissait des mouchoirs en batiste, brodés à son chiffre ; son bottier lui faisait sur mesure des chaussures diverses ; son bijoutier lui ciselait des bijoux modern-style ; son parfumeur lui réservait ses plus suaves parfums. Aussi, partout où il se trouvait, il excitait la jalousie des dames, et il aurait excité celle des autres chiens, si les chiens pouvaient être jaloux.

Sa table était somptueuse et sa chère exquise : rien que des mets délicats, dans des porcelaines, rien que des boissons recherchées, dans du cristal. C'était d'ailleurs nécessaire à sa santé, qu'une alimentation grossière eût compromise, et sur laquelle veillait un médecin en renom, souvent consulté.

Des malveillants demanderont peut-être à quelles rares qualités il devait cette existence heureuse. Sa maîtresse lui en découvrait chaque jour de nouvelles : il était, paraît-il, plein de tact, d'intelligence et de cœur. Là où des profanes n'auraient reconnu que des mouvements instinctifs, de la turbulence animale, ou de la stupidité, elle distinguait au contraire des sentiments raffinés, des pensées profondes, de spirituelles observations. Balancements de queue, aboiements, bâillements, regards, elle comprenait tout et elle en pleurait d'attendrissement. Aussi le consultait-elle sur les matières les plus graves, comme le choix d'un chapeau ou le but d'une promenade.

La vie de ce gentilhomme fut traversée par quelques infortunes dont les méchants seuls souriront. Un jour il eut des puces. Une fois on le retrouva dans une boîte à ordures où il était allé fouiller, oublieux de son rang. Une autre fois la concierge, ne se croyant pas vue, se boucha le nez sur son passage : on congédia immédiatement la concierge. Une autre fois encore, il mordit une femme de chambre : on mit la femme de chambre à la porte. La pire de ces infortunes fut la dernière : une indigestion de pâté de foie gras truffé l'emporta en quelques heures.

Dick n'est plus. Il repose là-bas, au cimetière des chiens, dans un cercueil en bois de rose capitonné de satin, sous un marbre précieux que surmonte une statue de la Douleur. Des mains inconsolées viennent y porter souvent des couronnes blanches. La riche demeure qu'il habitait est, à présent, sans fêtes, sans rires, sans vie : on y parle bas, et on y marche sur la pointe du pied. Dick en effet n'est pas encore remplacé, et le deuil de sa maîtresse n'est point passé encore ; elle ignore même si elle prendra un molosse gros comme un cheval, ou un King-Charles gros comme le poing.

Dédions ce simple mais véridique récit à ceux des hommes qui ont vieilli solitaires, affamés, déguenillés, qui sont morts à l'hôpital ou au bord d'un grand chemin, et qu'on a jetés entre quatre mauvaises planches dans la fosse commune.

Max Jasinski.

Les Cinq Langues

N° 3. 5 Novembre 1906. 7e Année.

PARTIE FRANÇAISE

Sur les représentations d'Orange.

Depuis longtemps, chaque année, dans les ruines vénérables du théâtre d'Orange, on représente des œuvres antiques, ou dans la manière antique : celles de Sophocle et d'Euripide y alternent avec celles de nos tragiques du XVIIe siècle. En août dernier, on y a joué une *Polyxène* de M. Lionel des Rieux, *Horace* et *Polyeucte* de Corneille. Une fois de plus, nos grands comédiens y ont fait applaudir des draperies noblement arrangées et d'incontestables talents. Une fois de plus, on a donné une illusion incomplète à la foule et un plaisir un peu puéril aux demi-lettrés.

LE THÉATRE D'ORANGE.

Tout d'abord, quelle idée saugrenue de mettre sur une scène antique des pièces comme Polyeucte, faites sans souci de la couleur locale, pour des acteurs habillés en courtisans d'Anne d'Autriche ? La langue, le ton, les sentiments, l'action, tout proteste contre ce décor monumental, ces costumes exacts, ce large et flamboyant soleil : à ces tragédies conviennent les lumières, les décorations vagues, et l'intimité des salles étroites pour lesquelles elles furent écrites.

Mais même les traductions litté-

rales de Sophocle[1], avec des chœurs où des vieillards symétriques et barbus chantent la musique de M Saint-Saëns, sont aujourd'hui médiocrement à leur place à Orange ; on a beau faire, on ne reproduira pas le théâtre grec, parce qu'on ne saurait le reproduire.

Le bon bourgeois qui, assis sur les gradins, sent à travers son pantalon la fraîcheur de la pierre antique, s'imagine avoir tout au moins devant lui les conditions matérielles d'une représentation athénienne. Mais le théâtre d'Orange est déjà un anachronisme : il est romain et non grec ; la scène en est profonde et les personnages y font le même effet qu'aujourd'hui, au lieu de former une sorte de bas-relief comme à Athènes. Les Latins, comme nous, mettaient tout sur la scène, et les Grecs seulement les acteurs principaux : le chœur et la musique se tenaient dans l'orchestre[2], où à Rome, s'asseyait le public aristocratique[3]. La différence était si sensible, que les poètes romains ont toujours adapté, jamais traduit.

Au moins, les acteurs ont-ils les costumes vrais ? Pas plus que dans les tableaux de David[4] ou sur les pendules empire. Les hommes n'osent s'affubler ni des amples habits, ni du masque tragique, qui ferait rire, ni de l'épais cothurne, qui leur donnerait l'air de pieds-bots. On n'ose pas leur confier les rôles féminins, comme l'exigeaient la loi et la coutume d'Athènes. Les femmes mêmes ne cachent ni épaules, ni bras, ce qui, dans une pièce de Sophocle jouée au temps de Sophocle, eut paru le dernier des sacrilèges.

Mais quand toutes les circonstances matérielles seraient exactes, la représentation d'Orange ne donnerait pas encore l'idée de la réalité. La traduction peut suivre de très près le texte. Mais le français, langue parlée, ne ressemble pas au grec, langue chantante. Entre les mélodies du chœur barbu et les paroles des acteurs en scène, il y a une différence inexplicable et une incompatibilité absolue. Que vient faire cette musique dans ce drame ? En Grèce, où la flûte pouvait accompagner même l'orateur à la tribune, on passait sans secousse de la musique de l'orchestre à la musique de la scène, par une insensible transition; toute tragédie était à la fois drame, ballet et opéra ; poésie, danse et chant étaient indissolublement unis ; chez nous ils se juxtaposent quand ils ne se contrarient pas.

Et si, par un miracle, on obtenait sur les spectateurs l'impression totale; si on parvenait à réunir toutes les conditions matérielles, à faire du français une perpétuelle mélopée, à joindre des plaisirs que nous sommes habitués à goûter séparément, on ne referait pas encore une représentation de Sophocle. La pièce était faite pour un peuple et un culte particulier dont on ne peut l'isoler. Le public y assistait avec respect, non comme à un divertissement mais comme à une pieuse cérémonie. Ce qu'il avait sous les yeux, c'étaient des souvenirs toujours présents de son passé et de sa foi : c'étaient les légendes nationales et l'histoire de ses dieux ; plaisir des yeux et plaisir de l'ouïe, patriotisme et religion, tout à la fois était intéressé à ce spectacle, le plus complet que des hommes aient jamais offert à d'autres hommes. Mais qu'est-ce que nos contemporains y éprouvent ? La masse n'y voit qu'un étalage de bizarreries Les bacheliers s'y rappellent les pensums, les dictionnaires, l'odeur de l'encre évaporée. Les lettrés y sont surtout sensibles aux erreurs et aux invraisemblances.

Faut-il donc laisser les vieux tragiques enfouis dans les éditions savantes[5] ? Non, assurément. Il y a dans ces œuvres admirables des idées, des situations et des états

1. Ainsi, l'*Antigone*, excellente d'ailleurs, de M. Vacquerie. — 2. On sait que c'est le nom primitif de toute la partie plane du théâtre depuis les derniers gradins du bas jusqu'à la scène — 3. Les sénateurs et les magistrats. — 4. Grand peintre du début du XIXe siècle, qui a singulièrement ennobli ses personnages romains.

5. *Faites pour les savants.*

d'âme dont l'intérêt est éternel : déchirements et angoisses de l'amour, grands problèmes de l'humanité, tout cela s'y trouve, s'en peut retirer, se peut adapter à notre temps. Les Romains et les Français du XVII[e] siècle ont su ainsi puiser au trésor athénien, et faire profiter de l'esthétique ancienne une nouvelle esthétique. On ferait bien de les imiter; et ce qu'on ferait mieux encore, ce serait de renoncer à ces boiteuses et croulantes reconstitutions. Le théâtre athénien était pour les Athéniens seuls : c'est un ensemble qu'il faut reproduire tout entier ou pas du tout. On ne sera pas plus grec en faisant invoquer Zeus par des vieillards symétriques, que chinois en se barbouillant de jaune et en accrochant une tresse à un chapeau conique. Aucune représentation ne vaudra celle que s'offre l'humble helléniste, son Sophocle sur ses genoux et les pieds sur les chenêts, l'âme toute entière à ce passé de poésie et de gloire, à ce pays de lignes pures, de marbre blanc et d'air lumineux, à cette langue expressive et sonore, joie de l'oreille et de l'intelligence.

Max Jasinski.

Le paysan français du XI[e] au XIV[e] siècles.

Parmi les estampes d'Holbein, dans cette collection de dessins satiriques dont la mort est la pensée dominante, et où son spectre grimaçant coudoie souverains et pontifes, guerriers et moines, pauvres et riches, il en est une qui représente le paysan à sa charrue. Il est vieux et en haillons. A côté des chevaux qui s'effarent, court un squelette habillé en valet de ferme, un fouet à la main. Au bas est écrit ce quatrain en vieux français :

A la sueur de ton visage,
Tu gagneras ta pauvre vie,
Après long travail et usage [1],
Voici la mort qui te convie.

1. *Labeur prolongé*, sens vieilli.

Ces quatre vers mélancoliques résument toute l'histoire du serf [2]. Peiner pour vivre, tel était le lot d'infortune réservé à ces misérables qui ne comptent pas dans cette société féodale où l'évêque Adalbéron ne reconnaissait que deux classes : les clercs [3] qui prient et les nobles qui combattent. Même après que le serf s'est transformé en vilain, c'est-à-dire en un cultivateur libre à la condition d'une redevance, sa situation reste bien précaire, puisqu'elle dépend avant tout du caractère de son seigneur, à la fois juge et partie, et que nulle puissance supérieure n'obligeait à rester dans la limite de ses droits. « Entre toi seigneur et toi vilain, disait une formule du temps, il n'y a de juge fors [4] Dieu. » Il est bien inutile que je la donne ici dans son accablante longueur la liste de ces droits féodaux dont le poids fut si lourd et la mémoire si abhorrée : redevances en nature ; redevances en argent, c'est-à-dire le cens, la taille, les droits de mutation, banalités [5], pour l'usage du moulin, du four, du pressoir; et les odieuses corvées pour la construction du château, pour le curage des fossés, pour la réparation des routes, pour la garde des remparts. Charges écrasantes, après lesquelles le vilain n'était pas quitte encore ; car il avait aussi à compter avec les inondations, les incendies, les pestes, les famines. Au XI[e] siècle, sur 70 années, on a fait le calcul qu'il y en eut 48 de peste ou de famine. Et quelles famines ! Le chroniqueur Raoul Glaber nous a conservé le souvenir de l'une d'elles. La moisson s'étant trouvée perdue, il fallut se nourrir des bêtes que l'on avait sous la main. On descendit ensuite à manger l'écorce des arbres, après l'écorce l'herbe, après l'herbe une argile blanche mêlée à du son. Le moment vint où on ne recula pas devant les cadavres. On tua même son semblable pour le dévorer. On attirait les enfants en

2. Premier nom du paysan (de *servus*, esclave). — 3. Prêtres et religieux de toute sorte. — 4. *excepté*, mot inusité. — 5. Impôt pour l'usage obligatoire du moulin, du four communs.

leur montrant un œuf ou une pomme, et on les immolait à sa faim. On n'avait plus le souci d'enterrer les morts et, parmi les cadavres, les vivants se traînaient, « le visage pâle, la peau tendue et enflée, la voix grêle imitant le cri plaintif des oiseaux expirants. »

D'ordinaire la famine venait après la peste, et la peste était une conséquence de la guerre. Bien plus que la férocité des mœurs, c'est, en effet, l'état de guerre qui déchaîne sur les campagnes ces horreurs accumulées. Elle était l'état habituel en ces siècles de fer où les nobles ne croyaient qu'à la force, et où, en l'absence de tout pouvoir central, chacun était tenté d'en appeler [6] à son épée. Peu meurtrière pour le seigneur bardé de fer, elle l'était beaucoup pour le vilain. Et on le vit bien, toutes les fois que, las de souffrir, les manants [7] essayèrent de la révolte.

Nous ne les connaissons pas, toutes ces révoltes, car les annalistes du temps ne s'intéressaient guère à ces souffrances de misérables. Par celle des paysans de Normandie, sous le roi Robert, on jugera des autres. Ils avaient osé, dans cette société fondée sur le privilège, déclarer qu'ils voulaient désormais vivre à leur guise, jouir librement du bois et de l'eau. C'était, dix siècles avant la Révolution, le droit de nature qu'ils revendiquaient ainsi. Le poète du *Roman du Rou* nous a conservé l'écho de leurs doléances. Grâce à lui, la plainte indignée a franchi les siècles, est arrivée vibrante jusqu'à nous.

Nous sommes hommes comme ils sont,
Tels membres avons comme ils ont,
Et tout aussi grand cœur avons,
Et tout autant souffrir pouvons,
Ne fault que le cœur seulement [8].

Ils l'eurent un jour, ce cœur, se lièrent par serment, tinrent des assemblées. Mais, surpris, ils furent traqués, mutilés, renvoyés les yeux crevés, les poings et les jarrets coupés, afin de répandre dans les campagnes la salutaire terreur. Et à la résignation qui s'ensuivit, les seigneurs purent croire en avoir fini avec ces idées d'égalité primitive et ces tentatives d'insoumission. Mais tellement est forte la loi naturelle qui pousse tout individu à améliorer son sort, qu'en dépit des châtiments, des impôts, des pillages, des pestes et des famines, à travers les orages de la société la plus bouleversée que notre race ait traversée, le progrès se poursuit tout de même, l'effort vers le mieux se continue.

Ainsi le soleil. Les nuages peuvent bien momentanément en voiler les rayons; on ne voit pas sa marche, mais on la devine dans le ciel et, vienne une éclaircie, l'astre reparaît étincelant dans l'immuable azur.

Au sortir de l'épouvantable tourmente des Xe et XIe siècles, une accalmie se produit, les campagnes se repeuplent, une certaine aisance apparaît. C'est que les guerres privées se sont faites plus rares, et que la grande guerre extérieure, la croisade a commencé. Le pays alors s'est vu débarrassé de l'élément turbulent : la féodalité s'en est allée au-delà des mers dépenser son excédent de sève belliqueuse ; les populations rurales ont pu respirer et travailler. Il serait injuste de ne pas reconnaître qu'elles sont en partie redevables de cette amélioration à la politique des rois. Il est une maxime historique dont on ne saurait trop se pénétrer : à savoir que toute forme de gouvernement s'établit par des services et tombe par des abus. Et, tout ainsi que la féodalité qui, plus tard, devait être la terreur des campagnes, avait commencé par les sauver ; ainsi la royauté à son début fut une magistrature d'ordre et de protection. C'est avec Louis le Gros que se noue entre le roi et le peuple cette alliance qui doit durer si longtemps — tout le temps que le roi restera (je prends le mot dans son sens étymologique) le grand révolutionnaire du pays, c'est-à-dire

6. *recourir à*. — 7. Autre nom du paysan (de *manere*, demeurer). —
8. Nous avons des membres comme ils en [ont,
et nous avons aussi grand cœur,
et nous pouvons souffrir tout autant;
Il nous manque seulement du cœur (*courage*.)
Dans la vieille langue l'emplacement des mots était beaucoup plus libre.

l'homme qui préside à l'accomplissement, en temps utile, des réformes nécessaires.

C'est au siècle de Saint-Louis [9] que cette alliance devint intime et que s'achève ainsi la transformation du serf en vilain libre. Moment heureux où la forêt recule, où les moissons gagnent du terrain, où le chiffre de la population atteint presque celui d'aujourd'hui. Les inventaires notariés témoignent alors d'une aisance que nos campagnes ne connaissent pas encore partout. Aussi, lorsque les Anglais entrent en France, trouvent-ils (c'est Froissard [10] qui nous l'apprend) le pays « gras et plantureux de toutes choses. »

9. Au XIII[e] siècle. — 10. Grand historien (1327-1410).

Prospérité d'autant plus remarquable que l'agriculture était fort arriérée, l'outillage tout primitif et que les superstitions se maintenaient indéracinables. Lorsqu'on séparait les veaux de leurs mères, on ne se serait pas permis de les faire sortir de l'étable autrement qu'à reculons; la vigne n'aurait pas eu sa fécondité si on ne l'eût taillée avec une serpe enduite de graisse d'ours ; on n'aurait pas mis la vendange dans la cuve sans répéter plusieurs fois « Saint-Martin bon vin » ; et tant d'autres pratiques superstitieuses dont quelques-unes, plus vivaces, se retrouveraient au fond de certaines campagnes si l'on cherchait bien.

Hélas ! au sortir de cet âge d'or on allait rentrer dans un âge de fer. La guerre de cent ans commence.

I. A. RAYEUR.

Pour la Toussaint.

La fête des morts

Le glas tinte. J'ai fui bien loin dans les vallées
pour échapper au cri des cloches désolées :
mais partout les brouillards déroulent leurs linceuls,
les saules sont en pleurs, et des pâles tilleuls
un murmure plaintif s'exhale ; c'est l'automne,
c'est la fête des morts, lugubre et monotone !
Tous, ce soir, en tumulte, ont vidé leur cercueil,
leur hôtesse éternelle [1] a pour eux pris le deuil ;
au muet firmament chaque étoile est éteinte.
Je rentre au bourg : tout dort. Tout est noir. Le glas tinte.

BRIZEUX [2].

Mors et vita

Je vis la mort debout dans l'univers, marchant
comme le moissonneur que chaque été ramène,
et qui, parfois, couvant du regard son domaine,
s'arrête sur sa faux pour tâter le tranchant.

Elle riait. son bras implacable fauchant
la profonde forêt des épis lourds de graine,
et mêlait à son rire une voix surhumaine
qui semblait un sanglot et qui semblait un chant.

Un vent froid et muet balayait le champ sombre.
Tout près — l'une des deux de l'autre est-elle l'ombre ? —
la vie au clair regard, au pas jamais lassé,

traversant l'infini du même geste immense,
chaque fois que la faux sifflante avait passé,
jetait aux sillons nus la nouvelle semence [3].

Henri BERNÈS.

1. la terre. — 2. œuvres. II, p. 357. Chez C. Lévy. 1860. — 3. Ce beau sonnet se trouve dans le *Parnasse breton contemporain*. p. 15. Chez Lemerre.

Le lord-maire à Paris.

Sa Seigneurie le lord-maire de Londres a traversé Paris en grand apparat, avec son massier et

Sir Vaughan Morgan.

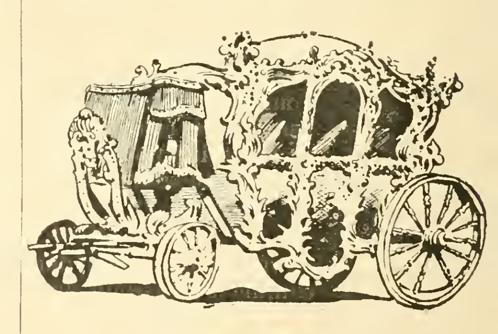
son porte-glaive, ses shérifs, ses aldermen, ses officiers, ses cochers et ses valets. Aussi, une foule considérable était-elle rassemblée sur les trottoirs. Cette foule avait raison. Rien n'est plus beau qu'un lord-maire. . . .

Le lord-maire est vêtu comme était vêtu le roi François Ier lui-même. Par dessus un justaucorps de velours, il porte un manteau de soie noire brodé d'or, avec des manches à bouffants. Il est coiffé d'un toquet altier. Ah ! le riche seigneur ! De précieuses escarboucles brillent à ses souliers. Un collier d'or pend à son cou.

Or, si je vous dis que le lord-maire actuel, qui se nomme sir Vaughan Morgan, a le noble visage et la couronne de cheveux blancs que l'on est convenu d'attribuer à saint Pierre lui-même, vous ne serez point étonné que vingt-cinq mille appareils photographiques environ aient braqué en un seul jour leurs objectifs sur cet homme admirable. Vous apprendrez sans sourciller que de grands diables d'ouvriers parisiens, grimpés sur des échelles, rue de Rivoli, criaient : « Hip ! Hip ! Hrrah ! » et agitaient leurs casquettes en un joyeux délire.

Vers deux heures, le carrosse du lord-maire vint se ranger devant le Grand Hôtel. Vous savez que le véritable carrosse, éclatant et doré comme un carrosse de conte de fées, est resté à Londres. Celui qu'on nous a présenté hier est encore assez somptueux, mais sans exagération. Il est capitonné de satin bleu, et blasonné, sur tous ses panneaux, d'écussons monumentaux. C'est tout. Mais parlez-moi du cocher ! Parlez-moi de master Wricht, personnage qui hante les cauchemars de tous les enfants de Londres !

A qui ne l'a point vu, rien ne peut donner une idée de ce qu'est master Wricht. Il est rond comme une pomme, comme une boule, non ! comme la terre ! Il est court, large, joufflu, mafflu, formidable, paradoxal ! Un tonneau, un tonneau habillé de drap blanc et de velours bleu ! Un tonneau qui repose sur deux mollets de vingt-cinq centimètres de haut et de cin-



Carrosse du Lord-Maire.

quante centimètres de large. Et, sur ce tonneau, une honnête figure cramoisie, écrasée et élargie encore par un fastueux tricorne.

Avec quelle dignité cet homme surprenant est-il assis entre ciel et terre ! Il tient d'une main ferme les guides réunies de ses quatre chevaux. Les quolibets ne montent point jusqu'à lui. Quand le lord-maire a fermé la portière du carrosse, master Wricht démarre

avec élégance. Il a la lèvre dédaigneuse et ne regarde rien.

Deux autres carrosses suivent, où ont pris place les shérifs, et un nombre infini de landaus qui sont occupés par les aldermen et les conseillers, en compagnie de nos

Mr. Wricht, Cocher du Lord-Maire.

édiles parisiens. Les aldermen ressemblent à des généraux. Ils ont des casques qu'un large plumet blanc recouvre entièrement. Ils ont des tuniques rouges et des cols brodés d'or. Ils sont splendides. Les conseillers ont simplement jeté sur leurs smokings des manteaux de taffetas bleu bordés de fourrure. Mais ils sont splendides aussi. Et il y a le *marshall city*, également habillé en général, qui galope en tête du cortège. Il y a des personnages vêtus de noir ou de rouge, et qui sont coiffés de perruques de crin tressé, de solennelles perruques à étages. Tous ressemblent au chancelier d'Aguesseau, aux divers âges de sa vie. Et tous sont splendides comme des shérifs, des aldermen ou des conseillers.

René Bures. [1]

1. Extrait d'un très spirituel article paru dans le journal « *le Matin* ».

La sentence de l'Africain*.

Alexandre de Macédoine arriva un jour dans une lointaine province de l'Afrique, qui était riche en or ; les habitants vinrent à sa rencontre et lui présentèrent des coupes pleines de pommes et de fruits d'or. « Mangez ces fruits vous-mêmes, s'écria Alexandre ; je ne suis pas venu pour voir vos richesses, mais pour étudier vos mœurs. » On le conduisit alors au marché où le roi rendait la justice.

Un citoyen comparut à ce moment et dit : « O roi, j'ai acheté à cet homme un sac de bourrier[1] et j'y ai trouvé un trésor considérable. Le bourrier m'appartient mais non pas l'or, et cet homme ne veut pas le reprendre. Décide-le, ô roi, car c'est son bien . »

Mais son adversaire, qui était aussi un habitant du lieu, répliqua : « Tu as scrupule de garder un bien mal acquis et moi je ne devrais pas hésiter à l'accepter de toi ? Je t'ai vendu le sac avec tout ce qu'il contenait ; conserve ton bien. Décide-le, ô roi ! »

Le roi demanda au premier s'il avait un fils. Il répondit affirmativement. Il demanda ensuite à l'autre s'il avait une fille et reçut une réponse affirmative. « Eh bien, dit le roi, vous êtes tous deux de braves gens ; mariez vos enfants ensemble et donnez-leur en cadeau de noces le trésor ; voilà ma sentence. »

Alexandre fut stupéfait en entendant ce jugement : « Ai-je mal jugé, dit le roi du lointain pays, pour que tu t'étonnes ainsi ?

* Voir les quatre autres parties.
1. Petite paille, fétu.

— Nullement, répondit Alexandre, mais dans notre pays on jugerait autrement.

— Et comment donc ? demanda le roi africain.

— Les deux adversaires seraient décapités et leur trésor passerait dans les mains du roi. »

Alors le roi se frappa les mains de surprise et dit : « Est-ce que le soleil luit encore chez vous ? Le ciel laisse-t-il tomber la pluie sur vos champs ?

— Oui, fit Alexandre.

— Eh bien, répliqua-t-il, c'est sans doute à cause des bêtes innocentes qui vivent dans votre pays; car pour de tels hommes aucun soleil ne devrait luire, aucune pluie ne devrait tomber. »

Traduit de l'allemand de Herder.

Au restaurant.

Deux amis sont au restaurant et déjeunent cordialement. On leur apporte un demi-poulet que le garçon vient de découper : d'un côté l'aile, appétissante et dorée ; de l'autre, la cuisse, moins tentante. Les deux amis se font mille politesses :

- Servez-vous. . .

— Je vous en prie. . .

— Après vous .

— Je n'en ferai rien !

A la fin, l'un d'eux se décide, et, sans plus de cérémonie, il prend l'aile, l'autre est bien obligé de se contenter de la cuisse, mais on voit à son air qu'il est très vexé. La bonne humeur de tantôt a disparu ; et il mange, le nez dans son assiette. Si bien que son ami lui en fait la remarque :

— Qu'est-ce que vous avez donc ?

— Moi ? rien. . .

— Mais si, vous avez quelque chose. . . Je parie que c'est à cause de l'aile . .

— Eh bien oui, c'est à cause de l'aile. . . Je trouve que vous n'avez pas été délicat. . .

— Par exemple !

— Mais oui : quand on se sert le premier, on ne prend pas le plus beau morceau . .

— Allons, voyons, est-ce qu'il y avait à se gêner ? Vous auriez fait comme moi. .

— Oh ! non... Moi, si je m'étais servi le premier, j'aurais agi autrement !

— Et qu'est-ce que vous auriez fait ?

— J'aurais pris la cuisse . .

— Eh bien, vous l'avez ! de quoi vous plaignez-vous ?

(Le *Masque de fer*.)

Pourquoi les nègres sont-ils crépus ?

Pourquoi les nègres sont ils crépus ? Voici une explication qui a cours dans une de nos principales colonies :

« Au temps de la création d'Adam, Satan voulut, de son côté, créer un homme à l'aide de la quantité convenable d'argile, comme il avait vu faire au bon Dieu, et y réussit assez bien. Mais tout ce qu'il touchait devenait noir, et son homme avait naturellement cette couleur. Ce que voyant, maître Satan voulut le nettoyer, et il alla le plonger dans le Jourdain pour le laver ; mais les eaux se retirèrent aussitôt, et la paume des mains et la plante des pieds seulement du premier nègre plongèrent dans la vase, ce qui explique leur blancheur relative.

« Furieux, le diable appliqua un terrible coup de poing sur le nez de sa créature qu'il aplatit. Le malheureux demanda grâce ; comme il n'était pas coupable de son propre malheur, Satan comprit qu'il avait eu tort de s'emporter contre lui, et, par une sorte de caresse infernale, lui passa la main dans les cheveux ; mais cette main trop chaude fit aussitôt l'office du fer à friser... »

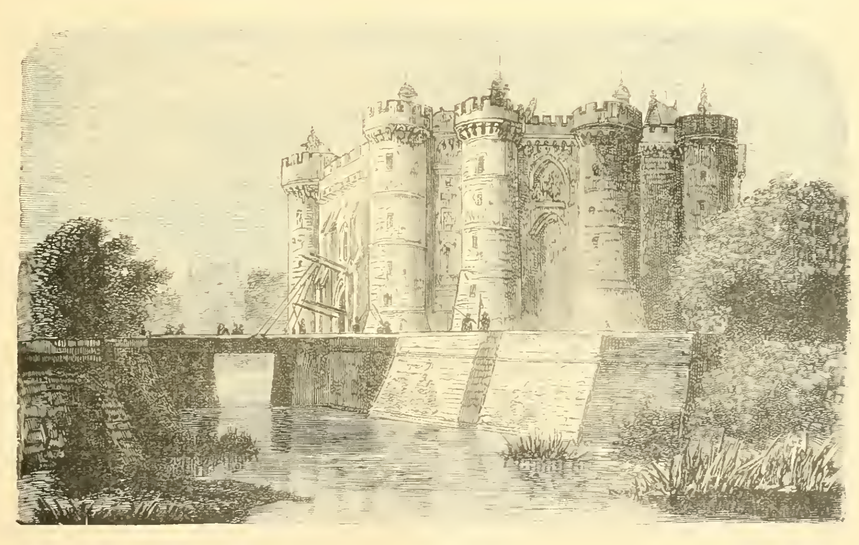
Les Cinq Langues

N° 4. 20 Novembre 1906. 7e Année.

PARTIE FRANÇAISE

Une incarcération à la Bastille.

Mme de Staal, alors Mlle de Launay, au service de la duchesse du Maine, fut compromise dans le complot formé par sa maîtresse contre le Régent. Voici comme elle a raconté la première nuit qu'elle passa à la Bastille. Ceci avait lieu en Décembre 1718.



La Bastille.

L'on me mit dans un carrosse avec trois mousquetaires. Il était sept heures du soir. Je me doutai alors que la route ne serait pas longue, et qu'on me menait à la Bastille. J'y arrivai en effet. On me fit descendre au bout d'un petit pont, où le gouverneur me vint prendre. Après que je fus rentrée, l'on me tint quelque temps derrière une porte, parce qu'il arrivait quelqu'un des nôtres [1] qu'on ne voulait pas me laisser voir. Je ne comprenais rien à toutes ces rubriques [2]. Ceux-ci placés dans leurs niches, le gouverneur vint me chercher et me mena dans la mienne. Je passai encore des ponts où l'on entendait des bruits de chaînes dont l'harmonie est désagréable : enfin j'arrivai dans une grande chambre où il n'y avait que les quatre murailles, fort sales et toutes charbonnées [3] par le désœuvrement de mes prédécesseurs. Elle était si dégarnie de meubles, qu'on alla chercher une petite chaise de paille pour m'asseoir, deux pierres pour soutenir un fagot

1. *des complices*. — 2. *manœuvres*, sens très rare. — 3. *couvertes d'inscriptions au charbon*.

qu'on alluma ; et on attacha proprement un petit bout de chandelle au mur pour m'éclairer. Toutes ces commodités m'ayant été procurées, le gouverneur se retira, et j'entendis refermer sur moi cinq ou six serrures et le double de verrous.

Me voilà donc seule, vis-à-vis de mon fagot, incertaine si j'aurai cette fille[4] qui devait m'être une société et un grand secours..... Enfin je vis reparaître le gouverneur qui m'amenait Mlle Rondel. Elle lui demanda d'un air fort délibéré[5] si nous coucherions sur le plancher. Il lui répondit sur un ton goguenard assez déplacé, et nous laissa.

Nous nous entretenions paisiblement, lorsque nous entendîmes rouvrir nos portes avec fracas : cela ne se peut faire autrement[6]. On nous fit passer dans une chambre vis-à-vis la nôtre, sans nous en rendre raison[7]. On ne s'explique point en ce lieu là ; et tous les gens qui vous abordent ont une physionomie si resserrée[8], qu'on ne s'avise pas de leur faire la moindre question.

Nous fûmes barricadées dans cette chambre aussi soigneusement que nous l'avions été dans l'autre. A peine y étions-nous renfermées, que je fus frappée d'un bruit qui me sembla tout à fait inouï[9]. J'écoutai assez longtemps pour démêler ce que ce pouvait être. N'y comprenant rien, et voyant qu'il continuait sans interruption, je demandai à Rondel ce qu'elle en pensait. Elle ne savait que répondre ; mais s'apercevant que j'en étais inquiète, elle me dit que cela venait de l'Arsenal dont nous n'étions pas loin ; que c'était peut-être quelque machine pour préparer le salpêtre[10]. Je l'assurai qu'elle se trompait ; que ce bruit était plus près qu'elle ne croyait et très extraordinaire. Rien pourtant de plus commun. Je découvris par la suite que cette machine, que j'avais apparemment crue destinée à nous mettre en poussière, n'était autre que le tournebroche que nous entendions, d'autant mieux que la chambre où l'on venait de nous transférer était au-dessus de la cuisine.

La nuit s'avançait, et nous ne voyions ni lit ni souper. On vint nous retirer de cette chambre, où je me déplaisais fort, n'étant pas sortie de mon erreur sur le bruit qui continuait toujours. Nous retournâmes dans la première. J'y trouvai un petit lit assez propre, un fauteuil, deux chaises, une table, une jatte, un pot à l'eau et une espèce de grabat pour coucher Rondel. Elle la trouva maussade[11] et s'en plaignit. On lui dit que c'étaient les lits du roi[12] et qu'il fallait s'en contenter. Point de réplique. On s'en va ; l'on nous renferme.

Ce simple nécessaire, quand on a craint de ne l'avoir pas, cause plus de joie que n'en peut donner la plus somptueuse magnificence à ceux qui ne manquent de rien. J'étais donc fort aise de me voir un lit. Je n'aurais pas été fâchée d'avoir aussi un souper. Il était onze heures du soir, et rien ne paraissait. Je me souvins alors de l'exhortation du mousquetaire pour me faire dîner[13] ; et je crus qu'instruit des us et coutumes du lieu, il savait qu'on n'y soupait pas. La faim, qui chasse le loup hors du bois, me pressait ; mais je ne voyais pas d'issue. Enfin le souper arriva, mais fort tard. Les embarras du jour avaient causé ce dérangement ; et je ne fus pas moins surprise le lendemain de le voir arriver à six heures du soir, que je l'avais été ce jour-là de l'attendre si longtemps.

Je soupai, je me couchai ; l'accablement m'aurait fait dormir, si la petite cloche, que la sentinelle sonne à tous les quarts d'heure pour faire voir qu'elle ne dort pas, n'avait interrompu mon sommeil chaque fois. Je trouvai cette règle cruelle, d'éveiller à tous moments de pauvres prisonniers, pour les assurer qu'on veille,

4. Mlle Rondel, sa femme de chambre. — 5. *assuré*, sans timidité. — 6. tellement ces verrous et ces serrures font de bruit. — 7. *sans nous dire pourquoi*. — 8. *si peu affable*. — 9. *non entendu encore*, sens étymologique. — 10. Mlle Rondel était fort ignorante.

11. *déplaisante*, sens étymologique. — 12. *fournis par le roi*. — 13. On dînait jadis à midi.

non pas à leur sûreté, mais à leur captivité ; et c'est à quoi j'eus plus[14] de peine à m'accoutumer.

Mme de Launay de Staal.

14. *le plus* de peine.

Comment on devient tuberculeux.

Il est vraiment singulier que la tuberculose qui, en France seulement, fait plus de 100,000 victimes par an — soit une des maladies que nous connaissons peut-être le plus mal, et pour s'en convaincre, il suffit de regarder autour de soi : telle personne, qui a cinquante mille raisons pour une de devenir tuberculeuse, reste indemne, alors que telle autre, qui est entourée de l'hygiène la plus confortable, contracte la terrible maladie. Cependant, au milieu de notre ignorance sur l'évolution de celle-ci, nous avions la consolation d'être à peu près fixés sur son origine : le microbe de la tuberculose abonde dans l'air, il pénètre avec l'air inspiré dans les poumons où il s'installe, s'y développe, les ronge peu à peu et y produit des cavernes. Cela, n'est-ce pas, allait tout seul. Eh bien, de tout ce beau raisonnement, il ne reste rien. Des études poursuivies dans ces derniers temps par de nombreux savants, il résulte, en effet, que la maladie ne s'introduit presque jamais chez nous par les voies respiratoires. On a mis toutes sortes d'animaux : cobayes, lapins, etc., dans une atmosphère littéralement saturée de bacilles tuberculeux; ils y ont vécu aussi bien que dans le sanatorium le mieux compris et, à l'autopsie, on n'a pu trouver à l'intérieur de leur corps aucune lésion tuberculeuse.

Et aujourd'hui, il ne semble pas y avoir de doute que nous devenions phtisiques par la voie intestinale, soit que nous mangions des aliments provenant d'animaux tuberculeux et insuffisamment cuits, soit que nous absorbions des produits alimentaires sur lesquels, avec la poussière, se sont déposés des bacilles de la tuberculose, provenant, par exemple, de crachats desséchés. Parvenus à notre intestin, ces bacilles pénètrent dans les ganglions lymphatiques ou dans le sang et, finalement, arrivent aux poumons. Là, ils rencontrent un milieu favorable et s'y développent à nos dépens.

Le docteur Calmette qui attire l'attention sur les faits que nous venons d'expliquer, en dégage deux importantes conclusions pratiques.

La première est que nous avons le devoir de supprimer toute occasion de contamination de l'homme par le lait et par les dérivés du lait provenant des vaches tuberculeuses. Puisque nous possédons dans la tuberculine de Koch un merveilleux moyen d'information, nous permettant d'éliminer sûrement les animaux malades avant même qu'ils soient capables de transmettre leur maladie, il suffirait, pour atteindre le but poursuivi, que l'on se décidât à réglementer comme il convient la vente du lait, de la crème et du beurre destinés à la consommation publique.

La deuxième conclusion pratique est que nous devons désormais appliquer la plus grande somme de nos efforts à la destruction, aussi immédiate que possible, des produits virulents issus de l'homme malade et qui, en se desséchant, sont susceptibles de se répandre sur les aliments de tout le monde.

La lutte contre le crachat, d'une part, l'éducation hygiénique des sujets atteints et celle des personnes obligées de vivre à leur contact d'autre part, sont les bases essentielles de la prophylaxie antituberculeuse.

Sans doute, il est désirable de ne point négliger l'ensemble des mesures d'ordre social que chacun de nous préconise pour diminuer les risques de contagion. Sans doute, nous devons tendre à supprimer le surmenage, les logements insalubres,

l'alcoolisme et la misère, qui sont, à juste titre, considérés comme les principales causes d'affaiblissement de la résistance de l'organisme à l'infection tuberculeuse. Mais de quelle utilité pourraient être toutes ces mesures si nous ne tarissons pas les sources du mal, et si nous ne supprimons pas d'abord le bacille?

Qui oserait contester, par exemple, qu'une maison toute neuve, construite suivant toutes les règles de l'hygiène moderne, puisse devenir en deux semaines un foyer dangereux de tuberculose si elle est habitée par un malade qui souille de ses crachats tout ce qui l'entoure, et par une famille malpropre ou ignorante des moyens d'éviter la contagion ?

Le docteur Calmette demande donc que l'on cesse de vanter partout la lutte contre le terrain tuberculisable comme sûrement plus efficace, que la lutte contre le bacille. Ceux qui s'acharnent à répandre cette erreur qu'il y a des hommes tuberculisables et d'autres non tuberculisables méritent d'être publiquement condamnés.

La vérité — au dire de M. Calmette, qui exagère peut être bien un peu — est que tous les hommes sont tuberculisables, comme tous les bœufs, comme tous les singes et comme tous les autres mammifères. Les hommes et les animaux les plus résistants, c'est-à-dire les plus vigoureux, contractent sûrement la tuberculose s'ils restent exposés un temps suffisant à une série d'infections successives. Et sont seuls définitivement épargnés ceux-là seuls qui ont eu la chance — aidée par l'hygiène — d'être vaccinés par une atteinte guérie naturellement.

Henri Coupin.

M. Ferrero.

L'illustre historien italien, M. Guglielmo Ferrero a été invité par notre Collège de France à faire quelques leçons publiques au mois de Novembre. Son œuvre très considérable, intéressante au plus haut degré pour les Français, a été fort bien résumée et appréciée par M. André Maurel, dans un article du *Gil Blas*.

En voici un fragment :

La conception historique de M. Ferrero, on la connaît. Elle est de montrer le rôle que joua la Gaule dans l'empire romain, la répercussion formidable de la conquête de César sur l'histoire de l'Europe. Du jour où les ambitions locales d'un fils de famille jetèrent les légions sur nos terres brumeuses, la face du monde changea. D'une entreprise politique et financière sortit le salut, la perpétuité d'une civilisation qui, peut-être, sur une autre terre, se serait perdue. C'est par hasard et faute de mieux, parce qu'il ne pouvait marcher vers l'Orient, que César franchit les Alpes. Le poignard de Brutus le frappa au moment où il allait tourner le dos à cette Gaule rétive et jeter Rome vers la Perse. Vint Auguste. Lui aussi, jeune Octave, rêvait de l'Asie. Maître du monde, il réfléchit, mesura et pesa, et les Alpes le retinrent définitivement à leurs pieds. Ce que la Gaule fut pour Auguste et ce qu'Auguste fit pour la Gaule, voilà le point central de la doctrine ferrerienne. Le grand empereur ayant imprimé la direction, immuable désormais à l'empire fondé par César, si l'histoire nous montre Auguste absorbé par le souci gaulois et portant tout l'effort romain vers la colonie transalpine, quels horizons nouveaux ne sont-ils pas ouverts !

Quinze ans avant Jésus-Christ, Rome, dont le domaine s'étendait aux limites du monde connu, Rome fascinée par la splendeur de l'Orient, s'aperçut qu'elle allait chercher bien loin et livrer, selon le mot de Pétrarque, aux extravagances de la mer, sa fortune et sa vie, alors qu'elle les possédait à sa porte. Dès lors, tout changea. Rome renonça pour toujours à la gloire des Actium et des Alexandrie. Tout son effort se porta sur les rives du Rhône et du Rhin, et est-il bien téméraire de con-

clure que la séparation prochaine de l'empire en deux tronçons, Byzance et Rome, ne sera que la constatation d'un abandon déjà consommé? Rome n'est plus à l'Orient ; elle est à l'Occident, elle est toute parmi nous. C'est dans la Gaule que, épuisée, elle renaîtra, et notre civilisation contemporaine n'est que le résultat d'une politique dont Auguste fut l'artisan le plus éclairé, le plus tenace et le plus hardi.

Voilà pour les recherches françaises une mine inépuisable, vierge encore. Par les huit leçons qu'il a commencées au Collège de France, depuis le 7 et qu'il continuera jusqu'au 30 novembre, M. Ferrero nous aura donné une clef qui nous ouvrira peut-être des trésors. Cette face nouvelle de l'histoire romaine qui nous est offerte est celle qui pouvait tenter le plus les esprits transalpins, puisqu'elle aboutit à la recherche des premières origines de la culture française, des plus lointains débuts, intellectuels et moraux, de notre patrie et atteint les sources mêmes de notre vie. Si jamais conception historique mérite d'être exposée entre les murs d'une institution fondée pour la hardiesse et l'invention, pour l'émulation française, c'est bien celle-là.

André Maurel.

Matin de Novembre

Dans les pleurs de la nuit, tantôt Novembre est né.
L'angélus a gémi tout doucement dans l'ombre.
L'aube blême a pâli. Le village était sombre
Comme un village abandonné.

Les grands arbres pleuraient le long des routes grises,
Et gémissaient frileux au bord des vieux chemins.
Les corbeaux en longs vols croassaient dans la bise,
Noirs messagers des lendemains.

La mort avait soufflé dans la nuit lamentable.
Les feuilles des pommiers tombaient sur les fossés,
Dans les ruisseaux boueux du hameau misérable,
Comme des papillons blessés.

Les ors [1] qui souriaient aux jours calmes d'octobre,
Les ors s'étaient fanés sous les grands vents pleurards,
Formant un doux tapis sur le visqueux opprobre
Des vieux chemins blafards[2].

Et les rares passants, tout le long des ruelles,
S'en sont allés, courbant frileusement le dos,
Les pas sourds aux tapis froissés des nuits cruelles[3]
Dans l'air livide et sans échos.

Francis Yard.

1. Les feuilles dorées par l'automne, — 2. Sur les chemins blafards, à cause de l'aube, visqueux, à cause de la boue. — 3. Les tapis de feuilles mortes, froissés par la nuit rude.

L'imprimerie *.

I

Monsieur

C'est l'imprimerie qui met le monde à mal. C'est la lettre moulée qui fait qu'on assassine depuis la création ; et Caïn lisait les journaux dans le paradis ter-

Paul-Louis Courier.

restre. Il n'en faut point douter ; les ministres le disent, les ministres ne mentent pas, à la tribune surtout.

Que maudit soit l'auteur de cette damnable invention, et, avec lui, ceux qui en ont perpétué l'usage, ou qui jamais apprirent aux hommes à se communiquer leurs pensées ! Pour telles gens, l'enfer n'a point de chaudières assez bouillantes. Mais remarquez, Monsieur, le progrès toujours croissant de la perversité. Dans l'état de nature, célébré par Jean-Jacques avec tant de raison, l'homme exempt de tout vice et de la corruption des temps où nous vivons, ne parlait point, mais criait, murmurait ou grognait, selon ses affections du moment. Il y avait plaisir alors à gouverner. Point de pamphlets, point de journaux, point de pétitions pour la charte, point de réclamations sur l'impôt. Heureux âge qui dura trop peu !

Bientôt des philosophes, suscités par Satan pour le renversement d'un si bel ordre de choses, avec certains mouvements de la langue et des lèvres, articulèrent des sons, prononcèrent des syllabes. Si on eût réprimé dès le commencement ces coupables excès de l'esprit anarchique, et mis au secret le premier qui s'avisa de dire *ba be bi bo bu*, le monde était sauvé ; l'autel sur le trône, ou le trône sur l'autel, avec le tabernacle affermis pour jamais, en aucun temps il n'y eût eu de révolutions. Les pensions, les traitements, augmenteraient chaque année. La religion, les mœurs..... Ah ! que tout irait bien ! Mais fait-on jamais rien à temps ? Faute de mesures préventives, il arriva que les hommes parlèrent, et tout aussitôt commencèrent à médire de l'autorité, qui ne le trouva pas bon, se prétendit outragée, avilie, fit des lois contre les abus de la parole ; la liberté de la parole fut suspendue pour trois mille ans, et, en vertu de cette ordonnance, tout esclave qui ouvrait la bouche pour crier sous les coups ou demander du pain était crucifié, empalé, étranglé, au grand contentement de tous les honnêtes gens. Les choses n'allaient point mal ainsi et le gouvernement était considéré.

(*A suivre.*)

Paul-Louis Courier.

[*Lettres au rédacteur du* Censeur IX (10 mars 1820).]

* Voir les quatre autres parties.

Une présentation à la Cour.

Le jour fatal arriva ; il fallut partir pour Versailles [1] plus mort que vif. Mon frère m'y conduisit

1. On sait que l'ancienne cour de France se tenait à Versailles.

la veille de ma présentation et me mena chez le maréchal de Duras, galant homme dont l'esprit était si commun qu'il réfléchissait [2] quelque chose de bourgeois sur ses belles manières ; ce bon maréchal me fit pourtant une peur horrible.

Le lendemain matin je me rendis seul au château. On n'a rien vu quand on n'a pas vu la pompe de Versailles, même après le licenciement de l'ancienne maison du roi [3] : Louis XIV était toujours là [4].

La chose alla bien tant que je n'eus qu'à traverser les salles des gardes : l'appareil militaire m'a toujours plu et ne m'a jamais imposé.

Mais quand j'entrai dans l'*OEil-de-bœuf* [5] et que je me trouvai au milieu des courtisans, alors commença ma détresse. On me regardait, j'entendais demander qui j'étais. Il faut se souvenir de l'ancien prestige de la royauté pour se pénétrer de l'importance dont était alors une présentation. Une destinée mystérieuse s'attachait au *débutant*. On lui épargnait l'air protecteur, méprisant, qui composait, avec l'extrême politesse, les manières inimitables du grand seigneur. Qui sait si le débutant ne deviendra pas le favori du maître [6] ?

Lorsqu'on annonça le lever du roi, les personnes non présentées se retirèrent ; je sentis un mouvement de vanité : je n'étais pas fier de rester, j'aurais été humilié de sortir. La chambre à coucher du roi s'ouvrit : je vis le roi [7] suivant l'usage, achever sa toilette, c'est-à dire prendre son chapeau de la main du premier gentilhomme de service. Le roi s'avança, allant à la messe ; je m'inclinai, le maréchal de Duras me nomma : « Sire, le chevalier de Chateaubriand .» Le roi me regarda, me rendit mon salut, hésita, eut l'air de vouloir s'arrêter pour m'adresser la parole.

J'aurais répondu d'une contenance assurée : ma timidité s'était évanouie. Parler au général de l'armée, au chef de l'État, me paraissait tout simple, sans que je me rendisse compte de ce que j'éprouvais. Le roi, plus embarrassé que moi, ne trouvant rien à me dire, passa outre.

Nous courûmes à la galerie pour nous trouver sur le passage de la reine [8] lorsqu'elle reviendrait de la chapelle. Elle se montra bientôt entourée d'un radieux et nombreux cortège; elle nous fit une noble révérence, elle semblait enchantée de la vie.

Vainement mon frère me supplia de rester à Versailles, afin d'assister le soir au jeu [9] de la reine : « Tu seras, me dit-il, nommé à la reine et le roi te parlera ». Il ne pouvait pas me donner de meilleures raisons de m'enfuir.

CHATEAUBRIAND.

2. Il avait l'esprit si commun que ses manières, quoique belles, étaient quelque peu bourgeoises.— 3. C'était le nom donné aux régiments qui formaient la garde royale, et dont une partie avait été licenciée au début du règne de Louis XVI. — 4. *On aurait dit* que Louis XIV était toujours là. — 5. nom donné à l'antichambre. — 6. *Du roi.* — 7. C'était Louis XVI.

8. C'était Marie-Antoinette. — 9. On jouait le soir chez la reine.

Parabole boudhique.

Une jeune mère perdit son fils unique. Elle prit l'enfant mort dans ses bras, et alla, de maison en maison, demandant si personne ne pouvait lui donner de remède pour l'enfant. Un vieillard qui la vit pensa : Oh ! la pauvre femme ne sait pas ce qu'est la mort, il faut que je la console. «Ma pauvre enfant, lui dit-il, je ne puis te donner aucun remède mais je connais un médecin qui le peut : c'est Boudha, va le trouver. » La mère alla trouver Boudha et lui dit :« Seigneur et

maître, as-tu un remède qui puisse guérir mon fils ? » Boudha dit : « Oui, je connais un remède ; c'est un grain de moutarde. Va et apporte-le moi. Mais, ajouta-t-il, le grain doit venir d'une maison où ne soit mort ni un père, ni un fils, ni un esclave. »

La jeune femme alla de maison en maison, demandant un grain de moutarde ; mais dans chaque maison un père, un fils, un esclave était mort. Sa fatigue augmentait ; elle soupira et dit : « Hélas ! dans chaque maison il est mort des parents ou des fils ; je ne suis pas la seule à souffrir une telle douleur » Alors elle fut prise de peur, et, étouffant son amour pour son enfant, elle jeta le cadavre dans le bois. Puis elle retourna auprès de Boudha et tomba à genoux devant lui. « As-tu trouvé le grain de moutarde ? demanda-t-il. — « Non, dit-elle, les gens du village m'ont dit : Peu nombreux sont les vivants, nombreux sont les morts. » Boudha dit alors : « Tu croyais être la seule qui eût perdu un fils ; maintenant tu connais la loi : sur terre il n'est rien qui ne passe. » Ces paroles firent réfléchir la mère qui s'en retourna consolée[1].

1. Cette jolie parabole est citée dans le *cours de thèmes anglais*, de M. J. Sévrette.

Historiettes

Lors de la dernière campagne électorale en Angleterre, M. Balfour parla dans bien des réunions publiques.

Pendant l'un de ses discours, il aperçut devant lui, au premier rang, un auditeur qui, la tête levée, suivait avec une grande attention les arguments et les développements de l'homme d'État unioniste. Aussi, après la péroraison, M. Balfour descendit-il de l'estrade et dit de son ton le plus aimable à l'auditeur sympathique :

— L'expression intelligente de votre visage, sans cesse levé vers moi, m'a été d'un grand et précieux encouragement, cher monsieur.

— C'est que, voyez-vous, répondit l'autre, je souffre d'un torticolis qui me condamne à lever la tête et à la tenir immobile !

*
* *

Une pie familière, appartenant à une dame du comté de Somerset, en Angleterre, avait été habituée à venir becqueter dans la bouche même de sa maîtresse les friandises qu'elle lui donnait.

L'autre jour, se trouvant, selon sa coutume, sur l'épaule de sa maîtresse, elle glissa son bec entre les lèvres de la bonne dame et y insinua une chenille bien grasse qu'elle venait de découvrir et dont elle se privait en faveur de celle qui l'avait nourrie si souvent.

Les Cinq Langues

N° 5. 5 Décembre 1906. 7e Année.

PARTIE FRANÇAISE

Jean-Jacques-Rousseau.

(1712-1778.)

On connaît la vie de Jean-Jacques Rousseau, véritable roman, tour à tour amusant et sombre : fils d'un horloger de Genève, il quitta son pays et son père à 13 ans et partit à l'aventure. Il fut laquais, factotum, secrétaire d'ambassade, musicien, homme de lettres, copieur de musique. Il se fit lui seul son instruction et à plus de quarante ans, se révéla brusquement écrivain de génie, fougueux, puissant, paradoxal et séduisant.

Ses œuvres maîtresses sont : *Discours sur les fondements de l'inégalité entre les hommes*, où il fait de la propriété la cause de tous les maux ; *la Lettre à d'Alembert*, où il dénonce l'immoralité du théâtre et préconise les vastes fêtes populaires et nationales; la *Nouvelle Héloïse*, étrange roman d'amour dont certaines pages sont d'un pathétique rarement égalé, et où, d'autre part, il aborde capricieusement les sujets les plus disparates, depuis les questions du duel et du suicide jusqu'à la satire de la société parisienne ; le *Contrat social*, où il nie la monarchie de droit divin et met dans le peuple le principe de toute souveraineté ; l'*Émile*, où il trace un programme d'éducation complète, du berceau au mariage.

L'influence de Rousseau fut prodigieuse et dure encore.

En littérature, il ramena l'éloquence, délaissée depuis le XVIIe siècle ; il exalta la passion, oubliée depuis Racine ; il traita sérieusement les choses sérieuses ; il enseigna à goûter la nature sauvage et à en faire le cadre des sentiments humains ; il répandit enfin une immense quantité d'idées où tous puisèrent jusqu'en 1830. — En politique, il fonda le droit du peuple, il rêva le règne de la vertu et de la liberté dans un monde régénéré. — En religion, il dressa, en face de l'athéisme triomphant, un théisme sans prêtre ni culte, mais sincère et profond, et qui fut longtemps la foi d'une partie de la nation. — En éducation, il combattit le surmenage livresque, le dédain du corps, les méthodes défectueuses et les préjugés malfaisants. — Il agit même sur les mœurs, puisqu'il changea les goûts de ses contemporains, puisqu'il mit à la mode la sensibilité, puisqu'il réhabilita l'allaitement maternel et la vie de famille.

C'est à lui que se rattache Châteaubriand, et par Châteaubriand, l'école romantique ; c'est de lui que s'inspira la Révolution dont *le Contrat social* fut l'Évangile ; c'est souvent à lui que revient la pédagogie moderne; et c'est de lui qu'est sortie la littérature allemande. Personne n'a soulevé plus de colères et d'enthousiasmes ; personne n'a porté en lui-même plus de pensées, de passions, et de douleurs; personne n'a jeté dans l'âme des hommes des semences plus diverses, semences de plantes redoutables et de merveilleuses moissons.

L'Opéra au milieu du XVIIIe siècle.

La mise en scène.

On verra dans ce curieux morceau combien l'opéra laissait à désirer au temps de Rousseau ; on comparera ce qu'il était

alors à ce qu'il est devenu, depuis qu'il a été fécondé par le génie de Glück. Rousseau en juge d'ailleurs sans aucune bienveillance; pour rester dans le vrai, il faudrait tenir compte d'un peu d'exagération; il ne faut pas oublier non plus que Rousseau n'aimait pas la déclamation chantée qui régnait alors dans notre théâtre, et qu'il préférait les *airs* et les danses dont était rempli le théâtre italien : de là son injustice pour la musique de Rameau, où il y a de fort belles choses. Quant à son opinion sur le manque de sens musical chez les Français, le XIXe siècle tout entier s'est chargé de la réfuter.

Ce morceau a un autre intérêt encore. Rousseau y badine, chose rare dans son œuvre. On constatera que ce badinage manque un peu de légèreté; le génie de l'auteur s'accommode médiocrement de la plaisanterie.

Figurez-vous une gaîne large d'une quinzaine de pieds et longue à proportion; cette gaîne est le théâtre. Aux deux côtés on place par intervalle des feuilles de paravents, sur lesquelles sont grossièrement peints les objets que la scène doit représenter. Le fond est un grand rideau peint de même, et presque toujours percé ou déchiré, ce qui représente des gouffres dans la terre ou des trous dans le ciel, selon la perspective. Chaque personne qui passe derrière le théâtre et touche le rideau produit en l'ébranlant une sorte de tremblement de terre assez plaisant à voir. Le ciel est représenté par certaines guenilles bleuâtres, suspendues à des bâtons ou à des cordes, comme l'étendage [1] d'une blanchisseuse. Le soleil, car on l'y voit quelquefois, est un flambeau dans une lanterne. Les chars des dieux et des déesses sont composés de quatre solives encadrées, et suspendues à une grosse corde en forme d'escarpollette; entre ces solives est une planche en travers, sur laquelle le dieu s'assied, et sur le devant pend un morceau de grosse toile barbouillée, qui sert de nuage à ce magnifique char. On voit vers le bas de la machine l'illumination de deux ou trois chandelles puantes et mal mouchées, qui, tandis que le personnage se démène et crie en branlant dans son escarpolette, l'enfument tout à son aise. Encens digne de la divinité!

Comme les chars sont la partie la plus considérable des machines de l'Opéra, sur celle-là vous pouvez juger des autres. La mer agitée est composée de longues lanternes angulaires [2] de toile ou de carton bleu, qu'on enfile à des broches [3] parallèles, et qu'on fait tourner par des polissons [4]. Le tonnerre est une lourde charrette qu'on promène sur le cintre [5], et qui n'est pas le moins touchant instrument de cette agréable musique. Les éclairs se font avec des pincées de poix-résine qu'on projette sur un flambeau; la foudre est un pétard au bout d'une fusée.

Le théâtre est garni de petites trappes carrées, qui, s'ouvrant au besoin, annoncent que les démons vont sortir de la cave. Quand ils doivent s'élever dans les airs, on leur substitue adroitement de petits démons de toile brune empaillée, ou quelquefois de vrais ramoneurs, qui branlent en l'air suspendus à des cordes, jusqu'à ce qu'ils se perdent majestueusement dans les guenilles dont j'ai parlé. Mais ce qu'il y a de réellement tragique c'est quand les cordes sont mal construites ou viennent à se rompre; car alors les esprits infernaux et les dieux immortels tombent, s'estropient, se tuent quelquefois. Ajoutez à tout cela les monstres qui rendent certaines scènes fort pathétiques, tels que des dragons, des lézards, des tortues, des crocodiles, de gros crapauds qui se promènent d'un air menaçant sur le théâtre, et font voir à l'Opéra les tentations de Saint-Antoine. Chacune de ces figures est animée par un lourdaud de Savoyard qui n'a pas l'esprit de faire la bête.

Voilà, ma cousine, en quoi consiste à peu près l'auguste appareil de l'Opéra, autant que j'ai pu l'observer du parterre à l'aide de ma lorgnette; car il ne faut pas vous imaginer que ces moyens soient fort cachés et pro-

1. *Le linge étendu et qui sèche*, mot très rare.

2. On dirait plutôt: *anguleuses*. — 3. *Tiges de fer*. — 4. *Des gamins*. — 5. Partie élevée de la scène, invisible aux spectateurs.

duisent un effet imposant; je ne vous dis en ceci que ce que j'ai aperçu de moi-même, et ce que peut apercevoir, comme moi, tout spectateur non préoccupé[6]. On assure pourtant qu'il y a une prodigieuse quantité de machines employées à faire mouvoir tout cela; on m'a offert plusieurs fois de me les montrer; mais je n'ai jamais été curieux de voir comment on fait de petites choses avec de grands efforts.

(*A suivre.*)

J.-J. Rousseau (*Nouvelle-Héloïse.*)

6. *Qui n'arrive pas avec son jugement fait*, sens étymologique.

Fourmis taquinées.

Émile Goudeau, le bon poète qui vient de mourir, a conté l'histoire suivante à M. Georges Docquois.

Il y avait, au milieu d'une pelouse, un espace dénudé, large comme un fond de chapeau, où les fourmis du voisinage venaient s'ébattre. C'était peut-être une lande, une clairière, où des fourmis institutrices menaient leurs élèves en promenade pour prendre du soleil. Je suivais leurs allées et venues tout en fumant ma pipe. J'eus l'idée infernale de verser, sur le pensionnat minuscule, de la cendre chaude. Ce fut un sauve-qui-peut[1]. Quelques vieux professeurs, ou des sous-maîtresses courageuses couvrirent la retraite emportant une jeune fourmi blessée. Un grand calme se fit dans la lande.

Au bout d'un instant, quelques voyageurs — les élèves fourmis de l'École polytechnique[2] sans doute, s'avancèrent au nombre de quatre, avec maintes précautions, vers le monticule de cendre qui, tombé du ciel inopinément, sans que nul astronome du pays des fourmis l'eût prévu, avait causé le désastre. J'attendis que ces savants fussent grimpés sur le monticule refroidi, et, d'un arrosoir que j'avais à portée de la main, je pris un verre d'eau et inondai le monticule et les voyageurs. Ce fut une noyade subite, suivie d'une natation effrénée, et les savants disparurent sous les herbes du voisinage.

Que se passa-t-il? Comment les grands chefs de la tribu reçurent-ils ces savants? Je ne sais; mais un très long temps se passa sans que la solitude de la lande fût troublée par le pas alerte d'un voyageur. Enfin une grosse fourmi, quelque doyen de Faculté[3], apparut, hésitante, grave! L'insecte s'arrêtait pendant quelques instants, et ne repartait qu'en tâtant le sol jonché de toutes sortes de débris, et considérait attentivement les petits lacs formés de-ci de-là par le verre d'eau, que le soleil desséchait vite. Il fit le tour du monticule, puis grimpa, tourna, retourna, souleva dans ses pattes les détritus de ce singulier volcan tombé de la lune. Puis il me regarda, immobile; ma figure, penchée sur lui, et qui faisait une ombre dans la lande, parut l'intéresser : j'étais un phénomène céleste inaccoutumé. Enfin, ayant sans doute pris des notes, l'académicien fourmi partit rapidement vers les futaies du gazon où devaient l'attendre les fourmis rassemblées...

Que s'est-il passé dans le grand conseil, quand l'illustre docteur[4] des fourmis a raconté ses impressions? Nous ne le saurons jamais; car, en l'état actuel de nos connaissances[5], l'interview d'une fourmi est difficile. Je crois pourtant que ces bestioles, qui ont des cités, des nourrissons et des vaches nourricières[6], doivent posséder une physique, une météorologie, et même une théologie particulières que ma malice a dû singulièrement troubler.

1. *Une débandade.* — 2. École qui, en France, prépare des ingénieurs, des officiers d'artillerie et de génie. On comprend le badinage.

3. Chef des professeurs d'une Faculté. Toujours la même plaisanterie. — 4. *Savant* officiel et reconnu comme tel. — 5. *Notre science.* — 6. Les fourmis ont en effet des pucerons dont elles traient le suc. Ce sont leurs vaches laitières.

Ophir.

Qui ne connaît, au moins de réputation, Ophir la mystérieuse, l'Eldorado biblique, d'où les galères sidoniennes rapportaient au roi Salomon du bois de santal, des pierreries, de l'ivoire et surtout de l'or? Bien de l'encre a déjà coulé à ce sujet. Où était située cette terre opulente, d'une fabuleuse richesse, dont les navires ne ramenaient que les précieux produits, et jamais un habitant? Pour Lassen, Ophir était la partie nord-ouest de l'Inde; pour Bochart, l'île de Ceylan; pour Baer, la presqu'île de Malacca; Sofala pour Mausch et Grotius, qui cherchaient en Afrique, l'Ethiopie pour d'Anville qui regardait du même côté.

Or, en 1869, un Anglais, Philips, découvrit dans la Mashonaland, en pleine Rhodésia, les restes d'une ville aux constructions énormes, d'un type probablement phénicien. Successivement, l'Allemand Carl Mausch, l'Anglais Bent visitèrent l'endroit et revinrent émerveillés. Enfin, récemment, un autre Anglais, M. Hall, pratiqua des fouilles sérieuses et arriva, paraît-il, à de surprenants résultats. Il en a fait un rapport copieux qu'a résumé et commenté M. Charles Torquet, dans un article enthousiaste du *Petit Magazine*, en août dernier.

Ce ne fut point, raconte-t-il, une petite affaire que ces fouilles. La forêt vierge, la nature du sol, le manque de bons ouvriers, tout s'unissait pour rendre cette besogne ardue et longue; ajoutez qu'au début on ignorait même la position précise des ruines. M. Hall aurait triomphé de tous ces obstacles.

« Enfin, dit l'explorateur, nous pûmes nous attaquer aux ruines dites de Philips en l'honneur du chasseur d'éléphants qui retrouva la ville ensevelie en 1869. Au sommet d'un monticule élevé, on voyait une muraille de pierres blanches tachées de lichens et que nous supposions construite sur ce tertre. Mais il nous fallut creuser jusqu'à quatre mètres de profondeur avant d'en découvrir les fondations, ce qui conduisit à supposer que le monticule devait renfermer en ses flancs quelque vaste édifice, La suite nous apprit que nous ne nous étions pas trompés. Nous venions de découvrir en pleine Rhodésia les murailles supérieures d'un temple phénicien dédié à Astarté, la Vénus sémitique!

« Pour dégager l'édifice, il nous fallut des mois de dur labeur. Mais quelle ne fut pas notre joie quand nous pûmes contempler à loisir l'antique monument dont les siècles avaient respecté la beauté! Murailles massives, admirablement conservées, hautes de quatre à cinq mètres, épaisses de deux à la base, escaliers de granit donnant accès à des couloirs bizarrement enchevêtrés, passages étroits menant à des enceintes mystérieuses où se dressait le cône symbolique du farouche dieu Baal, merveilleux dallages de granit d'une régularité parfaite ».

Puis, parmi les débris eux-mêmes, ce fut une véritable moisson de bijoux, de plaques d'or et de statuettes; enfin, il y eut d'autres bâtiments, d'une étrange beauté, perceptible encore malgré les dégradations.

Assurément, tout cela est troublant. Il reste aujourd'hui à contrôler scientifiquement tout ce récit; au cas où il serait matériellement exact, à voir si l'on est indubitablement en présence d'une ville phénicienne. Dans l'affirmative, on pourrait encore se demander si c'est Ophir, que la pioche des explorateurs vient de rendre à la lumière. Le cas est assez intéressant pour que les archéologues s'émeuvent. Jusqu'à présent, je ne vois pas que beaucoup d'Académies aient discuté la question.

Mais, supposons que M. Hall ait dit la vérité, que ses conjectures soient justes et que M. Torquet ait eu raison de se passionner. Quelle découverte! Ce serait le digne couronnement d'une merveilleuse suite d'exhumations. Après avoir tiré du sol : en Troade l'antique Ilion, en Mésopotamie, Babylone et Ninive, en Crète, le palais de Minos, le XIX^e siècle aurait fini par ressusciter Ophir! Je ne vois plus guère que le

paradis terrestre à retrouver.

Mais, que dis-je ? Il est retrouvé. Il y a quelques années, un bon savant n'en a-t-il pas avec exactitude fixé l'emplacement et relevé la topographie ? C'est en Afrique aussi, mais plus au nord, dans le pays des Somalis. Il paraît que nous ne devons plus conserver là-dessus aucun doute... Seulement, malgré tous les égards dûs à une conviction aussi affirmative, il faut avouer que la vérification de cette hypothèse est malaisée. M. Hall a plus de bonheur — ou de malechance — avec la sienne : elle est vérifiable ; souhaitons pour sa gloire, et pour la joie des antiquaires, qu'elle soit vérifiée en effet.

M. J.

A un vieux livre.

Vieux livre, d'où viens-tu ? Témoin muet des choses,
Les yeux qui te lisaient ont-ils beaucoup pleuré ?
Étais-tu soutenu par de jolis doigts roses,
Ou de tremblantes mains t'ont-elles effleuré ?

N'as-tu pas, vieux missel, un faux air de bréviaire ?
Car tes feuillets jaunis ont une odeur d'encens.
Du lévite à genoux au fond du sanctuaire
Guidais-tu la prière ou les pieux accents ?

Je tourne avec respect chacune de tes pages
Et voudrais y surprendre un intime secret.
Ton vieux français naïf nous parle d'autres âges,
Et pour ceux qui s'aimaient mon cœur serait discret.

Mais voici que je trouve une humble fleur séchée,
Gage de souvenir et peut-être d'amour.
Oh ! qui donc me dira quelle main l'a cachée
En ce pieux retrait, loin des regards du jour ?

Aieules, qui dormez au lit froid de la tombe,
Avez-vous donc souffert comme on souffre aujourd'hui ?
Ce fantôme de fleur sur qui mon regard tombe
Parle-t-il d'une absence ou d'un cruel ennui ?

Ou serait-il le don d'une exquise tendresse,
Qui se glissait partout, jusque dans le saint lieu, —
D'un cœur ardent, jaloux, grisé de la promesse
Qu'on penserait à lui sous le regard de Dieu ?

Je ne le saurai pas. Vieux livre, je te ferme,
Comme se sont fermés, hélas ! les yeux défunts.
Garde bien le secret que l'humble fleur enferme
Aux pétales flétris désormais sans parfums.

Julie Sévrette

L'amitié d'une chienne.

Depuis six ans que nous vivons ensemble, il n'y a pas eu le moindre refroidissement entre nous ; ou, s'il s'est élevé entre elle et moi quelques petites altercations, j'avoue de bonne foi que le plus grand tort a toujours été de mon côté, et que Rosine [1] a toujours fait les premiers pas vers la réconciliation.

Xavier de Maistre.

Le soir, lorsqu'elle a été grondée, elle se retire tristement et sans murmurer ; le lendemain, à la pointe du jour, elle est auprès de mon lit, dans une attitude respectueuse ; et, au moindre mouvement de son maître, au moindre signe de réveil, elle annonce sa présence par les battements précipités de sa queue sur ma table de nuit.

Et pourquoi refuserais-je mon affection à cet être caressant qui n'a jamais cessé de m'aimer depuis l'époque où nous avons commencé de vivre ensemble ? Ma mémoire ne suffirait pas à faire l'énumération des personnes qui se sont intéressées à moi et qui m'ont oublié. J'ai eu quelques amis, encore plus de connaissances ; — et maintenant je ne suis plus rien pour tout ce monde, qui a oublié jusqu'à mon nom.

Que de protestations [2], que d'offres de service ! Je pouvais compter sur leur fortune, sur une amitié éternelle et sans réserve !

Ma chère Rosine qui ne m'a point offert de services, me rend le plus grand service qu'on puisse rendre à l'humanité : elle m'aimait jadis et m'aime encore aujourd'hui. Aussi, je ne crains point de le dire, je l'aime avec une portion du même sentiment que j'accorde à mes amis.

X. de Maistre.

1. C'était le nom de la chienne de X. de Maistre.

2. *protestations d'amitié.*

A propos d'un petit livre.

En 1904 a eu lieu une petite mais intéressante polémique. Dans une *notule* qui accompagnait un poème tragique, *Laïs et Démosthénès*, M. Albert du Bois prenait violemment à partie notre théâtre classique. Il y déclarait que nos tragiques du XVII[e] siècle étaient des « cuistres », des « écrivains ignorants et grossiers » ; que leur théâtre était très inférieur à celui du XIX[e] siècle, parce qu'il était antérieur de deux cents ans, parce que sa langue était pauvre, parce que son vers était monotone, parce qu'il n'avait ni couleur locale ni sens de l'histoire. M. Faguet répondit très spirituellement dans le *Journal des Débats*. M. Albert du Bois répliqua à son tour, et c'est sa réponse qu'il vient d'éditer, en y joignant la *notule* et l'article de M. Faguet [1].

Je suis professeur ; je suis par conséquent parmi « les braves gens qui, après avoir soigneusement étudié dans les bons auteurs ce que c'est que la beauté, dégorgent

(1) *Classiques ou Primitifs ?* — Paris, Sansot, 1f.

le résultat de leurs ingestions dans la cervelle *des* enfants » (p. 65). Cela ne m'empêche pas d'être d'accord sur plusieurs points avec M. du Bois : comme lui, je crois qu'on joue mal aujourd'hui Polyeucte ou Britannicus ; que nos immenses scènes, nos décors, nos costumes conviennent mal à des pièces faites pour une scène exigüe et sans aucune prétention à des reconstitutions historiques. Comme lui encore, je crois que le vers moderne est plus souple, plus varié, et je ne nierai pas que la langue moderne est infiniment plus riche. Et puis après ?

M. du Bois retourne contre Racine et Corneille leurs préfaces. Mais ces préfaces ne prouvent rien. D'abord, et c'était le cas pour Corneille, on peut être un créateur puissant et un critique médiocre : jugerait-on Ruy Blas sur la préface de Hugo ? Ensuite ces préfaces étaient des plaidoyers à l'adresse de pédants étroits et pointilleux qui décidaient alors en matière littéraire. Il serait donc équitable de considérer les œuvres, indépendamment de ce qui les précède, et les auteurs sur ce qu'ils ont fait, indépendamment de ce qu'ils ont dit.

Ce qu'ils ont fait, d'abord, c'est ce qu'ont fait tous les auteurs dramatiques passés et présents : ils ont accommodé la *forme* de leurs pièces aux exigences de leur temps : noblesse du ton, coupe régulière du vers, tout cela était aussi obligatoire que la grande perruque et le casque à plumes. Le style de Racine était celui de la société cultivée ; on disait couramment « respirer le jour », « expliquer son amour ». Pouvait-il s'exprimer autrement que son public ?

« Mais, dit M. du Bois, pourquoi les imposer aux théâtres subventionnés et à l'admiration de la foule ? Nous ne sommes plus au XVII[e] siècle. Allons écouter nos contemporains. »

C'est que ces maîtres ont autre chose ; comme dans tous les ouvrages humains, il y a dans leurs pièces un élément caduc ; mais il y a aussi un élément immortel : c'est l'étude des passions, si profonde, si nuancée, si vraie, que rien n'en a vieilli encore. Ils n'ont pas cherché à peindre des Grecs et des Romains, mais l'ambition, la vengeance, la jalousie, l'amour maternel et les luttes intérieures entre des sentiments contraires, comme celle du patriotisme et de la tendresse familiale dans le Curiace de Corneille, celle de l'orgueil et de l'amour dans l'Hermione de Racine. En somme, c'est à cela que se ramène la question : ils sont excellents et doivent être proposés en exemples si cette peinture est exacte ; or elle l'est : aveugle qui le nie !

Là en effet réside l'intérêt le plus durable. Sans doute, telle pièce romantique, avec ses coups de théâtre, ses envolées lyriques et ses truculences, amuse davantage les yeux et les oreilles. Mais qu'en reste-il, après la toile baissée ? Le souvenir d'un bruit harmonieux, mêlé de cris forcenés, le souvenir de dentelles sur du velours. Il reste mieux et plus du *Cid* ou d'*Athalie*. L'âme humaine, n'est-ce pas en somme ce qui est le plus susceptible d'agir sur l'esprit des hommes ? Et n'est-il pas bon de le rappeler, même en notre temps de savante mise en scène ?

Voilà pourquoi, lorsque nos classiques se sont mêlés d'étudier un caractère historique, ils ont laissé des figures d'une vie intérieure intense, de vraies résurrections : le Néron de Racine vaut le Néron de Renan ; son Mithridate est d'une vérité psychologique éclatante. D'ailleurs, comme on dit aujourd'hui, ils se *documentaient* avec soin. Ne serait-ce pas le vrai sens du mot, si incriminé par M. du Bois (p. 58) : « J'avais voulu mettre (dans cette préface de Britannicus) un extrait des plus beaux endroits que j'ai tâché d'imiter, mais j'ai trouvé que cet extrait tiendrait autant de place que la tragédie » ?

Même chose pour les caractères consacrés par la légende. L'Achille d'Iphigénie, malgré l'élégance imposée de son langage, est plus près de l'Achille homérique que l'Achille de l'Iphigénie grecque, petit garçon timide et réservé, et qui baisse les yeux devant Clytemnestre. Sur ce point, quel est le plus « ignorant », de Racine ou d'Euripide?

Assurément, un barbare seul n'admirerait pas la divine poésie de la vieille Hellas. Mais au nom de Sophocle, il n'est pas juste d'accabler Racine et Corneille. Pour M. du Bois, ce ne sont que des artistes, et, partant, des médiocres ; est-il sûr que les Grecs, même les plus grands, n'aient pas été aussi et surtout des artistes? Est-il sûr que les meilleurs dramaturges du XIX^e siècle n'aient pas eu autant d'art que de génie?... Et qu'est-ce que le génie sans art?

MAX JASINSKI.

L'imprimerie*.

(*Suite.*)

II

Mais quand un Phénicien (ce fut, je m'imagine, quelque manufacturier, sans titre, sans naissance) eut enseigné aux hommes à peindre la parole et fixer par des traits cette voix fugitive, alors commencèrent les inquiétudes vagues de ceux qui se lassaient de travailler pour autrui et en même temps le dévoûment monarchique de ceux qui voulaient à toute force qu'on travaillât pour eux. Les premiers mots tracés furent *liberté*, *loi*, *droit*, *équité*, *raison* ; et dès lors on vit bien que cet art ingénieux tendait directement à rogner les pensions et les appointements. De cette époque datent les soucis des gens en place, des courtisans.

Ce fut bien pis, quand l'homme de Mayence (aussi peu noble, je crois, que celui de Sidon) à son tour eut imaginé de serrer entre deux ais la feuille qu'un autre fit de chiffons réduits en pâte ; tant le démon est habile à tirer parti de tout pour la perte des âmes! L'Allemand, par tel moyen, multipliant ces traits de figures tracées qu'avait inventées le Phénicien, multiplia d'autant les maux que fait la pensée. O terrible influence de cette race qui ne sert ni Dieu ni le roi, adonnée aux sciences mondaines, aux viles professions mécaniques? engeance pernicieuse, que ne ferait-elle pas, si on la laissait faire, abandonnée sans frein à ce fatal esprit de connaître, d'inventer et de perfectionner! Un ouvrier, un misérable ignoré dans son atelier, de quelques guenilles fait une colle et, de cette colle, du papier qu'un autre rêve de gaufrer avec un peu de noir; et voilà le monde bouleversé, les vieilles monarchies ébranlées. Diabolique industrie!

Tant il y a qu'il n'y a plus qu'un moyen de gouverner, surtout depuis qu'un autre émissaire de l'enfer a trouvé cette autre invention de distribuer chaque matin à vingt ou trente mille abonnés une feuille où se lit tout ce que le monde dit et pense, et les projets des gouvernants, et les craintes des gouvernés. Si cet abus continuait, que pourrait entreprendre la cour, qui ne fût contrôlé d'avance, examiné, jugé, critiqué, apprécié? Le public se mêlerait de tout, voudrait fourrer dans tout son petit intérêt, compterait avec la trésorerie, surveillerait la haute police, et se moquerait de la diplomatie. La nation enfin ferait marcher le gouvernement, comme un cocher qu'on paie, et qui doit nous mener non où il veut, ni comme il veut, mais où nous prétendons aller et par le chemin qui nous convient; chose horrible à penser, contraire au droit divin et aux capitulaires.

(*A suivre.*)

PAUL-LOUIS COURIER.

[*Lettres au rédacteur du Censeur IX* (10 mars 1820)]

* Voir les quatre autres parties.

Les Cinq Langues

N° 6 20 Décembre 1906. 7e Année.

PARTIE FRANÇAISE

Un médiocre.

Balzac a su peindre des personnages puissants et inoubliables. Il a su, avec autant de précision, représenter la médiocrité. Voici par exemple, une figure amusante et d'une éternelle vérité: celle d'un peintre laborieux, mais sans génie, sans originalité, qui sait copier, mais ne peut créer.

Durant ses études, Fougères[1] eut des mœurs tranquilles et rangées qui fournissaient matière aux railleries des différents ateliers [2] où il séjournait, mais partout il désarma ses camarades par sa modestie, par une patience et une douceur d'agneau. Les maîtres n'eurent aucune sympathie pour ce brave garçon; les maîtres aiment les sujets brillants, les esprits excentriques, drôlatiques, fougueux, ou sombres et profondément réfléchis, qui dénotent un talent futur. Tout en Fougères annonçait la médiocrité.

Grassou de Fougères ressemblait à son nom. Grassouillet et d'une taille médiocre, il avait le teint fade, les yeux bruns, les cheveux noirs, le nez en trompette [3], une bouche assez large et les oreilles longues. Son air doux, pensif et résigné, relevait peu ces traits principaux de sa physionomie pleine de santé mais sans action[4]. Il ne devait être tourmenté ni par cette abondance de sang, ni par cette violence de pensée, ni par cette verve comique à laquelle se reconnaissent les grands artistes. Ce jeune homme, né pour être un vertueux bourgeois, venu de son pays pour être commis chez un marchand de couleurs, s'institua peintre par l'effet de l'entêtement qui constitue le caractère breton. Ce qu'il souffrit, la manière dont il vécut pendant le temps de ses études, Dieu seul le sait. Il souffrit autant que souffrent les grands hommes quand ils sont traqués par la misère et chassés par des bêtes fauves, par la meute des gens médiocres et par la troupe des vanités[5] altérées de vengeance.

Dès qu'il se crut de force à voler de ses propres ailes[6], Fougères prit un atelier. Il fit son début en 1819. Le premier tableau qu'il présenta au jury pour l'exposition du Louvre[7] représentait une noce de village, assez péniblement copiée d'après le tableau de Greuze[8]. On refusa la toile. Quand Fougères apprit la fatale décision, il ne tomba pas dans ces fureurs ou dans ces accès d'amour-propre épileptique auxquels s'adonnent les esprits superbes, et qui se terminent quelquefois par des cartels envoyés au directeur ou au secrétaire du musée, par des menaces d'assassinat. Fougères reprit tranquillement sa toile, l'enveloppa de son mouchoir, la rapporta dans son atelier en se jurant à lui-même de devenir un grand peintre. Il plaça sa toile sur son chevalet et alla chez son ancien maître, un homme d'un immense talent, chez Schinner, artiste doux et patient, et dont le succès avait été complet

1. Grassou, de Fougères, nom du héros du roman. — 2. Les ateliers de peintres où il avait appris à peindre. — 3. *le nez relevé.* — 4. *sans expression.*

5. *des gens vaniteux.* — 6. *à n'avoir plus besoin de professeurs.* — 7. L'exposition annuelle de peinture (le Salon) se faisait alors au palais du Louvre. — 8. Grand peintre du XVIIIe siècle.

au dernier salon ; il le pria de venir critiquer l'œuvre rejetée. Le grand peintre quitta tout et vint. Quand le pauvre Fougères l'eut mis face à face avec l'œuvre, Schinner, au premier coup d'œil, serra la main de Fougères.

— Tu es un brave garçon, tu as un cœur d'or, il ne faut pas te tromper. Écoute, tu tiens toutes les promesses que tu faisais à l'atelier [9]. Quand on trouve ces choses-là au bout de sa brosse [10], mon bon Fougères, il vaut mieux laisser ses couleurs chez le marchand et ne pas voler la toile aux autres. Rentre de bonne heure, mets un bonnet de coton, couche-toi sur [11] les neuf heures ; va le matin à 10 heures à quelque bureau où tu demanderas une place ; et quitte les arts.

— Mon ami, dit Fougères, ma toile a déjà été condamnée, et ce n'est pas l'arrêt que je demande, mais les motifs.

— Eh bien ! Tu fais gris et sombre [12], tu vois la nature à travers un crêpe ; ton dessin est lourd, empâté ; ta composition [13] est un pastiche de Greuze, qui ne rachetait ses défauts que par les qualités qui te manquent.

En détaillant les fautes du tableau, Schinner vit sur la figure de Fougères une si profonde expression de tristesse qu'il l'emmena dîner et tâcha de le consoler.

Le lendemain, dès sept heures, Fougères, à son chevalet, retravaillait le tableau condamné, il en réchauffait la couleur [14], il refaisait les corrections indiquées par Schinner. Puis, dégoûté de son rhabillage il le porta chez un revendeur ... Le revendeur en donna quinze francs.

H. de Balzac.

(tiré de *Pierre Grassou.*)

---

9. à l'atelier où il avait fait son éducation artistique. — 10. *son pinceau.* — 11. *vers.* — 12. *la peinture est grise et sombre.* — 13. Le groupement des personnages. — 14. Il faisait la couleur plus brillante, *plus chaude,* disent les peintres.

L'Opéra au milieu du XVIII^e siècle.

(Fin.)

La musique et les ballets.

Le nombre des gens occupés au service de l'Opéra est inconcevable. L'orchestre et les chœurs composent ensemble près de cent personnes [1] : il y a des multitudes de danseurs, tous les rôles sont doubles et triples, c'est-à-dire qu'il y a toujours un ou deux acteurs subalternes prêts à remplacer l'acteur principal, et payés pour ne rien faire jusqu'à ce qu'il lui plaise de ne rien faire à son tour ; ce qui ne tarde jamais beaucoup d'arriver. Après quelques représentations, les premiers acteurs, qui sont d'importants personnages, n'honorent plus le public de leur présence ; ils abandonnent la place à leurs substituts, et aux substituts de leurs substituts. On reçoit toujours le même argent à la porte, mais on ne donne plus le même spectacle. Chacun prend son billet comme à une loterie, sans savoir quel lot il aura ; et, quel qu'il soit, personne n'oserait se plaindre, car, afin que vous le sachiez, les nobles membres de cette académie ne doivent aucun respect au public, c'est le public qui leur en doit.

Je ne vous parlerai point de cette musique, vous la connaissez. Mais ce dont vous ne sauriez avoir l'idée, ce sont les cris affreux, les longs rugissements dont retentit le théâtre durant la représentation. On voit les actrices, presqu'en convulsion, arracher avec violence ces glapissements de leurs poumons, les poings fermés contre la poitrine, la tête en arrière, le visage enflammé, les vaisseaux gonflés, l'estomac pantelant : on ne sait lequel est le plus désagréablement affecté de l'œil ou de l'oreille ; leurs efforts font autant souffrir ceux qui les regardent, que leurs chants ceux qui les écoutent ; et ce qu'il y a de plus inconcevable est que ces

---

1. Aujourd'hui il y en a infiniment davantage.

hurlements sont presque la seule chose qu'applaudissent les spectateurs. A leurs battements de mains, on les prendrait pour des sourds charmés de saisir par-ci par-là quelques sons perçants, et qui veulent engager les acteurs à les redoubler. Pour moi, je suis persuadé qu'on applaudit les cris d'une actrice à l'Opéra comme les tours de force d'un bateleur à la foire ; la sensation en est déplaisante et pénible, on souffre tandis qu'ils durent ; mais on est si aise de les voir finir sans accident, qu'on en marque volontiers sa joie. Concevez que cette manière de chanter est employée pour exprimer ce que Quinault[2] a jamais dit de plus galant et de plus tendre. Imaginez les Muses, les Grâces, les Amours, Vénus même, s'exprimant avec cette délicatesse, et jugez de l'effet ! Pour les diables, passe encore ; cette musique a quelque chose d'infernal qui ne leur messied pas. Aussi les magies, les évocations, et toutes les fêtes du sabbat, sont-elles toujours ce qu'on admire le plus à l'Opéra français.

A ces beaux sons, aussi justes qu'ils sont doux, se marient très dignement ceux de l'orchestre. Figurez-vous un charivari sans fin d'instruments sans mélodie, un ronron traînant et perpétuel de basses ; chose la plus lugubre, la plus assommante que j'aie entendue de ma vie, et que je n'ai jamais pu supporter une demi-heure sans gagner un violent mal de tête. Tout cela forme une espèce de psalmodie à laquelle il n'y a pour l'ordinaire ni chant ni mesure. Mais quand par hasard il se trouve quelque air un peu sautillant, c'est un trépignement universel ; vous entendez tout le parterre en mouvement suivre à grand'peine et à grand bruit un certain homme de l'orchestre. Charmés de sentir un moment cette cadence qu'ils sentent si peu, ils se tourmentent l'oreille, la voix, les bras, les pieds et tout le corps pour courir après la mesure, toujours prête à leur échapper, au lieu que l'Allemand et l'Italien, qui en sont intimement affectés, la sentent et la suivent sans aucun effort, et n'ont jamais besoin de la battre. Du moins, Regianino[3] m'a-t-il souvent dit que dans les opéras d'Italie, où elle est si sensible et si vive, on n'entend, on ne voit jamais dans l'orchestre ni parmi les spectateurs le moindre mouvement qui la marque. Mais tout annonce en ce pays[4] la dureté de l'organe musical ; les voix y sont rudes et sans douceur, les inflexions âpres et fortes, les sons forcés et traînants, nulle cadence, nul accent mélodieux dans les airs du peuple : les instruments militaires, les fifres de l'infanterie, les trompettes de la cavalerie, tous les cors, tous les hautbois, les chanteurs des rues, les violons de guinguette, tout cela est d'un faux à choquer l'oreille la moins délicate. Tous les talents ne sont pas donnés aux mêmes hommes, et en général le Français paraît être de tous les peuples de l'Europe celui qui a le moins d'aptitude à la musique. Mylord Edouard[5] prétend que les Anglais en ont aussi peu ; mais la différence est que ceux-ci le savent et ne s'en soucient guère, au lieu que les Français renonceraient à mille justes droits, et passeraient condamnation[6] sur toute autre chose, plutôt que de convenir qu'ils ne sont pas les premiers musiciens du monde. Quoi qu'il en soit, l'Opéra de Paris pourrait être une fort belle institution politique, qu'il n'en plairait pas davantage aux gens de goût. Revenons à ma description.

Les ballets, dont il me reste à vous parler, sont la partie la plus brillante de cet Opéra ; et, considérés séparément, ils font un spectacle agréable, magnifique et vraiment théâtral ;

2. Auteur de livrets d'opéras, d'une tendresse poussée jusqu'à la fadeur (1635-1688). On jouait encore de ses opéras, dont Lulli avait fait la musique.

3. Musicien italien, ami de Saint-Preux, personnage de la Nouvelle Héloïse qui est censé écrire cette lettre. — 4. *La France.* — 5. Ami du même personnage (Saint-Preux). — 6. *Renonceraient à,* se dit encore aujourd'hui. —

mais ils servent comme partie constitutive de la pièce, et c'est en cette qualité qu'il les faut considérer. Vous connaissez les Opéras de Quinault ; vous savez comment les divertissements[7] y sont employés : c'est à peu près de même, ou encore pis, chez ses successeurs. Dans chaque acte, l'action est ordinairement coupée au moment le plus intéressant par une fête qu'on donne aux acteurs assis, et que le parterre voit debout[8]. Il arrive de là[9] que les personnages de la pièce sont absolument oubliés, ou bien que les spectateurs regardent les acteurs qui regardent autre chose. La manière d'amener ces fêtes est simple : si le prince[10] est joyeux, on prend part à sa joie, et l'on danse; s'il est triste, on veut l'égayer, et l'on danse. J'ignore si c'est la mode à la cour de donner le bal aux rois quand ils sont de mauvaise humeur : ce que je sais par rapport à ceux-ci[11], c'est qu'on ne peut trop admirer leur constance stoïque à voir des gavottes ou écouter des chansons, tandis qu'on décide quelquefois derrière le théâtre de leur couronne ou de leur sort. Mais il y a bien d'autres sujets de danses. Les plus graves actions de la vie se font en dansant ; les dieux dansent ; on danse jusque dans les enterrements, et tout danse à propos de tout.

J.-J. Rousseau (*Nouvelle Héloïse.*)

7. C'est le nom qu'on donne aux ballets intercalés dans les opéras. — 8. Ce ne fut que quelques années après la Nouvelle Héloïse que les spectateurs du parterre furent assis. — 9. *Il résulte de là*, expression peu française. — 10. Il s'agit du prince, presque toujours héros de l'opéra de Quinault. — 11. *Aux rois d'opéras.*

Les vagues.

Les vagues ne sont pas seulement un des plus beaux spectacles de la nature, elles constituent aussi des phénomènes très importants pour l'homme, notamment au point de vue de la stabilité des navires, de la solidité des digues et de la bonne conservation des ports. Leur étude scientifique s'impose donc; elle commence à être faite et nous allons, d'après M. Bonnin, en donner un aperçu.

Au large, les ondulations des vagues se produisent sous forme de sillons parallèles de même profondeur et de même longueur, marchant avec une vitesse uniforme. Mais, en réalité, cette vitesse n'est qu'apparente. Si, en effet, au sommet d'une vague, on jette un flotteur, on verra celui-ci progresser dans le sens de la marche des vagues, s'arrêter, puis rétrograder avec une vitesse progressive, qui sera maximum lorsqu'il se trouvera dans le creux de la vague, pour s'arrêter à nouveau et reprendre ensuite sa marche directe qui deviendra maximum lorsque le flotteur se retrouvera au sommet de l'ondulation. Cette observation montre que les molécules d'eau dans la houle ne progressent pas avec celle-ci.

La hauteur et la longueur des vagues dépendent de l'intensité du vent qui les soulève, du temps pendant lequel il a soufflé dans la même direction, ainsi que de la distance du point considéré à la côte la plus voisine qui sert d'abri dans la direction d'où souffle le vent ; elle dépend également de la profondeur d'eau. C'est donc dans les endroits où l'étendue de mer libre est la plus grande, et, par suite, exposée aux tempêtes les plus violentes et de plus longue durée, que se produisent les plus grandes vagues.

Les plus hautes observées par des marins dignes de foi, ne dépassent pas 15 à 18 mètres et, encore, sont-elles tout à fait exceptionnelles. Au cap de Bonne-Espérance, le point le plus exposé du globe et entouré de la plus vaste étendue d'eau, dans le Pacifique, les plus grandes vagues atteignent une hauteur de 14 à 15 mètres et une longueur variant entre 200 et 300 mètres. Leur vitesse de propagation varie de 17 à 21 mètres par seconde.

Dans l'Océan Atlantique, les plus grandes vagues ne dépassent pas 12 mètres de hauteur avec une longueur de 170 à 200 mètres, correspondant à une vitesse de propagation de 16 mètres. Dans le golfe de Gascogne les vagues atteignent une hauteur

de 7 mètres, et, dans la Manche, elles ne dépassent pas 6 mètres avec une longueur de 100 mètres et une vitesse de propagation de 12 mètres.

A mesure que les vagues du large atteignent de moins grandes profondeurs en se rapprochant du rivage, leur forme et leur longueur se modifient. Lorsque la houle pénètre dans une baie ayant la forme d'un entonnoir, la crête des vagues devient plus aiguë, leur hauteur augmente, tandis que leur longueur diminue ; la vitesse de propagation se ralentit également. Si, au contraire, la houle pénètre dans une baie qui va en s'élargissant à partir de son goulet, l'effet inverse se produit, la hauteur de la vague diminue et sa longueur augmente. La mer devient moins dure. C'est en se basant sur ce fait d'expérience que, dans nombre de chenaux d'entrée de port exposés aux vents violents du large, on a établi, de chaque côté de ces chenaux d'entrée, des bassins latéraux où les vagues arrivant du large, viennent s'épanouir et donner dans l'avant-port un calme relatif.

Les vagues subissent de nouvelles modifications lorsqu'elles se rapprochent du rivage, par des fonds dont la profondeur va progressivement en diminuant. Leur longueur devient moins grande, leur crête se fait plus aiguë en s'inclinant vers le rivage. Puis, lorsque leur hauteur devient sensiblement égale à la profondeur de l'eau, elles déferlent. Cette déformation des vagues est d'autant plus sensible que la pente du fond est plus forte; c'est ce qui explique pourquoi la mer est plus courte et plus brisante sur les plages de galets que sur les plages de sable.

Les mêmes effets se produisent également lorsque la houle rencontre au large des hauts fonds sur des bancs de sable recouverts d'une grande épaisseur d'eau. C'est à cette cause qu'il faut attribuer les brisants qu'on rencontre pendant les grandes tempêtes, sur le banc de Terre-Neuve, où la profondeur d'eau atteint, cependant, plus de 170 mètres.

Lorsque la vague a déferlé sur une plage, elle s'y étale en formant ce qu'on appelle *la lame directe*. Celle-ci perd progressivement de sa vitesse en entraînant les matériaux qu'elle roule les uns contre les autres, les réduit de grosseur et donne à la longue, à certains d'eux, la forme arrondie des galets des plages. Elle accumule les plus gros à la limite supérieure de la côte, en formant un bourrelet qui indique sur les plages, surtout celles à galets, la limite supérieure atteinte pendant les tempêtes. Puis, en se retirant vers la mer, la *lame de retour* entraîne avec elle les matériaux les plus légers, en les classant par ordre de grosseur jusqu'à la limite inférieure de la côte, où, le plus souvent, on ne rencontre que du sable mêlé à quelques graviers.

Quelle est la force des vagues ? M. Quinette de Rochemont estime que, sur les côtes de France et d'Algérie, même dans les endroits les plus exposés, leur pression ne doit pas excéder 20 tonnes par mètre carré. Les lames produisant des pressions de 15 à 18 tonnes sont rares et ne se rencontrent que sur les côtes rocheuses de l'Océan Atlantique, dans le fond du golfe de Gascogne et sur les côtes d'Algérie.

Henri Coupin.

Noël.

Les mendiants.

Il gèle. Et sur la route grise, dans la plaine,
on entend galocher[1] des pas sur les cailloux,
des pas sourds et des pas plus menus et plus doux :
ce sont des mendiants qui marchent avec peine.

1. bruits que font les sabots (galoches) pendant la marche.

Ils sont cinq, une bande, et ne se parlent pas :
on dirait qu'ils ont peur que la nuit les écoute.
Ils s'en vont galochant, trébuchant sur la route :
c'est le père, la mère, et les trois petits gas[2].

Ils ont l'air de magots, de monstres ou de gnômes,
on dirait, trottinant sur le chemin désert,
éternels résignés, ombres du morne hiver :
ce sont les parias cherchant l'abri des chaumes.

Penchée au chemin gris, le front las vers la terre,
la mère sur son dos porte le dernier né,
un tout petit Jésus très mal enjuponné[3] ;
et l'homme porte l'autre enfant de la misère.

Le plus grand, tout petit, les suit sur le chemin ;
à ses bras engourdis sont accrochées des choses,
des gobelets de fer qui résonnent, moroses,
au pas du petit gas qui souffle dans sa main.

Ils traversent muets la place du village
et montent vers la ferme au large colombier,
près de la vieille église, au logis coutumier :
ils poussent la barrière et entrent dans l'herbage.

Tout au fond de la cour s'allonge la maison,
sous les grands sapins noirs qui frémissent dans l'ombre,
les fenêtres déjà brillent dans la pénombre,
au foyer le bois flambe en chantant sa chanson.

C'est là qu'aux soirs d'hiver sommeille la misère,
sous la paille bien fraîche, en l'étable des bœufs
et sous leur souffle chaud, c'est là l'hôtel des gueux[4].
Jamais le bon fermier n'est sourd à leur prière.

Il a toujours pitié des vieux et des petits,
les petits malheureux à la mine rougeaude;
ils vont manger ce soir une soupe bien chaude,
et dormir à l'abri, dans la paille blottis.

C'est là que vont frapper les pauvres mendiants :
une servante vient les conduire à l'étable;
dans la crèche moelleuse et toujours secourable,
ils se font un lit d'or, un lit de misérables.
comme Jésus, jadis, il y a deux mille ans. ....

Francis Yard.

2. *enfants*, très employé en Normandie. M. Yard est Normand en effet. — 3. *vêtu d'un mauvais jupon*. — 4. *pauvres*.

L'imprimerie*.

(*Fin.*)

III

Mais, comme si c'était peu de toutes ces *machinations* contre les bonnes mœurs, la grande propriété et les privilèges des hautes classes, voici bien autre chose. On mande de Berlin que le docteur Kirkausen, fameux mathématicien, a depuis peu imaginé de nouveaux caractères, une nouvelle presse maniable, légère, mobile, portative, et dont l'usage est tel, qu'on écrit comme on parle, aussi vite, aisément. On peut, dans un

* Voir les quatre autres parties.

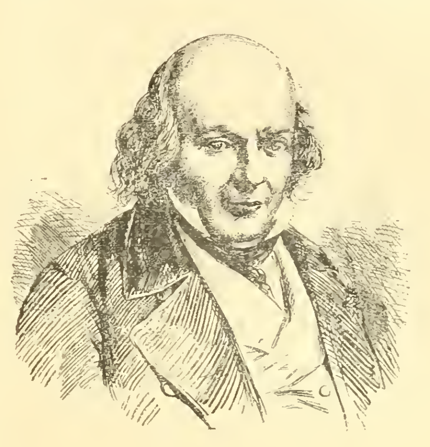
salon, sans que personne s'en doute, imprimer tout ce qui se dit et, sur le lieu même, tirer à mille exemplaires toute la conversation.... Je vous laisse à penser, Monsieur, quel déluge va nous inonder, et ce que pourra la censure contre un pareil débordement. Mais on ajoute, et c'est le pis pour quiconque pense bien ou touche un traitement, que la combinaison de ces nouveaux caractères est si simple et si claire, si facile à concevoir, que l'homme le plus grossier apprend en une leçon à lire et à écrire. Le docteur en a fait publiquement l'expérience avec un succès effrayant; et un paysan qui, la veille, savait à peine compter ses doigts, après une instruction de huit à dix minutes, a composé et distribué aux assistants un petit discours, fort bien tourné, en bon allemand, commençant par ces mots : La loi doit gouverner. Où sommes-nous, grand Dieu ! qu'allons-nous devenir ? Heureusement l'autorité avertie a pris des mesures pour la sûreté de l'Etat : les ordres sont donnés ; toute la police de l'Allemagne est à la poursuite du docteur, avec un prix de cent mille florins à qui le livrera mort ou vif. La chose n'est pas de peu d'importance ; une pareille invention, dans le siècle où nous sommes, venant à se répandre, c'en serait fait de toutes les bases de l'ordre social ; il n'y aurait plus rien de caché pour le public. Adieu les ressorts de la politique : intrigues, complots, notes secrètes ; plus d'hypocrisie qui ne fût bientôt démasquée, d'imposture qui ne fût démentie. Comment gouverner après cela ?

Paul-Louis Courier.

[*Lettres au rédacteur du* Censeur *IX* (10 mars 1820).]

Ressemblance garantie.

Un jour, il y a quelques années de cela, une très petite ville du midi s'avisa qu'elle possédait une belle place publique, un Cours, un théâtre, une bibliothèque, mais qu'elle n'avait pas une seule statue, pas même un buste en haut d'une fontaine. Cette constatation faite, la population convint que cette situation était intolérable.



Béranger.

Les deux journaux de l'endroit attaquèrent l'incurie de l'administration ; des discussions orageuses retentirent le soir dans le *Grand café* où se réunissaient les notables. Le conseil municipal s'assembla et chargea son secrétaire de découvrir au plus tôt un homme illustre, originaire de la ville, et dont le bronze éterniserait la gloire.

Trois mois après, le travail préparatoire était terminé. On avait exhumé, de la poussière des archives, un ancien député à la Convention, devenu sous-préfet du premier empire, mort marguiller de sa paroisse, fonctionnaire modèle et parfaitement obscur. On avait donné son nom à un boulevard en construction. La presse avait célébré sa mémoire. Une souscription avait produit une somme qui paraissait suffisante. Alors deux conseillers municipaux partirent pour Paris, en quête d'un sculpteur, avec le portrait du grand homme dans la poche.

A leur première démarche, ce

fut une désillusion ; aux suivantes, ce fut désastreux. Le premier artiste qu'ils virent avait accepté la commande, mais quand il sut le prix, il refusa tout net et les envoya chez un second, moins connu. Le second refusa aussi et les envoya chez un troisième, moins connu encore. Le troisième les envoya à un quatrième.

Le quatrième, un débutant, allait les envoyer à un cinquième. Mais il prit en pitié leurs figures lasses, leur mine contrite, leur attitude gênée.

— Écoutez, mes amis, leur dit-il, je ne peux pour un tel prix vous faire un bronze de grande place ; j'y perdrais. Mais, après réflexion, il y a peut-être un moyen de tout arranger. Venez par ici.

Et il les mena dans un coin sombre de son atelier, où se dressait, en airain, un Béranger conforme à la pure tradition : la tête chauve, le dos rond, le long pardessus tombant presque jusqu'aux pieds.

— Voilà un Béranger, poursuivit-il, qui me reste sur les bras. Je vous le cède pour la somme en question. Regardez s'il vous convient.

Les deux ambassadeurs renaissaient à la joie, et ils avaient, d'un pas gaillard, accompagné leur guide. Mais à cette proposition, leurs visages se rembrunirent et ils se regardèrent avec consternation. L'un d'eux tira la gravure, fit silencieusement la comparaison, et observa que Béranger ne ressemblait guère à leur concitoyen. Le sculpteur sourit alors avec condescendance :

— Montrez-moi donc le portrait. . . . . Évidemment Béranger a le nez plus gros, le menton plus charnu... mais en quelques coups de lime je rognerai le menton et amincirai le nez. . . . Acceptez : je garantis la ressemblance.

Les provinciaux étaient excédés de monter et de redescendre des étages, d'être, depuis une semaine, partout ridicules et éconduits. Il leur tardait de rentrer dans le calme de leur petite ville, loin des artistes gouailleurs et du vacarme parisien. Après un semblant de résistance, ils conclurent l'affaire. Trois mois après, ce fut l'érection solennelle, sur la grande place ; il y eut des discours, un banquet, un défilé des enfants des écoles, un lancement de ballons, une distribution de palmes académiques, conformément à l'usage.

Aujourd'hui les touristes de passage se demandent, en voyant la statue de dos, pour quelle cause Béranger a son image en cette bourgade lointaine, puis, en voyant la statue de face, pour quelle cause Béranger a changé de nom, de menton et de nez. Mais la paix est revenue dans le *Grand café* ; le conseil municipal a été réélu : la petite ville est heureuse.

Max Jasinski.

Historiettes.

Le duc d'Angoulême était un élève médiocre. Son professeur de chimie lui expliquait un jour une expérience et lui en précisait le résultat. La figure du duc marquait une grande incrédulité.

Le chimiste, qui s'en aperçut, recommença ses explications, les reprit sous une autre forme, développa, résuma : l'élève, récalcitrant, n'avait pas encore l'air convaincu.

Alors le pauvre professeur, ne sachant plus comment s'y prendre, finit pas s'écrier :

— Monseigneur, je vous en donne ma parole d'honneur.

Aussitôt le duc d'Angoulême changea de figure ; il s'inclina, et répondit avec conviction :

— Monsieur, je vous crois.

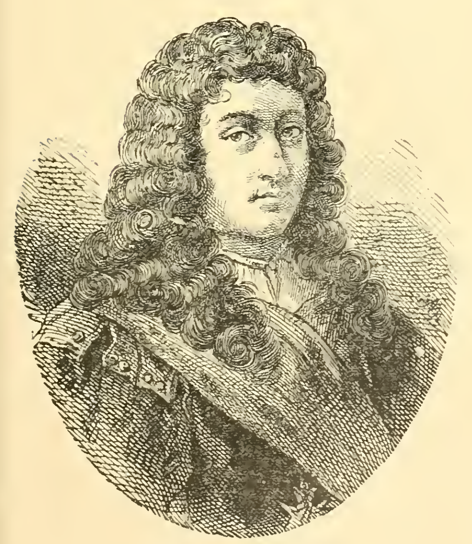
Les Cinq Langues

N° 7. 5 Janvier 1907. 7e Année.

PARTIE FRANÇAISE

La Rochefoucauld et Mme de Lafayette.

Rien ne semble, au premier abord, si inexplicable que cette longue affection de deux personnes si différentes, quand on les juge d'après leurs ouvrages. La Rochefoucauld serait un sceptique, cruel et désabusé, sans illusion sur le monde et les hommes ; il a sondé l'âme humaine jusque dans ses laides profondeurs, et sous les vertus les plus célébrées, n'y a découvert que sentiments bas et mobiles honteux. En Mme de Lafayette, nous voyons quelque peu la Princesse de Clèves[1] ; à distance, elle nous paraît toute grâce et toute douceur. Aussi se sent-on presque pris de pitié, en songeant que le froid et dur La Rochefoucauld fut, sa vie durant, le compagnon de cette tendre et délicate créature.



La Rochefoucauld.

Mme de Lafayette.

Il est impossible d'attribuer leur constante amitié à ce penchant qu'on éprouve parfois pour une nature contraire à la sienne : il en peut naître un goût violent, mais non un attachement durable. D'ailleurs, avant de le connaître intimement, Mme de Lafayette avait peu de sympathie pour l'auteur des *Maximes*. Le livre ne lui avait pas inspiré le désir de mieux connaître cet impitoyable philosophe ; elle sentit au contraire pour lui une sorte de répulsion : « Ha ! Madame, écrivait-elle à une de ses amies, quelle corruption il faut avoir dans l'esprit et

1 Nom d'un roman, très touchant, de Mme de Lafayette ; c'est le meilleur du 17e siècle.

dans le cœur pour imaginer tout cela ! ». Mme de Lafayette n'était pas en effet une de ces imaginations inquiètes qui vont d'instinct[2] à ce qui est bizarre : elle ne se serait pas dévouée à un égoïste, qui aurait mesuré ses affections sur le profit à en retirer, qui aurait méprisé l'humanité tout entière. Mais La Rochefoucauld répondait peu à l'idée que nous nous en formons d'après son livre.

Au moment où il commença à l'écrire, il obéissait à une mode qui sévissait surtout chez une amie, la comtesse de Sablé ; tous faisaient des maximes ; il en fit comme les autres, mais de meilleures. Seulement les siennes furent plus amères. C'est qu'il sortait de la Fronde, cette mêlée de jalousies, de vanités, et de mesquines ambitions ; il avait vu ce drame ridicule se terminer misérablement, et le rôle qu'il y avait tenu avait été plus misérable encore. Il y avait porté toute la fougue de sa jeunesse, et il s'en retirait, éclopé, trahi dans ses affections, peu estimé de ses chefs, avec la conscience de s'être compromis dans une cause mauvaise et de s'y être montré au-dessous de lui-même. Tout cela ne prédispose guère à l'optimisme.

Le livre commencé, La Rochefoucauld le continua, même quand ses pensées eurent peu à peu pris un autre cours, quand son dépit eut perdu de son aigreur ; peut-être alors fut-ce par coquetterie d'auteur qui se plait à scandaliser les préjugés; mais la vraie cause, sans doute, fut qu'il ne voulait pas abandonner un ouvrage qu'il sentait beau et solide, et qu'il savait capable de faire vivre son nom. Il le lima, le polit avec soin, le retoucha sans cesse, ajoutant peu, retranchant beaucoup, enlevant parfois ce qui était trop dur. Il revenait sur ses jugements de jadis ; il ne voyait plus les hommes sous le même jour. Et il aida Mme de Lafayette à composer la *Princesse de Clèves*.

Qu'on lise les lettres de Mme de Sévigné et l'on apercevra le vrai La Rochefoucauld : nul plus que lui n'était digne d'affection. Il ressemble très peu au portrait qu'on se plairait à faire de lui. Il avait un caractère gai, affable, indulgent, autant qu'un esprit juste et fin ; c'était un convive agréable et un charmant causeur. Mais ce qui le faisait aimer surtout, c'était un cœur d'élite, que l'on discernait sous cette apparence de froideur hautaine où entrait peut-être quelque affectation. C'était une âme généreuse, et dont les désillusions premières n'avaient pas effacé la foncière noblesse.

« Le cœur de M. de La Rochefoucauld pour sa famille est une chose incomparable » disait Mme de Sévigné, témoin de l'affliction que son ami ressentit à la mort de sa mère. Le mot fut toujours juste pour La Rochefoucauld. Plus tard, il fut bon père comme il avait été bon fils. Quand il perdit l'un de ses enfants, sa douleur fut poignante, et l'amour qu'il leur portait se manifesta de telle façon que Mme de Sévigné en fut toute hors d'elle-même : « J'ai vu son cœur à découvert en cette cruelle aventure ; il est au premier rang de ce que je connais de courage, de mérite, de tendresse et de raison ». Un jour il pleura d'admiration pour la noblesse de sentiments de Saint-Hilaire, lors de la mort de Turenne[3]. N'y a-t-il pas bien loin de cet homme plein d'amour pour les siens, et à qui une belle parole tirait des larmes, à cet autre homme si cruellement perspicace et qui, dans son œuvre, niait le désintéressement et la vertu ?

La Rochefoucauld ne fut donc pas l'homme de son livre. C'était une nature fine, distinguée, accessible aux plus simples sentiments de l'humanité. Mme de Lafayette, qui lui fut dévouée toute sa vie disait : « Il m'a donné de l'esprit, mais je lui ai donné du cœur ». Elle s'abusait. Elle serait restée spirituelle sans La Rochefoucauld, et elle n'a pu lui donner du cœur : on ne donne pas du cœur à qui n'en a pas.

Max JASINSKI.

2. *instinctivement.*

3. Turenne venait d'être tué ; le même boulet de canon avait emporté le bras de Saint-Hilaire dont le fils sanglotait ; « Voilà celui que l'on doit pleurer », dit alors ce brave, en montrant Turenne.

Maximes et réflexions morales*.

I

Les passions sont les seuls orateurs qui persuadent toujours. Elles sont comme un art de la nature dont les règles sont infaillibles; et l'homme le plus simple qui a de la passion persuade mieux que le plus éloquent qui n'en a point.

Nous avons tous assez de force pour supporter les maux d'autrui.

La constance des sages n'est que l'art de renfermer leur agitation dans leur cœur.

Nous avons plus de force que de volonté; et c'est souvent pour nous excuser à nous-mêmes, que nous nous imaginons que les choses sont impossibles.

L'orgueil est égal dans tous les hommes, et il n'y a de différence qu'aux moyens et à la manière de le mettre au jour.

Ceux qui s'appliquent trop aux petites choses deviennent ordinairement incapables des grandes.

Rien ne doit tant diminuer la satisfaction que nous avons de nous-mêmes, que de voir que nous désapprouvons dans un temps ce que nous approuvions dans un autre.

Quoique les hommes se flattent de leurs grandes actions, elles ne sont pas souvent les effets d'un grand dessein, mais les effets du hasard.

La vérité ne fait pas autant de bien dans le monde que ses apparences y font de mal.

Tout le monde se plaint de sa mémoire, et personne ne se plaint de son jugement.

La politesse de l'esprit consiste à penser des choses honnêtes et délicates.

* Voir les quatre autres parties.

La galanterie de l'esprit est de dire des choses flatteuses d'une manière agréable.

On ne donne rien si libéralement que ses conseils.

Il est aussi facile de se tromper soi-même sans s'en apercevoir, qu'il est difficile de tromper les autres sans qu'ils s'en aperçoivent.

Nous sommes si accoutumés à nous déguiser aux autres, qu'à la fin nous nous déguisons à nous-mêmes.

La Rochefoucauld.

M. Clemenceau journaliste.

C'est devenu véritablement un lieu commun que d'énoncer qu'il est taillé pour la lutte. Peut-être sera-t-il plus neuf d'observer comment, dans sa manière journalistique, il exprime ce fond de son tempérament.

Notez d'abord que, s'il aime la lutte, il n'est jamais brutal. Vous pouvez le surveiller, vous ne le verrez jamais foncer sur ses adversaires avec l'impétuosité d'un Cassagnac[1]. Toujours on sent derrière sa fougue la raison qui guide l'intelligence, qui discerne le but à atteindre. Sans doute il a des accès de violence: des injustices trop criantes le font hurler, car il est un [2], de toute sa sincérité, de toute sa personne, et, ces jours-là, il charge à fond.

Mais ne croyez pas que ce soit chez lui une habitude de hurler et d'éclabousser, de trépigner et d'ameuter tout le monde dans la rue Il n'a rien d'un déséquilibré et jamais il ne confond l'ardeur de combattre avec le désir épileptique de couvrir de boue tous les passants. C'est même là sa caractéristique : ses instincts combatifs sont d'autant plus puissants qu'il en a une conscience véritable et qu'il ne les

1. Journaliste très fougueux, mort il y a peu d'années. — 2. *il se met tout entier dans ce qu'il fait.*

exerce qu'à bon escient[3]. Ce sont des instincts que sa raison a ordonnés, elle-même, et qui, en passant par elle, sont devenus de véritables motifs d'agir et d'attaquer. Et c'est toujours là chez lui le processus [4] ordinaire d'un de ses sentiments, d'une de ses opinions : c'est un instinctif, un impulsif qui, par une bizarre contradiction de la nature, se double d'un intellectuel au premier chef[5] — mieux, d'un idéologue.

Impulsif, qui pourrait nier qu'il le soit ? Son langage serait-il aussi passionné, ses phrases aussi pressées et aussi ardentes, sa personne tout entière frémirait-elle à ce point de haine et de colère, s'il ne venait de saisir la plume tout à coup à la vue d'un spectacle qui a bouleversé son être et l'a secoué de la tête aux pieds ?

Un impulsif, ah ! certes et de la plus noble espèce, de celle du courage irréfléchi qui ne se donne pas le temps de discuter les motifs de son action et qui se précipite à l'eau pour sauver celui qui s'y noie. Impulsif, quand il raconte l'histoire des habitants d'une pauvre roulotte abandonnée au coin d'une route et que la méfiance sournoise du village haineux risqua de faire mettre en prison. Impulsif, quand il prend la défense des petits soldats tracassés ou martyrisés. Impulsif, quand il conte la lamentable odyssée d'un malheureux « cheval de retour [7] » à peine sorti de la geôle et qui aspire déjà à y rentrer, dans l'incapacité où il se trouve de gagner son pain. Impulsif toujours et partout quand il s'empare du premier fait-divers lu dans un quotidien [8], de la première observation glanée sous ses yeux, de la première histoire contée par un ami pour en faire le sujet palpitant et frémissant d'un article d'un seul jet, d'un article tout d'une pièce, qui part comme un boulet de canon et qui frappe en plein ceux qu'il a voulu viser.

Impulsif, oui, mais aussi idéologue et de la plus vieillotte et de la plus curieuse espèce. Écoutez-le qui s'arrête d'attaquer et qui reprend son refrain des grandes idées, des grands sentiments, des grandes pensées et des grandes majuscules. Voici la Pitié, voici la Faim, voici le Meurtre, voici la marche triomphante de l'Humanité et voici l'Évolution, expliquée, hélas ! en cinq leçons à l'usage de tous les primaires [9]. Des idées, qui en aurait plus que lui et sur toutes choses ? Il en a sur la littérature et sur les sciences, sur la politique et sur la sociologie, et ce ne sont pas des idées très neuves qui marqueront un sillon durable dans l'histoire de l'humanité, mais ce sont des idées qui ont hâte de s'affirmer, de s'imposer, de régir le monde et les hommes, car, apparemment, ce sont les plus belles et les plus saines idées du monde ! Et avec une ardeur de prosélytisme, qui ne connaît pas de bornes, avec une audace d'homme d'action, il proclame partout la supériorité et l'efficacité de ses grandes et belles idées, il en veut instruire chacun, convertir chacun. Avec une imagination toute littéraire, il aime à les décrire, à les faire admirer. Il les voudrait imposer par le triomphe de la raison, il s'efforce d'y parvenir et par la persuasion et par l'obstination.

Et c'est, d'abord, la plus belle et la plus chère d'entre toutes, c'est la pitié. Cette pitié pour les humbles, pour les malheureux, cette compassion pour les opprimés, c'est à la fois le sentiment qui nous explique le mieux Clemenceau et qui pourtant, est en contradiction plus flagrante avec son tempérament. Qu'est-il au fond, en effet ? Nous l'avons dit : c'est un lutteur, un combatif qui ne saurait s'apercevoir dans l'inaction, qui brûle de parler, de crier, de s'agiter, d'attaquer quelqu'un ou quelque chose. Il aime la lutte, et, pourrait-on dire, il est taillé pour

3. *en connaissance de cause.* — 4. *la marche.* — 5. *avant tout.* — 6. Homme épris d'idées abstraites et qui leur subordonne la réalité. — 7. Homme sorti du bagne ou de la prison. — 8. *un journal quotidien.*

9. Ceux qui n'ont eu que l'éducation primaire.

elle. Ses armes ne sont jamais émoussées et il sait toujours s'en servir à propos : il est gouailleur, ironique, observateur et violent, il sait être sarcastique, et c'est parfois encore un raisonneur convaincu et c'est toujours un adversaire opiniâtre et résolu. Or les âmes de cette sorte ne conçoivent guère d'ordinaire l'humble pitié...

Cette pitié pour les misérables et les suppliciés ne se traduit point chez lui par les larmes miséricordieuses mais inutiles. Pleurer ! sans doute de telles émotions nous ennoblissent mais à cette pitié stérile, l'homme d'action ne préférera-t-il pas la lutte contre les oppresseurs ? Plaindre est bien, venger est préférable. Ou, plutôt, car la vengeance elle-même est toujours une lâcheté, détruire cette force par laquelle d'aucuns [10] sont opprimés et d'aucuns oppresseurs, faire enfin régner la justice immanente [11]. Et c'est bien là, semble-t-il, le caractère même de la pitié chez Georges Clemenceau, c'est ainsi que ce sentiment d'exception s'harmonise avec son tempérament d'homme d'action, le complète, lui assigne une tâche à accomplir. Une pitié agissante, une pitié utile qui se sert des larmes mêmes que lui arrache la souffrance, une pitié profitable à tous et où chacun pourra trouver un motif suffisant d'énergie.

Jules Bertaut [12].

10. *certains*, mot vieilli. — 11. la justice *finale*. — 12. Extrait de *Chroniqueurs et polémistes*, ouvrage fort distingué, écrit et paru avant que M. Clemenceau fût ministre. — Voir le compte rendu au *Supplement*.

Souvenir de Bretagne.

Je me souviens d'un jour. J'allais, le long de l'Océan breton, vers la pointe du Finistère. J'allais, sans penser à rien, d'un pas rapide, le long des flots. C'était dans les environs de Quimperlé, dans cette partie la plus douce et la plus belle de la Bretagne.

Un matin de printemps, un de ces matins qui vous rajeunissent de vingt ans, vous refont des espérances et vous redonnent des rêves d'adolescents. . . .

J'allais par un chemin à peine marqué, entre les blés et les vagues. Les blés ne remuaient point du tout, et les vagues remuaient à peine. On sentait bien l'odeur douce des champs mûrs et l'odeur marine du varech. J'allais sans penser à rien, devant moi, continuant mon voyage commencé depuis quinze jours, un tour de Bretagne par les côtes.

Je ne pensais à rien ! Pourquoi penser en ces heures de joie inconsciente, profonde, charnelle [1], joie de bête qui court dans l'herbe, ou qui vole dans l'air bleu sous le soleil ? J'entendais chanter au loin des chants pieux. Une procession peut-être, car c'était un dimanche. Mais je tournai un petit cap et je demeurai immobile, ravi. Cinq gros bateaux de pêche m'apparurent, remplis de gens, hommes, femmes, enfants, allant au pardon[2] de Plouneven.

Ils longeaient la rive, doucement, poussés à peine par une brise molle et essoufflée [3] qui gonflait un peu les voiles brunes, puis, s'épuisant aussitôt, les faisait retomber, flasques, le long des mâts.

Les lourdes barques glissaient lentement, chargées de monde. Et tout ce monde chantait. Les hommes, debout sur les bordages, coiffés du grand chapeau, poussaient leurs notes puissantes, les femmes criaient leurs notes aiguës, et les voix grêles des enfants passaient comme des sons de fifre faux dans la grande clameur pieuse et violente.

Et les passagers des cinq bateaux clamaient le même cantique, dont le rythme monotone s'élevait dans le ciel calme ; et les cinq bateaux allaient l'un derrière l'autre, tout près l'un de l'autre.

1. *physique*. — 2. nom des fêtes bretonnes, à la fois fêtes religieuses et marchés. — 3. intermittente.

Ils passèrent devant moi, contre moi, et je les vis s'éloigner, j'entendis s'affaiblir et s'éteindre leur chant.

Et je me mis à rêver à des choses délicieuses, comme rêvent les tout jeunes gens, d'une façon puérile et charmante [4].

GUY DE MAUPASSANT.

4. Tiré de *A Vendre* (p. 108). Chez Ollendorff. La même librairie a édité un recueil de contes de Maupassant pour la jeunesse.

Une mode oubliée.

Les *cafés* surtout prennent avec une vivacité prodigieuse [1]; mais vous ne savez peut-être pas ce que c'est qu'un *café*? C'est, en deux mots, le secret de rassembler chez soi un très grand nombre de gens, sans dépense, sans cérémonie et sans gêne; bien entendu [2] qu'on n'admet que les gens de sa société; or voici comme on s'y prend.

Le jour indiqué pour tenir café, on place dans la salle destinée à cet usage plusieurs petites tables de deux, de trois ou de quatre places au plus; les unes sont garnies de cartes, jetons, échecs, damiers, trictracs, etc...; les autres de bière, vin, orgeat et limonade. La maîtresse de la maison, qui tient le café, est vêtue à l'anglaise [3] : robe simple, courte, tablier de mousseline, fichu pointu et petit chapeau; elle a devant elle une table longue en forme de comptoir, sur laquelle on trouve des oranges, des biscuits, des brochures, et tous les papiers publics [4]. La tablette de la cheminée est garnie de liqueurs; les valets sont tous en vestes blanches et en bonnets blancs; on les appelle garçons, ainsi que dans les cafés publics, on n'en admet aucun d'étranger [5]; la maîtresse de la maison ne se lève pour personne; chacun se place où il veut et à la table qu'il lui plaît. La salle à manger est meublée de même par un grand nombre de petites tables de cinq places au plus; elles sont numérotées et l'on tire les places [6] pour éviter les tracasseries et la cérémonie qu'un grand nombre de femmes entraîneraient nécessairement. L'étiquette [7] du souper est une poule au riz sur le buffet et une forte pièce de rôti [8] et sur chaque petite table une seule entrée relevée par un seul entremets. Cette mode me paraît très bien entendue [9] par la grande liberté qu'elle établit dans la société. Il est à craindre qu'elle ne dure pas [10], car l'esprit de prétention commence déjà à troubler dans sa naissance l'économie [11] d'une si belle invention.

Mais ce n'est pas tout; il y a tout plein d'accessoires charmants à tout cela : on y joue des pantomimes, on y danse, on y chante, on y représente des proverbes : les proverbes avaient déjà pris faveur dans les sociétés [12] avant l'établissement des *cafés*; on choisit un proverbe quelconque, on bâtit à l'improviste un canevas qui doit être rendu [13] par plusieurs personnages, et quand ils ont bien rempli leur rôle, l'assemblée doit deviner le proverbe qu'ils ont voulu rendre [14]..

M^me^ D'ÉPINAY (1726-1783).

1. *La mode des cafés se répand prodigieusement.* — 2. *naturellement, on n'admet.* Se dit encore aujourd'hui. — 3. Comme les dames anglaises. — 4. *les journaux*, sens vieilli. — 5. Tous les valets font partie de la maison.

6. *on tire au sort* les places. — 7. *Le menu*, sens vieilli. — 8. *un grand rôti, d'un seul morceau*, se dit encore. — 9. On dirait aujourd'hui : *bien comprise*. — 10. Elle durait encore en 1778, treize ans après; Marie-Antoinette *tint café* à Marly. — 11. *l'organisation*. — 12. *les réunions mondaines*. — 13. *développé*, plutôt. — 14. Extrait d'une lettre datée de 1765.

Cimetières allemands.

Chez nous, sauf à la campagne, la plupart des cimetières sont des cités de pierre et de marbre, aux rues régulières bordées de cha-

pelles, de colonnes brisées, de croix, de pyramides, de mausolées et de pierres tumulaires.

En Allemagne, le cimetière est un lieu tranquille, verdoyant et presque souriant, qui mérite bien son nom : lieu de paix (*Friedhof*). Car rien n'est apaisant comme la vue de ces tertres gazonnés ou couverts de lierre qu'abritent des peupliers, des saules ou le sombre feuillage des cyprès et des sycomores. Point de pierres, sauf dans les grandes villes où, çà et là, on rencontre une chapelle, une croix ou un hémicycle de marbre. La même coquetterie minutieuse que les Allemands mettent à parer leurs promenades et leurs jardins publics se retrouve ici. Les croix de fer qui portent les inscriptions disparaissent dans l'enlacement des clématites, des jasmins et des vignes vierges. Et dans cette sérénité que troublent seulement des frisselis de feuilles et des chants d'oiseaux, on se prendrait à oublier l'horreur de la mort et des séparations éternelles si, çà et là, la vue des tombes fraîches encore, où des fleurs achèvent de se faner, ne réveillait brusquement en vous la pensée de l'irréparable et la terreur angoissante de demain. Mais l'impression qui domine pourtant est bien faite de quiétude, de paix réconfortante, et de soumission passagère aux lois de la mort, celle que l'on ressent facilement en visitant nos rustiques cimetières de campagne. C'est qu'ici, à l'ombre des mêmes arbres, sous le même lierre, sans monument ostentatoire où se perpétue la vanité des hommes, la mort apparaît plus égalitaire.

La sensibilité allemande semble moins secouée que la nôtre par l'effroi de la mort. Elle l'accepte, sans révolte douloureuse apparente comme une chose normale à laquelle la raison doit se soumettre.. .. Je n'ai jamais vu pleurer dans un cimetière allemand, et j'ai longuement observé ceux des principales villes aux jours où la foule les visite.

Par contre, dans certaines villes, à Dantzig par exemple, on y vient tenir compagnie aux morts et manger sur leurs tombes du jambon et de la saucisse. . . .

A Hanovre, les enfants jouent et crient autour des tombes, tandis que leurs mères et leurs bonnes, assises sur des bancs, devisent ou brodent.

Dans le cimetière de Hambourg, à Ohlsdorf, à quarante minutes de tramway de la ville, on se croirait dans un cimetière de l'Inde ou du Japon. A part les cascades, les cigognes, les bambous, les cerisiers fleuris et les daims en liberté, le décor est le même : c'est une forêt infinie et mystérieuse où l'on a placé des tombeaux, visibles seulement par la petite croix qui les surmonte, car les plantes grimpantes, le houx, les herbes et les fleurs les cachent souvent complètement, tandis que les branches des saules, des peupliers, des acacias ou des chênes les couvrent de leur ombre.

Avec ses étangs couverts de cygnes, ses bosquets, ses charmilles, son abondance prodigieuse de fleurs, le cimetière d'Ohlsdorf est une des créations les plus charmantes des Hambourgeois.

Jules HURET.
(Le *Figaro*.)

Plantes alpestres.

De Saussure [1], lui-même, tout préoccupé qu'il est dans ses ascensions d'observations et de recherches scientifiques, exprime en mainte rencontre la vive impression de plaisir que lui cause la vue de quelque plante alpine, et il est certain que, indépendamment de la grâce et de l'éclat qui sont propres à la plupart de ces plantes, toutes contractent soit du sauvage [2] dont elles sont entourées, soit de l'indus-

1. Savant qui a beaucoup étudié les régions alpestres. — 2. *de la région sauvage* — peu français.

trieuse façon dont elles se postent pour résister aux frimas, soit de l'intact essor de leur développement, un attrait auquel bien peu de passants sont insensibles. Tantôt isolées sur la saillie des rochers, elles s'y balancent avec une gracieuse fierté en conjurant[3] par leur souplesse l'assaut furieux des vents; tantôt se serrant les unes contre les autres, elles fleurissent blotties et immobiles dans les creux, derrière les rochers, au flanc des ravines; tantôt âpres, robustes, cramponnées au sol, étreignant les pierres, elles luttent contre les orages et défient la tourmente; ou bien, timides et délicates, elles osent à peine étaler à fleur de terre une modeste corolle...

Cette végétation, elle est rare, mais elle est tout autant, si ce n'est plus encore que celle de la plaine, vivace, active, envahissante; partout elle s'avance, elle recouvre; partout, repoussée par les frimas, ou bien écrasée sous la chute des sables et des pierres, elle remonte à l'assaut, elle reprend ses domaines et maintient éternellement son empire; partout elle occupe tout ce que n'occupent pas les glaces, et elle donne aux plus âpres déserts, ici leur physionomie frappante, là leur neuf aspect de tendre rajeunissement.

Composée d'arbustes, de plantes, de mousse et de lichens, elle compte, parmi les premiers, le rhododendron qui unit au lustre de son feuillage, à l'éclat charmant de sa fleur, à la claire rousseur de son bois, tout ce qu'aiment les artistes dans le jet[4] de sa tige... Non jamais, ni nous, ni nos compagnons, nous n'avons rencontré épars dans les hauteurs ces plants de rhododendron, ces colonies de frères arbustes si sains, si éclatants, sans être remués d'allégresse, sans accourir, sans cueillir et décimer, plutôt que de ne pas en emporter des rejetons, ces brillants lauriers du désert, tant l'aspect en est beau, vif, impressif[5] plus même que l'émail des prairies, plus que la parure des jardins[6].

3. *évitant* —un peu impropre. — 4. *la pousse droite* de la tige.

Mais au-dessous de ces arbustes dont le rhododendron est le prince, et outre un grand nombre de plantes fortes et nerveuses qui appartiennent exclusivement à la végétation des hautes Alpes, les herbes, les gazons s'y élèvent[7] à une variété d'apparences, due tantôt à la qualité ou à la pente de terrain, tantôt et surtout au passage ou au séjour, ici habituel, là irrégulier, des eaux... jetés en sens divers, onduleux, hérissés, emmêlés, frais et tendres, ou bien noirs et pourris, ils varient d'attitude, de caractère et de couleurs selon les conditions infiniment variées elles-mêmes de position ou de localité... Que de fois, sur ces sauvages plateaux, ici imbibés, plus loin inondés, là-bas enserrant dans leur creux une onde limpide, noire et glacée, n'avons-nous pas admiré la variété des formes, l'harmonieux contraste des couleurs, la transition, ici subite, là graduée, des plantes aux herbes, des herbes au jonc, du jonc à la mousse! La mousse est elle-même, selon les accidents du terrain et selon le caprice des eaux, à un endroit brûlée, tout à côté olivâtre, plus loin morte et grise, là-bas veloutée, fleurie, tendre, se déployant, vive et fraîche, en bordure de flaques, en élégants promontoires, en îlots éclatants, en flottantes émeraudes. Et ce que nous disons là des herbes, des mousses, nous pourrions le dire des lichens avec plus d'avantage encore.

Voilà ce qu'il en est de la végétation alpestre : pauvre, nulle, si on lui applique la même mesure qu'à la végétation de la plaine ; riche, diverse, éblouissante, si avant de la condamner, on l'observe.

R. TOPFFER[8].

5. *d'impression agréable* — terme peu français. — 6. *les fleurs des prairies et des jardins* — métaphores un peu banales. — 7. *parviennent.* — 8. Quelques passages ont été simplifiés.

Les Cinq Langues

N° 8. 20 Janvier 1907. 7e Année.

PARTIE FRANÇAISE

Brunetière.

M. Ferdinand Brunetière vient de mourir à cinquante-sept ans, après une vie singulièrement pleine. Professeur, par ses cours et ses livres il a, pendant une vingtaine d'années, puissamment agi sur la pensée française en agissant sur l'esprit des futurs maîtres de l'enseignement secondaire et supérieur. Directeur de la *Revue des deux Mondes*, il l'a

Ferdinand BRUNETIÈRE.

conduite fermement dans la seule voie qu'il jugeât bonne, au nom des seuls principes dont il reconnût l'excellence.

La grande nouveauté de son œuvre, ce fut le dogmatisme. De Sainte-Beuve à M. Lemaître, les critiques français se proposaient surtout de comprendre et d'expliquer ; ils causaient, et souvent avec quel charme ! à propos d'un auteur. Ils tâchaient d'être impartiaux ; quelle que fût leur profondeur, ils étaient spirituels et d'allure légère. M. Brunetière, lui, critiquait au nom de règles et de lois ; il aimait l'ordre et la hiérarchie ; et voilà pourquoi, dans notre histoire littéraire, il s'était attaché au siècle qui s'y soumit le plus, et, dans ce siècle même, au puissant orateur qui semble les avoir incarnés, à Bossuet. Plus ou moins, chacune de ses études se rapportait par quelque point au siècle de Louis XIV, et l'on sentait qu'un livre valait, à ses yeux, dans la mesure ou il rappelait quelque chose de ce temps heureux.

De ce XVIIe siècle, il avait lui-même bien des traits : la probité intellectuelle, le souci de dire juste autant que celui de dire bien, des égards pour l'autorité, le respect de son lecteur ; il tenait encore de lui un style sévère, l'ampleur et la lourdeur de la phrase, l'ordonnance simple mais rigoureuse du développement. Tout cela lui donnait une physionomie à part. Ses jugements fortement motivés, toujours sérieux, accablants dans leur gravité, s'imposaient à tous ; même quand on n'admettait ni les principes ni les conclusions, ils paraissaient quelque chose de considérable ; à côté de lui, les autres avaient l'air d'amuseurs. Or chez nous, où l'on aime à rire, personne ne force l'admiration comme celui qui ne rit jamais.

D'ailleurs, tout classique qu'il fût, il n'était pas étroit. C'était avec liberté qu'il traitait un sujet : peu lui importait de déranger des traditions centenaires. Il n'est pas une de ses études qui n'ébranle quelque préjugé. C'est que, autre singularité, il connaissait parfaitement les XVIIe

XVIIIe et XIXe siècles. Quand il parlait d'un auteur, il en parlait d'après lui-même, après des lectures copieuses : il fut ainsi bien souvent un véritable révolutionnaire, dont la tranquille audace ne manquait pas de noblesse. Peu de critiques ont, autant que cet homme du XVIIe siècle égaré dans le nôtre, scandalisé leurs contemporains. Personne n'a, autant que lui, aimé, cherché, provoqué la contradiction.

Il laisse à ses nombreux élèves le souvenir d'un maître éminent ; à ses lecteurs, plus nombreux encore, le souvenir d'un talent robuste, d'un esprit combatif et passionné, mais consciencieux, qui discutait et « n'éreintait » point ; à ceux qui l'ont connu, le souvenir d'un très honnête homme, courtois et sincère. Quel souvenir laissera-t-il à la postérité ? Elle préférera peut-être une critique plus large, plus souple, et plus « sympathique ». Celle de Brunetière pourtant demeurera comme un monument solide et d'une belle unité. Même si affirmations et négations se trouvent revisées, elle n'en marquera pas moins un puissant effort pour faire une science de ce qui fut trop fréquemment un art élégant ou un divertissement de lettré.

Max Jasinski.

Les deux tendances de l'esprit français.

Il y a eu de tout temps en France deux tendances qui se combattent pour ne réussir à se concilier que dans les très grands écrivains. Au-dessous d'eux, les uns sont *gaulois*, les autres sont *précieux*. L'esprit gaulois, c'est un esprit d'indiscipline et de raillerie dont la pente naturelle pour aller tout de suite aux extrêmes, est vers le cynisme et la grossièreté. Il s'étale impudemment dans certaines parties ignobles du roman de Rabelais Son plus grand crime est d'avoir inspiré la *Pucelle* de Voltaire. L'esprit précieux, c'est un esprit de mesure et de politesse qui dégénère trop vite en un esprit d'étroitesse et d'affectation. Son inoubliable ridicule, c'est de s'être attaqué, dans le temps de l'Hôtel de Rambouillet, jusqu'aux syllabes mêmes des mots. Il se joue assez agréablement dans les madrigaux de Voiture et dans la prose de Fléchier. L'esprit précieux n'a consisté souvent que dans les raffinements tout extérieurs de la politesse mondaine ; l'esprit gaulois s'est plus d'une fois réduit à n'être que le manque d'éducation. Le véritable esprit français, tel que nos vraiment grands écrivains ont su le représenter, s'est efforcé d'accommoder ensemble les justes libertés de l'esprit gaulois et les justes scrupules de l'esprit précieux.

Au surplus, grâce à cet instinct de *sociabilité* caractéristique du XVIIe siècle, grâce à l'importance qu'a prise de bonne heure chez nous la vie de Cour et de salon, grâce au rôle enfin dont les femmes ont su s'emparer — de telle sorte que, depuis le salon de Mme de Rambouillet[1] jusqu'au salon de Mme Récamier[2], l'histoire de la littérature pourrait se faire par l'histoire des salons, — l'esprit précieux a de bonne heure triomphé de l'esprit gaulois ; c'est pourquoi les révolutions littéraires qui se sont faites souvent ailleurs, en Angleterre, par exemple, au nom de la règle contre la licence, se sont faites le plus souvent chez nous au nom de la liberté contre la règle. Mais il ne faudrait pas croire pour cela qu'en attaquant les excès de la préciosité ce soit au profit de la grossièreté gauloise qu'on ait combattu. Molière, Boileau, Voltaire (je m'en tiens à ces trois noms, parce qu'il me faudrait, pour en introduire d'autres, faire déborder le sujet du cadre où j'ai tâché de le contenir) n'ont pas moins vigoureusement combattu les *turlupins*[3], comme disait Molière, que les pré-

1. Première partie du XVIIe siècle. — 2. Première partie du XIXe. — 3. Esprits grossiers et bassement facétieux.

cieuses elles-mêmes. Et ils sont admirables, parmi tant d'autres qualités, et sauf quelques défaillances, pour l'aisance extraordinaire avec laquelle ils ont su maintenir ce difficile équilibre entre deux tendances également fortes, parce qu'elles sont également intimes à l'esprit national[4].

Ferdinand Brunetière.

4. Conclusion d'un article sur : « La société précieuse au XVII[e] siècle », dans les : *Nouvelles études critiques sur l'histoire de la littérature française*, 1882, Paris, chez Hachette, pp. 24-26.

La transmission de la photographie à distance.

Il y a longtemps que la question de la transmission de la photographie à l'aide du télégraphe est « dans l'air ». De nombreux dispositifs ont déjà été imaginés dans ce but, mais, très bons en théorie, ils sont déplorables en pratique. L'un d'eux, cependant, dont on vient de nous annoncer la découverte, donne des résultats remarquables. Il est dû à M. Korn, professeur à l'Université de Munich. Ce savant physicien a pu arriver à transmettre, à 1800 kilomètres de distance, des photographies, et cela avec une grande exactitude, malgré le « flou » qui les estompe.

En réalité, le procédé du professeur Korn ne repose sur aucun principe nouveau ; toute l'habileté a consisté à perfectionner les détails et à les rendre pratiques. L'appareil est basé sur ce fait, très connu, que le sélénium, corps voisin du soufre, jouit de la propriété toute particulière de ne laisser passer un courant électrique que lorsqu'il est éclairé, et de le laisser passer d'autant plus facilement que la lumière est plus intense. On voit tout de suite le parti que l'on peut tirer de cette « vertu » du sélénium. Supposons, pour plus de simplicité, une photographie transparente, — c'est-à-dire tirée sur pellicule de gélatine — ne possédant que des blancs et des noirs. Interposons-la entre un faisceau de lumière et une plaque de sélénium en relation avec un courant électrique. Si nous déplaçons le cliché, il est évident que toutes ses parties recevront successivement le faisceau lumineux. Lorsque celui-ci frappe une partie noire, il ne traverse pas la pellicule ; la plaque de sélénium n'est pas éclairée et le courant ne passe pas. Au contraire, lorsque le faisceau lumineux frappe une partie claire, il traverse la gélatine ; la plaque de sélénium est alors éclairée et le courant passe.

Imaginons maintenant que notre courant électrique est, d'autre part, en relation avec un obturateur qui se ferme lorsque le courant ne passe pas et s'ouvre quand le courant passe. Supposons aussi qu'en avant de cet obturateur, il y a une lumière et en arrière une plaque photographique sensible.

Qu'arrive-t-il ? Chaque fois qu'un blanc de la pellicule est placé devant le premier faisceau lumineux, nous avons vu que le courant passe ; il ouvre donc l'obturateur et la plaque est impressionnée. Au contraire, lorsqu'un noir de la pellicule vient devant le premier faisceau lumineux, le courant, nous l'avons vu, ne passe pas. Par suite, l'obturateur ne s'ouvre pas et la plaque n'est pas impressionnée : il y a corrélativité des mouvements du cliché et de la pellicule réceptrice.

En résumé, on voit que cette dernière plaque reproduit exactement les parties claires et les parties obscures du cliché à transmettre et c'est ce que l'on veut obtenir. Pour les demi-teintes, il est, en effet évident que les choses se passent de la même manière, l'obturateur ne fait que « s'entr'ouvrir » au lieu de s'ouvrir largement — d'où production d'une impression photographique intermédiaire entre le clair et l'obscur.

Dans la pratique, voici, d'après M. Paul Gattinger, quel est le dispositif adopté :

Le poste expéditeur se compose d'une lampe de Nerst dont une lentille condense les rayons sur une petite fenêtre pratiquée dans la paroi d'un cylindre métallique ; à l'intérieur de celui-ci se trouve un second cylindre de verre autour duquel est enroulée la pellicule photographique à reproduire et qui est animé d'un double mouvement de rotation et de déplacement dans le sens de son axe. Le rayon lumineux traverse la pellicule de la paroi du cylindre de verre avec plus ou moins d'intensité, suivant que le cliché a été plus ou moins impressionné, et rendu chimiquement plus ou moins résistant au passage de la lumière, et il vient se heurter contre un prisme qui le fait diverger sur une plaque de sélénium. D'après ce que nous avons dit plus haut, à chaque rayon d'un pouvoir éclairant plus intense correspondra un courant électrique plus fort sur un fil relié à la plaque de sélénium. La besogne du poste expéditeur est accomplie.

Au poste récepteur arrivent des courants ou chocs électriques d'intensités différentes et qui se suivent de très près. L'appareil récepteur se compose essentiellement, lui aussi, d'une lampe de Nerst, d'une lentille condensatrice et d'un cylindre récepteur à l'intérieur duquel est enroulée la pellicule à impressionner. Un galvanomètre « à cordes, » imaginé pour la circonstance par M. Korn, est interposé sur le parcours du rayon lumineux et joue le rôle d'obturateur intermittent. Il se compose essentiellement — nous ne pouvons entrer ici dans le détail — d'une mince feuille d'aluminium tendue entre deux fils de cuivre très ténus. Suivant le plus ou moins d'intensité des courants électriques, l'obturateur danse plus ou moins devant la source éclairante et règle ainsi les grandes et petites entrées du rayon dans la petite fenêtre du cylindre récepteur. Dans le double mouvement de rotation et de déplacement longitudinal, chaque point de la pellicule à impressionner vient à tour de rôle se placer devant la fenêtre et recevoir l'éclairement voulu. Quand le cylindre expéditeur a terminé sa rotation, la plaque de sélénium n'est plus impressionnée et le poste récepteur est averti qu'il n'a plus qu'à développer son cliché d'après les procédés ordinaires.

Cette transmission des photographies a l'inconvénient d'être assez longue. Mais, certainement, à la pratique, le procédé sera simplifié.

Henri Coupin.

Sainte-Hélène et le souvenir de Napoléon Ier.

Comment voulez-vous que les demi-sauvages qui habitent Sainte-Hélène aient pu acquérir le culte du Souvenir ? Ah! si au lieu de se promener toujours rêveur et mélancolique dans le sentier de l'île, Napoléon avait avalé des sabres ou jonglé avec des assiettes ! ... Ne riez pas, je parle très sérieusement.

Le jour, en effet, où j'ai visité Sainte-Hélène, — c'était le dimanche 3 août 1884 — j'ai pu voir, contre un des murs du marché de Jamestown, les débris d'une affiche jaune dont les pluies successives avaient, à la longue, effacé à moitié les caractères. On y lisait toutefois encore cette date : 1872, et ce titre : *American Circus*. Un petit cirque forain d'Australie allant dans la République Argentine, avait été probablement amené là par les alizés[1]. Alléchés par l'espoir de quelques recettes fructueuses, les virtuoses de la troupe avaient sans doute déterminé le capitaine de leur navire à relâcher à Jamestown et y avaient donné, devant toute l'île accourue, un spécimen de leurs talents. Quels souvenirs n'ont-ils pas laissés ?

Pendant que je contemplais les débris de cette affiche, le petit gamin qui me servait de guide, voyant ce que je regardais, se mit

1. Les vents alizés.

à crier tout joyeux : «Circus! circus! » en faisant force gambades et grimaces. Ses cris attirèrent à l'instant toute une bande de galopins, sortis de je ne sais où, qui se mirent à rire, à applaudir et à crier, eux aussi : «Circus, circus! » sur tous les tons.

Le plus âgé d'entre eux n'avait pas douze ans à coup sûr. Aucun d'eux, par conséquent, n'avait assisté aux représentations de l'*American Circus*. Ils n'avaient donc eu connaissance des pitreries et des contorsions de l'immortel « mossieu Auguste[2] » que par les récits émerveillés de leurs aînés. Fallait-il que ceux-ci en eussent été frappés !...

Pendant la journée entière, tous les gens à qui j'en parlai ne tarirent pas d'éloges sur l'admirable cirque qui était venu — le seul! — leur rendre visite. De Napoléon, je ne pus rien savoir qu'une seule indication : «C'est là-bas ! là-bas ! » tandis qu'on me désignait, d'un geste vague, la route qui mène au tombeau et à Longwood. Du bienheureux cirque, au contraire, je connus tout, avec la plus merveilleuse précision : on m'en raconta cent fois la mémorable représentation, au programme éternel, immuable, depuis la demoiselle qui crève les cerceaux en papier, jusqu'au cheval qui trouve des mouchoirs cachés dans le sable et au clown qui joue le *Carnaval de Venise* sur des bouteilles vides...

Allez à Sainte-Hélène, l'île désolée! Faites causer les gens de Jamestown; interrogez-les sur Napoléon et sur le fameux cirque américain de 1872; et vous verrez si vous ne frémirez pas d'horreur à la fois et de pitié, et si vous ne vous rappellerez pas, malgré vous, la fameuse interjection de Chrysostome sur la vanité des vanités, en songeant à la déplorable aventure de ce colosse aux pieds d'argile que fut Napoléon, de ce géant qui bouleversa le monde, qui conquit toute l'Europe, qui découpa dans les ruines des vieux empires des royaumes pour tous ses proches, mais qui n'est point arrivé à laisser, dans l'esprit des petits-fils de ses geôliers, une impression aussi profonde que les acrobates médiocres et les pitres lamentables d'un cirque de bas étage.

Paul Cazaubon.[3]

2. Type de clown, devenu banal.

3. Extrait d'un article du *Gil Blas*.

Légende d'hiver.

C'était aux premiers temps du monde. Les hommes vivaient encore dans les cavernes. Ils étaient effrayants et farouches. Mais les enfants étaient beaux : en eux fleurissait déjà la grâce de l'humanité ; c'était le premier sourire de la rude nature.

Un jour deux petites filles revenaient vers l'antre paternel, lasses d'avoir attendu leurs parents partis pour la chasse , et transies d'être restées longtemps immobiles. C'était en effet le plein hiver. Sous un ciel morne, un vent âpre secouait les arbres dénudés. Malgré les peaux de loup dont elles s'enveloppaient, il leur venait des frissons. Et pourtant elles étaient robustes comme de jeunes chênes ; leurs membres étaient vigoureux et leur chair accoutumée aux intempéries. Mais qu'elles étaient jolies, avec leurs cheveux bouclés, dorés comme le soleil, avec leurs yeux d'un bleu profond comme le ciel d'été! Et sous leur peau blanche coulait un sang généreux qui rosait leurs joues rondes.

Elles marchaient à la lisière d'une vaste forêt, parmi les ronces et les cailloux, sur le sol durci par la gelée. Cependant la bise soufflait plus fort, le ciel s'assombrissait. Quelques flocons de neige tournoyèrent, rares d'abord, puis plus drus. L'abri était encore loin ; arriveraient-elles avant la bourrasque près du foyer, là où on a chaud sur un lit de feuilles

sèches et sous les fourrures lourdes? Elles hâtèrent le pas.

Mais la neige tomba plus épaisse; la terre en fut toute couverte, et les petits pieds butèrent contre des pierres ou des souches qu'on ne voyait plus; des nuages s'amoncelèrent, plus noirs et plus bas. Bientôt on ne distingua même plus le ciel, qui semblait s'écrouler en avalanches. Les deux fillettes aveuglées, désorientées, éperdues, s'arrêtèrent sous un haut rocher pour attendre la fin de la tourmente.

Blotties l'une contre l'autre, mêlant leur haleine, les yeux pleins de stupeur, elles restaient muettes et passives. La neige tourbillonnait autour d'elles; leurs peaux de loup, leurs épaules, leurs chevelures étaient toutes blanches. Blanc était le sol, blanche la forêt prochaine, blanc le rocher où elles s'appuyaient. Et en même temps que la neige, le silence les environna : tout à l'heure, elles entendaient le bruit des branches brisées par la rafale, des hurlements lointains de fauves, des cris stridents d'oiseaux apeurés; elles n'entendirent plus rien. Ensuite, ce fut la nuit.

Les flocons plus serrés, plus larges, s'accumulèrent, et cela monta, monta toujours. Les pieds bleuis, les genoux défaillants, les jambes, furent engloutis. Puis ce furent les poitrines haletantes, les cous délicats. Elles ne résistaient pas à cette lente montée, résignées, comme des bêtes traquées, à la puissance des choses, glacées jusqu'aux os, paralysées par le froid. Et la neige recouvrit enfin les têtes blondes que la mort clémente avait déjà touchées.

L'hiver se passa. Les neiges fondirent, les forêts reverdirent, le soleil reparut dans les jours plus longs. Sous le rocher sinistre, rien ne subsistait des deux pauvres créatures. Mais, à la place où la tempête les avait dévorées, s'épanouit, caressé par les brises douces, tout un parterre de fleurettes encore inconnues, fleurs humbles et tendres, qu'aiment les enfants d'aujourd'hui et qui font plus riant le printemps. Elles sont charmantes, mais frêles; cueillies, elles meurent aussitôt; dans l'herbe et les blés, elles aspirent joyeusement la lumière.

C'est ainsi que naquirent les fleurs des champs. La terre maternelle prit les corps des petites mortes; elle mit le rouge de leur sang sur les coquelicots, le blanc de leur peau sur les pétales des pâquerettes, le rose de leurs joues sur les églantines, le bleu de leurs yeux sur les bleuets, et la splendeur de leurs chevelures sur les boutons d'or.

MAX JASINSKI.

Dans les coulisses.

Un soir, il y a bien longtemps, j'étais à Paris, aux *Funambules* [1], placé de manière à apercevoir ce qui se passait dans la coulisse... Arlequin, vif et leste, venait de déployer, aux applaudissements de la salle, sa légèreté, sa souplesse; il était svelte, gracieux, gai, éblouissant; c'était la malice, la joie, la jeunesse — un enfant et un chat [2] ! Après avoir mimé, dansé, sauté, escaladé, pour terminer la scène, il s'était lancé horizontalement, la tête la première, à travers une fenêtre fermée [3]; il avait disparu par là comme une flèche, au milieu des bravos et des houras.

Pendant que le spectacle continuait, je regardai par hasard dans la coulisse, et j'aperçus quelque chose qui me remplit d'étonnement : Arlequin, après ses prouesses, avait relevé sur sa tête son masque noir pour respirer un peu; la chaleur était suffocante : je vis

1. Théâtre où l'on jouait autrefois des farces italiennes, avec Pierrot, Arlequin, Colombine, etc... pour personnages. — 2. *gai comme un enfant, vif comme un chat*. — 3. Une coulisse représentant une fenêtre fermée.

alors non un jeune homme, mais un homme âgé, usé, maigre, tanné, rouge, ruisselant de sueur, soufflant comme un cheval poussif ; les muscles de son visage et de son cou étaient comme des cordes ; il avait une barbe de deux ou trois jours [4], sale et grisonnante ; il était morne, il était abruti de fatigue ; de temps en temps il s'essuyait la figure avec un mouchoir à tabac [5], puis se fourrait une grosse prise dans le nez, comme pour se redonner de l'entrain.

Une petite fille de cinq ou six ans, fagotée [6] en maillot couleur saumon, vint près de lui pour lui demander de rajuster une de ses deux ailes d'ange, ou de sylphide, qu'il raccommoda avec une ficelle.

Puis il se remit à souffler, les mains sur les hanches, le corps détendu, affaissé, cassé, en attendant la scène où il allait reprendre, avec son masque et avec sa batte, sa légèreté, sa jeunesse, son agilité de poisson, ses grâces félines, tout son prestige !

Je ne fus pas seulement surpris et attristé, je fus presque effrayé, en découvrant tout à coup ce dessous du masque et l'envers de cette gaîté. Ainsi sous ce bel Arlequin, si preste, qu'on eût pris pour l'adolescence elle-même, alors qu'il semblait se jouer à ces miracles de fantaisie aérienne, il y avait cela : un pauvre père de famille âgé, exténué, gagnant avec sa petite fille le souper du ménage [7].

Émile Deschanel.

4. *Il ne s'était pas rasé depuis deux ou trois jours.* — 5. *un mouchoir de couleur.* — 6. *mal vêtue.* — 7. Tiré de : *la Vie des Comédiens*, chez Hachette, p. 372.

Maximes et réflexions morales *.

II

La faiblesse est le seul défaut qu'on ne saurait corriger.

Comme c'est le caractère des grands esprits de faire entendre en peu de paroles beaucoup de choses, les petits esprits, au contraire, ont le don de beaucoup parler et de ne rien dire.

Il est plus difficile de s'empêcher d'être gouverné que de gouverner les autres .

Quelque éclatante que soit une action, elle ne doit pas passer pour grande lorsqu'elle n'est pas l'effet d'un grand dessein.

Pendant que la paresse et la timidité nous retiennent dans notre devoir, notre vertu en a souvent tout l'honneur.

Les vertus se perdent dans l'intérêt, comme les fleuves se perdent dans la mer.

Il vaut mieux employer notre esprit à supporter les infortunes qui nous arrivent qu'à prévoir celles qui nous peuvent arriver.

Nous avouons nos défauts pour réparer par notre sincérité le tort qu'ils nous font dans l'esprit des autres.

Il n'appartient qu'aux grands hommes d'avoir de grands défauts.

Celui qui croit pouvoir trouver en soi-même de quoi se passer de tout le monde se trompe fort ; mais celui qui croit qu'on ne peut se passer de lui se trompe encore davantage.

L'amour de la gloire, la crainte de la honte, le dessein de faire fortune, le désir de rendre notre vie commode et agréable, et l'envie d'abaisser les autres, sont souvent les causes de cette valeur si célèbre parmi les hommes.

La parfaite valeur est de faire sans témoins ce qu'on serait capable de faire devant tout le monde.

L'intrépidité est une force extraordinaire de l'âme qui l'élève au-dessus des troubles, des désordres et des émotions que la vue des grands périls pourrait

* Voir les quatre autres parties.

exciter en elle : c'est par cette force que les héros se maintiennent en un état paisible et conservent l'usage libre de leur raison dans les accidents les plus surprenants et les plus terribles.

La ROCHEFOUCAULD.

Sanglots.

Comme une plainte qui s'élève,
comme un gémissement amer,
la vague roule sur la grève :
entendez-vous pleurer la mer?

Comme un soupir de vierges blanches,
comme le râle d'un mourant,
la brise passe dans les branches :
entendez-vous gémir le vent?

Au flot triste qui le ballotte,
au vent nâvré de sa douleur,
entendez-vous comme il sanglotte...
mon cœur, mon cœur, mon pauvre cœur

Charles MARCHAND.

Tom.

Des hurlements plaintifs s'entendent sur la route. Le vieux médecin du canton passe, cahoté en son cabriolet. Les hurlements redoublent. Dans le fossé en bordure c'est un chien qui, la patte cassée, crie sa douleur. L'homme a compris ; il recueille l'animal et, avec précaution, l'emmène en sa maison. Là, deux mois entiers, le praticien soigne la malheureuse bête avec toute sa science, toute sa compassion. La fracture est réduite. Tom, enfin guéri, semble témoigner sa reconnaissance à son maître adoptif par de frénétiques gambades et de joyeux jappements.

Un après-dîner, des appels répétés restent sans réponse : « Tom! Tom! » L'écho du bois voisin, seul, dans la nuit redisait: «Tom! Tom!». Ce soir-là, le vieux docteur s'endormit fort tard, tout triste. L'amitié, la fidélité du chien n'étaient-elles donc qu'une légende ?

Pendant des semaines, le chien du docteur fut recherché par les soins des gardes champêtres et des brigades de gendarmerie de la région. L'enquête aboutit. Le chien vivait à quinze kilomètres de là, dans une ferme, chez son véritable propriétaire.

Des mois se passèrent. Tom devint un oublié dans la petite ville. Seul, le docteur pensait encore à lui. Un matin, vers quatre heures, il crut entendre sa voix à la grille du jardin. Il entr'ouvrit ses persiennes pour crier: « Tom! ». Des aboiements répondirent.

En robe de chambre, en bonnet de coton, le vieux docteur descendit. C'était bien Tom ! mais il n'était pas seul. Un pauvre chien, la patte brisée, l'accompagnait, et les yeux de Tom imploraient le dévouement du bon docteur pour soulager son camarade meurtri...

Le chien sauvé amenait un malade à son guérisseur.

L. P.
(*le Gaulois.*)

Les Cinq Langues

N° 9. 5 Février 1907. 7e Année.

PARTIE FRANÇAISE

L'éloquence au Parlement français.

Malgré tant de changements survenus dans nos assemblées politiques, l'esprit français n'y a pas perdu ses droits.

Nos mœurs parlementaires sont,

A. Ribot.

je l'avoue, moins polies qu'autrefois. Ce n'est pas que les passions soient plus fortes : elles ont seulement une manière un peu différente de s'exprimer. Sans doute aussi y a-t-il quelque chose de changé dans la façon d'entendre les idées d'honneur qui, dans les Parlements comme ailleurs, sont l'appui nécessaire de la vertu. Mais le talent a-t-il diminué ? L'éloquence a-t-elle moins de prise sur les âmes ? Connaissez-vous en Europe et dans le monde entier une réunion d'hommes où les orateurs soient plus capables que chez nous d'élever les discours à la hauteur des sujets les plus graves, où l'esprit se mêle avec plus d'agrément aux discussions d'affaires ? Y a-t-il quelque part une assemblée où les démagogues eux-mêmes aient un plus grand souci de mériter les suffrages des délicats, de leur plaire tout en les effrayant un peu et de garder la pompe de l'ancien style ? L'esprit classique a toujours fait bon ménage en France avec l'esprit révolutionnaire. Si nous étions condamnés un jour à la décadence, ce qui périrait en dernier lieu chez nous, c'est le goût des idées générales, des belles constructions oratoires, de la justesse, de l'élégance, de la somptuosité du langage. Ce qui nous resterait jusqu'à la fin, c'est la faculté qu'ont les assemblées françaises de découvrir tout de suite les qualités de race où se reconnaissent les talents supérieurs. Non, ce n'est ni le génie oratoire, ni la promptitude à saisir les nuances de la pensée, qui manqueront jamais à nos assemblées, pas plus qu'ils n'ont jamais manqué à l'assemblée du peuple d'Athènes. Ne l'avons nous pas, cette République athénienne, naguère promise à notre sagesse ? Ne l'avons-nous pas avec son esprit parfois si exquis et avec ses défauts parfois si choquants ? Nous a-t-on promis que nous ne connaîtrions que la grâce, la mesure, l'éloquence d'un Périclès, que nous n'aurions pas à subir de temps en temps la tyrannie d'un Cléon ? N'est-ce pas assez de ressembler, même d'un peu loin, en bien et en mal, à la démocratie la plus éprise d'art qu'il y ait eu dans le monde ?

A. Ribot.

(*Extrait de son discours de réception à l'Académie française.*)

La poésie légère au XVIIIe siècle.

Rien n'est moins intéressant, après un siècle, que les ouvrages de l'esprit qui ont visé au seul agrément. Dans cette multitude d'Épîtres, de Bouquets, de Chansons, nous trouvons partout le même sourire, les mêmes grâces surannées, grimaçantes et affadies. Tous ces poètes ont quelque chose de fuyant, d'insaisissable, je dirai presque d'inexistant, car il est plus malaisé de dire ce qu'ils sont que ce qu'ils ne sont pas. Entre la grande école dramatique du XVIIe siècle, roide, hautaine et relevée, si précise et si magistrale dans l'expression de sa pensée, et la grande école lyrique du XIXe siècle, si remarquable par la force de son inspiration, la splendeur de ses images et la nouveauté de ses rythmes, ils marquent un arrêt et un repos. D'ailleurs cette indigence se retrouve chez les écrivains qui ont des visées plus hautes, auteurs de longs poèmes et de tragédies [1]. Ils ont usé des formules connues et des moules consacrés. Ils ont fait preuve d'une certaine habileté et tourné les vers français comme un écolier adroit tourne les vers latins. De même les poètes de l'amour [2] n'ont été les maîtres ni de leur pensée, ni de leur plume. Il ne faut leur demander ni sentiment profond qui émeuve, ni forme souveraine qui s'impose à la mémoire. Ils ont suivi une mode et accepté une rhétorique. L'intérêt qu'ils peuvent exciter est surtout historique et moral : ils sont les greffiers dociles et fidèles d'une société, les serviteurs complaisants de ses goûts et de ses plaisirs.

Les vers qui leur échappent sont jetés rapidement sur le papier. Ce sont pièces d'album et d'éventail [3] qu'il était souvent inutile de recueillir en volumes. Partout la langue est incertaine et molle ; le style est convenu [4] : rien dans l'expression n'est créé, n'est inventé. La versification est facile et lâche. Jamais les rimes n'ont été si faibles ni si communes ; on n'y cherche ni rareté, ni éclat, ni sonorité. On emploie volontiers le vers libre [5] ; mais ce n'est pas parce qu'il est pour la pensée un vêtement souple et qui en suit exactement tous les contours. A le prendre ainsi, les maîtres seuls [6] ont su en user, et aucun n'est plus difficile à manier. Mais c'est parce qu'il sert mieux la paresse de l'écrivain, en ne l'obligeant pas à remplir une ligne dont la longueur a été mesurée à l'avance. On abuse du décasyllabe, sautillant et monotone. Voltaire le loue ainsi dans un de ses contes : devant des Grecs réunis, Apramis chante :

Dix syllabes par vers mollement arrangées
Se suivaient avec art...
Le rythme en est facile, il est mélodieux :
L'hexamètre est plus beau, mais il est [ennuyeux.

Voltaire exprime là le sentiment de tout son siècle. On fait encore beaucoup d'alexandrins ; ce vers est destiné aux genres solennels, aux pièces de facture, aux manifestations officielles de la poésie. Mais dans l'intimité, on aime mieux le décasyllabe, les vers d'inégale longueur, ou encore le fringant et sémillant octosyllabe à rimes libres [7], qui fait la roue et qui jacasse de l'air le plus impertinent du monde.

Ouvrez un recueil de Bernis, de Dorat, de Gentil-Bernard. En le fermant, il vous semblera sortir de chez un lapidaire ou un perruquier. Chez Bernis, l'été

.... chargé de blonds épis,
Étale ses riches habits
Et fait rayonner sur sa tête
L'or, les saphirs et les rubis.

Ces petits poètes sèment volontiers les pierres précieuses. Ils parlent de

1. Ainsi Voltaire et Crébillon. — 2. Les auteurs d'élégies, de chansons, d'épîtres. — 3. On mettait des vers sur les éventails, au XVIIIe siècle.

4. *Se règle sur des conventions.* — 5. Suite de vers de mesure différente, sans ordre fixe. — 6. La Fontaine et Molière par exemple. — 7. Rimes groupées selon le caprice du poète, sans ordre fixe.

la nature avec des mots de costumiers ou de modistes. Ils la parent, l'enjolivent, lui mettent des paniers[8]. Elle sort de leurs mains musquée, fardée, et poudrée à frimas [9]. Gentil-Bernard approuve fort l'usage que les femmes ont de se peindre :

Voyez l'iris qui colore un nuage ;
Usez ainsi, mais tempérez l'usage
D'un incarnat à Cithère apprêté,
Ame du teint, pastel de la beauté.

Il donnerait le même conseil aux poètes. Ils abusent du mot *parfumer*, du mot *rubis*. Pareillement ils aiment les fleurs, les fleurs des jardins, les fleurs de serres chaudes. On ne peut faire un pas chez eux sans en rencontrer. Voltaire appelle Bernis « Babet la bouquetière ». On peut dire de leurs vers :

Ce sont petits chemins tout parsemés de [roses.

Et ces roses sont toujours les mêmes, et à la longue leur senteur fatigue et affadit. Gentil-Bernard écrit en 1736, à propos d'un boudoir :

Habitons ce petit espace
Assez grand pour tous nos souhaits. . .

La poésie légère du XVIII[e] siècle est proprement ce boudoir ; elle en a les odeurs, les fleurs, les bijoux, l'ameublement, les mythologies, allégories et bergeries peintes en camaïeu au-dessus des portes, les hôtes gracieux et maniérés, dont le perpétuel et immuable sourire finit par obséder comme une grimace.

Elle nous apparaît ainsi à distance. Les contemporains qui avaient du jugement et de l'esprit l'ont traitée sévèrement... Toutefois il ne faut pas exagérer le blâme. Ces jolis riens ont su plaire autrefois, s'ils ne le savent plus aujourd'hui, et plaire à la société la plus aimable qui fut jamais [10].

Henri Potez.

8. Espèce de jupon rigide que les femmes portaient alors sous la robe, pour la gonfler. — 9. On se poudrait les cheveux de poudre blanche ; cela se disait : *poudrer à frimas*. — 10. Extrait d'une très remarquable thèse : *l'Elégie en France avant le Romantisme*, couronnée par l'Académie française.

X. de Maistre.

Le comte Xavier de Maistre est né à Chambéry en 1764. Il fut d'abord peintre, puis, plus gentilhomme qu'artiste, il laissa les pinceaux pour l'épée, et servit comme officier dans l'armée sarde. Quand la Savoie fut annexée à la République française, il se retira en Italie, et en 1802 partit pour la Russie où il devait désormais demeurer. Officier d'état-major dans l'armée russe, il fit les campagnes du Caucase et de Perse et en revint général. Retiré du service, il se fixa à St-Pétersbourg où il mourut en 1852. Chose étrange, ce délicat écrivain français ne vit la France et Paris qu'une fois, au cours d'un voyage, peu de temps avant sa mort.

Ses œuvres sont en petit nombre : c'est, en 1794, *Le voyage autour de ma chambre*, suites de courtes causeries, de réflexions tour à tour émues, spirituelles, mélancoliques, toujours charmantes et de goût parfait ; c'est, en 1812, le *Lépreux de la cité d'Aoste*, tout rempli d'un pathétique discret, plus touchant encore par sa simplicité ; ce sont, en 1815, les *Prisonniers du Caucase*, et la *Jeune Sibérienne*, nouvelles que lui suggéra son pays d'adoption ; c'est, en 1825, l'*Expédition nocturne autour de ma chambre*, où il revenait au genre et au ton de son premier ouvrage. Le tout forme un petit volume, et si l'on ajoute quelques articles scientifiques écrits pour l'Académie de Turin, et sans grande valeur d'ailleurs, c'est tout ce qui nous reste de lui.

C'en est assez cependant pour sa réputation. Écrivain à ses moments perdus, il sait plaire, attacher, attendrir, à force de sincérité et de grâce. Jamais il ne déclame ; il ignore l'emphase ; les préoccupations littéraires lui sont inconnues. Il n'a souci que de dire simplement, de raconter clairement, avec le minimum de développement. Cela est rare. Et comme il sent profondément et pense avec finesse, cela est très souvent exquis.

Méditation.

L'horloge du clocher de Saint-Philippe[1] sonna lentement minuit. Je comptai l'un après l'autre chaque tintement de la cloche et le dernier m'arracha un soupir. « Voilà donc, me dis-je, un jour qui vient de se détacher de ma vie, et, quoique les vibrations décroissantes du son de l'airain frémissent encore à mon oreille, la partie de mon voyage[2] qui a précédé minuit est déjà tout aussi loin de moi que le voyage d'Ulysse ou celui de Jason. Dans cet abîme du passé, les instants et les siècles ont la même longueur ; et l'avenir a-t-il plus de réalité ? » Ce sont deux néants entre lesquels je me trouve en équilibre, comme sur le tranchant d'une lame. En vérité, le temps me paraît quelque chose de si inconcevable que je serais tenté de croire qu'il n'existe réellement pas, et que ce qu'on nomme ainsi n'est autre chose qu'une punition de la pensée.

Je me réjouissais d'avoir trouvé cette définition du temps, aussi ténébreuse que le temps lui-même, lorsqu'une autre horloge sonna minuit, ce qui me donna un sentiment désagréable. Il me reste toujours un fond d'humeur[3] lorsque je me suis inutilement occupé d'un problème insoluble, et je trouvai fort déplacé ce second avertissement de la cloche à un philosophe comme moi. Mais j'éprouvai décidément un véritable dépit quelques secondes après, lorsque j'entendis de loin une troisième cloche, celle du couvent des capucins, situé sur l'autre rive du Pô, sonner encore minuit, comme par malice.

Lorsque ma tante appelait une ancienne femme de chambre, un peu revêche, qu'elle affectionnait cependant beaucoup, elle ne se contentait pas dans son impatience de sonner une fois, mais elle tirait sans relâche le cordon de la sonnette jusqu'à ce que la suivante parût. « Arrivez donc, M[lle] Branchet ! » et celle-ci, fâchée de se voir presser ainsi venait tout doucement et répondait avec beaucoup d'aigreur avant d'entrer au salon : « On y va, madame, on y va ». Tel fut aussi le sentiment d'humeur que j'éprouvai lorsque j'entendis la cloche indiscrète des capucins sonner minuit pour la troisième fois. « Je le sais, m'écriai-je en étendant les mains du côté de l'horloge ; oui, je le sais ; je sais qu'il est minuit ; je ne le sais que trop. »

C'est, il n'en faut pas douter, par un conseil insidieux de l'esprit malin[4] que les hommes ont chargé cette heure de diviser leurs jours. Renfermés dans leurs habitations, ils dorment ou s'amusent, tandis qu'elle coupe un des fils de leur existence ; le lendemain ils se lèvent gaiement, sans se douter le moins du monde qu'ils ont un jour de plus. En vain la voix prophétique de l'airain leur annonce l'approche de l'éternité, en vain elle leur répète tristement chaque heure qui vient de s'écouler, ils n'entendent rien, ou, s'ils entendent, ils ne comprennent pas. O minuit !... heure terrible !.. Je ne suis pas superstitieux, mais cette heure m'inspira toujours une espèce de crainte, et j'ai le pressentiment que si jamais je venais à mourir, ce serait à minuit. Je mourrai donc un jour ? Comment ? Je mourrai ? moi qui parle, moi qui me sens et qui me touche, je pourrais mourir ? J'ai quelque peine à le croire ; car, enfin, que les autres meurent, rien n'est plus naturel ; on voit cela tous les jours ; on les voit passer[5], on s'y habitue ; mais mourir soi-même ! mourir en personne ! c'est un peu fort. Et vous, Messieurs, qui prenez ces réflexions pour du galimatias, apprenez que telle est la manière de penser de tout le monde, et la vôtre à vous-mêmes. Personne ne songe qu'il doit mourir : s'il existait une race d'hommes immortels, l'idée de la mort les effraierait plus que nous.

1. Nom d'une église de Turin. C'est en effet dans cette ville que se passe le récit. — 2. Son voyage autour de sa chambre. — 3. *un peu de mauvaise humeur*.

4. *le diable*. — 5. Dans les enterrements.

Il y a là-dedans quelque chose que je ne m'explique pas. Comment se fait-il que les hommes, sans cesse agités par l'espérance et par les chimères de l'avenir, s'inquiètent si peu de ce que l'avenir leur offre de certain et d'inévitable ? Ne serait-ce point la nature bienfaisante elle-même qui nous aurait donné cette heureuse insouciance, afin que nous puissions remplir en paix notre destinée ? Je crois en effet que l'on peut être fort honnête homme sans ajouter aux maux réels de la vie cette tournure d'esprit qui porte aux réflexions lugubres, et sans se troubler l'imagination par de noirs fantômes. Enfin je pense qu'il faut se permettre de rire, ou du moins de sourire, toutes les fois que l'occasion innocente s'en présente.

Ainsi finit la méditation que m'avait inspirée l'horloge de Saint-Philippe.

X. de Maistre.

Maximes et réflexions morales*.

III

Rien n'est impossible : il y a des voies qui conduisent à toutes choses, et si nous avions assez de volonté, nous aurions toujours assez de moyens.

La véritable éloquence consiste à dire tout ce qu'il faut et à ne dire que ce qu'il faut.

On aime à deviner les autres, mais on n'aime pas à être deviné.

Il n'y a pas quelquefois moins d'habileté à savoir profiter du bon conseil, qu'à se bien conseiller soi-même.

Ce qui nous empêche d'ordinaire de faire voir le fond de notre cœur à nos amis n'est pas tant la défiance que nous avons d'eux que celle que nous avons de nous-mêmes.

On pardonne tant que l'on aime.

La plupart des hommes ont comme les plantes des propriétés cachées que le hasard fait découvrir.

La plupart des jeunes gens croient être naturels lorsqu'ils ne sont que mal polis et grossiers.

On ne devrait s'étonner que de pouvoir encore s'étonner.

Il faut gouverner la fortune comme la santé ; en jouir quand elle est bonne, prendre patience quand elle est mauvaise et ne faire jamais de grands remèdes sans un extrême besoin.

Nous aurions souvent honte de nos plus belles actions si le monde voyait tous les motifs qui les produisent.

Le plus grand effort de l'amitié n'est pas de montrer nos défauts à un ami, c'est de lui faire voir les siens.

La plus véritable marque d'être né avec de grandes qualités, c'est d'être né sans envie.

On ne doit pas juger du mérite d'un homme par ses grandes qualités, mais par l'usage qu'il en sait faire.

Il n'y a que les personnes qui ont de la fermeté qui puissent avoir une véritable douceur ; celles qui paraissent douces n'ont d'ordinaire que de la faiblesse, qui se convertit aisément en aigreur.

La Rochefoucauld.

* Voir les quatre autres parties.

Grand et petit.

Dédié à une petite cousine de sept ans.

Je t'aimais bien, petite folle
Aux yeux mutins, au frais minois...
Quand tu n'allais pas à l'école,
Tu venais me voir quelquefois.

Pendant l'hiver, à mon sixième [1],
Tu sais, je grelottais un peu,
Car ma chambrette de bohême [2]
Était souvent veuve de feu.
. . . .

Tantôt je travaillais mon drame,
Depuis trois ans sur le chantier [3].
Avec une douceur de femme,
Tu me retirais mon cahier.

Charles MARCHAND.

Tantôt je feuilletais mon code,
Rédigeais mes notes du cours.
Au milieu d'une période,
Tu venais m'arrêter toujours.

Je lisais souvent avec rage [4],
Enfoncé dans un vieux bouquin.
Tu disais « Laisse ton ouvrage »,
Et tu me tirais par la main :

Tu t'écriais, petite espiègle,
« Voyons donc, à quoi jouons-nous? »
Puis tu prenais ma grande règle,
Et tu grimpais sur mes genoux.

Tu riais de ta voix sonore,
Quand je te faisais faire un saut.
Et tu criais : « Encore ! encore ! »
Et tu criais : « Plus haut ! plus haut ! »

1. *Sixième étage.* — 2. *Étudiant pauvre* — 3. *En préparation.* — 4. *Avec grande ardeur.*

Ou prenant, sans que je le sache,
Une plume, ô méchanceté !
Crac ! sur mon beau papier sans tache
Tu laissais tomber un pâté.

Je voulais paraître en colère,
Et je grossissais fort ma voix.
Hélas ! cela ne servait guère !
Tu souriais d'un air narquois.

Ma chevelure olympienne [5],
Mes poils de barbe nouveau-nés
Ne t'en imposaient pas, vilaine,
Qui me faisais des pieds de nez !

Derrière un rideau pour théâtre,
Je te jouais Guignol [6] parfois,
Avec une poupée en plâtre
Et ton polichinelle en bois.

Et cette scène improvisée
Avait toujours un succès franc.
Toujours à gorge déployée
Mon public riait sur son banc.

Parfois aussi, petite Jeanne
Venait s'asseoir à mon côté,
Et je lui racontais Peau-d'Ane,
Barbe-bleue ou le Chat botté.

Et comme une grande personne,
Jeannette causait avec moi.
Lorsque l'on est jeune, on raisonne,
Et tu m'accablais de « pourquoi? »

Que tu causais avec sagesse !
Moi je t'écoutais gravement
Parler de tout, de ta maîtresse,
De ton papa, de ta maman.

Tu me racontais une fête
Que tu vis au Trocadéro,
Ou quelque larcin de Minette,
Ou bien de ton chien Figaro.

Ou dans un livre de voyages,
Au fond d'une armoire dormant,
Je te faisais voir des images
Que je t'expliquais longuement.

Parfois, ô quelle gourmandise !
— J'étais prodigue, j'étais fou —
Pour acheter une surprise,
Je dépensais mon dernier sou.

5. Longue comme celle des dieux de l'Olympe. — 6. Spectacle enfantin.

Puis dans un coin de la chambrette
Nous allions nous asseoir tous deux,
Et tu préparais la dînette
Que je mangeais... faute de mieux!

Alors, enfant aux boucles blondes,
Aux yeux qui reflètent l'azur,
Je songeais des choses profondes
Que je lisais sur ton front pur.

Alors moi, que le mal agite,
Moi le grand diable, le géant[7]...
A côté de toi, ma petite,
Je me faisais petit enfant.

Moi qui ne souffre pas d'empire,
Dont les désirs n'ont pas de frein...
Alors je me laissais conduire,
Enfant, par ta petite main.

Moi dont la volonté n'endure
Ni pouvoir, ni maîtres, ni lois...
J'obéissais sans un murmure
Au son de ta petite voix.

Moi qui porte la tête fière,
Et qui regimbe sous l'affront...
Devant toi, devant ta colère,
Mignonne, je courbais le front.

O problème ! étrange mystère !
Pouvoir des petits sur les grands !
Pouvoir qui fait sur cette terre
Les nains plus forts que les
[géants ![8]

Charles Marchand.

7. Charles Marchand était de très haute taille. — 8. C'est sur cette pièce exquise que nous terminons la publication des quelques vers restés en notre possession.

Les deux Boïeldieu.

Boïeldieu, le célèbre compositeur de la *Dame Blanche*, était inscrit au Théâtre-Français, mais il n'y allait jamais. Un soir, cependant, passant sur la place, il se décide. Il entre et donne son nom au contrôle. Là, un monsieur vêtu de noir et cravaté de blanc l'arrête et, le toisant d'un regard sévère, lui dit :

« Pourquoi cette mauvaise plaisanterie ? Nous connaissons très bien M. Boïeldieu ; il vient tous les soirs. D'ailleurs, il est déjà dans la salle.

— Ah ! très bien, je vous demande pardon, répondit-il sans insister autrement. Alors, veuillez me céder contre argent une place à côté de lui. Je ne serais pas fâché de faire sa connaissance. »

Pendant l'entr'acte, le vrai Boïeldieu lia conversation avec sa contrefaçon.

« Alors, interrogea-t-il en souriant, vous êtes vraiment M. Boïeldieu ; vous en êtes absolument sûr ?

— Mais... monsieur, balbutia l'autre, embarrassé, inquiet.

— C'est que je vais vous dire, ça m'étonne un peu, parce que depuis bientôt cinquante ans je croyais que c'était moi. »

Gœthe superstitieux.

Gœthe, en son temps, reçut la Légion d'honneur, et il estimait beaucoup cette décoration.

Il est vrai qu'elle lui avait été donnée dans des conditions particulièrement flatteuses, à Erfurt, et l'empereur y avait joint son portrait en miniature. Gœthe avait suspendu ce portrait dans sa chambre à coucher.

Quand la nouvelle du désastre de Waterloo arriva à Weimar, Gœthe refusa d'y croire, à tel point qu'il s'irritait toute la journée contre les personnes qui lui en parlaient.

Le soir, quand il entra dans sa chambre, il s'aperçut que le portrait de Napoléon Ier était tombé à terre et que la glace s'était brisée.

Alors, seulement, il se laissa impressionner par la nouvelle à laquelle il refusait de croire tout à l'heure, et murmura :

« Que veut dire ceci ? Un pareil accident ! Mais il faut donc que la nouvelle de ce matin soit vraie ! »

La dent d'or.

Assurons-nous bien du fait avant que de[1] nous inquiéter de la cause.

En 1593, le bruit courut que, les dents étant tombées à un enfant de Silésie âgé de sept ans, il lui en était venu une d'or à la place d'une de ses grosses dents. Horstius, professeur de médecine dans l'Université de Helmstad, écrivit en 1595 l'histoire de cette dent, et prétendit qu'elle était en partie naturelle, en partie miraculeuse, et qu'elle avait été envoyée de[2] Dieu à cet enfant pour consoler les Chrétiens affligés par les Turcs. Figurez-vous quelle consolation et quel rapport de cette dent aux Chrétiens et aux Turcs. En la même année, afin que cette dent d'or ne manquât pas d'historiens, Rullandus en écrit l'histoire. Deux ans après, Ingolsteterus, autre savant, écrit contre le sentiment que Rullandus avait de la dent d'or, et Rullandus fait aussitôt une belle et docte réplique. Un autre grand homme, nommé Libavius, ramasse tout ce qui avait été dit de la dent et y ajoute son sentiment[3] particulier. Il ne manquait autre chose à tant de beaux ouvrages, sinon qu'il fût vrai que la dent était d'or. Quand un orfèvre l'eut examinée, il se trouva que c'était une feuille d'or appliquée à la dent avec beaucoup d'adresse ; mais on commença par faire des livres, et puis on consulta l'orfèvre.

FONTENELLE.

1. *avant de* nous inquiéter — tour vieilli. — 2. *par.* — 3. *opinion.*

Une anecdote sur Laponi.

Le docteur Laponi, qui vient de mourir, était le médecin du Vatican. Il veillait avec une attention inlassable sur la santé de Pie X, comme il avait veillé sur celle de Léon XIII. Mais celui-ci n'était pas toujours obéissant.

Un jour, en effet, Léon XIII avait mal à la gorge et devait recevoir une députation de fidèles étrangers. Laponi lui composa des pastilles, lui recommanda d'en user fréquemment, et, pour s'en assurer, se tint pendant l'audience dans le fond de la salle.

Pendant cette audience, le pape parla, sans se ménager. Laponi, désolé, essayait d'attirer l'attention de son malade en toussant et en portant la main à son cou.

Tout à coup, Léon XIII s'interrompt et demande son médecin : on croit qu'il se sent indisposé, on se précipite, on ramène Laponi tout ému. « Nous avons remarqué, dit alors le Saint-Père, que vous toussiez beaucoup et nous craignons que vous ne soyez enrhumé. » Alors, tirant de la poche de sa soutane la boîte si soigneusement préparée, il la lui tendit : « Tenez, docteur, prenez donc des pastilles. »

Les Cinq Langues

N° 10. 20 Février 1907. 7e Année.

PARTIE FRANÇAISE

Le nouveau Chah de Perse.

Le Chah de Perse est mort ; c'était une figure connue dans toute l'Europe ; en France, où il avait fait de

Mohammed Ali Mirza, le nouveau Chah de Perse.

nombreux séjours, il était presque populaire. On regardait avec plaisir ses longues moustaches et ses yeux brillants ; on racontait avec une sympathie amusée ses caprices et ses fantaisies. Il laisse de bons souvenirs parmi nous.

Son successeur n'est pas encore, je crois, sorti de Perse. Certains Européens l'y ont vu déjà. Voici un récit d'audience que nous empruntons à un article de M. Claude Anet :

L'héritier, le *Valyat*, comme on l'appelle, est arrivé de Tabriz pour prendre la succession. La prendra-t-il sans peine ? Cela reste à voir. Il était chargé de la régence du royaume lors de la dernière visite de son père en Europe. C'est lui qui nous a reçus dans son pavillon royal.

Après nous être reposés dans un petit salon où l'on nous servit des rafraîchissements, nous entrâmes dans une immense pièce. A l'angle le plus éloigné de la porte se tenait le Valyat et un interprète

Nous restâmes couverts, car c'est ainsi que le veut le protocole. Et nous nous approchâmes, en portant la main à nos casquettes d'automobilistes (nous n'avions pas d'autre coiffure de cérémonie).

Son Altesse impériale est un petit homme gros, assez semblable, quant à la forme et à la couleur, à un pot à tabac. Elle porte des lunettes d'or, derrière lesquelles on voit des yeux timides et clignotants Elle parut bien embarrassée à notre vue. Par trois fois, elle nous demanda des nouvelles de notre santé, ainsi que l'exige le protocole. Puis une question sur l'état de la route, et Son Altesse se leva. L'audience était finie.

Mais le plus difficile restait à faire. Il nous fallut traverser à reculons l'immense pièce, sans quitter des yeux le Valyat immobile. Et le salon était semé d'obstacles dangereux, tables, banquettes, tabourets, chaises, sur lesquels nous venions buter. Nous nous en tirâmes sans chute, mais non sans de terribles accès de fou rire que nous étouffions de notre mieux derrière nos mouchoirs.

Londres et Paris.

Les différences qui existent entre Paris et Londres sont nombreuses. A quoi doit-on les attribuer ? Voici quelques remarques qui tendent à les expliquer.

Londres est individualiste, Paris collectiviste; Londres respire, Paris étouffe; Londres est bâti en briques, Paris en pierres; les maisons de Londres sont basses, celles de Paris sont hautes; Londres fixe ses persiennes à l'intérieur, Paris à l'extérieur; Londres a des fenêtres à guillotine, Paris à espagnolette ; à Paris, les rues ont des arbres, celles de Londres en sont dépourvues.

A une heure du matin, Paris est dans l'obscurité, Londres est inondé de lumière; Londres a son trousseau de clefs, Paris son concierge; Londres quitte son lit très tard, Paris se lève de bon matin; Londres s'embrasse sur la bouche, Paris sur les joues; Londres s'amuse le samedi après-midi, Paris travaille; le dimanche, Londres reste chez lui, prie ou boit, Paris s'amuse et se promène ; Londres a des bars intérieurs où l'on boit du whisky, Paris a des cafés qui débordent sur les trottoirs et où l'on cause.

Le dimanche, Londres dîne pendant que Paris déjeune. Londres mange peu de pain, Paris beaucoup. Londres boit de l'eau, Paris du vin.

A Londres, la nourriture est mauvaise, à Paris, elle est excellente. Londres fume la pipe, Paris la cigarette.

Londres est triste, Paris est gai; Londres voit le brouillard, Paris le soleil; Londres est toujours pressé, Paris jamais; Londres est commerçant, Paris industriel; Londres a peu de soldats, Paris en a trop; à Londres les soldats portent la tunique rouge et le pantalon noir, à Paris ils portent la tunique bleue et le pantalon rouge. A Londres, la Tamise est un bras de mer, à Paris, la Seine est une simple rivière; à Londres la Tamise est toujours sale, à Paris la Seine est souvent propre.

Londres a le système duodécimal ; Paris a le système décimal. La femme, à Londres, aime la politique ; à Paris, elle s'en désintéresse. A Londres, c'est le père qui lève et couche ses enfants ; à Paris, c'est la mère.

Londres ferme ses théâtres le dimanche; Paris les laisse ouverts. A Londres, le Derby est un mercredi ; à Paris, le Grand Prix est un dimanche.

A Paris, le mariage donne à la femme la liberté ; à Londres, le mariage la lui enlève. A Londres les clergymen se marient ; à Paris, le prêtres se contentent de célébrer les mariages des autres.

(*Le Matin*).

Labour.

Raidis sur leurs jarrets et tendant l'encolure,
les chevaux accouplés, de leur pénible allure
vont, soufflant au matin, le long du labour gras.
Le brouillard, paresseusement, se traîne au ras.

Ils enfoncent au bord du sillon salutaire [1]
leurs lourds sabots velus tout grumeleux [2] de terre,
et balançant la tête au rythme de leurs pas
ils tirent lentement. L'homme raidit ses bras,

1. Expression un peu obscure : sans doute, *sillon qui donne la santé, la vie*. — 2. La terre s'y colle en *grumeaux*.

Il va, le front penché, dirigeant la charrue,
les poignets secoués quand heurtent les cailloux ;
et son long fouet léger se balance très doux
en frôlant de sa mèche une croupe qui sue.

Le soc dur et pointu qui s'écure [3] au revers,
déchirant le gazon, profondément s'enfonce :
tel un museau de fer qui fouille et qui défonce
et retourne le sol en tranchant ses longs vers.

Les lombrics [4] se cachaient aux racines d'ivraie,
mais une pierre roule, ils s'écrasent dessous,
et leurs tronçons sanglants se tordent dans la raie,
en l'émiettement gras du sol et des cailloux.

Et le calme sillon s'allonge en l'étendue,
dans les champs où la brume attarde ses fraîcheurs.
L'homme jure [5]. Au lointain grincent d'autres charrues,
et l'on entend les voix des autres laboureurs.

Mais le brouillard léger s'élève et s'évapore :
les hameaux des entours [6] apparaissent tout bleus.
Et l'alouette monte en chantant vers les cieux,
redescend aux sillons pour remonter encore.

Dans le ciel éclairci plus rien qu'une nuée :
le soleil dore au loin les hameaux souriants.
Sur le dos des chevaux aux grands colliers brillants,
la brume et la sueur s'échappent en buée.

Et les corbeaux moirés et bleus dans le matin,
derrière l'attelage essoufflé qui chemine,
vident le sillon chaud de sa grasse vermine [7]
en croassant, joyeux de leur ample festin.

Et l'attelage va, revient, retourne encore,
s'en va, pour revenir au soleil qui le dore...

Francis Yard.

3. *Se polit.* — 4. *les vers.* — 5. *dit un juron.* — 6. *des alentours.* — 7. Vers et insectes que la charrue fait sortir.

Ce qu'enseigne l'histoire de France.

Dans les circonstances difficiles, une nation est toujours portée à ramener ses yeux en arrière ; elle devient plus curieuse d'apprendre quels furent la conduite et le caractère des hommes qui l'ont devancée sur la scène du monde et qui lui ont transmis son nom. Il semble que, comme l'Antée de la fable, elle espère ranimer sa vigueur en touchant le sein dont elle est née [1]. Et, en effet, il est rare que les grands souvenirs du passé n'inspirent point à la génération qui se les retrace plus de force et plus de calme à la fois. Ce n'est pas qu'il y ait là-dessous quelque chose de mystérieux, d'inexplicable ; c'est qu'en rappelant à notre mémoire ce qu'ont fait pour nous les générations antérieures, nous concevons la pensée d'un engagement qui nous lie pour ainsi dire envers elles ; l'intérêt de conserver

1. On sait qu'Antée reprenait des forces lorsqu'il touchait la terre.

notre liberté, notre bien-être, notre honneur national, nous apparaît comme un devoir ; le soin de ces choses nous devient plus cher, quand nous nous sentons devant elles comme en présence d'un dépôt qui fut remis en nos mains sous

Augustin THIERRY.

la condition rigide [2] de le faire valoir et de l'accroître.

Voilà quels sentiments ferait naître dans l'âme des Français d'aujourd'hui une étude sérieuse de l'histoire de France. Il faut le dire pour l'honneur de notre nom, l'esprit d'indépendance est empreint dans cette histoire aussi fortement que dans celle d'aucun peuple ancien ou moderne. Nos aïeux l'ont comprise [3], ils l'ont voulue comme nous ; et s'ils ne nous l'ont pas léguée pleine et entière, ce fut la faute des choses humaines et non la leur ; car ils ont surmonté plus d'obstacles que nous n'en rencontrerons jamais. Si nous avons aujourd'hui quelque puissance pour faire respecter nos justes droits, c'est à leur courage que nous le devons ; et l'avénement de la liberté française, pure et grande comme nos vœux l'anticipent [4], ne sera un jour que l'accomplissement de leur antique entreprise....

Non ce n'est pas d'hier que notre France a vu des hommes employer leur courage et toutes les facultés de leur âme à fonder pour eux-mêmes et pour leurs enfants une existence

2. *obligatoire.* — 3. l'indépendance. — 4. *la prévoient.*

à la fois libre et inoffensive. Ils nous ont précédés de loin, pour nous ouvrir une large route, ces serfs échappés de la glèbe, qui relevèrent, il y a sept cents ans, les murs et la civilisation des antiques cités gauloises. Nous qui sommes leurs descendants, croyons qu'ils ont valu quelque chose et que la partie la plus nombreuse et la plus oubliée de la nation mérite de revivre dans l'histoire. Si la noblesse peut revendiquer dans le passé les hauts faits d'armes et le renom militaire, il y a aussi une gloire pour la roture [5], celle de l'industrie et du talent. C'est un roturier qui élevait le cheval de guerre du gentilhomme et joignait les plaques d'acier de son armure. Ceux qui égayaient les fêtes des châteaux par la poésie et la musique [6] étaient aussi des roturiers ; enfin la langue que nous parlons aujourd'hui est celle de la roture ; elle la créa dans un temps où la Cour et les donjons retentissaient des sons rudes et gutturaux d'un dialecte germanique [7].

Augustin THIERRY.

(*1re lettre sur l'histoire de France.*)

5. *ceux qui n'étaient pas nobles.* — 6. Les trouvères et troubadours. — 7. Celui que parlaient les Franks, conquérants de la Gaule.

La guérison du mal de mer.

Celui qui, le premier, a dit Horace, confia sa vie à un frêle esquif, dut avoir le cœur cuirassé d'un triple airain. Le fait est qu'un voyage en mer n'a souvent rien d'agréable, car il est accompagné d'un malaise d'une nature spéciale, auquel presque tout le monde est sujet. Quelle est exactement la vraie nature de ce mal qui « chavire » notre organisme ? On n'en sait absolument rien. Sa cause réside-t-elle dans l'estomac, dans le cœur ou dans le cerveau ? On l'ignore. Existe-t-il des remèdes susceptibles d'atténuer ou même d'arrêter le mal de mer ? Il y en a plus de cinq cents. Sont-ils véritablement effi-

caces ? Ils ne valent rien, comme, d'ailleurs, peut le faire deviner leur multiplicité; ou, du moins, les anciens médicaments préconisés ne faisaient rien de bon; car je ne veux pas médire des procédés d'invention récente, qui n'ont pas encore fait leurs preuves et sur lesquels, par conséquent, il serait téméraire d'émettre une opinion.

Et ces procédés sont parfois plutôt bizarres. Ainsi, le docteur Sharpe, ayant remarqué que les borgnes sont réfractaires au mal de mer, conseille, pour éviter celui-ci, non pas de se crever un œil, — ce qui serait excessif... — mais de se mettre un bandeau sur un œil. On peut encore, selon lui, se verser quelques gouttes d'atropine dans l'œil, ce qui a pour conséquence de brouiller la vue et d'abolir le réflexe oculaire, d'où dérive tout le mal, en retentissant indirectement sur l'estomac.

Pour le docteur Osgood, il est bien préférable d'avoir recours à la suggestion. Avant le départ du paquebot, on va trouver un médecin hypnotiseur. Celui-ci, par des « passes » savantes, vous endort et vous suggère que la traversée est une chose délicieuse et qu'il ne faut pas avoir le mal de mer. « Entendez-vous bien ? Il ne le faut pas ! ! J'ai dit. » Et il vous réveille, et vous sortez le prix convenu. Dès lors, tout à la joie ! Vous pouvez contempler le ciel et les flots, rêver mollement à la cadence des vagues, pendant que d'autres, à côté de vous, donnent à manger aux poissons. Tout cela, évidemment, est possible si on est hypnotisable. Mais si on ne l'est pas ?

Le procédé du docteur Widmann est encore plus étrange et n'est applicable que pour les personnes ne craignant pas le ridicule. Dès qu'on perçoit les premiers symptômes d'un mal de mer — moment plein d'angoisse — d'une main ferme, on saisit un appui fixe à hauteur des épaules, et, se tenant debout, les pieds à trente centimètres l'un de l'autre, on imprime à l'abdomen des mouvements alternatifs de droite à gauche, puis de gauche à droite, puis d'avant en arrière, enfin des mouvements de rotation, suivant un rythme plus ou moins cadencé. En un mot, on effectue la « danse du ventre » si répandue en Orient. Et cette danse a pour effet de « masser » les organes abdominaux, l'estomac particulièrement, ce qui les engage — paraît-il — à conserver leur contenu. Si cette médication se répand, la vue du pont d'un bateau par gros temps ne sera pas banale.

Plus pratiques, je crois, les conseils du Dr Legrand, qui d'ailleurs sont une imitation de ceux d'un écrivain quelque peu ancien, Montaigne, que l'on ne s'attendait pas à rencontrer en cette affaire. On prend une pièce d'étoffe, laine, flanelle ou crêpe, de 10 à 15 centimètres de large sur 10 à 15 mètres de long, puis on se couvre le ventre d'ouate. Enfin on s'entoure fortement avec la bande d'étoffe, depuis la partie inférieure du ventre jusqu'au-dessous des reins, en serrant le plus possible. Ainsi transformé en saucisson, on n'a plus rien à craindre des fureurs de Neptune et les flots n'ont plus rien d'amer.

M. Schlick, enfin, a cherché à arriver au même résultat d'une manière beaucoup plus compliquée. Il conseille au malade de s'asseoir dans un fauteuil dont le siège est animé de rapides trépidations verticales. Ce mouvement trépidatoire de très faible amplitude se combine avec les mouvements lents et de grande amplitude du navire pour donner un mouvement très aisément supportable. Le mouvement est donné au siège par un petit moteur électrique alimenté par le courant d'éclairage du navire. Le malade s'assied sur le fauteuil trembleur dès qu'il ressent le moindre malaise. D'après M. Gilchrist, l'effet obtenu est très différent selon les individus : pour la moyenne partie d'entre eux, il

est immédiat et une séance de quelques minutes suffit pour les débarrasser du mal de mer pendant tout le reste de la traversée. D'autres doivent y séjourner plusieurs heures, et quelques-uns renouvellent les séances de temps en temps pour obtenir ce résultat. Il s'en trouve malheureusement pour qui le mal de mer est invétéré et qui n'éprouvent aucun soulagement. On a pu d'ailleurs rester dix heures de suite sur le fauteuil trembleur, et même plus, sans aucun inconvénient : la trépidation produit une sensation plutôt agréable, assez analogue à celle qu'on éprouve dans une automobile marchant à grande vitesse. Certains malades même y peuvent prendre leurs repas.

On a enfin préconisé, pour guérir le mal de mer, l'injection de certains sérums sous la peau. Mais on n'a pas encore de renseignements bien précis sur les bons effets de cette vaccination originale.

Henri Coupin.

La théorie et la pratique *.

Au temps où les médecins portaient la robe et parlaient latin, l'un d'eux, se trouvant dans une réunion, se vit abordé par un célèbre mangeur qui lui demanda quel remède il devait employer contre certaines indigestions dont il était fréquemment incommodé. — A chaque indigestion, prenez un bon purgatif, répondit le médecin. — Mais, répliqua le gourmand, j'ai entendu dire que les purgatifs abîment l'estomac. — Ce n'est que trop vrai, dit le médecin, mais le mal est inévitable. Voulez-vous donc laisser s'accumuler dans votre corps une quantité d'humeurs mauvaises qui produiraient une fièvre gastrique et, par là, vous conduiraient au tombeau? Une personne, qui assistait à la consultation et n'était pas de la corporation, eut la hardiesse de formuler avec beaucoup de modestie son opinion : Si Monsieur vivait sobrement, ne pourrait-il éviter les indigestions et les purgatifs ? Le médecin se tourna vers l'interlocuteur avec un grave sourire et dit : Je donne des conseils pratiques et ne fais pas d'hypothèses fantaisistes. Une autre personne, souriant à ce bon mot du médecin, ajouta cette profonde sentence : Certaines choses sont très belles en théorie qui ne valent rien en pratique. Les assistants applaudirent et l'un d'eux proclama cette autre sentence non moins profonde : Il faut considérer les hommes tels qu'ils sont et non tels qu'ils devraient être. Ces sentences sont maintenant devenues communes, elles constituent une grosse part de la sagesse du siècle.

Alexandre Manzoni.

(Des *œuvres inédites et rares.*)

* Voir les quatre autres parties.

Un ivrogne.

Il était petit, vieux, maigre et voûté ; sur ses joues creuses se hérissait une barbe grisonnante et inculte, et, quand il se découvrait, il montrait un crâne où s'ébouriffaient quelques rares cheveux. Il serait passé inaperçu, sans son nez, un nez pareil à une pomme de terre pour la forme et le volume, pareil à une tomate pour la couleur, et qui, dans cette face terne, flamboyait Ce nez attirait le regard plus que toute la personne. Ce nez, quand on l'avait vu, ne s'oubliait pas.

Tout le quartier l'avait pris pour objet de ses quolibets, pour cible à ses plus mauvaises plaisanteries. On disait que le vieillard n'allumait jamais de lampe chez lui, son nez lui permettant de lire, la nuit, son journal : d'autres racontaient que le soir des fumeurs, croyant voir devant sa bouche un cigare incandescent, venaient lui demander du feu ; suivant d'au-

tres, il avait causé un incendie parce qu'il s'était trop approché d'une meule; certains prétendaient que la municipalité le louait le 14 juillet pour se promener de 10 heures à minuit et ajouter ainsi aux illuminations officielles. Toutes ces joyeusetés secouaient les ventres et élargissaient les figures en de gros rires.

Mais, tout en étant l'amusement de son quartier, il en était le scandale : l'opinion était fixée sur son compte. « Assurément, affirmait-on, ce n'est pas en buvant de la limonade qu'il s'est fait ce nez-là. Quel ivrogne ! » C'était lui que les femmes montraient aux maris trop assidus au cabaret ; lui qu'on citait aux enfants pour combattre l'alcoolisme. De peur de lui ressembler, des mauvais sujets s'étaient corrigés. Quand, dans les familles, on parlait de liqueurs fortes, on pensait à lui inévitablement. Et l'imagination populaire supposait dans sa maison des buveries effroyables, des armoires entières pleines de cognac et de rhum, une cave où les tonneaux d'eau-de-vie s'entassaient jusqu'au plafond. Jamais, il est vrai, on ne l'avait vu ivre ; mais cela s'expliquait. « Il buvait seul et cuvait chez lui son alcool. »

Le vieillard n'ignorait pas sa réputation ; mais il trottinait par les rues sans paraître se préoccuper des sourires malicieux ou des mines de dégoût : indifférence, peut-être, ou cynisme. Il achetait ses provisions, payait avec ponctualité ses fournisseurs, ne parlait à personne, et vivait avec une bonne, aussi vieille et aussi revêche que lui. L'été il fumait sa pipe sur un banc à l'ombre; l'hiver il la fumait au café, près du grand poêle, en face d'un thé chaud, et les garçons avaient pour lui de la considération, car il laissait un bon pourboire. Ses habitudes étaient si régulières qu'on l'aurait estimé, sans son nez.

Une après-midi de janvier, il ne vint pas au café, près du grand poêle ; les jours suivants, pas davantage. On vit s'arrêter à sa porte le coupé d'un médecin. « Cela devait lui arriver ! » dirent les commères. Tout le long de la semaine, la voiture fit des stations. Et puis on sut qu'il était mort ; un matin son rez-de-chaussée fut tendu de noir ; et puis un corbillard suivi de quelques voisins le conduisit au cimetière. Ce ne fut pas une cérémonie triste. Les gens du cortège se murmuraient : « S'il n'avait pas tant bu, il aurait vécu très vieux. » Et dans les rues, les passants, tout en se découvrant, songeaient : « Un ivrogne de moins ! »

Mais quelle ne fut pas la stupeur de la ville un peu plus tard ! On apprit en effet que jamais vin ni eau-de-vie n'étaient entrés dans cette maison, et que ce nez rutilant, ce nez de pourpre et de rubis, était, par un jeu ironique et cruel de la nature, le nez d'un buveur d'eau.

MAX JASINSKI.

Sur la puissance de la pensée imprimée.

Laissez dire, laissez-vous blâmer, condamner, emprisonner, laissez-vous pendre, mais publiez votre pensée. Ce n'est pas un droit. C'est un devoir, étroite obligation de quiconque a une pensée, de la produire et mettre au jour pour le bien commun. La vérité est toute à tous. Ce que vous connaissez utile, bon à savoir pour un chacun [1], vous ne le pouvez taire en conscience [2]. Jenner qui trouva la vaccine eût été un franc scélérat d'en garder une heure le secret; et comme il n'y a pas d'homme qui ne croie ses idées utiles, il n'y en a point qui ne soit tenu de les communiquer et répandre par tous moyens à lui possibles [3]. Parler est bien, écrire est mieux ; imprimer est excellente chose. Une pensée déduite

1. *Chacun* tour un peu vieilli. — 2. *Avec la conscience tranquille.* — 3. *Possibles pour lui.* Encore un tour vieilli ; Courier les aimait.

en termes courts et clairs, avec preuves, documents, exemples, quand on l'imprime c'est un pamphlet et la meilleure action, courageuse souvent, qu'homme puisse faire au monde. Car, si votre pensée est bonne, on en profite ; mauvaise, on la corrige et l'on profite encore. Mais l'abus... Sottise que ce mot ! Ceux qui l'ont inventé, ce sont ceux vraiment qui abusent de la presse[4], en imprimant ce qu'ils veulent, trompant, calomniant et empêchant de répondre. Quand ils crient contre les pamphlets, journaux, brochures, ils ont leurs raisons admirables. J'ai les miennes et voudrais qu'on en fît davantage, que chacun publiât tout ce qu'il pense et sait...

Heureux Franklin qui vit son pays libre, ayant plus que nul autre aidé à l'affranchir par son fameux *Bon sens*, brochure de deux feuilles ! Jamais livre ni gros volume ne fit tant pour le genre humain. Car aux premiers commencements de l'insurrection américaine, tous ces états, villes, bourgades, étaient partagés de sentiments[5], les uns tenant pour l'Angleterre, fidèles non sans cause au pouvoir légitime ; d'autres appréhendaient qu'on ne s'y pût soustraire, et craignaient de tout perdre en tentant l'impossible ; plusieurs parlaient d'accommodement[6], prêts à se contenter d'une sage liberté, d'une charte octroyée[7], dût-elle être bientôt modifiée, suspendue ; peu osaient espérer un résultat heureux de volontés si discordantes. On vit en cet état de choses ce que peut la parole écrite dans un pays où tout le monde lit, puissance nouvelle et bien autre que celle de la tribune. Quelques mots par hasard d'une harangue sont recueillis de quelques-uns ; mais la presse parle à tout un peuple, à tous les peuples à la fois, quand ils lisent comme en Amérique ; et de l'imprimé rien ne se perd. Franklin écrivit ; son bon sens réunissant tous les esprits au parti de l'indépendance, décida cette grande guerre qui, là terminée, continue dans le reste du monde.

Paul-Louis Courier.

4. Au sens propre : *la presse à imprimer.* — 5. *Avaient des opinions différentes.* — 6. d'*entente* avec l'Angleterre. — 7. *Donnée par condescendance pure.*

Les cigares d'Edison.

Edison est un incorrigible fumeur ; il a toujours le cigare à la bouche, un cigare cher. Seulement il ne se connaît pas en tabac ou n'y fait pas attention. Il achète les havanes, ou supposés tels, par boîtes. Un jour il en fit venir une douzaine et les rangea sur son bureau. Une semaine après, il n'y avait plus que les boîtes vides.

— Il est impossible, se dit-il, que j'ai consommé en si peu de temps douze cents cigares, mais tant de gens passent par mon bureau ! Chacun des visiteurs se sera fourni à mes dépens.

Et comme il est inventif, voilà ce qu'il imagina. Il écrivit à son marchand de lui envoyer six boîtes de cigares, lesquels devaient être faits exclusivement de papier, chiffon et crin. La commande fut exécutée ponctuellement. Le mois suivant, visite du marchand.

— Eh bien ! êtes-vous satisfait ?

— De quoi ?

— De vos cigares ?

— Quels cigares ?

— Ceux que vous m'avez demandé de vous fabriquer : papier, chiffon, crin ?

— Vous m'avez envoyé cela ?

— Parfaitement, et je vois les boîtes ouvertes.

Edison réfléchit un instant, puis partit d'un éclat de rire.

— Ces cigares, je les fume ; ils sont délicieux.

Il avait complètement oublié sa ruse et ne s'était pas même aperçu qu'il ne fumait que du chiffon.

(Du *Cri de Paris*.)

Les Cinq Langues

N° 11. 5 Mars 1907. 7e Année.

PARTIE FRANÇAISE

Les Allemands aux États-Unis.

Que deviennent les émigrés aux Etats-Unis? M. Tonnelat a étudié la question pour les Allemands. Voici un passage de son étude parue dans la *Revue de Paris* le 1er Mai et le 1er Juin 1906.

La vie d'un homme tel que Carl Schurz est vraiment typique. Étudiant en 1849, il prit les armes en même temps que le poète Gottfried Kinkel, dont il partageait les idées républicaines, et tous deux participèrent au mouvement révolutionnaire que l'on a appelé le soulèvement badois (mai-juin 1849). La tentative échoua. Kinkel, fait prisonnier par les troupes prussiennes, fut condamné à une détention perpétuelle ; Schurz s'échappa, vécut un an en Suisse et en France, puis en 1850, sous un faux nom, revint en Allemagne et réussit à faire évader Kinkel de la forteresse de Spandau, où on le tenait enfermé. Ils se refugièrent ensemble en Angleterre ; Kinkel y demeura ; Schurz alla tenter la fortune en Amérique. Il s'y fit promptement un grand renom d'orateur politique ; il fut à partir de 1855 le chef du parti républicain dans le Wisconsin; il soutint Lincoln, combattit éloquemment les théories esclavagistes. Au début de la guerre de Sécession, il leva un régiment de cavalerie formé de volontaires ; mais, nommé à ce moment ministre des États-Unis en Espagne, il dut d'abord en laisser le commandement à un autre colonel. En 1861, il revint d'Espagne pour prendre sa place parmi les combattants ; promu général, il prit part en cette qualité à nombre de batailles.

Après la guerre il revint à la politique, fonda plusieurs journaux allemands et anglais. Entre temps [1], l'État de Missouri le déléguait au Congrès de Washington comme sénateur ; en 1877, le président Hayes lui confia le secrétariat de l'intérieur. Son nom a été si intimement mêlé à tous les événements de la vie politique des États-Unis, en ces cinquante dernières années, que beaucoup de gens le croient de naissance américaine. Il consacre aujourd'hui les loisirs d'une robuste vieillesse à écrire des Mémoires qui nous fourniront sur les émigrants de la classe cultivée le plus précieux et le plus lucide des documents psychologiques.

J'ai entendu à plusieurs reprises Carl Schurz parler de la question allemande avec cette éloquence simple, pénétrante, toute juvénile encore, que connaissent tous ceux qui ont eu l'honneur de l'approcher. Très modeste, il se défendait de vouloir exagérer le rôle des Allemands aux États-Unis : la plupart des émigrants n'étant, disait-il, que des ouvriers pauvres ou d'humbles paysans. Le souci du pain quotidien les a trop absorbés pour qu'ils puissent avoir la pensée de se mêler aux luttes politiques ; du moins ont-ils fourni à l'Union un excellent élément de population.

On leur reproche quelquefois de s'être laissé trop complètement assimiler par la masse américaine [2], de n'avoir pas sauvegardé leur caractère national allemand; mais devaient-ils

1. *Pendant ce temps-là.* — 2. *La masse du peuple américain.*

agir autrement dans un pays à qui ils venaient demander un refuge? N'eût-ce pas été mal reconnaître l'hospitalité américaine? D'ailleurs, s'ils se sont soumis de grand cœur aux lois de leur nouvelle patrie, ils n'en ont point aveuglément adopté les mœurs. En subissant l'influence d'un milieu nouveau, ils ont aussi réagi sur lui. Ils ont eu une part dans la formation du caractère national américain. On peut assurer qu'ils ont contribué plus que personne à donner aux mœurs américaines une douceur et une facilité qui leur manquaient autrefois. Ils ont fait fléchir les rigueurs puritaines, répandu autour d'eux le goût d'une vie plus souriante et moins tendue. Ils ont montré aux Américains, épris de plaisirs coûteux et compliqués, comment on peut s'amuser simplement et à bon marché. Ils ont enseigné la musique à l'Amérique, qui l'ignorait totalement.

On leur fait un grief d'abandonner peu à peu leur langue; mais ceux qui énoncent cette critique ne savent pas par expérience combien il est difficile de maintenir l'usage de l'allemand au delà de la première génération; les émigrants ne sont pas assez riches de loisirs pour pouvoir veiller personnellement sur l'éducation allemande de leurs enfants: avant tout, il faut vivre, et les réalités sociales exigent que l'on commence par parler l'anglais; l'allemand ne peut être qu'une langue de luxe. Même dans les conditions les plus favorables et dans les familles les plus cultivées[3], ce n'est qu'au prix de soins persévérants et énergiques qu'on peut le maintenir. Assurément un grand nombre d'Américains sont hostiles à l'émigration allemande; ils croient y discerner un danger; les ambitions pangermanistes les inquiètent. Mais ils auraient tort de douter des Allemands-Américains; « car, me dit un jour très nettement Carl Schurz, les émigrants n'ont pas quitté leur pays pour devenir des agents de colonisation; ils ne se sont expatriés que dans l'espoir d'un sort meilleur; et leur premier devoir est d'être de loyaux citoyens américains ». Personne n'a proclamé avec plus de force que lui cette obligation; il l'a répétée en d'innombrables discours auxquels les Allemands d'Amérique ont toujours donné leur approbation presque unanime.

Ernest TONNELAT.

3. *Les plus instruites.*

Le Marin.

Au fond d'une petite anse, sous une falaise creusée à sa base par les flots, entre les rochers où pendaient de longues algues d'un vert glauque, deux hommes, l'un jeune, l'autre âgé mais robuste encore, appuyés contre une barque de pêcheur, attendaient la marée qui montait lentement, à peine effleurée par une brise mourante. Se gonflant près du bord, la lame glissait mollement sur le sable, avec un murmure faible et doux.

Quelque temps après, on voyait la barque s'éloigner du rivage et s'avancer vers la haute mer, la proue relevée laissant derrière elle un ruban d'écume blanche.

Le vieillard, près du gouvernail, regardait les voiles qui tantôt s'enflaient, tantôt s'affaissaient comme des ailes fatiguées. Son regard alors semblait chercher un signe à l'horizon et dans les nuées stagnantes[1]. Puis, retombant dans ses pensées, on lisait sur son front bruni toute une vie de labeur et de combat soutenu sans fléchir jamais.

Le reflux creusait dans la mer calme des vallons où se jouait la pétrelle[2] gracieusement balancée sur les ondes luisantes et plombées. Du haut des airs la mauve[3] s'y plongeait comme une flèche et, sur la pointe noire d'un rocher, le lourd cormoran reposait immobile.

Le moindre accident, un léger souffle, un jet de lumière, variait

1. *immobiles.* — 2. Oiseau de mer. — 3. Autre oiseau de mer.

l'aspect de ces scènes changeantes. Le jeune homme, replié en soi [4], les voyait comme on voit en songe. Son âme ondoyait et flottait au bruit du sillage, semblable au son monotone et faible dont la nourrice endort l'enfant.

Soudain, sortant de sa rêverie, ses yeux s'animent, l'air retentit de sa voix sonore :

« Au laboureur les champs, au chasseur les bois, au pêcheur la mer et ses flots, et ses récifs et ses orages !

« Le ciel au-dessus de sa tête, l'abîme sous ses pieds, il est libre, il n'a de maître que soi.

« Comme elle obéit à sa main, comme elle s'élance sur les plaines mobiles, la frêle barque qu'animent les souffles de l'air !

« Il lutte contre les vagues et les soumet, il lutte contre les vents et les dompte. Qui est fort, qui est grand comme lui ? Où sont les bornes de ses domaines ? Quelqu'un les trouva-t-il jamais ? Partout où s'épanche l'Océan, Dieu lui a dit : Va, ceci est à toi.

« Ses filets recueillent au fond des eaux une moisson vivante. Il a des troupeaux innombrables qui s'engraissent pour lui dans les pâturages que recouvrent les mers. Des fleurs violettes, bleues, jaunes, pourprées, éclosent en leur sein et, pour charmer ses regards, les nuages lui offrent de vastes plages, de beaux lacs azurés, de larges fleuves, et des montagnes, et des vallées, et des villes fantastiques, tantôt plongées dans l'ombre, tantôt illuminées de toutes les splendeurs du couchant.

« Oh ! qu'elle m'est douce, la vie du pêcheur ! Que ses rudes combats et ses mâles joies me plaisent !

« Cependant, ma mère, quand, la nuit, le grain [5] tout à coup ébranle notre cabane, de quelles transes votre cœur est saisi ! Comme vous vous relevez toute tremblante pour invoquer la Vierge divine qui protège les pauvres matelots ! A genoux devant son image, vos pleurs coulent pour votre fils poussé par le tourbillon dans les ténèbres, vers les écueils où l'on entend les plaintes des trépassés mêlées à la voix de la tempête. »

LAMENNAIS.

4. *en lui*. Archaïsme. — 5. *l'orage*.

Punition d'un dépensier.

M. de Louvois avait fait mille folies dans sa jeunesse. Il jetait l'argent par les fenêtres[1] avec une facilité merveilleuse, et tellement que M. de Louvois, son père, lui coupa les vivres[2] au mauvais moment, celui où il ne trouvait plus de crédit. Il fallut donc revenir sous l'aile paternelle, malgré qu'il en eût[3], et il arriva au château d'Ancy-le-Franc comme l'enfant prodigue, sans un habit de rechange ! Le lendemain, il y avait beaucoup de monde à dîner et il ne pouvait décemment paraître vêtu comme il l'était; d'ailleurs, la compagnie l'ennuyait; il prit le prétexte de sa toilette pour s'excuser de[4] descendre.

— Je vous demande pardon, Monsieur, lui dit son père; vous viendrez à ce dîner.

— Monsieur, je ne demande pas mieux; mais voyez, cela est impossible : cet habit...

— Mettez-en un autre.

— Je n'en ai pas.

— Vous n'en avez pas ! après avoir dépensé soixante mille livres chez les tailleurs et les brodeuses !

— Enfin, Monsieur, ce n'est plus une raison, c'en était une jadis, je ne dis pas. A présent, ils sont usés.

— Ayez-en un.

— Monsieur, c'est facile à dire; mais, pour avoir un habit, il faut de l'argent, et, dans ce moment-ci...

— Comment, Monsieur !... Et vous avez emprunté deux cent mille livres chez les usuriers !

— Mon Dieu ! Monsieur, je ne dis pas le contraire, mais les écus sont allés avec les habits.

1. *il gaspillait son argent*, expression familière, comme la suivante. — 2. *ne lui envoya plus d'argent*. — 3. *malgré sa mauvaise volonté*, archaïsme. — 4. *refuser poliment de...* tour très rare.

M. de Louvois leva les yeux et les bras au ciel, poussa une exclamation de colère et sortit. Au moment de refermer la porte, il se retourna :

— Je n'entre pas[5] dans vos extravagances, Monsieur ; tout ce que je puis vous dire, c'est que je veux vous voir à ma table au jour convenu, et que je vous défends d'y paraître avec un pareil habit.

Le chevalier[6] resta fort stupéfait, fort embarrassé et fort contrit. La volonté paternelle était positive et, si elle n'était point exécutée, il ne restait plus d'espoir de pardon. Il se creusa la tête pour chercher un expédient, appela son valet de chambre, espèce de Scapin[7], et tous les deux se mirent à retourner toutes leurs rubriques[8] sans rien trouver de présentable. Enfin, les yeux du chevalier se portèrent sur la tapisserie de la chambre représentant le mariage de Statira et d'Alexandre, avec une foule de personnages plus curieux les uns que les autres.

— Ah ! s'écria-t-il, j'ai mon affaire; va me chercher le tailleur du village, qu'il vienne de suite[9], qu'il apporte tous ses outils, et qu'il se prépare à passer la nuit au château.

— Mais, Monsieur le Chevalier...

— Va vite et ne réplique pas.

A peine le valet fut-il parti, qu'il se mit à décrocher avec beaucoup de sang-froid les rideaux de son lit et les étala sur une table, marqua avec de la craie les figures[10] qui lui plaisaient le plus, et, dès que le tailleur fut arrivé :

— Taille-moi là-dedans habit, veste et culotte, mon garçon, lui dit-il ; choisis les plus jolies femmes pour me les mettre par-devant, et, quant au grand-prêtre que voici, lui et sa barbe seront admirablement placés dans mon dos.

Le tailleur ouvrit d'aussi grands yeux que le valet de chambre; ils crurent la raison de leur jeune maître dérangée; mais celui-ci insista si fort, avec tant de gaieté, qu'ils se décidèrent à obéir.

L'habit fut prêt pour le lendemain; il allait à ravir et le chevalier se présenta sans sourciller[11] à la table du marquis. On juge des exclamations, des étonnements, des rires. Le père se fâcha. Pourtant cette honte publique faite à sa parcimonie l'obligea de rouvrir sa bourse. Il habilla de neuf son héritier, de quoi celui-ci profita pour prendre la clef des champs[12].

Baronne d'Oberkirch.

5. *je n'admets pas*. — 6. Le père, M. de Louvois, était *marquis ;* son fils portait le titre de *chevalier*, tant que le père vivait. — 7. valet rusé et peu scrupuleux. — 8. *ruses, finesses*, sens peu ordinaire. — 9. impropre : *tout de suite*. — 10. *les personnages*.

11. *impassible*. — 12. *fuir loin de la maison*, expression familière.

Première visite de Méhul à Glück.

Tout le monde connaît le grand Glück, le créateur de l'opéra moderne, et Méhul, l'auteur du *Chant du départ*. — Voici comment Méhul a raconté sa première entrevue avec celui qui devait être son maître :

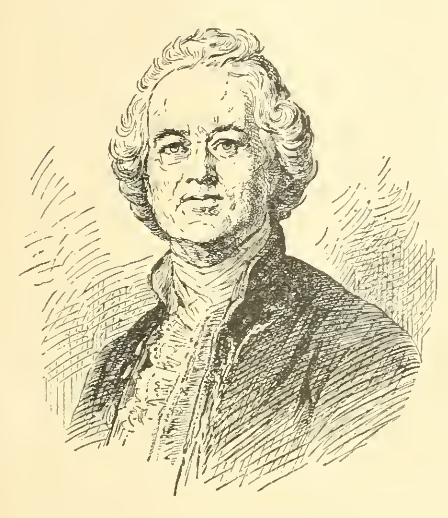
J'arrivai à Paris en 1779, ne possédant rien que mes seize ans, ma vielle[1] et l'espérance. J'avais une lettre de recommandation pour Glück, c'était mon trésor : voir Glück, l'entendre, lui parler, tel était mon unique désir en entrant dans la capitale, et cette idée me faisait tressaillir de joie.

En sonnant à la porte, je respirais à peine. Sa femme m'ouvrit et me dit que M. Glück était au travail, et qu'elle ne pouvait le déranger. Mon désappointement donna sans doute à mes traits un air chagrin qui toucha la bonne dame : elle s'informa du sujet de ma visite. La lettre dont j'étais porteur venait d'un ami. Je la rassurai, parlai avec feu de mon admiration pour les ouvrages de son mari, du bonheur que j'aurais

1. Ancien instrument de musique.

en apercevant seulement le grand homme, et Mme Glück s'attendrit tout à fait. En souriant, elle me proposa de voir travailler son mari, mais sans lui parler, sans faire aucun bruit.

Alors elle me conduisit à la porte du cabinet d'où s'échappaient les sons d'un clavecin sur lequel Glück tapait de toutes ses forces. Le cabinet s'ouvrit donc et



Le chevalier GLÜCK.

se referma sans que l'illustre artiste se doutât qu'un profane approchait du sanctuaire; et me voilà derrière un paravent, heureusement percé par-ci, par-là, pour que mon œil pût se régaler du moindre mouvement, de la plus petite grimace de mon Orphée.

Sa tête était couverte d'un bonnet de velours noir, à la mode allemande; il était en pantoufles, ses bas étaient négligemment tirés par un caleçon, et pour tout autre vêtement, il avait une sorte de camisole d'indienne [2], à grands ramages [3] qui descendait à peine à la ceinture. Sous ces accoutrements, je le trouvai superbe. Toute la pompe de la toilette de Louis XIV ne m'aurait pas émerveillé comme le négligé de Glück.

Tout à coup, je le vois bondir de son siège, saisir des chaises, des fauteuils, les ranger autour de la chambre en guise de coulisses, retourner à son clavecin pour prendre le ton, et voilà mon homme tenant de chaque main un coin de sa camisole, fredonnant un air de ballet, faisant la révérence comme une jeune danseuse, des glissades autour de sa chaise, des tricotets et des entrechats [4], et figurant enfin les poses, les passes [5] et toutes les allures mignardes d'une nymphe [6] de l'opéra. Ensuite il lui prit sans doute envie de faire manœuvrer le corps du ballet [7], car, l'espace lui manquant, il voulut agrandir son théâtre, et à cet effet il donna un grand coup de poing à la première feuille du paravent qui se déplia brusquement, et je fus découvert.

MÉHUL.

2. Étoffe de coton, peinte ou imprimée. — 3. Représentation de fleurs sur une étoffe.

4. Figures de danse. — 5. Autre figure de danse. — 6. *Danseuse.* — 7. *L'ensemble des danseuses.*

La solitude.

J'ai cherché souvent à me représenter un homme, jeté par la tempête sur les bords d'une île sauvage et séparé de tous les autres, sans espérance de les revoir.

Tantôt il marche tristement sur les rivages abandonnés, craignant de laisser tomber ses yeux sur ces campagnes sans culture que jamais une main industrieuse n'a rendues fertiles. Tantôt il reste debout, contemplant la vaste étendue des mers, et pendant qu'il calcule cet immense obstacle qui le sépare de tout ce qu'il a aimé, un soupir douloureux s'échappe de son cœur en le brisant.

Quelquefois il croit apercevoir un vaisseau qui déploie ses voiles

dans le lointain ; il y attache ses regards ; il se couche sur la terre ; il retient son haleine ; il espère... il hésite...il prie ; et quand le soleil à son coucher vient dissoudre ces formes fantastiques, il voudrait les saisir encore et prolonger jusqu'au lendemain l'erreur qui le séduit [1].

Souvent il écrit sur le sable, avec un bois [2] difficilement aiguisé, le nom de ses parents, de ses amis, qu'il a perdus pour toujours. Souvent il le prononce ; il s'entretient avec leur mémoire chérie ; et quand l'écho répète sa voix, il croit les avoir entendus.

Quand un sommeil profond a calmé, durant quelques heures, l'agitation de ses pensées, il se réveille et les appelle encore... Un songe bienfaisant l'avait ramené dans sa famille inquiète ; il avait vu les douces larmes de sa sœur bien-aimée et il lui semble que leur trace humide mouille encore son sein.

Il pleure aussi, mais ses pleurs tombent dans la poussière. — Il est seul !

Bientôt je le vois couché sur un sable aride, immobile d'accablement et de douleur, et souffrant les longues angoisses de la mort. La maladie a creusé ses joues ; ses yeux sont sanglants ; sa poitrine est soulevée par une respiration pénible ; ses lèvres, desséchées par une soif ardente, exhalent une haleine enflammée, et, quand il sent que tous les ressorts de son existence vont être rompus [3], il promène autour de lui un coup d'œil sinistre qui regrette de ne pas trouver un ami.

Un ami lui aurait préparé un lit de mousse ; un ami aurait exprimé dans sa coupe le suc des plantes salutaires ; un ami aurait jeté sur lui son vêtement pour le garantir des feux du soleil et de la fraîcheur de la rosée ; les soins d'un ami embellissent la mort ; mais il est seul !

Le mouvement de son cœur se précipite, s'interrompt, s'arrête... son sang brûle, et puis se glace, et reste suspendu [4] dans ses veines ; sa paupière tremble et se ferme [5] ; il dit : J'ai soif ! et il expire, sans que personne lui ait répondu.

Charles Nodier.

1. *l'égare, le trompe.* Sens étymologique. — 2. *un morceau de bois.* Sens rare.

3. *que sa vie va se briser.* — 4. *ne circule plus.* — 5. Il serait plus exact de dire : *se fixe.* On ne ferme pas les yeux en mourant.

Chemineaux.

Sur un bord de la route ombragé de platanes,
Près d'un jardin d'où sort l'haleine des rosiers,
Je vis, entrelaçant en berceaux des osiers,
Ou fumant, ou dormant, un groupe de gitanes.

Brûlés comme les bruns pirates des tartanes,
Ils avaient des yeux noirs, chauds comme des brasiers,
Des lèvres rouges sur des dents de carnassiers ;
J'enviais leur cuir fauve, ô soleil ! que tu tannes.

Et je songeais : ces chemineaux, d'où viennent-ils ?
Où seront-ils demain ? Vagabonds et subtils,
Ils voyagent sans but dans leur roulotte lente.

Puisque l'oiseau jaloux garde pour lui son vol,
Puissé-je au moins goûter cette vie ambulante,
Pauvre âme sédentaire, enracinée au sol !

*

Ils sont menés sur les chemins par les hasards ;
Chaque soleil nouveau change leurs paysages ;
Comme Ulysse autrefois, ils sont devenus sages
A travers l'aventure et les bruyants bazars.

Ils s'arrêtent sous les buissons, près des puisards ;
Les vieilles aux passants vendent de vains présages ;
D'autres, leurs cheveux noirs inondant leurs visages,
Disputent l'herbe sèche au sommeil des lézards.

Leur cheval, dont je puis compter les côtes, broute
La ronce qui se fane aux talus de la route
Où les enfants joyeux courent à demi-nus.

Que nos labeurs et nos plaisirs me semblent fades !
Je voudrais m'en aller aux pays inconnus ;
Je sens renaître en moi les grands aïeux nomades.

*

Ils pouvaient à loisir entrelacer leurs rêves,
Tandis que devant eux ils poussaient leurs troupeaux ;
Et la nuit, chaudement enveloppés de peaux,
Ils respiraient l'odeur amoureuse des sèves.

Les lions et les loups leur laissaient plus de trêves
Que nous n'avons parmi les hommes de repos ;
Et, dès l'aube, ils partaient, retrempés et dispos,
Vers la plaine et les monts sauvages et les grèves.

C'est ainsi qu'émigraient nos ancêtres jadis ;
Le mirage enchanté de nouveaux paradis
Toujours les séduisait, oublieux des désastres.

Le soir ils s'endormaient, pleins d'un songe vermeil,
Tandis que lentement, à travers leur sommeil,
S'en va, broutant l'azur, le blond troupeau des astres.

Th. Renauld.

Paraboles et Fables*.

Un jour que j'herborisais sous un chêne, je découvris parmi les autres herbes une plante de la même taille que celles-ci, de couleur sombre, aux feuilles contractées, à la tige droite et rigide. Lorsque je la touchai elle me dit d'un ton ferme : « Laisse-moi ! Je ne suis pas une plante pour ton herbier à l'instar de toutes celles-là auxquelles la nature n'a départi qu'une année de vie. Ma vie se mesure par siècles : je suis un jeune chêne. »

Tel dont l'influence s'étendra sur des siècles, paraît dans son enfance, dans sa jeunesse, dans son âge mûr, voire même toute sa vie, semblable aux autres et, comme eux, insignifiant. Mais laissez faire le temps, laissez venir les connaisseurs. Il ne mourra pas comme les autres.

Schopenhauer.

* Voir les quatre autres parties.

Un dormeur incommode.

Monsieur le licencié, me dit un jour ce magistrat, je suis dans l'habitude[1] de me faire lire

1. *J'ai l'habitude de.*

pendant la nuit quelque livre pour m'endormir ; sans cela je ne pourrais fermer l'œil. Mon lecteur ordinaire est tombé malade. Voulez-vous bien prendre sa place jusqu'à ce que sa santé soit rétablie ? Vous me ferez plaisir. — Très volontiers, monsieur, lui répondis-je, ne sachant pas à quelle peine je m'exposais ; et dès le soir même, sitôt qu'il fut au lit, je m'assis à son chevet, ayant devant moi une petite table, sur laquelle il y avait un vieux bouquin espagnol [2] qu'on appelle par excellence [3], au logis, le pavot [4] du patron, avec une tranche de jambon, du pain, un verre, et une bouteille de vin pour rafraîchir le lecteur.

Je pris le livre et j'en eus à peine lu quelques pages que mon magistrat s'assoupit. Quand je le crus bien endormi, je suspendis ma lecture pour reprendre haleine, ou plutôt pour boire un coup ; mais il se réveilla dans le moment [5], ce qui fut cause que je me remis promptement à lire. O prodige étonnant ! dix lignes de ce livre admirable replongèrent le magistrat dans le sommeil. Alors, saisissant d'une main le verre et de l'autre la bouteille, je sablai [6] un bon coup de vin de Lucene. Je voulus ensuite manger un morceau de jambon, m'imaginant que le juge m'en donnerait le temps ; mais je me trompai. Il se réveilla si vite que je ne pus me satisfaire.

Je reprends aussitôt ma lecture ; j'endors mon homme pour la troisième fois, et, pour rendre son sommeil plus profond, je lis jusqu'à trois pages mortelles [7]. Après lui avoir fait avaler une si forte dose d'opium je crois mon magistrat endormi pour longtemps. Pardonnez-moi ; le bourreau se réveille à l'instant, et, remarquant que j'ai le verre à la bouche, il s'écria d'un air brusque : « Eh ! que diable ! monsieur le licencié, vous ne faites que boire ! — Et vous, monsieur, lui répondis-je, vous ne faites que vous endormir et vous réveiller. Vous n'avez, s'il vous plaît, qu'à vous pourvoir dès demain d'un autre lecteur. Je ne veux plus vous prêter si désagréablement mes poumons, quand vous doubleriez mes honoraires ».

Le Sage.

2. Le récit se passe en Espagne — 3. *surtout, par-dessus tout.* — 4 On sait que le pavot fait dormir. — 5. *aussitôt.* 6. *je bus.* — 7. *mortellement ennuyeuses.*

Un ennemi des pianos.

Labiche, l'excellent auteur comique, aimait les réunions mondaines, mais n'aimait pas la musique de salon. Il aimait moins encore la musique des amateurs.

Un jour, après un succulent dîner auquel il avait assisté, tous les convives causaient, avec la bonne humeur qui accompagne une heureuse digestion ; la maîtresse de maison fit un signe, et, tout de suite, on entendit un morceau de piano, avec beaucoup de gammes, d'arpèges et de fioritures. Labiche était navré.

Le morceau terminé, tout le monde applaudit, Labiche comme les autres. Aussitôt on entendit un second morceau, plus long que le premier, avec plus de gammes encore. Et, ensuite, on fit entrer le virtuose : c'était le fils de la maîtresse de la maison, un petit garçon de dix ans.

Tout le monde le félicita. Labiche seul, dans son coin, ne bronchait pas. L'heureuse maman lui amena son fils.

— Vous a-t-il fait plaisir, monsieur Labiche ? Allons, dites-lui un mot pour l'encourager.

Labiche donna au jeune prodige une tape amicale sur les cheveux, et lui dit, avec un doux sourire :

— Eh bien ! vous avez donc fini, petit tapageur ?

Les Cinq Langues

N° 12. 20 Mars 1907. 7e Année.

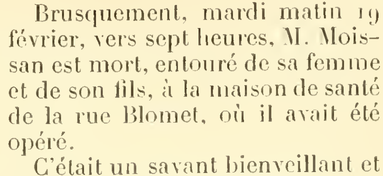
PARTIE FRANÇAISE

M. Moissan.

Une perte cruelle vient de frapper la science française. Un des savants les plus aimés, les plus connus, M. Henri Moissan, vient de mourir des suites de l'opération d'appendicite qu'il avait subie. Il est mort alors que les inquiétudes éveillées dans son entourage et dans les milieux scientifiques par la gravité de son mal s'étaient dissipées. Avec un grand courage, M. Moissan avait supporté la douloureuse intervention chirurgicale, douloureuse d'autant plus qu'on ne l'avait point endormi au chloroforme à cause des troubles cardiaques ressentis en ces derniers temps et de la maladie de cœur dont il souffrait. On avait simplement insensibilisé la région atteinte par du chlorure d'éthyle.

Dans la soirée du samedi 16 février, le savant allait aussi bien que possible. Il en était de même le dimanche. Mme Moissan était à son chevet et n'avait point d'inquiétude. Le lundi, dans la matinée, un de ses bons amis, le professeur Lannelongue, allait le voir et rassurait dans l'après-midi, à l'Académie des sciences, tous ses confrères inquiets.

M. Henri Moissan.



Brusquement, mardi matin 19 février, vers sept heures, M. Moissan est mort, entouré de sa femme et de son fils, à la maison de santé de la rue Blomet, où il avait été opéré.

C'était un savant bienveillant et affable, au regard clair et doux. Il savait rendre la science aimable, et les choses les plus compliquées, les plus techniques, les plus pédantes, prenaient en sa bouche une allure aisée, élégante et facile. Ce qui l'avait rendu populaire et célèbre, ce fut la découverte de son four électrique, qui lui permit de fabriquer pour la première fois des cristaux, microscopiques il est vrai, mais véritables, de diamant. Pour avoir pénétré ainsi un des secrets de la nature et avoir fait sortir du foyer incandescent et pourpre produit entre deux charbons la plus précieuse des gemmes, son nom fut à jamais illustre.

Mais les savants apprécient encore plus ses belles recherches sur le fluor. C'est lui qui le premier réussit à isoler ce métalloïde indomptable qui ne voulait point se laisser emprisonner dans quelque récipient banal. Avec une égale violence, il corrodait les verres les plus solides, le cristal le plus

dur, les porcelaines, les métaux, des plus vils aux plus nobles : fer, plomb, argent ou or. Moissan l'obtint *pur* dans du platine.

Ses travaux lui valurent tout dernièrement la consécration internationale du prix Nobel, qu'il alla recueillir à Stockholm dans la première moitié de décembre dernier.

Il meurt dans la force de l'âge, à cinquante-quatre ans.

(*Le Matin.*)

M. Roald Amundsen.

L'explorateur norvégien, M. Roald Amundsen, arrivé à Paris le 22 février, en est reparti le 1er mars. Tout ce que les corps savants et le gouvernement peuvent donner de distinctions et d'hommages lui a été prodigué. Reçu à la gare par le bureau de la Société de Géographie, il a été reconduit par lui à son départ. Il a été présenté au Président de la République qui l'a décoré de la Légion d'honneur. On lui a décerné une médaille d'or. On l'a prié d'exposer ses découvertes devant le plus docte auditoire de France. La Sorbonne, en une séance solennelle, a fait son éloge, en sa présence. Depuis Nansen, personne n'a été accueilli chez nous avec plus d'honneur.

Quelle est donc l'œuvre de cet homme déjà illustre ? Cette œuvre a été expliquée dans un très intéressant article paru dans le *Gil Blas* du 22 février, sous la signature d'un journaliste à la fois très bien renseigné et lettré distingué : M. *Paul* CAZAUBON. En voici un extrait qui permettra de voir combien la météorologie et la géographie doivent à notre hôte. Vraiment la Norvège peut être fière de son fils, et la France peut l'être d'avoir reçu un pareil visiteur.

« Après avoir longuement et minutieusement préparé une expédition uniquement consacrée à son œuvre scientifique, il est parti sur une modeste goélette de pêche, la *Gjœa*, munie d'un petit moteur destiné à la tirer des « calmes ». Avec ses six hommes d'équipage, il a gagné le pôle magnétique signalé par Ross, s'y est installé et a, pendant plus d'un an, consacré toutes ses journées à faire des observations de toutes sortes avec les appareils les plus perfectionnés, avec les instruments les plus précis. Il en rapporte des milliers et des milliers, d'un intérêt incalculable, dont le dépouillement et l'étude vont demander des mois et des mois.

« On ne sait encore quelles seront toutes les conséquences qu'on en pourra tirer ; mais on sait déjà qu'elles seront considérables, que Roald Amundsen nous apporte l'explication de beaucoup d'énigmes actuelles et que ses constatations vont être le point de départ de toutes les études météorologiques de l'avenir.

« Du reste, Roald Amundsen ne s'est pas borné là. Il n'a pas travaillé seulement pour les météorologistes. Son hivernage fini, au cours de la belle saison, il a fait des « excursions », il a rayonné autour de son centre d'observation et il a découvert, cartographié, photographié des côtes, des îles, aux environs et surtout au nord du pôle magnétique. Et cela suffirait à lui assurer les remerciements et les récompenses de la Société de Géographie. Mais, en plus, il a, pendant son long séjour, entretenu des relations suivies avec de nombreuses tribus d'Esquimaux, et il en rapporte une collection de documents ethnographiques de premier ordre, d'une utilité incontestable et d'un intérêt captivant. Les conservateurs du musée de Christiania, les savants norvégiens qui ont été à même de parcourir déjà les innombrables collections zoologiques, botaniques, minéralogiques dont la *Gjœa* était chargée à son retour, affirment qu'il n'y a jamais eu peut-être d'expédition ayant donné autant de résultats — et si précieux — et qu'Amundsen mérite, rien que pour cela, de figurer au premier rang

des plus illustres parmi les illustres explorateurs.

« Mais Roald Amundsen a fait mieux encore. Il s'était promis, ses observations finies, de redescendre par l'Ouest vers les régions tempérées, comme Nordenskjold a fait naguère par l'Est. Il comptait, en un mot, tenter à son tour ce fameux « passage du Nord-Ouest » que les plus hardis navigateurs ont vainement cherché pendant quatre siècles et davantage, dont l'existence était certaine, scientifiquement démontrée, mais que n'avaient pu forcer ni les Davis, ni les Hudson, ni les John Ross, ni tant d'autres que leurs tentatives infructueuses ou néfastes avaient cependant suffi à illustrer. Comme pour les observations au pôle magnétique, on avait fini par admettre, dans le monde scientifique, qu'il n'y fallait plus songer. Et voilà que Roald Amundsen a franchi le passage impraticable. L'an dernier accostait à San-Francisco cette goélette *Gjœa* qui, deux ans auparavant, était partie du Groenland ; et Roald Amundsen, qui la commandait, ne s'était pas contenté de découvrir et de franchir cet infranchissable passage du Nord-Ouest, il l'avait cartographié, photographié, d'un bout à l'autre ! Quel explorateur des mers arctiques, même Nordenskjold, le « découvreur » du passage du Nord-Est, est jamais revenu avec un pareil butin ? »

Sienne.

Sienne est une ville étrange et pittoresque. Son aspect, austère au premier abord, a pourtant un charme infini. Elle s'élève au centre de l'Italie, au milieu d'un cadre immense de montagnes. Comme Pérouse, comme la grande Rome, elle est construite sur plusieurs collines. Sa rude enceinte est parsemée de hautes demeures perchées comme des aires d'aigles. Et ses trois quartiers dominent l'horizon qui va d'un côté vers San-Gimignano et Volterre, et de l'autre s'abaisse en pente insensible vers la maremme [1] et la solitaire et verte campagne romaine.

La chaîne violette des Apennins étend jusqu'à elle les pentes de ses coteaux verdoyants. Des champs, couverts d'arbres, l'entourent. Le sapin s'y mêle à l'olivier, le chêne au cyprès, et par-dessus la blondeur des blés, la vigne suspend ses guirlandes lourdes des raisins qui donnent à Chianti [2] le vin et l'opulence.

Le vent qui s'engouffre dans ses rues étroites où se presse la foule des citadins affairés, passe en hurlant sous les vieilles portes qui vomirent [3] jadis, par leurs ouvertures béantes, les ennemis brutaux et furieux, les Florentins exécrés.

Oui, en vérité, cette ville est attachante et mystérieuse aussi ; attachante par les œuvres d'art qu'on y trouve, partout disséminées ; mystérieuse par les secrets historiques qu'elle recèle et ne livrera jamais. Cette reine des monts, ceinte de tours crénelées, hérissée de bastions, peuplée d'églises, profile sur le ciel toscan une silhouette de ville du Moyen âge dans un miraculeux état de conservation. Et quand, du haut du Palais public, le regard embrasse les trois collines sur lesquelles Sienne est assise, on a l'impression d'avoir à ses pieds la cité peut-être la plus curieuse d'Italie, celle à coup sûr [4] qui, après Rome et Florence, mérite l'examen le plus attentif, la compréhension la plus scrupuleuse, la visite la plus minutieuse.

Il faudrait trouver des expressions particulières pour décrire cette Sienne ceinturée de murailles farouches. Ce n'est plus ici l'élégance attique et si prenante de Florence, la cité de Dante et de Giotto. L'architecture, la peinture, la sculpture, le type, le langage n'y ont point l'harmonie simple et classique de la ville de Sainte-Marie-des-Fleurs [5].

Qu'on suive [6] les rues emmêlées, enchevêtrées, tortueuses, qui mon-

---

1. *le marais*. — 2. Le vin de Chianti est renommé. — 3. *laissèrent entrer en tumulte*, latinisme. — 4. *sûrement*. — 5. Florence. — 6. *Si l'on suit....*

tent et descendent les abruptes assises, on côtoie ces antiques et imposants palais dont les masses cachent l'azur du ciel. Une lumière diffuse noie les monuments. Tantôt elle avive le pittoresque de la cité ; tantôt elle adoucit les solennelles perspectives. Elle enveloppe la tour du *Palazzo pubblico*, cette tour de la *Mangia* que Léonard de Vinci admirait ; elle se répand sur la rouge Sienne comme un déluge impalpable et doré...

L'enchevêtrement frais et dallé des rues serpente en couloirs exigus, s'insinue à travers la ville, comme les artères parmi le corps. Elles sont, ces rues, tantôt des boyaux étroits s'enfonçant dans un vaste océan de pierre, tantôt de larges espaces aboutissant à des terrasses qui surplombent l'abîme et s'ombragent de très vieux arbres où le peuple des oiseaux volète et gazouille.

Tout du reste à Sienne est une combinaison merveilleuse de l'art et du hasard. Tout s'y associe pour donner à ses physionomies multiples ou changeantes un perpétuel imprévu. On ne peut faire un pas sans être frappé par une association intime de l'architecture avec la nature ; spectacle qui présente non pas un divertissement artistique, comme on l'a prétendu, à tort selon moi, mais un enseignement esthétique d'une simplicité et d'une sûreté d'effet prodigieuses[7].

Pierre de Bouchaud

7. Extrait de : *Étapes italiennes*, p. 11. Paris, Sansot. 1 fr.

Gentilshommes endettés.

Dans les scènes que nous citons, Molière nous montre un gentilhomme qui a des dettes et qui ne les paye pas. Etait-ce une exception au XVII[e] siècle? Et ce passage, d'un si excellent comique, est-il également une satire? La question a son importance, non seulement pour l'histoire des mœurs, mais encore pour l'entière intelligence du morceau.

Que la noblesse fût alors endettée, c'est l'évidence même : la vie à la cour, les habits coûteux, les équipages somptueux, le jeu, la chasse, les plaisirs, tout cela imposait des dépenses énormes, et les revenus s'évaporaient vite en prodigalités inévitables. Il fallait des carrosses dorés, des laquais nombreux, du velours et de la soie, des plumes et des bijoux ; il fallait de l'argent pour tenir son rang et faire figure devant le roi. Le mieux renté s'appauvrissait vite.

J-B P. Molière.

Alors, on tâchait de gagner au jeu ; on empruntait aux usuriers ; on vendait ses terres. On creusait un gouffre qui s'élargissait toujours. On devait à son tailleur, à son sellier, à son gantier, à ses valets. On devait à ses amis. Et quand on ne sortait pas d'embarras en épousant une fille de marchand bien dotée, ou en obtenant du roi un emploi bien rétribué, on était de plus en plus réduit aux expédients. Peu à peu on glissait à de petites, puis à de grosses indélicatesses. La chronique de l'époque nous présente non seulement ce que nous voyons dans Molière ou La Bruyère, mais pis encore : n'y eut-il pas un grand seigneur qui fit de la fausse monnaie? Il fut gràcié

d'ailleurs et ne perdit aucune de ses amitiés, pas même celle de Mme de Sévigné, une honnête femme pourtant.

Oui, chose étrange, le noble, au XVIIe siècle, mettait son honneur à ne savoir pas compter; avec désinvolture, il se laissait voler par son intendant et ne remboursait pas ses créanciers. C'était là peccadille dont on souriait avec indulgence. Aussi lorsque, dans *le Bourgeois Gentilhomme*, Dorante, un fripon, discute avec M. Jourdain, sa dupe, c'est M. Jourdain qui est ridicule; de même Don Juan, en renvoyant M. Dimanche complimenté, caressé et berné, ne paraissait nullement dégradé : c'est de M. Dimanche qu'on s'amusait. Pour le public du XVIIe siècle, Don Juan a le beau rôle, car il est élégant, gracieux, spirituel; M. Dimanche fait rire, car il est lourd, gauche et vaniteux : ce n'est pas la lutte entre le vice adroit et la simple vertu, mais entre la sottise et l'esprit. Et Don Juan était là, sympathique, comme il l'était en mettant l'épée à la main pour défendre un cavalier attaqué par des brigands. Ne pas payer ses dettes était, comme la bravoure, un apanage de la noblesse.

Il n'en est plus de même aujourd'hui. La conception toute roturière de la probité est acceptée de tous. Le gentilhomme, comme le bourgeois, se croirait avili s'il manquait à sa parole ou reniait sa signature. Bien plus, quand, dans Dumas[1] ou Augier[2] des gentilshommes sont dans la situation de Don Juan, ils mettent leur amour-propre à tenir leurs engagements, même s'ils se savent volés, même si ce scrupule les ruine. La société moderne ne comprend l'honneur que total : il a beau être intransigeant sur certains points : s'il s'accommode d'une malhonnêteté, quelle qu'elle soit, ce n'est plus de l'honneur. Et M. Dimanche a raison contre Don Juan.

M. J.

---

1. Ainsi dans le *Père prodigue*. — 2. Ainsi dans le *Gendre de M. Poirier*.

Gentilhomme et créancier.

I

Don Juan, Sganarelle, la Violette, Ragotin.

La Violette. — Monsieur, voilà votre marchand, monsieur Dimanche, qui demande à vous parler.

Sganarelle. — Bon ! voilà ce qu'il nous faut : un compliment de créancier. De quoi s'avise-t-il de nous venir demander de l'argent ? et que ne lui disais-tu que monsieur n'y est pas ?

La Viol. — Il y a trois quarts d'heure que je le lui dis : mais il ne veut pas le croire et s'est assis là dedans pour attendre.

Sgan. — Qu'il attende tant qu'il voudra.

Don Juan. — Non, au contraire, faites-le entrer. C'est une fort mauvaise politique que de se faire céler aux créanciers. Il est bon de les payer de quelque chose ; et j'ai le secret de les renvoyer satisfaits sans leur donner un double.

II

Les mêmes, M. Dimanche.

Don J. — Ah ! Monsieur Dimanche, approchez. Que je suis ravi de vous voir et que je veux de mal à mes gens de ne vous avoir pas fait entrer d'abord ! J'avais donné ordre qu'on ne me fît parler à personne ; mais cet ordre n'est pas pour vous et vous êtes en droit de ne trouver jamais de porte fermée chez moi.

M. Dimanche. — Monsieur, je vous suis fort obligé.

D. J. (*parlant à la Violette et à Ragotin*). — Parbleu ! coquins, je vous apprendrai à laisser monsieur Dimanche dans une antichambre et je vous ferai connaître les gens !

M. D. — Monsieur, cela n'est rien.

D. J. (*à M. Dimanche*). — Comment ! vous dire que je n'y suis pas ! à monsieur Dimanche ! au meilleur de mes amis !

M. D. — Monsieur, je suis votre serviteur. J'étais venu....

D. J. — Allons ! vite, un siège pour monsieur Dimanche.

M. D. — Monsieur, je suis bien comme cela.

D. J. — Point, point, je veux que vous soyez assis contre moi.

M. D. — Cela n'est point nécessaire.

D. J. — Otez ce pliant et apportez un fauteuil.

M. D. — Monsieur, vous vous moquez, et....

D. J. — Non, non, je sais ce que je vous dois ; et je ne veux point qu'on mette de la différence entre nous deux.

M. D. — Monsieur.....

D. J. — Allons, asseyez-vous.

M. D. — Il n'est pas besoin, monsieur, et je n'ai qu'un mot à vous dire. J'étais....

D. J. — Mettez-vous là, vous dis-je.

M. D. — Non, monsieur, je suis bien. Je viens pour....

D. J. — Non, je ne vous écoute point si vous n'êtes assis.

M. D. — Monsieur, je fais ce que vous voulez. Je....

D. J. — Parbleu ! Monsieur Dimanche, vous vous portez bien ?

M. D. — Oui, monsieur, pour vous rendre service. Je suis venu...

D. J. — Vous avez un fonds de santé admirable, des lèvres fraîches, un teint vermeil et des yeux vifs.

M. D. — Je voudrais bien....

D. J. — Comment se porte Madame Dimanche, votre épouse ?

M. D. — Fort bien, monsieur, Dieu merci.

D. J. — C'est une brave femme.

M. D. — Elle est votre servante, monsieur. Je venais....

(*A suivre.*)

MOLIÈRE (*Don Juan*, Acte IV, sc. 2, 3).

Sur un vieux miroir du palais de Versailles.

Miroir aux dorures fanées,
En vis-tu passer des minois
Disparus depuis tant d'années
Avec les dames d'autrefois !

Miroir du siècle des perruques,
Des cheveux poudrés à frimas,
Des boucles frisant sur les nuques,
Des brocarts et des falbalas,

En vis-tu passer des marquises
Glissant un œil vif et discret
Pour voir si les traînes exquises
Faisaient ce jour-là leur effet !

Peut-être as-tu vu la Dauphine
Jouer tout comme une autre enfant,
Rieuse, avec sa taille fine
En un broché rose mourant.

Et peut-être as-tu vu la Reine
En son blanc fichu de linon
Qui se parait, fière et sereine
Pour les fêtes de Trianon.

Où sont les dames surannées,
La poudre et les coquets minois ?
Mais où sont les roses fanées,
Neiges d'antan, gens d'autrefois ?

Julie SÉVRETTE.

Un mauvais moment.

J'attendais un ami à dîner ; il ne vint pas ; le lendemain j'allai prendre de ses nouvelles : il était alité et me raconta ceci :

Hier après-midi, mes courses faites et mon travail achevé, je me rendais chez toi ; m'apercevant que je n'étais pas rasé, j'entrai chez le premier barbier venu. Là, je m'assis dans l'unique fauteuil, devant la glace, et parcourus un journal. Le coiffeur releva ses manches de chemise avec des élastiques, me mit une serviette au cou et se mit à repasser son rasoir sur le cuir ; puis il me savonna les joues. Je ne disais rien ; lui non plus. Tout à coup, glissant un regard sur ma lecture, il me demanda :

— Monsieur s'intéresse peut-être à la délibération de la Chambre à propos de la nouvelle loi sur les aliénés ?

Je fis signe que oui ; je n'aime pas en effet à parler quand on me rase ; mais il ne me déplaît pas que l'on me parle. Je n'écoute pas, mais le bruit monotone que fait un bavard berce ma songerie.

— Cette loi était nécessaire, ajouta-t-il. Que d'horreurs ignorées dans les maisons de fous ! Ah ! si les murs avaient la parole, ceux-là révéleraient des choses...

Encouragé par un grognement approbateur, il continua. Cependant il avait quitté le blaireau et, d'une main légère, il entreprenait ma joue droite.

— Moi, je sais. Croiriez-vous que j'ai été enfermé dans une de ces maisons-là ? Oui, j'ai reçu, sur la tête, les douches glacées, j'ai été paralysé dans une camisole de force. Ah ! j'en ai enduré ! Et la nuit, c'était pire encore. Je hurlais sur mon grabat dans le désespoir de mon impuissance ; je pleurais des larmes de sang.

La voix du coiffeur devenait rauque, étrange ; sa main qui tenait le rasoir faisait de larges gestes. Je commençais à regretter d'être venu dans cette boutique. Mais il se calma et aborda ma joue gauche.

— Et pourtant, monsieur, poursuivit-il, je n'étais pas fou. On m'avait interné pour un malheureux coup de rasoir donné à un client un jour que l'orage m'avait énervé. Il en était mort : était-ce de ma faute ? Cela, je le répétais, je le criais à mes bourreaux. Mais ils souriaient et hochaient la tête. Gardiens, médecins, tous étaient d'accord pour me torturer. Aussi je hais les médecins, oh oui ! je les hais... Seriez-vous médecin ?

—Non! je le jure! m'écriai-je...Et je sentais la peur me prendre. Mon coiffeur avait haussé le ton, terriblement ; il brandissait son rasoir comme un sabre et, dans la glace, je voyais flamboyer ses yeux et se hérisser sa moustache. Brusquement il me rejeta la nuque sur le dossier du fauteuil et se mit à raser le menton, farouche, en murmurant des mots étranglés par la fureur. Moi, j'étais épouvanté ; l'acier glissait sur ma peau, descendait vers le cou... et je fermai les yeux...

Cela se termina, enfin. Je me dressai alors; mais lui, d'une main vigoureuse, me fit rasseoir.

— Ce n'est pas tout, dit-il impérieusement : et la seconde fois ?

— Mais je n'ai pas le temps, balbutiai-je.

— Ne bougez plus, monsieur.

Le regard fixe, avec des tressaillements nerveux et des mots entrecoupés, il se remit à la besogne, et, une fois encore, l'acier glissa sur ma peau. Ce que fut cette angoisse, mon ami, c'est indescriptible. Une sueur froide mouillait mon front; mon cœur semblait prêt à éclater dans ma poitrine. Un condamné à mort, le cou dans la lunette de la guillotine, doit souffrir ce que je souffris alors. Les yeux clos, les mains moites, la gorge sèche, je sentais mes nerfs tendus par un effroi horrible ; dans ma cervelle bouleversée passaient comme des éclairs, des images confuses, des ombres roulantes, des vertiges mortels. Chaque battement de mes artères m'était douloureux, et

durait, durait interminablement...

Soudain, le rasoir me quitta. J'ouvris les yeux : le fou essuyait son arme. Oh joie ! je bondis sur mes pieds, je saisis mon chapeau, je jetai une pièce — un franc, deux francs, je ne sais pas — sur le comptoir, et je m'enfuis, comme un voleur, la figure encore savonnée, sourd aux appels de mon coiffeur qui voulait me pommader les cheveux et qui me tendait le peignoir...

Je rentrai chez moi, avec la fièvre, et je n'ai pas dormi cette nuit. Aujourd'hui cela va mieux... Et voilà pourquoi je n'ai pas hier dîné chez toi. Tu me pardonnes ?

Et mon ami tourna vers moi deux yeux effarés, et un visage que le souvenir du supplice passé décomposait encore.

MAX JASINSKI.

Un bon Conseil.

Un jour, il me vint un jeune poète comme il m'en vient tous les jours. Après les compliments ordinaires sur mon esprit, mon génie, mon goût, ma bienfaisance, et autres propos dont je ne crois pas un mot, bien qu'il y ait plus de vingt ans qu'on me les répète, et peut-être de bonne foi [1], le jeune poète tire un papier de sa poche :

— Ce sont des vers, me dit-il.

— Des vers !

— Oui, monsieur, et sur lesquels j'espère que vous aurez la bonté de me dire votre avis.

— Aimez-vous la vérité ?

— Oui, monsieur, et je vous la demande.

— Vous allez la savoir.

Je lis les vers de mon jeune poète et je lui dis :

— Non seulement vos vers sont mauvais, mais il m'est démontré [2] que vous n'en ferez jamais de bons.

— Il faudra donc que j'en fasse de mauvais ; car je ne saurais m'empêcher d'en faire.

— Voilà une terrible malédiction ! Concevez-vous, monsieur, dans quel avilissement vous allez tomber ? Ni les dieux, ni les hommes, ni les colonnes n'ont pardonné la médiocrité aux poètes : c'est Horace qui l'a dit [3].

— Je le sais.

— Êtes-vous riche ?

— Non.

— Êtes-vous pauvre ?

— Très pauvre.

— Et vous allez joindre à la pauvreté le ridicule de mauvais poète ? Vous aurez perdu toute votre vie, vous serez vieux. Vieux, pauvre et mauvais poète, ah ! monsieur, quel rôle !

— Je le conçois, mais je suis entraîné malgré moi.

— Avez-vous des parents ?

— J'en ai.

— Quel est leur état [4] ?

— Ils sont joailliers.

— Feraient-ils quelque chose pour vous ?

— Peut-être.

— Eh bien ! voyez vos parents ; proposez-leur de vous avancer une pacotille de bijoux. Embarquez-vous pour Pondichéry ; vous ferez de mauvais vers sur la route [5] ; arrivé, vous ferez fortune. Votre fortune faite, vous reviendrez faire ici tant de mauvais vers qu'il vous plaira, pourvu que vous ne les fassiez pas imprimer, car il ne faut ruiner personne.

Il y avait environ douze ans que j'avais donné ce conseil au jeune homme, lorsqu'il m'apparut ; je ne le reconnaissais pas.

— C'est moi, monsieur, me dit-il, que vous avez envoyé à Pondichéry. J'y ai été ; j'ai amassé là une centaine de mille francs. Je me suis remis à faire des vers, et en voilà que je vous apporte... Ils sont toujours mauvais ?

— Toujours ; mais votre sort est arrangé [6], et je consens que vous continuiez à faire de mauvais vers.

— C'est bien mon projet.

DIDEROT.

1. *Sincèrement.* — 2. *il est certain pour moi.*

3. Dans son *Art poétique.* — 4. *leur métier.* — 5. *pendant le voyage.* — 6. *vous êtes dans une situation aisée.*

Les Cinq Langues

N° 13. 5 Avril 1907. 7e Année.

PARTIE FRANÇAISE

Mort de M. Casimir-Périer.

M. Casimir-Périer vient de mourir.

L'ancien président de la République s'était surmené ces derniers temps, se levant tôt et travaillant fort avant dans la nuit, sans relâche, sans repos. Vers la fin de février, une indisposition subite altéra son état de santé. M. Casimir-Périer ne s'alarma pas de ce malaise qu'il croyait passager et qu'il attribuait à une attaque de grippe sans importance.

M. Casimir-Périer.

Le dimanche 10 mars, il déjeuna avec sa famille et quelques intimes, et, durant le repas, fit preuve d'une excellente humeur. Vers cinq heures, il se plaignit de douleurs violentes qu'il ressentait à la poitrine. Lundi matin, il travailla quelques instants avec son secrétaire particulier, mais au moment de se mettre à table, il éprouva de nouvelles douleurs qui l'empêchèrent d'assister au repas familial. A une heure, une crise aiguë l'abattit. Son médecin habituel, le professeur Landouzy, fut mandé en hâte. Il lui administra des piqûres de morphine qui le calmèrent un peu. Le malade put même s'assoupir et goûter quelques heures de repos.

A dix heures du soir, une crise terrible l'emporta. Jusqu'à la dernière minute, M. Casimir-Périer garda sa lucidité.

Mexico.

Hors l'admirable végétation de son jardin public, Mexico ne présente guère d'intérêt : grande ville aux voies rectilignes, assez malsaine par le voisinage du marais Texcoco, fallacieusement qualifié de lac.

Immense cathédrale, somptueuse par ses dorures et ses ferronneries, ennuyeuse par son style « jésuite [1] » le seul que l'on trouve au Mexique ; l'Inquisition, sauf dans quelques coins perdus de la montagne, a fait disparaître tout vestige des civilisations antérieures.

Mais à trois kilomètres de Mexico, au bout d'une admirable avenue, il y a Chapultepec !

C'est, au milieu d'un bois de cyprès géants, un monticule rocheux assez étendu pour porter une vaste terrasse derrière laquelle s'alignent

1 Style architectural, à la mode au 18e siècle.

une école militaire, pittoresque comme une caserne peut l'être, et un très séduisant palais d'été pour le président de la République.

Ce que j'ai vu, de cette terrasse, m'a laissé un ineffaçable souvenir : l'horizon est limité, à droite et à gauche, par des collines étrangement dentelées ; au bout de la grande avenue, Mexico détachait sa silhouette sombre sur les blancheurs du lac Texcoco ; au delà, autant que l'œil pouvait distinguer, la campagne ondulait, sous son manteau de plantations diverses, puis de forêts ; au fond, paraissant se toucher : la Malinche, portant à plus de deux mille mètres au-dessus du sol, sur ses arêtes à forme parabolique, son couronnement cylindrique de roches dorées ; à côté l'Ixtacihuatl (la dame blanche), présentant son front neigeux à près de trois mille mètres de hauteur ; à droite enfin, plus haut encore, le dôme du *Popocatepetl*, perdant son sommet arrondi dans les fumées de ses solfatares ; à l'extrême horizon, le pic d'Orizaba découpait sa silhouette illuminée par le soleil couchant, qui teintait énergiquement les crêtes secondaires[2] de toute la gamme[3] des rouges et des violets !...

Mexico a un musée ; la sculpture est au rez-de-chaussée ; dès l'entrée, mon œil est attiré par une statue à l'état d'ébauche : en grandeur naturelle, un homme de petite taille, nu, est accroupi, le menton sur les genoux et les bras croisés sur la figure ; les traits[4] sont donc cachés, mais l'attitude seule manifeste, avec une telle puissance, l'écrasement de l'être sous la douleur, que les larmes me sont venues aux yeux. C'est l'*Indien triste ;* j'ai demandé l'Indien gai : il n'existe pas.

Ce peuple, en effet, est triste ou, peut-être plus exactement, fataliste, et il a dû l'être depuis de longs siècles ; il semble que l'heur[5] et le malheur de la vie courante se dissolvent dans une indifférence absolue ; en voici un exemple.

2. *Le haut des montagnes moins élevées.* — 3. *Toutes les nuances.* — 4. *Le visage.* — 5. *Le bonheur*, archaïsme.

De Mexico à Puebla, onze heures de wagon sans buffet ni restaurant ; aux gares, des femmes offraient sur de petits éventaires du *pulche*, jus fermenté d'aloès, et des pâtisseries grossières : un voyageur dévalise une de ces boutiques portatives, emporte le butin dans son compartiment, et ne paie point. La femme geint, se plaint à voix basse, et, le train partant, s'éloigne en pleurant, sans un appel bruyant à l'odieux loustic[6].

A la station suivante, sur un éventaire analogue, je prends un gâteau de deux sous et donne un dollar en refusant la monnaie. La marchande m'a jeté un regard étonné et fait un geste de remercîment ; pas un rayon de joie n'a illuminé son œil.

Et cependant, cette population d'aspect si terne, a l'instinct de la forme et de l'attitude ; si l'homme de génie qui a fait l'*Indien triste* n'a pas eu de successeur, il y a toute une province où se fabriquent, sous le pouce et en quelques minutes, des statuettes en terre, très exactement costumées, pleines d'allure, d'animation et de finesse d'observation[7].

A. Le Page.

6. *Farceur.* — 7. Tiré de : *Impressions sur le Mexique contemporain*, notes de voyage, pleines de couleur, et d'un haut intérêt, parues dans les Mémoires de l'Académie des sciences, arts et belles-lettres de Caen (1906).

Naissance d'une science.

Voici comment l'illustre Cuvier a raconté les premières découvertes et les réflexions qui l'ont amené à créer la paléontologie.

Lorsque la vue de quelques ossements d'ours et d'éléphants m'inspira, il y a plus de douze ans, l'idée d'appliquer les règles générales de l'anatomie comparée à la reconstitution et à la détermination des espèces[1] fossiles ; lorsque je com-

1. *espèces animales.*

mençai à m'apercevoir que ces espèces n'étaient point toutes parfaitement représentées par celles de nos jours qui leur ressemblent le plus, je ne me doutais pas encore que je marchasse sur un sol rempli de dépouilles plus extraordinaires que toutes celles que j'avais vues jusque-là, ni que je fusse destiné à reproduire à la lumière des genres entiers, inconnus au monde actuel, et ensevelis depuis des temps incal-

Georges CUVIER.

culables à de grandes profondeurs.

C'est à M. Vuarin que j'ai dû les premières indications de ces os dont nos plâtrières fourmillent. Quelques échantillons qu'il m'apporta un jour m'ayant frappé d'étonnement, je m'informai, avec tout l'intérêt que pouvaient m'inspirer les découvertes que je pressentis à l'instant, des personnes aux cabinets desquelles cet industrieux et zélé collecteur[2] en avait livré précédemment. Accueilli par tous ces amateurs avec la politesse qui caractérise, dans notre siècle, les hommes éclairés, ce que je trouvai dans leurs collections ne fit que confirmer mes espérances et exciter de plus en plus ma curiosité. Faisant chercher dès lors de ces ossements avec le plus grand soin dans toutes les carrières, offrant aux ouvriers des récompenses propres à réveiller leur attention, j'en recueillis à mon tour un nombre supérieur à tout ce que l'on avait possédé avant moi ; et, après quelques années, je me vis assez riche pour n'avoir presque rien à désirer du côté des matériaux.

Mais il n'en était pas de même pour leur arrangement et pour la reconstitution des squelettes qui pouvait seule me conduire à une idée juste des espèces.

J'étais dans le cas d'un homme à qui l'on aurait donné pêle-mêle les débris mutilés et incomplets de quelques centaines de squelettes appartenant à vingt sortes d'animaux : il fallait que chaque os allât retrouver celui auquel il devait tenir ; c'était presque une résurrection en petit, et je n'avais pas à ma disposition la trompette toute-puissante [3] ; mais les lois immuables, prescrites aux êtres vivants, y suppléèrent et, à la voix de l'anatomie comparée, chaque os, chaque portion d'os, reprit sa place. Je n'ai point d'expression pour peindre le plaisir que j'éprouvai en voyant, à mesure que je découvrais un caractère[4], toutes les conséquences plus ou moins prévues de ce caractère se développer successivement, les pieds se trouver conformes à ce qu'avaient annoncé les dents, les dents à ce qu'annonçaient les pieds ; les os des jambes, des cuisses, tous ceux qui devaient réunir les parties extrêmes [5], se trouver conformés comme on pouvait le juger d'avance, en un mot chacune de ces espèces renaître, pour ainsi dire, d'un seul de ces éléments.

CUVIER.

2. M. Vuarin *ramassait* des curiosités qu'il vendait aux collectionneurs. Ne se dit plus dans ce sens.

3. La trompette du Jugement dernier. — 4. *un détail caractéristique*. Expression d'histoire naturelle. — 5. *les parties les plus éloignées*.

Le signe de la mort.

Parmi les sensations désagréables que peut créer notre imagination, je n'en connais pas de plus « frisson-

nante » que celle résultant de l'idée d'être enterré vivant. Molière lui-même, le sceptique Molière, a fait allusion à cette terrible éventualité dans sa comédie *l'Étourdi :*

Qui tôt ensevelit bien souvent assassine,
Et tel est cru défunt qui n'en a que la mine.]

Il n'est pas en effet aussi facile qu'on le croit de distinguer la mort apparente de la mort réelle. Plusieurs cas authentiques le prouvent, où des défunts se sont « réveillés » quelques minutes avant d'être enterrés ou même après.

Comment empêcher ces inhumations précipitées ? On a imaginé nombre de procédés, dont le meilleur ne vaut rien. Exception doit être faite cependant pour deux d'entre eux, imaginés par le Dr Icard.

Le premier est basé sur ce fait — reconnu exact — que, chez tout individu réellement vivant, même lorsqu'il est à l'état de mort apparente, la circulation du sang continue. Mais cette circulation est tellement lente qu'elle est absolument impossible à reconnaître par les moyens habituels, à savoir la palpitation du pouls et l'auscultation du cœur. Pour déceler le mouvement du sang, il faut avoir recours à un procédé indirect : le Dr Icard croit l'avoir trouvé dans l'emploi de la fluorescéine, matière qui, dissoute dans l'eau, donne un liquide d'un beau vert émeraude, et dont la puissance colorante est telle qu'un seul gramme de cette substance suffit à teindre en vert 45.000 litres d'eau. M. Icard prend donc dans une petite seringue à injection quelques centimètres cubes de ce liquide et l'injecte sous la peau à celui dont on ignore exactement l'état au point de vue du trépas. Si le sujet est réellement mort, la fluorescéine ne bouge pas de l'endroit où on l'a injectée. Si, au contraire, le sujet a conservé quelque vie, l'absorption se fait lentement, la fluorescéine se répand par tout le corps — ce qui d'ailleurs n'a pas d'inconvénients, car elle n'est pas toxique — et vient teindre certains tissus en jaune ou en vert. Cette teinte blafarde se montre nettement au niveau de la tête : celui qu'on croyait décédé semble avoir une forte jaunisse, et les yeux offrent un aspect étrange, comme si deux magnifiques émeraudes avaient été enchâssées dans les orbites.

Le procédé de la fluorescéine est, on le voit, très net, mais il exige l'intervention d'un médecin. Or, dans les campagnes notamment, la chose n'est pas toujours très facile. C'est ce qui a engagé le Dr Icard à imaginer un moyen encore plus simple et à la portée de tous. On sait que le véritable signe de la mort réelle est la putréfaction, dont les effluves absolument manifestes à l'odorat ne se dégagent malheureusement qu'au bout de quelques jours. En réalité cette putréfaction commence beaucoup plus tôt, mais ne peut être révélée au début que par un procédé chimique. Les gaz sulfurés, produits précoces de la décomposition cadavérique, se forment plus spécialement et en très grande abondance dans les poumons, d'où ils s'échappent par les fosses nasales. Il suffit donc, pour avoir la preuve spontanée de la réalité de la mort, d'introduire dans une des narines du sujet un petit morceau de papier réactif dont le changement de coloration sous l'action de gaz sulfurés, fournira la preuve de la réalité de la mort. Le papier que M. Icard propose est un morceau de papier à écrire ordinaire sur lequel, avec une solution d'acétate neutre de plomb, on trace des inscriptions quelconques qui, en l'état, sont invisibles parce que blanches : la réalité de la mort est indiquée par l'apparition spontanée des inscriptions en noir sur le papier qui, au moment de son application, paraissait tout à fait blanc. Si, par exemple, on a écrit (en blanc) sur le papier : *Je suis mort !* cette phrase apparaît rapidement en noir lorsque le sujet est réellement défunt ; il semble alors signer lui-même son acte de décès... ce qui est un peu macabre.

A défaut de papier à l'acétate de plomb, on peut, à la rigueur, employer un morceau de cuivre ou d'argent : une pièce de monnaie de 50

ou de 5 centimes, que l'on déposera sous l'ouverture nasale, conviendra admirablement à cet usage. On aura soin, au préalable, de recouvrir avec un petit morceau de papier collé une partie de la surface métallique en contact avec l'ouverture nasale, afin que les gaz sulfurés n'agissant que sur la partie restée libre, la réaction devienne très apparente par la différence de coloration nettement tranchée existant entre les deux parties de la surface métallique.

Henri COUPIN.

A la grâce de Dieu [1] !

C'est avec les meilleurs de mes vœux pour cortège,
Qu'en chantant vous partez, marins au cœur viril,
Beaux jeunes gens rieurs en face du péril ;
Bonne route ! et que Dieu vous aide, vous protège !

Ils cachent des écueils, les flots des Océans ;
Ils auront des fureurs atroces et soudaines
Qui vous jetteront nus sur des plages lointaines
Où toutes les hideurs ont des autels géants ;

Ils vous emporteront au pays des Chimères
Qu'il vous faudra tuer, nouveaux Bellérophons ;
Ils vous feront toucher les monstrueux bas-fonds
Qui sont restés l'effroi de tant de pauvres mères.

Plus de repos pour vous ! Les flots, ces conquérants,
Qui se ruent aux assauts des barques et des grèves,
Tenteront de troubler, de submerger vos rêves,
Mais vous me reviendrez bronzés, plus forts, plus grands.

Et c'est pourquoi, les yeux fixés sur les étoiles,
Allez quand même, allez, fermes dans vos espoirs
Et me gardant vos cœurs jusqu'au jour des revoirs,
Où, sur mes horizons, reparaîtront vos voiles !

P.-A. MASSY.

1. formule d'adieu.

Gentilhomme et créancier*.

(SUITE.)

II

Don Juan, Sganarelle, la Violette, Ragotin, M. Dimanche.

D. J. — Et votre petite fille Claudine, comment se porte-t-elle ?

M. D. — Le mieux du monde.

D. J. — La jolie petite fille que c'est ! Je l'aime de tout mon cœur.

M. D. — C'est trop d'honneur que vous lui faites, monsieur. Je vous.....

D. J. — Et le petit Colin, fait-il toujours bien du bruit avec son tambour ?

M. D. — Toujours de même, monsieur. Je ....

D. J. — Et votre petit chien Brusquet gronde-t-il toujours aussi fort et mord-il toujours bien aux jambes les gens qui vont chez vous ?

* Voir les quatre autres parties.

M. D. — Plus que jamais, monsieur ; et nous ne saurions en chevir (*en être maîtres*).

D. J. — Ne vous étonnez point si je m'informe des nouvelles de toute la famille, car j'y prends beaucoup d'intérêt.

M. D. — Nous vous sommes, monsieur, infiniment obligés. Je ..

D. J. (*lui tendant la main*). — Touchez donc là, monsieur Dimanche. Etes-vous bien de mes amis ?

M. D. — Monsieur, je suis votre serviteur.

D. J. — Parbleu ! je suis à vous de tout mon cœur.

M. D. — Vous m'honorez trop. Je ....

D. J. — Il n'y a rien que je ne fisse pour vous.

M. D. — Monsieur, vous avez trop de bonté pour moi.

D. J. — Et cela sans intérêt, je vous prie de le croire.

M. D. — Je n'ai pas mérité cette grâce assurément. Mais, monsieur.....

D. J. — Oh ça ! monsieur Dimanche, sans façon, voulez-vous souper avec moi ?

M. D. — Non, monsieur ; il faut que je retourne tout à l'heure. Je....

D. J. (*se levant*) — Allons, vite, un flambeau pour conduire monsieur Dimanche, et que quatre ou cinq de mes gens prennent des mousquetons pour l'escorter.

M. D. (*se levant aussi*). — Monsieur, il n'est pas nécessaire, et je m'en irai bien tout seul. Mais.....

(*Sganarelle ôte les sièges promptement*.)

D. J. — Comment ! Je veux qu'on vous escorte, et je m'intéresse trop à votre personne. Je suis votre serviteur et de plus votre débiteur.

M. D. — Ah ! monsieur....

D. J. — C'est une chose que je ne cache point et je le dis à tout le monde.

M. D. — Si...

D. J. — Voulez-vous que je vous reconduise ?

M. D. — Ah ! monsieur, vous vous moquez ! Monsieur....

D. J. — Embrassez-moi donc s'il vous plaît. Je vous prie encore une fois d'être persuadé que je suis tout à vous et qu'il n'y a rien au monde que je ne fisse pour votre service. (*Il sort.*)

III

Monsieur Dimanche, Sganarelle.

Sgan. — Il faut avouer que vous avez en monsieur un homme qui vous aime bien.

M. D. — Il est vrai ; il me fait tant de civilités et tant de compliments que je ne saurais jamais lui demander de l'argent.

Sgan. — Je vous assure que toute sa maison périrait pour vous, et je voudrais qu'il vous arrivât quelque chose, que quelqu'un s'avisât de vous donner des coups de bâton, vous verriez de quelle manière...

M. D. — Je le crois ; mais, Sganarelle, je vous prie de lui dire un petit mot de mon argent.

Sgan. — Oh ! ne vous mettez pas en peine, il vous payera le mieux du monde.

M. D. — Mais vous, Sganarelle, vous me devez quelque chose en votre particulier.

Sgan. — Fi ! ne parlez pas de cela.

M. D. — Comment ! je...

Sgan. — Ne sais-je pas bien que je vous dois ?

M. D. — Oui, mais...

Sgan. — Allons, monsieur Dimanche, je vais vous éclairer.

M. D. — Mais mon argent ?

Sgan. (*prenant M. Dimanche par le bras*). — Vous moquez-vous ?

M. D. — Je veux...

Sgan. — Eh !

M. D. — J'entends...

Sgan. — Bagatelles ! (*il le pousse vers la porte*).

M. D. — Mais...

Sgan (*le poussant encore*). — Fi !

M. D. — Je...

Sgan. (*le poussant tout à fait hors du théâtre*). — Fi ! vous dis-je.

Molière.

(*Don Juan*, Acte IV, sc. 3 et 4).

Des moyens de voyager utilement.

Ayez lu tout ce qu'on aura publié d'intéressant sur le peuple que vous visiterez. Plus vous saurez, plus vous aurez à vérifier, plus vos résultats seront justes.

Ne soyez pas admirateur exclusif de vos usages si vous craignez de passer pour un causeur impertinent. La plupart de nos Français semblent n'aller au loin que pour donner mauvaise opinion de nous.

Gardez-vous de juger trop vite, et songez que partout il y a des frondeurs [1] qui déprécient, et des enthousiastes qui surfont.

L'esprit d'observation [2] est rare; quand on l'a reçu de la nature, il est encore facile de se tromper par précipitation. Le sang-froid et l'impartialité sont presque aussi nécessaires au voyageur qu'à l'historien.

Une des fautes les plus communes, c'est de prendre, en tous genres, des cas particuliers pour des faits généraux, et d'écrire sur ses lettres en cent façons différentes : *A Orléans toutes les aubergistes sont acariâtres et rousses* [3].

Ecoutez beaucoup et parlez peu. En parlant, vous direz ce que vous savez; en écoutant, vous apprendrez ce que les autres savent.

Si vous remarquez quelques contradictions dans les récits, ne tenez pour certain que le fait qui vous sera généralement affirmé [4].

Et surtout méfiez-vous de votre imagination et de votre mémoire. L'imagination dénature, soit qu'elle embellisse, soit qu'elle enlaidisse. La mémoire ingrate [5] ne retient rien ; la mémoire infidèle mutile tout ; on oublie ce qu'on n'a point écrit, et l'on court inutilement après ce qu'on écrivit avec négligence.

DIDEROT.

1 — *Des critiques malveillants.* — 2. *La faculté qui nous permet de bien observer.* — 3. Parce que l'aubergiste chez qui on a logé est ainsi. — 4. *Affirmé par tous.* — 5. *Mauvaise.*

Quelques anecdotes sur l'Amérique.

L'Amérique, on sait cela, est la terre des merveilles. Ainsi à Baltimore, un médecin possède, paraît-il, un chien qui chante ; son maître l'accompagne au piano, et quand le piano change de ton, cet artiste en change lui-même, avec une justesse admirable. Sa voix a une étendue de deux octaves et demie. Cependant nos lecteurs auraient tort de faire le voyage dans l'espérance d'entendre cet extraordinaire chanteur ; il a quinze ans aujourd'hui, sa voix est moins forte, et il en a conscience. Aussi ne chante-t-il plus devant les étrangers, par amour-propre.

Dans le Connecticut, autre merveille :

Le docteur Reed Blair, le praticien attaché au grand jardin zoologique, a trouvé un moyen — qu'il va expérimenter — de donner la parole aux singes.

Ayant remarqué qu'un homme sans nez ne réussit à articuler des paroles intelligibles qu'après qu'on lui eût appliqué un nez artificiel, il va greffer sur trois orangs-outangs des nez artificiels et est persuadé qu'il sera facile alors de compléter la ressemblance du singe avec son descendant en lui enseignant l'éloquence verbale.

On attend le résultat de cette expérience avec curiosité.

Voilà de bien belles choses, sans doute. Malheureusement nous n'osons en garantir l'authenticité.

Mais il y en a d'autres, presqu'aussi belles dans leur genre, qu'on raconte sur l'Amérique. Si c'est la terre des merveilles, c'est

aussi la terre neuve, où les gens sont parfois trop pressés de faire fortune pour s'instruire.

Une troupe française passait dans une ville de l'Utah; on jouait le soir *Adrienne Lecouvreur*, pièce dont l'action se passe, on le sait, sous Louis XV. Selon l'usage, on distribuait dans la salle la brochure avec le texte : mais le distributeur se trompa, et remit aux spectateurs *Phèdre* de Racine. Le journaliste qui rapporte le fait affirme que personne ne s'en aperçut. Un Anglais de mes amis m'a dit que c'était fort possible.

Un autre journaliste, *le Domino*, affirmait de même l'authenticité de ceci :

Il y a quelques mois, un multimillionnaire de Chicago, de passage à Paris, vient trouver à son atelier un de nos plus éminents statuaires parisiens, et le prie de lui exécuter une copie de la Vénus de Milo, qu'il n'avait pas eu le temps d'aller voir au Louvre, mais dont il avait beaucoup entendu parler.

Notre ami refuse d'abord, n'ayant point l'habitude de consacrer son art à des reproductions.

Les instances du Crésus d'outremer, jointes à l'importance de la somme offerte, le décident pourtant à accepter la commande qui lui est faite.

Il exécute donc une fidèle copie de la célèbre Vénus, qu'il expédie ensuite aux États-Unis. Mais une fois la statue arrivée à destination, le multimillionnaire de Chicago constate, non sans amertume, qu'elle... manque de bras.

Il en informe le sculpteur par télégraphe, ajoutant :

« Ne vous tiens pas responsable pour omission ; adresse réclamation Compagnie de transports ».

Effectivement, il intente aussitôt un procès en dommages-intérêts à la Compagnie américaine qui s'était chargée du transport de la statue. Celle-ci délègue auprès de l'opulent ami des arts un de ses fonctionnaires, qui gravement, constate à son tour que Vénus a perdu ses bras.

Et la Compagnie, écrasée par cette évidence, se résigne à payer les dommages-intérêts demandés.

Que l'Amérique pardonne au Vieux Monde ces innocentes plaisanteries !

Une flûte de 1800 ans.

On vient de trouver à Alise-Sainte-Reine, dans des fouilles, une flûte de Pan, parfaitement conservée. C'est la seule que nous possédions de toute l'Antiquité.

Aussi, dans une des dernières séances de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres, M. Théodore Reinach a présenté ce curieux objet. Il a lu l'étude minutieuse qu'il avait écrite à ce propos. Et, à la fin, il a prié un flûtiste connu, M. Chabrier, qu'il avait amené à l'Académie, d'essayer l'instrument.

M. Chabrier exécuta donc la gamme de la flûte de Pan. C'est, a-t-on observé, une gamme de *sol* « défective d'un degré ».

La docte assemblée écouta avec plaisir et l'érudit et le musicien : on se passa de mains en mains cette relique vénérable ; et on jugea que les « luthiers » romains savaient bien leur métier.

Singulière destinée que celle de cette flûte, faite pour des repas joyeux ou des divertissements scéniques, qui s'est tue pendant 1800 ans, et qui se remet à chanter au milieu de graves savants dans la plus sévère de nos Académies !

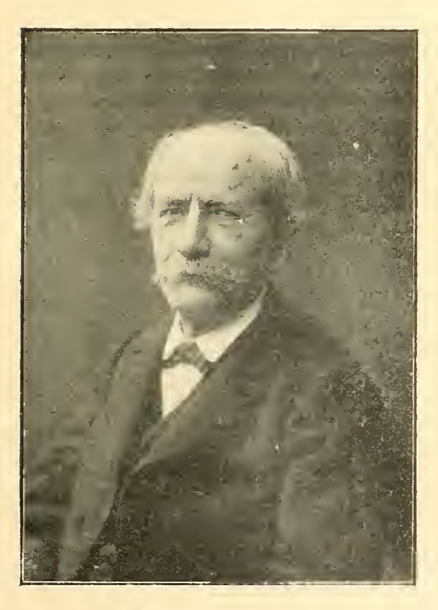
Les Cinq Langues

N° 14. 20 Avril 1907. 7e Année.

PARTIE FRANÇAISE

M. Berthelot.

L'illustre savant Berthelot vient de mourir, presque à la même heure que sa femme ; on lui a fait des funérailles nationales, et on a conduit au Panthéon



Marcelin Berthelot.

son corps et celui de Madame Berthelot. Voici quelques extraits du discours prononcé dans cette cérémonie par M. Briand, ministre de l'Instruction publique.

Le savant illustre, le grand Français que nous pleurons, fut un de ces hommes prodigieux qui honorent tous les pays et tous les temps. Il considérait que nul citoyen ne doit se désintéresser des affaires de la cité, et c'est pourquoi sa vie fut si multiple, pourquoi son activité s'exerça dans les directions les plus diverses.

Peut-être aurait-il préféré donner tout son temps à son laboratoire et à ses études favorites ; mais, quand l'intérêt public allait l'y chercher, quand il le sollicitait de mettre sa science au service de la défense nationale, de l'enseignement, de la politique générale, Marcelin Berthelot simplement faisait son devoir, et nous avons ainsi à célébrer aujourd'hui tout à la fois le savant, le philosophe, l'éducateur, le politique et... « l'honnête homme » ....

Appelé par ma fonction au pénible et redoutable honneur de rendre hommage, au nom du gouvernement, à l'homme de génie dont la science universelle porte le deuil, j'arrive maintenant à l'instant le plus émouvant, le plus douloureux de ma tâche. En présence de ces enfants, en qui se prolongent les dons, les qualités et les vertus paternels, je veux rappeler que l'homme privé fut aussi grand que le savant, le philosophe, l'éducateur et le citoyen. Quelle simplicité charmante chez cet homme incomparable ! Quel air de douceur et de bonté se dégageait de toute sa personne ! Quel regard bienveillant ! Quelle conscience droite et pure dans cette belle vie dont le cours régulier se développa toujours selon les règles de la plus stricte justice, suivant les indications du sentiment moral le plus épuré !...

Madame Berthelot avait toutes les qualités rares qui permettent à une femme belle, gracieuse, douce, aimable et cultivée d'être associée aux préoccupations, aux rêves et aux travaux d'un homme de génie. Elle vécut avec Berthelot dans une communauté de sentiments et de pensées qui les groupa en un couple parfait

où n'auraient tressailli qu'un même cœur et brillé qu'un seul esprit. En songeant au vide immense que va faire dans un foyer le départ de ces deux êtres, j'hésite à formuler ici, au nom du gouvernement, les condoléances habituelles à l'adresse de ceux qui, unis aux deux morts par les liens de la famille, profitaient de leur affection, de leur exemple, de leurs conseils et de la vertu communicative de leur seule présence. Quels mots pourraient exprimer ce que l'on ressent devant une telle affliction !.....

Sur la mort de Marcelin Berthelot et de M^me^ Berthelot.

Si la Parque a soudain touché d'un seul coup d'aile
Le cerveau génial, profond et novateur,
L'esprit prodigieux au souffle créateur,
Qui fit à la Science une face nouvelle,

Et la femme au beau front, la compagne fidèle,
Qui fut de ses travaux le charme inspirateur,
La source claire et vive où l'effort du lutteur,
Pour de rudes combats, naît et se renouvelle,

Saluons-les tous deux, mais ne les plaignons pas.
Ils laissent, en passant de la gloire au trépas,
Sur notre humanité leur trace éblouissante.

Ils ont dû désirer ce qu'a voulu le sort :
Sa cruelle rigueur leur fut compatissante,
Et les frappant ainsi les unit dans la mort.

L.-R. Amiel.
(paru dans le *Gil Blas*.)

Une coquette.

Connaissez-vous *Thérésine*? — Thérésine ! Quel nom étrange ! Non, je ne connais personne d'un nom aussi rare. — J'oubliais de vous prévenir. Thérésine, c'est Pauline que vous avez connue enfant. — Elle n'est donc plus Pauline? — Plût à Dieu ! elle a trouvé ce nom trop vulgaire et s'est baptisée comme l'héroïne d'un roman qui lui a plu. — C'est un travers désobligeant pour sa marraine. — Et un manque de simplicité. Que Pauline se soit laissée aller[1] au désir de plaire, je le comprends. Il est légitime d'aimer à être en sympathie[2] avec ceux qui nous entourent, mais le plus sûr moyen de n'y pas réussir, c'est bien le manque de simplicité. Pauline a donc fait fausse route ; elle s'est singularisée. Ce changement de nom ne lui vaudra pas une amitié de plus, et, en transformant du même coup sa personne, met au hasard[3] tout ce qu'elle comptait d'affections.

Thérésine ne peut se résigner en effet à passer inaperçue : elle veut attirer les regards et se revêt d'une toilette que Pauline n'eût point endossée. Mode excentrique, coiffure extravagante, hauts talons qui sonnent et la grandissent, voilà ce qui lui plaît. Thérésine a calculé juste : on se retourne quand elle passe, mais les regards surpris s'attachent sur elle avec des ris[4] moqueurs. Il est vrai qu'elle ne les voit pas. Se pourrait-il que l'on fît autre chose que l'admirer ? Ne la verrait-on pas

1. *se soit abandonnée.* — 2. *à être sympathique à ceux.*

3. *elle risque de perdre.* — 4. *des rires.*

que les parfums violents dont elle laisse la trace de part et d'autre de son sillage attirent forcément l'attention ; mais elle ne se préoccupe en aucune façon de la peur d'incommoder les autres. Manquerait-elle de cœur? Thérésine a entendu dire que les rides sont les stigmates des sourires défunts [5]. Cette aimable interprétation aurait pu la décider à se montrer moins avare des siens; mais non, elle aime mieux être une poupée en cire aux lèvres fermées ; elle estime que l'impassibilité la laissera plus longtemps jeune, — soit, mais combien froide et peu gracieuse à mon avis! Je reconnais qu'autant son masque [6] demeure immobile à force d'étude, autant elle s'applique à rendre son corps onduleux. Sa démarche est un sujet d'amusement pour les petites filles des rues qui se font une maligne joie de la contrefaire en balançant de droite et de gauche leurs pauvres cotillons loqueteux. — Comme elle est délicate! — Détrompez-vous : Thérésine est forte, mais elle se travaille à feindre la faiblesse pour qu'on lui fasse compliment sur sa gracilité. Dans ce but elle se prive de manger à sa faim, et aussi pour amincir sa taille, qu'elle comprime outrageusement. Elle est dépourvue du sens artistique et les statues des nobles déesses lui semblent lourdes, parce qu'elle est ignorante et sans goût. Elle regarde d'un œil dédaigneux leurs pieds nus posés avec aisance sur de larges sandales, et leur compare ses pieds emboîtés, horriblement serrés et sans base, sur lesquels c'est merveille qu'elle puisse garder à peu près l'équilibre. Mais Thérésine croit que l'avantage est pour elle. Il n'est pas jusqu'à sa voix qu'elle n'ait cherché à modifier. Elle a adopté une sorte d'accent qui sort avec effort de sa bouche amenuisée [7], causant à ceux qui l'entendent une impression énervante qu'on dissimule à force de politesse, mais qui donne envie de s'éloigner au plus vite d'une personne si fade et si vaine. Il ne lui restait plus qu'à changer de teint et à colorer ses cheveux. Elle a donc corrigé la nature et fait voir à son Créateur qu'elle s'entend beaucoup mieux à ce qui lui convient. Pense-t-elle vraiment que tant de supercheries échappent aux yeux des mortels? — Travers encore, direz-vous, que tout cela. Mais, sans doute, elle est intelligente? — Nous l'ignorons, puisqu'elle ne parle que de futilités. — Instruite? — Comment le deviner, si elle ne s'attache qu'à l'étude des chiffons [8]? — Bonne? — Les pauvres lui répugnent, et elle ne peut se résoudre à mettre son élégance en contact avec des haillons. — Douce? — J'ai surpris dans son regard un éclair de colère le jour fatal où un maladroit mit par mégarde le pied sur la traîne de sa robe. — Femme d'intérieur? — Impossible : ne faut-il pas que l'on voie ses toilettes et serait-ce pour les siens qu'elle se met à la gène [9]?. — Économe? — Le moyen d'être bien mise à peu de frais? — Dévouée? — Où trouver le temps de consoler, d'aimer, de panser, de guérir, de se donner [10], d'être femme en un mot, dans le tourbillon d'occupations que Thérésine se crée?

O Thérésine, qu'avez-vous fait de l'aimable Pauline? Comme au printemps l'on cherche la violette, ainsi on l'aimait pour son rare et discret parfum. Elle ne sut pas demeurer naturelle. Elle s'est mise à vouloir être une jolie femme et elle n'en est que la caricature. L'affection que l'on ressentait pour elle s'est changée en étonnement, puis en dédain, finalement en mépris. Le but est manqué. Pour trop chercher à plaire, Thérésine a déplu. Je ne m'étonne pas si je n'ai plus de plaisir à la voir, à l'approcher, à la respirer : c'est une fleur artificielle. [11]

Mme Julie Sévrette.

5. *les traces d'anciens sourires.* — 6. *son visage.* — 7. *qu'elle rapetisse.*

8. *de la toilette féminine en mauvaise part).* — 9. *s'impose des tortures.* — 10. Agir personnellement et de bon cœur. — 11. Extrait d'un excellent recueil de morceaux choisis : *Prosateurs et poètes XVIe, XVIIe, XVIIIe, XIXe siècles*, par Mme Sévrette et M. Aubert; Paris, chez Paulin, 1907.

Oudjda.

Maghnia et Oudjda sont aux deux extrémités d'une plaine qu'entoure complètement un cirque immense de montagnes. La distance qui les sépare est d'environ 28 kilomètres. Vers le dixième, nous avons laissé, à notre gauche, une compagnie de tirailleurs campée sous la tente ; trois ou quatre cents mètres au delà, une grand'-garde ; enfin, plus loin encore, sur la ligne frontière elle-même, face au Maroc, deux sentinelles, l'arme au pied. Le sol, inculte, parsemé de cailloux, couvert de buissons épineux, rappelle assez certaines régions du Soudan. Sur le territoire marocain, le sentier que nous suivions était jalonné de petits tas de pierres qui marquent, paraît-il, la place où des gens furent tués. Ces sortes de tumulus sont nombreux et parfois même groupés. Les cavaliers que nous croisions portaient tous, en travers de leur selle, un fusil de guerre, le plus souvent de notre ancien modèle. De loin en loin, nous dépassions des tentes ; des enfants et des jeunes filles accouraient sur notre passage, et nous étions surpris de voir, parmi ces dernières, des corps aux lignes élégantes, des visages mièvres et délicats, peu en harmonie avec la rudesse primitive de la vie nomade.

Nous n'avons aperçu les remparts qu'après avoir longtemps suivi la muraille qui protège les jardins où croissent surtout, au milieu des arbres de nos climats, des oliviers et des grenadiers. Cette première impression de rusticité fraîche et abondante s'amoindrit singulièrement aux abords immédiats de la ville, qui sont pour ainsi dire défendus par des mares d'eau croupissante et des tas de fumier sur lesquels des charognes béantes étalent leurs ventres fouillés par les chiens et les corbeaux. Elle disparaît complètement dès qu'on a franchi la porte massive dont le fronton s'adornait, il y a quelques jours encore, d'une cinquantaine de têtes coupées. Je n'ai jamais eu, en aucun lieu du monde, pas même dans les villages les plus abandonnés de la brousse nigérienne, une pareille vision de pourriture et de délabrement. Sur les places, les détritus s'amoncellent ; au long des rues, des effondrements de murs sont bouchés à l'aide d'immondices ; une odeur effrayante de décomposition emplit l'air. Avec ses maisons dont la chaux se marbre de saleté et de ruine, avec la putréfaction de son sol tassé d'ordures et la sanie de ses marchés, avec le mouvement de sa population en burnous qui s'agite et bourdonne autour des étals et des boutiques, Oudjda m'a vraiment laissé le souvenir d'une carcasse nauséabonde où grouilleraient des essaims pressés de mouches blanches.

(*Le Matin*.)

Cadeau de noces.

Quand ils revinrent de chez la tante Ursule, les jeunes mariés étaient mornes. Lui tenait sous son bras un grand paquet plat et rectangulaire ; elle baissait la tête. Évidemment ils étaient tourmentés d'une appréhension. Ils entrèrent dans leur appartement, et, comme il faisait nuit, on alluma une lampe. La jeune femme s'assit, accoudée à la table, silencieuse, le menton sur ses mains croisées. Lui, debout, déficelait son paquet en grommelant :

— Quelle est cette surprise-là ?.... Quel tour cette vieille dame nous joue-t-elle ?.... Elle avait un air narquois en nous offrant son « cadeau de noces ».... J'en ai peur de son cadeau.... C'est un tableau sans doute puisqu'elle exige qu'on le mette au salon.... Quelle croûte ou quel chromo nous inflige-t-elle ?....

Les ficelles dénouées, il retira deux, trois enveloppes, et, la chose appa-

raissant, il s'éleva un double cri d'horreur : ce que la tante leur donnait, l'objet d'art qu'elle désirait faire contempler, le souvenir délicat qu'elle leur laissait, c'était un de ces dessins compliqués et puérils, œuvres d'artistes capillaires, composés uniquement de cheveux ; des branches d'un arbre inconnu aux naturalistes circulaient capricieusement autour d'un médaillon dont les ornements relevaient de la même esthétique que les constructions en saindoux des charcutiers ; dans le haut, en lettres immenses, on lisait : SOUVENIR DE NOTRE TANTE URSULE, et, comme il était resté des cheveux disponibles, l'artiste les avait utilisés en alignant, dans le bas, les vingt-six lettres de l'alphabet. Un large cadre doré entourait le tout et, au milieu du médaillon, le portrait d'Ursule semblait ricaner au nez du spectateur.

C'était hideux et baroque. La prétention et la sottise étalaient leur laideur dans cette collaboration d'un garçon coiffeur et d'une vieille demoiselle. Et l'on mettrait cela dans ce salon, si pimpant, si frais, orgueil des deux époux ? Mais, si on ne l'y mettait pas, la tante serait froissée, l'héritage compromis. L'intérêt luttait contre le bon goût : ce fut l'intérêt qui l'emporta, et, le même soir, des mains furieuses, mais résignées, clouèrent le cadre au lieu exigé, à côté de la porte cependant, et derrière une haute plante verte.

Le lendemain, Ursule vint admirer elle-même l'effet de son œuvre d'art sur le papier clair. En l'apercevant reléguée ainsi honteusement, elle fronça les sourcils, pinça la bouche, laissa échapper quelques mots sur les rentes viagères, dit un adieu très sec et se retira. Elle revint après huit jours de bouderie, sur une humble invitation de ses héritiers. Elle constata que son tableau était à la place d'honneur, au-dessus du canapé. Cette fois, elle fut condescendante et loquace ; elle eut d'heureuses allusions à l'opulence future de sa nièce et tendit la joue au moment de partir. Elle avait des moustaches et son menton piquait : tout de même elle fut tendrement embrassée, tant l'espérance d'une grosse fortune donne de charmes aux plus vilains visages!

Et les cheveux demeurèrent à la place d'honneur. Ils y demeurèrent dix ans ! A chaque visite de ses amis, la jeune femme s'ingéniait à détourner leur attention. Son amour-propre souffrait cruellement, car elle se disait : « Le verra-t-on ? » Tant que durait la visite, elle tremblait. Mais quoiqu'elle multipliât les habiletés, quoiqu'elle prodiguât les amabilités, quoiqu'elle manœuvrât savamment, elle n'empêchait pas les gens de lever les yeux sur le mur ni les sourires de poindre sur les lèvres ; elle le devinait et elle sentait comme une piqûre au cœur. Son mari, plus violent, avait des accès de rage ; parfois il montrait le poing au portrait d'Ursule ; souvent il avait la tentation de le décrocher et de l'écraser sous ses talons. Son humeur s'aigrissait ; l'intimité devenait moins affectueuse ; des querelles surgissaient, et, maintes fois, il s'en alla au café après avoir fait claquer les portes. Le cadeau de la tante encombrait leur existence et obsédait leurs pensées ; leurs joies en étaient gâtées ; tout grand qu'il était, il grandissait toujours, il grandissait à remplir la maison.

La dixième année, ils déménagèrent. L'appartement fut envahi par des hommes de large carrure, mal vêtus, mal rasés, qui sentaient la sueur, et qui buvaient énormément; les meubles démontés parsemaient le plancher, parmi la paille éparpillée et les caisses closes avant de disparaître dans l'escalier. On entendait des gros souliers heurter les marches. Les époux nerveux, inquiets, embarrassés de leurs personnes, erraient devant les fenêtres sans rideaux, au milieu du désordre, comme des naufragés au milieu des épaves. Tout à coup un fracas s'entendit du rez-de chaussée ; le mari s'élança, descendit et, un instant après, remonta, épanoui, riant comme un dieu de l'Olympe.

— Cassé, en miettes! s'écria-t-il.

— Quoi donc ?
— Le cadeau d'Ursule.
— Quel bonheur !

Alors, fous d'allégresse, délivrés de leur cauchemar, devant les hommes ahuris, les deux époux tombèrent dans les bras l'un de l'autre... Et puis, brusquement, les yeux baignés de douces larmes, Madame fut secouée d'un rire délirant, convulsif, si fort qu'elle dut s'appuyer à la muraille : Monsieur en effet lui avait murmuré à l'oreille :

— J'avais promis dix francs au déménageur.

Vains transports ! Ephémère félicité ! La tante Ursule, avec le temps, s'était ornée d'une moustache plus touffue ; son menton piquait davantage ; mais son idéal n'avait pas changé. Quand elle apprit l'accident, quand elle vit l'affliction qu'ils crurent poli de lui témoigner, elle leur dit :

— Mes pauvres enfants, ne vous chagrinez pas. Mes cheveux ont beaucoup tombé depuis dix années, et vous savez que je les garde. Je vous ferai faire un autre tableau, encore plus grand.

Max Jasinski.

Les trains de bois sur la Vistule.

Depuis quelque temps, M. Jules Huret publie dans le *Figaro* des notes de voyage sur l'Allemagne, extrêmement intéressantes. Voici la description des immenses trains de bois qui descendent la Vistule jusqu'à Dantzig, et les réflexions qu'ils éveillent dans l'esprit de l'auteur.

Au loin, sur les mouvants trottoirs de bois qui se confondent presque avec les prairies environnantes, des hommes blonds et des femmes à la physionomie triste, coiffées d'un mouchoir blanc, vêtues de jupes courtes, et bottées, ramènent à l'aide de grands harpons les troncs indociles qui s'égarent. Nous croisons un train de bois, long de 300 à 350 mètres, large de 10 à 12 mètres, qui vient de Galicie. Un autre train le suit, plus long encore, qui semble un énorme serpent décrivant sur l'eau triste sa course sinueuse. Une petite hutte couverte de branchages s'érige au milieu. Tout près, un homme est assis, un Polonais vêtu d'une blouse à ceinturon, botté, et coiffé d'une toque. C'est dans ces niches primitives qu'habitent durant des mois les conducteurs de trains et quelquefois leur famille.

On les appelle les « flissaki ». Ce sont, pour la plupart, des ouvriers galiciens et polonais aux gages des grands marchands de bois. Leur tâche consiste à diriger le radeau au moyen des harpons, à éviter qu'il ne butte contre les rives ou les bateaux de rencontre. On les nourrit à bord, mais ils ne gagnent guère plus de 50 à 60 fr. par voyage, et ce voyage dure généralement de quatre à huit mois si le temps est beau, de dix à douze, s'il est mauvais. Dans cette hutte, pourvue d'un poêle de terre battue, le flissaki vit un peu comme un sauvage, de poisson salé et de pommes de terre qu'il arrose volontiers de vodka[1].

Des forêts entières passent ainsi sous les yeux du riverain, un million d'arbres, sept cent mille sapins rouges, couchés et enchaînés comme des vaincus. Et on ne peut s'empêcher, par un réflexe élémentaire[2], de redresser vers le ciel ces fûts blessés, de leur restituer leurs branches et leurs feuilles et d'évoquer la forêt qu'ils furent.

La sève circula dans leurs ramures pleines d'oiseaux; ces sapins bruirent; ces aulnes gémirent dans le brouillard, aux bords des marais; ces chênes chantèrent gravement dans les hautes futaies. A

---

1. eau-de-vie de grains. — 2. *instinctivement*.

l'automne, les feuilles tombaient ; l'hiver, leurs branches se courbaient sous le poids de la neige qui dessinait des manches pagodes [3] à tous les étages des sapins; au printemps, les bourgeons goudronnés [4] crevaient sous la poussée de la sève et la vie redevenait belle.

Un jour les bûcherons sarmates vinrent, frappèrent les milliers de troncs moussus de leurs cognées retentissantes, dont le bruit chassa au loin les oiseaux et les bêtes familières de la forêt; alors l'arbre s'abattit, écrasant les légions d'insectes, de larves et d'œufs, anéantissant l'immense vie parasitaire des géants. Puis, comme on fait des animaux à l'abattoir, les bûcherons les décortiquèrent, coupèrent leurs branches, raclèrent les nœuds des fourches, et bientôt à la place de la forêt impénétrable, on vit des cépées semées de baliveaux, de broussailles et de chicots.

Voici donc les morts, voici les écorchés des forêts galiciennes et polonaises qui passent. La morne Vistule charrie depuis des mois et des mois ces cadavres sans chevelure qui furent des frondaisons splendides. Entre leurs fûts à demi immergés, des touffes d'herbes ont poussé par la grâce de quelque graine envolée.

Tout cela représente 450.000 mètres cubes de bois dont la valeur est d'environ 48 millions de francs et qui vont devenir des traverses de chemin de fer, des pièces de bateau, des charpentes, des allumettes de tremble, des caisses d'aulne! Cinquante maisons d'exportation, plus une trentaine de courtiers et commissionnaires, exploitent ces richesses.

Jules Huret.

3 manches larges en bas, étroites en haut. — 4. Les bourgeons ont l'air d'être trempés dans du goudron.

Lettre de Giuseppe Mazzini à Aurelio Saffi à l'occasion de la mort de sa mère *.

« Aurelio, la mort n'existe pas : elle ne peut se concevoir ; la vie est la vie, c'est-à-dire l'immortalité et, étant l'immortalité, elle suit la loi de la vie, le progrès. Tu avais hier une mère ici-bas ; aujourd'hui tu as un ange ailleurs. Tout ce qui est bon survit à l'état terrestre, avec une puissance accrue. Il en est ainsi de son amour. Elle t'aime maintenant plus que jamais et tu es encore plus qu'avant responsable devant elle. Votre réunion dans le temps et dans l'espace dépend de toi, de tes œuvres. Tu dois donc, par amour et par vénération pour ta mère, devenir meilleur, la rendre fière de toi. Tu devras dorénavant pour chacune de tes actions, te dire en toi-même : l'eût-elle approuvée ? Sa transformation t'a donné aujourd'hui de par le monde, un médiateur invisible auquel tu dois rapporter tout ce qui te touche. »

* Voir les quatre autres parties.

Origine du billard.

On croit que l'invention de ce jeu remonte à la seconde moitié du XVI^e^ siècle. Ceux qui en tiennent pour [1] cette origine se basent sur ce passage de la *Vie des dames illustres*, de Brantôme : « Le corps de Marie Stuart fut porté dans une chambre contiguë à celle de ses serviteurs qui la voyaient par un trou, au travers, à demi couverte d'un morceau de drap de bure, qu'on avait arraché de la table du jeu de son billard. » Ces lignes, que Brantôme écrivait en 1587, confirment cette opinion que le

1. *acceptent.*

billard était connu à cette date ; mais il devait être le privilège du souverain, peut-être des grands seigneurs de la cour.

Nous avons vu rapporté quelque part que, au temps de Charles IX, il n'y avait qu'un billard dans tout le royaume de France ; il faisait partie du mobilier de la couronne [2] et était de très grandes dimensions.

C'est seulement sous le grand Roi [3] que le jeu de billard se vulgarisa. Le billard du palais de Versailles n'avait pas moins de douze pieds. C'est le vieux médecin Fagon qui eut l'idée de le prescrire à son auguste client pour dissiper ses vapeurs et désobstruer sa rate [4]. Le conseil était bon, car il n'est rien de meilleur que de pousser la bille après le repas pour faire une bonne digestion.

Louis XIV ne faisait en cela, du reste, qu'imiter son père : Louis XIII, au dire d'Héroard, son médecin et précepteur, avait en effet une véritable passion pour ce jeu...

Quand on sut que le Roi Soleil [5] ne dédaignait pas de se livrer à ce divertissement, ce fut une véritable mode que d'avoir chez soi son billard.

(*Après l'École.*)

2. *du mobilier royal.* — 3. surnom de Louis XIV. — 4. termes de l'ancienne médecine. — 5. autre surnom de Louis XIV.

Une vieille histoire de Vendredi-Saint.

En 1440, un certain Thomas Guis, impliqué dans une révolte contre Philippe le Bon, duc de Bourgogne, fut fait prisonnier et condamné à mort avec cinq de ses compagnons. Mais comme on était dans la semaine sainte, leur exécution fut remise après Pâques.

Pourtant on voulut offrir à Thomas Guis une chance de salut. On décida de lui faire jouer le rôle de Jésus à la Passion et de lui laisser la vie s'il résistait aux fatigues de cette cérémonie.

Le Vendredi-Saint, on le promena donc couvert d'une robe rouge, pieds nus, une couronne d'épines sur la tête et pliant sous le poids d'une longue croix de chêne. Ensuite on dépouilla de ses vêtements le jeune homme dont la figure paraissait convulsée par les affres de l'agonie. On tira au sort sa tunique ; on le frappa à coups de bâtons, on le flagella. Enfin on l'attacha à la croix qu'on avait dressée. On lui présenta alors une éponge imbibée de fiel. On lui effleura le côté d'une lance qui lui ensanglanta le flanc. Le condamné hurlait de douleur et d'épouvante, tandis qu'un prêtre criait à la foule : « Voyez ce qu'a coûté notre salut ».

Quand on le descendit pour le mettre au cercueil, car une interminable procession du cercueil devait terminer cette fête liturgique, Thomas Guis semblait un cadavre.

Il en réchappa cependant et il vécut jusqu'à 65 ans. Mais jamais plus il ne se mêla de politique...

Historiette.

Un peintre marseillais parlait ainsi à des amis :

— Quand un peintre de Marseille vous dit : « j'ai du talent », c'est qu'il n'a pas de talent. Mais quand un peintre de Marseille vous dit : « je n'ai pas de talent », c'est qu'il a énormément de talent.

Ceci dit, le Marseillais se tut, puis, après un court silence, il ajouta négligemment :

— Moi, je n'ai pas de talent.

Les Cinq Langues

N° 15. 5 Mai 1907. 7e Année.

PARTIE FRANÇAISE

Jouets d'enfants.

Je me rappelle avoir vu un enfant qui, en pleine rue, tranquillement assis au bord d'un trottoir et tenant à la main un bâton au bout duquel pendait une ficelle, s'amusait à pêcher dans le ruisseau. Et M. C. Mélinand a cité le cas d'un petit garçon qui, jouant au chemin de fer, en vint à « faire le tunnel ». « *Faire le tunnel*, cela consiste à fermer hermétiquement les yeux ; comme on n'y voit que du noir, on est dans le tunnel ; et, comme on est une locomotive, on continue à rouler en mugissant, les yeux fermés, et le tout se termine, comme il était [1] aisé à prévoir, par une collision avec un arbre et une formidable bosse au front. »

Ces illusions, inséparables du jeu imitatif [2], l'enfant les forge à volonté. Il lui suffit de se dire : « Je vais être un épicier ». Aussitôt le voilà transporté dans une boutique, derrière un comptoir, en train de peser de la marchandise et d'en débattre le prix avec un client. Mais ces illusions, qu'un rien contribue à faire naître, un rien peut également les faire évanouir. Aussi l'intervention inopportune d'une grande personne dans la chambre où l'enfant joue est-elle de nature à le contrarier vivement. Mme Necker de Saussure a raconté qu'elle vit un jour un enfant jouant aux chevaux avec deux chaises : comme, par mégarde, une personne se plaça devant les chaises, l'enfant se mit à crier, se plaignant de ce qu'on empêchait « ses chevaux d'avancer ». Mieux vaut donc laisser l'enfant jouer tout seul; ou, si l'on se mêle à ses jeux, il faut alors avoir l'air de partager entièrement son illusion : le moindre doute qu'on émet l'inquiète ; le manque de conviction chez un compagnon de jeu est ce qui le chagrine et l'irrite le plus.

Pour que naisse l'illusion nécessaire au jeu, l'enfant a généralement besoin de trouver dans la réalité comme une invitation initiale. Mais le premier objet venu est susceptible de mettre en branle son imagination. Dans *Jean Christophe*, M. Romain Roland a décrit, de façon charmante, cette merveilleuse facilité qu'a l'enfant de tout imaginer à propos d'un rien : « On n'imagine pas tout le parti qu'on pouvait tirer d'un simple morceau de bois, d'une branche cassée, comme on en trouve toujours le long des haies. — Quand on n'en trouve pas on en casse. — C'était la baguette des fées. Longue et droite elle devenait une lance, ou peut-être une épée ; il suffisait de la brandir pour faire surgir des armées. Christophe en était le général ; il marchait devant elles ; il leur donnait l'exemple; il montait à l'assaut du talus. Quand la branche était flexible, elle se transformait en fouet ; Christophe montait à cheval, sautait des précipices.... Si la baguette était petite, Christophe se faisait chef d'orchestre; il était le chef et il était l'orchestre ; il dirigeait et il chantait... »

Le rôle des jouets est précisément de fournir à l'enfant en quelque sorte le canevas, sur lequel pourra broder son imagination féconde. Mais il ne faudrait pas croire que, plus le canevas est précis et développé, plus l'enfant donne cours à sa faculté d'invention. Au contraire, il est aisé d'observer que les jouets

1. *comme cela était.* — 2. C'est le jeu où l'enfant imite quelqu'un ou quelque chose.

trop perfectionnés ont par leur perfection même l'inconvénient de paralyser le libre jeu de l'imagination enfantine. Comme l'avait remarqué avec pénétration Mme Necker de Saussure, « les copies trop exactes des choses réelles subissent le sort de ces choses mêmes qui lassent bientôt. L'enfant les admire, il s'en enchante, mais son imagination est arrêtée par la forme trop précise de l'objet; celui-ci ne représente qu'un seul modèle ; et comment se contenter d'un seul amusement ? Un petit soldat, bien équipé, n'est qu'un soldat; il n'est jamais le père de l'enfant ou tout autre personnage ». On peut dire qu'un jouet amuse d'autant plus l'enfant qu'il est plus imparfait et qu'il se prête mieux de la sorte aux mille métamorphoses que lui fait subir son imagination. On vient de voir comment se transforme un simple morceau de bois dans la petite âme ardente de Jean Christophe. De même une bobine de fil ou un vieux porte-monnaie deviendra successivement une voiture ou un chemin de fer. Un écrivain allemand, Otto Ernst, a raconté que dans une distribution de jouets, à laquelle il assista lors d'une fête de Noël, l'objet le plus convoité par les enfants se trouva être un simple paquet de ficelle. C'est qu'un paquet de ficelle renferme en lui de multiples possibilités[3] : corde à sauter, rênes pour jouer au cheval, télégraphe, téléphone, etc., etc...

Ce qui plaît donc à l'enfant dans le jouet, ce n'est pas le jouet lui-même, mais le long enchaînement de rêves dont il est le point de départ. Aussi préfère-t-il d'ordinaire aux jouets qu'on fabrique soigneusement pour lui les jouets plus grossiers qu'il invente lui-même : ceux-ci du moins ne fournissant à son imagination que des indications très vagues, ils laissent une grande marge[4] à son esprit créateur. Et parmi les jouets qu'on lui donne, pour la même raison l'enfant a coutume de préférer ceux qui sont simples à ceux qui sont luxueux. Aux joujoux de luxe, il ne reproche pas seulement leur valeur même, qui les fait reléguer prudemment au fond des armoires par les parents soucieux de les soustraire à la destruction menaçante; il leur reproche aussi leur perfection, qui ne laisse plus rien à faire à son imagination avide de s'exercer. Il est même curieux de voir l'enfant préférer souvent aux jouets neufs les jouets vieux et abîmés. Les petits garçons ne s'amusent jamais mieux avec leurs soldats de plomb que du jour où ils sont devenus boîteux et manchots, où leurs baïonnettes sont tordues et leurs sabres brisés. Et c'est pareillement lorsque leur teint est fané et que leur robe est en lambeaux, lorsqu'elles ont perdu une jambe ou un bras, leur chevelure et parfois leur tête elle-même, que les poupées sont le plus tendrement aimées des petites filles[5].

Marcel Braunschvig.

3. *une quantité d'usages possibles.* — 4. *une grande liberté.*

5. Extrait d'un livre qui paraîtra prochainement sous ce titre : *L'éducation esthétique de l'enfant*, chez Edouard Privat, à Toulouse, et Henri Didier, à Paris.

L'heure par le feu.

Pour avoir une idée du temps qui passe, — et qui hélas! ne revient pas, — on a employé divers moyens, dont les plus connus sont : l'eau qui s'écoule dans les clepsydres, l'ombre que donne le soleil sur les cadrans solaires, le sable qui glisse lentement dans les sabliers, le ressort qui se détend dans les montres et les horloges. On ignore généralement que le feu a été utilisé au même usage et surtout autrefois chez les Chinois qui s'en servaient pour mesurer l'heure, ou, plus exactement, les « veilles », c'est-à-dire des périodes de temps de la nuit. Voici, d'après l'auteur anonyme des « Mœurs et Coutumes de la Chine » comment ils procédaient : ils réduisaient en poudre, en le râpant et en le pilant, un bois spécial; ils obtenaient ainsi

une espèce de pâte dont ils composaient ensuite des cordes et des bâtons de diverses formes. Pour l'usage des personnes riches et des lettrés, ils employaient des bois d'essences plus rares. Ces bâtons qui, dans ce dernier cas, n'avaient guère que la longueur d'un doigt, atteignaient, lorsqu'ils étaient composés avec des bois plus ordinaires, deux et trois mètres et égalaient en grosseur une plume d'oie. On les faisait brûler devant des pagodes et on s'en servait pour porter le feu d'un lieu à un autre. Souvent on piquait ces bâtons dans des vases de métal, remplis de cendre ; cette position verticale permettait de suivre facilement de l'œil leur combustion.

Parfois ces bâtons combustibles étaient enroulés en spirales, que l'on suspendait par le milieu au-dessus d'un plateau sur lequel pouvait tomber la cendre. « Leur combustion, dit M. G. Magalhaens, durait alors plusieurs jours, et quelquefois même un mois et plus. Ces mèches ainsi enroulées ressemblaient à une nasse de pêcheurs ou à une corde roulée autour d'un cône. On les suspendait par le centre et on les allumait par leur extrémité inférieure. Le feu montait alors lentement et insensiblement en suivant tous les tours qu'on avait fait faire à la mèche. Cinq marques tracées sur ces bâtons ou sur ces longues mèches servaient à indiquer les cinq parties de la nuit. Cette manière de mesurer le temps était, dit-on, si exacte, que jamais on ne constatait quelque erreur considérable. »

D'après M. Planchon, ces mèches et ces bâtons, en usage en Chine, en même temps qu'ils donnaient l'heure, servaient encore de réveille-matin. Quand un Chinois voulait se lever la nuit à une heure précise, il suspendait un petit poids de métal bien exactement à l'endroit de la mèche ou du bâton où le feu devait arriver à l'heure dite. Le moment venu, le poids se détachait, le fil étant brûlé, et tombait dans un bassin de cuivre ; le bruit de sa chute était alors assez retentissant pour réveiller le dormeur. Ce moyen était aussi simple qu'économique, car une mèche ou un bâton dont la combustion durait un jour et une nuit ne coûtait que deux deniers.

Ainsi que le fait remarquer le même auteur, il est curieux de rapprocher ce moyen horaire chinois de celui qu'on employa en France au moyen âge. La durée des cierges ou chandelles allumés y servait aussi la nuit à marquer l'heure. On graduait ces chandelles comme les Chinois leurs bâtons ou leurs mèches. Saint-Louis se servait de ce moyen primitif. Chaque jour, dit un chroniqueur, il s'en allait dans sa chambre, et aussitôt était allumée une chandelle d'une certaine longueur, trois pieds environ. Pendant qu'elle se consumait, il lisait dans sa bible, et, quand la chandelle touchait à sa fin, il appelait un de ses chapelains. Charles V se servit aussi de ces chandelles graduées, lesquelles étaient divisées en vingt-quatre parties. De temps à autre, il déléguait un de ses serviteurs pour voir où la chandelle en était, et savoir ainsi ce qu'il devait faire. Et, en l'an 1357, les Parisiens offrirent à Notre-Dame une chandelle ayant la longueur « du tour de la ville de Paris », afin qu'elle brûlât sans cesse jour et nuit.

Ce n'est pas aujourd'hui qu'on pourrait faire à Notre-Dame un pareil cadeau, car, actuellement, la capitale de la France a près de 40 kilomètres de périphérie !

Henri Coupin.

Une histoire de revenant.

Le comte du Nord, qui a fait à la baronne d'Oberkirch cet étrange récit, devait régner en Russie sous le nom de Paul I, et périr, jeune encore, en 1801. La prédiction du fantôme se réalisa donc.

J'étais un soir, ou plutôt une nuit, dans les rues de Saint-Pétersbourg, avec Kourakin[1] et deux valets. Nous étions restés chez moi long-

1. Son aide de camp.

temps à causer et à fumer, et l'idée nous vint de sortir du palais incognito, pour voir la ville au clair de lune. Il ne faisait point froid ; les jours se rallongeaient ; c'était un de ces moments les plus doux de notre printemps, si pâle en comparaison de ceux du midi. Nous étions gais ; nous ne pensions à rien de religieux, ni de sérieux même, et Kourakin me débitait mille plaisanteries sur les passants très rares que nous rencontrions. Je marchais devant ; un de nos gens[2] me précédait néanmoins ; Kourakin restait de quelques pas en arrière, et l'autre domestique nous suivait un peu plus loin. La lune était claire ; on aurait pu lire une lettre ; aussi les ombres, par opposition, étaient longues et épaisses. Au détour d'une rue, dans l'enfoncement d'une porte, j'aperçus un homme grand et maigre, enveloppé d'un manteau comme un Espagnol, avec un chapeau militaire très rabattu sur ses yeux. Il paraissait attendre, et, dès que nous passâmes devant lui, il sortit de sa retraite et se mit à ma gauche, sans dire un mot, sans faire un geste. Il était impossible de distinguer ses traits ; seulement, ses pas en heurtant les dalles rendaient un son étrange, semblable à celui d'une pierre qui en frappe une autre. Je fus d'abord étonné de cette rencontre ; puis il me parut que tout le côté qu'il touchait presque se refroidissait peu à peu. Je sentis un frisson glacial pénétrer mes membres, et, me retournant vers Kourakin, je lui dis :

— Voilà un singulier compagnon que nous avons là.

— Quel compagnon ? me demanda-t-il.

— Mais celui qui marche à ma gauche et qui fait assez de bruit, ce me semble[3].

Kourakin ouvrait des yeux étonnés et m'assura qu'à ma gauche il ne voyait personne.

— Comment ! tu ne vois pas à ma gauche un homme en manteau qui est là, entre le mur et moi ?

2. *domestiques.* — 3. *il me semble.*

— Votre Altesse touche le mur elle-même, et il n'y a de place pour personne entre le mur et vous.

J'allongeai un peu le bras ; en effet je sentis de la pierre. Cependant l'homme était là, toujours marchant de ce même pas de marteau qui se réglait sur le mien. Je l'examinai attentivement alors, et je vis briller sous ce chapeau d'une forme singulière, ai-je dit, l'œil le plus étincelant que j'aie rencontré avant ou depuis. Cet œil me regardait, me fascinait ; je ne pouvais pas en fuir le rayon.

— Ah ! dis-je à Kourakin, je ne sais ce que j'éprouve, mais c'est étrange !

Je tremblais non de peur, mais de froid. Je me sentais peu à peu gagner jusqu'au cœur par une impression que rien ne peut rendre[4]. Mon sang se figeait dans mes veines. Tout à coup une voix creuse et mélancolique sortit de ce manteau qui cachait sa bouche, et m'appela par mon nom :

— Paul !

Je répondis machinalement, poussé par je ne sais quelle puissance.

— Que veux-tu ?

— Paul, répéta-t-il.

Et, cette fois, l'accent était affectueux et plus triste encore. Je ne répliquai rien, j'attendis ; il m'appela de nouveau et ensuite il s'arrêta tout court. Je fus contraint d'en faire autant.

— Paul ! pauvre Paul ! pauvre prince !

Je me retournai vers Kourakin qui s'était arrêté aussi.

— Entends-tu ? lui dis-je.

— Rien absolument, monseigneur ; et vous ?

Quant à moi, j'entendais ; la plainte résonnait encore à mon oreille. Je fis un effort immense, et je demandai à cet être mystérieux qui il était et ce qu'il me voulait.

— Pauvre Paul ! qui je suis ? Je suis celui qui s'intéresse à toi. Ce que je veux, je veux que tu ne t'attardes pas trop à ce monde, car tu n'y resteras pas longtemps. Vis en juste si tu désires mourir en paix et

4. *exprimer.*

ne méprise pas le remords, c'est le supplice le plus poignant des grandes âmes.

Il reprit son chemin en me regardant toujours de cet œil qui semblait se détacher de sa tête et, de même que j'avais été forcé de m'arrêter comme lui, je fus forcé de marcher comme lui. Il ne me parla plus et je ne me sentis plus le désir de lui adresser la parole. Je le suivais, car c'était lui qui dirigeait la marche, et cette course dura plus d'une heure encore, en silence, sans que je puisse dire par où j'ai passé. Kourakin et les laquais n'en revenaient point[5].

Enfin nous approchâmes de la Grande Place, entre le pont de la Néva et le palais des Sénateurs.

L'homme alla droit vers un endroit de cette place, où je le suivis, bien entendu[6], et là il s'arrêta encore.

— Paul, adieu ; tu me reverras ici, et ailleurs encore.

Puis, comme s'il l'eût touché, son chapeau se souleva légèrement tout seul ; je distinguai alors très facilement son visage. Je reculai malgré moi ; c'était l'œil d'aigle, le front basané, le sourire sévère de mon aïeul Pierre le Grand. Avant que je fusse revenu de ma surprise, de ma terreur, il avait disparu.

Mme d'Oberkirch.

5. *étaient stupéfaits.*— 6. *naturellement.*

Mort de Gœthe*.

(1832.)

I

Le nécrologe de ces jours derniers contient un article d'une importance toute particulière; la date, le lieu et les détails en seront bien souvent répétés et écrits, et pendant des siècles on en conservera le souvenir. Johann Wolfgang von Gœthe est mort à Weimar le 22 mars 1832. Il était environ onze heures du matin : « il mourut, nous dit l'article, sans souffrance apparente ; il avait quelques minutes auparavant demandé du papier pour écrire et exprimé sa joie de la venue du printemps ». Belle mort, semblable à celle d'un soldat tombé fidèle à son poste et étreignant encore son arme de sa main glacée ! Les dernières paroles du Poète saluent la Terre qui vient de se réveiller ; son dernier geste est de travailler à la tâche qu'il s'est fixée. Mort admirable ; on pourrait dire mort classique, mort sainte, si ce n'était pas plutôt une ascension comme celle du prophète Elie, non pas dans un char de feu et de terreur, mais entouré d'espérance et dans la douce lumière d'un soleil printanier.

C'est à Francfort-sur-le-Mein, le 28 août 1749, que cet homme est venu au monde ; et, à présent, il salue avec douceur l'anniversaire de son quatre-vingt-deuxième printemps, il ferme ses paupières et nous dit adieu.

Il est donc parti, le plus grand d'entre nous. Cette mélodie de vie aux accents pénétrants et subtils, qui captivait l'oreille et le cœur, s'est tue ; cette puissance céleste qui régnait ici-bas sur tant de choses n'est plus ; jusque-là, pas plus loin se manifestera le Sage par la parole et l'action. La Fin ! Quelle solennelle signification renferme ce mot quand il retentit lugubrement dans l'âme, à la mort d'un ami ! Tout est fini maintenant, tout est irrévocablement achevé ; le tableau changeant de la vie, qui prend tous les jours une forme nouvelle par des touches et des teintes nouvelles s'est subitement trouvé achevé et immuable. Tel qu'il est là, il est baigné pour toujours dans l'éther des cieux, il est transfiguré à jamais. Le Temps ! L'Empire du Temps ! Puissances sévères, dévorantes, mais non sans grandeur ! l'homme de tous les jours, qui était l'un des nôtres, a revêtu le manteau de l'Eternité, il est devenu rayonnant et triomphant. Le Présent est tout à coup devenu le

* Voir les quatre autres parties.

Passé ; l'Espérance est fauchée et seuls les horizons du Souvenir demeurent éclairés d'une lumière qui n'a rien du soleil de la terre.

(*A suivre.*)

THOMAS CARLYLE.

(*New Monthly Magazine*, n° 138).

Le plus grand hôtel du monde.

Il est en Amérique, il ne pouvait être qu'en Amérique. Tout ce qu'il y a de plus grand dans le monde est toujours en Amérique.

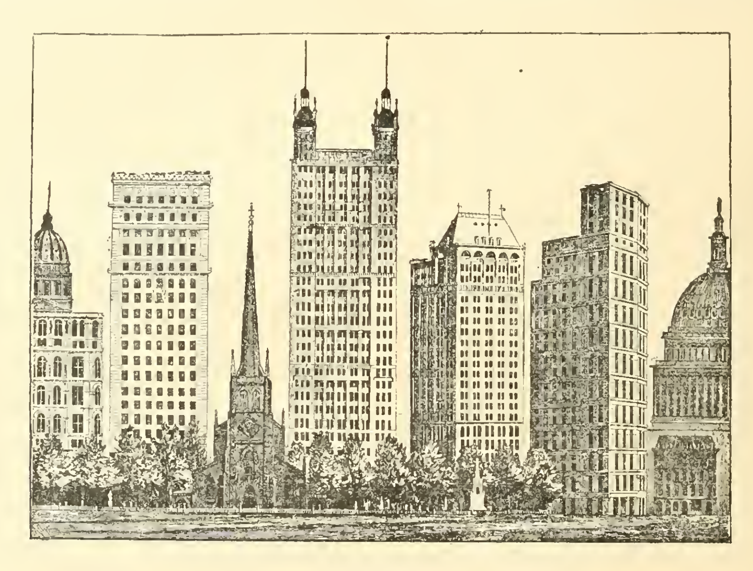
Il s'élèvera sur les bords du Pacifique, à San-Francisco, et les journaux américains, qui sont eux aussi les plus grands du monde, abondent en détails sur ses merveilles.

Il y aura, paraît-il, neuf cents chambres, toutes pourvues d'une salle de bain, et pour les parcourir, en ne restant qu'une minute dans chacune d'elles, il faudra plus longtemps que pour aller de Paris à Marseille : il faudra quinze heures. Encore après restera-t-il à voir la grande galerie circulaire qui aura près de deux kilomètres de longueur, et où l'on pourra faire du *footing* [1] à perte de vue.

Soixante-dix artistes, tous anciens élèves de l'École de Rome, travaillent à décorer et à peindre ce caravansérail babylonien, et le personnel employé équivaudra à l'effectif d'une brigade sur pied de guerre, soit près de deux mille hommes. Le maître-queux [2] aura des appointements égaux à celui de l'ambassadeur des États-Unis à Paris.

Mais le plus curieux consiste dans un gigantesque appareil automatique qui, tous les quarts d'heure, aspirera dans tout l'édifice l'air vicié et le remplacera par un air frais, préalablement filtré, stérilisé et porté à la température voulue.

Il ne nous restera plus, quand cela fonctionnera, qu'à apprendre, un beau jour, que l'appareil automatique s'est dérangé, qu'il a aspiré l'air vicié et négligé de renvoyer l'air frais ; que, de ce fait, douze



Les « gratte-ciels » des grandes villes américaines.

1. Exercice de marche — mot anglais. — 2. *Le cuisinier en chef.*

cents personnes sont mortes d'asphyxie.

Ce sera la plus grande catastrophe du monde !...

(*Le Matin.*)

Un duel terrible.

Ceci n'est pas un conte. C'est une histoire réelle dont les héros sont deux gentilshommes limousins du XVIe siècle, tous deux fameux par leur bravoure et leur férocité : La Garde et Bazanez. Le second, irrité d'une épigramme blessante qu'il attribuait à La Garde, le fit provoquer et lui envoya son chapeau en castor gris « ne voulant, ajouta-t-il, le recouvrer qu'avec la vie du destinataire ».

Aussitôt en possession de ce gage, notre chevalier (La Garde), frémissant d'impatience, part incontinent du château de Valon, pour s'aller mesurer avec Bazanez.

Par malheur, sur ces entrefaites, Bazanez était tombé malade. Aussi ne put-il être vu de La Garde qui se retira sur ses terres ayant toujours sur le chef [1] le chapeau de castor gris de son adversaire.

Un mois plus tard, à peine guéri, Bazanez, muni de deux bonnes épées et de deux poignards faits à Aurillac, et accompagné du jeune Fermontez, son cousin, se dirige à franc étrier [2] sur le château de Valon, où, à son tour, il va provoquer La Garde.

Après les civilités alors en usage, le combat se règle de la façon suivante : La Garde a pour second [3] son frère Mirabel, Bazanez son cousin Fermontez. Pendant que La Garde et Bazanez se battront, Mirabel et Fermontez s'entretiendront [4] l'un l'autre.

« D'aussi loin que La Garde et Bazanez s'entrevirent, ils se saluèrent l'un l'autre et, s'approchant le chapeau au poing, s'embrassèrent avec la même courtoisie et les mêmes compliments qu'eussent pu faire deux bons amis, et le visage toujours riant. La Garde, ayant dit à son frère d'entretenir Fermontez, s'éloigne d'environ cinquante pas et met la main à l'épée, quand tous quatre ont mis le pourpoint bas [5]. »

Aussitôt le combat commence avec furie. Dès le premier engagement Bazanez reçoit une estocade [6] en plein front, « mais l'os plus dur que le fer repoussa la pointe de l'épée ». Les lames se croisent et se choquent, si bien que La Garde donne encore à son adversaire trois coups d'épée dans le corps, lui disant chaque fois : « voilà pour le chapeau », « voilà pour la plume », « voilà pour le cordon ».

« Fais ton jeu [7], criait Bazanez, car tu en mourras. » Et, disant cela, il jette son épée, s'empare du poignard et, se précipitant sur La Garde, après être passé sur ses armes sans s'enferrer, lui plante entre les épaules son poignard.

Mais voici que la lutte redouble d'acharnement. A quatorze reprises différentes, depuis le cou jusqu'à la ceinture, Bazanez plonge son poignard, disant chaque fois à La Garde :

— Demande la vie.

Et chaque fois « non, non », de répondre l'autre.

« Cependant La Garde lui emporta la moitié du menton avec ses dents et lui enfonça le derrière de la tête avec le pommeau de son épée ; mais enfin, frappé de tant de coups mortels, il perdit la vie plutôt que le courage. »

Pendant ce temps-là, Mirabel et Fermontez, les deux seconds, luttaient vigoureusement. Fermontez tombe enfin, d'un coup d'épée en plein corps, ce que voyant, Mirabel,

1. *la tête*, archaïsme. — 2. *au galop de son cheval*. — 3. On dirait : *témoin*, aujourd'hui; mais alors les témoins se battaient entre eux. — 4. *se battront*.

5. Les passages entre guillemets sont empruntés au récit, contemporain de l'événement, dont l'auteur s'est servi. — 6. *un coup de pointe*. — 7. *Prépare-toi.*

s'étant approché de Bazanez, lui dit : « Bazanez, puisque tu as tué mon frère et moi ton cousin, achevons à nous deux la partie. »

— Mon ami, répond Bazanez, déjà à cheval, ton frère était trop brave pour me laisser en état de livrer un second combat après l'avoir tué.

Puis, jetant un dernier regard sur le cadavre de son adversaire, il s'écria : « Adieu, brave La Garde ! » et, se retirant au galop, il laissa Mirabel, fort endommagé lui-même, maître du champ de bataille [8].

Dr Paul Morély.

8. Extrait d'un très curieux article, paru dans le *Bulletin de la société des lettres, sciences et arts de la Corrèze*, 1906, 1re livraison.

Un cadeau bizarre.

Il y a peu de temps, l'empereur François-Joseph donnait audience à ses sujets dans le palais de la Hofburg, à Vienne, quand il crut entendre dans l'antichambre certains grognements peu ordinaires en l'auguste demeure.

Il s'informa. On lui amena une pauvre paysanne qui tenait dans ses bras un petit cochon de lait dont le cou, les oreilles et la queue étaient ornés de faveurs roses.

— Que désirez-vous, ma bonne femme ?

En dépit des grognements du jeune goret, des pleurs et des lamentations de la vieille, l'empereur finit par comprendre que la paysanne lui demandait la grâce de son fils, condamné à la prison pour une peccadille. François-Joseph appela un officier qui téléphona pour prendre sans retard connaissance du dossier, et le condamné fut immédiatement gracié.

La bonne femme tomba à genoux pour remercier le souverain, mais elle ne voulut pas entendre parler de remporter sa bête. De sorte que, pendant toute la matinée, on put voir se promener dans le cabinet impérial, sous l'œil respectueusement courroucé des chambellans, un gentil petit cochon de lait, tout enguirlandé de faveurs roses.

Ce que l'on peut faire en une heure.

Il y a quelques années, à Brighton, pendant la saison, un jeune homme paria de pratiquer, huit jours de suite, huit exercices sportifs différents, pendant une heure ; pendant cette heure, il devait, selon les termes du pari, non point établir ou battre des records, mais prouver, par des efforts honorables, qu'il était parfaitement entraîné.

Le premier jour il parcourut à cheval, au galop de chasse, à travers la campagne anglaise, un peu plus de 17 kilomètres ; le lendemain, à bicyclette, il parcourut près de 32 kilomètres dans l'heure ; puis, le jour suivant, à pied, plus de 14 kilomètres en courant ; le quatrième jour, il abattait, dans l'heure, 82 pigeons au tir ; le cinquième jour, il marcha soixante minutes à la vitesse de cinq milles à l'heure ; puis il nagea un autre jour et parcourut plus de 3 kil. 500. Enfin, les deux derniers jours, il gagna neuf parties de tennis et mena un tricycle automobile sur la route à 65 kilomètres de moyenne.

Le jury qui devait décider du résultat, accorda qu'il avait gagné son pari, car, prononça Lord Richmond, président de ce tribunal sportif, l'homme qui peut faire le plus de choses en un temps donné est un homme dont l'activité est tout à fait précieuse.

(D'après *Je sais tout*.)

Les Cinq Langues

N° 16. 20 Mai 1907. 7e Année.

PARTIE FRANÇAISE

Colons allemands au Brésil.

Après une rapide histoire de la colonisation allemande au Brésil, M. TONNELAT décrit la région où ont afflué les derniers arrivants. Nos lecteurs liront avec plaisir cette description d'un pays et d'une existence également curieux.

Plus loin c'est l'*Urwald*, la forêt vierge. Les colons continuent à désigner de ce nom la contrée que leurs grands-parents et leurs pères ont défrichée, percée de chemins, peuplée de petites fermes et de villages. Ce qui reste de forêt, c'est la libre, sauvage, primitive poussée des arbres qu'aucune main d'homme n'a plantés sur ce sol. Mais l'Urwald est aujourd'hui éventré, élagué, endigué, domestiqué. Il a cessé d'être un bloc. Il enserre de fertiles cultures. Les Indiens s'en sont retirés... Les bêtes sauvages aussi ont disparu : tigres, pumas, panthères, chats-tigres, ont fui vers l'intérieur. Les singes seuls sont restés, bandes malfaisantes et peureuses, dont on entend le soir le hurlement triste s'enfler, monter et s'éteindre comme un souffle de rafale à travers la forêt.

On ne circule dans ce pays qu'à dos de cheval ou de mulet. Des enfants de six ans grimpent à trois sur la même monture pour se rendre à l'école. Les adultes nouveaux venus, Italiens, Allemands ou Portugais apprennent vite à se tenir en selle et à y demeurer des journées entières. Les femmes ont leur mule pour aller le dimanche à la messe. Les étrangers prennent le goût des longues chevauchées et s'équipent à la mode du pays ; les jeunes Allemands des familles aisées ont, comme les Brésiliens de vieille souche [1], des ornements d'argent massif à leurs selles, des cravaches à pommeau d'argent, des éperons d'argent.

Les chemins deviennent détestables dès que l'on pénètre dans la *serra* [2]. Ce ne sont que des passages frayés par le caprice du premier voyageur [3], caillouteux sur les pentes, ensablés dans les bas-fonds, et qui vont généralement au plus court, sans souci des plis du terrain. Après les pluies, qui durent souvent trois et quatre jours sans interruption, l'eau s'étale en longues mares qui dissimulent des fondrières où le cheval enfonce. Des rivières barrent la route : il n'y a de ponts nulle part ; on laisse alors aux bêtes la bride sur le cou, et d'elles-mêmes elles cherchent et trouvent l'endroit guéable. Aux périodes de mauvais temps, les torrents ont des crues subites de plusieurs mètres : les communications sont alors interrompues ; certains colons demeurent isolés de leur voisinage pendant quinze jours et davantage.

C'est par ces chemins que les émigrants nouveaux venus sont forcés de gagner la colonie qu'on leur a désignée. Ce pénible voyage dure parfois plus d'une semaine ; ils l'accomplissent par bandes sous la conduite d'un fonctionnaire brésilien. Une ligne de chemin de fer, qui coupe [4] le pays, peut les mener à moitié chemin ; mais plusieurs journées de marche à travers la forêt sont toujours nécessaires pour atteindre le but dernier.

1. *descendants d'ancêtres Brésiliens.* — 2. *montagne*, mot portugais. — 3. *du voyageur qui y est passé le premier.* — 4. *traverse.*

Lorsque le voyage est terminé, un dur labeur commence. Il faut que le colon s'installe lui-même sur le lot de forêt qui lui est attribué et dont l'étendue est en général de 25 à 50 hectares. La forêt vierge lui livre les choses les plus nécessaires à sa pauvre existence : le bois de son feu, le poisson et le gibier ; le terrain des clairières produit avec une luxuriance tropicale les haricots noirs, les pommes de terre, le maïs. Mais la besogne de défrichement est pénible. C'est presque la vie primitive de l'humanité qui recommence pour ces colons. Ils abattent les arbres, coupent les lianes, rasent les buissons et tressent de branchages entrelacés leur premier abri. Pour ce travail, quelques outils à main [5], haches, serpes, scies, leur sont fournis par le directeur brésilien de la colonie. La plupart d'entre eux sont étrangers à ce métier de bûcheron et ne s'en tirent qu'avec peine. Le sol une fois défriché, il faut le retourner à [6] la bêche et à la houe. L'emploi de la charrue est rendu impossible par les racines des arbres que le colon coupe au ras de terre, mais qu'il ne peut arracher avec les outils dont il dispose ; il les laisse lentement pourrir et sème entre les souches. Lorsqu'une scierie se trouve par chance aux environs, il y traîne les troncs abattus pour les faire débiter en planches ; tandis que croît la première récolte de pommes de terre et la première moisson de maïs, il trouve enfin le loisir de construire, tant bien que mal, sa maison.

Mais une dette lourde pèse dès le début sur lui, car il lui faut rembourser à l'État ou à la compagnie de colonisation le lot qui lui a été concédé. Dans un prospectus destiné à la propagande, et dont les indications ne sont certainement pas pessimistes, le docteur Hermann Meyer, directeur d'une société de colonisation, et concessionnaire de vastes territoires dans le Brésil, compte qu'un minimum de 2500 marks est nécessaire à l'émigrant pour payer son voyage et ses frais de premier établissement : il est presque sans exemple qu'un émigrant paysan dispose d'une somme aussi forte ; le plus souvent une compagnie de colonisation lui avance jusqu'aux frais de voyage.

Tous ceux qui ont connu la dureté de ces débuts n'en parlent qu'avec amertume. Quelques-uns se désespèrent d'avoir ainsi troqué leur vie de pauvreté pour une vie de misère, et repartent. Ils passent en Argentine où, dans les grandes agglomérations urbaines, il leur est plus facile de gagner leur vie par des travaux plus semblables à ceux de la mère-patrie. Mais ces découragés sont souvent des Italiens. Les Allemands acceptent cette vie rude avec plus de patience ou de passivité. Leur patience finit par avoir raison de [7] la misère [8].

Ernest Tonnelat.

5. dont on se sert avec les mains. — 6. *avec*.

7. *triompher de*. — 8. Tiré d'un très intéressant article, paru dans la *Revue de Paris*, 1er et 15 janvier 1907 : *Les colonies allemandes au Brésil*.

Le pain rassis.

Que faut-il penser du pain rassis? Est-il plus nourrissant que le pain frais? Doit-on le considérer comme plus « digestible », ainsi que d'aucuns le prétendent? Pour répondre à ces questions, il faut d'abord se rendre compte que la farine, telle qu'on l'extrait du grain de blé, c'est-à-dire crue, est *insoluble* dans l'eau, et, par suite, difficilement digestible. Au contraire, lorsqu'elle a été cuite, ainsi qu'elle l'est dans le pain, elle devient *en partie soluble*, ce qui nous permet de l'assimiler très facilement, et c'est surtout vrai de la croûte, où la modification est la plus avancée.

Mais, comme chacun sait, le pain frais ne tarde pas à se modifier et à changer du tout au tout. La croûte perd son goût, devient aisément pulvérisable, cesse d'être cro-

quante et durcit. Les trous intérieurs s'affaissent. La mie perd sa cohésion et « s'émiette » entre les doigts, devient difficile à humecter avec l'eau et se mélange malaisément aux aliments pendant l'acte de la mastication ; en même temps sa teinte, de blanche qu'elle était, devient grisâtre. La bonne odeur du pain frais disparaît et fait place, peu à peu, à une odeur aigre, indiquant qu'à l'intérieur il se produit des acides. Cette transformation n'est pas due, comme on le croit très généralement, au dessèchement du pain — le pain rassis pèse à peu près autant que le pain frais — mais aux modifications chimiques qui s'opèrent à l'intérieur. Et ces modifications affectent surtout la partie principale du pain, c'est-à-dire l'amidon de la farine. A mesure, en effet, que le pain rassit, cet amidon, en partie soluble, comme je le disais plus haut, tend à *redevenir insoluble*, ou, comme on le dit, à *rétrograder*. On comprend qu'il prend ainsi peu à peu les caractères de la farine crue, c'est-à-dire que sa digestion devient de plus en plus pénible. Le pain rassis est donc manifestement *moins digestible* que le pain frais. Néanmoins, quoique laborieuse, sa digestion finit par être complète, et l'on peut dire, par conséquent, que le pain rassis est *aussi nourrissant* que le pain frais.

On peut, en résumé, se nourrir sans crainte de pain rassis, surtout lorsqu'on a un bon estomac, et si la miche que l'on dévore n'est pas trop vieille.

Mais, même vieux, le pain rassis peut être utilisé de bien des façons différentes ; nous allons en citer quelques-unes d'après M. Labbé.

La pâte convenablement ramollie par imbibition d'eau ou de tout autre liquide peut servir, à l'instar d'une farine pétrie et levée ou d'une pâte à biscuits, à former le fond de gâteaux ou d'entremets. Son état spongieux devient ici une nécessité, car il lui permet, soit de donner une pâte homogène, soit de s'imbiber convenablement et également des liquides entrant dans la composition du gâteau.

On peut aussi le rôtir et le transformer pour la totalité, en une masse très sèche, cassante, friable, agréable au goût et croquant sous la dent. A cet état, il constitue des « biscottes » économiques, bien faciles à préparer soi-même, d'une digestibilité remarquable et qui, pour cette raison, représentent l'aliment de choix des dyspeptiques.

La savoureuse « rotie » des anglais, qui est une biscotte à un état moins avancé, ne peut guère s'obtenir, préparée à point, qu'avec des pains de panification spéciale en usage dans la Grande-Bretagne. Cette panification assure au pain une conservation plus longue, à l'état relativement frais, car les Anglais ont fréquemment la mauvaise habitude de manger leur pain rassis.

Plus vieux encore, et avant d'en arriver à la moisissure qui ne se produit d'ailleurs que s'il séjourne dans un lieu humide, le pain rassis ne doit pas être jeté et peut rendre de précieux services : on le dessèche, on le grille assez fortement, puis on le pile dans un mortier et on en fait de la chapelure, sorte de gruau ou de semoule fine de pain grillé qui sert à décorer certains mets, comme les jambonneaux par exemple, ou mieux à « parer » les côtelettes soumises au gril. Dans ce dernier cas, son rôle est double. La chapelure sert à protéger la viande contre l'action trop directe du feu, car elle est assez mauvaise conductrice de la chaleur ; elle sert aussi à empêcher la déperdition des sucs et des graisses de la viande, car elle est spongieuse et se gonfle de liquide.

En résumé, mangez du pain frais — pas tout à fait chaud cependant, — mais si vous n'avez que du pain rassis, ne criez pas à la famine. Tel quel ou modifié par la cuisinière, ce n'est pas encore un mets à dédaigner !

Henri Coupin.

Après l'enterrement.

Cahuzac, le héros du roman, vient d'assister à l'enterrement de sa mère, une vieille paysanne ; il rentre dans la chaumière paternelle, où il reste seul. Nos lecteurs apprécieront l'art avec lequel l'auteur a su associer la peinture des sentiments et la peinture du *milieu*. Ce milieu, c'est le *Causse*, hauts plateaux desséchés et rudes qui dominent la vallée fleurie du Lot.

Lorsque tout fut fini et que l'on eut déposé sur elle la lourde pierre qui devait la garder des loups, Cahuzac resté seul fit le tour de l'enclos, cueillant les souvenirs, ressuscitant le passé, entrecoupant de stations douloureuses son pélerinage pieux.

Il passa la nuit à revoir les mille petits détails qui lui rappelaient la morte : une photographie du temps où il était écolier et qu'elle avait placée à la tête de son lit, entre une Vierge et un enfant Jésus ; les paquets de ses lettres, dévotement conservées ; l'armoire où le linge grossier mais très blanc s'empilait sur des touffes de thym et de lavande ; et, sous la cheminée profonde, le coin enfumé où elle lui apparaissait souriante, la main à son rouet.

Le jour venu, sur la terre, auprès d'elle, il alla s'asseoir, longuement lui tint compagnie. Vers le soir, quand la chaleur fut un peu tombée, il y revint, s'agenouilla devant la pierre sous laquelle elle se reposait déjà de la vie, à l'abri des ardeurs et des froidures de ce *Causse* où, du berceau au cercueil, son existence s'était écoulée tout entière.

En ce recueillement peu à peu tombait l'excitation et s'assoupissait la douleur. Lentement une marée de tristesse montait à lui, enveloppante ainsi que les ombres du soir. Et, dans ce grand silence qui de bonne heure descend sur ces hauts plateaux, devant cette maison à jamais vide, pour la première fois Cahuzac eut la sensation brutale de son isolement dans le monde. Ni parents, ni amis, personne pour pleurer à deux, seul, bien seul !

Tout à coup il s'aperçut que l'obscurité s'était faite. Et il eut peur. Rien qu'à l'idée de passer encore une nuit dans la maison de la morte, sous la lueur douteuse d'un lumignon fumeux, il sentit un frisson passer dans ses moelles.

Un clair d'étoiles rendait les ténèbres plus palpables ; le gémissement d'une hulotte [1] trouait le silence, en épaississait encore l'horreur.

Une panique folle le mit debout, ne lui laissa plus qu'une pensée : partir, attendre ailleurs le retour du jour. Et en courant il s'éloigna, tout de suite soulagé d'échapper à ces images de mort, de sentir en ses artères bondissantes la protestation de la vie.

La nuit s'achevait lorsqu'il atteignit le rebord du plateau. Déjà la crête des Cévennes se détachait noire sur le bleu du ciel pâlissant. Tout au fond, en bas, au pied de la falaise, le Lot encore invisible sous une buée : une mer laiteuse aux rives inconsistantes, allant d'un causse à l'autre et d'où pointaient, comme de grands roseaux, des cimes de peupliers. Puis, le soleil paru, le rideau de vapeurs s'entr'ouvrit, flotta, s'évanouit. Et ce fut dans la vallée une soudaine illumination, un ruissellement de lumière. A leur tour, les feux de la rosée s'éteignirent [2] et le *cagnon* [3] apparut, frais et vert.

Le Lot ici s'étrangle. La plaine devient couloir, la vallée se fait abîme. Du plateau à la rivière la chute est brusque ; brusque aussi le contraste de la sécheresse d'en haut à la fraîcheur d'en bas.

Les splendeurs de la première heure succédant aux ténèbres, cette végétation si drue au sortir d'un causse aride, cette image de la vie après des scènes de mort, tirèrent Cahuzac de son abattement, rétablirent en lui l'équilibre. Des for-

---

1. oiseau de nuit. — 2. *la rosée ne brilla plus*. — 3. *la vallée*. Mot de patois local.

mules apprises lui revinrent à l'esprit sur la mort, non pas seulement terme mais but même de l'existence ; mystérieux creuset où la vie se refond ; toutes consolations banales qu'une élite d'indifférents emprunte à la science, et où se réfugient aussi certaines âmes faibles, trop inférieures à la douleur pour la regarder en face[1].

I. A. Rayeur.

1. Extrait de *l'Engrenage*, beau roman paru à Agen, en 1900, sous le pseudonyme de Jean Quercy.

Un homme habile.

J'ai connu un homme qui, objet d'envie et de vénération, a su se créer une vie heureuse grâce à deux moyens : le silence et le sourire.

Écolier, il possédait déjà l'un et l'autre ; médiocre d'intelligence et médiocrement laborieux, il avait conquis la sympathie de ses maîtres et l'estime de ses condisciples. Pendant les classes, en effet, il se taisait obstinément ; quand le professeur le regardait, il souriait finement. Le professeur se sentait alors compris : il était flatté. Une tendresse lui venait pour ce parfait auditeur, et il se disait : « En voilà au moins un qui écoute. Ma parole ne se perd pas avec lui. Bon élève ! » Et, sur les bancs, les gamins songeaient : « Il doit être vraiment fort. Le jour où il le voudra, il nous battra tous ».

Sorti du lycée, il prit conscience du double avantage qu'il avait sur le commun de l'humanité ; il s'aperçut que savoir se taire et savoir sourire suffisent pour parvenir à tout, et il se perfectionna encore. Il se taisait donc, mais ses attitudes parlaient : il avait celle du respect, celle de la condescendance, celle de la méditation ; il les avait toutes ; en se taisant il pénétrait les autres de leur infériorité ; rien qu'à le regarder, on devinait, suivant le cas, qu'il blâmait, approuvait, se moquait, réfléchissait, s'indignait. Les plus intarissables bavards étaient vaincus, et avec les plus acharnés discuteurs il aurait eu le dernier mot s'il avait consenti à le dire. Qui mesurera jamais la puissance du silence ?

Mais qui mesurera aussi la puissance du sourire ? Le sien disait tout ; il était éloquent, il était familier, il était majestueux. Parfois c'était un plissement des lèvres presque imperceptible : un frisson de l'onde sur un beau lac. Tantôt c'était plus accentué, presque le rire. Il avait des sourires méprisants et des sourires navrés ; il en avait pour les deuils et pour les fêtes, pour les hôpitaux et pour les salles de bal, pour les enfants, pour les dames et pour les morts. Comme il avait tous les silences, il avait tous les sourires.

Bien plus, avec les années, il apprit à doser l'un et l'autre en de savants mélanges, à se taire sans sourire, à sourire en se taisant ; à quelles nuances délicates et fugitives il arriva ! quelles subtiles influences sur les cœurs il réussit à exercer ! Il faisait tout supposer, tout croire ; il intimidait et il rassurait. Et, tout en pensant à autre chose, tout en ne pensant à rien le plus souvent, il apparaissait aux populations comme le symbole même de la science, de l'intelligence et de la volonté.

Aussi sa carrière fut-elle facile, droite et large. Dès qu'il faisait partie d'une société, il en était naturellement le président ; point de cérémonie publique où, au premier rang, il n'eût son fauteuil ; tous les honneurs qu'une ville peut offrir à un citoyen respecté, toutes les sinécures dont elle peut disposer pour un homme en crédit, elle les lui prodigua. Les décorations, la violette, la verte, la rouge, venaient d'elles-mêmes se poser sur sa boutonnière comme des papillons sur une fleur ; et il aurait été député s'il l'avait voulu. Mais comme il aurait fallu parler, au moins sur ses affiches, il ne le voulut pas et fit élire ses amis. Il vieillit, salué très bas, souriant et silencieux.

Mais c'est en fonction qu'il était beau à voir ! Président d'une réu-

nion populaire, de quel geste aimable il invitait un orateur à « commencer » ! de quel sourire il accompagnait la péroraison ! et l'orateur sentait son âme déborder de gratitude. Président du conseil municipal, lorsqu'il tournait vers un perturbateur un visage impassible et muet, le perturbateur balbutiait, glacé dans sa turbulence, comme par la tête de Méduse. Président de la Commission du musée, il avait l'air encore plus statue que les marbres ou les bronzes, et l'œil cherchait machinalement un socle libre pour l'y installer. Président de la Commission de la Bibliothèque, il était aussi peu bruyant que les livres, et l'œil cherchait machinalement une place pour lui, sur un rayon, entre le gros Larousse et la collection Nisard.

Il est mort aujourd'hui. Il se tait toujours, mais il ne sourit plus.

Max Jasinski.

Le tailleur de pierres.

Il y avait une fois au Japon un pauvre tailleur de pierres, simple ouvrier dans les carrières ; sa besogne était rude ; il travaillait beaucoup, ne gagnait guère et n'était pas content de son sort.

— Oh ! si seulement je pouvais un jour être assez riche pour me reposer, couché sur d'épais édredons, enveloppé d'un moelleux manteau de soie !

Telle fut la plainte qu'il exhala vers le ciel. Le génie de l'air la recueillit. « Qu'il te soit fait selon ton désir ! » dit-il.

Et le tailleur de pierres était devenu riche, et il se reposait, couché sur un épais édredon, enveloppé d'un moelleux manteau de soie.

L'empereur vint à passer. Il était précédé de coureurs à pied et à cheval, suivi d'une brillante escorte de cavaliers, et entouré de gens qui tenaient élevé au-dessus de sa tête un grand parasol resplendissant de dorures.

— A quoi me sert d'être riche, murmura l'autre, aussi longtemps que je n'ai pas le droit de sortir avec une escorte et la tête protégée par un parasol d'or? Pourquoi ne suis-je pas l'empereur?

— Tu le seras, lui dit le génie de l'air.

Et, en effet, il était l'empereur; il avait une escorte de cavaliers devant lui et derrière lui, et des gens qui tenaient élevé au-dessus de sa tête un grand parasol resplendissant de dorures.

Le soleil, cependant, de ses ardents rayons, desséchait les campagnes ; la route poudreuse réverbérait son éclat et fatiguait les yeux.

— Le bel avantage d'être l'empereur, s'écria celui-ci, quand l'ardeur du jour vous accable et que le soleil ne cesse d'exercer sur vous son pouvoir! Parlez-moi d'être le soleil : à la bonne heure !

— Regarde; es-tu content? lui demanda le génie.

Car il était devenu le soleil ; et il dardait ses rayons en haut et en bas, à droite et à gauche, et tout autour de lui. Et il brûlait les herbes de la terre et la face des princes qui sont sur la terre.

Or un nuage s'interposa entre la terre et lui; ce nuage repoussait les rayons du soleil et les empêchait de descendre sur la terre.

— Voici qui est trop fort, s'écria le soleil ; un nuage est donc capable de résister à ma puissance; alors il me vaudrait mieux d'être un nuage.

— Qu'à cela ne tienne! dit le génie de l'air.

Aussitôt la transformation s'opère et le nouveau nuage se place fièrement entre le soleil et la terre ; il se complait à intercepter les rayons du soleil, si bien qu'il voit la terre reverdir à son ombre. Puis il fait tomber de grosses gouttes de pluie sur les campagnes, et des averses, et des trombes d'eau, tellement que les torrents débordèrent et que les

rivières se répandirent dans les champs et les dévastèrent. Rien ne résistait plus à la force de l'inondation : seul un rocher la dominait, immobile, inébranlable. En vain les eaux mugissantes le battaient avec fureur, le rocher ne bougeait pas, les vagues écumantes expiraient à ses pieds.

— Donc un rocher me fait la loi! dit le nuage. Je désirerais bien être à sa place.

— Tu vas y être, dit le génie.

Et le voilà transformé en rocher ardu, inébranlable, insensible aux rayons du soleil, indifférent aux torrents de pluie et au choc des vagues tumultueuses.

Cependant il distingue à ses pieds un homme de pauvre apparence, à peine vêtu, mais armé d'un pic et d'un marteau; et cet homme, à l'aide de ses instruments, lui enlève coup sur coup des quartiers de roc, qu'il façonne ensuite en pierres de taille.

— Qu'est-ce ? s'écria le rocher. Un homme aura sur moi le pouvoir d'arracher des blocs de mon sein ? Serais-je donc plus faible que lui ? Alors il faut absolument que je devienne cet homme.

— Que ta volonté soit faite ! lui dit le génie.

Et il redevint, comme par le passé, un pauvre tailleur de pierres, simple ouvrier dans les carrières. Sa besogne était rude; il travaillait beaucoup et ne gagnait guère... mais il était content de son sort [1].

M. Guyau.

1. Ce joli conte est tiré de : *La première année de lecture courante*, chez Colin, Paris.

La mort de Gœthe *.

(1832.)

II

Même pour les nombreux cœurs qui l'ont aimé personnellement la mort de Gœthe n'est pas un sujet de lamentation ; il faut la regarder — se conformant ainsi à l'esprit du poète — comme quelque chose de grand et de sacré. C'est le lot de tous les hommes de mourir un jour. Et à cet homme fut accordée la pleine mesure d'une vie humaine et il eut une carrière et une tâche comme peu en ont connu parmi toutes les générations du monde. Que pouvions-nous espérer ou demander, si ce n'est qu'il fût rappelé maintenant et qu'il lui fût permis de partir, après avoir achevé l'œuvre qui lui avait été confiée ? Si sa carrière — comme nous pouvons le dire de lui plus justement que de tout autre — fut semblable à celle du soleil, son déclin ressembla au coucher de cet astre. Car si le soleil matériel est l'œil et le révélateur de toutes choses, la Poésie, le Poète universel l'est aussi au sens spirituel. Pour qui la considère, la vie de Gœthe est bien exprimée par cet emblème. Plein de beauté, notre soleil d'été se leva superbe dans la flamme empourprée de l'orient, chassant les spectres et les brouillards malsains (et il s'en trouvait beaucoup — des uns et des autres) ; vigoureux, bienveillant dans sa clarté de midi il cheminait triomphant à travers les hauteurs célestes et voyez-le à présent s'incliner à l'horizon. Ainsi meurt un héros : spectacle adorable !

Thomas Carlyle.

(*New Monthly Magazine*, n° 138.)

* Voir les quatre autres parties.

La Chimie.

Les funéraittes de M. Berthelot ont inspiré la boutade suivante dont la bonne humeur paradoxale amusera nos lecteurs.

Il y a quelques jours, lorsqu'à un enterrement sensationnel, j'ai entendu traiter les chimistes de bienfaiteurs de l'humanité, je n'ai rien dit, parce qu'il y a des moments où il ne faut pas contrarier.

Mais ne croyez pas pour cela que j'aie changé d'opinion sur le compte de la chimie et de ses bienfaits.

Un des principaux, celui qu'on ne saurait trop rappeler, est de nous donner des maladies d'estomac. Les exemples sont quotidiens. Hier, c'était un pharmacien qui se faisait de bonnes mille livres de rente et nourrissait honorablement sa famille en empoisonnant tout l'équipage d'un navire. Aujourd'hui, ce sont de braves meuniers, qui, désireux de faire honneur à leurs affaires, falsifient leur farine, et mettent à mal toute une population.

La chimie a rendu à l'humanité le signalé service de permettre à quelques mortels de s'enrichir aux dépens de la santé de leurs contemporains. Nous devons lui en être reconnaissants, car peu importe que nous soyons malades, et nous sommes obligés de porter cette maladie avec fierté, en songeant qu'elle rend hommage aux progrès de la science, à qui nous la devons.

Sans la chimie, nous serions évidemment aussi infortunés que nos pères, pauvres ignorants, buvant du lait qui était du lait, du vin qui était du vin, mangeant du beurre qui était du beurre, avalant une grenadine où il y avait de la grenade, une citronnade où il y avait du citron. Toutes choses indignes d'une civilisation avancée. Le beau mérite de s'alimenter avec des produits naturels ! Cela est à la portée du premier imbécile venu. Ce qui est véritablement scientifique et conforme au progrès, c'est de fabriquer ce qu'on consomme, dût-on en crever.

Et si l'on en crève, n'est-ce pas dans l'intérêt de la science ? Mourons donc sans murmurer. Nos derniers moments seront suffisamment rafraîchis par la pensée que les générations qui viendront après nous seront assez heureuses pour connaître des maladies nouvelles, que les chimistes ne manqueront pas d'inventer.

Henry Maret.

(*Le Journal.*)

Tuée ou guérie.

Il y a quelques mois, un avocat des plus madrés vint trouver un fameux médecin et lui tint ce langage :

— Docteur, ma belle-mère est très malade, opérez-la ; que vous la tuiez ou que vous la guérissiez, je tiens cinq cents louis à votre disposition.

La pauvre vieille dame fut transportée à la clinique le lendemain et au cimetière quelques jours plus tard.

La semaine dernière, le docteur présenta son petit compte. Les secrétaires de l'avocat étaient présents.

— Docteur, dit l'excellent gendre d'un air affligé, me voilà tout prêt à tenir ma promesse. Permettez-moi seulement deux petites questions en présence de ces dignes témoins : avez-vous tué ma belle-mère ?

— Tuée ! Assurément non.

— Tant mieux ! L'avez-vous guérie ?

— Non, hélas !

— Eh bien ! si, comme vous en convenez, vous ne l'avez ni tuée ni guérie, vous êtes hors des termes de nos conventions et vous n'avez légalement rien à demander.

Les Cinq Langues

N° 17. 5 Juin 1907. 7e Année.

PARTIE FRANÇAISE

André Theuriet.

André Theuriet est mort! Et voilà que reviennent les souvenirs d'anciennes lectures et d'émotions oubliées. Qui, en effet, parmi les hommes d'aujourd'hui, n'a pas délecté sa jeunesse dans ses livres?

André THEURIET.

Évidemment, ce ne fut ni un puissant poète, ni un écrivain de génie; dans les genres où il s'exerça on découvre sans peine des noms plus grands. Et toutefois, dans les régions moyennes du talent, parmi ceux de sa génération qui furent moins des artistes que de probes ouvriers, Theuriet nous apparaît, supérieur à Cherbuliez, à Rod et à Feuillet, comme une physionomie aimable et robuste, comme un cœur sincère et peu complexe, comme une âme toute de droiture et d'honnêteté.

Ses romans ont sans doute des données peu neuves, des personnages avec peu de relief, un style de bonne qualité, mais sans rien qui laisse des traces profondes dans la mémoire. Cependant, même après l'adolescence, on les lit avec plaisir parce qu'ils sont bien composés, bien conduits, tout pénétrés d'une virile moralité; volontiers on s'abandonne à la fiction dont les éléments sont connus déjà, mais dont l'intérêt persiste, car l'auteur n'essaie pas de faire illusion sur la nouveauté du fond et se complait dans sa simplicité. Jamais avec Theuriet on n'éprouve cet agacement de voir unies la banalité et la prétention; jamais on ne soupçonne l'envie de nous éblouir; on se trouve à l'aise dans sa lecture comme si on causait avec de braves gens très francs qui racontent ce qu'ils savent et ne s'évertuent point à montrer de l'esprit.

C'est de cette sincérité même que vient toute l'originalité de Theuriet. Provincial, il aimait son pays rude et assez lourd, mais sain comme lui-même; il aimait l'horizon que barre la chaîne de l'Argonne, les villages gris couverts d'ardoise, la Meuse sinueuse, les bois répandus sous un ciel incertain, les senteurs forestières et les confitures de Bar. D'abord commis d'Enregistrement, plus tard maire du village qu'il habitait, il limitait sa vision au monde où le sort l'avait mis. La plume en main, il se reportait aux humbles qui l'environnaient et au coin de terre qu'il préférait. C'étaient alors les petites gens qui revenaient vivre

dans ses œuvres : employés, paysans, bourgeois, hobereaux et fonctionnaires ; mais c'était aussi l'Argonne avec ses couleurs, ses lignes et ses parfums, ses forêts, son fleuve et ses coteaux, qui donnait aux romans leur charme et leur vérité. Ceux qui avaient séjourné dans cette région la reconnaissaient ; ceux qui l'ignoraient apprenaient à en goûter l'attrait mélancolique. Et le roman tout entier semblait exhaler soit l'odeur des feuilles mortes, soit l'odeur des jeunes chênes.

Ses vers ont le même mérite; corrects, de langue pure, ils sont forgés par une main experte ; ils ont l'harmonie et la clarté, de la grâce souvent, et plus souvent de la force, en somme l'agrément qu'une intelligence cultivée peut, à défaut de génie, mettre dans la poésie. Comme les romans, ils empruntent leur meilleure originalité à cet amour du sol natal et de la vie familière qui caractérise Theuriet. Eux aussi, ils sont traversés par l'air vif des montagnes ou la brise tiède de la vallée ; en eux aussi, il y a quelque chose de l'Argonne, et c'est l'Argonne qui leur a porté bonheur : certaines pièces où se combinent dans de justes proportions l'homme et le pays, et qui respirent en outre une délicate pitié pour les déshérités de la fortune, laissent un souvenir attendri qui ne s'efface plus. Qui, au nom de Theuriet, ne se rappelle pas le vannier rêvant et ne se redit pas à lui-même le refrain :

> Brins d'osier, brins d'osier,
> Courbez-vous assouplis sous les doigts du vannier.

Theuriet n'aurait-it fait que cette jolie chanson, il mériterait un peu de gloire : rares sont ceux qui ont légué à la postérité une pièce d'anthologie définitivement belle ; qui, un jour d'inspiration, ont trouvé un accent inentendu, une pensée, une sensation encore inexprimée ; et qui, ce jour-là, ont su être assez simples pour être compris des enfants, assez profonds pour faire réfléchir les hommes.

Max Jasinski.

De Bar-sur-Aube à Chaumont.

Le héros du roman, M. Delaberge, inspecteur général des forêts, va à Chaumont. Il est en chemin de fer, et c'est par la portière de son wagon qu'il voit passer une partie de la France. Cette partie, Theuriet la décrit de charmante façon.

Après avoir dépassé Bar-sur-Aube, le train va s'arrêter à Clairvaux. Delaberge lève la tête, quitte son dossier et abaisse la glace pour respirer une bouffée d'air pur.

La physionomie du paysage s'est peu à peu modifiée. Les collines sont plus hautes et la vallée s'est rétrécie. L'aspect du ciel aussi a changé. Une embellie se produit et la pluie ne tombe plus. Les lourdes nuées fuyantes s'écartent et de rapides flambées de soleil courent sur la campagne, faisant fumer les prés humides et scintiller les pommiers en fleurs, ruisselants de gouttes d'eau. Un coin de bleu s'ouvre dans une masse nuageuse, au-dessus d'un petit bois de peupliers dont les feuilles d'or pâle frissonnent et blondissent sous ce coup de lumière [1], tandis qu'en arrière, comme repoussoir, s'étendent d'épaisses buées sombres où s'enfonce la base d'un arc-en-ciel. Dans les intervalles d'ensoleillement, une joie printanière s'épand sur la terre verdissante, comme les risées du vent qui argentent la surface d'un lac. Cette gaîté radieuse luit successivement sur toute la campagne, sur les mouvants champs de seigle, sur les sainfoins roses et les talus semés de rouges coquelicots. Elle se communique aux bruyères des friches où les insectes se remettent à bourdonner, aux bouquets d'arbres où les merles recommencent à siffler. Elle pénètre jusqu'au cerveau de Delaberge, qu'elle repose et distrait de ses laborieuses méditations juridiques.

Après une halte de quelques minutes à Clairvaux, le train roule

1. *sous cette lumière soudaine.*

entre des collines boisées, où, çà et là, miroitent, parmi les prés, les eaux claires de l'Aube. Le soleil a décidément triomphé des nuées et le ciel redevient d'un bleu soyeux [2]. Une pacifiante sérénité émane des bois mouillés que coupent de profondes tranchées herbeuses, où le regard se rafraîchit dans un bain de verdure. L'inspecteur général a bouclé la courroie de son dossier [3] et l'a renfermé dans l'un des compartiments de sa valise. Maintenant il revient s'accouder à la portière et respire avidement l'odeur salubre des futaies. Son cœur de forestier se réjouit à la vue des arbres. A vrai dire, la forêt a été le seul fervent amour de sa vie et il se sent attendri en retrouvant les grands massifs où il a passé sa jeunesse.

Cet attendrissement ramène son esprit vers les pensées mélancoliques et troublantes qui le sollicitent depuis quelque temps. Une coupe de bois où des bûcherons font la sieste après avoir mangé la soupe ; un village où tintent des cloches matinales et où des fumées nimbent les toits de tuile ; un logis campagnard au revers d'un coteau, avec ses fenêtres ouvertes où flottent des rideaux blancs, son linge de lessive séchant sur la haie, son verger et sa vigne, l'induisent en des rêves de vie rustique.

Il se demande si l'existence d'un honnête bourgeois, entre sa femme qui le choie et ses enfants qui grandissent, ne présente pas une somme de satisfactions plus réelles que ces factices plaisirs parisiens dont il jouit si peu.....

Pendant que l'inspecteur général se plonge en cette méditation, le train file à toute vitesse et l'aspect du paysage se transforme de nouveau. La voie ferrée quitte la vallée de l'Aube et gravit une rampe. Maintenant elle s'allonge au milieu d'un plateau pierreux où poussent de maigres champs de seigle et où de modestes bouquets de bois s'espacent de loin en loin. Un sifflement aigu déchire l'air. Le train court avec une légèreté de météore sur un long viaduc à trois rangs d'arches du haut duquel on aperçoit la Suize onduler comme une couleuvre parmi les prés. Des profils de clochers, de dômes et de toits de tuile apparaissent à l'horizon, mêlés de massifs d'arbres, et la marche du convoi se ralentit.

— Chaumont ! Dix minutes d'arrêt, buffet [4] !

André THEURIET.

2. doux à l'œil comme la soie à la main. — 3. ensemble de papiers concernant une affaire.

4. Tiré de *Paternité*. — Paris, A. FAYARD, éditeur.

Nouvelle pédagogie.

Il paraît qu'à Sompting, près de Worthing, dans le comté de Sussex, des institutrices, les sœurs Johnson, ont imaginé de donner tout leur enseignement sous la forme de danses ou de représentations théâtrales. Voici l'extrait d'un article du *Gil Blas* qui, bien spirituellement, expose ce système inédit.

Pour ce qui est de l'histoire, la méthode des sœurs Johnson paraît peu compliquée. C'est tout simplement l'application du vieux procédé des joueurs de charade. Nos institutrices veulent-elles apprendre à leurs élèves ce que fut la grande Elisabeth ou encore la fin lamentable de la malheureuse Jane Grey ? Elles donnent à ces jeunes filles quelques indications sur la vie, le caractère des principaux personnages de la scène historique à apprendre ; elles établissent, en outre, un scénario qui n'est pas autre chose que le résumé de l'événement à représenter. Et les élèves doivent improviser le dialogue. Après quelques essais elles arrivent aisément, paraît-il, à attraper le « tour de main » nécessaire et les écolières de Sompting improvisent aimablement de petites saynètes qu'on dit assez agréables. Je demande à être invité quand elles joueront — ou étudieront — ainsi l'invasion des Barbares ou la guerre de Cent ans, la bataille de Waterloo ou le traité de Westphalie.

Pour l'enseignement de la géographie, les sœurs Johnson procèdent à peu près de même. S'il s'agit d'étudier l'Inde, les élèves deviennent tigres, éléphants, coolies, indiens ou mahrattes, brahmanes ou soldats anglais. Un jour, on organise une chasse au tigre au cours de laquelle des chasseurs qui sont supposés venir de tel ou tel coin du pays doivent dire quel chemin ils ont pris, quelles rivières ils ont traversées, quelles villes ils ont visitées, que sais-je ? Une autre fois, on imagine un marché ; et les soi-disant indigènes doivent vendre les produits de leur pays, les échanger contre d'autres venant du dehors. C'est, vous le voyez, tout aussi simple — ou tout aussi compliqué, à votre choix.

Mais c'est dans l'étude de l'arithmétique, c'est dans l'enseignement de la lecture que les sœurs Johnson font preuve d'une originalité extraordinaire et d'une ingéniosité sans précédent. C'est qu'elles s'adressent pour cela à la danse et que la danse, vous le savez, a toutes les qualités et toutes les vertus.

Voulez-vous apprendre l'arithmétique en dansant ? Comme c'est simple ! Voici dix élèves qui portent, sur la poitrine ou sur le dos, une pancarte où sont écrits, en gros caractères, les neuf premiers chiffres et le zéro. La base de notre arithmétique étant le système décimal, il s'agira tout d'abord d'apprendre aux écolières à former le nombre 10 en se groupant deux à deux, trois à trois, quatre à quatre : l'élève portant le chiffre 2 cherchera l'élève portant le chiffre 8 et voilà un couple prêt à entrer en danse, tandis que les élèves qui n'auront pas su trouver à qui se joindre, seront privées de ce plaisir.

Vous comprenez ce que sont, avec ce système de numération, l'addition ou la soustraction. Il n'y a rien de plus simple dans nos anciennes figures de cotillon.

Pour apprendre enfin la lecture aux tout petits, les sœurs Johnson procèdent de même : les élèves, au lieu d'être des numéros, sont alors des lettres et doivent, allant et venant en dansant, se combiner pour former des mots, des phrases. Et cela non plus n'est pas très compliqué.

Mais on songe avec effroi à ce que deviendrait leur méthode, si les sœurs Johnson se mêlaient de l'appliquer aux langues étrangères. L'alphabet chinois comprenant des milliers et des milliers de caractères, il faudrait à la disposition de ces singulières éducatrices une population scolaire un peu considérable.

Cependant on affirme que ces révolutionnaires ne connaissent pas d'obstacles. Elles se sont mis en tête, assure-t-on, d'apprendre aussi le dessin et la peinture à leurs élèves, par des figures de ballet. Mais comment faire pour représenter un arbre, par exemple ? La plus forte des élèves fait le tronc ; une autre, qui représente les branches, lui monte sur les épaules ; celle-ci porte à son tour une petite camarade jouant le rôle du feuillage qui finit par tomber et se casser le nez. C'est la chute des feuilles, sans doute.

Paul Cazaubon.

Vita perennis[1].

Le crépuscule a clos ses ailes en silence,
Et l'ombre à pas furtifs glisse sur les chemins.
L'herbe tendre s'incline et palpite en cadence
Au souffle pur du soir couronné de jasmins.

O mon cœur, entends-tu battre le cœur du monde
Sous les frémissements des champs et des forêts ?

1. *La continuité de la vie.*

Entends-tu ces rumeurs de la terre féconde ?
Cybèle, avec la nuit, vient hanter les guérets.

Regarde ! l'horizon est si chargé d'aromes
Que l'éclatant azur pâlit de volupté.
Écoute ! les grillons éperdus dans les chaumes
Chantent la vie ardente et sa pérennité.

On sent passer tout près, dans les soupirs des branches,
Une haleine divine et de chaudes ardeurs.
Le printemps, se penchant sur les jeunes pervenches,
Recouvre de pollen leurs étoiles en fleurs.

Tout repose. Pourtant l'humble source des sèves
Dans les plantes poursuit et promène en secret
Son cours silencieux et qui n'a pas de trêves,
Comme un ruisseau caché qui toujours coulerait.

Tout repose. Pourtant l'âme grave des choses
Palpite sur les monts lointains, sur les coteaux,
Dans les prés fleuris de vers luisants, dans les roses[2],
Dans les saules baignés de pleurs par les jets d'eau.

Tout repose. Pourtant toi-même, cœur fragile,
L'ombre n'arrête point tes battements pressés,
Et, comme un tremble fin dont chaque branche oscille,
Tu vibres, tu frémis et n'es jamais lassé.

C'est pourquoi, le sachant à l'immense nature
Uni par des liens mystérieux et beaux,
Et poursuivant comme elle une existence obscure,
Tu descends, pour renaître, à l'horreur des tombeaux.

Mais après le trépas, où tout se désagrège —
Tel un rameau sorti du tronc déraciné —
Sur tes restes épars pousse le lys de neige,
Survivant à toi-même et de toi-même né.

Créant le végétal avec sa chair flétrie,
Ainsi l'humanité reparaît dans la fleur,
Et la Vie expirant fait regermer la Vie
Comme le jour qui naît succède au jour qui meurt[3].

Pierre DE BOUCHAUD.

2. Césure non classique mais fréquente chez les poètes contemporains. — 3. Cette pièce, d'une si suave harmonie et d'une si noble inspiration, est extraite des *Lauriers de l'Olympe*, dont nous donnerons prochainement un compte rendu dans le *Supplément*.

Le loup et la chèvre*.

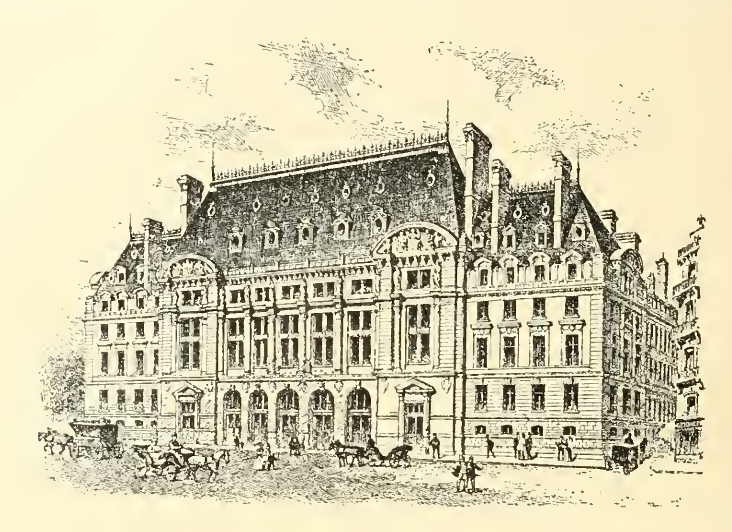
Une chèvre paissait au sommet d'une roche escarpée. Un loup l'aperçut et s'efforça vainement de grimper jusqu'à elle. « Cher trésor, lui cria-t-il, est-ce que le vertige ne te prend pas là-haut ? Tu pourrais si facilement glisser et te précipiter en bas ! Descends donc, mais fais attention et viens auprès de moi dans cette belle et grasse prairie, où tu trouveras à foison des herbes parfumées ! — Grand merci, répliqua la prudente chèvre. Ce n'est pas à moi, mais bien à toi-même que tu veux procurer un bon régal. »

D'après ESOPE.

* Voir les quatre autres parties.

L'Université de Londres à Paris.

Mardi 21 mai, l'Université de Paris a fait une réception solennelle, dans le grand amphithéâtre de la Sorbonne, à l'Université de Londres. L'immense salle était pleine. Les Facultés, les écoles, les professeurs les plus célèbres étaient là, ayant au milieu d'eux les Anglais.



Paris. — La Sorbonne.

Voici une analyse et quelques extraits du discours qu'a prononcé M. Briand, notre ministre de l'Instruction publique.

Dans son salut, il fait remarquer que la Manche nous unit plus qu'elle ne nous sépare. Il retrace les circonstances nombreuses dans lesquelles, au cours des temps récents, les deux peuples se sont rencontrés, puis il fait allusion aux heures de crise dans lesquelles aussi la France, qui voulait être maîtresse de ses destinées, voyait ses enfants demander à l'Angleterre, et un asile, et des leçons de liberté.

Aujourd'hui encore — je n'en veux d'exemple que la constitution même de l'Université de Londres, mélange un peu surprenant pour nous de respect pieux des formes anciennes, de confiance raisonnée dans les méthodes modernes et de foi énergique dans les progrès de l'esprit humain — vous nous apprenez ce que peut, pour la construction solide d'un avenir meilleur, l'union de toutes les forces vives d'une nation, aussi bien de celles qui n'ont plus pour elles que le prestige d'un souvenir, que de celles qui, nées d'hier, ignorantes de leur propre puissance, ont besoin d'être peu à peu captées, accumulées, canalisées, pour le plus grand profit de tous et de chacun. A votre mode, suivant votre génie, vous organisez, vous aussi, la démocratie, et c'est un des traits de votre caractère qui nous attire et nous retient le plus fortement.

Je ne dirai pas non plus de quoi vous nous êtes redevables. Nous ne sommes pas ici pour faire des comptes, mais pour mettre en commun nos idées, nos méthodes, nos travaux. Je ne vois pas bien que nous puissions nous passer les uns des autres, et je ne puis mieux exprimer ce que je veux dire qu'en rappelant la formule saisissante qui fut trouvée par l'un des représentants

de votre gouvernement, l'année dernière, lorsque l'Université de Paris se rendit à Londres : « Si l'on « pouvait imaginer une chose aussi « cruelle que la disparition d'un « des deux peuples, l'autre s'en « trouverait appauvri pour tou- « jours. »

Puis, remontant au Moyen Age, le ministre retrace les coutumes, les traditions locales qui présidaient à la formation de l'Université du passé ; ensuite il rappelle les liens communs qui relient le domaine de la pensée et de la science entre les deux peuples.

Et il termine ainsi :

Il était d'usage, dans les temps très anciens, lorsque deux personnes chères se séparaient pour longtemps, qu'afin d'être sûres de se retrouver à un signe certain après de longues années, un anneau d'or fût brisé, dont chacune gardait une moitié. Lorsque nos représentants sont allés à Londres, l'année dernière, ils vous ont laissé, en partant, comme signe de reconnaissance future, mieux qu'un anneau d'or : la moitié de leur cœur.

Vous la leur rapportez. Reconnaissez-vous à ce signe, et scellez entre vous, pour ne plus la briser jamais, l'entente cordiale pour le progrès de l'humanité, par la paix et par la science.

Fontaine de Jouvence.

Un jeune notaire m'a conté l'anecdote suivante :

Parmi les choses que m'a apprises mon ancien patron, Maître [1] Zède, il en est une que je n'oublierai jamais, c'est l'art de rajeunir les vieux chapeaux.

Comme il était l'ami de ma famille, j'étais son clerc favori et il avait avec moi de petites familiarités toutes paternelles. Il me semble le voir encore, l'aimable vieillard, avec son nez tordu, son bon sourire et ses cheveux ras, blancs comme les sommets alpins.

L'élégance n'étant pas sa qualité dominante, il portait le plus souvent, sur cette neige immaculée [2], un chapeau tout maculé de graisse. Depuis le nombre considérable de saisons qu'il décorait sa tête vénérable, la sueur l'avait pénétré de toutes parts et une large bande de crasse en envahissait les ailes et la forme.

Un soir, dans l'étude, l'excellent notaire, coiffé de son antique et inséparable *melon* [3], fouillait dans je ne sais quelles minutes [4] poudreuses, tandis que je transcrivais un inventaire long comme d'ici à la Trinité [5].

La servante entra et dit :

— Monsieur, votre eau est sur le feu.

— Petit, me dit alors Maître Zède, veux-tu connaître un moyen de faire d'un vieux chapeau un chapeau neuf et de se moquer des chapeliers ?

— Ah ! par exemple, Monsieur, je ne demande pas mieux, car j'ai dans notre grenier cinq ou six vieux chapeaux que vous n'oseriez pas faire figurer dans un inventaire ; et je ne serais pas fâché de les rajeunir.

— Eh bien ! suis-moi, et tu vas voir, répondit Maître Zède en se levant.

Nous passâmes dans la cuisine. Une marmite pleine d'eau était sur le feu. Maître Zède en ôta le couvercle et, prenant son chapeau dont il enleva la garniture intérieure, il le mit dans l'ustensile en disant :

— Voilà la fontaine de Jouvence.

Le pauvre couvre-chef, un feutre dur, surnageait d'un air piteux, penché sur un côté comme un na-

1. Appellation archaïque dont on se sert encore avec les notaires, avocats, avoués.

2. *sur ces cheveux, d'un blanc sans tache comme la neige.* — 3. Mot familier dont on désigne les chapeaux ronds. — 4. *papiers de procédure.* — 5. *extrêmement long.*

vire désemparé ; il le coula à fond à l'aide des pincettes. J'avais bien envie de rire, mais je n'osais pas.

— Vous croyez donc, Maître Zède, que là-dedans il va devenir neuf?

— Oui, tout neuf, mon petit, répondit-il en remettant le couvercle sur la marmite. Maintenant, allons continuer nos écritures.

Nous retournâmes dans l'étude. Installé sur son rond de cuir, le patron s'absorba complètement dans son travail ; de mon côté, tout en supputant par la pensée les économies à réaliser en rajeunissant mes vieux feutres et les bonnes parties [6] avec les camarades qui en seraient la conséquence, j'alignais sans fin les chiffres de mon interminable inventaire.

Les instants coulaient rapides ; mon imagination vagabondait, et j'avais totalement oublié l'incident quand, se levant brusquement, le patron s'écria :

— Ah ! et le chapeau ! Allons vite achever son rajeunissement.

Je le suivis dans la cuisine où il se hâta de découvrir la marmite; mais sa figure prit brusquement une expression d'étonnement. A mon tour, je me penchai anxieux sur... la fontaine de Jouvence : l'eau en était devenue noire comme de l'encre. Il prit les pincettes et chercha au fond du vase : point de chapeau.

— Jeanneton, demanda-t-il à la servante, vous l'avez retiré ?

— Non, monsieur.

Il se remit à pêcher ; mais, plus il cherchait, plus l'eau devenait noire.

Point de doute possible : le chapeau s'était fondu, mais fondu comme du sucre.

Cette fois je n'y pus tenir et, me tordant de rire, tandis que Maître Zède ne cessait de répéter : «Raté ! raté ! », je lui dis :

— Patron, je vois bien maintenant comment il faut s'y prendre pour rajeunir les vieux chapeaux, mais vous ne m'avez pas encore dit comment on peut se moquer des chapeliers.

— Mon petit, dit l'aimable vieillard en riant à son tour, il ne faut jamais se moquer de personne.

Jules Verdier.

6. *parties de plaisir.*

Un mot de Mark Twain.

Mark Twain dînait chez un multimillionnaire bien connu pour la profusion et la magnificence de ses réceptions. Malheureusement, ce Crésus est affligé d'un gros défaut : la vanité. Les plats les plus rares et les plus recherchés sont servis dans ses banquets, mais le richissime financier a la déplorable habitude de faire connaître les prix, exorbitants d'ailleurs, des primeurs et des mets exotiques qui abondent sur sa table.

Le dîner auquel assistait Mark Twain était surtout remarquable par la variété et la grande quantité de fruits magnifiques. Il y avait, notamment, de superbes grappes de raisins dont chaque grain, de la dimension d'une prune, revenait à près d'un demi-dollar.

Quand vint le moment du dessert, les convives mangèrent respectueusement quelques raisins, en s'extasiant sur l'excellence et la cherté de ces fruits. L'hôte attendait avec impatience que Mark Twain fît connaître son opinion. Tout à coup, celui-ci tendit son assiette et s'écria :

— Admirables, ces raisins ! Donnez-m'en donc encore pour six dollars !

Inutile de dire que Mark Twain n'a plus été invité par le millionnaire aux raisins.

Les Cinq Langues

N° 18. 20 Juin 1907. 7e Année.

PARTIE FRANÇAISE

En l'honneur de Mérimée.

Le 28 avril dernier, on a inauguré à Cannes un monument en l'honneur de Mérimée. Voici quelques extraits du discours prononcé par M. Augustin Filon.

Vous savez qu'au dernier siècle

Prosper Mérimée.

l'intelligence française a été élargie et comme renouvelée par l'étude des langues et des littératures modernes. Eh bien, il fut un des ouvriers les plus actifs de cette grande œuvre. De bonne heure il sut très bien l'anglais... Il pouvait entretenir une correspondance et parler en public dans la langue de Gladstone et de Disraéli. Il entendait l'espagnol de la grande époque [1], et son théâtre de Clara Gazul fut, pour les lecteurs de 1825, une révélation de ces audaces d'imagination et de ces passions du drame castillan, oublié en France depuis la génération de Corneille. Plus tard Mérimée étudia le russe et fut le premier ou l'un des premiers à nous faire connaître Pouchkine, Gogol et Tourguénef. Il était de cette phalange glorieuse qui se donna pour tâche de défendre nos vieux monuments historiques contre les ravages du temps, contre la bande noire [2] ou contre les restaurateurs maladroits.... En voilà déjà presque assez pour justifier ce monument et je n'ai pas encore dit un mot de son œuvre littéraire proprement dite, de ses romans et de ses nouvelles. Ici vos souvenirs me devancent et me soutiennent. Tout le monde a lu, je crois, *Colomba* et la *Chronique du temps de Charles IX* [3]. Je ne sais si je ne préfère ces œuvres si courtes et où rien ne manque : *Matteo Falcone, l'Enlèvement de la redoute, la Partie de tric-trac, la Vénus d'Ille* [4]. J'ai comparé ces nouvelles à des médailles et je me tiens à cette comparaison dont je crois qu'il eût été content. Enfermer toute une scène dans un rayon de quelques centimètres, suggérer des plans et des arrière-plans [5], donner à cette esquisse la netteté des contours, la fixité, j'oserai dire l'éternité du bronze, voilà ce qu'ont réussi à faire les grands graveurs de médailles à

1. *il comprenait l'espagnol classique* (de Calderon et Lope de Vega).

2. Nom qu'on donne parfois aux gens qui rachètent des propriétés pour les revendre, entières ou morcelées. — 3. Romans de Mérimée. — 4. Nouvelles de Mérimée. — 5. Faire entrevoir ou deviner des choses plus ou moins lointaines.

sujets [6], et voilà ce que Mérimée a essayé avec succès en littérature. Sa langue précise, nerveuse, impeccable, est le bronze dans lequel il a sculpté ses petits drames en raccourci...

Dans ma jeunesse, la politique aidant, on lui avait fait une vilaine réputation. On le peignait comme un dandy sans âme, presque satanique On racontait sur lui des histoires à faire dresser les cheveux sur la tête, celle-ci par exemple. Pendant la bataille de juillet 1830 [7], Mérimée se promenait sur les quais. Il avise un gamin, armé d'un fusil plus grand que lui et tirant, sans effet, dans la direction des Tuileries [8]. « Prête-moi ton arme », dit Mérimée, et il ajuste longuement un Suisse à l'une des fenêtres du palais assiégé. Le coup part, l'homme tombe. Mérimée rend le fusil au gamin. « Gardez-le, dit celui-ci, vous vous en serviriez mieux que moi. — Oh! moi, répondit froidement l'écrivain, ce ne sont pas mes opinions. » Et il continue sa promenade. L'historiette est jolie, elle est cruelle, mais elle n'est pas vraie. Au moment de la révolution de 1830, Mérimée voyageait en Espagne. A ce Mérimée qui abat des Suisses pour s'amuser... vous pouvez opposer un Mérimée qui risqua plusieurs fois sa vie en 1848 pour défendre l'ordre et la société, et qui, durant le printemps de cette année-là, ne quittait pas son uniforme de garde national [9], même pour présider une réception à l'Académie française...

M. Héron de Villefosse parla ensuite au nom de l'Institut. Voici un passage de son discours où il raconte, d'émouvante façon, la mort de l'écrivain.

En 1870, au moment de nos premiers désastres, atteint dans ses plus chères sympathies [10], ne se faisant pas plus d'illusions sur son sort que sur celui de la patrie, Mérimée quitta Paris le 5 septembre. Il était mourant. L'un des derniers trains partis de la capitale, déjà presque cernée par l'ennemi, l'emporta vers Cannes où il avait pris l'habitude de venir chaque hiver. Quelques jours après, il y rendait le dernier soupir. Sa mort fut triste et cruelle ; le doux climat de la Provence, la brise qui vient ici de la Grèce et de l'Orient ne purent le ranimer ni adoucir l'amertume de ses derniers jours. Après de longues souffrances, il s'éteignit sur cette côte embaumée, en face de ces flots bleus qui ont apporté au monde la civilisation. Il repose à quelques pas d'ici, dans la solitude et le silence, à l'ombre des grands pins toujours verts...

6. *qui représentent des personnages.* — 7. Entre le peuple révolté et les régiments suisses qui défendaient le trône de Charles X. — 8. Le Château des Tuileries où les Suisses se défendaient. — 9. La garde nationale avait réprimé une émeute. Il y avait donc du danger à sortir vêtu de cet uniforme. — 10. Mérimée était très attaché à l'Impératrice qui venait d'être détrônée.

Le château de Versailles sous Louis XV.

Ce charmant morceau donnera à nos lecteurs une idée très exacte du célèbre château. Il en montre le luxe, exquis mais excessif ; la somptuosité amollissante de la vie sous Louis XV y est dépeinte d'une touche légère. On comprend que la noblesse se soit étiolée dans ce séjour énervant ; c'est pour y avoir trop vécu que plus tard, aux mauvais jours, elle fut incapable d'agir et même de se défendre.

Versailles [1] resplendissait de lumière. Du rez-de-chaussée jusqu'au faîte, les lustres, les girandoles, les meubles dorés, les marbres étincelaient. Hormis aux appartements de la reine, les deux battants étaient ouverts partout. A mesure que le chevalier [2] marchait, il était frappé d'un étonnement et d'une admiration difficiles à imaginer ; car ce qui rendait tout à fait merveilleux le spectacle qui s'offrit à lui, ce

1. Le château de Versailles. — 2. Le chevalier de Vauvert, héros du joli conte (*la Mouche*) dont nous donnons un extrait.

n'était pas seulement la beauté, l'éclat de ce spectacle même, c'était la complète solitude où il se trouvait dans cette sorte de désert enchanté.

A se voir seul en effet dans une vaste enceinte, que ce soit dans un temple, un cloître ou un château, il y a quelque chose de bizarre et, pour ainsi dire, de mystérieux. Le monument semble peser sur l'homme ; les murs le regardent ; les échos l'écoutent ; le bruit de ses pas trouble un si grand silence qu'il en ressent une crainte involontaire et n'ose marcher qu'avec respect.

Ainsi d'abord fit le chevalier ; mais bientôt la curiosité prit le dessus et l'entraîna. Les candélabres de la galerie des glaces, en se mirant, se renvoyaient leurs feux. On sait combien de milliers d'amours, que de nymphes et de bergères se jouaient alors sur les lambris, voltigeaient aux plafonds et semblaient enlacer d'une immense guirlande le palais tout entier. Ici, de vastes salles, avec des baldaquins en velours semé d'or, et des fauteuils de parade[3], conservant encore la raideur majestueuse du grand roi[4] ; là, des ottomanes[5] chiffonnées, des pliants en désordre autour d'une table de jeu ; une suite infinie de salons toujours vides, où la magnificence éclatait d'autant mieux qu'elle semblait plus inutile ; de temps en temps des portes secrètes s'ouvrant sur des corridors à perte de vue ; mille escaliers, mille passages se croisant comme dans un labyrinthe ; des colonnes, des estrades faites pour des géants ; des boudoirs enchevêtrés comme des cachettes d'enfants ; une énorme toile de Vanloo près d'une cheminée de porphyre ; une boîte à mouches[6] oubliée à côté d'un magot de la Chine ; tantôt une grandeur écrasante, tantôt une grâce efféminée ; et partout, au milieu du luxe, de la prodigalité et de la mollesse, mille odeurs enivrantes, étranges et diverses... une tiédeur énervante, l'air de la volupté.

Être en pareil lieu à vingt ans, au milieu de ces merveilles, et s'y trouver seul, il y avait à coup sûr de quoi être ébloui. Le chevalier avançait au hasard, comme dans un rêve.

« Vrai palais de fées ! » murmurait-il ; et, en effet, il lui semblait voir se réaliser pour lui un de ces contes où les princes égarés découvrent des châteaux magnifiques.

Étaient-ce bien des créatures mortelles qui habitaient ce séjour sans pareil ?... Qui sait ? Derrière ces rideaux épais, au fond de quelque immense et brillante galerie, peut-être allait-il apparaître une princesse endormie depuis cent ans, une fée en paniers[7], une Armide en paillettes, ou quelque hamadryade de cour, sortant d'une colonne de marbre, entr'ouvrant un lambris doré.

Étourdi malgré lui par toutes ces chimères, le chevalier, pour mieux rêver, s'était jeté sur un sofa... Il se leva et continua son chemin à travers ce pays nouveau, et s'y perdit, cela va sans dire. Deux ou trois laquais, parlant à voix basse, lui apparurent au fond d'une galerie. Il s'avança vers eux et leur demanda sa route pour aller à la comédie[8].

— Si monsieur le marquis[9], lui répondit-on, veut bien prendre la peine de descendre par cet escalier et de suivre la galerie à droite, il trouvera au bout trois marches à monter ; il tournera alors à gauche, et, quand il aura traversé le salon de Diane, celui d'Apollon, celui des Muses et celui du Printemps, il redescendra encore six marches, puis, en laissant à droite la salle des gardes, comme pour gagner l'escalier des ministres, il ne peut manquer de rencontrer là d'autres huissiers qui lui indiqueront le chemin.

— Bien obligé, dit le chevalier, et, avec de si bons renseignements,

3. *des fauteuils de cérémonie.* — 4. Louis XIV. — 5 Sorte de fauteuil. — 6. Les mouches étaient de tout petits ronds noirs en étoffe que les femmes se mettaient sur le visage ou le cou pour en faire ressortir la blancheur.

7. Jupon très ample et très bouffant, à la mode sous Louis XV. — 8. On jouait la comédie dans le château. — 9. Les laquais appelaient ainsi tous les gentilshommes qu'ils ne connaissaient pas.

ce sera bien ma faute si je ne m'y retrouve pas.

Il se remit en marche avec courage, s'arrêtant toujours malgré lui pour regarder de côté et d'autre ; puis, au bout d'un grand quart d'heure, ainsi qu'on le lui avait annoncé, il trouva de nouveaux laquais.

— Monsieur le marquis s'est trompé, lui dirent ceux-ci ; c'est par l'autre aile du château qu'il aurait fallu prendre ; mais rien n'est plus facile que de la regagner. Monsieur n'a qu'à descendre cet escalier, puis il traversera le salon des Nymphes, celui de l'Été, celui de.....

— Je vous remercie, dit le chevalier.

Et je suis bien sot, pensa-t-il encore, d'interroger ainsi les gens comme un badaud. Je me déshonore en pure perte et quand, par impossible, ils ne se moqueraient pas de moi, à quoi me sert leur nomenclature et tous les sobriquets pompeux de ces salons dont je ne connais pas un ?

Il prit le parti d'aller droit devant lui, autant que faire se pourrait [10]. — Car, après tout, se disait-il, ce palais est fort beau, il est très grand, mais il n'est pas sans bornes, et, fût-il long comme trois fois notre garenne, il faudra bien que j'en voie la fin.

Mais il n'est pas facile à Versailles d'aller longtemps droit devant soi, et cette comparaison rustique de la royale demeure avec une garenne déplut peut-être aux nymphes de l'endroit, car elles recommencèrent de plus belle à égarer le pauvre garçon et, sans doute pour le punir, elles prirent plaisir à le faire tourner et retourner sur ses propres pas, le ramenant sans cesse à la même place, justement comme un campagnard fourvoyé dans une charmille ; c'est ainsi qu'elles l'enveloppaient dans leur dédale de marbre et d'or.

Dans les *Antiquités de Rome*, de Piranési, il y a une série de gravures que l'artiste appelle « ses rêves » et qui sont un souvenir de ses propres visions durant le délire d'une fièvre. Ces gravures représentent de vastes salles gothiques : sur le pavé sont toutes sortes d'engins et de machines, roues, câbles, poulies, leviers, catapultes, etc... expression d'énorme puissance mise en action et de résistance formidable. Le long des murs vous apercevez un escalier, et, sur cet escalier, grimpant, non sans peine, Piranési lui-même. Suivez les marches un peu plus haut, elles s'arrêtent tout à coup devant un abîme. Quoi qu'il soit advenu du pauvre Piranési, vous le croyez du moins au bout de son travail, car il ne peut faire un pas de plus sans tomber ; mais levez les yeux, et vous voyez un second escalier qui s'élève en l'air, et, sur cet escalier encore, Piranési sur le bord d'un autre précipice. Regardez encore plus haut, et un escalier encore plus aérien se dresse devant vous, et encore le pauvre Piranési continuant son ascension, et ainsi de suite, jusqu'à ce que l'éternel escalier et Piranési disparaissent ensemble dans les nues, c'est-à-dire dans le bord de la gravure.

Cette fiévreuse allégorie représente assez exactement l'ennui d'une peine inutile et l'espèce de vertige que donne l'impatience. Le chevalier, voyageant toujours de salon en salon et de galerie en galerie, fut pris d'une sorte de colère :

— Parbleu ! dit-il, voilà qui est cruel. Après avoir été si charmé, si ravi, si enthousiasmé de me trouver seul dans ce maudit palais (ce n'était plus le palais des fées), je n'en pourrai donc pas sortir ! Peste soit de la fatuité qui m'a inspiré cette idée d'entrer ici comme le prince Fanfarinet [11] avec ses bottes d'or massif, au lieu de dire au premier laquais venu de me conduire tout bonnement à la salle de spectacle !

Lorsqu'il ressentait ces regrets tardifs, le chevalier était, comme Piranési, à la moitié d'un escalier, sur un palier, entre trois portes. Derrière celle du milieu, il lui sembla entendre un murmure si doux, si léger, si voluptueux, pour ainsi

10. *autant que possible.*

11. Héros d'un conte de fée.

dire, qu'il ne put s'empêcher d'écouter. Au moment où il s'avançait, tremblant de prêter une oreille indiscrète [12], cette porte s'ouvrit à deux battants. Une bouffée d'air embaumé de mille parfums, un torrent de lumière à faire pâlir la galerie des glaces, vinrent le frapper si soudainement qu'il recula de deux pas.

— Monsieur le marquis veut-il entrer ? demanda l'huissier qui avait ouvert la porte.

— Je voudrais aller à la comédie, répondit le chevalier.

— Elle vient de finir à l'instant même.

A. DE MUSSET.

12. *d'être indiscret en écoutant.*

Le Fuji.

Le Fuji a la forme générique du cône légèrement tronqué, comme si son sommet avait reçu le cran de deux formidables coups de hache. Il dresse à près de 4000 mètres au-dessus de la mer ses pentes majestueuses dont une sur le versant ouest s'infléchit en un léger renflement. Ces pentes s'élèvent d'un mouvement continu que ne rompt l'horizontalité d'aucun plateau [1], d'aucun gradin ; aucune saillie apparente, à de telles distances, n'en vient interrompre la ligne, ni rochers, ni forêts. Il en existe pourtant, cela est certain, et leurs accidents [2] viennent varier l'uniformité d'une ascension qui, sans eux, serait monotone ; mais pour celui qui, des plaines inférieures, voit se dresser devant lui les grandes pentes de l'énorme Fuji, rien ne le distrait de la dominante vision de cette forme élémentaire si simple, si nue, qui emplit l'horizon, à laquelle la vue ne peut se soustraire, revient invinciblement attirée, but unique de tous les regards, sujet essentiel [3] de toutes les conversations des hommes qui, au même moment, la rencontrent dans le champ de leur rayon visuel [4].

1. *aucun plateau horizontal.* — 2. *les irrégularités de leurs formes.* — 3. *principal.*

Il n'est pas d'autre explication à la surprenante obsession qu'en ressentirent les artistes japonais, si l'on y ajoute que sa forme graphique si simple était un perpétuel sujet d'amusement pour ces amateurs de deux coups de pinceau. Pour les tard-venus [5] qui découvrirent enfin dans les paysages de leur pays une source inépuisable de motifs [6] pittoresques à peindre, il fut le fond permanent d'une foule de leurs compositions. Les premiers plans furent les prétextes aux spectacles divers et variés de la vie, au kaléidoscope éternellement changeant des êtres et des choses : le Fuji fut la trame sur laquelle ils brodaient la vie. Il fut à leurs yeux ce qui est éternel et ce qui ne change pas. Autour de cette forme élémentaire, ils se sont plu à noter les jeux [7] variés des saisons, de la lumière et de l'heure, et parfois dans des visions grandioses....

Le Fuji est visible dans un rayon infiniment vaste ; on l'aperçoit fort bien de Tokio par la perspective de ceraines rues ou du haut de certaines collines. Il est nettement visible de Yokohama et il accueille de loin le voyageur qui arrive de mer... Mais le Fuji se dérobe fréquemment à la vue en se dissimulant derrière un épais écran de nuages ; c'est une rare fortune de jouir pendant plusieurs jours de sa claire image, et bien heureux ceux qui ont pu en tenter le tour sans déboires.

Gaston MIGEON.

(Extrait d'un article du *Journal des Débats.*)

— 4. Expression de physique : *dans la limite de leur vue.* — 5. *les artistes postérieurs.* — 6. *de sujets.* — 7. *les effets.*

Archéologie.

On sait à quelle profondeur il a fallu creuser pour construire le Métropolitain de Paris. Depuis que les

travaux se font dans la partie méridionale et dans l'île, berceau de l'antique Lutèce, une foule de choses curieuses ont été déterrées.

C'est la faune des époques préhistoriques, ce sont les bêtes féroces de l'âge des cavernes qui sont revenues à la lumière : os de mammouths, os de monstrueux sauriens, sont sortis du sol pour la plus grande joie des savants.

Ce sont les vieux remparts gaulois dont on a retrouvé les assises et quelques pans, si bien qu'il a été possible de reconstituer avec vraisemblance l'enceinte première derrière laquelle se blottissaient les huttes grossières des pêcheurs parisiens.

Ce sont des sculptures, parfois d'un intérêt tout particulier, qui évoquent l'image du monde gallo-romain. Ainsi, un bas-relief représente sur ses deux faces divers personnages; l'un d'eux tient un manuscrit et lit attentivement, la tête coiffée d'une sorte de capuchon. A force de considérer ce capuchon M. Charles Normand a reconnu le *cucullus* dont les noctambules, après le règne d'Auguste, se recouvraient le soir, et qu'on retrouve sur la tête. de convives, dans une peinture murale de Pompéï. Or ce vêtement serait d'invention gauloise, et ne serait passé à Rome qu'après la conquête.

Ce sont des fragments d'arceaux gothiques, qui rappellent les massives demeures du temps féodal, les pignons en saillie, les rues tortueuses et noires, la vie grouillante du Moyen âge.

Sous ce sol, où, aujourd'hui, l'électricité pousse les tramways et fait flamboyer les magasins, où s'épanouit, splendide, l'extrême civilisation, demeure l'histoire obscure du passé, depuis l'homme quaternaire jusqu'au bon bourgeois de Louis XIV. En quelques heures, on voit, en raccourci, toute l'humanité.

Dans l'épaisseur de ces quelques mètres, que de passions, que de douleurs, que de vertus ou de crimes! Combien y ont souffert, dont la poussière même a disparu, sans laisser plus de vestiges que leurs cris de colère ou de joie! Et l'on se demande si, après des siècles, des ouvriers pour fonder des palais, ne déterreront pas aussi un lampadaire de notre Opéra ou un chapiteau de notre Sorbonne, sur lesquels viendront discuter les archéologues de l'avenir.

M. J.

A la Jungfrau *.

Jungfrau, le voyageur qui pourrait sur ta tête
S'arrêter et poser le pied sur sa conquête,
Sentirait en son cœur un noble battement,
Quand son âme, au penchant de ta neige éternelle,
Pareille au jeune aiglon qui passe et lui tend l'aile,
Glisserait et fuirait sous le clair firmament.

Jungfrau, je sais un cœur qui comme toi se cache,
Revêtu comme toi d'une robe sans tache ;
Il est plus près de Dieu que tu ne l'es du ciel.
Ne t'étonne donc point, ô montagne sublime,
Si, la première fois que j'en ai vu la cime,
J'ai cru le lieu trop haut pour être d'un mortel.

A. de Musset.

* Voir les quatre autres parties.

Un amateur de musique.

Nous n'oserions garantir l'authenticité de ce récit, qui a paru dans une causerie du *Petit Journal*. Mais l'historiette est fort plaisante et joliment racontée.

C'était un bey de Tunis qui régnait, il y a une cinquantaine d'années, bien avant que nos armées eussent pénétré en Kroumirie. A cette époque, les souverains de ce pays musulman achetaient encore aux corsaires des esclaves européens capturés sur les navires qui croisaient dans la Méditerranée. L'un de ces infortunés captifs, amené devant l'Altesse et interrogé sur ses talents, eut le malheur de révéler qu'il était chef d'orchestre.

— Ça tombe bien, dit le bey ; j'ai toujours rêvé d'avoir une fanfare !

Le prisonnier frémit. Il essaya d'échapper aux graves dangers qu'il prévoyait. Les instruments faisaient défaut. Et combien étaient nécessaires ! Des ophicléides, des trombones, des hautbois, des petites flûtes, des grosses caisses, des violons, des violoncelles, des contrebasses, des cymbales. Il insista sur la dépense.

— Ma fortune, fit le bey, me permet de m'offrir ce luxe !

Il fit donc acheter les instruments.

— Voilà ta fanfare ! dit-il au chef d'orchestre.

— Altesse, répliqua celui-ci, et les musiciens ?

— Des musiciens ! Voilà cinquante nègres.

— Mais, demanda le pauvre homme, ces nègres savent-ils la musique ?

— Ça, déclara le bey, c'est ton affaire. Si, dans un mois, tu ne leur fais pas jouer un air devant moi, on t'empalera, voilà tout !

Je ne sais pas si vous concevez avec une suffisante netteté l'horreur de la situation.

Le chef d'orchestre fit travailler les cinquante nègres quatorze heures par jour pour arriver à leur faire jouer une fantaisie simplifiée sur le thème immortel : « Maman, les p'tits bateaux — qui vont sur l'eau — ont-ils des jambes ? »[1]

Ses efforts furent à peu près vains. L'ophicléide avait des dispositions ; la petite flûte parvint à jouer, presque juste, quatre ou cinq mesures, mais les violonistes ne purent jamais tirer plus d'une note de leurs violons et les hautbois ne poussaient que des plaintes déchirantes. Seule, la grosse caisse se montrait à la hauteur des événements. Et la date fixée, la date fatidique, la date mortelle advint. Le bey n'avait pas deux paroles[2] : il convoqua la fanfare.

— Es-tu prêt ? dit-il au chef d'orchestre.

— Altesse... balbutia celui-ci.

— Alors, joue !

Les cinquante nègres commencèrent par accorder leurs instruments. « Voilà le *la*, voilà le *la !* » gémissait le chef d'orchestre. Mais les violons grinçaient en *sol*, les ophicléides grondaient en *ut* mineur, les violons se promenaient dans toutes les octaves, les petites flûtes faisaient n'importe quoi, les hautbois pleuraient n'importe comment. Imaginez des portes qui grincent, des chiens qui aboient, des chats qui miaulent, des gorets qu'on égorge, des chevaux qui hennissent, des paons qui appellent « Léon ! »[3] suivant leur incompréhensible habitude, vous n'aurez encore qu'une faible idée du résultat des efforts de la fanfare du bey de Tunis à la recherche du *la*. Enfin, au moment où ces bruits lui semblèrent, par hasard, un peu moins discordants, pâle et frissonnant, le musicien abaissa son archet...

La fanfare commença, dans la faible mesure que lui permettaient sa science et ses lumières : « Maman, les p'tits bateaux... » Ça ressemblait un peu aux « P'tits

1. Air populaire, extrêmement simple, naturellement. — 2. *ne revenait pas sur ce qu'il avait dit.* — 3. Le cri des paons ressemble en effet, vaguement, au mot : « Léon ».

bateaux », ça ressemblait aussi au « Roi Dagobert »[4], ça ressemblait à la sérénade du « Roi de Thulé », ça ressemblait à tout, ça ne ressemblait à rien. Et le chef d'orchestre se disait :

— Dans dix minutes, je serai empalé. Il n'y a pas de doute, on va m'empaler !

... Le concert se termina, d'une façon imprévue, par un solo de grosse caisse. Le bey réfléchit une minute et déclara :

— Ce n'est pas mal... mais j'aimais mieux le premier morceau !

Le premier morceau, c'était le charivari des intruments qui essayaient de s'accorder. Et le chef d'orchestre respira. Et, depuis ce temps, il donna des concerts tous les jours, tous les jours. Et il vieillit, à la cour du bey de Tunis, riche, puissant et comblé d'honneurs. Pierre Mille.

(*Le Petit Journal.*)

4. Autre air populaire.

Rêverie au cimetière.

Je vais quelquefois au cimetière, c'est un lieu qui m'émeut plus qu'il ne m'attriste. A mesure que j'avance en âge, il me semble que les liens qui m'attachent aux vivants vont se dénouant, et que d'autres se forment en secret qui m'entraînent vers les morts, cette future société chez qui je vais bientôt descendre.

Dans nos villes, il y a une heure, le dimanche, où les rues sont tranquilles, les habitations désertes : un silence saint semble planer sur la cité....

Souvent, à cette heure, je ne sais quelle tristesse, me chassant hors de chez moi, me porte vers les champs. Je quitte l'ombre des rues, j'arrive sous la voûte du ciel ; mais la foule me déplaît ; ces habits de fête me choquent ; le bruit, la poussière m'attristent ; je tourne vers les lieux délaissés, vers les avenues solitaires ; bientôt mes pas suivent celle où ne passent guère que les morts à leur dernière promenade : j'arrive au seuil, je le franchis et j'erre parmi les tombes.

Ici ce n'est plus la tristesse, c'est la mélancolie qui pénètre mon cœur, quelquefois un peu amère, plus souvent douce et attendrissante. Je foule aux pieds ces herbes, je passe sous l'ombrage de ces saules, je regarde l'éclat éblouissant des murs blanchis qui ceignent cette solitude, et, sans plus de distractions que celle-là, je trouve que les heures coulent rapides et remplies. C'est que, pendant que mes sens sont ainsi occupés, mille rêveries captivent mon cœur ; mille figures s'y peignent ; mille sentiments y vivent ; il est devenu le domaine d'une poésie vague, mais profonde, sinistre, mais émouvante. Il me semble comme si[1] je planais au-dessus de la vie, au-dessus des âges, des destinées, comme si, du ciel, je voyais ces générations diverses que recouvre cette terre que je foule : puis je reviens à moi-même, bientôt foulé par d'autres. Ma jeunesse est finie ; le plaisir est usé pour moi ; je ne connaîtrai plus les passions brûlantes ni le rire folâtre ; mais mon âme a encore de la curiosité pour ce grand mystère de la mort ; il l'attire par un charme invincible, et ce triste plaisir survit à tous les autres.

Tout d'ailleurs n'est pas sombre dans les souvenirs qu'évoque pour moi cette plaine funèbre. Elle recèle des êtres sous l'aile[2] desquels s'abrita ma joyeuse enfance, et que j'ai trop tôt perdus pour que leur mort m'ait fait des blessures bien cruelles. C'est plus tard qu'on apprend à souffrir ; et encore combien dont la vie n'est qu'une longue enfance ! êtres légers que rien ne déchire parce qu'à rien ils ne sont attachés ; êtres heureux, mais d'un bonheur qui ne fait pas envie !

Topffer.

1. *Il me semble que* serait plus correct.— 2. *sous la protection.*

Les Cinq Langues

N° 19. 5 Juillet 1907. 7e Année.

PARTIE FRANÇAISE

Clovis Hugues.

Le poète Clovis Hugues vient de s'éteindre après de longues souffrances qui, depuis plusieurs années,

Clovis Hugues.

le tenaient dans la retraite. C'était un brave homme, bon père, bon époux, dont la vie pourtant avait été tumultueuse. Foncièrement paisible, il avait tué un homme en duel. Homme d'intérieur, il avait fait de la politique. Il y avait réussi d'ailleurs et son éloquence de méridional, pleine de vivacité, de gaîté, de saillies, était agréable aux lettrés comme au peuple.

Mais c'est le poète qui doit plutôt nous intéresser, et ce poète avait du talent, un talent clair et souple. Ses vers étaient sonores, ses images frappantes, sa langue harmonieuse. Il rimait avec esprit, avec émotion parfois, et cela se lisait toujours avec plaisir. Il a laissé ainsi bien des pièces aimables qui semblent écrites tantôt avec un sourire, tantôt avec une larme. L'impression qui en reste n'est point profonde sans doute ; d'autres ont su mieux que lui élever les âmes ou faire palpiter les cœurs. Mais il ne faut point dédaigner la poésie aimable : un peu de musique légère est douce à certaines heures ; cela repose. Et l'œuvre de Clovis Hugues est reposante infiniment.

Il écrivait du reste avec une extrême facilité, comme il peignait, comme il jouait de la flûte, comme il lançait une harangue dans une réunion publique. Lui-même s'en amusait et en amusait les autres. Ainsi, il fit un jour une conférence sur l'art de composer des vers. Devant un public en joie, il improvisa des poésies sur des rimes qu'on lui fournit, puis sur des sujets qu'on lui suggéra. Comme il venait d'être expulsé de la Chambre des députés, on lui jeta comme titre : l'expulsion ; là-dessus, il crayonna en cinq minutes une première pièce en style romantique [1], en cinq autres minutes une seconde pièce en style parnassien [2], en cinq autres minutes une troisième en style vulgaire. Il y eut des rires et des applaudissements à faire crouler la salle.

Pauvre Clovis Hugues ! barbu, chevelu, vif et agile, il était vraiment le type de l'homme du midi, incomparable pour égayer un cercle d'amis ou une discussion sérieuse. A la fin il était encore chevelu et barbu, mais barbe et cheveux étaient tout blancs ; le corps était épaissi ; l'esprit seul demeurait alerte malgré l'âge et les douleurs.

M. J.

1. Dans le style de Victor Hugo. — 2. Dans le style de Leconte de Lisle.

A la gloire du vin de Champagne.

En 1884 la ville d'Épernay institua un concours de poésie : il s'agissait naturellement de célébrer le Champagne. Ce fut Clovis Hugues qui obtint le premier prix par une pièce charmante et trop oubliée aujourd'hui. En voici un passage :

Béni soit le soleil, père de toutes choses,
Qui, tout en s'occupant de nous faire des roses
Avec son baiser d'or et ses rayons divins,
Trouve encore le temps de féconder les treilles
Dans la saison charmante et douce où les abeilles
Volent aux pampres lourds du vieux renom des vins [1] !

Mais surtout gloire à lui, gloire à l'œuvre féconde,
Qu'il accomplit d'en haut pour la gaîté du monde !
Gloire à lui quand, versant partout l'ivresse à flots,
Il fait jaillir du sol qui s'entr'ouvre et qui fume
Les flots légers, les flots vivants, la blonde écume
Du Champagne, à travers la chanson des goulots !....

Convives, soyons doux puisque la vigne est douce !
Alors qu'elle frisonne en poussant ce qui pousse
Dans le fouillis des ceps tout plaqués de tons verts[2],
Ce n'est pas seulement la plante avec sa sève,
C'est aussi l'idéal et c'est aussi le rêve,
Subitement éclos dans l'audace du vers.

Que de quatrains mignards ont déjà l'aile prise
Aux longs rameaux tordus effleurés par la brise !
Que de strophes demain remonteront aux cieux
Dans le matin vermeil, loin des regards profanes,
Après avoir trempé leurs plumes diaphanes
Dans le vin célébré par les bardes [3] joyeux !......

La Muse qui couvrait son jeune front de gloire
A vu plus d'une fois Hugo lui-même boire
Le Champagne mousseux avec sérénité,
Tandis qu'en son cerveau tout vibrant de génie,
L'idylle voltigeait, pas encore finie,
Dans un demi-contour fait d'ombre et de clarté.

Et ce que tu créais en ces heures sacrées
Champagne, ô doux berceur des syllabes dorées [4]
C'était de la justice et c'était de l'amour;
Car tu collaborais avec l'homme sublime
Qui, démasquant l'intrigue et dénonçant le crime,
Chasse la nuit infâme et hâte le grand jour.

Clovis Hugues.

1. *aux pampres lourds qui semblent ployer sous le poids de leur renommée.* — 2. Dans le fouillis des ceps, les feuilles vertes semblent former des plaques, quand on regarde de loin. — 3. *les poètes.* — 4. *belles et brillantes comme l'or.*

Sur le Champ de Bataille.

Extrait d'un article paru dans le *Gil Blas*. Ce qui donne une valeur exceptionnelle aux observations, et ce qui en fait le puissant intérêt, c'est que ce sont des choses vues. L'auteur, M. de Loubitch, est en effet capitaine de dragons dans l'armée russe et il a fait toute la campagne russo-japonaise.

Peu nombreux sont les soldats qui, dès le début, « s'habituent », se trouvent relativement à leur aise lorsque les balles sifflent autour d'eux. Ce sont principalement des sujets bien équilibrés, aux nerfs solides. Ils sont fort rares parmi nos contemporains si atteints de toutes sortes de névroses. Dès l'abord, disent-ils, la bataille paraît terrible; mais, peu après, l'habitude aidant, l'on n'apporte aucune attention à ce qui se passe autour de soi, bien qu'il soit parfois difficile de se défaire d'une impression oppressante qui vous accable et dont la caractéristique [1] est plutôt de la tristesse que de la peur.

Leur courage ne provient pas d'un emballement[2] irréfléchi : c'est le résultat du calme de leur nature et de leur sang-froid. Souvent, je les ai regardés dans les moments les plus dangereux, et il me venait à l'idée cette comparaison : ces hommes, au milieu de cette grêle de balles, se comportent comme s'ils étaient en train de « boire du samovar, assis à l'ombre d'un immense bouleau ».

Comme prototype [3] de caractères d'une telle nature, je citerai l'exemple suivant :

Pendant l'engagement qui eut lieu à Say-Ma-Pou (environs de Sandepou), le capitaine N... avait continué le feu de sa batterie pendant déjà plusieurs heures contre des batteries japonaises, dont le tir était si terrible que beaucoup de ses hommes étaient hors de combat, lorsque, tout à coup, un éclat d'obus lui enleva le bras gauche. Voulant continuer à remplir son devoir, il se fit panser sur place sans consentir à quitter le commandement de sa batterie. Sur ces entrefaites, le trésorier était arrivé pour payer la solde des officiers; malgré les terribles souffrances qu'il éprouvait et l'énorme perte de sang qui l'affaiblissait, N... signa, émargea [4] de la main droite la feuille de paiement. Il continua encore, pendant près d'une demi-heure, à commander le feu, et ce ne fut que sur les instantes prières de ses camarades qu'il consentit à céder son commandement et à se rendre à l'ambulance.

En voyant de pareils hommes, si déterminés, doués d'une telle volonté de fer et d'une si grande force de résistance contre la douleur, on peut se demander si ces hautes qualités leur viennent de l'expérience acquise dans des campagnes antérieures. Je ne le crois pas. Ils s'efforcent à ne pas la faire paraître, mais, au fond d'eux-mêmes, que ce soit leur premier ou deuxième engagement, ils ressentent chaque fois la même chose.

Le général Skobelew, si audacieux, si courageux, ne cessait de redire que chacun peut montrer et avoir du courage, mais qu'il est presque impossible de se débarrasser du sentiment pénible, de la gêne inhérente au bruit de la fusillade.

Il arrive parfois que des personnes restées de sang-froid pendant un certain temps dans un danger imminent, perdent tout à coup leurs qualités acquises sous l'influence de faits insignifiants, et même en arrivent à montrer de la poltronnerie. Ainsi, je pourrais citer le lieutenant B... qui, pendant une quinzaine d'engagements, avait été très brave et très courageux sous le bourdonnement des cousins [5] et avait mérité l'estime de ses chefs et de ses camarades. Malgré son attitude merveilleuse au feu et ses qualités incontestées, cet officier commit un jour un acte de lâcheté insigne. Son bataillon reçut l'ordre de déloger les Japonais du village de Soumodiazde,

1. *le trait essentiel.* — 2. mot un peu vulgaire : *exaltation* serait plus français. — 3. Impropre : *exemple caractéristique* serait le vrai mot.

4. *signa en marge*, pour donner le reçu. — 5. *le sifflement des balles*, métaphore militaire.

et cet ordre s'exécutait bien ; au prix de la perte du tiers de l'effectif, tant tués que blessés, la lisière du village fut prise ; le lieutenant B... s'était conduit en brave.

Pendant que les soldats organisaient pour la défense les maisons conquises et tiraillaient sur l'ennemi qui battait en retraite, le lieutenant B... et son capitaine se reposèrent un instant sur le seuil d'une masure à moitié détruite. La fusillade était nourrie, les balles crépitaient de tous côtés et les brancardiers emportaient de nombreux blessés. Subitement, une balle perdue tua le capitaine, qui était assis à côté de B... Ce dernier, se relevant affolé, courut vers moi tout en larmes et, d'une voix éperdue, se mit à me répéter : « Je ne veux plus rester sur les rangs, je m'en vais. »

Au commencement, je me mis à lui parler en supérieur, mais, voyant son égarement — car il ne prononçait que ces mots : « Je m'en vais ! Je m'en vais ! » — je cherchai à le calmer et à lui prouver qu'il ne pouvait agir ainsi ; car, jusqu'à présent, il avait toujours montré de la bravoure et ce n'était pas parce que son capitaine venait d'être tué à ses côtés qu'il pouvait abandonner sa compagnie, si éprouvée en ce moment par la perte de tant de soldats et de tant d'officiers.

J'eus beau m'évertuer, accumuler les objurgations, il ne cessa de répéter, tout en pleurant comme un enfant : « Ce n'est pas tout cela, vous ne me comprenez pas. » J'eus un mal énorme à le retenir et à le calmer, et ce n'est que le soir, vers 9 heures, qu'il commença à reprendre son équilibre.

Ainsi, voilà le lieutenant B..., considéré jusqu'alors comme un officier de valeur, ayant prouvé sa bravoure dans plusieurs batailles, qui, momentanément, sous une impression nerveuse pas plus grave que beaucoup d'autres qu'il avait déjà éprouvées, devient un enfant irresponsable. De voir son capitaine tué à côté de lui, il se frappe [6] tellement qu'il perd toute conscience de lui-même et toute notion de ses devoirs. Quel exemple plus frappant de la complexité de la nature humaine ?

M. DE LOUBITCH.

6. *il s'émeut.*

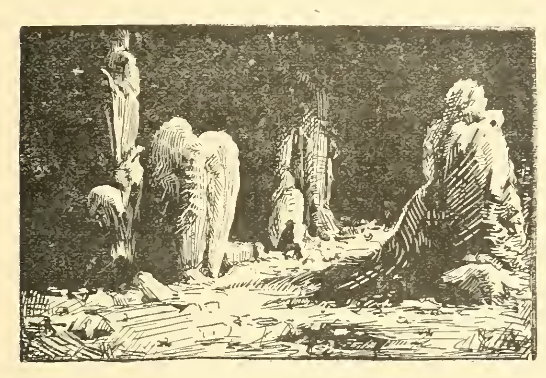
Une glacière naturelle.

On peut admirer une véritable « glacière naturelle » aux environs de Besançon, près de l'abbaye de la Grâce-Dieu, au fond de la vallée des Hiboux. On y trouve, en effet, d'énormes stalactites et stalagmites de glace, aussi bien en été qu'en hiver. Chose paradoxale, la glace y apparaît même plus abondante pendant la saison chaude, tandis qu'elle fond en partie pendant la saison froide.

La grotte est creusée dans un plateau bordant une vallée où coule l'Auderne, petit affluent du Doubs. L'entrée, spacieuse, donne dans un large couloir, incliné à 45° environ. On peut descendre cette rampe, qui n'a pas moins de 135 mètres de longueur, par un chemin en lacet. Tout en bas, on arrive à une chambre dont la voûte est élevée de 27 mètres dans sa partie moyenne et dont les deux côtés ont à peu près 50 mètres de longueur chacun. Sur le côté droit du vestibule se trouve une excavation où l'on ne peut parvenir qu'à l'aide d'une échelle : c'est un refuge que l'on a souvent mis à profit au moment des guerres qui désolèrent la Franche-Comté.

Le tout est creusé dans un terrain calcaire. Le sol de la grotte est un peu glaiseux, mais, presque toujours, il est rendu solide par une légère couche de glace qui le recouvre. Les stalagmites de glace qui semblent en sortir comme des champignons ont parfois plus de 10 mètres de haut, et ces piliers de cristal offrent un spectacle merveilleux. Les paysans, pendant longtemps, s'y approvisionnèrent de glace, qu'ils allaient vendre assez cher dans les villes voisines. Aujourd'hui cette récolte est interdite pour la plus grande joie des touristes.

La température, à l'intérieur de la grotte, est sensiblement constante; les seules variations qu'elle subit ont une tendance à la faire descendre au-dessous de zéro, condition indispensable à la production de la glace. Comment celle ci se forme-t-elle et se conserve-t-elle ? En voici l'explication, d'après un naturaliste, M. Ménégaux : cette grotte, étant parfaitement orientée pour recevoir pendant l'hiver les bises froides du nord, l'air froid, plus lourd, coule dans la grotte et en chasse l'air intérieur, relativement plus chaud. Il peut s'établir ainsi dans les bas-fonds une température de 12 à 15 degrés au-dessous de zéro, qui est celle du plateau. Quant à l'eau nécessaire à la production de la glace, c'est l'infiltration qui la fournit. Après avoir traversé le plafond fissuré d'une épaisseur d'environ 50 centimètres, l'eau vient tomber goutte à goutte dans une atmosphère froide. Elle s'y congèle immédiatement et forme peu à peu d'énormes colonnades très décoratives. Les précipitations neigeuses sont toujours très abondantes sur ce plateau. C'est donc au printemps que les eaux arrivent en plus grande quantité et qu'il doit se former le plus de glace. L'hiver n'est favorable à la production des stalactites de glace que s'il présente des périodes de froid alternant avec des périodes pluvieuses ou de dégel. Il est certain que le froid de l'hiver, de novembre à avril, serait bien suffisant pour produire un volume de glace supérieur à celui de la glacière, mais, pendant les grands froids, c'est l'eau qui fait défaut, car elle ne peut traverser la couche superficielle congelée. Il ne peut donc y avoir coïncidence entre le moment où le froid sévit avec le plus de rigueur et celui où les eaux sont le plus abondantes.



Glacière de la Grâce-Dieu.
(Vue intérieure.)

Les causes du réchauffement sont multiples. Chaque goutte d'eau qui se congèle dégage une certaine quantité de chaleur qui, multipliée par le nombre infini de gouttelettes, produit une certaine quantité de « calories » suffisante pour ramener bientôt l'air à la température de 0 degré, invariable jusqu'à l'arrivée d'une coulée d'air froid. En été, le soleil pénètre dans la partie antérieure du couloir d'entrée, malgré la forêt qui se trouve au voisinage ; mais son action est faible, car les plantes du printemps n'y fleurissent qu'avec un retard de plusieurs mois. A la vérité, la chaleur solaire pourrait se propager par conductibilité à travers la couche d'air humide et immobile qui ferme l'entrée. Mais cette quantité ainsi transmise ne peut être que très faible et devient même négligeable à cause de l'écran constitué par la forêt. Celle-ci, en outre, régularise l'arrivée de l'eau par infiltration et s'oppose aux ravinements. C'est ainsi qu'en 1792, après l'abatage de la forêt, toute la glace disparut et ne réapparut, en été, qu'après le reboisement. La cause de réchauffement la plus notable, agissant hiver comme été, réside dans la chaleur centrale. C'est elle seule qui fournit, d'avril à novembre, la quantité de chaleur nécessaire à la fusion de la glace et le maintien à +2 degrés ou +3 degrés de la température de la glacière. On sait, en effet, qu'à cause de la mauvaise conductibilité des roches, il existe dans le sous-sol, vers 10 mètres de profondeur, une zone à température constante, où les variations intérieures ne se font plus

sentir. La température est égale à la moyenne du lieu, soit environ 9 degrés dans cette région. Or, la glacière est à 70 mètres ; si elle était fermée et sans communication avec l'extérieur, le thermomètre devrait y marquer 12 degrés, en prenant 30 mètres comme valeur du degré géothermique, et il se maintiendrait à cette température incompatible avec l'existence de la glace. Il faut donc qu'en hiver le refroidissement puisse annihiler ces causes de réchauffement pour qu'il y ait congélation de l'eau d'infiltration. De ces différentes raisons, il ressort que, si, en hiver, la température de la glacière peut être égale à celle du plateau, elle ne peut, en été, dépasser zéro que de deux ou trois degrés, parce que la chaleur est alors utilisée à fondre la glace. La quantité produite en hiver est supérieure à celle qui peut fondre en été ; il s'ensuit que la glace augmente chaque année.

Henri Coupin.

Paganini.

Il y a quelque temps, en mai, ont eu lieu à Gênes des fêtes en l'honneur de Paganini. Le souvenir de ce prodigieux virtuose n'a pas encore disparu. Ce qu'on sait moins, c'est que sa vie fut troublée, errante, souvent malheureuse, malgré ses retentissants succès, c'est que même la mort ne lui apporta point le repos immédiat. Guy de Maupassant a raconté dans un passage de son livre *Sur l'eau* ce qu'il advint du pauvre violoniste.

C'est sur l'écueil de Saint-Ferréol, dit Maupassant, que fut caché, pendant cinq ans, le corps du maître violoniste. L'aventure est digne de la vie de cet artiste génial et macabre qu'on disait possédé du diable, si étrange d'allure, de corps, de visage, dont le talent surhumain et la maigreur prodigieuse firent un être de légende, une espèce de personnage d'Hoffmann. Comme il retournait à Gênes, sa patrie, accompagné de son fils, qui, seul maintenant, pouvait l'entendre, tant sa voix était devenue faible, il mourut à Nice, du choléra, le 27 mai 1840. Son fils embarqua sur un navire le cadavre de son père et se dirigea vers l'Italie. Mais le clergé génois refusa de donner la sépulture à ce démoniaque. La Cour de Rome, consultée, n'osa point accorder son autorisation. On allait cependant débarquer le corps, lorsque la municipalité s'y opposa sous prétexte que l'artiste était mort du choléra. Gênes était alors ravagée par une épidémie de ce mal ; mais on argua que la présence de ce nouveau cadavre pouvait aggraver le fléau. Le fils de Paganini revint alors à Marseille, où l'entrée du port lui fut interdite, pour les mêmes raisons. Puis il se dirigea vers Cannes, où il ne put pénétrer non plus Il restait donc en mer, berçant sur la vague le cadavre du grand artiste bizarre que les hommes repoussaient de partout. Il ne savait plus que faire, où porter ce mort sacré pour lui, quand il vit cette roche nue de Saint-Ferréol au milieu des flots. Il y fit débarquer le cercueil qui fut enfoui au milieu de l'îlot. C'est seulement en 1845 qu'il revint, avec deux amis, chercher les restes de son père, pour les transporter à Gênes, dans la villa de Gajona.

La Chenille et le Renard*.

Fable.

Les animaux assemblés s'entretenaient certain jour du ver ingénieux qui fabrique la soie et tous louaient son travail. Comme échantillon, on montra un cocon dont l'examen fit augmenter les louanges. La Taupe elle-même, malgré sa cécité, déclara le cocon merveilleux.

Dans un coin, la Chenille faisait entendre des murmures et des paroles de réprobation, appelant bagatelle l'admirable travail et sots

* Voir les quatre autres parties.

ceux qui le louaient. Les animaux se demandèrent : « Pourquoi seule, cette misérable petite chenille blâme-t-elle ce que nous sommes tous d'accord à louer ? » et cela jusqu'à ce que le Renard eût dit : « Rien n'est plus clair que le motif. Ne savez-vous pas, camarades, que la Chenille aussi fait des cocons, mais qu'elle les fait mal? »

IRIARTE.

Pensées.

— L'expérience, qui éclaire les particuliers, corrompt les princes et les gens en place[1].

— Des qualités trop supérieures rendent souvent un homme moins propre à la société[2]. On ne va pas au marché avec des lingots ; on y va avec de l'argent ou de la petite monnaie

— La société, les cercles, les salons, ce qu'on appelle le monde, est une pièce misérable, un mauvais opéra, sans intérêt, qui se soutient un peu par les machines et les décorations.

— Quand on veut plaire dans le monde, il faut se résoudre à se laisser apprendre beaucoup de choses qu'on sait par des gens qui les ignorent.

— On n'imagine point combien il faut d'esprit pour n'être jamais ridicule.

— Ce qui fait le succès de quantité d'ouvrages[3] est le rapport qui se trouve entre la médiocrité des idées de l'auteur et la médiocrité des idées du public.

— La plupart des livres d'à présent ont l'air d'avoir été faits en un jour, avec des livres lus de la veille.

— La plus perdue de toutes les journées est celle où l'on n'a pas ri.

1. *Les gens qui ont des emplois élevés.* — 2. *La société mondaine,* définie dans la pensée suivante. — 3. *De livres.*

— L'homme pauvre, mais indépendant des hommes, n'est qu'aux ordres de la nécessité. L'homme riche, mais dépendant, est aux ordres d'un autre homme ou de plusieurs.

— En apprenant à connaître les maux de la nature, on méprise la mort ; en apprenant à connaître ceux de la société, on méprise la vie.

CHAMFORT.

Brave enfant!

Au mois de décembre 1856, les pilotes du port d'Agde aperçurent en mer, vers le déclin du jour, un navire d'environ cent tonneaux[1], la goélette la *Reprise* qui faisait voile vers le port ; la mâture semblait en désordre et les flancs du navire portaient la trace d'un choc violent, d'un récent abordage. Quand les pilotes approchèrent, ils virent avec étonnement que le bâtiment[2] marchait tout seul, pour ainsi dire ; du moins le pont[3] semblait désert : ni capitaine, ni timonier, ni matelots. On n'apercevait qu'un mousse allant et venant de tribord à bâbord[4], et faisant à lui seul le service d'un équipage. On voyait bien aussi dans un coin un pauvre matelot, courbé, incapable de se tenir debout.

Le miracle s'expliqua. C'était un enfant de treize ans, le mousse Perret, qui, après que le navire eut été abandonné par le capitaine et par les matelots, à la suite d'un abordage, avait voulu rester seul à bord[5] pour ne pas abandonner un vieux marin de l'équipage cloué sur le pont par la maladie.

Aidé des conseils du malade, le brave enfant s'était multiplié[6], avait suffi à la manœuvre, déployé

1. Un *tonneau* vaut 1000 kilog. — 2. *le navire,* terme de marine. — 3. La partie découverte du navire, terme de marine. — 4. *de droite à gauche,* termes de marine. — 5. *sur le navire,* terme de marine. — 6. *avait fait son possible.*

les voiles et profité d'un vent favorable pour ramener, à lui seul, le bâtiment dans le port.

(*Rapport sur les Prix de vertu*, 1857.)

Ingres et Gounod.

Gounod, pensionnaire de la Villa Médicis, dont Ingres était directeur, discutait souvent à propos de la chère musique italienne qu'Ingres prétendait « bonne tout au plus pour les baraques de foire ».

Un soir que le futur auteur de *Faust* était au piano et venait de jouer le premier acte de *Don Juan* :

— Quelle musique ! s'écria Ingres enthousiasmé, quels accents !... Avouez que jamais les Italiens n'ont fait ni ne feront rien de pareil !

Alors, Gounod se met à jouer tout doucement le chœur des chasseurs de *Guillaume Tell* : « Du village, la cloche sonne ! »

— Dieu ! que c'est beau !... s'écria alors le peintre de la *Source*... Où prenez-vous des inspirations aussi sublimes ?...

— Des inspirations !... Mais cette musique n'est pas de moi...

— Quel est alors le génie qui a trouvé cela ?...

— Mais... c'est Rossini !...

— Rossini !... s'écria Ingres furieux, Rossini, ce charlatan !... Ce n'est pas possible... Ou, alors, c'est qu'il s'est trompé ce jour-là...

Le plus paresseux des trois[1].

Un monsieur très indolent se promenait un jour dans son parc, quand il vit trois paresseux étendus sur le gazon. Il s'approcha d'eux et dit :

— Si je savais lequel de vous trois est le plus paresseux, je lui donnerais vingt francs.

— Vous pouvez me les donner à moi, monsieur, dit le premier, car souvent, quand j'ai envie de dormir, je suis trop paresseux pour fermer les yeux.

— Je suis plus paresseux que cela, dit le second, car, quand je suis assis auprès du feu, je laisse brûler mes pieds plutôt que de prendre la peine de les retirer.

— Tout cela n'est rien, monsieur, dit le troisième, car je suis si paresseux que, si j'étais sur le point d'être pendu, et si on me mettait un couteau dans la main, je ne lèverais pas la main pour couper la corde.

— Eh bien ! mon ami, dit le monsieur, tu es certainement l'individu le plus paresseux que j'aie jamais rencontré. Tiens ! prends les vingt francs.

— Voulez-vous avoir la bonté de les mettre dans ma poche ? répliqua le paresseux.

1. Tiré du cours de thèmes anglais de MM. Gibb, Roulier et Stryienski.

Pacifisme.

Un congrès des pacifistes s'est ouvert, ces jours derniers, à Pittsburg, en Amérique. Au cours de la première séance, deux congressistes étaient entendus contradictoirement sur les moyens à employer pour éviter les guerres entre les peuples. Ils ne purent se mettre d'accord ; la discussion s'échauffa ; les voix montèrent ; et cela se termina par un échange de furieux coups de poing entre les deux orateurs.

Le pugilat terminé et le calme rétabli dans l'assistance, les adversaires, enfin calmés, se donnèrent la main et l'un d'eux déclara qu'ils avaient voulu donner une leçon de choses et démontrer, par leur propre exemple, combien la guerre était haïssable.

Et le public fut très édifié.

Les Cinq Langues

N° 20. 20 Juillet 1907. 7e Année.

PARTIE FRANÇAISE

Les collèges au XVIe siècle.

Ce morceau est extrait d'un discours prononcé à la distribution des prix du collège de Bagnères-de-Bigorre, le 26 juillet 1904.

La discipline à laquelle on soumet alors le petit monde turbulent et joyeux des écoliers, c'est un instrument de supplice, c'est le fouet qui est chargé d'en inspirer le respect. Vainement le bon saint Anselme et, après lui, un illustre docteur de l'Eglise de France au xve siècle, Gerson, protestent contre cette pratique barbare : le fouet demeure, le fouet règne, et la seule différence entre celui qu'on employait au temps de saint Anselme et celui du xvie siècle, est que le second dépasse en longueur le premier. Le fouet était, vous le voyez, du petit nombre de ces institutions heureuses qui grandissent dans l'estime de ceux au bonheur de qui elles sont destinées.

Et malheur au maître qui se refuse à croire que la brutalité du tortionnaire figure au nombre des mérites requis pour être un bon éducateur [1] ! On lui fait payer cher le tort de se montrer réfractaire au dogme de l'efficacité pédagogique d'une bonne lanière [2] effilée, appliquée où il faut : je vous laisse, mes amis, le soin de préciser l'endroit. Nous possédons encore un rapport concernant un certain Lejeune, professeur à Genève, dans lequel ce brave homme est signalé comme coupable de ne pas fouetter suffisamment ses élèves. Je crois être l'interprète des sentiments, au moins de la partie enfantine de mon auditoire, en adressant à l'âme sensible de Lejeune les plus chaleureuses félicitations des élèves du collège de Bagnères.

Et ne croyez pas que cet usage du fouet soit accidentel ou local [3]. C'est la règle ; une règle que beaucoup de gens à tempérament conservateur [4] ont dû, n'en doutez pas, regarder à cette époque comme intangible et sacro-sainte. Ecoutez le grand Rabelais parlant du collège de Montaigu où il a fait ses études et qui était un des plus célèbres de la ville de Paris. « Les forçats sont mieux traités parmi les Maures et les Tartares, les meurtriers dans la prison criminelle, même, sûrement, les chiens dans notre maison, que ne le sont les écoliers en ce collège [5]. » Elève en 1539 du collège de Guyenne, à Bordeaux, qui passait, nous dit-il expressément [6], « pour le meilleur de France », Montaigne n'hésite pas à porter sur les collèges de son temps un jugement plus sévère encore que celui de Rabelais : « Ce sont vraies geôles de jeunesse captive. Vous n'entendez que cris et d'enfants suppliciés et de maîtres ivres de colère... Au lieu de convier les enfants aux Lettres, on ne leur présente qu'horreur et cruauté. » Montaigne ajoute même à cette peinture accusatrice un trait dont la précision rend inoubliable son témoignage. « Les

1. *qu'un bon éducateur doit être aussi un bourreau brutal.* — 2. *on le punit de ne pas croire, comme à un dogme, qu'une bonne lanière est efficace pour l'instruction.*

3. *se soit produit seulement quelquefois ou en certains pays.* — 4. *ennemis des nouveautés.* — 5. La phrase a été modernisée. — 6. *en propres termes.*

maîtres, nous dit-il, enseignent avec une trogne [7] effroyable, les mains armées de fouets. » Successeurs de ces « régents » [8] redoutables, nous avons abandonné les fouets, sans regret, n'en doutez pas ! Les *trognes effroyables* que Montaigne attribue à nos collègues du XVIe siècle ont-elles disparu de même que les fouets ? Laissez-moi, chers amis, me flatter, comme professeur, de cette espérance réconfortante !

....Dans ces collèges sont entassés des jeunes gens auxquels une attitude humble est imposée quand ils parlent à leurs maîtres.

C'est assis par terre, dans la poussière et la saleté, qu'ils écoutent les leçons. L'hiver, on donne à ce bétail un peu de litière ; et largesse de quelques bottes de paille leur est faite [9] pour s'asseoir.

Chose à peine croyable, c'est seulement au XVe siècle que les bancs, de modestes bancs de bois, firent leur apparition. Mais les austères gardiens des vieux usages veillaient — ils veillent toujours, c'est leur fonction propre [10] de veiller ! — et le cardinal d'Estouteville, chargé d'une réforme de l'Université de Paris, jugea à propos de supprimer, en 1452, ce luxe corrupteur, « afin, déclara ce prince de l'Eglise [11] dans une belle phrase latine, d'écarter du cœur des jeunes gens toute tentation d'orgueil. »

Etait-ce aussi pour leur enseigner l'humilité ? Certains écoliers servent à table pendant les repas leurs maîtres qui, en retour, distribuent à ces écuyers tranchants [12] leurs vieux habits et leurs vieilles chaussures.

Je ne demande pas, croyez-le bien, le rétablissement de l'usage aboli de ces munificences [13] ! Mais ces mêmes maîtres, dont la défroque passait sur les épaules de leurs élèves, ne dédaignaient pas de jouer avec eux : ce qui me paraît indiquer dans les relations alors existantes entre les uns et les autres, quelque chose de familial dont nous n'aurions pas dû laisser se perdre la tradition...

Ce même caractère familial apparaît encore dans d'autres traits propres à la vie de collège du XVIe siècle. Des écoliers pauvres, afin de gagner quelque argent, balayent, ramassent les ordures, se mettent au service d'un camarade riche, d'un professeur, d'un collège même — et nul ne s'en étonne, car on est en famille. En 1557 les importantes fonctions de cuisinier étaient remplies au collège d'Autun par un élève. L'histoire ne dit pas si cet écolier fort en sauces [14] faisait danser l'anse du panier [15], antique et respectable usage qui, n'en doutez pas, existait déjà de son temps.

George Duruy [16].

7. *laide figure.* — 8. Ancien mot qui désignait les professeurs de collège. — 9. *on leur donne généreusement un peu de paille.* — 10. *leur devoir spécial.* — 11. *Titre qu'on donne aux cardinaux.* — 12. Au propre : *serviteur de race noble qui découpait les viandes à la table du seigneur.* Ici, ironique. — 13. *bienfaits.* Encore une ironie.

14. Par analogie avec : fort en anglais, en allemand, en thème, en version. — 15. *réclamait plus qu'il n'avait payé.* Expression familière et très fréquente. — 16. Extrait de *Ecole et patrie*, chez Hachette, Paris, 1 fr.

Peaux-rouges.

Le dernier chef Sioux qui ait pris les armes contre les blancs [1] se nommait *le Taureau assis*. Comme, en même temps, il était un peu sorcier, il avait pratiqué sur ses guerriers des incantations magiques qui devaient les rendre invulnérables. C'était peu de temps avant la bataille où il devait trouver la défaite définitive et la mort. Un de ses jeunes braves voulut se rendre compte de la valeur de l'immunité conférée par les conjurations de son chef.

Un jour un piquet [2] de soldats américains s'apprêtait à bivouaquer

1. Les hommes à peau blanche. — 2. *une petite troupe.*

dans la prairie, quand ils virent un Indien, tout empanaché de plumes et orné de ses peintures de guerre, sortir au petit galop d'un bouquet de bois[3], s'avancer vers eux jusqu'à une centaine de mètres et grimper sur un monticule d'où il se détacha nettement sur le ciel. Là il poussa son cri de guerre, brandit sa lance et défia les visages pâles[4].

Un soldat le visa, fit feu et le manqua, puis un autre, puis un autre. Les meilleurs tireurs s'y essayèrent; fusils et revolvers, d'habitude maniés avec tant d'adresse, furent piteusement vains. De la grêle de balles, sifflant tout autour de ce brave, immobile et farouche sur son piédestal de gazon, pas une ne l'atteignit et, comme d'un commun accord, les soldats impressionnés cessèrent de tirer. Au bout d'un long temps, l'Indien brandit encore sa lance, cria quelques paroles de mépris et, faisant volte-face, il regagna le couvert[5] au petit galop, bien sûr maintenant du pouvoir occulte du *Taureau assis*, tandis qu'enthousiasmés de tant d'héroïsme les soldats américains l'acclamaient chaleureusement.

Voilà pour les hommes rouges. Leurs femmes, ces créatures d'aspect misérable, ne leur cèdent en rien, et voici qui prouve qu'elles savent à l'occasion faire montre[6] d'une initiative toute masculine et d'un courage antique[7].

Alors que le général Howard poursuivait le chef Joseph, un des plus rudes tacticiens qui aient jamais mené des Indiens au combat, des femmes indiennes servirent de réserves à leurs tribus et se conduisirent en rudes amazones. L'une d'elles, nommée To-Ka-Map-Po, fut faite prisonnière. Le soldat qui s'était emparé d'elle l'avait garrottée et placée derrière lui en travers de son cheval.

Grâce à l'on ne sait quelle infernale adresse, elle parvint à se dégager, s'empara d'un couteau passé dans la ceinture du ravisseur et le tua d'un seul coup. Alors, au grand galop du cheval, elle rejoignit ses congénères[8] sans abandonner le cadavre de son ennemi, dont la chevelure, scalpée conformément à toutes les règles, fut désormais le principal ornement de sa toilette. A la suite de cet exploit, elle fut toujours admise au conseil des chefs et donna encore plus d'un exemple de bravoure.

(*Je sais tout*, 15 juin 1907.)

3. *un petit bois*. — 4. Nom que les Indiens donnent aux Européens. — 5. *son abri*. — 6. *montrer*. — 7. *digne de l'antiquité grecque et romaine*.

8. *ceux de sa race*.

Le pensionnat de la Légion d'honneur.

Il est question de supprimer le pensionnat de Saint-Denis où sont élevées aux frais de l'Etat les filles des militaires décorés de la Légion d'honneur. Voici quelques détails curieux sur ce pensionnat célèbre, empruntés à un article de M. Armand Charpentier paru dans le journal : l'*École laïque*.

Il est certain qu'au point de vue poétique et archaïque, la disparition de Saint-Denis laissera bien des regrets. Le jour où l'on aura transformé cette maison en lycée, le jour où la vie aura pénétré sous ces cloîtres grandioses, froids et silencieux, tout un passé disparaîtra, un passé qui ne fut pas sans grandeur. Pour bien sentir la mélancolie infinie que cette disparition versera dans certaines âmes, il faut avoir connu, — comme il m'a été donné de la connaître — cette pension, avec ses mœurs, ses coutumes, ses règlements.

Seules, étaient admises à Saint-Denis, les filles des officiers supérieurs, c'est-à-dire ayant le grade au moins de commandant. Dès leur entrée dans la pension, elles revêtaient un uniforme, et quel uniforme ! une robe noire qu'égayait la collerette blanche autour du cou, un chapeau de paille noir, de

forme peu élégante, et des escarpins. Le seul signe distinctif consistait — et consiste toujours — dans une ceinture en étoffe qui entoure la taille, contourne les épaules, se croise dans le dos et vient se nouer sur les reins.

C'est cette ceinture qui, par sa nuance, indique la classe de l'élève. Voici, en suivant l'échelle ascendante [1], la couleur des ceintures : vert, violet, bleu, nacarat, blanc, dix-sept ans ou multicolore. Dans le temps [2], comme les changements de classe se faisaient tous les six mois, chaque couleur se subdivisait en : uni et liséré. Pendant les six premiers mois, l'élève avait la ceinture verte, puis, à Pâques, elle prenait la ceinture vert-liséré et ainsi de suite.

Parmi tant de curiosités spéciales à la maison de Saint-Denis, la plus grande est incontestablement son parloir. Supposez une vaste pièce, tout en longueur, comme une galerie de musée, mais légèrement courbée en arc de cercle. Au centre se trouve une espèce de tribune, garantie par un vitrage. C'est là que se tient la « dame au parloir », ayant pour mission de vérifier les permissions des parents, lesquelles doivent porter le timbre de la Grande Chancellerie, et d'envoyer chercher les élèves. A droite de cette tribune s'étend une double rangée de banquettes adossées les unes aux autres, perpendiculaires au mur, et donnant très exactement l'image d'un immense wagon de 3e classe, que traverserait un couloir central. L'autre moitié du parloir est réservée aux grandes élèves, celles qui ont la ceinture blanche ou sont dans la classe des dix-sept ans. Cette partie de la salle est contournée par un grillage qui lui donne la vague ressemblance d'une salle d'attente de gare.

Mais voici que deux heures sonnent. Tout au fond de la salle, une petite porte s'ouvre et livre passage aux jeunes pensionnaires qui font

1. En allant de la dernière à la première classe. — 2. *autrefois*.

irruption [3] dans le parloir. Cependant, dignes et graves, deux dames noires se promènent à petits pas dans le couloir central qui sépare les banquettes. Elles ont pour mission de veiller à l'ordre et de voir si les parents ne donnent pas à leurs enfants des choses défendues. Tout à l'heure, quand le parloir sera fini, ces mêmes dames noires se porteront [4] à la petite porte du fond et inspecteront les tabliers et les poches des élèves avant leur rentrée.

Je me hâte d'ajouter, pour les profanes, que ces dames noires ne sont nullement des négresses. Ce sont tout simplement d'anciennes veuves de sous-officiers, qui remplissent des fonctions analogues à celles des pions [5] dans nos lycées. Vues de haut [6] par les dames professeurs, elles sont craintes des élèves sur lesquelles s'exerce leur pouvoir tyrannique.

Et, tandis qu'elles arpentent le parloir d'un pas mélancolique, les jeunes pensionnaires se livrent derrière leur dos à une mimique qui pourrait faire croire au visiteur novice que Saint-Denis est une succursale de sourds-muets. Les élèves de cet établissement, en effet, ont gardé de temps immémorial l'habitude de se parler entre elles à l'aide de signes comme les sourds-muets. C'est encore là un usage archaïque et spécial à cette maison. Et ce n'est pas le seul. Les maîtresses ont, à côté d'elles, sur leur chaire, un petit marteau en bois, analogue à celui des commissaires-priseurs. C'est de ce marteau qu'elles usent pour rappeler les élèves au silence.

3. *entrent tumultueusement*. — 4. *iront*. — 5. Nom qu'on donnait jadis familièrement aux maîtres d'études. — 6. *dédaignées*.

La cascade.

Je me promenais au bord du torrent qui mène aux Eaux-Bonnes [1].

1. Station thermale, dans les Pyrénées.

J'errais au hasard sans suivre de sentier, m'enfonçant sous les hêtres, attiré comme malgré moi vers un but étrange autour duquel je tournais sans pouvoir l'atteindre, descendant au bord de l'eau, puis remontant le long des rives, tantôt perdant [2] ce bruit, tantôt l'entendant tout près de mon oreille : c'était une cascade. L'épaisseur du bois, les mille détours du torrent, les courants d'air, en dispersant ou en concentrant le bruit de la chute, m'avaient fait croire que j'en étais loin quand j'en étais tout près et tout près quand j'en étais loin. Enfin je l'avais trouvée. Je me laissai donc mouiller de sa poussière humide [3].

Ce bruit, si nouveau pour moi, me donna une sorte d'étourdissement qui n'était pas sans charme. Il semble qu'on ne s'entende plus penser et que l'âme soit assourdie comme l'oreille. Les êtres qui vivent ici ne savent pas ce que c'est que le silence. Je me parlais, et la voix n'arrivait pas jusqu'à mon ouïe ; je marchais, et mon pied ne faisait rendre aucun son à la terre ; je criais, et il me semblait que je me parlais tout bas. Un voyageur égaré pourrait se trouver ici à côté d'un brigand et tous deux passer la nuit adossés au tronc d'un même hêtre, sans qu'il y eût ni un voleur ni un volé, ni un assassin ni une victime. Un contrebandier pourrait compter son butin à quelques pas d'un douanier à l'affût [4]. Un ours affamé serait forcé de jeûner à côté d'un izard gîté sous la feuillée [5].

Je m'étais assis et je rêvais à cela, me croyant bien seul, lorsque, ayant jeté les yeux machinalement autour de moi, je vis à ma droite, sur un quartier [6] de marbre blanc où tombaient quelques rayons de soleil qui s'étaient glissés à travers bois [7], un beau lézard faisant son dîner d'un scarabée ; et à ma gauche, un vaste chapeau de paille sous lequel était un savant lisant une flore [8] des Pyrénées. Ni le lézard ni le savant ne m'avaient entendu marcher, parler, crier, et ils étaient tous deux à la portée de ma main. Je regardais le lézard se redresser sur sa queue, se baisser pour mieux saisir le scarabée, dont l'aile dure était la seule défense ; je regardais le savant feuilleter sa flore des Pyrénées et y chercher la famille [9] d'une petite fleur bleue qu'il tenait dans sa main. J'aurais pu faire la lecture [10] derrière lui et prendre ma part de ses doctes expériences. A la fin le lézard vint à bout de [11] son scarabée, non sans peine, et se coucha le long d'une raie de soleil pour faire sa digestion. Quant au savant, je compris à son geste animé, aux mouvements précipités de son grand chapeau de paille, qu'il avait trouvé la famille de sa fleur et qu'il poussait des exclamations de joie. Je me levai et partis sans déranger le lézard ni le savant.

D. NISARD [12].

2. *n'entendant plus.* — 3. C'est la pluie très fine, pareille à un brouillard, qui entoure les cascades. — 4. *qui guette.* — 5. *qui a pour gîte le dessous d'un épais feuillage.* — 6. *bloc.* — 7. *à travers les arbres de la forêt.*

8. Livre où sont étudiées les plantes — 9. Terme de botanique. — 10. *j'aurais pu lire dans son livre* — 11. *achera de manger.* — 12. Tiré de *Souvenirs de voyage*, où abondent les jolies pages comme celle-ci.

Alphonse Karr jardinier.

Alphonse Karr, quand il est mort, vivait à Nice depuis une trentaine d'années. Amoureux de roses, fanatique de soleil et de mer bleue, il s'était fait horticulteur, non pas horticulteur amateur, faisant de l'art pour l'art [1], mais horticulteur pour de bon. Jadis, quand on entrait à Nice par le quai Masséna, le premier objet qui frappait les yeux était une plaque de marbre vert portant cette inscription : *Alphonse Karr jardinier ;* et au-dessous, dans une vitrine, s'épanouissaient, en un désordre pittoresque, des roses, des violettes de Parme, des camélias, etc... : c'était la boutique de vente ; le

1. Faisant de l'horticulture uniquement par amour de l'horticulture.

fleuriste, lui, habitait une ferme en pleine campagne, à quelques minutes de la ville. La pièce importante de la maison n'était pas, comme on pourrait le croire, la salle à manger ni la cuisine — Alphonse Karr était d'une sobriété proverbiale — mais « un réduit

Alphonse KARR.

parfumé comme un boudoir, mystérieux comme un sanctuaire, où ne pénétraient que des initiés et d'où sortaient les bouquets sans rivaux qui, eux aussi, étaient des poèmes ». Ces bouquets, il tenait à les faire lui-même : de toutes les fleurs qui les composaient, il n'en était pas une qu'il n'eût cueillie et dont il n'eût fixé la place dans l'harmonieuse composition — une véritable symphonie des couleurs — qui portait bien son cachet, sinon sa signature [2].

(*Après l'École.*)

2. On reconnaissait que le bouquet était de Karr, bien que son nom n'y parût point.

Les deux grenouilles*.

Il y avait une fois au Japon deux Grenouilles. L'une avait élu domicile dans un fossé près de la ville d'Osaka au bord de la mer, tandis que l'autre habitait un petit ruisseau limpide qui traversait la ville de Kioto. Elles ne se connaissaient aucunement, mais par un hasard assez étrange, l'idée leur vint un jour, à toutes deux, de courir un peu le monde ; la Grenouille qui vivait à Kioto eut envie de visiter Osaka et la Grenouille qui demeurait à Osaka voulut se rendre à Kioto. Par une belle matinée de printemps, elles prirent la route qui mène de Kioto à Osaka, l'une était à un bout du chemin, l'autre à l'extrémité opposée. Le voyage fut plus fatigant qu'elles ne l'avaient pensé car elles n'étaient guère expertes en matière de voyage et à mi-chemin entre les deux villes s'élevait une montagne dont il fallut faire l'ascension. Elles mirent beaucoup de temps à atteindre le sommet, elles y parvinrent enfin et quelle ne fut pas la surprise de chacune d'elles de se voir en face d'une autre grenouille ! Elles se considérèrent quelques instants sans mot dire, puis entrèrent en conversation et exposèrent comment elles se rencontraient si loin de leurs demeures. « Quel malheur que nous ne soyons pas plus grandes, dit la grenouille d'Osaka, car nous pourrions voir d'ici les deux villes et dire s'il vaut la peine de nous y rendre. »

« Oh ! répliqua la grenouille de Kioto, il y a un moyen. Nous n'avons qu'à nous dresser sur nos pattes de derrière et à nous soutenir l'une l'autre ; de cette façon chacune pourra voir la ville vers laquelle elle se dirige. »

Cette idée agréa si bien à la grenouille d'Osaka qu'elle se dressa tout d'un coup et appuya ses pattes de devant sur l'épaule de son amie qui de son côté s'était levée. Elles se tenaient ainsi toutes deux, se haussaient le plus possible, se serrant pour ne pas tomber. La grenouille de Kioto dirigeait son nez vers Osaka et la grenouille

* Voir les quatre autres parties.

d'Osaka avait le nez tourné vers Kioto. Mais les sottes créatures avaient oublié que lorsqu'elles étaient debout, leurs grands yeux se trouvaient derrière leurs têtes; leurs nez pouvaient bien regarder les lieux qu'elles voulaient atteindre, mais leurs yeux fixaient toujours ceux d'où elles venaient. « Grand Dieu, s'exclama la grenouille d'Osaka, Kioto ressemble absolument à Osaka. Cela ne vaut certes pas la peine de faire un si long voyage. Je retourne chez moi ! »

« Si j'avais pu m'imaginer qu'Osaka n'est qu'une image de Kioto, je n'aurais jamais fait tant de chemin, » s'écria la grenouille de Kioto, et en disant ces mots elle retira ses mains de l'épaule de son amie et toutes deux retombèrent dans l'herbe.

Puis elles prirent poliment congé l'une de l'autre et se mirent en demeure de retourner chez elles.

Et jusqu'à la fin de leur vie, elles furent convaincues qu'Osaka et Kioto, qui sont aussi différentes l'une de l'autre que deux villes peuvent l'être, se ressemblaient comme deux pois.

(*The Violet Fairy Book.*)

Résignation.

C'était une nuit d'hiver. Le vent soufflait au dehors et la neige blanchissait les toits. Sous un de ces toits, dans une chambre étroite, étaient assises, travaillant de leurs mains, une femme à cheveux blancs et une jeune fille. Et de temps en temps la vieille femme réchauffait à un petit brasier ses mains pâles. Une lampe d'argile éclairait cette pauvre demeure, et un rayon de la lampe venait expirer sur une image de la Vierge suspendue au mur.

Et la jeune fille, levant les yeux, regarda en silence, pendant quelques moments, la femme à cheveux blancs, puis elle lui dit : « Ma mère, vous n'avez pas toujours été dans ce dénûment. »

Et il y avait dans sa voix une douceur et une tendresse inexprimable.

Et la femme à cheveux blancs répondit : « Ma fille, Dieu est le maître : ce qu'il fait est bien fait. »

Ayant dit ces mots, elle se tut un peu de temps ; ensuite elle reprit :

« Quand je perdis votre père, ce fut une douleur que je crus sans consolation ; cependant vous me restiez ; mais je ne sentais qu'une chose alors. Depuis j'ai pensé que s'il vivait et qu'il nous vît en cette détresse, son âme se briserait ; et j'ai reconnu que Dieu avait été bon envers lui. »

La jeune fille ne répondit rien, mais elle baissa la tête, et quelques larmes qu'elle s'efforçait de cacher tombèrent sur la toile qu'elle tenait entre ses mains. La mère ajouta :

« Dieu, qui a été bon envers lui a été bon aussi envers nous. De quoi avons-nous manqué, tandis que tant d'autres manquent de tout ? Il est vrai qu'il a fallu nous habituer à peu, et, ce peu, le gagner par notre travail ; mais ce peu ne suffit-il pas ? Et tous n'ont-ils pas été, dès le commencement, condamnés à vivre de leur travail ? Dieu, dans sa bonté, nous a donné le pain de chaque jour : et combien ne l'ont pas ! un abri : et combien ne savent où se retirer ! Il vous a, ma fille, donnée à moi : de quoi me plaindrais-je ? »

A ces dernières paroles, la jeune fille, tout émue, tomba aux genoux de sa mère, prit ses mains, les baisa, et se pencha sur son sein en pleurant. Et la mère, faisant un effort pour élever la voix :

« Ma fille, dit-elle, le bonheur n'est pas de posséder beaucoup, mais d'espérer et d'aimer beaucoup. » LAMENNAIS.

Beau dimanche.

C'est dimanche, l'après-midi, vers six heures, en juillet. Le

soleil brûle encore. Pas un souffle de vent. Dans le petit square poussiéreux les feuilles des arbres ne bougent pas. Deux bébés en robes roses, assis sur le gravier, font des dessins avec leur index, et cependant leurs deux bonnes, aux tabliers resplendissants, se racontent, sur le banc vert, de longues histoires. Autour du square, point de fiacre : tous sont à la campagne ; point d'étalage chatoyant : tous les magasins sont clos ; point de flâneur, car la promenade dominicale est terminée, les femmes sont au logis et beaucoup de maris sont au café. Aucun bruit, sauf, au loin, une cloche qui tinte, et plus près, à une fenêtre ouverte, un homme en bras de chemise qui joue sur son piston un air d'opéra.

Parfois un passant en redingote, une fillette avec sa mère, une ouvrière en chapeau à plumes, un soldat en gants blancs, traversent le petit square. Mais leur marche est compassée, un peu gênée par le luxe inaccoutumé de la tenue. Les dames ont des chaussures étroites qui amincissent le pied mais qui font mal. Les messieurs ont des chapeaux hauts de forme sous lesquels ils suent. Les petites filles ont les jupes trop amidonnées et les cheveux trop frisés. L'un rentre à la caserne, l'autre rentre préparer le repas du soir, l'autre rentre se reposer : tout le monde rentre. Mais, en rentrant, on se sent au fond de soi-même quelque vanité d'être bien habillé : on a vaguement l'illusion d'être un oisif élégant ; et on a son âme du dimanche comme on en a les habits.

L'heure avance. Les rayons du soleil, plus obliques, font flamboyer les vitres et mettent une auréole d'or aux arbres du square. Les fleurs embaument dans les massifs. A l'est le ciel se nuance de mauve. La nature, qui ne connaît pas le dimanche, répand, comme à l'ordinaire, les odeurs et les couleurs de son crépuscule. Hautes dans l'air, les hirondelles décrivent éperdument des cercles. Elles aussi vont rentrer. Les passants deviennent plus rares. Mais le petit square ne s'émeut pas. Sur leur banc, les deux bonnes se racontent toujours des histoires, interminablement ; les bambins, vautrés dans leur gravier, barbouillent de poussière leurs robes roses et leurs joues rondes ; l'homme en bras de chemise souffle encore dans son piston.

Une étoile s'allume, puis une autre. Les fenêtres forment des rectangles noirs ; certaines s'illuminent. Le piston lui-même se tait, vaincu par l'obscurité tombante. Il est tard. Une des deux bonnes s'en aperçoit. « Mon Dieu ! sept heures et demie ! Qu'est-ce que Madame va dire ? Venez vite, Bébé ! ». Bébé ne venant pas, elle court à Bébé, et pousse un cri de désolation. « Comme il est sale ! Oh ! le vilain ! » Et à ce cri répond un autre, celui de sa compagne qui, en relevant l'autre bambin, le voit également malpropre.

Des cafés sortent les maris qui, pleins d'apéritifs, s'asseoiront à table avec peu d'appétit ; les dames, lasses d'avoir cuisiné après la promenade, sont de mauvaise humeur ; les petits enfants, houspillés pour avoir souillé leurs beaux vêtements, ont été mis au lit par des mains furieuses et s'endorment les larmes aux yeux ; les adolescents, fatigués par leurs bottines neuves et leurs cols empesés, mangent mal et ont sommeil ; les bonnes, grondées pour être revenues en retard, songent à changer de maison. Les lampes éclairent des visages renfrognés ou des visages somnolents. Dans les rues enténébrées s'élève parfois un refrain populaire chanté faux, mais avec énergie. Sur la petite ville, dégoûtée de son repos hebdomadaire, les étoiles scintillent dans le ciel velouté, et, du sol rafraîchi, des plantes frissonnantes, montent délicieusement les parfums nocturnes.

Max Jasinski.

TABLE DES MATIÈRES

PARTIE FRANÇAISE

I. — Actualités.

II. — Poésies.

III. — Traductions.

IV. — Variétés historiques et géographiques.

V. — Variétés scientifiques.

VI. — Variétés littéraires.

(*Critique, contes, fantaisies*)

VII. — Curiosités, historiettes, pensées.

VIII. — Illustrations.

Les Cinq Langues

N° 1. 5 Octobre 1906. 7e Année.

PARTE ITALIANA

XX Settembre.

Il 20 settembre è festa nazionale per l'Italia, giacchè segna la gloriosa data in cui si compì la sua unità.

CAMMARANO. — I bersaglieri a Porta Pia.

Dopo anni di lotte, di speranze, di patimenti, mancava ancora, perchè l'Italia fosse compiuta, Roma, Roma custode di tutto ún passato di gloria, Roma, nome eterno che riempie il mondo di sua grandezza.

Nel 1870 fu deciso l'ultimo sforzo per conquistare ancora la città che mancava e che doveva divenir capitale della terza Italia, e le truppe mossero dal Piemonte, dalla Lombardia, dalla Venezia.

Dopo alcuni parziali combattimenti attraverso lo Stato Pontificio, gli Italiani giungevano alle mura della città eterna il 19 settembre, e il 20, dopo una ben nutrita cannonata, i bersaglieri venivano all'assalto alla baionetta, e penetravano in Roma attraverso la breccia aperta a Porta Pia.

L'Italia era fatta !

Alcuni momenti della vita di Giosue Carducci.

Da un articolo pubblicato dalla illustre poetessa Annie Vivanti nella *Nuova Antologia* (e contemporaneamente in tedesco nella *Deutsche Rundschau* e in inglese nella *Fortnightly Review*) togliamo :

Eravamo scesi alla spiaggia (della Spezia), e Carducci, vedendo una barca col nome di « Garibaldi », chiamò l'assonnato[1] barcaiolo e gli disse di condurci al largo.

La barca scivolò sulle acque di seta celeste; Carducci era pensieroso; io non parlai.

D'improvviso egli tolse dalla tasca della sua larga giacca grigia un piccolo libro.

— Sappi, o ignorante, che questo è Orazio! — mi disse. — E quì, in queste acque, con questo libro tra le mani, Shelley, il giovane, l'amato, morì.

Il nostro barcaiolo, piegato indolente sui remi, alzò la bella testa pittoresca e disse:

— Illustrissimo! Mio nonno, buon'anima, era il barcaiolo di quell'Eccellenza, del signor Shelley, annegato quí.

Pronunziando il nome di Shelley il marinaio alzò il cappello come se parlasse d'uno dei suoi Santi. Commosso a quell'ingenuo gesto reverente, Carducci disse:

— Io ti saluto, amico — e gli stese la mano.

Il barcaiolo la strinse forte nella ruvida destra, poi tornò a piegarsi sui remi spingendoci avanti nelle lucide acque.

Mi è stato detto (ma mi rifiuto a crederlo!) che ogni barcaiolo della Spezia racconta quella storia di suo nonno quando ode pronunziare il nome di Shelley dai forestieri visitanti il Golfo. — E la nostra storiella per gli inglesi, dicono, col loro sorriso furbo ed infantile. — A loro fa piacere. E per noi vuol dire una lira di più; o due — anche cinque! (Nel nostro caso furono proprio cinque. E la stretta di mano di Carducci).

Ma tutto ciò non può essere che una perfida calunnia.

. . . .

La nostra visita a Verdi fu poco convenzionale. Lo splendido vecchio mosse, alto e bello, all'incontro del suo amico, e l'abbracciò con uno scintillio intenerito nei chiari occhi celesti. Carducci uscì subito sulla vasta terrazza dominante il porto, ed ivi sedette pensieroso e muto. . Verdi, chiamandomi, andò a sedere al suo pianoforte e suonò — fluente e facile come l'acqua scorre e il vento va — della dolce musica vagabonda. Ed era come se mi parlasse. Poi si alzò e insieme uscimmo sul terrazzo dove Carducci sedeva ancora guardando il mare.

Ci ponemmo accanto a lui e per gran tempo nessuno parlò.

Nel sole, sull'acqua danzante, le vele ondeggiavano lucenti e lievi, e passavano con inchini e riverenze verso l'azzurro lontano. Carducci a un tratto disse:

—Io credo in Dio.

E Verdi fece cenno di sì, solennemente, con la candida testa. Poi Carducci — improvvisamente, come sempre — si alzò e disse addio.

Ricordo che Verdi — il quale, come tanti uomini di genio, aveva in sè qualche cosa d'infantile — ci trattenne per mostrarci i suoi fiori.

— Ecco — disse con orgoglio, additando una fila di vasi sul terrazzo, dentro cui stavano delle piante strane, di meschina e spennacchiata[2] apparenza. — Ecco! Li ho piantati e coltivati io. Ci vuole molto tempo e pazienza.

Io guardai con reverente occhio il magro vegetale e domandai che cosa fosse.

— Ma sono camelie! — disse Verdi.

E Carducci, voltandosi rabbioso verso di me, disse:

— Ma come si fa a non vedere che sono camelie?

Verdi sparì frettolosamente e ritornò subito con una grossa brocca piena d'acqua. Si diede ad inzuppare ed innondare la miserabile verdura.

Carducci fu molto impressionato quando Verdi, chinando la bianca testa sopra uno degli sgocciolanti vasi, colse e gli offrì l'unico bocciolo che avesse una lontana appa-

1. insonnolito.

2. spiumate, con poche foglie in disordine.

ranza di voler forse un giorno fiorire.

Non credo che i due amici si siano riveduti mai più.

. . . .

A Roma un giorno, all' uscita di Montecitorio, un uomo magro e mal vestito gli si appressò.

— Senatore — disse a voce bassa — sono un povero giornalista. Mia moglie è malata; i miei bambini hanno fame.

La fronte di Carducci si rannuvolò con quell' espressione di tristezza che sempre evoca in lui il racconto degli altrui dolori. Cercò il portafogli.

Sfortunatamente l'uomo riprese a parlare:

— Sa, Eccellenza, il mio nome è * * *. Sono io l'autore di quell'articolo in sua lode che apparve ieri nell'*Italia*.

Carducci si voltò di botto, fremente ed iracondo:

— Ah? E perciò osate domandarmi denaro? — E alzando d'un gesto rapido il suo bastone, lo colpì.

— Ecco — gridò — ecco come Carducci paga i suoi lodatori!

Malgrado ciò, arrivato a casa, Carducci, rammentando la triste storia, fece mandare cento lire alla famiglia del disgraziato.

Annie Vivanti.

La macchina da cucire.

Perchè non luccica
più nè si cela
l'ago precipite [1]
dentro la tela?
Fermò la macchina
le ruote onde era [2]
tanto ciarliera,

e sta in un angolo
silenziosa;
lenta la polvere
su vi si posa.
Le scarne, pallide
mani a lei note
giacciono immote

1. precipitoso. — 2. in grazia delle quali era...

per sempre. Oprarono
le tele estreme:
sul petto rigide
han requie insieme.
Oh si potessero
sciogliere, aprire
per benedire.

Ma pur dal tumulo [3]
regge e conforta
— dolce memoria —,
la nonna morta.
Essa a la macchina
la giovinetta
nipote affretta.

Bianchi miracoli
d'orli e costure,
alacre [4] artefice
tenta ella pure.
Come rallegrasi
tutta la stanza
se l'ago danza.

Con gaio strepito
la ruota vola;
qua e là continua
passa la spola [5];
l'ago precipite
da le puntate
da le gugliate.

E una cerulea
d'occhi fiorita [6]
ridendo plaude,
ridendo incita [7]:
mirano attoniti
l'opera bella
de la sorella,

che, il volto roseo
su l'orlo intenta,
ecco negli ultimi
giri rallenta
la ruota, e timida
discioglie il vago
filo de l'ago.

Pensa a la povera
nonna? dal chino
occhio una lacrima
cade sul lino.
Poi, ne' suoi riccioli
biondi, repente
sorge ridente.

Guido Mazzoni.

3. tomba. — 4. veloce, diligente. — 5. *la navette*. — 6. una cerulea fiorita d'occhi = tanti occhi azzurri, quasi gli occhi azzurri dei bimbi fossero un'aiuola di fiori. — 7. incoraggia.

Come parla d'Annunzio,

secondo Edmondo De Amicis.

Parla con voce esile, un po' velata, con un leggiero accento meridionale e una cadenza leggermente monotona; ma con pronunzia, salvo le aspirazioni, quasi prettamente toscana. Ma la forza del suo discorso deriva dalla mirabile ricchezza, delicatezza e proprietà del linguaggio, dall'arte finissima di dar valore a ogni parola, di dire le cose più comuni come le più difficili in modo che vi penetrano e vi s'imprimono nel cervello come se egli ve le segnasse con la penna, di rappresentare quello che dice, non solo con le parole e con le frasi, ma anche col suono della voce coi movimenti delle labbra, con gli atti della mano, con l'espressione dello sguardo. Mi ricordo quello scultore di Perodé, nel *Notre Cœur* del Maupassant, che coi suoi gesti « larghi e leggeri » descriveva in tal maniera le opere dell'arte antica e tutte le cose minute ed eleganti, che pareva di vederle uscir fuori dalle sue dita per miracolo. Pare che con le sue piccole mani pallide, parlando, maneggi dei pennelli e dei ceselli, che fili il pensiero, che contorni[1] l'idea, che ricami l'immagine, che tocchi una tastiera invisibile, che faccia uscire con le dita da una frase bella e fine un'altra frase più bella e più fine, la quale fosse nascosta in quella, come un gioiello dentro un gioiello.

I movimenti della sua bocca, in particolar modo, sono ammirabili, e si osservano come le vibrazioni di un grazioso e delicato strumento musicale, che emetta delle note articolate. Ascoltandolo e guardandolo, si capisce ch'egli prova nel parlare un godimento artistico simile a quello che deve provare nello scrivere, e sentiamo anche noi, nell'udirlo, un piacere acuto, continuo, pieno di sorprese, il piacere di chi gusta nelle parole dei sapori deliziosi e sconosciuti. Dal suo modo di parlare mi parve di comprendere bene per la prima volta la sua arte di scrivere. Mi fece lo stesso effetto che ebbi dalla prima audizione della musica del Wagner, la quale mi risuonò nel capo tutta la notte, anche nel sonno, come se vi fosse entrata per una via misteriosa, più diretta e più facile di quella dell'udito fisico. Si direbbe che nella sua arte della parola sono comprese tutte le arti: che egli parli, canti, suoni, disegni e scolpisca ad un tempo.

E c'è gentilezza femminea, vigor virile, e non so che spontaneità fanciullesca. In verità, non potrei dire di non aver mai inteso altri parlar così bene; ma bene in quella forma, con un'arte così varia e sottile, e che desse a sentirlo un diletto così squisito, nessuno.

Edmondo De Amicis.

1. Segni il contorno, il profilo..

Del Capitale*.

Capitale dicesi, ora tutta la fortuna d'un individuo, ora solo la parte di questa che è adibita[1] a produrre nuove ricchezze.

Il capitale, tanto nel primo senso che nel secondo, consta di beni materiali e di beni intellettuali e morali.

Il capitale intellettuale e morale d'un individuo è costituito dalla sua intelligenza, il suo sapere, le sue capacità, la sua volontà, la sua esperienza, ecc. Questi capitali rialzano considerevolmente il valore dell' individuo; chi vuole possederli, deve procacciarseli colla sua propria fatica.

Il capitale materiale si divide in capitale fisso o immobiliare, e in capitale mobiliare o dell' esercizio. Per decidere se un oggetto appartenga al capitale mobiliare o all'immobiliare bisogna badare al suo uso.

Il telaio del tessitore rimane

* Vedi le altre quattro parti.

1. destinata.

nell'officina e non ne esce: la canapa invece vi giunge, vi si trasforma in tela, vien rispedita e sostituita da nuova canapa. La canapa e la tela passano, come il denaro, di mano in mano, o, come dicesi « sono in circolazione ». Il telaio è dunque un capitale immobiliare, la canapa un capitale mobiliare. La carrozza che appartiene a un fabbricante di carrozze è un capitale mobiliare, perchè passa da un proprietario all' altro, di mano in mano. Se appartiene invece ad un cocchiere da nolo [2] costituisce un capitale immobiliare. Essa, infatti, è come l'utensile del cocchiere, mercè il quale egli presta dei servigi, donde trae il suo guadagno. Allo stesso modo le terre, col relativo materiale agricolo, i fabbricati, gli impianti che han per iscopo l'esercizio di un' industria, i ferri del mestiere, le macchine ecc. costituiscono tanti capitali immobiliari.

La scienza del medico, del giurisperito [3], del docente [4], dell'architetto costituisce un capitale intellettuale, il quale può, come la maggior parte degli utensili, esser calcolato come capitale immobiliare.

Al capitale mobiliare appartiene tanto il bestiame, che si suol acquistare magro, per ingrassarlo e poi rivenderlo, quanto il cuoio del calzolaio, il panno del sarto, il carbone per riscaldar le macchine, l'olio per lubrificarle [5], e il denaro che serve a pagare le imposte, l'affitto, lo stipendio degli impiegati, il salario degli operai e dei servi, le sementi per la semina, ecc.

Il capitale prende il suo vero significato dall'uso che se ne fa. Esso deve unirsi al lavoro ed appoggiarlo. Così rende possibile la creazione d'istituti educativi dagl'infimi ai più alti, e l'acquisizione di innumerevoli mezzi di cultura;

2. nolo = affitto. — 3. uomo di legge. — 4. insegnante. — 5. ingrassare e render scivolevoli.

facilita gli scambii per mezzo di strade, ferrovie e telegrafi, e attiva così le relazioni intellettuali; abbatte antichi pregiudizii ed allarga gli orizzonti. Per tal modo esso si è fatto campione di civiltà e di cultura, e, se decadesse, anche il progresso si arresterebbe.

Talvolta odesi dire che il capitale è il nemico naturale delle infime classi sociali, e che, per codeste, non vi può esser speranza di miglioría [6] finchè i grandi capitali non siano distrutti. È purtroppo vero che nelle mani d'un uomo senza scrupoli i grandi capitali possono degenerare in istrumenti di dominazione e di spoliazione. Ma tutte le cose, anche le ottime, possono degenerare. Il vino è un prezioso dono, ma chi ne abusa si abbrutisce. Molta gente fa cattivo uso della libertà di parlare e di scrivere; e tuttavia la libertà di parola e di stampa son da calcolarsi tra i più bei diritti di un popolo libero. Quindi non si deve dichiarar guerra al capitale sol perchè esso produce talora ingiustizie e crudeltà.

(Da un' opera di Block.)

6. miglioramento.

Il Calcio al Pescecane.

Novella.

Da una settimana ci trovavamo fermi in Aden, in quella poco attraente città araba che gl'inglesi, che ne sono i padroni, chiamano e non a torto l'inferno del mondo.

Che sia una città strategica e superbamente fortificata nessuno lo nega; ma nessuno, ve lo assicuro, vorrebbe abitarla più di ventiquattro ore.

Non si vedono che rocce nude, senza un filo d'erba, bruciate da un sole implacabile che versa dall'alba al tramonto una vera pioggia di fuoco. Per fortuna gli arabi, vere salamandre, possono abitarla impunemente.

Nella città c'è qualche albero;

ma quanto è costato agli inglesi il farli crescere così intisichiti e spelacchiati da far compassione! Figuratevi che passano degli anni senza che cada mai una sola goccia d'acqua! Pure non si muore di sete, poichè enormi distillatori provvedono acqua alla popolazione, alle navi, ed a quelle poche piante scheletrite e giallastre.

Una terribile tempesta che ci aveva sorpresi nell'Oceano Indiano portandoci via il bompresso[1], buona parte della murata poppiera[2], non so quante vele e sgangherandoci anche il timone, ci aveva costretti a fermarci per parecchi giorni, contro ogni nostro desiderio, in quella città infocata.

Quindi, come potete immaginarvi, i bagni si succedevano ai bagni, quantunque più volte dallo stazionario[3] inglese ci fossero stati segnalati non pochi pescecani al l'entrata del porto.

Ogni mattina, dopo una visita alle grandiose cisterne che formano l'unica meraviglia di Aden, saltavamo dai bastingaggi[4] a capofitto e non tornavamo a bordo se non quando la campana del cuoco ci avvertiva che il pranzo era pronto.

Un giorno si faceva a rincorrerci[5] intorno al nostro veliero cacciandoci l'uno l'altro sott'acqua per fare l'amara bevuta, quando udimmo squillare fragorosamente la tromba a bordo dello stazionario inglese che vigilava all'entrata della baia.

— I pescicani! i pescicani! Lesti a bordo! — ci gridarono i compagni che erano rimasti in coperta[6] per aiutare i carpentieri.

Interrompemmo subito i giochi e, raggiunta la scala, ci arrampicammo come un branco di scimmie spaventate dalla presenza di un coccodrillo.

Nessuno di noi, ve lo assicuro, aveva desiderio di far conoscenza coi denti dei *charcharias*.

La nostra fuga precipitosa fu salutata da un gran scoppio di risa partito da una barca di pescatori negri che gettava le reti dinanzi alla prora del nostro bastimento. Una risata così ironica che ci fece saltare la mosca al naso[7].

I nostri marinai, che non erano molto pazienti, scaricarono sui pescatori una valanga d'ingiurie senza ottenere altra risposta che nuovi clamorosi scoppi di risa.

Intanto dallo stazionario partivano alcune fucilate e la tromba non cessava di squillare per avvertire tutti i bagnanti della costa, che al solito erano numerosissimi, di mettersi in salvo.

Avevo preso un canocchiale e stavo cercando quei maledetti squali che dovevano essere entrati nella baia coll'alta marea, quando un gabbiere[8] mi avvertì che la barca dei pescatori ci aveva abbordato e che un negro era salito chiedendo di vedermi.

Fui lì lì per mandarlo nel paradiso di Maometto; poi, pensando che forse voleva venderci del pesce, mi diressi verso la scala di tribordo. Il pescatore saliva in quel momento.

Era uno splendido campione della razza negra con un torace da bufalo, braccia e gambe da gorilla, un petto da Ercole.

— *Sadi* — mi disse appena fui in coperta — tu hai paura dei pescicani?

— Non ho nessuna voglia di avvicinarli — risposi. — Questa però è una cosa che non ti riguarda. Sei venuto per vendermi del pesce?

— I pescicani li hanno fatti fuggire tutti ed io perderò la giornata — mi rispose il negro.

— Che cosa vuoi allora? Non abbiamo gallette da regalare.

— Io non vengo a chiederti nulla, *Sadi*; vengo invece a proporti di dare un calcio al pescecane.

1. Albero posto obliquamente sul davanti della nave, e sporgente fuori della prua: *beaupré*. — 2. della poppa. — 3. la nave stazionaria. — 4. *bastingages*. — 5. c'inseguivamo. — 6. sul ponte.

7. c'irritò. — 8. *gabier*.

Tutto mi sarei aspettato da quel negro, ma non certo una simile proposta.

— Tu sei stanco di vivere — gli risposi.

— No, *Sadi*, io anderò a dare il calcio allo squalo e tornerò qui a ricevere il premio del mio coraggio. Dammi uno scellino : non ti chiedo di più.

Per una lira e pochi centesimi si poteva godere un simile spettacolo ! Ebbi però qualche scrupolo temendo che a quel povero diavolo, che giocava la vita per una così miserabile somma, non avesse ad accadere qualche disgrazia.

— E se ti divorasse ? — gli domandai.

Il negro sorrise mostrando due file di denti degni di figurare nella boca d'un leone, poi alzando le spalle disse :

— Questo giuoco l'ho eseguito anche ieri dinanzi al comandante dello stazionario. Io non ho paura dei pescicani.

(Continua.)

E. Salgari.

(Dal *Giornalino della Domenica.*)

Varietà.

Un barometro di nuovo genere

Chiudete una sanguisuga in un grandissimo vaso di vetro pieno d'acqua, di cui coprirete la parte superiore con una tela sufficientemente leggera perchè l'aria possa passare. Ecco, secondo l'*Illustrated Rural Industries*, come bisognerà interpretare le indicazioni fornite da questo barometro vivente. Se la sanguisuga se ne sta arrotolata in fondo al vaso, è segno di bel tempo : se si arrampica alla parete del vaso e si mantiene al disopra del livello del liquido, la pioggia non è lontana. La prigioniera non ha un istante di riposo, si sposta continuatamente a traverso il liquido con un'estrema rapidità ; è un sintomo certo che il vento soffierà con violenza. Un giorno o due prima del temporale, la sanguisuga se ne sta costantemente fuori dell'acqua ed ha dei movimenti convulsi. E così, alquanto fuori di moda come strumento medico, la sanguisuga può rendere ancora qualche servizio alla meteorologia.

Una curiosa valutazione

Un ingegnere tedesco ha avuto la curiosità d'indagare il valore d'un lampo, cioè di calcolare il prezzo in denaro dell'energia elettrica necessaria alla produzione degli stessi effetti d'un baleno. Lo studio diretto, per i pericoli dell'esperienza, era impossibile. L'ingegnere trovò nel suolo un masso di minerale che era stato fortemente calamitato dalla caduta della folgore. Un masso della stessa materia fu quindi calamitato in quantità equivalente con scariche ripetute d'un grande rocchetto d'induzione e così fu possibile valutare, con diverse correzioni, il rendimento elettrico d'un lampo. La tensione elettrica fu valutata a seimila ampères e il rendimento elettrico a ventisettemila kilowatt-ore. Ora, il prezzo d'un kilowatt-ora ottenuto da una cascata d'acqua naturale sale a circa un centesimo e mezzo. Nelle grandi città dove il « carbone bianco » è sostituito dal carbone, il prezzo del kilowatt-ora sale a quaranta e anche a cinquanta centesimi. Prendendo 25 centesimi come prezzo medio, il valore in denaro d'un lampo può dunque essere fissato a circa settemila franchi. A quando il momento in cui gli uragani potranno essere sfruttati industrialmente ?

Il Giappone nel secolo XVI

Nella *Civiltà Cattolica* è pubblicato uno studio sull'opera dei missionari cattolici accorsi nel Giappone, sette anni appena dopo la scoperta del paese, a predicarvi la fede cristiana. In questo studio, quasi interamente

fondato sulle lettere che San Francesco Saverio — la prima è del 20 gennaio 1548 — scriveva da Cocin e dal Giappone, sono alcune singolari notizie sul carattere e sugli usi del popolo giapponese.

« Questa gente scrive croniche[1] (trascriviamo, per comodità, le lettere con l'ortografia moderna) al medesimo modo che noi facciamo, delle cose e fatti loro, e anche nei costumi e vivacità d'ingegno sono molto conformi a noi. I costumi e il modo di reggere la repubblica in pace e in guerra, e le famiglie sono conformi ai nostri salvo che la giustizia si fa con parole, senza libelli[2] e tela giudiziaria, e così è molto spedita e anche severa tanto che se un servitore dicesse o facesse ingiuria o disonore al suo padrone, egli lo può ammazzare senza cadere in alcuna pena...

« Usano le donne povere quando hanno molti figliuoli ammazzare quelli che dopo nascono per non li vedere stentare, e questo peccato non è gastigato. »

In una lettera indata 5 novembre 1549 si legge:

« Primieramente la gente è la migliore che sino adesso si sia scoperta, e fra gli infedeli mi pare non si ritroveria[3] altra migliore. Generalmente sono di buona conversazione e stimano l'onore più che nessun'altra cosa. Communemente sono poveri, e la povertà tanto fra nobili che fra gli altri non si reputa a vergogna. Usano una cosa che mi pare non si usi da cristiani: ed è che ai nobili, quantunque poveri, quelli che non sono[4] fanno tanta cortesia[5] come se fossero ricchi...

« È gente che molto confida nelle armi; portano sempre spade e pugnali; non patisce questa gente ingiuria alcuna nè parole di spregio. È gente temperata nel mangiare benchè nel bere alquanto larga. Fanno il vino di riso perchè non c'è altro in queste terre; non usano giuochi mai perchè di là si può venire ad essere ladroni...

« Gran parte della gente sa leggere e scrivere il che è gran mezzo per brevemente imparare le orazioni e le cose di Dio. Hanno una sola moglie. Ci sono pochi ladri e ciò avviene per la giustizia grande che fanno di quelli che trovano. È gente di molta buona volontà, amorevole, e desiderosa di sapere. »

1. o cronache. — 2. senza atti scritti. — 3. ritroverebbe. — 4. intendi: ricchi. — 5. far cortesia = usar cortesie.

Per ridere.

La logica di una sentinella.

Un artigliere viene messo in sentinella presso un cannone, colla consegna di custodirlo.

Dopo due ore, quando vengono per dargli il cambio[1], lo cercano invano e finiscono per trovarlo seduto all'osteria.

Agli improperi[2] del caporale, risponde:

— Tanto, che avrei potuto fare restandogli vicino? Anche non essendo colà, nè un uomo nè tre o quattro, potranno portarlo via, ed essendoci io solo, potrei io resistere a cinquanta?

1. Per cambiar la guardia. — 2. Sfuriate.

Parola Decrescente.

5. — Sono un sale.
4. — Sono un male.
3. — Son potente.
2. — Sono un ente.
1. — Son rotondo - come il mondo.

(*La soluzione al prossimo numero.*)

Les Cinq Langues

Nº 2. 20 Octobre 1906. 7e Année.

PARTE ITALIANA

Giuseppe Giacosa.

È morto il 2 settembre nella sua villa di Parella presso Ivrea, in Piemonte, e con lui è scomparso un uomo di molto ingegno e di molto cuore.

Era nato nel 1847 ; avrebbe dunque potuto vivere ancora molti anni scrivendo di quelle cose buone e belle che si leggono con ugual gioia dell'intelletto e del cuore

Giuseppe Giacosa ! Col suo nome si evoca davanti agli occhi nostri tutto un mondo gentile di castellane, di manieri, di torneamenti, di giostre.

Chi non ricorda il *Trionfo d'Amore* e la *Partita a scacchi* che un vent'anni fa fecero tanto furore, e che l'Italia sapeva a memoria da un capo all'altro ?

La *Partita a scacchi* specialmente, col suo unico atto, col suo bellissimo prologo, è un gioiello. Quella favola così semplice, quei versi così poetici piacciono e commuovono sempre, anche al nostro tempo di verismo a oltranza, di positivismo feroce. Ancora suonano nell'anima le parole piene di gravità un po' delusa del vecchio castellano :

Ma non lo sai, fanciullo, non te l'han detto [ancora,
Che assai breve è il cammino, che la vita è [di un'ora,
E che, prima di giungere al termine agognato,
Avrai le mani lacere e il viso insanguinato;
Che dovrai divorarti il sopruso e l'affronto,
— Ch'oggi si chiami « aurora », e domani [« tramonto » ?

A cui rispondono le parole baldanzose del giovane paggio, orgoglioso di dovere a sè solo la sua fortuna :

... Però la tua fortuna alla mia non so- [miglia,
Tu avesti in sorte un nome, un tetto, una [famiglia ;
Fu la scuola d'un padre che t'educò alla vita
E sprone alle grandi opere fu la grandezza [avita.
L'armi, pria che un cimento, ti furono un [trastullo.
— Io crebbi solo. L'orfano no non è mai [fanciullo.
. . . .
Nessun l'onor m'apprese, nessun m'apprese [Iddio,
L'onor, l'armi, la fede sono retaggio mio.

Poi venne la *Signora di Challant* che a Nuova-York valse al poeta onori altissimi, e che anch'essa si svolge nello stesso ambiente del mondo feudale piemontese.

Quel mondo il Giacosa lo studiò non solo per il teatro, ma anche in bellissimi libri e monografie storiche, dove illustra, oltre la sua diletta Ivrea, tutti i numerosi bellissimi castelli medioevali della valle d'Aosta, tutti feudi di quella potente famiglia di Challant, che diede al Piemonte principi, santi ed eroi.

Ma il mondo medievale non fu il solo a cui il Giacosa s'ispirò. Uno dei suoi ultimi, più celebri drammi : *Come le foglie*, e l'ultimo *Il più forte* si svolgono ai giorni nostri, portando in campo, e risolvendoli nobilmente, i più alti problemi economici e morali della vita contemporanea. Giuseppe Giacosa non lascia dietro di sè neppure il più piccolo rancore, ma solo affetti e rimpianti. Egli era tanto buono !

Esemplare anche la sua vita d'uo-

mo privato. Aveva una buona moglie, parecchie figlie, tutte maritate, che lo amavano teneramente, e una vecchia madre, che ha avuto lo strazio di vederselo premorire.

Del Giacosa si conosce un'abitudine che dimostra, oltre il suo attaccamento alla famiglia, la schiettezza e la semplicità dell'animo suo.

Quando egli aveva compiuta un'opera teatrale voleva che la famiglia sua fosse la prima a giudicarne; e riuniti intorno a sè la vecchia madre e i più stretti parenti leggeva loro le scene dei suoi drammi, cercando di scoprirne i pregi e i difetti nell'impressione che essi facevano su quegli animi ingenui e onesti. Non c'è qualcosa di commovente in questa spontanea collaborazione della famiglia all'opera d'arte, in questo scrupolo dello scrittore di volersi garantire che nei suoi drammi non restasse nulla di sgarbato o di scuro o di noioso?

Ricordi.

L'organo letterario fiorentino *Il Marzocco*, in morte di Giuseppe Giacosa, pubblica questo bell'articolo di Ada Negri, che noi stralciamo per i nostri lettori:

Dieci o dodici anni or sono, a Milano, una sera, io mi trovai con Giuseppe Giacosa ed Eugenio Torelli-Viollier nella casa d'una giovane amica.

. . . .

Eugenio Torelli-Viollier parlava poco, a pause, accarezzandosi con gesto abituale la fluente barba castana e socchiudendo gli occhi dietro le lenti come per meglio pensare la parola più appropriata, il vocabolo definitivo, l'immagine più chiara e precisa nei contorni: tutto quanto egli diceva portava l'impronta della nobiltà estetica più perfetta.

. . . .

L'eloquenza di Giuseppe Giacosa era ben diversa. Era un fiume. Il verso di Giosuè Carducci

Scorreva l'onda del Po regale

mi ha sempre fatto ripensare all'eloquenza di Giuseppe Giacosa.... Quando egli si disponeva a parlare, una specie di ardente attesa illuminava gli occhi e affinava i lineamenti d'ognuno che fosse presente, e un silenzio pieno di palpiti si faceva intorno a lui. Io non udii mai parlatore più magnetico, anche esprimendo le più semplici cose. La sua voce possedeva le note penetranti sonore turbatrici e ricche di vibrazioni d'un violoncello suonato da un artista di genio. Quella sera egli disse, fra l'altro, alcuni versi francesi; non ricordo a quale proposito; non ricordo nemmeno il poeta; ma due di quei vellutati alessandrini mi sono rimasti nel l'orecchio:

Ce que j'aimais en toi, c'était ma propre ivresse,
Ce que j'aimais en toi, je ne l'ai pas perdu...

E sempre mi rimarranno nell'orecchio e nell'anima, nella loro più intima essenza poetica, che mi fu espressa e come sviscerata[1] dalla voce di colui che li disse.

Un'altra sera d'inverno fui a pranzo in casa di Giacosa. Oh, una casa d'artista, semplice e deliziosa, piena di quadri, di musica, di libri e di fiori. Molta gente, molti letterati, molti illustri, anche lì: Torelli Viollier sempre grave e sereno; Giovanni Pozza, bruno, magro, nervoso, irrequieto, pieno di spirito caustico e di scintillanti *boutades*; Arrigo Boito, silenzioso, che poi sedette al pianoforte suonando come un Dio un brano sublime del *Parsifal*: ma tutti gli occhi, tutti gli animi e gli elementi più disparati della conversazione convergevano a lui, a Giuseppe Giacosa, gaio e bonario come un papà, sorridente e respirante in una sua speciale atmosfera di bontà, d'indulgenza, d'armonia morale.

Nulla di ciò che egli diceva andava perduto, tale e tanta era la

1. manifestata interamente.

bellezza di poesia che illuminava le sue parole e le componeva in un ritmo mirabile e inobliabile. — Ed egli pareva così felice di trovarsi in mezzo alla sua famiglia, che adorava e che lo adorava: la signora Maria, veramente degna di essere la compagna dell'uomo illustre, grave devota, dolcissima; e le tre figliuole che allora cominciavano a sbocciare come fiori, Bianca più somigliante al padre nella malia [2] della voce, della parola, dell' ingegno sottile; Pierina fragile e delicata, di una finissima silenziosa bellezza; Linot ancora adolescente, col bianco viso della madre e una magnifica trecciona bionda abbandonata sulle spalle, una treccia da racconto di fate...

Qualche cosa delle creazioni femminili del padre era trasfuso [3] nelle tre figliuole così semplici e spontanee, così vibranti di schietta grazia muliebre. E quando il padre se le guardava [4], onde di appassionata tenerezza gli sollevavano il largo petto, gli gonfiavano il largo cuore, il cuore generoso che aveva palpiti per ogni cosa bella e doveva essere colpito nelle sue stesse sorgenti di vita [5]. Esse gli ornavano lo studio di fiori; esse colla madre gli rendevano soavissima l' intima vita familiare; e furono per lui la fonte limpida del riposo.

L'ultima volta ch'io mi trovai con Giuseppe Giacosa fu nel febbraio dello scorso anno, a Firenze, a pranzo in casa di Corrado Ricci.

L'uomo eminente era già tocco dall'ala della malattia terribile; e mi apparve un poco dimagrato, giallastro e floscio [6] nel viso, visibilmente stanco.

Si doveva dare nella sera stessa al Niccolini la prima del dramma *Il più forte*, con Emma Gramatica e un'aspettativa enorme; ed egli aveva lasciato stampare sugli avvisi del teatro che « l'autore avrebbe assistito alla rappresentazione ».

Ma la sua inquietudine era grande, poichè la signora Maria era partita diciotto ore prima per Napoli chiamata al letto della figliuola Bianca; e nessun telegramma di lei era fin allora arrivato. — Volgevano i famosi giorni dell'ostruzionismo [7] ferroviario: su tutte le linee avvenivano disordini; si attendeva un dispaccio col cuore ansioso. Linot era col padre, Linot, la dolce ultima figliuola allora fidanzata. Ella cercava di tener sereno lo spirito del padre: ella sorrideva pallida sotto la grande capigliatura d'oro, e così coraggiosa, povera cara fanciulla!... Corrado Ricci tempestava al telefono, in anticamera, dando ordini e contrordini al direttore dell'Hôtel ove Giacosa era alloggiato: verso le nove e mezzo nulla ancora.

Giacosa tentava di apparire tranquillo, ma non vi riusciva più: il filo d'oro della sua magnifica eloquenza era spezzato. — Finalmente giunse per telefono dall'Hôtel la notizia che un dispaccio era arrivato in quell'istante da Napoli, che era stato, secondo gli ordini, aperto, e portava queste parole: Giunta felicemente con dodici ore di ritardo — tutto bene — Maria.

Respirammo tutti, con esclamazioni di affettuosa gioia. Corrado Ricci, l'uomo austero, avrebbe forse volontieri fatto quattro salti d'allegria per la stanza. E Giacosa disse stringendoci la mano: « Non sarei comparso in teatro prima di aver avuto notizie di Maria ».

... Queste sono le ultime parole che udii da lui: parole di bontà, di verità, di tenerezza devota. E lo vidi, stanco, un po' curvo, scendere faticosamente le scale, fare dal portico un nuovo gesto di saluto, salire nella carrozza che lo portava verso l'applauso della folla — e sparire

E non lo rividi più; e non lo dimenticherò mai.

Poichè l'uomo, che fu insigne, non lo fu solo per le creazioni del suo teatro. Quando si dice « Giacosa » non si pensa soltanto al drammaturgo che espresse in Nennele il

2. *charme*. — 3. versato. — 4. quel *se* dà affetto alla frase; quasi a dire: le guardava per sè. — 5. egli morì di male cardiaco. — 6. molle.

7. *chômage*.

tipo più umano e soave della fanciulla moderna [8], e nei tre atti dei *Tristi amori* (i tre più scultorii e perfetti del teatro italiano) seppe incidere come su pietra lapidaria la sintesi della solita tragedia che si svolge nelle umili case borghesi. Non si pensa soltanto al poeta che mise nella gracile spaventata silenziosa figurina di Emma tanta verità di dolore, tanta inesauribile potenza di lacrime. Giuseppe Giacosa fu di più. Una maravigliosa luce di bontà, un maraviglioso calore di comunicazione fraterna cogli uomini, in quanto la psiche umana ha di più elevato, accese, irradiò la sua vita: una perfetta armonia d'arte ne segnò il ritmo.

Egli muore senza nemici. La maschera del suo volto ebbe sempre, ed ha certamente anche in morte, un potentissimo carattere di superiorità spirituale. Come ogni sua creazione scenica porta l'impronta d'un alto e infallibile senso di poesia, così ogni suo gesto familiare, ogni suo breve fuggevole discorso fu un capolavoro di bontà, di bellezza, di verità ideale.

Per questo io, che udii da lui parole indimenticabili di incoraggiamento e di consolazione, io che sentii un giorno sui miei capelli la sua lieve carezza paterna, piango ora su di lui, come Bianca, come Pierina, come Linot, desolatamente.

Valle Mosso, 5 settembre 1906.

Ada Negri.

8. in *Come le foglie*.

Un' autobiografia di Ada Negri

Nata a Lodi il 3 febbraio 1870: vissuta fra i libri fino ai diciassette anni, nella pace conventuale[1], di una bella casa patrizia in Lodi il cui ombroso giardino, ove guardava il balcone della mia cameretta, verdeggia sempre nella mia memoria; — a diciotto anni, maestra di cento fanciulli a Motta Visconti; — quattro anni di lavoro faticoso, di ardenti sogni, di povertà, fierezza e libertà divine: — nel 1892, esce *Fatalità;* nel 1893,

Ada Negri.

vengo insegnante della Scuola Normale Maria Gaetana Agnesi in Milano, e ottengo il premio Milli; nel 1895 pubblico *Tempeste*; nel 1896 Giovanni Garlanda fra le montagne rudi e possenti del suo Biellese legge i miei libri, si innamora di me senza avermi veduta, senza nulla sapere della mia vita, e me lo scrive chiedendomi in isposa, ed io accetto; e ci sposiamo un mese dopo.

Bianca nasce dopo due anni; io resto per lunghissimo tempo fra la vita e la morte, così gravemente malata d'anemia che tutti i miei cari disperano della mia salvezza. In questo tempo, mi nasce e mi muore una seconda bambina — Vittorina. Mi riprendo a poco a poco, e scrivo *Maternità*.

Altro?... La mia casa, la conoscete e l'avete voi stesso definita una casa di cristallo. Mia madre è con me: mia figlia Bianca l'avete

1. di convento.

veduta. Il poema che mi urge[2] nella mente e che certo scriverò, vi è noto. A voi ne ho parlato per il primo.

Ada Negri.

2. mi fa impeto.

Un Osservatorio internazionale sul Vesuvio?

In questi giorni fra i maggiori giornali tedeschi si è accesa una polemica sulla necessità dell'istituzione di una grande Stazione internazionale di osservazione sul Vesuvio, polemica sorta in seguito alla pubblicazione della relazione scritta dal prof. Dr. Stoklasa della *Technische Hochschule* di Praga, nella quale si parla delle condizioni tristi dell'Osservatorio vesuviano, quali furono rilevate dall'illustre professore nello scorso maggio durante il suo viaggio scientifico al vulcano.

« Esso è — scrive il prof. Stoklasa — un edificio il cui aspetto esteriore produce un'aggradevole impressione; ma quale gran delusione ci prepara l'interno! L'arredamento è incredibilmente primitivo ed è limitato ai soli istrumenti del laboratorio. Al Regio Osservatorio mancano persino gli istrumenti necessarii per le analisi chimiche qualitative. Questo misero arredamento del laboratorio è dovuto alla ristrettissima dotazione annua.

« L'osservatorio ed il laboratorio del vulcano, senza dubbio il più interessante del mondo, sono, in quanto all'arredamento, veramente miseri. In seguito a quanto abbiamo veduto, noi siamo concordemente dell'avviso che sia necessario riformare l'attuale Osservatorio e istituire una Stazione internazionale di osservazioni e di ricerche, riccamente corredata di laboratorii chimici e geofisici. Un siffato istituto troverebbe il suo riscontro nella Stazione biologica internazionale di Napoli ».

La proposta del prof. Stoklasa non è però approvata da tutti i giornali. Così, ad esempio, la *Kœlnische Zeitung*, scrive:

« L'idea di un osservatorio sul Vesuvio è del tutto sbagliata. Ciò che di là sarebbe possibile scorgere durante un'eruzione non sarebbe di molto superiore a quanto si osserverebbe anche in luoghi più lontani. L'osservatorio non potrebbe fornire avvertimenti sicuri prima dell'eruzione e, secondo ogni esperienza, assai difficilmente si avrebbe la possibilità di insegnare qualcosa di decisivo sopra la natura del vulcanismo. Migliori risultati sarebbe possibile ottenere se, invece di fondare un osservatorio unico sul Vesuvio stesso, si impiantassero tutt' intorno al vulcano numerose piccole stazioni per osservazioni sismografiche. La Stazione centrale governativa di Strasburgo istituita der lo studio dei fenomeni sismici, col suo piccolo e semplice edificio, sta a dimostrare come per ottenere veri risultati scientifici non sia necessaria una costruzione grandiosa ».

La discussione sulla proposta del prof. Stoklasa continua sui giornali tedeschi: sarebbe pur interessante conoscere l'opinione dei nostri scienziati e quella dei nostri giornali; ma chi pensa ormai più in Italia al Vesuvio, all'Osservatorio, ecc.?

Raffaella.

Marianna Giarrè-Billi, autrice di liriche piene di gentillezza, è morta il 9 marzo in Firenze.

Nata — pure in Firenze nel 1835 venne in fama di poetessa fin da giovinetta; ebbe maestri tre spiriti superiori: Atto Vannucci, G. B. Giuliani,

e Pietro Giannone. Andò sposa a Luigi Billi che Giuseppe Garibaldi onorò del suo encomio per la condotta tenuta nelle campagne del 1859 e del' 66.
Giosuè Carducci ne lodò la poesia, e ne fu l'amico affezionato, e l'ospite nei suoi soggiorni in Firenze.

Io la vedea passando ogni mattina
Dalla solita strada, all'istess'ora ;
Me ne rammento sempre, poverina,
Me ne rammento e la rivedo ancora.

La rivedo coi neri occhi lucenti
E con la faccia colorita e bella.
Che corre, corre sulle lastre ardenti,
Coi piedi scalzi e la persona snella.

Oh come dolce nel sorriso avea
L'ingenua grazia della prima età,
Allor che : Signorina, mi dicea,
Un soldo solo solo in carità !

E appresso mi venía tutta festosa
Chè la speranza le ridea nel core ;
Ma la sua vista mi rendea pensosa
E l'allegrezza sua m'era dolore.

Giovinetta così, sola e smarrita,
Senza nessuno che le voglia bene,
Nella misera sua raminga [1] vita,
Chi le dice : sii buona e la sostiene ?

Ella in un anno non avrà pensato
Forse nemmeno un solo istante a me ;
Io chi sa quante volte ho sospirato :
O poverina, che sarà di te?

Marianna Giarrè-Billi.

1. raminga — randagia, errante.

Del lavoro*.

Se un individuo quest'oggi trasporta dal posto che occupa nel cortile, un mucchio di massi di pietra e domani lo riporta al luogo primitivo, l'attività da lui spiegata sarà stata senza dubbio faticosissima, ma non può venir considerata come un lavoro, perchè essa non ha generato utilità di sorta [1]. Se noi percorriamo un certo tratto di strada per diporto[2], il nostro non è un lavoro. Ma se invece un messo [3] fa lo stesso cammino per sbrigare una qualsiasi faccenda egli ha il diritto di dire che ha compiuto un lavoro : ha il diritto di reclamare un compenso per la sua andata.

Il lavoro, per esser tale, deve avere uno scopo ed un' utilità ; inoltre deve produrre un valore di scambio (valore commerciale). Per conseguenza gli è solo in senso metaforico [4] che si può parlare del lavoro di una forza naturale, di un animale, di una macchina; poichè è l'uomo che in tali casi organizza, dirige e mantiene l'attività della forza. In ogni lavoro possonsi distinguere tre momenti diversi : prima l'uomo riconosce

* Vedi le altre quattro parti.
1. = utilità alcuna. — 2. per divertimento, cioè : per fare una passeggiata. — 3. messaggero.

4. insenso. — figurato.

che per mezzo di una data attività può produrre questo o quell'utile effetto; segue la risoluzione di esercitare quell'attività. finalmente viene l'esecuzione. L'attività meccanica è dunque stata preceduta da quella intellettuale.

Non si può quindi concepire un'attività puramente meccanica. Allo stesso modo non si può asserire di un lavoro che esso sia soltanto un'attività dell' intelletto. Il dotto, infatti, il quale in grazia di serie riflessioni crede di aver trovato la soluzione di qualche difficile problema, non si contenta affatto del puro atto intellettuale, ma completa il lavoro del pensiero esprimendo con la parola o colla penna i risultati ottenuti.

Dal Dr Moormeister.

Il Calcio al Pescecane.

(Fine.)

— Facciamo una colletta [1] per questo povero negro e mandiamolo a casa, — dissi : — Io non voglio prendermi questa responsabilità.

Mettemmo insieme non uno scellino, ma quattordici. Il negro li chiuse nella sua cintura di pelle, l'unico suo indumento [2] : poi in due salti, senza ringraziarci neppure. attraversò la tolda [3] e si precipitò in mare dall'opposta parte.

— Che fai. disgraziato? urlai precipitandomi verso la murata di tribordo.

Il negro era già sott'acqua. Ricomparve qualche minuto dopo e gridò :

— Grazie, *Sadi*. Ora ti farò vedere che io me ne rido dei pescicani.

— Torna alla tua barca! — gridavo, ma era fiato sprecato. L'ercole, che notava come un delfino, s'allontanava velocemente verso la bocca della baia, seguito ad una certa distanza dalla sua barca, che era mandata [4] da quattro altri negri non meno robusti di lui.

I marinai del porto dovevano essere abituati a vedere quel pescatore scherzare coi pescicani, perchè nessun grido di sorpresa s'alzò dalle navi ancorate presso la nostra; e questo mi rassicurò non poco.

Il negro continuava a notare tuffandosi di quando in quando. Cercava certamente il pescecane o forse i pescicani, poichè noi non sapevamo quante ne fossero entrati nella baia.

Ad un tratto lo vedemmo fermare ad agitare le mani fuori dell'acqua, poi tornare rapidamente verso di noi. Capii subito la sua manovra. Era andato a provocare qualcuno di quegli squali ed ora lo attirava verso le acque della nostra nave, perchè noi potessimo osservare da vicino quel pericoloso giuoco.

Eravamo saliti chi sulle murate chi sulle gabbie per veder meglio e non tardammo a scorgere a quindici o venti passi dal notatore una larga pinna triangolare che fendeva l'acqua seguendo la via del negro.

— State attenti a portare un paio di carabine in coperta — gridai. — Il pescecane segue l'uomo.

Furono subito portati quattro ottimi fucili e caricati con palle incatenate per essere più sicuri di fermare, nel suo ultimo slancio, lo squalo se avesse minacciato seriamente l'ardito notatore.

Tre minuti dopo il negro, che non portava indosso alcuna arma. giungeva a pochi metri dalla poppa del veliero [5].

— *Sadi* — mi gridò — guarda! guarda!

Si era fermato rovesciandosi sul dorso mentre la sua barca si poneva un po' di traverso per

---

1. *une quête*. — 2. vestimento, abito. — 3. *le tillac*.

4. spinta, fatta muovere. — 5. nave a vela.

esser pronta a raccoglierlo.

Il pescecane giungeva rapidamente. Essendo l'acqua della baia d'Aden limpidissima, si poteva scorgere benissimo.

Era un grosso *chacharias* lungo quasi cinque metri, con una bocca semicircolare così enorme da poter contenere comodamente un uomo di media statura preso a mezza vita.

Scorgendo a poca distanza l'uomo che si manteneva sempre quasi immobile, in un lampo gli fu adosso e si rovesciò sul dorso per stritolargli le gambe.

Un grido d'orrore sfuggì dalle nostre bocche, grido che si tramutò subito in un *urrà* fragoroso.

Il negro aveva mantenuta la promessa. Nel momento in cui il mostro stava per afferrarlo, si era allungato vibrandogli sulla punta del muso un calcio poderoso.

Mentre il pescatore fuggiva ridendo verso la barca, lo squalo, sorpreso da quella inaspettata accoglienza, era risalito a gala guardandosi intorno.

Comandai il fuoco. Quattro spari rimbombarono uno dietro l'altro e otto palle incatenate fecero degli strappi orrendi su quella brutta bestia, tagliando delle vere fette di carne.

Il mostro affondò in mezzo ad un cerchio di sangue; due ore dopo era morto, e lo tirammo con gran fatica sopra coperta.

Sventratolo trovammo nel suo ventre due dozzine di calamai ancora vivi, che mi fornirono per quella sera una cena squisitissima.

E. Salgari.

(Dal *Giornalino della Domenica.*)

Per ridere.

Fra amici.

— Non credi che il portare continuamente il cappello tenda a render calvi ?

— Non lo so ; ma ho notato che l'esser calvi dà la tendenza a tenere sempre il cappello.

*
* *

Il giovane maestro di musica ha avuto il dolore di sentirsi fischiare la sua prima opera. Mentre se ne sta mesto e pensoso fa questa riflessione :

« Quello che però mi consola è che il pubblico ha fischiato tanto i pezzi che ho copiato da Donizetti, da Ponchielli, da Wagner, da Bellini, da Verdi, quanto quelli che ho composto io ! »

Anagramma.

Tu leggilo in un modo : A noia è parte affina ;
se lo sconvolgi alquanto è arnese di cucina.

(*La soluzione al prossimo numero.*)

Soluzione del giuoco precedente : **SODIO-ODIO-DIO-IO-O.**

Les Cinq Langues

N° 3. 5 Novembre 1906. 7e Année.

PARTE ITALIANA

Adelaide Ristori.

È morta la notte del 10 ottobre, a quasi ottantacinque anni di età. Ella visse prima fra le ansie, le fatiche, le miserie ed anche le spen-

Adelaide Ristori.

sieratezze dei comici erranti ; poi applaudita e festeggiata in tutti i paesi d'Europa e in America, nello splendore d'una gloria quale non aveva toccata innanzi nè toccò dopo alcuna attrice italiana ; da ultimo in un signorile riposo, circondata dall' ammirazione e dalla venerazione di sovrani et sovrane e dei principi delle lettere e delle arti. Era nata in Cividale del Friuli da una famiglia che già nel secolo XVIII aveva prodotto attori valenti come Tommaso Ristori, caro a Federico Augusto re di Polonia. Fama di brava attrice ebbe anche l'ava materna Teresa Ristori Canossa; e i genitori con piccole compagnie erravano pei teatri di provincia rappresentando promiscuamente drammi, tragedie, commedie, quand'ella appena decenne fu scritturata la prima volta a Lucca nelle cosiddette *parti ingenue*. Ma il suo gran talento di artista si rivelò veramente a quattordici anni, quando il celebre *Meneghino* Moncalvo a Novara nel 1836 le dette la parte di Francesca da Rimini nella tragedia del Pellico. Poco dopo prima attrice giovine nella Compagnia reale Sarda e poi in varie altre, parve ritirarsi dalle scene quando, in seguito a romanzesche vicende, andò sposa al Marchese Capranica del Grillo, che l'aveva ammirata specialmente nei teatri di Roma. Però fu breve sosta: chè a presto richiamarla al suo posto contribuirono anche le condizioni dei tempi, nei quali una eletta schiera di attori, il Salvini, il Rossi, il Gattinelli, seguendo l'esempio di Gustavo Modena sulle scene evocavano le antiche grandezze d'Italia e ridestavano negli animi l'amore alla patria e alla libertà. E venne il 1855, in cui a Parigi cominciò la serie dei trionfi continui e superbi fino al 1885, quando si può dire avvenuto il suo ritiro dall'arte.

*
* *

Dalle *Memorie* e dai *Ricordie studi artistici* della grande attrice spigoliamo alcuni aneddoti :

La Rachel, quando nel 1855 la

Ristori si recò per la prima volta a recitare a Parigi, era l'idolo dei Parigini. Però un idolo, con il quale c'era del freddo[1], perchè la grande tragica francese aveva accettato un contratto per gli Stati Uniti e disertava la « Casa di Molière ». Primo desiderio della Ristori fu di presentarsi alla Rachel; ma ella era in campagna. Era conveniente scriverle? La Ristori opinava di sì. Ma Jules Janin, il terribile critico, la sconsigliò. La Rachel era ombrosa e suscettibile; essa avrebbe interpretato questo atto della giovane attrice italiana come una confidenza eccessiva, quasi come un modo di riconoscersi una sua pari e trattarla a tu per tu[2]. Il pubblico, che ignora di che sottili puntigli sia fatto il retroscena, stupirà che tanti arguti e profondi pensamenti si siano dovuti fare per procurare un incontro tra due donne che esercitavano la medesima arte. Breve: non se ne fece nulla. Intanto, la Rachel tornò a Parigi e acquistò un palco a una recita del *Burbero benefico*[3]. Sorpresa e dolore della Ristori. Doveva mandarle un palco in dono? Altro dotto e acuto concilio d'amici: non sarebbe stata obbligata ad applaudire per cortesia? incatenar la libertà del suo importante giudizio critico? — Non se ne fece nulla neanche questa volta, e tra le due artiste dilagò come un equivoco pieno di acre pettegolezzo, attorno al quale anche pochi anni fa la Ristori parlava animatamente, come se tanto gelo di morte non ci fosse in mezzo, con quell'attitudine che hanno i vecchi a rivivere integra e fresca la passione dei loro tempi migliori. E per alcune sere la Ristori andò a sentir la Rachel in incognito, e la Rachel, travestita in fondo a qualche palco, a sentir la Ristori. I soliti amici riferivano all'una giudizi dell'altra, e all'altra giudizi dell'una pieni di asprezza. La verità è che la critica per far pagare alla Rachel la sua diserzione si serviva della Ristori, e nell' inneggiare all'arte italiana non soltanto serviva la verità, ma serviva anche la propria vendetta. *Mirra*[4] fu in quel tempo il più gran successo della Ristori. Si racconta che la Rachel sia andata ad udirla travestita, e che dopo il quarto atto, mentre il pubblico acclamava, ella abbia lacerato il libretto della tragedia che teneva in mano, esclamando: *Cette femme me fait mal, je n'en peux plus.* E uscì furente dal teatro.

Si volle tentare una conciliazione. Un amico comune invitò a un pranzo l'una e l'altra; ma la Ristori rifiutò l'invito con il pretesto che non le piacevano alcuni dei convitati: finché *de guerre lasse* la Rachel fece i primi passi. Mandò (miracolo della diplomazia delle prime donne!) una *bonnetière* dalla Ristori per dirle in segreto che desiderava un incontro con lei. « Venga da me », rispose l'italiana. « Ma voi dovete andare da lei » replicava l'ambasciatrice della francese. Si combinò che la Rachel avrebbe mandato un palco, che la Ristori avrebbe accettato. Così avvenne; uno scambio di biglietti di visita, e nulla più. La pace era apparente: ma le due attrici non si parlarono mai e non si amarono mai.

***

Dumas fu tra i più grandi ammiratori della Ristori. Dopo la recita di *Mirra* egli sospese per un giorno la pubblicazione del suo romanzo *I Mohicani* sul *Mousquetaire* per pubblicare al suo posto un articolo entusiastico sulla nostra tragica. Già la sera prima, quel gran fanciullone entusiasta e di genio, dopo il quarto atto, salito in palcoscenico, si pose a baciar le mani e il manto della Ristori. Ma il suo fanatismo era tale cosa che a un amico che confessava candidamente di non aver ancora udita la Ristori, gridava: « E non ne hai vergogna? E vivi? » Poi lo minacciava: « Non ti rivedrò mai più se prima non vai a sentir quella donna ».

1. verso cui si aveva del rancore. — 2. trattare a tu per tu = trattare con familiarità. — 3. una commedia di Goldoni.

4. tragedia dell'Alfieri.

E per quella donna un giorno volle fare il cuoco, come era suo vanto e suo amore. E all'Hôtel de Bade, dove la Ristori alloggiava, mettendo sul suo testone abbronzato e capelluto un berrettone bianco da cuoco, cucinò i maccheroni davanti a un pubblico di curiosi.

* * *

La *Medea* di Legouvé fu uno dei maggiori successi della Ristori. Fu lei che rappresentò per la prima volta a Parigi questa tragedia francese. Rachel l'aveva accettata e studiata ; poi, per un puntiglio, non la recitò. Un giorno Legouvé si presentò alla Ristori e le disse : « Perchè non recitate la mia *Medea* ? » « Perchè — rispose la Ristori — io amo troppo i bambini per poter adattarmi all'atto ripugnante di ucciderli sulla scena. » Alla quale obbiezione sentimentale Legouvé oppose che nella sua tragedia lo spasimo dell'amor materno era evidente nell'atto sanguinoso ; e che in ogni modo questo, in ubbidienza al savio precetto di Orazio [5], non avveniva in pubblico. « Insomma, aggiunse, leggete la mia tragedia, e poi ne parleremo. » La Ristori si accinse a leggerla di malavoglia, convinta, dice, che era « tempo sprecato ». Scelse per leggerla la mezz'ora dedicata alla pettinatura. Mentre la cameriera le acconciava i capelli, ella scorse le pagine del celebre scrittore francese. Storia di tutti i tempi, e molte volte fortunati quelli autori ai quali tocca il quarto d'ora della pettinatrice! Dopo un po' di tempo, la Ristori è presa dalla tragedia. Ella si dimena, si invasa, declama, rompe in grandi gesti eccitati, mentre la pettinatrice strilla : « Oh, Dio, signora, che è stato ? Io non posso pettinarla. »

Il tempo non era stato sprecato. Alla fine della tragedia la Ristori non vede che i dolori di Medea : dopo un anno ella recitava a Parigi, nella Sala Ventadour, la *Medea*, tradotta dal Montanelli, e fu un successo delirante.

5. *Ne pueros coram populo Medea trucidet* !

* * *

Nel 1859 Adelaide Ristori recitava al *San Benedetto* di Venezia, e Venezia gemeva ancora sotto il giogo austriaco. Ella rappresentava *Giuditta* e quando disse i versi :

Il *suo* nome ai fanciulli imparate,
Sappian essi che sacra è la guerra,
Se lo strazio minaccia la terra,
Che per patria l'Eterno ci diè.
Dio e Patria son uno, son tutto
Per noi figli...

il pubblico scoppiò in un applauso fragoroso e volle che la Ristori ripetesse quella allusione al diritto nazionale. Le dimostrazioni non finivano mai, e più tardi gli attori fra le quinte si meravigliarono con la Ristori che la polizia non avesse protestato. L'attrice rispondeva di non aver visto nessun commissario, quando dietro a lei echeggiò un cupo : « *C'era io !* ». La Ristori nel sentirsi rispondere nella propria lingua, esclamò, piena di sdegno : « *Un giuda, un rinnegato*, un italiano commissario austriaco ! » Quel commissario le mosse rimproveri così sgarbati, che la Ristori, come donna e come italiana, non potè tacere e lo trattò d'imbecille. Il giorno dopo ella aveva ordine dalla polizia austriaca di abbandonare Venezia.

* * *

Tutti ricordano che l'intercessione della Ristori presso la Regina di Spagna bastò a ottenere la grazia per il soldato Nicola Chapado condannato per ribellione a un suo superiore.

L'artista aveva salvato Chapado dalla morte, ma non dal carcere militare a vita. Però, dopo poco, ottenne che la pena fosse ridotta a sei anni. In uno dei suoi viaggi a Madrid andò a visitare nel carcere quel disgraziato, che le scriveva lettere piene di riconoscenza. Egli le si presentò vestito da forzato, col capo chino, e gettandosi ai pied di lei, le baciò convulsamente le vesti senza poter parlare. Ella non lo

abbandonò e in seguito ottenne la piena libertà per il condannato. Ogni volta che andava a Madrid egli correva a vederla, e quando gli forniva i mezzi di andare nel teatro, egli non cessava di applaudirla, e se gl'imponevano silenzio, narrava a tutti la sua lugubre storia, dicendo: « Ma non ricordate che io stavo giù nella cappella ardente col confortatore accanto, che mi raccomandava l'anima ?... Che fu lei che, quando nacque il nostro Re, implorò ed ottenne la mia grazia dalla regina Isabella? Che l'amo più che una madre .. Che per lei mi farei uccidere?... » E terminava quei suoi impetuosi trasporti gridando a squarciagola: « Viva la Ristori! Viva la Ristori! » a rischio di esser preso per un pazzo.

Le barricate del 1848 a Napoli.

Dalle *Ricordanze* di Luigi Settembrini, ripubblicate recentemente, togliamo:

Il mattino del 15 (maggio 1848) all'alba mi levo, odo un rumore sordo, che è? Stanotte hanno fatto le barricate. Prendo un fucile ed esco. Innanzi al palazzo d'Angri in via Toledo incontro Giovanni La Cecilia che fuma e trascina una sciabola turca; gli dimando: « Che cosa è questa? » — « Non vedi? la rivoluzione. » — « Ma che rivoluzione? » Egli passò oltre, e non mi rispose, e forse gli parvi sciocco. Giungo al Largo della Carità, e vedo una barricata presso al palazzo del Nunzio, e giù di lontano ne vedo un' altra; e mi dissero che ce n'erano altre, una a Santa Brigida e un' altra fortissima a San Ferdinando. C'era molta gente, e tutti armati, e chi in divisa di guardia nazionale, chi in nero abito e nero cappello calabrese, facce sconvolte, diverse favelle e strane. — « No, dicevano, le barricate non s'hanno a disfare, e chi le tocca è un traditore ed io gli tiro come a traditore. » — « Le truppe stanno pronte innanzi Palazzo Reale, e aspettano l'ordine di Ferdinando. » — « Egli ci ha ingannati finora, e credo che con l'inganno riuscirà a sterminarci. » — « Si mandino tutti i soldati in Lombardia, si dieno i castelli al popolo, e allora toglieremo le barricate. » — Vidi a un muro un cartello a stampa sottoscritto da V. Lanza, vicepresidente della Camera dei Deputati, col quale la Camera ringraziava la guardia nazionale dell' attitudine presa per tutelare la rappresentanza della Nazione, e diceva che essendosi ottenuto l'intento, la invitava a disfare le barricate, per inaugurare l'atto solenne dell' apertura del Parlamento. Mentre io leggevo quel cartello mi vidi accerchiato da parecchi che mi dicevano: « I nostri Deputati sono ingannati, noi non li possiamo ubbidire. Le truppe stanno pronte laggiù e le barricate non si possono disfare. » Ed uno con certi occhietti furbi soggiunse: « Curioso quel Don Vincenzio Lanza! Sì, leviamo le barricate, e dopo tutto quello che c'è stato stanotte e ancora c'è, vestiamoci di gala, e andiamo ad aprire il Parlamento! » Io dicevo tra me: « E che ci è stato dunque? Chi ha ordinato di farle, le barricate? E perchè? » E non trovavo nessuno che potesse dirmi qualcosa. A un tratto vedo mio fratello Giovanni, armato anch'egli, che mi dice: « Sono stato in tua casa; tua moglie mi ha detto che eri uscito, e io ti ho cercato lungamente, e voglio starti vicino. Sai nulla di quel che è stato stanotte? » — « Grandi rumori a Monteoliveto[1], e le barricate. » — « Niente altro? » — « Niente. » In questo vedo avvicinarsi Gabriele Pepe, generale della guardia nazionale. Io gli vo incontro e gli dico: « Generale, perchè la guardia nazionale non ubbidisce agli ordini della Camera? » — Ed egli: — « L'ho detto a questi signori, e' non mi vogliono ascoltare. Provate voi, diteglielo voi. »

1. nome di un quartiere di Napoli dov'era il palazzo del Parlamento.

— « E che sono io, o Generale, rispetto a voi ?» — Quì entra un giovane che io conosceva, e con gli occhi e il volto come di un matto, dice: « Chi parla di togliere le barricate è un traditore, ed io gli tiro. » E appunta il fucile sul petto a Gabriele Pepe, il quale, come chi scaccia una mosca, lievemente spinse in alto la punta del fucile, dicendo : « Non fate sciocchezze. » E voltò le spalle, e, messesi le mani dietro le reni, se ne andò via tranquillo. Io presi pel braccio quel giovine, e : « Sai tu chi è quell'uomo contro il cui petto impugnasti il fucile? Sai tu chi è Gabriele Pepe ? È un prode soldato che ha il petto pieno di cicatrici, è colui che difese l'onore d'Italia contro il francese Lamartine che la insultava[2], è un grande e savio cittadino, è un uomo di virtù unica, innanzi al quale tu ed io dovremmo cadere in ginocchio. » Il giovane si fece pallidissimo; mi disse: «Oggi siamo tutti pazzi » e dopo un poco pianse. Vive ancora, e forse leggerà queste parole che ho scritto.

Dopo alcun tempo vedo a caso il deputato B. Musolino, e con lui vo a Monteoliveto seguito dal mio Giovanni, a cui lasciai il mio fucile, ed entrai nella gran sala, dove di mano in mano vennero gli altri deputati. « Insomma, puoi dirmi tu che è avvenuto stanotte? » — « Quel maledetto giuramento ha imbrogliato ogni cosa. » — « E non saria[3] meglio non darlo ?» — « Così penso anch'io, ma il Re vuole che si giuri. Le pratiche durarono tutta la giornata di ieri, e verso sera venne qui il ministro Conforti, e lesse una nuova formula, che affermò scritta proprio dal Re, e non fu accettata. Egli se n'andò, e qui fu un tumulto indescrivibile : tra noi si gridava, si proponeva mille cose, ma tutti concordi a non cedere : il popolo su la piazza con molte fiaccole accese gridava, applaudiva ad alcuni deputati che da quei balconi arringavano : « Coraggio, resistete, viva i deputati ! » Verso tardi entrano da quella porta alcuni uomini con un ufficiale di guardia nazionale e dicono : « Deputati, le truppe sono uscite dai quartieri, e stanno innanzi Palazzo : il popolo faccia le *barricate.* » E mille voci ripeterono : *barricate !* — « Anche i Deputati ? » — « Alcuni sì. E tutta stanotte è stato un battere di tamburi e gridare *tradimento, alle armi* ; e si sono fatte le barricate che hai veduto. » — « Ebbene, e poi come si è fatto dalla Camera quell'avviso che ordina disfarle ? » — « Verso la mezzanotte il Re finalmente ha ceduto, ha chiamato il ministro Troya, ed ha sottoscritto un decreto che contiene un'altra formula di giuramento. Eccolo qui sul tavolo.
« Prometto e giuro innanzi a Dio
« fedeltà al Re costituzionale Ferdi-
« nando II. Prometto e giuro di
« compiere col massimo zelo e con
« la massima probità ed onoratezza
« le funzioni del mio mandato
« Prometto e giuro di essere fedele
« alla costituzione quale sarà svolta
« e modificata dalla due Camere
« d'accordo col Re, massimamente
« intorno alla Camera dei Pari,
« come è detto nell' art. 5 del pro-
« gramma del 3 aprile. Così giuro
« e Iddio mi aiuti. » I Ministri hanno presentato questo decreto alla Camera, che l'ha accettato, ed ha ordinato disfare le barricate. Essi ci hanno detto di aver pregato il Re di far rientrare le truppe almeno nei cortili e nei giardini della Reggia, di non farle vedere dal popolo così schierate nella piazza, ed egli non ha voluto. Ora siamo a questo punto, il Re dice : « Non ritiro i soldati se non disfate le barricate » ; il popolo dice : « Non togliamo le barricate se i soldati non si ritirano. » L'una parte non ha fede nell'altra. — « E chi cederà ? » — « Il popolo no, nè io glielo consiglierei. Se non cede egli, come finora ha ceduto, si verrà ad un conflitto, e la finiremo una volta con costui. »

(*Continua.*)

Luigi SETTEMBRINI.

2. dicendo che l'Italia era la terra dei morti. — 3. sarebbe.

Il giudizio Africano.*

Alessandro di Macedonia giunse una volta in una lontana provincia dell'Africa, ricca d'oro. Gli abitanti gli andarono incontro e gli presentarono delle coppe piene di pomi e frutta d'oro. « Mangiatevele voi queste frutta ! »disse Alessandro : «io non son venuto per vedere le vostre ricchezze. ma per imparare dai vostri costumi.»

Allora lo condussero al mercato, dove il loro re teneva giustizia.

In quel momento si fece innanzi un cittadino, e disse : «O re, io ho comprato da quest'uomo un sacco di loppa, e invece vi ho trovato dentro un tesoro considerevole. È mia la loppa, ma non l'oro ; e intanto costui non vuol ripigliarselo. Convincilo tu, o re, poichè è roba sua. »

E l'avversario, anche un abitante del luogo, rispose : «Tu ti fai scrupolo di ritenere qualcosa a cui non hai diritto : e io non dovrei farmi scrupolo di accettarlo da te? Io t'ho venduto il sacco con tutto quel che c'era dentro : tieniti il tuo. Convincilo tu, o re ! »

Il re domandò al primo se avesse un figlio : e quegli rispose di sì. Domandò all'altro se avesse una figlia ; ed ebbe in risposta un sì. « Bene ! » disse il ve : « Voi siete entrambi oneste persone : unite in matrimonio i vostri figliuoli, e date loro per regalo di nozze il tesoro trovato. Questa è la mia sentenza »

Alessandro rimase stupito quando udì questo giudizio. «Ho io forse mal giudicato » disse il re del lontano paese « che tu sei maravigliato così ? » — «Nient' affatto» rispose Alessandro ; «ma nel nostro paese si giudicherebbe altrimenti.» — « E come dunque ? » domandò il re africano. — «I due litiganti ci rimetterebbero la testa, e il tesoro passerebbe nelle mani del re. »

A questo il re battè le palme per lo stupore, e disse : « E splende ancora il sole da voi ? E cade ancora la pioggia da voi ? » «Certo» rispose Alessandro. — «E allora ciò dev' essere» seguitò quegli «in grazia delle bestie innocenti che vivono nel vostro paese ; poichè per uomini cosiffatti non dovrebbe il sole splendere, non dovrebbe la pioggia cadere! »

HERDER.

* Vedi le altre quattro parti.

La Valanga di Valere.

La borgatella di Valere nel vallone di Ribordone in val d'Orco [1] contava, vent'anni or sono, una quindicina di fuochi [2]. Ancora durano alcune casupole disgregate e sparse qua e là fra i castagni, l'altre erano raccolte in fascio serrato nel mezzo di un ridente pomario. Quivi, una domenica di febbraio, nel silenzio di una nevicata che durava da due giorni, precipitò dall'alto una formidabile valanga, che, atterrate d'un soffio otto case e gli alberi intorno, si stese placida ed immacolata sulla rovina. Fu l'opera di un istante che non lasciò di sè nessuna vestigia : non un grido era uscito dalle case, non un trave, non una fronda emersero sulla neve pulita. Sotto erano sepolte quindici persone.

Chiamato per soccorsi, la notte salì da Cuorgnè un plotone di Alpini [3]. Giunse che albeggiava in un sereno gelido. I pochi abitanti superstiti, donne e vecchi, perchè gli uomini validi svernano [4] in giro per il mondo sui lavori, stavano chiusi nelle stalle, nei casolari dispersi per la montagna. Bisognò chiamar gente che indicasse dove ieri sorgesse la borgata, ma la gente atterrita stentava a riconoscere i luoghi e ne uscivano notizie contradittorie. Le donne

1 in Piemonte. — 2. focolari, casolari. — 3. *chasseurs des Alpes*. — 4. passano l'inverno.

si aggiravano come alla cerca, guardavano smarrite, garrivano, piangevano e cantavano le litanie.

La neve compatta della valanga, serrata dal gelo, era dura come cristallo e alta dai cinque ai sei metri. — Impossibile sgomberare tanta massa impietrita; il miglior partito parve scavare un tunnel fino alle rovine. — Le donne all'aperto salmeggiavano, di sotto i soldati, nella luce biancastra, nel gelo, assiderati e sudati davano di picco e di vanga. Durarono all'opera dodici ore filate. Per dodici ore l'ufficiale non uscì dalla grotta, non prese cibo. I soldati, come [5] si sentivano gelare i piedi, sbucavano all'aperto dove crepitava sulla neve un'alta fiammata. In capo a dodici ore avevano levati dalle macerie quindici cadaveri — quattordici donne, di cui tre sorelle bellissime, ed un bambino.

Fino a quando era durata l'ansia della ricerca, nessuno aveva avvertita la fatica, ma quando le salme furono ridate all'aria invernale ed al cielo notturno e fu accertato non restarne altre sepolte, tutti sentirono cadersi le forze. — Ma grondavano sudore, ma erano inzuppati di neve, e dai miserrimi tuguri all'interno non era da sperare alcun ristoro. L'ufficiale li persuase a scendere subito a Sparone, che è borgo ben fornito, nella valle grande. L'estate, è strada di mezz'ora; con quella neve, colle frequenti valanghe da aggirare o valicare, occorrevano due ore piene e, ancora, che la notte non raffittisse oltre modo[6]. L'indomani sarebbero tornati a seppellire i morti. Ma il Camposanto è giù a Sparone, ma alle donne il pensiero di quei cadaveri stesi al vento pareva sacrilego. E se nevicava un'altra volta? E se piombavano gli animali di preda? Tante ne dissero, e non ne occorsero molte, che i soldati così sfiniti com'erano consentirono di portare subito i morti al cimitero.

Al bagliore di poche fiaccole furono con bastoni e rame secche improvvisate quattordici barelle. Vi adagiarono le salme, il bimbo in braccio alla madre; due soldati ogni barella e giù lenti e cantelosi[7] per la valle. Le donne fiancheggiavano il corteo portando i fucili e cantando il miserere. Non traccia di strade; una china rovinosa, rotta qua e là da muraglie di ghiaccio. Nella scura notte invernale la pallida faccia del monte irradiava un chiarore funerario. L'ufficiale rincorava con generose parole i suoi uomini cui, dava al bisogno aiuto di braccia. La fila era lunga, allo svoltare dei seni e dei promontorii c'era pericolo che il corteo si rompesse e si sperdesse per dirupi mortali; allora gli squilli delle trombe lo tenevano raccolto. Più volte la tragica schiera dovette rifar strada perchè sviata, e sostare a consiglio, a prender fiato, a soccorso di uomini vinti dal gelo, a serrare le file, a ricomporre i cadaveri che non scivolassero dalle barelle liscie di brina. Più volte, dei cadaveri ne andarono ruzzoloni sulla neve, e bisognò rincorrerli per le chine e riportarli.

Non due, ma cinque ore durò la discesa. Giunsero a Sparone a tardissima notte e stettero di guardia ai morti sino a giorno.

Giuseppe Giacosa.

5. quando. — 6. non si facesse troppo buia.

7. prudenti.

Varietà.

La lingua latina in diplomazia.

Nella *Vox urbis* il comm. Antonio Martini pubblica un dotto articolo per sostenere l'opportunità di adoperare la lingua latina, priva di asprezze, egli scrive, e così ricca di vocaboli, nella compilazione delle note diplomatiche.

L'articolista, che è docente di

diritto internazionale, ricorda come nel medio evo la lingua latina fosse dovunque usata per gli atti pubblici, per le relazioni di principi e di Stati; e che la Chiesa cattolica persiste ad adoperare la lingua latina nella redazione di tutti i documenti. Il Martini aggiunge che, anche recentemente, cioè all'epoca del trattato di Berlino, il conte Andrassy avrebbe adoperato la lingua latina in un documento relativo ad una questione della Cisleitania.

Il Martini perciò è d'avviso che tutti i governi dovrebbero intendersi per usare la lingua latina nei documenti di carattere internazionale.

Un verso dantesco.

Il *Giornale dantesco* (quad. V, Anno XIII) contiene un lungo discorso di Domenico Guerri sul verso dantesco tanto discusso « sì che il piè fermo sempre era il più basso ». Il passo relativo a questo verso, secondo il Guerri, si deve spiegare così : « mi rimisi in cammino pigliando la via del monte, di maniera che il piè fermo, cioè quello su cui reggevo il peso della persona, era sempre meno elevato di quello che avanzava; che è quanto dire acquistava sempre dell'altezza avanzando ». Questa interpretazione, concordante del resto con quella di molti altri valenti chiosatori [1], è in aperta opposizione con l'altra di certuni, i quali, dando un senso assai ristretto alla parola *piaggia* [2], ritengono e sostengono che Dante dicendo « il piè fermo sempre era il più basso » volesse dire che camminava per una pianura.

1. commentatori. — 2. luogo : in senso ristretto : piano, landa.

Per ridere.

L'artista al reggimento.

IL MAGGIORE (*alla nuova recluta*). — È vero che lei è l'autore del quadro : Le *gioie della famiglia* che ha fatto tanto rumore all'ultima Esposizione?

LA RECLUTA. — Per l'appunto, signor maggiore.

IL MAGGIORE. — Bene, bravo, allora lei ridipingerà in giallo tutte le porte della caserma.

Bizzarria.

Con tre di zucchero
e due di cacio,
sol che si appressino
per darsi un bacio;
gran meraviglia!
si forma un **tutto**
d'un bel peponide
simile al frutto.
Quel **tutto** insipido [1]
e pur gradito
se sia da un'abile
mano condito.

(*La soluzione al prossimo numero.*)

Soluzione del giuoco precedente : **MOLESTO, MESTOLO.**

1. cucurbitacea.

Les Cinq Langues

N° 4. 20 Novembre 1906. 7e Année.

PARTE ITALIANA

La Via Appia.

Le più importanti vie romane sono l'*Aurelia* diretta per Civitavecchia (*Centumcellae*) a Viareggio; la *Cassia* per Arezzo, Firenze, Lucca; la *Flaminia* che si estende fino a Ravenna; l'*Emilia* che arriva a Piacenza ed ebbe importanti restauri da Napoleone I; la *Valeria* che, passando per Tivoli, attraversava l'Abruzzo sino oltre Chieti; la *Latina* che, traversando il Tuscolo e Valmontone, giunge per Anagni e Frosinone fino a Capua.

Ma la più insigne di tutte è la *via Appia*, che, partendo dalla città sovrana, arrivava sino a Brindisi.

Acquedotto di Claudio sulla via Appia Nuova.

Maestosa, nella sua doppia diramazione, la *via Appia Antica* e *Nuova* attraversa tuttora la Campagna romana, passando accanto a ruine venerande, costeggiando il famoso acquedotto di Claudio, scoprendo magnifici punti di vista dell' Agro e dei ridenti colli Tuscolani e Laziali.

Per lunghi tratti essa è fiancheg-

giata da grandiosi sepolcri, tra cui quello famoso di Cecilia Metella ed altri di Seneca, di Sesto Pompeo Giusto, di Plinio il Giovane ecc. E così via via la necropoli pagana si estende maestosamente solenne sino ai piedi dei colli Albani.

Miscellanea.

Mario Giobbe.

Nella seconda metà di ottobre è morto a Napoli Mario Giobbe, gentile poeta, noto però, più che per le sue opere originali, per le sue stupende traduzioni del *Cyrano di Bergerac*, della *Samaritana* e dell' *Aiglon* di Rostand, dell' *Edipo Re* di Sofocle, a del *Sardanapalo* di Byron.

Ecco ciò che ne dice, in un bell'articolo del *Marzocco*, Roberto Bracco :

« Fra le sue traduzioni più note, quelle del *Cyrano* e dell' *Edipo Re* accumulano i resultati delle sue maggiori facoltà nei limiti della funzione d'un traduttore. La traduzione dell' *Edipo Re* è il monumento innalzato in onore del classicismo con la forza d'un cervello sapiente che penetrava i più reconditi segreti e comprendeva tutte le bellezze di un'arte imperitura, mentre la traduzione del *Cyrano* è la parola genuina, calda, luminosa, alata, che prorompeva dallo spirito vivo del poeta traduttore con la medesima sincerità e con la medesima vibrazione con cui l'aveva lanciata l'estro del poeta autore ».

***

Gorki e Roberto Bracco.

Massimo Gorki, proveniente dall'America, è giunto a Napoli, coll'intenzione di passare un mese nelle delizie di Sorrento.

In Napoli disse al Labriola che desiderava conoscere Roberto Bracco, l'illustre drammaturgo, autore della *Piccola fonte* e di *Sperduti nel buio.*

Il Bracco si affrettò tosto a far visita. Gorki e Bracco, appena incontratisi, si abbracciarono affettuosamente ; essi passarono la serata insieme conversando, attraverso la interpretazione fedele della signora Andrevna.

Gorki parlò quasi sempre di arte e di letteratura, e si mostrò al corrente della letteratura francese ed anche abbastanza della letteratura italiana.

Il suo grande amore è per Giosuè Carducci e in Russia molte produzioni del nostro grande poeta sono state tradotte da giovani russi di alto ingegno.

Gorki mostrò sapere che parecchi lavori del Bracco sono stati proibiti in Russia e se ne dolse. Il suo entusiasmo per l'Italia traspariva dalle sue parole, dai suoi sorrisi.

Dopo tre ore di conversazione, Gorki e Bracco si separarono abbracciandosi di nuovo e ripromettendosi di rivedersi presto.

Le barricate a Napoli *.

(CONTINUAZIONE.)

Mentre facevamo questo discorso erano poco più delle undici del mattino, ed entrarono a furia nella sala alcuni dicendo : « È cominciato il fuoco, si combatte a San Ferdinando ». E udiamo colpi di cannone. Dopo un poco entrò Filippo Capone con in mano una palla di cannone, e disse : « Ecco quello che ci manda Ferdinando ». Vennero altri e dicevano : « Il popolo vince, i soldati fuggono ». Ma il cannone che tonava diceva il contrario. In quella sala tutti si movevano, tutti parlavano stranamente commossi : alcuni proponevano dichiararsi [1] Ferdinando nemico pubblico e decaduto dal trono, altri nominare un Governo provvisorio ; il Ricciardi propose nominarsi un Comitato di pubblica sicurezza con poteri pieni ed assoluti, e furono nominati Ottavio marchese Tupputi, presidente,

* Dalle *Ricordanze della mia vita.* — 1. cioè : che si dichiarasse (modo da non imitare).

e membri Gaetano Giardini, Vincenzo Lanza, Gennaro Bellelli, Ferdinando Petruccelli. A questo punto io dissi al Musolino: « Tu rimarrai qui e farai il tuo dovere come deputato: io vado a fare il mio ». Uscii, e ripreso il mio fucile, discesi su la via con mio fratello. Dai balconi del Municipio furono gettati su la via Toledo alcuni busti in gesso del Re, e la gente applaudiva. Io mi voltai a quelli che a caso mi erano intorno, e dissi: « Che facciamo qui? andiamo dove si combatte ». E m' avviai seguito da cinque o sei sconosciuti. Quando fui innanzi al palazzo del principe di Montemiletto mi trovai solo con Giovanni. Sento chiamarmi a nome: « Dove vai? vieni qui; più innanzi ci è pericolo ». Era Filippo Cappelli di Reggio, che scende, mi piglia per un braccio, e dicendomi: « Combatteremo dalle case; questo è deciso, così fanno tutti: non vedi che su la via non c'è un' anima? » — mi tira dentro al portone che fu chiuso, e montiamo su nella casa del principe di Montemiletto, dove trovo Enrico Sannia, un attore del teatro Fiorentini in veste di guardia nazionale, ed alcuni altri pochi sconosciuti. Mi fo ad un balcone [2]. Il cielo era azzurro, splendeva un sole bellissimo, la via Toledo era deserta, le barricate senza che uno le difendesse, da Palazzo [3] tonava il cannone e da tutte le case usciva un grido: « Morte al Borbone! » Io dico al Cappelli: « Al cannone si risponde con le grida ». — « E con le fucilate ancora ». — « Ma a che cosa servono, che cosa sono queste barricate? Sono barriere che fanno i fanciulli: un colpo di cannone le abbatte e le spazza. È stata una stoltezza farle, stoltezza farle qui nella via più larga e diritta. Il popolo di Masaniello [4] anche asserragliò le vie, e combatté: ma dove? dove le vie sono strette e non ci vanno nè cannoni, nè cavalli, nè ci guardano i castelli, e i soldati ci sarebbero schiacciati dalle case. Abbiamo le barricate dove si passeggia, le abbiamo fatte per imitare la Francia ». — « Hai ragione, ma ora ci siamo, e bisogna fare il dovere ». — « Faremo il dovere, ubbidiremo anche a pochi stolti e pazzi! Dio voglia che non andiamo a rovina. » Noi non vedevamo combattenti, udivamo di tanto in tanto il fuoco della moschetteria grosso e profondo.

Il principe di Montemiletto per naturale gentilezza di animo o per altro ci fece servire di rinfreschi; e mentre li sorbivamo udimmo *Viv' o re* [5], terribile grido della plebe che faceva il saccheggio, il grido del 99. I soldati svizzeri salivano per la via San Giacomo e dal palazzo Lieto, che è dirimpetto quella via, partirono alcuni colpi di fucile, a cui fu risposto col cannone che sfrantumò un angolo del palazzo, e poi da una fitta fucilata. Vedemmo allora gli Svizzeri che con un colpo di cannone aprirono il portone del palazzo, ed entrarono furibondi. Venne in quel punto il principe [di Montemiletto] tutto smarrito, e ci disse: « Signori, vedete il palazzo Lieto, ogni resistenza è inutile: se tirate un colpo saremo tutti scannati e la casa andrà a sacco e fuoco [6]. Vi prego non per me, ma per mia moglie la principessa, che è da molto tempo ammalata, ed ora si dibatte in fiere convulsioni. Resistere ora è inutile, serbatevi a tempi migliori ». Lo spettacolo del palazzo Lieto, il fuoco che continuava, le grida della plebe acutissime, ci persuasero a rimanerci [7]. Il Principe ci fece passare in luogo segreto della casa, ed egli, vestito da Gentiluomo di Camera del Re, fece spalancare il portone, si presentò ai soldati, disse che in casa sua non vi erano guardie nazionali, e fu creduto e rispettato, e ringraziato ancora pel vino che fece distribuire. La sua casa non ebbe altro danno che da una palla di cannone che portò via

2. Mi affaccio ad un balcone. — 3. il Palazzo reale. — 4. nel 1647.

5. *Viva il re*. — 6. sarà saccheggiata e bruciata. — 7. a ristare, a desistere da ogni tentativo.

un pezzo di pilastro di marmo che è a destra del portone, il quale pezzo fu poi rimesso e ancora si vede. In sull'ora tarda della notte, lasciati i fucili, uscimmo di là, ed io andando per vie buie e deserte, lasciato mio fratello Giovanni, tornai a casa dove mia moglie e i miei figliuoli mi aspettavano.

Quella notte fu piena di angoscie. Nella città non appariva un lume, non si udiva una voce, pareva un sepolcro: era il silenzio della paura. Io aveva negli orecchi il grido di *Viva il Re*, e pensavo: quanti saranno morti! E che sarà dimani? La plebe è sfrenata, assalirà le case, scannerà quanti troverà. E tutto questo per pochi stolti scapigliati che hanno voluto le barricate, non per combattere ma per ispaurire un uomo che era sdegnato, e aveva soldati e cannoni e animo di Borbone; essi volevano farlo fuggire con le grida e le minacce. Gli hanno dato ciò che egli non aveva, la coscienza della sua forza: egli ci temeva ora ci disprezza perchè ci ha veduti discordi, deboli, codardi. Hanno voluto fare la scimmia ai Francesi, hanno creduto di far fuggire Ferdinando, come è fuggito Luigi Filippo. Volevate cacciarlo? Ma un nemico non si caccia colle grida: dovevate preparar uomini, armi, ordini: chiamar genti dalle provincie, stabilire i comandi, pigliare i luoghi della città più acconci. Cento uomini bene ordinati e diretti avrebbero combattuto e vinto. Che fece Palermo? che Milano? che ha fatto Napoli? Le barricate! fanciullaggine sanguinosa!

Luigi Settembrini.

L'Automobile e il Somaro.

Togliendola dal *Messaggero*, diamo quest' arguta poesia dello squisito poeta romanesco, persuasi che, nonostante le poche forme dialettali, i nostri lettori la potranno gustare.

— Rottadecollo [1] ! — disse un Somarello
Ner vede [2] un'Automobile a benzina —
Indove passi tu nasce un macello!
Hai sbudellato un cane, una gallina,
Un porco, un'oca, un pollo...
Povere bestie! Che carneficina!
Che sfraggello [3] che fai! Rottadecollo!
— Nun fiottà [4] tanto, faccia d'impunito [5]!
— Rispose inviperito l'Automobile —
Si vede che la porvere [6] e lo sbuffo
De lo stantuffo t'hanno intontonito!
Nun [7] sai che quann' io [8] corro ciò [9] la forza
Di cento e più cavalli? E che ti credi
Che chi vô [10] fa' carriera si fa scrupolo
De quelli che se trova fra li piedi?
Io corro e me n'infischio, e non permetto
Che 'na bestiaccia ignobbile [11]
S'azzardi de mancamme [12] de rispetto!
E ner di' 'ste [13] parole l'Automobile

1. Rottadicollo. Dicesi « andare a rotta di collo » per « andare a una velocità sfrenata ». — 2. nel vedere. — 3. sfacelo. — 4. non alzar la voce. — 5. sfacciato. — 6. polvere. — 7. non. — 8. quand'io. — 9. ci ho. — 10 vuol. — 11. ignobile. — 12. di mancarmi. — 13. nel dir queste.

Ce messe drento [14] tanto mai calore
Che er [15] motore, infocato, je [16] scoppiò.
Allora cambiò tono. Dice: — E mò [17] ?
Chi mi rimorchierà fino ar deposito ?
Amico mio, tu capiti a proposito,
Tu solo pòi sarvà [18] la situazione!...
— Vengo — je disse er Ciuccio [19] — e me consolo
Che cento e più cavalli a l'occasione
Hanno bisogno d'un Somaro solo !

Trilussa.

14. ci mise dentro. — 15. il. — 16. gli. — 17. E ora... — 18. puoi salvare. — 19. l'asino.

Avventura filologica a Firenze di Edmondo de Amicis.

Questa « avventura filologica » che è una delle più geniali e interessanti pagine dell'illustre scrittore, fa parte della nuova prefazione che il De Amicis ha scritta per la prossima 35ª edizione del suo *Idioma Gentile*.

A Firenze mi seguì un caso, potrei dire un'avventura filologica, che voglio raccontare, non solo per certe ragioni che dirò poi, ma perchè può offrir materia d'osservazioni utili a chi studia la lingua, e anche (perchè non dirlo?) per divertire un po' i miei lettori.

Avevo, nel mio libro, citato la parola « scrosciare » (« scrusse », piemontese, « scrusci », genovese), trovata nel primo Vocabolario del Fanfani e nel Supplemento ai Vocabolari italiani del Gherardini, come verbo usato ad esprimere il suono che dà il pan fresco sotto i denti. L'illustre Raffaello Fornaciari, accademico della Crusca [1], aveva osservato, in una sua recensione benevola, che a Firenze non si dice in quel significato « scrosciare », ma « croccare », e benchè questo verbo non sia registrato dalla Crusca, nè da altri vocabolari, che danno il solo aggettivo « croccante », m'ero affrettato a far eseguire la correzione. Ma, per accertarmi d'aver corretto bene, interrogai i primi fiorentini con cui ebbi occasione di discorrere; i quali, con mia maraviglia, m'espressero un parere contrario. « Croccare » — mi risposero — non l'abbiamo mai sentito dire; non s'usa; si dice « scricchiolare »; il pan fresco « scricchiola ». — E poichè s'accordarono in questa risposta il professore Orazio Bacci, la figliuola del mio albergatore ed un principe, credetti la quistione risolta, e con tutto il rispetto dovuto a Raffaello Fornaciari, che pensai avesse creduto dell'uso comune un verbo poco usato che gli piaceva, risolvei di correggere la correzione, sostituendo a « croccare » : « scricchiolare ».

Quella sera stessa, in casa d'un altro accademico della Crusca, scrittore di gusto squisito, non perchè mi restasse un dubbio, ma così per discorrere, ripetei la domanda. Allora principiarono le difficoltà. Non c'era unità di pareri [2] nella famiglia. Lo scrittore mi rispose : — Si dice « scricchia »; io scriverei « scricchia ». — Ma due colte signorine, sue figliuole, risposero che si diceva « scricchiolare ». — Facciamo una cosa, disse il padre ; consultiamo le due donne di servizio, che son fiorentine. — Naturalissimo, ma curioso per noi, non è vero, che un « legislatore della favella » in una quistione di proprietà linguistica si rimetta al parere della cuoca e della cameriera ? Le due donne, interrogate, risposero a un

1. L'Accademia della Crusca si occupa della compilazione del dizionario italiano.

2. Non s'andava d'accordo.

modo : — Il pan fresco, a Firenze, si dice che « canta ». La Crusca popolare aveva sentenziato; non c'era da ridire ; notai il verbo « cantare ». Ma pensai di continuare le ricerche perchè l'apparizione di quel quarto verbo mi fece dubitare che ce ne fosse un quinto.

Consultai il giorno dopo un professore di Siena, ma che sta a Firenze da anni, e n'ebbi in risposta che nella « capitale della lingua » s'usava la stessa parola che a Siena : « sgrigiolare ». — Il pan fresco « sgrigiola ». — Se c'era il quinto verbo! Notai anche questo; ma, dubitando che l'uso fosse vario anche a Siena, interrogai poco dopo, all'albergo, un cameriere senese, parlatore ammirabile ; il quale mi rispose : — No, a Siena non si dice « sgrigiola », si dice « scricchia » (il verbo del secondo accademico). E soggiunse : — Diancine! Non avessi sentito cento volte de' muratori, quando lavoravano davanti a casa mia, che dicevano, pigiando il pane fra le mani: senti come scricchia! — Non andavano dunque d'accordo nemmeno i senesi; in ogni modo quello « sgrigiola » mi diede da pensare; l'affare s'imbrogliava; seguitai la mia inchiesta.

Ritrovo il bravo professor Bacci. Mi dice : — Sa? Ho domandato a mia moglie, che è fiorentina; m'ha detto che a Firenze si dice « crocchiare » (sesto verbo); ma io non sono del suo avviso : « crocchiare » si dice più propriamente del suono che rendono le cose fesse [3], come un vaso, per esempio, o le cose mal connesse, quando si percotono. Io sto fermo sullo « scricchiolare ». Ma sa che s'ha da fare? Rivolgiamoci ai tecnici, interroghiamo i fornai, la risposta loro farà legge. — E decidemmo di fare la mattina seguente un'inchiesta presso i fornai.

***

Quel giorno medesimo, intanto, interrogai una colta signora, moglie d'un editore chiarissimo; la quale mi rispose che la parola propria era « sgretolare » : il pane fresco « sgretola ». E parendomi strano che si dicesse in quel significato « sgretolare », ch'io credevo usato soltanto nel senso attivo; « sgretolare i denti », e riflessivo, d'una cosa che si rompe, la signora mi citò l'autorità del « Novo vocabolario secondo l'uso di Firenze », compilato sotto la presidenza dell'ex-ministro Broglio. Stando a quel Vocabolario, veramente, si dice « sgretola » del pan duro, non del pan fresco; ma, insomma, doveva anche quel verbo, poco o molto, essere usato, e registrai anche quello. Era il settimo.

Ed eccoci, la mattina seguente, il Bacci ed io, girar per le strade di Firenze, di forno in forno, sotto una pioggia come Dio la mandava. Il primo consultato fu un fornaio accanto a Palazzo Strozzi. Per amor della lingua, il mio buon amico comperò un pan di segala; poi interrogò. Non riuscimmo subito a far capire al fornaio linguista quello che volevamo sapere. — Oh bella! — rispose sorridendo — si dice pan fresco. — Ma il suono che dà il pane premuto o addentato ? — Ma con queste piogge, si sa, il pane s'inumidisce, e non dà suono. — Quando ebbe capito, rispose senza esitazione ; — Si dice che « scricciola ». (« Scricciolare »! Ottavo verbo). — Non si dice anche che « scricchiola »? Che « canta » ? — Sì, alcuni dicono anche in codesto modo. Ma aspetti un po' (e stese la mano verso una vetrina) : ci ho qui il dizionario, possiamo vedere. — No, per l'amor del cielo! — esclamò il professore — lasci stare il dizionario. — Lo lasci stare — diss'io pure — il dizionario porta disgrazia. — E ce n'andammo con lo « scricciola », commentando la bellezza del caso : un fornaio che tiene a mano il dizionario, come un letterato di professione. Ma ci pentimmo di non averlo lasciato fare : chi sa che dizionario aveva, che cosa avrebbe detto non trovandovi il suo verbo, e come se la sarebbe

3. spaccate.

cavata a cercar la vera parola. Peccato!

(*Continua.*)

Edmondo De Amicis.

La stampa. *

Signore,

È la stampa che fa andare il mondo in malora. È la lettera stampata che fa uccidere dalla creazione del mondo in poi; e Caino leggeva il giornale nel paradiso terrestre. Non è lecito dubitarne: lo dicono i ministri, e i ministri non mentono, sopratutto dalla tribuna.

Maledetto sia l'autore di questa invenzione infernale, e, con lui, coloro che ne han reso perpetuo l'uso o che hanno appreso agli uomini a comunicarsi i propri pensieri! Per simil gente l'inferno non ha caldaie abbastanza bollenti. Ma osservi, signore, il progresso ogni giorno crescente della perversità. Nello stato di natura, sì giustamente celebrato da Gian Giacomo, l'uomo, scevro d'ogni vizio e della corruzione dei tempi nostri, non parlava affatto, ma urlava, mormorava o grugniva secondo gli affetti del momento. Era una delizia, allora, governare. Niente libelli, niente giornali, niente petizioni per la costituzione, niente reclami sulle imposte. Felice epoca che durò troppo poco!

Ben presto dei filosofi, suscitati da Satana per rovesciare un sì bell'ordine di cose, mediante certi movimenti della lingua e delle labbra, articolarono dei suoni, pronunciarono delle sillabe. Se quei colpevoli eccessi dello spirito anarchico fossero stati repressi nel nascere e si fosse condannato alla segregazione il primo al quale venne in testa di dire *ba be bi bo bu*, il mondo sarebbe stato salvo; l'altare sul trono o il trono sull'altare, col tabernacolo assicurato per sempre sulla base, non ci sarebbero mai state rivoluzioni. Le pensioni e gli stipendi aumenterebbero anno per anno. La religione, i costumi... Ah! come tutto andrebbe bene! Ma quando mai si fan le cose in tempo? Per mancanza di misure preventive accadde che gli uomini parlarono e subito cominciarono a dir male dell' autorità; ma l'autorità non trovò la cosa di suo gusto, pretese che la si oltraggiava, la si avviliva, e fece delle leggi contro gli abusi della parola; la libertà di parola fu sospesa per tremila anni, e, in grazia di questa legge, ogni schiavo che apriva bocca per gridare quando era battuto o per chieder pane veniva crocifisso, impalato, strangolato, con grande sodisfazione della gente onesta. Le cose per tal modo non andavano affatto male e il governo godeva di molta considerazione.

(*Segue*) Paolo Luigi Courier.

[Dalle « *Lettere al Redattore del Censore* IX (10 marzo 1820)] ».

* Vedi le altre parti.

Una fermata fuori orario.

Tutti i giornali della penisola, nello scorso ottobre, han narrato il fatto del casellante che a Ponte Galera, sventolando la bandiera d'allarme, fece fermare il diretto proveniente da Torino e diretto a Roma, per ottenere un soccorso alla giovine moglie gravemente ammalata. È Ponte Galera una stazione perduta nel grande deserto dell'Agro Romano, in un punto infestato dalla terribile malaria. Nella solitudine sorge la casetta del cantoniere; poi più nulla: il deserto.

Da tre giorni il povero casellante vedeva la moglie in preda ad una violentissima febbre; egli la vedeva agonizzare ora per ora, minuto per minuto, e in tre giorni di strazio e di angoscia non era riu-

scito, a pochi chilometri da Roma, ad ottenere il soccorso di un medico che arrestasse l'infezione mortale. Egli era solo, sperduto nella immensità desolata della campagna, era condannato a vedere la sua donna morire nel deserto.

Esule forzato dell'umanità, la sua voce si perdeva nei singhiozzi, e nessun orecchio umano poteva raccoglierla.

La civiltà gli passava dinanzi parecchie volte al giorno, con una velocità di novanta chilometri l'ora, facendo sfoggio dei suoi Pullmann, dei suoi vagoni *restaurant* e di tutte le raffinatezze del lusso. Quando il treno era passato, egli si volgeva indietro, e vedeva una morente abbandonata: le sue grida angosciose si confondevano col rombo lontano della civiltà che fuggiva. La civiltà viaggia in direttissimo: e il direttissimo fa poche fermate.

Finalmente, egli non ha resistito più. Poichè alla civiltà che fuggiva non arrivava il grido del suo dolore, egli è insorto e l'ha arrestata colla minaccia del pericolo.

Un cencio rosso agitato davanti al mostro che giungeva ha compiuto il miracolo.

Sorpresi dalla brusca fermata in piena campagna, tutti i viaggiatori si sono affrettati a discendere; e davanti a tutti il povero casellante ha narrato fra lagrime e rotti singhiozzi la sua sciagura.

Un'ora dopo Maria Fortuna, la giovine ammalata, era ricoverata in uno dei primarii ospedali di Roma.

Varietà.

Un libro straordinario.

É un *tour de force* come un altro: il libro piccolissimo ultratascabile; stavo per dire impercettibile, e non avrei esagerato. Apprendiamo infatti dalla *Bibliofilia* che il più piccolo libro del mondo è stato pubblicato dalla ditta Fratelli Salmin di Padova ed è grande quanto l'unghia del pollice d'una signora! Contiene una lettera inedita di Galileo Galilei a madama Cristina di Lorena, scritta nel 1615: misura dieci millimetri per sei e si compone di 208 pagine, ciascuna di nove linee, e comprendente da novantacinque a cento lettere per pagina. Bisogna notare che questo volumettino dei Salmin, degno d'essere un modello di formato per la letteratura dei pigmei gulliveriani, è stampato con caratteri mobili piccolissimi e si può leggere a occhio nudo, tanto la stampa è chiara e nitida.

Per ridere.

Fra pittori.

In un crocchio di pittori si sta parlando, naturalmente, di quadri.

A un tratto uno dice:

— E pensare che tanti secoli fa Zeusi dipinse una pergola coi grappoli d'uva così veri che gli uccelli andavano a beccarla.

E un altro:

— Oh!... per questo non c'è da meravigliarsi. Avevo un amico che dipinse un cane così vivo... che il Municipio lo obbligò a mettergli la museruola.

* * *

Dal « Giornalino della Domenica »

All'esame:

— Chi era il padre di Carlo V?

— Carlo IV.

— Bravo! E il padre di Francesco I?

— Francesco zero!

Soluzione del giuoco precedente: **ZUCCA**.

Les Cinq Langues

N° 5. 5 Décembre 1906. 7e Année.

PARTE ITALIANA

Miscellanea.

La spedizione polare Peary.

Il 3 novembre il comandante Roberto Peary, reduce da una spedizione polare partita nel luglio 1905, telegrafava da Hopedale di aver raggiunto, nella sua marcia verso il nord, l' 87°6' di latitudine, superando così tutte le precedenti spedizioni.

Il capitano Roberto Peary, un vecchio ed ostinato pioniére delle regioni polari, era partito da Nuova-York sul piroscafo appositamente costruito *Roosevelt*; il 27 luglio lasciava Halifax per affrontare ancora una volta la sfinge del Polo, attraverso quella via che costeggia la Groenlandia occidentale, gia da lui percorsa nel 1900 e poi nel 1902.

Era partito colla speranza di toccare « l'ultimo premio geografico che la terra possa offrire all'uomo » come egli chiama il Polo. Non vi riuscì; ebbe però la sodisfazione di oltrepassare tutti i punti finora raggiunti, e di battere il *record* della spedizione del duca degli Abruzzi per 33 minuti primi di latitudine, cioè per circa sessanta chilometri.

Il capitano Peary è fra i più noti e arditi esploratori artici, poichè già da vent' anni vive tra i ghiacci polari; e non lui solo, ma anche la sua famiglia ha partecipato alla sua vita avventurosa, tant 'è che la sua piccola Mariuccia gli nacque, nel settembre 1893, nella baia d'Inglefield (Groenlandia occidentale) a 77° di latitudine!

***

La seconda galleria del Sempione.

Il Governo svizzero sta trattando con la Compagnia Brandau per i lavori necessari all'apertura della seconda galleria del Sempione. Il traforo del Loetschberg, già incominciato su tutti e due i versanti, e l'aumento relativo del traffico sulla via del Sempione rendono necessaria la seconda galleria. I lavori, secondo calcoli fatti, dureranno cinque anni.

***

Monumento a Verdi a Nuova-York.

Il 13 ottobre, anniversario della nascita di Giuseppe Verdi, s'inaugurò a Nuova-York un monumento al cigno di Busseto, opera dello scultore palermitano Pasquale Civiletti. Il monumento, dell'altezza di 7 metri e mezzo, pesa oltre 50 tonnellate ed è tutto in marmo di Carrara; fu portato da Palermo a Nuova-York, diviso in circa cento pezzi, sul piroscafo italiano *Sannio*.

La statua del sommo maestro si erge sopra una colonna di pietra granitica, venata, alta due metri e 80 centimetri; gli fanno all'intorno corona quattro figure simboliche, pure in marmo, rappresentanti quattro capolavori verdiani : *Aida*, *Forza del Destino*, *Otello* e *Falstaff*.

Il monumento fu eretto per iniziativa del giornale italiano *Il Progresso Italo-Americano*.

***

L'istituto di diritto internazionale e la telegrafia senza fili.

Nel congresso tra i membri dell'Istituto di diritto internazionale, convenuti in quest'autunno nella città di Gand, a proposito della telegrafia Marconì, è stato proclamato il principio fondamentale della « libertà dell'aria. »

Si scartò così, a grande maggioranza, la proposita di riconoscere ad ogni stato il diritto di sovranità sulla colonna d'aria che sovrasta il suo territorio.

Questo canone è, d'altronde, presupposto dalla convenzione conclusa tra l'Italia e l'Inghilterra, visto che le onde passeranno sul territorio francese.

* * *

Antonio Fogazzaro, il quale, come saprete, in gennaio o in febbraio terrà a Parigi una conferenza all'*École des hautes études sociales*, interrogato da un giornalista di Roma intorno al suo prossimo romanzo, rispose che per ora è occupato soprattutto dalla costruzione di una sua nuova villa.

« Sto commettendo, disse, una vera pazzia; fabbrico [1] una villa nel paese di *Daniele Cortis*, una villa che sorge in un anfiteatro di monti, in una posizione deliziosa. » La chiamerò « la Montanina. »

E aggiunse :

« Ho messo il tetto alla « Montanina, » ma ora dobbiamo pensare a tante altre cose : la decorazione delle stanze, la distribuzione degli appartamenti, la scelta dei mobili... Le mie signore ed io avremo molto da fare.

1. Per : mi faccio fabbricare.

Salviamo l'aggettivo.

L'arguto scrittore Sabatino Lopez tratta nella *Stampa* di Torino un'importante questione di lingua, degna veramente di esser presa in considerazione da quanti parlano e scrivono italiano.

In testa a un cartellone di vendita ho letto proprio oggi : *Prezzi disastrosi*. E naturalmente ho pensato : Chi obbliga questa gente a rovinarsi e a dichiarare pubblicamente che si rovina? Non hanno dunque i proprietari di questo negozio un parente che li faccia interdire? un amico pietoso che li ricoveri in una casa di salute o li sottoponga ad una cura di docce? E non è il caso che qualche altro mercante, il quale non vuole incorrere in una catastrofe, li accusi per *concorrenza sleale*.

Ma poi ho pensato che tutt'al più l'aggettivo *disastroso*, nella mente di chi lo scelse, voleva essere adottato quale sinonimo di *modesto* o *discreto*, e che non era proprio necessario disturbare alienisti o giudici per così poco. I redattori del manifesto erano vittime di quel sistema di gonfiatura[1], per il quale ogni aggettivo perde il suo valore e, come una moneta logora, è fuori corso, sicchè è necessario raddoppiare il peso per aver la speranza di poter appena raggiungere la giusta misura.

Di qui il mio grido disperato ed inutile :*Salviamo l'aggettivo*.

Il solo modo di restituirgli un valore è quello di ridurlo ai suoi confini, ed ora invece se ne abusa in qualità e in quantità.

Uno non basta più, ossia pare che non basti. Se ne scrivono successivamente dodici a volte, in ordine d'altezza, come tanti soldati in un plotone, ascendenti o digradanti, a volte della medesima statura, cioè del medesimo valore. E l'aggettivo così com'è pare insufficiente ; bisogna — pare che bisogni — portarlo al superlativo: non ci son più donne *belle*, son tutte *bellissime*; non ci son più uomini *intelligenti*, son tutti *intelligentissimi*.

Salvo che, sulle buste delle lettere almeno, nessuno più vuol essere *illustrissimo*. Tutti tengono ad essere *illustri*.

Gli aggettivi dunque hanno pian piano asceso tutte le vette. Come certi valori in Borsa, son saliti a tale cifra fantastica che è imminente, fatale il loro deprezzamento. Le azioni sono andate su su, tanto che non è possibile farle andar più su ancora. Occorre riportarle al prezzo al quale furono emesse.

Vi ricordate quello che osservava don Abbondio, il quale era molto

1. esagerazione.

più furbo di quanto non volesse apparire?

«Il Papa, che Dio lo conservi anche, lui, ha prescritto, fin dal mese di giugno, che ai cardinali si dia il titolo di Eminenza. E sapete perchè sarà venuto a questa risoluzione? Perchè l'illustrissimo, ch'era riservato a loro, a certi principi, ora, vedete, anche voi altri, cos'è diventato, a quanti si dà: e come se lo succiano[2] volentieri! E cosa doveva fare il Papa? Levarlo a tutti? Lamenti, ricorsi[3], dispiaceri, guai, e per di più continuar come prima. Dunque ha trovato un buonissimo ripiego. A poco a poco, poi, si comincerà a dar dell' eminenza ai vescovi; poi lo vorranno gli abati, poi i preposti: perchè gli uomini son fatti così: sempre voglion salire, sempre salire....»

Ma nel bene e nel male, nella lode e nel biasimo non c'è più misura. Gli uomini che parlano e quelli che scrivono — i quali dovrebbero servire da moderatori in fatto di buon gusto — guardano le cose con occhi bovini, gonfian le gote e soffrono di elefantiasi. Una cosa brutta diventa in bocca loro o sotto la penna, orrida, mostruosa; una bella diventa divina addirittura.

Ebbene: non è parso sufficiente nemmeno l'aggettivo che accomuna la creatura umana alla divinità, e, prima per ischerzo, poi per vezzo, poi quasi per titolo legittimamente conferito, a una valente attrice è stato applicato l'aggettivo antonomastico di *superdivina*.

Io domando e dico: — Ragazzi, quando si smette?

*
* *

Fino a poco tempo fa il sommo del grottesco pareva fosse stato raggiunto dagli incensatori delle ballerine e degli artisti lirici, dei tenori in ispecie.

Aprite anche oggi un giornale teatrale, organo di una qualsiasi Agenzia, e vi farete una indigestione di esimio, di celebre, di immenso, di eccelso... Ogni aggettivo è catalogato, bollato, e ha la sua tariffa come un qualsiasi piatto di cucina in una lista della trattoria.

Eppure anche i tenori sono stati battuti dagli artisti dei teatri di varietà. (Ve l'ho detto; è la storia di Don Abbondio!) La lingua italiana non aveva bisogno di ulteriori storpiature, ma appunto perchè la scena di varietà è un campo internazionale, ha adottato e fatto adottare un vocabolario ostrogoto, che assomma il culmine della barbarie e quello della ridicolaggine.

Tutti i saltatori sono *unici al mondo*, tutti gli esercizi aerei sono *emozionantissimi*, tutte le gracidanti canzonettiste sono *étoiles affascinanti*, e tutte le capriole sul tappeto sono *sensazionali*. Gli inventori di anelli elettrogalvanici o di infallibili rimedi per la tosse o per la calvizie potrebbero dare lezioni di modestia agli impresari dei teatri di varietà.

Eppure tutti ci siamo impeciati di questa maledetta pece. Eccesso nel colore ed eccesso nella decorazione. Come certi nuovi ornamentisti accumulano fregi su fregi, e li trascelgono fra i più grevi e i più gonfi, così noi sovrapponiamo aggettivi su aggettivi e ne sovraccarichiamo i nostri discorsi e i nostri scritti. Gli scritti, passi: chi non vuol leggere non legge, ma i discorsi li deve sentire anche chi non li vuol sentire. Quando poi si tratta di pronunziare un giudizio pubblico, non ci son più limiti nell'aggettivazione (la parola è nuova, ma è anche brutta).

— Se dicessi che ha pronunziato una orazione *efficace*, credi che l'avvocato sarebbe contento?

— Mi pare poco.

— Dirò *eccellente*.

— Ci si avvicina un po' più.

— *Meravigliosa*, ti va?

— Sai cosa devi fare? Mettili tutti e tre.

A questo modo ogni sostantivo passeggia preceduto da un aggettivo

2. o succhiano, cioè: se lo godono. — 3. proteste per via legale.

e seguito da due come un anarchico pericoloso.

Si dice di tanti artisti che sono eccezionali, che l'eccezione è diventata la regola. Si abusa tanto dei qualificativi, che si adoperano anche quando non c'è nemmeno il più lontano sospetto che servano a qualche cosa.

Aprite un giornale qualsiasi e troverete : *Il drammatico suicidio* di un vecchio... *La terribile tragedia* di via Venti Settembre. Qual mai suicidio non è drammatico? E non è insita [4] nella tragedia l'idea del terrore ? L'umida pioggia, la bianca neve, il freddo gelido, il caldo ardente... son tutte delizie nelle quali ci si imbatte a ogni minuto.

Pensate un po' : se uno di noi avesse ancora da parlare di un viaggio infernale come il padre Dante, che scarica di aggettivi ! quante tonnellate di superlativi ! Si pecca rispetto alla quantità e rispetto alla qualità : l'idea del mediocre pare svanita, o, per lo meno, non troviamo aggettivi a significarla. O tutto o nulla, o all'inferno o alle stelle, o genio o cretino.

L'aggettivo dovrebbe essere come il dolce a tavola : e invece noi l'adopriamo come pane, l'accompagniamo a tutte le pietanze, in tutti i pasti Ne dovremmo oramai sentire la nausea o soffrire di dilatazione di stomaco. I bimbi non vorrebbero mangiare che chicche. Ma noi siamo... bimbi grandi, oramai. Nutriamoci di sostantivi che ci faranno bene : la stessa parola lo dice. Leggo e copio : « Gli antichi dai fenomeni naturali sentivano nascere specialmente idee e sentimenti, non colori, cioè non aggettivi come i volgari descrittori moderni. »

Tutto questo è *verissimo* e *giustissimo*...

Vedete come ci si casca ?

Sabatino Lopez.

---

4. inerente alla....

Avventura filologica a Firenze di Edmondo de Amicis.

(Fine.)

Andammo in borgo San Lorenzo, al forno del patriotta Dolfi, amico e ospite di Garibaldi, morto nel 1869, e ricordato ai posteri da un'iscrizione e da un busto di bronzo, posto al di sopra della porta. Il forno è tenuto ora da un suo figliuolo, che non era a bottega : c'era un commesso o socio, il quale, con l'aria di trascuranza di chi risponde a una domanda oziosa di sfaccendati, ci disse che si diceva la cosa in vari modi. Mentre ne cercava uno, entrò a comperare una bella donnina, che pareva una governante. — Ci dirà la vera parola la sposa disse il mio amico, e ripetè a lei la domanda. Sospettando una canzonatura, scrollò una spalla, e rispose un po' secco : — Si dice « sgrigliola ». — (Nono verbo). Ma il fornaio scosse il capo : — No, badi — osservò — ; « sgrigliola » si dice del pane che ha qualcosa di renoso. — Interloquì allora un uomo maturo, entrato in quel punto, dicendo : — Ché ! Ché! « sgrigliola » si dice delle scarpe nuove ; le scarpe con lo « sgrigliolo »; lo dicono tutti i calzolai. — La quistione, come si vede, s'andava ingarbugliando sempre peggio. Il mio amico (ne ho rimorso) comprò un altro pane di segala, ringraziammo tutti, e seguitammo il pellegrinaggio.

— Andiamo dal Paoli ! — disse il mio professore. È il famoso salumaio e trattore, da cui vanno i buongustai a mangiare i fagiuoli conditi. Ritto dietro al banco, dove stava affettando del prosciutto, ci salutò con cortesia, inchinando il capo canuto e grave di senatore. Il Bacci, che lo conosceva da anni, lo interrogò senz'altro. Non comprendendo subito la domanda, invece di rispondere a tono, il Paoli ci sciorinò una dotta dissertazione sulla cultura del grano e sul modo

di cuocere il pane; poi, quando capì... Se un mio amico burlone si fosse prima concertato con lui per fargli dare una risposta che finisse di confondermi la testa, non gli avrebbe potuto suggerire di meglio. Rispose : — Si dice che il pane « stride ». — « Stridere » ! Anche il mio amico rimase. E gli domandò : — E chi dicesse « canta », lei capirebbe? — Sì — rispose — c'è anco chi dice « canta ». — E chi dicesse « sgrigliola » ? — Anche « sgrigliola », c'è chi lo dice. — E « sgrigiola » ? — No — rispose pronto il Paoli, e soggiunse con gravità : — « Codesto verbo non s'usa ». — E uscimmo, con un decimo verbo nel sacco.

* * *

Smettemmo per quella mattina, ma riserbandoci di ricominciare un altro giorno; ed io feci per via indiretta altre ricerche, non più soltanto per il desiderio di trovar la parola, ma perchè mi divertiva la singolarità del caso, e quasi desideravo di far nuove scoperte per prolungare lo spasso.

Ogni tanto un amico o un conoscente mi riferiva a voce o per iscritto il risultato delle sue indagini. — Il custode d'una scuola, vecchio fiorentino, dice che la parola è « sgrigliolare ». — Un fornaio di via Parione, concorde con la signora del professore, afferma che si dice « crocchiare ». — Un altro fornaio, interrogato riguardo al « crocchiare », risponde che questo verbo non s'usa a proposito del pan fresco comune, ma di quello cotto in un modo particolare, quasi biscottato[1], e che del pan comune si dice che « canta ». — Un terzo risponde « crocca », ed è il primo che vada d'accordo col professore Fornaciari. — Intanto, vo col mio caro Guido Mazzoni da altri due fornai : il primo, in Lungarno Acciaioli, il rinomato Francesco Melini della stiacciata unta, dice « sgrigliola » ; il secondo, in via Por Santa Maria, dice « crocchia ». S'andava nell'un via uno[2]. In fine, lo stesso Mazzoni fa una piccola inchiesta fra gl' impiegati dell'Accademia della Crusca, e mi scrive : — Un impiegato ha riposto : « scricchiola », o « scricchia », o « sgretola » ; un altro : « sgrigliola » ; l'usciere e l'inserviente hanno detto « crocca » e « crocchia » ; tutti e quattro, peraltro, ammettono come termine generico : « canta ».

Avevo dunque, come responso complessivo di due vocabolaristi, tre signorine, due signore, due professori, due accademici della Crusca, quattro impiegati dell'Accademia, tre donne di servizio, sette fornai, un principe, un trattore, un bidello, un cameriere e un incognito, undici verbi : « scrosciare », « croccare », « crocchiare », « scricchiare », « scricchiolare », « scricciolare », « sgrigiolare », sgrigliolare », « sgretolare », « cantare » e « stridere » ; ai quali aggiungendo « scrogiolare » e « sgricchiolare », non sentiti da nessuno a Firenze, ma registrati in quel senso da varî vocabolari dell'uso, s'ha la bellezza di tredici verbi per dir la medesima cosa. Troppa grazia, San Zenobi[3] ! E se avessi seguitato a cercare, credo che avrei trovato dell'altro ; ma quel tanto mi bastò.

Avendo l'onore una mattina di far colazione con Isidoro Del Lungo, gli raccontai la storia e gli domandai quale dei tredici verbi avrei dovuto scegliere. L'illustre e caro maestro, dopo aver consultato il Vocabolario della Crusca, rispose che la parola più onomatopeica gli pareva « croccare » ; ma che, non volendosi usare un verbo non registrato dai vocabolari, era da dar la preferenza a « crocchiare », a cui sono riferiti dalla Crusca i significati di « scricchiolare », e si sarebbe così usato un verbo che era dell'uso vivo, e aveva ad un tempo un suono più imitativo di tutti gli altri. Ma il fatto stesso dell'avere il maestro consultato il

1. cotto due volte.

2. Andare nell'un via uno = non la finir mai, andar nell'infinito. — 3. Protettore dell'Accademia della Crusca.

vocabolario, e ragionato sulla parola, e parlato di preferenze, dimostrava che la parola proposta non era in modo indiscutibile la più generalmente usata a Firenze. Non mi restava altro da fare che ricorrere al Sindaco perchè chiamasse il popolo fiorentino ad un « referendum » ; ma a tanto non m'arrischiai, per più ragioni.

Edmondo De Amicis.

Un viaggio di esplorazione africano.

Di questi giorni uno dei più autentici rappresentanti dell'aristocrazia romana, Livio Caetani di Sermoneta, figlio del duca Onorato e della duchessa Ada dei conti Lettorn, offre al mondo bell'esempio di illuminata e moderna attività, partendo per una spedizione diretta nel cuore dell' Africa.

Appena laureato e superato il concorso per la carriera diplomatica, don Livio fu mandato alla legazione di Pechino, ove trovavasi quando scoppiò la terribile sollevazione dei boxers. Benché giovanissimo spiegò tanta energia e con tanto eroismo, caduti gli ufficiali, difese, alla testa di pochi soldati, la legazione che meritò di esser fregiato[1] della medaglia al valor militare. Dopo un breve riposo in patria don Livio chiese ed ottenne di esser nominato alla legazione di Addis Abeba ove fu prezioso collaboratore del maggiore Ciccodicola, nostro rappresentante presso il Negus d'Abissinia.

Intanto vivendo in quel paese, don Livio sentiva ogni giorno crescer si nell' animo il desiderio di spingersi innanzi per esplorare nuove terre, per studiare i luoghi ed i commerci di oscure re-

Il viaggio di esplorazione di don Livio Caetani nell'Africa.

Segni convenzionali : La *linea tratteggiata* indica l'itinerario di D. Livio Caetani ; la *linea punteggiata* il viaggio della prima spedizione Bottego (1891-92) ; la *linea a punto e tratto* la seconda spedizione Bottego (1895-97) ; le *linee a trattini* i confini politici.
1. = Soddo Galla ; 2. = Guraghè ; 3. = Cambata ; 4. = Ualamo : = 5. Conso ; 6. = Caffa; 7. = Gimma ; 8. = Gherà ; 9. = Gomma ; 10. = Limmù ; 11. = Guma ; 12. = Uallega.

1. decorato.

gioni nel cuore dell' Africa, fra cui quel paese sinistro, Gobò ove fu distrutta la seconda spedizione Bottego, e Caffa ove incontrò tanti pericoli il Franzoi allorchè riescì a trovare e portare in patria la salma [2] del povero Cecchi.

Don Livio Caetani, col signor Bertolani, telegrafista, che si occuperà specialmente di fotografie e con la sua carovana, della quale fanno parte un interprete, un capo carovana (*negadi*), 36 ascari, e 79 quadrupedi, lasciata il 29 settembre la capitale abissina, si è già incamminato verso i Soddo Galla, e proseguirà nel Guraghè e nel Cambata, visiterà le tenebrose regioni degli Ualamò, del lago Margherita, del lago Ciamò, del Gardulla; andrà nei paesi del Congo, del Tortale, sui laghi Stefania e Rodolfo, del quale visiterà l'inesplorata riva occidentale fino alle foci del fiume Omo, donde si recherà a Caffa; visiterà Gimma e Gherà; andrà nel Gomma, nel Limmù e nel Guma, e di là a Gobò. Di qui muoverà per far ritorno ad Addis Abeba dove spera giungere alla fine del marzo.

Da Addis Abeba per venire in Italia e quindi recarsi a Pietroburgo, alla cui ambasciata è destinato come segretario con le funzioni di consigliere, Don Livio Caetani passerà per l'Eritrea seguendo uno speciale itinerario; si avvicinerà cioè al Nilo Azzurro, traverserà il Goggiam e per la riva occidentale del lago Tsana giungerà a Gondar, donde per Debra Tabor, il Lasta, l'Asciamghi, Macallè, Adua, Asmara giungerà a Massaua.

Come si vede, questa di don Livio Caetani è una delle più importanti spedizioni africane finora ideate. Possa essa riuscire a onor suo e del Paese!

---

2. la spoglia.

La stampa*.

II

Ma allorchè un Fenicio (m'immagino che fu un qualche manifatturiere, un uomo di bassa estrazione) ebbe insegnato agli uomini a dipingere la parola e a fissare il suono fuggente con dei tratti, allora cominciarono le inquietudini indefinite di quelli che erano stanchi di lavorar per gli altri, e, contemporaneamente, la devozione monarchica di quelli che volevano ad ogni costo che gli altri lavorassero per loro. Le prime parole tracciate furono *libertà*, *legge*, *diritto*, *equità*, *ragione*; e da quell'istante si vide bene che quell'arte ingegnosa tendeva direttamente a render più esigue le pensioni e gli stipendi. Da quel momento datano le preoccupazioni della gente che ha una posizione sociale e dei cortigiani.

Ben peggio fu quando l'uomo di Magonza (non più nobile, immagino, che quello di Sidone) pensò a sua volta di chiudere fra due tavole il foglio di carta che un altro aveva fatto di cenci ridotti in poltiglia: tanto è abile il demonio a trarre partito di tutto per perdere le anime! Il tedesco, con questo mezzo, avendo moltiplicato quei tratti di figure tracciate che aveva inventati il Fenicio, moltiplicò d'altrettanto i mali che fa il pensiero. O terribile influenza di quella razza che non serve nè Dio nè il re, dedita alle scienze mondane, alle vili professioni meccaniche; razza perniciosa, che cosa non farebbe essa se la si lasciasse fare, abbandonata senza freni a quel fatale istinto di conoscere, d'inventare e di perfezionare! Un operaio, un miserabile ignorato nella sua officina, con qualche straccio fa una poltiglia e con questa poltiglia fa della carta, che un altro poi

---

* Vedi le altre parti. — 1. raccolta di leggi degli antichi re francesi, soprattutto della seconda dinastia.

pensa di improntare con un po' di nero; ed ecco tutto il mondo capovolto, le vecchie monarchie scosse... Industria diabolica! Al punto che non v'è più che un mezzo di governare, soprattutto dacchè un altro emissario dell'inferno ha fatto quell'altra invenzione di distribuire ogni mattino a venti o trenta mila abbonati un foglio dove si legge ciò che tutta la gente dice e pensa, e i progetti dei governanti e i timori dei governati.

Se questo abuso continua, a che impresa potrà mai accingersi la corte la quale non sia controllata anticipatamente, esaminata, giudicata, criticata, apprezzata? Il pubblico s'immischierà di tutto, vorrà cacciar dappertutto il suo piccolo interesse individuale, farà i conti alla tesoreria, sorveglierà l'alta polizia, e si piglierà beffe della diplomazia. Insomma la nazione farà camminare il governo come un cocchiere che si paga, il quale ci deve condurre non dove vuole e come vuole, ma dove noi pretendiamo di andare e per la strada che ci conviene; cosa orribile a pensarsi, contraria al diritto divino e ai capitolari[1].

(*Continua.*)

Paolo Luigi Courier

[Dalle Lettere al Redattore del *Censore* IX (10 marzo 1820)]

San Martino [1].

La nebbia a gl'irti [2] colli
Piovigginando sale
E sotto il maestrale [3]
Urla e biancheggia il mar;

Ma per le vie del borgo
Dal ribollir de' tini [4]
Va l'aspro odor de i vini
L'anime a rallegrar.

Gira su' ceppi accesi
Lo spiedo scoppiettando:
Sta il cacciator fischiando
Su l'uscio a rimirar

Tra le rossastre nubi
Stormi d'uccelli neri,
Com' esuli pensieri
Nel vespero migrar.

Giosue Carducci.

1. cade l' 11 novembre. — 2. ispidi, perchè i rami son brulli. — 3. *mistral.* — 4. *cuve.*

Leggenda giapponese.

Riproduco dal *Corriere della sera* la seguente soave leggenda, facendo prima notare che i giapponesi credono che le piante sieno abitate da esseri soprannaturali.

— Un samurai di Kioto voleva far tagliare un salice: un altro samurai, mosso a pietà se lo fece cedere, e lo coltivò con infinita cura nel suo giardino. Lo spirito dell'albero, riconoscente, si fece donna e divenne moglie del buon cavaliere. Un bellissimo bambino nacque dalla loro unione. Disgraziatamente un giorno il daimio sovrano di quel territorio diede ordine di abbattere il salice, col cui legno doveva venir riparato il gran tempio di San-jiu-san-gendo. Non fu possible opporsi. La donna, piangendo, disse addio allo sposo e al figlio e scomparve per sempre nel salice condannato. L'albero abbattuto cadde al suolo, ma nemmeno duecento uomini fortissimi riuscivano a sollevarlo e trascinarlo lontano da quei luoghi. Allora il bambino ne prese nella tenera manina una fronda e disse dolcemente: « Vieni! » E l'albero lo seguì, strisciando per terra, fino alla corte del tempio.

Per ridere.

— Cameriere, quest'acqua è sporca.

— Il signore non pretenderà mica ch'io lavi l'acqua.

Les Cinq Langues

N° 6. 20 Décembre 1906. 7e Année.

PARTE ITALIANA

Miscellanea.

Il Re di Grecia a Roma.

Negli ultimi giorni di novembre, Roma fu allietata dalla visita del Re Giorgio di Grecia, ospite per quasi una settimana di re Vittorio.

Re Giorgio visitò parecchi monumenti della città e assistette ad una caccia che Re Vittorio diede in suo onore nella bellissima tenuta reale di Castelporziano. Dovunque al loro passaggio i due Sovrani erano entusiasticamente acclamati, quasi che il popolo riandasse con la memoria a quel passato glorioso in cui le razze ellenica e latina, sorelle, riempivano il mondo di lor grandezza.

***

Gl'Italiani tutti hanno appreso con vero giubilo che il grande premio Nobèl per la letteratura è stato assegnato quest'anno a Giosuè Carducci.

Ravenna — Pineta di S. Vitale.

***

La Pineta di Ravenna.

Anche la famosa pineta così piena per gl'Italiani di sacri ricordi, la pineta superba celebrata da

Dante, dal Boccaccio, dal Byron, e nella quale fu combattuta la gran battaglia decisiva fra Odoacre e Teodorico e riparò Garibaldi fuggente le baionette Austriache — anche la pineta di Ravenna è minacciata di distruzione.

Il Comune di Cervia, a cui essa appartiene, ha deciso di abbatterla, ritenendo ciò necessario pel vantaggio economico del paese, e per *cento ettari* il magnifico bosco è già stato abbattuto.

Ora la scure fa sosta: ma per quanto?

Alcuni giornali han protestato, poeti e letterati hanno scritto contro il sacrilegio. Quale sarà il risultato?

L'animo di quanti amano il bello e han sacra la poesia dei ricordi si stringe di dolore.

* * *

Di questi giorni è stata pubblicata in Italia la prima traduzione integrale delle *Passeggiate in Italia* del Gregorovius; fatta molto bene da Ulisse Carboni.

In questo volume il Gregorovius ha raccolto le impressioni ricevute dal paesaggio che è d'intorno a Roma. Sono appunti, presi per lo più sul posto; dovuti, però, ad un viaggiatore che alla profonda conoscenza della nostra storia univa una mente sagacissima, una genialità senza pari, ed uno squisito sentimento artistico. Sia che descriva le fantastiche ruine di Ninfa, invase dall'edera e dal muschio, o i panorami selvaggi dei monti Ernici, le ridenti spiagge del litorale romano o l'architettura severa di un' antica chiesa; sia che ponga sotto gli occhi del lettore una rustica processione religiosa di qualche villaggio laziale o le figure ascetiche dei monaci di Trisulti, il Gregorovius è sempre uguale a sè stesso, maestro sommo nel ritrarre in brevi tocchi l'aspetto caratteristico del luogo e della cosa descritta.

Al ricordo storico è intrecciata la leggenda popolare, alle più alte considerazioni filosofiche il racconto piacevole di qualche curiosa avventura occorsa all'autore nei suoi viaggi; le reminiscenze classiche s'intrecciano con le acute osservazioni, piene di *humour*, suggerite da fatti e costumanze della vita moderna.

* * *

Conferenze G. Ferrero.

G. Ferrero ha raccontato ai suoi uditori del « Collège de France » la drammatica storia di Giulia e di Tiberio, e questa lezione fu certo una delle più importanti.

Mai, del resto, non si era visto un uditorio così numeroso nel vecchio anfiteatro, e in tale occasione ricevette una visita illustre, quella di Loubet, accompagnato dalla signora Loubet e dalla signora di St. Prix, loro figlia.

Quando entrarono, accompagnati dal signor Levasseur, amministratore del « Collège », tutta la sala in piedi acclamò l'ex-presidente, che fu il primo, all'uscire dalla conferenza, a felicitare in termini calorosi l'eminente storico.

(*Il Risveglio Italiano.*)

Vivien Chartres.

È il nome della violinista undicenne che ha fatto, di questi giorni, delirare d'entusiasmo il pubblico di Milano e di Torino.

Infatti come non andare in estasi davanti a quella splendida bimba dal fresco viso roseo, dai capelli d'oro, che, con una grazia angelica, eseguisce la musica più difficile ad interpretare dagli stessi adulti?

E quello che è più squisito è la semplicità di quella bimba che ignora del tutto la propria grandezza artistica!

Vivien Chartres, nonostante il padre sia inglese e viva abitualmente a Londra, è nata in Italia, a Torino, e italiana è la madre, la poetessa Annie Vivanti Chartres, di cui abbiamo già date alcune belle pagine in questa rivista.

Annie Vivanti, la quale naturalmente vive nell'adorazione della sua bambina, scrive nel *Secolo* XX la « Storia di Vivien », che è poi la storia dell' undicenne figliuola.

Nell'agile e spigliata storia di Vivien è veramente tutto il cuore della madre; la quale ci racconta come, neanche a farlo apposta[1], avesse il terrore di mettere al mondo per l'appunto un *enfant prodige*. E proprio un *enfant prodige* le è toccato! Il primo misterioso annuncio della futura vocazione di Vivien furono la smorfia e il singhiozzo accompagnato da strilli, coi quali, quand'era ancora in fasce, ella accolse l'apostrofe della madre : — Tu non devi essere, tu non sarai mai un *enfant prodige*! — Di quel misterioso annuncio fu impressionata la poetessa che ne parlò al marito, il quale si contentò di riderne e di darle della « cara piccola oca ». — Già gli uomini, scrive Annie Vivanti, non hanno fantasia. — Più tardi la bambina sentendo suonare in casa sua a Londra da un umile violinista italiano la *Zingaresca* di Sarasate, scoppiò in dirotto pianto; tanto che quell'oscuro maestro propose di far studiare Vivien, a cui il giorno dopo portò un Guarnerius che fu pagato 200 lire, ma fu anche messo in pezzi, prestissimo, coll'aiuto di un cuginetto. In sei mesi Vivien, a detta del suo maestro, imparò più che altri in sei anni. Allora fu condotta a Praga, perchè fosse sentita dal professore Sevcik, il maestro di Kubelik. Il viaggio fu pieno di peripezie; madre e figlia erano accompagnate da un numeroso bagaglio nel quale figuravano due enormi bambole, un pallone chinese e un sorcio bianco addomesticato. Dimenticarono di pagare il vetturino e persero la cappelliera. Poi all'albergo la piccola Vivien, lasciata sola un momento, mise il violino e l'arco nella catinella piena d'acqua per lavarli ben bene col sapone, in gloria di Sevcik. L'indomani il violino era muto; sicchè la piccola artista dovette dar prova della sua valentia con un istrumento enorme poco adatto per lei. Suonò varî pezzi e Sevcik la guardava col viso impenetrabile. Poi disse : « Con questa bambina bisogna cominciare dalla fine » e le fece suonare le variazioni sulla fantasia del *Mosè*, di Paganini, sopra una sola corda. Quand' ebbe finito il Maestro le disse : « Suonerai sempre il Paganini su questo violino. È tuo ». Tale fu la solenne consacrazione della precoce virtuosa, che un anno più tardi esordiva come concertista davanti ad un pubblico di 3000 persone. Ma Vivien è rimasta, nonostante tutto, una deliziosa bambina. « In questa pura e benedetta vita infantile, conclude la madre, il violino non è che una gioia di più. »

*
* *

Un altro grazioso aneddoto intorno a Vivien è quello che si riferisce al suo incontro colla regina Margherita. Trovandosi nella sua consueta villeggiatura di Gressoney, e saputo che vi era la poetessa colla figliuola, S. M. volle conoscere la prima, e nel congedarsi, baciò in fronte la bimba.

Vivien, tutta vibrante di entusiasmo per la Regina *Daisy*, come ella chiamava nella sua lingua la sovrana, per parecchi giorni non volle lasciarsi lavare la faccia, temendo che l'acqua cancellasse le traccie del prezioso bacio!

E anche adesso a Torino Vivien ha manifestato la sua piccola anima gentile.

Il giorno 11 novembre, genetliaco del Re, mentre la folla che l'aveva accompagnata all'albergo dopo il concerto si accalcava nella via senza stancarsi di chiamarla al balcone, ella, dopo aver gettato delle rose su coloro che l'applaudivano, al momento di ritirarsi, afferrò il lembo della bandiera che, in segno di festa, era issata sul balcone dell'albergo, e la baciò ripetutamente, quasi ad assicurare i Torinesi del suo amore sempre vivo per la patria e la città natia.

---

1. Come dire : vedi combinazione !

Una citazione*.

Nicola Borello entrò quella sera nell'osteria della Testa d'asino di assai cattivo umore. Diede subito una pedata al gatto, e sedutosi sulla panca con una mossaccia[1] che gli scosse sulla fronte l'arruffata chioma, picchiò un gran pugno sulla tavola, esclamando :

— Mondo infame.

La frase, per quanto energica, passò inosservata accanto a un piccolo gruppo di contadini che stavano discutendo dei loro affari, confidandoli a un vinello un po' acido, non tanto però che le mosche non accorressero da ogni parte a contenderlo — essendo pur vero che, quando si tratta di pigliare, ogni cosa torna buona. Solamente l'oste, il quale stava dietro il banco grattandosi la testa ed i fastidi insieme, sbirciò[2] con indolenza il nuovo arrivato, biascicando :

— Il solito ottavino?

— Un quartuccio, perbacco, e crepi la miseria! — esclamò ancora Nicola assestando un secondo formidabile pugno.

L'oste che non era guercio nè bolognese, ma che oste era, capì che lì ci stava un gran fuoco da estinguere, e, dato di piglio al quartuccio e messolo sulla tavola, rimase in piedi davanti all'avventore con una cotal sua aria rimminchionita e dabbene che chiamava le confidenze come il cacio il pane.

Nicola Borello prese il quartuccio e rovesciando indietro il capo ne bevette a garganella[3] una buona metà, ascoltando con piacere il *glu glu* del liquido che gli scendeva nell'ampio torace. Almeno bere si può sempre.

— Quest'anno — disse l'oste — il vino sarà anche migliore. Le viti sono di una bellezza....

— Corbezzoli! — esclamò Nicola sferrando il suo terzo pugno.

L'oste rimase al pari di colui che, avendo spianato il fucile verso un uccello pianamente posato in ramo, se lo vede volar via ad un tratto. Per paura di far peggio stette zitto.

Fu Nicola Borello che dopo un po'di tempo, pizzicandosi il naso, soggiunse :

— A me le capitan tutte.

L'oste si accontentò di fare : hum! hum! con un tono che non voleva dir nulla ; e fu appunto quello che ispirò fiducia all'altro.

— Tu eri presente, nevvero, quando ebbi una disputa uno di questi giorni con Maso del Ghero, quello scimunito? .

L'oste tornò a fare : hum! hum!

— Ma già a lavare la testa all'asino (non parlo della tua, sai) si butta via sapone e ranno[4]. Cosa mi salta in mente di volergli spiegare che cos'è la repubblica, come se lui potesse intendermi! Così da una parola all'altra ci siamo riscaldati la bile, ti ricordi?

— Vagamente.

— E gli dissi il fatto suo che gli stava bene, a quell'animale, ma niente di più del fatto suo ; il motivo della disputa non fu altro che la repubblica; tienilo a mente, la repubblica. Ora dimmi un po' per quale ragione m'ha tagliato nella vigna sette piedi di vite[5], che se non gli capitava addosso mio padre la era tutta spacciata?

— Sette piedi di vite ti ha tagliato?

— Sette. Per vendetta che gli diedi dell'imbecille, come se la colpa fosse mia!

— E quando è stato? — chiese l'oste con un interesse mediocre, solo per sostenere il discorso.

Ma Nicola Borello, ora che aveva dato la stura[6] all'eloquenza, non intendeva di finirla così subito. Buono che si fece portare un altro quartuccio prima di entrare nei particolari della sua disgrazia. Avvenne però questo, che le chiacchiere e il vino invece di calmarlo non fecero che

---

* Riproducesi col gentile consenso dell'autrice.

1. atto sgarbato. — 2. guardò socchiudendo gli occhi. — 3. bere a garganella cioè tenendo il recipiente a distanza dalla bocca e versando giù il liquido.

4. si fa cosa vana. — 5. *ceps de vigne*. — 6. aperto il varco, il corso.

eccitarlo maggiormente, al punto che gridava e smaniava sulla panca dell'osteria, quando entrò per l'appunto il maresciallo dei carabinieri a farsi dare una gazosa perchè moriva dal caldo. Nicola Borello vociava in quel momento :

— Non sono io se non gliela faccio vedere a quel cane! Sette denti gli voglio strappare, sette martellate gli voglio dare!

L'oste ammiccò al maresciallo, e questi che conosceva Nicola gli si avvicinò bel bello sorridendo con un passo cauto da donnicciuola :

— Calma, calma, con chi l'avete, diavolo?

— L'ho che vedo rosso questa volta (Dio sa se intendeva rosso di sangue o rosso di vino), e uno sproposito lo faccio come è vero che mi chiamo Nicola.

— Perchè volete fare uno sproposito, — soggiunse il maresciallo con tono conciliativo, dopo avere ascoltato il racconto di Nicola, — quando c'è modo di farvi rendere giustizia dai tribunali ?

— I tribunali ! — mormorò Nicola colpito dalla grandiosità della parola e dal mistero che in essa si celava, — possono forse i tribunali rendermi le mie viti?

— Possono obbligare Maso del Ghero a rifondervi i danni [7].

7. risarcire.

Gli occhi di Nicola luccicarono per improvvisa cupidigia, ma l'oste osservò :

— Maso è un po'corto di cervello. Chi sa se gli riconoscerebbero la responsabilità del mal fatto.

— Non importa, — soggiunse il funzionario, — i suoi genitori rispondono di lui ed hanno di che pagare sette piedi di vite.

— Ben detto ! — esclamò Nicola. — Questa è giustizia. Io però non so come si fa a parlare ai tribunali.

— Se non è che questo vi aiuterò io a stendere l'atto d'accusa.

— Nel quale direte che fu in seguito a una disputa politica, puramente politica...

— Come vorrete.

— In causa della repubblica, che lui non capiva che è il modo di comandare un po' tutti...

— Ma sì, ma sì.

— E siete sicuro che lo obbligheranno a rifondermi i danni ?

— Almeno credo, se le cose stanno come le avete raccontate voi ; ma anche alla peggio, male non ve ne può venire.

— Pare anche a me, — concluse l'oste che vedeva spuntare all'orizzonte un nuovo quartuccio.

In tal modo la querela di Nicola Borello contro Maso del Ghero fu decisa.

(*Continua.*) NEERA.

Scherzo.

Quando fanciullo io venni
A pormi con le Muse in disciplina [1],
L'una di quelle mi pigliò per mano ;
E poi tutto quel giorno
La mi condusse intorno
A veder l'officina.
Mostrommi a parte a parte
Gli strumenti dell'arte,
E i servigi diversi
A che ciascun di loro
S'adopra nel lavoro
Delle prose e de' versi.

1. venni alla scuola delle Muse.

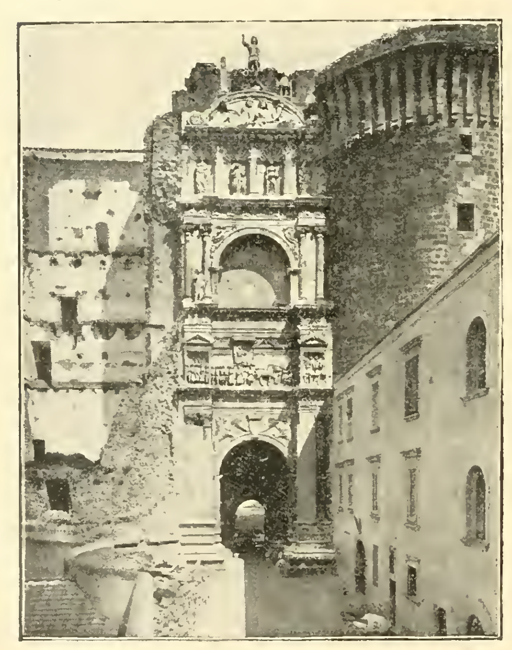
Io mirava, e chiedea:
Musa, la lima ov'è? Disse la Dea:
La lima è consumata; or facciam senza.
Ed io, ma di rifarla
Non vi cal [2], soggiungea, quand'ella è stanca?
Rispose: hassi a rifar [3], ma il tempo manca.

Giacomo Leopardi.

2. cale = importa. — 3. si ha a rifare, si deve rifare.

Il Maschio [1] Angioino restaurato a Napoli.

Pochi giorni or sono è stato scoperto agli occhi dei Napoletani quel lato del Maschio Angioino (Castel Nuovo) ove, tra le due torri superbe, è incastrato l'arco trionfale di Alfonso d'Aragona, opera d'arte pregevolissima, in cui l'eleganza dell'architettura si sposa alla finezza deliziosa dei fregi e dei bassorilievi.



Napoli. — Arco di trionfo in onore di Alfonso d'Aragona (1470).

Castel Nuovo venne edificato nel 1279, nel punto denominato *campum oppidi*, e fu terminato nel 1284; ma colui che lo fece costruire per sua regal dimora, Carlo I di Angiò, non potè abitarlo, essendo morto pochi mesi dopo. Egli aveva voluto che la sua reggia, in Napoli, fosse un castello turrito, ove la persona del sovrano fosse messa al sicuro dagli attacchi nemici. Suo figlio Carlo II, *lo zoppo*, vi trasportò la Corte, e da quell'anno (1285) fino al 1540, vi dimorarono tutti i re di Napoli.

Descrivere tutti gli avvenimenti svoltisi nel famoso Castello angioino significherebbe ritessere la storia del regno; ci limiteremo perciò ad accennare ai principali. In questo castello Pietro da Morrone, nel 1294, fu eletto Papa col nome di Celestino V, ed in questo stesso castello fece « per viltade il gran rifiuto [2] ». Nella medesima mole angioina Roberto d'Angiò, detto *il saggio*, verso il 1309, attorniatosi di uomini insigni, seppe mettere insieme una biblioteca di oltre *settemila* volumi, e fu quella la prima biblioteca napoletana. In Castel Nuovo, Giotto, nel 1330, dette luminosi saggi

1. *Maschio* o *mastio* = cittadella, fortezza.

2. V. *Divina Commedia*, Inf. Canto III, v. 60.

dell' arte sua divina, dipingendo varie pareti e l'intera cappella; in esso Francesco Petrarca sostenne, durante tre giorni, il suo famoso esame, per conseguire il lauro capitolino; in esso Giovanni Boccaccio s'invaghí della *Fiammetta*, che era poi Maria, la figliuola di Re Roberto.

Ma l'immane[3] castello toccò l'apice del suo splendore sotto Alfonso d'Aragona, detto *il Magnanimo*, il quale, tra il 1455 e il 1470, fece erigere lo stupendo arco a cui abbiamo accennato al principio.

Cessata la dominazione aragonese e passato il regno a Ferdinando il Cattolico, altre gesta famose si svolsero o si epilogarono[4] nel Maschio Angioino. Quivi il vicerè Carlo di Lenoy tenne prigionieri il doge Fregoso e Pietro Navarro, il quale ultimo vi morì strangolato; nel Maschio restò a lungo prigioniero Tommaso Campanella[5]; contro di esso si scagliò il popolo napoletano, con ardire forsennato, sfidando l'artiglieria spagnuola, quando Carlo V voleva trapiantare anche tra noi l'Inquisizione; contro di esso Masaniello condusse la plebe napoletana, e proprio in un sotterraneo del castello la moglie di lui trovò la morte, insieme con altri compagni.

Altro assalto alla Mole angioina si ebbe durante la rivoluzione del 1799, e nelle sue carceri sotterranee furono gettati uomini che rispondevano ai nomi di Mario Pagano, Domenico Cirillo ed altri illustri[6]. In questi sotterranei, teatri di infamie inaudite, di delitti e di viltà, sono ancora visibili alcuni scheletri, deposti in rozze casse di abete. Accanto a questi sotterranei è la piccola cappella, cadente e abbandonata, in cui si venera S. Francesco di Paola[7], il quale, al re Don Ferrante I che gli offriva del denaro, osò rispondere: « Rifiuto, perchè questo denaro gronda sangue di popolo ».

3. enorme. — 4. ebbero il loro epilogo, la conclusione. — 5. filosofo. 6. liberali, morti sulle forche borboniche. — 7. 1416-1506.

La stampa*.

III

Ma, come se fosser poco tutte queste macchinazioni contro i buoni costumi, la grande proprietà e i privilegi delle classi alte, ecco quì ben altro. Si comunica da Berlino che il dottor Kirkausen, famoso matematico, ha testé inventati dei nuovi caratteri, una nuova macchina da stampa maneggevole, leggiera, mobile, portatile, e che serve a fare scrivere cosí come si parla, con la stessa prontezza, con la stessa facilità. Si può infatti in una sala, senza che nessuno se l'aspetti, stampare tutto ciò che si dice, e lì per lì tirare a migliaia di esemplari tutta la conversazione..... Lascio pensare a voi, Signore, che diluvio è lì per inondarci, e che mai potrà la censura contro un tal dilagare. Ma si aggiunge — ed è questo il peggio per chiunque abbia buon senso o intaschi uno stipendio — che la combinazione di questi nuovi caratteri è così semplice, così chiara, così facile a concepire, che anche l'uomo più grossolano apprende con una sola lezione a leggere e a scrivere. Il dottore ne ha fatto in pubblico l'esperimento con un successo da sbalordire; e un contadino che il giorno prima appena sapeva contar le sue dita, dopo un insegnamento di otto a dieci minuti ha composto e distribuito ai presenti un piccolo discorso, benissimo condotto, in buon tedesco, che comincia con queste parole: Deve governar la legge! Dove siam noi arrivati, gran Dio! Che mai sarà di noi? Fortunatamente l'autorità, messa

* Vedi le altre quattro parti.

sull'avviso, ha preso delle misure per garentire la sicurezza dello Stato: son già stati dati gli ordini: tutta la polizia della Germania è alle calcagne del dottore, con un premio di centomila fiorini a chi lo consegnerà vivo o morto. La cosa non è di poca importanza: se un'invenzione così fatta, nel secolo nostro, venisse a diffondersi, la sarebbe finita per tutte le basi dell'ordine sociale: nulla più sarebbe nascosto al pubblico. Addio molle della politica, intrighi, complotti, note segrete; non più un'ipocrisia che non fosse subito smascherata, non più un'impostura che non fosse smentita. Come governare allora?

Paolo Luigi Courier.

[Dalle lettere al redattore del *Censore* (10 marzo 1820).]

Varietà.

Un aneddoto su Paganini.

Le *Pall Mall Gazette* narra di Paganini, che un giorno si recava al teatro dell'Opera di Parigi, dove egli sbalordiva tutti col suonare il violino su una sola corda. Siccome era tardi, saltò in una carrozza. Quando arrivò sulla porta del teatro, il cocchiere gli chiese dieci franchi. « Che cosa? — egli esclamò, siete pazzo! Dieci franchi per cinque minuti? » « Lo so che è molto, gli rispose il cocchiere, ma per voi che ne incassate migliaia col suonare su una sola corda, che cosa sono dieci franchi? » « Bene, soggiunse Paganini, mettendogli in mano il prezzo della corsa, senza neanche la mancia, quando voi farete correre la vostra carrozza su una sola ruota venite da me, e vi darò dieci franchi. »

Come si viveva nel 1550.

Il signor Jacopo Gelli riproduce nella *Rivista di Roma* alcune curiose disposizioni spigolate dalla *Prammatica di Mantova* emanata nel 1551 dalla marchesa di Monferrato, come madre e tutrice del Duca, contro le eccessive pompe mondane con le quali « si fanno prima in molti modi offese a nostro signore Iddio, e poi ne segue e danno universale e in particolare ruina a molti ».

Le proibizioni concernono specialmente il vestiario e la tavola. Si proibisce per esempio alle donne di portare ornamenti e gioielli che in complesso eccedano il valore di centoventicinque scudi; si vieta agli uomini l'uso di collane che costino più di cinquanta scudi; si inibisce [1] l'uso di qualunque livrea in casa e fuori; non si permette di mangiare pavoni, fagiani e pernici, nè di comprare e vendere ostriche, nè di mangiare pollame e pesce nello stesso pasto. È proibito di giuocare ai dadi e alle carte; solamente nelle case private si può giuocare a primiera con la posta di un *mozenigo*, (circa due centesimi della nostra moneta). Ai trasporti funebri non possono intervenire più di dodici preti: e così via.

Tutte queste proibizioni erano fatte osservare con la massima severità, ed ogni trasgressione era punita con la multa di dieci scudi la prima volta e di trenta scudi e tratti di corda e *vergatura* sulla pubblica via dopo il terzo strappo alla volontà [2] del principe. E il Gelli conclude, rilevando quanto siano diversi, malgrado le lamentanze degli incontentabili, i tempi nei quali viviamo.

1. si proibisce, si vieta. — 2. uno strappo alla volontà, alla legge = un'azione contraria a queste.

Les Cinq Langues

N° 7. 5 Janvier 1907. 7e Année.

PARTE ITALIANA

Miscellanea.

Una statua all'Imperatore Traiano.

Il sindaco di Roma ha avuto dalla Romania il seguente dispaccio :

« *Sindaco*, Roma.

« Nell'occasione del ricevimento dei nostri fratelli studenti italiani stessa origine e di Roma, città eterna, che è la nostra madre comune, lieto di potervi comunicare questo avvenimento, vi prego di gradire tanto da parte mia, che di tutto il Consiglio comunale, assieme al fraterno saluto, i nostri sentimenti di alta stima.

« Il Sindaco di Braila: *Jon-Berceaun* ».

Gerolamo Rovetta e il suo cane.

in Braila nell'ottobre 1902 è nata l'idea di erigere un monumento al divo Traiano, padre della nazionalità rumena. Tale idea ora è portata a compimento ed oggi inauguriamo il monumento al grande imperatore. E come in tutti i grandi atti che ci uniscono non possiamo dimenticare quelli della

Ecco la risposta del senatore Cruciani-Alibrandi :

« *Sindaco*, Braila.

« A Braila, che con solenne affermazione di romanità, volle innalzare un monumento a Traiano, perchè le sue origini latine avessero tradizione imperitura, Roma,

grata della rinnovata millenaria fratellanza, ricambia il cordiale saluto.

« Il Sindaco : *Cruciani-Alibrandi* ».

* * *

Gerolamo Rovetta..

Di questi giorni in cui Gerolamo Rovetta trionfa sulle scene col suo nuovo dramma *Papà Eccellenza*, torneranno interessanti ai nostri lettori questi cenni che Sem Benelli dà intorno al fortunato autore di tante commedie applaudite :

« Gerolamo Rovetta, che è un uomo celebre, e che guadagna molti quattrini, non è un affamato di celebrità e tanto meno una « torre d'avorio ».

« Egli ha in sè stessol a sicurtà del suo valore : egli ha raggiunto il suo grado con una tenacità grande di volontà, senza troppi clamori, con discreta ambizione e non soverchia debolezza ; in lui la letteratura non ha ucciso l'uomo, come accade di frequente.

« Il suo appartamento di piazza Castello, a Milano, è, quasi direi, eloquentissimo. Ordine, nitidezza, semplicità di gusti, moderata raffinatezza ; l'amor proprio del cameriere è ben subordinato alla volontà del padrone. Non troppi slanci di servizievole zelo con questo scapolo[1] innanzi con gli anni, eppur saldo come un giovanotto !

« Il padrone studia e lavora con regolarità. Non un libro fuor di posto : c'è lo scaffale per i vecchi e il mobilino moderno per i nuovi libri. Sulla scrivania nulla che non sia per il momento assolutamente necessario ; nè il vocabolario, nè l'ultima novità letteraria. Solamente la cartella di cuoio lavorato che contiene ed elegantemente custodisce i fogli manoscritti della novissima commedia. Alcuni telegrammi aperti, ma ripiegati stanno sotto un elegante pressacarte.

Da una parete del salotto sogguarda fiera ed arguta la testa del poeta Lucini, disegnata egregiamente dal Galli. Fra alcune acqueforti del Conconi e molti disegni del Cremona, una lettera autografa di Mazzini, chiusa nella sua cornice, parla a « Giulietta P. » di cose buone ed oneste. Poco sopra alla poltrona dello scrittore spicca eloquente una rarità segantiniana : l'unico ritratto di signora che il grande solitario[2] abbia disegnato. È una bella dama che, in abito da sera, sta presso alla finestra un po'nascosta dietro un gran ventaglio di penne di struzzo, mollemente...

1. celibe.

2. Segantini è il pittore dell'alta montagna, delle solitudini solenni.

Il Premio Nobel a Carducci.

La cerimonia della consegna del premio Nobel a Giosue Carducci ha avuto un carattere intimissimo, ma non perciò meno solenne.

Fot. F.lli Alinari, Firenze.

GIOSUE CARDUCCI.

Nella casa del poeta, in via del Piombo, convennero verso le ore 18 tutti i congiunti di lui, i rappresentanti del municipio e della Università, il conte e la contessa Pasolini e pochi altri amici.

Giosuè Carducci appariva di lieto

umore e sul suo volto si leggeva una profonda commozione.

Il ministro di Svezia barone De Bildt, venuto appositamente da Roma, giunse alle 18.30, ossequiato dal fratello e dai generi di Carducci all'ingresso dell'abitazione.

Il ministro, entrato nella stanza ed avvicinatosi al poeta, pronunciò un breve discorso, consegnandogli poi, a nome del Re di Svezia, lo *chèque* di 190 mila lire della Banca d'Italia, un diploma e una medaglia d'oro. Le sue parole furono brevi per un delicato riguardo alle condizioni di salute del poeta, ma improntate alla più rispettosa cordialità e ad un sincero sentimento di venerazione. Egli si disse lieto di essere scelto ad interprete dei sensi del suo Re e del suo Paese in questa solenne onoranza, e chiuse coi più caldi auguri di prospera longevità.

Carducci accennò al suo vivo compiacimento in modo che il barone De Bildt ne rimase profondamente commosso.

A nome della famiglia ringraziò il fratello, prof. Alfredo Carducci.

Il discorso del barone De Bildt a G. Carducci.

Illustre Maestro,

In questo momento, a Stoccolma, nella solenne adunanza delle Accademie riunite, il Re di Svezia consegna al ministro d'Italia il premio Nobel destinato a voi. Egli mi ha ordinato di recarmi allo stesso tempo presso di voi per presentarvi le sue sincere e calorose felicitazioni, ed il medesimo incarico mi è stato affidato dai miei colleghi dell' Accademia svedese. Nell'eseguire questa a me ben grata missione, non intendo tessere nessun panegirico, ben sapendo che la modestissima mia voce nulla può aggiungere alla vostra gloria, e che presso voi i « pappagalli lusingatori » non sono stati mai i benvenuti. Vengo semplicemente a dirvi perchè vi abbiamo scelto e perchè crediamo e sappiamo avere in questo nostro giudizio consenzienti [1] quanti nel mondo civile onorano l'arte e l'ingegno.

Il testamento di Nobel prescrive che il premio di letteratura debba essere conferito a quello fra gli scrittori moderni che abbia compiuto l'opera più bella in senso idealistico, e tutta l'opera vostra, illustre maestro, è improntata al culto dei più alti ideali che sono sulla terra : ideali della patria, della libertà e della giustizia. È l'amor di patria che vi ha ispirato fin dalla vostra prima giovinezza; della patria come l'ha fatta ricca di bellezze la natura; della patria, come la conquistarono e la riedificarono i vostri contemporanei con le loro battaglie e vittorie, le loro sofferenze e lotte, i loro martiri e trionfi. È sempre la patria che domina il vostro pensiero, sia che cantiate le gesta gloriose dei fieri eroi delle antiche repubbliche, sia che vi passi davanti agli occhi il dolce sorriso della prima regina d'Italia.

Freme nelle vostre Odi portato dai virili accenti della vostra lira, il cuore d'un popolo, passa i monti ed i mari, sorge alla vostra invocazione come genio possente all'invito del mago, ed aleggia sopra il mondo, battagliero ed invitto. Questa è opera vostra, della vostra anima così romanamente forte, così italianamente gentile. Ma avete anche voluto che il vostro nome sia ricordato come quello di fedele amante della Dea cieca che tiene la bilancia e la spada, che sa le ire e lo sdegno, ma anche le lodi ed il giubilo. Giustizia vi è stata guida, e con essa la via non si smarrisce.

Ho parlato dei più alti ideali terrestri, ma, affinchè non mi si rimproveri di aver dimenticato che vi sono ideali d'altro ordine, mi si permetta ancora una parola.

A noi, uomini del Nord, è caro il ricordo delle nostre chiese, rudi talvolta d'aspetto, come la chiesa di Polenta [2], ma simbolo per noi di

1. d'accordo, approvatori. — 2. la chiesa di Francesca da Rimini, cantata da Dante et da Carducci.

pace, fratellanza e carità. La libertà però del nostro pensiero non si conturba sotto le volte gotiche, ed è perciò che abbiamo sentito che possiamo, senza venir meno alla nostra fede, stendere le mani in reverente omaggio verso di voi. La severità morale delle vostre liriche, la candida purezza nella quale sorge il vostro canto verso le alte cime, tutta l'austera semplicità della vostra vita sono pregi elevatissimi, davanti ai quali ci inchiniamo tutti, a qualunque religione e partito noi apparteniamo, sono doni divini, doni di Dio, che, sotto qualunque forma apparisca, è sempre Lo Stesso, e da cui imploriamo che continui a scendere sul vostro venerando capo la santa benedizione che si chiama amore.

Una citazione.

(*Continuazione.*)

Gli faccio causa, — ripeteva in quei giorni Nicola a tutti i suoi conoscenti, smanioso di farsi pagare il guasto delle viti, ed anche fiero di quell'improvviso contatto coi tribunali che doveva, secondo lui, accrescergli importanza. In paese almeno sapranno che a Nicola Borello non la si fa impunemente.

Quando uscì la citazione egli corse a casa con passi di un trabucco [1] l'uno, ed al vecchio che rimestava la cenere del focolare per trovare una brace da accendere la pipa, gridò tutto giulivo :

— È qui ! È qui !

Padre e figlio consultarono attentamente il foglio di carta bollata nel quale si diceva che il querelante Nicola Borello doveva presentarsi al tribunale della città di *** la mattina del giorno 28 alle ore nove precise.

— Ti daranno subito il denaro? — chiese il vecchio smettendo di soffiare sulla brace.

— Sfido io ! e per che cosa mi chiamerebbero allora ?

— Te ne daranno molto ?

1. misura di lughezza uguale circa a tre metri.

— Tutto quello che mi viene di sacrosanto diritto.

— Perchè, vedi, si son dati dei casi.... io almeno ho visto qualcuno a pigliare di più, capisci ! Tu puoi dire intanto che era la miglior vite del podere ; questo non è vero, ma tu lo devi dire.

— Sicuro.

— I genitori di Maso del denaro ne hanno, dunque paghino. Il tribunale non deve nemmeno sapere che noi quella vite la si sradicava lo stesso perchè era troppo fitta. È necessario dire in pubblico i nostri interessi?

— Giustissimo.

— Col denaro potremo invece rifare il tetto della stalla.

I due uomini stavano ancora discorrendo quando entrò tutta umile e compunta la madre di Maso e così sbigottita che sembrava una delle tre Marie reduce dal Calvario.

— Con permesso, — ella incominciò, — scusate se entro in casa vostra, ma è per il mio figliolo, che voglio bene sperare non me lo lascerete solo nel ginepraio [2]. Ha ricevuto la citazione per il giorno 28 alle ore nove precise e non sa che cosa fare, poverino.

— Come non sa ? — gridò Nicola. — Non è per altro difficile. Egli se ne va a ***, dove andrò anch'io, e ci presenteremo al tribunale, che farà giustizia. Vedremo quanto glieli faranno pagare i sette piedi di vite che mi ha tagliato, oltre lo scorno e il dispiacere.

— Non è questo, non è questo, — gemette la donna ; — se aveste parlato con me prima di fargli quella figuraccia della citazione, si sarebbe potuto accomodare tutto fra noi ; ed ora invece mi tocca di vedere il mio sangue a andare insieme ai ladri e agli assassini.

— Ma che ladri, ma che assassini ! — disse il vecchio scuotendo la pipa — quando vostro figlio ci avrà dato quello che ci viene, saremo amici come prima.

— E non si poteva esserlo senza tirare in ballo [3] i tribunali ?

2. nell' imbarazzo. — 3. tirare in mezzo, in campo.

— Oramai ciò che è fatto è fatto, — disse Nicola — la colpa non è mia. Non sono entrato io nel vostro podere a danneggiarvelo. Ognuno ha quel che si merita, e la giustizia è la giustizia.

— Ma almeno, — riprese la donna con accento lamentevole — non lasciatelo solo nel ginepraio. Egli non è molto svegliato di mente, lo sapete.....

— Oh! se lo so! — fece Nicola squassando la folta chioma nel trionfo intimo della propria superiorità.

— Dunque usategli un po'di misericordia. Mio marito che ha una risipola in una gamba non lo può accompagnare; prendetevelo insieme per andare a ***. Egli non ne verrebbe mai a capo [4] da solo. È pentito, ve lo assicuro.

— Confesserà almeno in tribunale che il torto è tutto suo?

— Confesserà.

— E pagherà? — soggiunse il vecchio.

— Pagherà.

— E allora tutto va bene, — concluse Nicola — ditegli che lo aspetto.

Ma la madre di Maso uscendo, e tirandosi la pezzuola del capo sulla faccia, perchè in seguito alla faccenda della citazione si vergognava di mostrarsi in paese, pensava:

— Eppure non c'era proprio bisogno dei tribunali!

*
* *

— Il treno delle 8,15 non si piglia.

— E mo'perchè?

— Perchè arriva alle 9.30 e l'udienza è per le 9.

Il vecchio padre, cui Nicola la sera prima di partire stava facendo l'osservazione, crollò la testa in aria di compatimento.

— Che ci fa? Minuto più, minuto meno....

— Il diretto parte alle 7.50. Quello sì anderebbe bene! Ma non ha la terza classe!

— Dici poco? Oltre il danno, il processo, il viaggio, sta a vedere che dovremo pagare la seconda classe.

— Per questo no, non ho intenzione di regalare i miei soldi alla ferrovia. Piuttosto beverli.

— Così va fatto. E che il tribunale aspetti! Tanto, cosa gli importa a lui? È pagato apposta per star là in poltrona ad aspettare le parti. Del resto non è nemmeno sicuro che il treno arrivi alle 9,30. Sbaglia il prete a dir messa; non può sbagliare anche un treno?

— E poi, — fece Nicola illuminato da un pensiero improvviso — nessuno è tenuto a fare l'impossibile. Noi non possiamo prendere il diretto che è il treno dei signori, va bene? E dunque non è colpa nostra se il treno della povera gente arriva alle 9,30. Questo ragionamento è così giusto che il tribunale non ci può trovar nulla a ridire. Io gli dichiarerò con tutta schiettezza: Signor tribunale, noi eravamo pronti; è il treno che non era pronto.

— Impari il tribunale a studiare i treni prima di citare la povera gente, — brontolò il vecchio.

— Oppure, — sghignazzò Nicola, — ci ordini un treno apposta. Noi siamo nel nostro diritto, noi! Il governo ne fa abbastanza delle prepotenze, ma non può obbligarci a pigliare un treno che non ci accomoda. Ecco, dirò a quella bestia di Maso, ecco, se non lo capisci ancora, cosa vuol dire la repubblica!

Maso per altro non fece nessuna difficoltà. La mattina del 28 giunse vestito di nuovo, con una penna di gallo nel cappello e le scarpe che facevano crac crac ad ogni passo. Teneva sul braccio un'ampia sporta piena d'ogni ben di Dio: cacio, pane, un pollo arrosto, tanto salame da poter mettere bottega, e unfiasco di vin vecchio; tutta roba che la sua buona mamma gli aveva ficcato addosso per forza temendo le peripezie del viaggio, fra cui, terribile, quella di patire la fame.

4. riuscirebbe a cavarsela, a trarsi d'impiccio.

— Andate, — disse il vecchio — e che Dio vi aiuti.

Nicole si voltò sulla soglia :

— Purchè il treno arrivi proprio alle 9.30!...

— Minuto più, minuto meno, — tornò a fare il vecchio crollando le spalle come colui che certe fisime non gli entrano — chi ci bada? e cosa sono pochi minuti davanti all'eternità?

La frase l'aveva udita in chiesa una volta dal predicatore che era venuto a fare il quaresimale, e gli parve di bell'effetto per incoraggiare i due giovinotti, i quali correvano già attraverso i campi per andare a raggiungere il treno delle 8.15.

Il mattino era bello, l'ora fresca, i prati verdi; viaggiare in treno era un piacere. Nicola Borello e Maso del Ghero lo riconobbero subito cacciandosi fuori degli sportelli colla gioia rumorosa ed ingenua di chi viaggia di rado. Poi, fosse l'aria, il moto o la novità, sentirono presto gli stimoli della fame, e la sporta che la mamma di Maso aveva così bene approvvigionata venne a proposito che mai più [5]. Seduti l'uno dirimpetto all'altro cogli occhi allegri e le mandibole voraci, mangia tu che mangio anch'io, bevi tu che bevo anch'io, lo scopo per cui si trovavano insieme venne quasi dimenticato, e non erano ancora a mezza strada che già si erano abbracciati brindando all'amicizia.

Come il vecchio aveva pronosticato, sbaglia il prete a dir messa, possono sbagliare l'orario anche i treni. Questo difatti invece di giungere alle 9,30 entrò in stazione alle 9,45.

— Che fa! — disse Nicola, — minuto più, minuto meno...

Querelante e querelato entrarono in*** tenendosi sotto braccio come Damone e Pizia, non molto fermi sulle gambe a dir vero, ma pieni di speranza; e così mossero verso il tempio della Giustizia che trovarono chiuso.

5. che più non poteva.

— To' — fece Maso — il tribunale ha la faccia di legno.

Venne fuori in quel momento l'usciere che domandò loro che cosa volevano. Fu Nicola che prese la parola :

— Noi siamo quei due che ebbero una bega [6] per ragioni politiche, e costui mi tagliò sette piedi di vite, che la repubblica non glie lo avrebbe mai permesso, e per questo...

— Siete Nicola Borello? — interruppe brusco l'usciere.

— Sono.

E dov'è Maso del Ghero?

— Presente.

— Non essendo sul posto all'ora prescritta, — riprese l'usciere sempre più brusco, — il Tribunale ha fatto il processo senza di voi.

— Questa è bella! — esclamò Nicola, — come avrà fatto se non gli dissi le mie ragioni?

— Le ha dette per voi l'avvocato.

— E come poteva saperle l'avvocato?

— Gli avvocati sanno tutto.

— Bè, e che si fa ora?

— Ora si paga. Maso del Ghero per aver tagliato a scopo di vendetta sette piedi di vite nel podere di Nicola Borello condannato in lire cinquanta.

— Che è giustizia! — gridò Nicola puntando l'indice verso il portone chiuso.

— .... e Nicola Borello per non essersi presentato all'ora indetta, lire cinquanta.

— Io! Io! Che c'entro io? Io pagare cinquanta lire? Non le ho tagliate io le viti. No! No! Giustizia! Voglio giustizia! Aprite il portone. Parlo io. La repubblica....

E cadde di botto sul sentiero.

Accorsero dalle case vicine uomini e donne spaventate chiedendo se era morto.

— No, — disse l'usciere con calma, — è solamente ubbriaco.

Maso del Ghero un po' intontito si raddrizzava sul cappello la penna di gallo.

NEERA.

6. disputa.

Le favole di Liana.

È una nuova poetessa che spunta all'orizzonte, e vi spunta subito trionfalmente. Liana (Emilia Ascoli) presentata alla *Società degli Autori*, ha detto le sue favole, e queste han fatto andare il pubblico in visibilio [1]. Ecco per i nostri lettori due delle più carine di esse :

Il consiglio del Corvo.

A un Leone, che un uom vivo mangiava,
e di trovarlo amaro deplorava,
disse un Corvo : — Ma sfido ! fin ch'è vivo
è l'uom generalmente assai cattivo !
Io che la vita al cimitero passo
so però ch'ei migliora nel trapasso [2],
e allora delle tombe le iscrizioni
ne lodan le virtù su tutti i toni :
d'ora in avanti, amico, sii più accorto,
fa come me che l'uom lo mangio morto !

Il Gallo e il Pappagallo.

Diceva a un vecchio Gallo
un giovin Pappagallo :
— Mancherò di modestia,
ma convenir degg'io
d'essere, amico mio,
una gran brava bestia,
perchè delle persone
i discorsi che sento
tutti alla perfezione
ripeto in un momento.

Ripose il vecchio Gallo
al giovin Pappagallo :
— Oh Dio ! povero allocco ; [3]
come ti compatisco :
adesso lo capisco
perchè sei tanto sciocco !

LIANA.

1. hanno entusiasmato il pubblico. — 2. morendo. — 3. stupido.

Massime e riflessioni morali *.

Le passioni sono i soli oratori che persuadono sempre. Esse sono come un'arte della natura le cui regole sono infallibili ; e l'uomo più semplice, agitato dalla passione, persuade meglio del più eloquente che ne sia privo.

Tutti ci sentiamo abbastanza forti per sopportare il male degli altri.

* Vedi le altre parti.

La costanza dei saggi consiste unicamente nell'arte di contenere nel cuore la propria agitazione.

Noi abbiamo più forza che volontà, ed è così che sovente, per iscusare noi stessi, ci imaginiamo che certe cose siano impossibili.

L'orgoglio è uguale in tutti gli uomini. La differenza consiste soltanto nella maniera di dimostrarlo.

Coloro che si dedicano troppo alle piccole cose divengono ordinariamente incapaci di fare cose grandi.

Nessuna cosa può tanto diminuire la soddisfazione di noi stessi, quanto la constatazione di disapprovare oggi ciò che abbiamo approvato ieri.

Benchè gli uomini vantino le loro grandi azioni, esse non sono spesso l'effetto di un grande disegno, ma bensì del caso.

La verità non fa tanto bene al mondo, quanto le sue apparenze fanno del male.

Tutti si lagnano della propria memoria e nessuno del proprio giudizio.

La gentilezza dello spirito consiste nel pensare cose oneste e delicate.

La galanteria dello spirito consiste nel dire cose lusinghiere in una maniera piacevole.

Non c'è nessuna cosa che si dispensi con tanta prodigalità quanto i consigli.

È tanto facile ingannare noi stessi senza accorgerci, quanto è difficile ingannare gli altri senza che se ne accorgano.

Noi siamo così abituati a mascherarci davanti agli altri, che alla fine noi ci mascheriamo davanti a noi stessi.

La Rochefoucauld.

«Alle grazie d'Italia».

Un originale scrittore noto sotto lo pseudonimo di « Umano » ha testè suggerito dalle colonne del milanese *Tempo* l'istituzione di magazzini di « specialità italiane », i quali si dovrebbero intitolare « Alle grazie d'Italia » e che favorirebbero la produzione e lo smercio[1] delle piccole « specialità » fornite da tante cittaduzze e tanti villaggi d'ogni angolo della penisola. L'idea gli venne suggerita da qualche paio di forbici intagliate che egli recò da una sua gita alla nativa Campobasso in dono ad amici di Milano. Gli amici ignoravano quasi del tutto l'esistenza di Campobasso e affatto quella dell'industria degli arnesi da taglio, che è ivi antichissima.

« Le forbici e i coltelli comuni oggi sono, come ogni cosa, prodotti a macchina e quindi a buon mercato. È avvenuto dunque in Italia, anche per forbici e coltelli, ciò che doveva avvenire. La Campobasso, che un giorno gl'inglesi chiamavano la Sheffield d'Italia, ad onta della sua brava acqua, che vale forse a rendere mirabile la tempera dell'acciaio e per cui forse la sua industria ebbe sviluppo, ha resistito per molto tempo nella produzione a mano anche di forbici e coltelli comuni, ma poi, priva com'è di virtù di associazione, quali sarebbero occorse per fornirsi di macchine, ha capitolato[2]. Nei suoi negozî ha fatto posto alle forbici e ai coltelli comuni, che vengono dalla Germania, e, per colmo di scherno, li vende come prodotti del luogo, ingannando in suo proprio danno. Così l'industria, invece di spandersi e render noto il paese, è là decaduta. Si regge ancora un poco, per la speciale abilità di colà nel traforare e intagliare l'acciaio quasi fosse legno: ma è una speciale abilità che sta anch'essa per finire. Oggi non son rimasti in tutto il paese che due, dico due, soli operai atti a tale specie di lavoro pazientemente artistico e poco remunerativo. » *Umano* vorrebbe che « per la conoscenza e per lo smercio di quei prodotti veramente speciali, che tanti luoghi della nazione hanno come tante grazie, per le speciali loro condizioni di suolo, di clima e di usanze » fossero istituiti dei magazzini, quasi delle esposizioni permanenti. A questo modo certe città che oggi languiscono inerti ritroverebbero novello rigoglio, e certe belle antiche industrie locali non minaccerebbero di scomparire per sempre.

1. vendita.

2. ceduto.

Les Cinq Langues

N° 8. 20 Janvier 1907. 7e Année.

PARTE ITALIANA

Miscellanea.

Per un monumento a Petrarca.

La Commissione nominata per giudicare i bozzetti del monumento a Francesco Petrarca da erigersi in Arezzo — dove, come ognun sa, il Petrarca sortì i natali — scelse il bozzetto dello scultore siciliano Ettore Ximenes, ispirato all'opera *I Trionfi.*

*
* *

Per il centenario di Garibaldi.

Di questi giorni si è riunito a Montecitorio il comitato parlamentare per le onoranze centenarie a Giuseppe Garibaldi. Ecco alcune delle proposte approvate per tali festeggiamenti :

Promuovere un' iniziativa parlamentare intesa a dichiarare festa nazionale il 4 luglio 1907, giorno della nascita dell'Eroe.

Pellegrinaggio nazionale a Roma pel 4 luglio' e da Roma a Caprera.

Coniazione di una medaglia commemorativa del centenario.

Commemorazione solenne in Campidoglio e nelle principali città d'Italia.

Ricordo della festa centenaria al *capanno di Garibaldi* a Ravenna.

Acclamare membri onorari del Comitato i sindaci di Parigi, Nizza e Digione.

*
* *

Un' edizione nazionale delle opere del Goldoni.

Avvicinandosi il secondo centenario della nascita di Carlo Goldoni, Luigi Rasi ha mandato a tutti i direttori di giornali letterari la seguente lettera:

Egregio Sig. Direttore,

Nell'occasione del secondo centenario della nascita del Goldoni, ho risolto di tradurre in fatto il sogno da tanti anni vagheggiato di dar fuori un' edizione veramente nazionale di Carlo Goldoni. Edizione, nè critica, nel senso pedantesco della parola, nè completa : a questa penseranno altri. Si tratterà del solo vero patrimonio artistico del Goldoni. Voglio che il grande maestro sia mostrato nello spirito e nel pensiero artistici e letterari moderni. E la dico edizione nazionale, perchè appunto vi collaborerà il fiore degli artisti e dei letterati. Ogni Commedia avrà una grande illustrazione, e illustrazioni minori per testate e finaletti ; e una prefazione. Le adesioni piovono collo stesso entusiasmo con cui ho assunto questa impresa, che mi ringiovanisce di venti anni. Isidoro del Lungo preluderà alla *Locandiera*, che avrà per illustratore Federigo Andreotti, e Guido Mazzoni al *Molière e Terenzio*, che avranno per illustratore..., ma di questo passo, abuserei troppo della sua cortesia. L'edizione sarà per ogni rapporto degna veramente del grande Babbo. Sicuro che Ella mi aiuterà nella impresa con la sua autorevole parola, me Le proferisco,

Dev.mo

Luigi Rasi.

*
* *

Grandi feste nella colonia italiana di Boston per l'arrivo di una corazzata italiana, l'*Ettore Fieramosca*. L'organo della colonia, la « Gazzetta

del Massachusetts» le dava il benvenuto con questa epigrafe:

AI MARINAI D'ITALIA
che su l' « Ettore Fieramosca »
recano il saluto potente
de la Patria adorabile
i fratelli di Boston gridano bene auguranti
Gloria
Da Lepanto a Lissa
ne' trionfi de la Vittoria o de la Morte
ne 'l vessillo de 'l Colonna
ne 'l tricolore de 'l Cappellini
ne le missioni de la Scienza e de la Pace
sempre grandissima
ti acclamiamo noi memori esuli
o orgoglio della Patria
o Marina d'Italia.

Il padre di Giacomo Leopardi.

Nel libro di Antonio Ranieri « *Sette anni di Sodalizio*[1] *con Giacomo Leopardi* » che sollevò tanti clamori e tante polemiche, trovasi questa curiosa pagina intorno al padre del grande e infelice poeta recanatese:

Non v'era allora nè anche diligenza tra Firenze e Roma, nè tra Firenze e Bologna. A voler cansare[2] l'indugio e la noia della così detta vettura, mi fu forza prendere il corriere postale da Firenze a Bologna, e quindi prendere la diligenza romana, che, trascorrendo il lungo giro delle Romagne e delle Marche, conduceva, finalmente, a Roma.

Pervenuto, a forza di buoi, su Recanati, mi nacque desiderio di vedere il *patrio tetto* delle *Ricordanze*[3]. Ma spuntava appena l'aurora; e la fermata era brevissima. Scesi frettoloso, e dissi a un fanciullo che mi venne innanzi:

— Dov'è la casa del conte Leopardi?

Il fanciullo mi mostrò a dito una piccola via a sinistra di quella dove s'era fermato, ch'era, credo, la via di mezzo del paese. Lo pregai di guidarmi; e, dopo non molti passi, giunto ad un uscio:

— Ecco il conte Leopardi, disse il fanciullo, mostrandomi un uomo che ne veniva fuori.

Com'era naturale, egli meravigliò un momento. Ma, giovine e svelto, io lo trassi in un attimo d'imbarazzo, dicendogli:

— Signor conte, io sono un amicissimo del suo figliuolo Giacomo, e sento per lui un amore ed un'ammirazione ineffabile[4]. Passando da Recanati ho colto il destro della momentanea fermata, per gettare uno sguardo sulle mura fra le quali egli nacque.

— Mi duole, egli rispose, che io sia per andare a Sant'Agostino a dir mattutino, accennando ad una chiesetta ch'era appunto sulla cantonata per la quale io avevo svoltato.

— Io non potrei indugiarmi gli risposi, nè anche d'un altro momento perchè la diligenza riparte immediate. Sono lietissimo di aver conosciuto il padre di un tanto uomo.

Mi accorsi che il *tanto uomo* non gli piacque, perchè si credeva in gara col figliuolo pei famosi *Dialoghetti*, nei quali propugnava le più strane dottrine dell'età di mezzo[5], e pei quali il figliuolo fu costretto a protestare per la stampe.

Il dialogo fu cortese, ma freddo e breve, com'era breve le distanza fra la casa e la chiesetta, giunti ai gradini della quale, egli mi si accommiatò[6], e ne andò in matutino.

Aveva un cappello a larghissime falde, calzoni corti a ginocchio, scarpe con sopra grosse fibbie di metallo bianco, era da capo a piè, tutto a nero, e portava sotto il braccio sinistro una maniera di grosso Breviario.

Così non avendo, forse, potuto vedere la casa di fronte, poichè il muro, assai poco appariscente, che vidi, doveva, credo, esser laterale o postico[7], ebbi appena il tempo di raggiungere a furia gli altri viag-

1. vita comune, convivenza. — 2. evitare. — 3. In questa, che è una delle più splendide liriche del Leopardi, egli parla a lungo della casa natia.

4. indicibile. — 5. medioevali. — 6. prese congedo. — 7. posteriore.

giatori, impazientissimi di vendicarsi dell'orribile fastidio della salita e della poveraglia, con la facilità e lo sgombero della discesa.

Antonio Ranieri.

Romanza.

Ne la coppa elegante
ove il sole ha fulgori
tremuli e gai colori
come in un diamante,

non anche dà un sospiro
il giglio morituro;
piega, mistico e puro
in suo dolce martiro[1].

Cade su l'acqua accolta
ne la carcere breve,
mite come la neve
qualche foglia disciolta;

e li stami che ardenti,
quali raggi da un serto[2],
rompeano da l'aperto
seno a tentare i venti,

i vivi agili stami
cui d'un volo sonoro
cingean gl'insetti d'oro,
laboriosi a sciami,

entro il calice infranto
paiono irrigiditi
verso Dio, come i diti
lunghi e scarni d'un Santo.

Un odore assai fioco
odor quasi d'incenso
che per un tempio immenso
vanisca[3] a poco a poco,

da'l giglio umile sale
divotamente a'l cielo.
Trema il languido stelo,
O *Vas spirituale!*

Gabriele D'Annunzio.

1. martirio. — 2. diadema, corona. — 3. svanisca, dilegui.

L'emigrazione italiana.

Dalla conferenza che Pasquale Villari tenne su questo tema all'*Associazione della Stampa* togliamo i seguenti brani:

L'emigrazione è uno dei fatti più notevoli nella storia presente d'Italia. I nostri emigrati erano 100,000 nel 1876, furono 726,000 nel 1905 e crescono sempre. Il problema è poco studiato e le opinioni sono diverse. Alcuni vedono tutto color di rosa, e guardano solo al danaro che gli emigrati mandano a casa. Ma ora l'emigrazione minaccia di divenire un esodo[1]. Vi sono i campi che non si possono coltivare per mancanza di braccia. Comincia un certo sgomento innanzi ad un fenomeno che apparisce morboso.

Il problema è vastissimo ed io non presumo di risolverlo. Esporrò solo alcune osservazioni, specialmente sulle conseguenze che l'emigrazione può avere all'interno.

Traversando le provincie di Udine e di Belluno sentii osservare che, colla emigrazione e col danaro che essa mandava a casa, aumentavano l'alcoolismo e la tubercolosi. Volli indagare ed ebbi da più parti la conferma che l'alcoolismo faceva progressi assai notevoli cagionando un gran numero di malattie. Il numero dei pazzi alcoolici aumentava, scemava quello dei pazzi pellagrosi[2]. Aumentava il numero dei riformati[3] per salute dai Consigli di leva[4].

Dal principio della primavera alla fine dell'autunno, quasi tutti gli uomini validi emigrano dal contado[5]. Il lavoro dei campi rimane spesso affidato alle sole donne con danno della loro salute e dei figli. Gli emigrati che vanno per cinque o sei anni in America tornano con un buon peculio[6]. Ma per raccoglierlo il più presto possibile si sotto-

1. *esodo* propriamente, = *uscita*; comunemente, = *partenza in massa*. — 2. terribile malattia, che comincia del canale digerente e finisce al sistema nervoso. — 3. *réforme*. — 4. *à la conscription*. — 5. campagne. — 6. gruzzolo, somma.

pongono ad ogni privazione, anche in climi malsani, e tornano qualche volta con la salute rovinata.

Questi emigrati comprano un campo, vi costruiscono sopra una casa. Spesso pagano la terra il doppio, il triplo del suo valore. Così il prezzo del terreno è raddoppiato e triplicato, come quello dei salari. Accanto a questi contadini che emigrano vi sono i contadini mezzadri[7] che non hanno mai abbandonato il paese. Sono assai più poveri, ma diminuiscono ogni giorno. Il benessere del contadino cresce, ma l'agricoltura progredisce poco. Manca ai piccoli proprietari il capitale, mancano le cognizioni necessarie a farlo progredire. La piccola proprietà sorge, ma è in continuo pericolo di suddividersi e sparire. L'emigrazione temporanea quando è così generale indebolisce i legami di famiglia, nuoce al buon costume.

Questi contadini in America si sono dati a diversi mestieri come quelli di muratore, sterratore e altri simili. Non hanno acquistato nessuna nuova pratica nell'agricoltura, e così coltivano i campi col vecchio metodo primitivo, senza punto aumentare o migliorare il prodotto. Alla loro morte la loro proprietà si suddivide e facilmente viene assorbita dalla grande proprietà. Così si perde il vantaggio di creare stabilmente il contadino proprietario.

. . . .

Peggio assai vanno le cose nel Mezzogiorno. L'emigrazione di qui si dirige principalmente in America, specie agli Stati Uniti. Da una media di 82,000 nel 1894-96 siamo giunti nel 1905 a 244,000 emigrati meridionali in America. Anche qui c'è il bene ed il male. Arrivano i milioni, aumentano i salari, cresce il valore della terra, sparisce l'usura, diminuiscono i delitti, cresce il desiderio della istruzione, ma gli alti salari, che il proprietario non può pagare, promuovono la disoccupazione che aumenta l'emigrazione di cui essi sono conseguenza.

L'agricoltura intensiva scema, cresce l'estensiva, i campi si mettono a prato. L'organismo della popolazione e della famiglia si decompone. Scomparisce tutta la gioventù valida. Gli Stati Uniti non ammettono nè vecchi, nè malati, nè mendicanti, ne delinquenti.

Così ne segue, che mentre si sottrae alle provincie meridionali tutto il fiore della popolazione, restano a casa solamente i vecchi, i bambini ed i malati Grande è il numero delle famiglie che mancano del capo — emigrato o morto — e aumenta il numero dei riformati nella coscrizione. Vi sono paesi nella Basilicata e nella Calabria, la cui popolazione è ridotta ad un terzo. Tanto è vero che da più parti in Italia è sorto il progetto di colonizzare quelle provincie deserte. Ciò spiega comme avviene, che sebbene l'emigrazione mandi molti milioni, sebbene i salari crescano, quelle provincie decadano, siano sgomente e desolate. Esse sono ogni anno prive del loro sangue migliore.

I contadini del Mezzogiorno, usati a vivere nelle città, cercano le città anche in America. A New-York vi sono più di 400,000 italiani. Fanno ogni più umile mestiere, vivono in case malsane per mancanza d'aria e di luce, spesso due o tre persone in una camera sola.

Usati al clima meridionale d'Italia, alla vita dei campi, si ammalano in gran numero. Si sviluppa facilmente la tubercolosi, e quelli che si sentono vicini a morire tornano a casa, dove spesso diffondono il germe del loro male. Così nel Mezzogiorno viene il danaro e decade la popolazione.

Dovremmo istruire, educare a mestieri meno umilianti la popolazione italiana di New-York, di Boston ; educare i contadini in Italia, alleggerire le tasse che li opprimono e li fanno esulare.

Dobbiamo ricostituire la vita e l'unità sociale, rialzando, miglio-

7. *métayers.*

rando la condizione del contadino. Colui che colla vanga e col sudore della fronte feconda la terra non è un cittadino meno utile, meno necessario, meno morale di colui che colla penna in mano scrive un sonetto o apparecchia una conferenza. Noi dobbiamo rendere il contadino socialmente uguale al cittadino. Solo allora la patria sarà veramente forte, prospera e felice. Se questa impresa ci riesce, essa lascerà in ombra tutte le nostre glorie passate.

Pasquale Villari.

Massime e riflessioni morali*.

II

La debolezza è il solo difetto che non si possa correggere.

Come il fare intendere molto con poche parole qualifica gli uomini di grande ingegno, così invece i piccoli ingegni hanno il dono di parlar molto per non dir niente.

È più difficile evitare di essere governato che governare gli altri.

Per quanto un'azione sia splendida, essa non dev'essere ritenuta grande se non è stata l'effetto di un grande disegno.

Mentre la pigrizia e la timidità ci trattengono nel nostro dovere, la nostra virtù apparentemente ne ha tutto il merito.

Le virtù si perdono nell'interesse, come i fiumi si perdono nel mare.

Val meglio impiegare il nostro ingegno a sopportare gli infortunì che ci capitano, che non a prevedere quelli che ci potrebbero capitare.

Noi confessiamo i nostri difetti per riparare colla sincerità il torto che ci fanno nel concetto altrui.

Solo i grandi uomini hanno dei grandi difetti.

S'inganna di molto colui che crede poter far senza di tutti; ma ancora più s'inganna colui che crede che non si possa fare senza di lui.

L'amore della gloria, il timore dell'onta, il proposito di far fortuna, il desiderio di rendere la nostra vita comoda e piacevole, l'intento di abbassare gli altri, sono spesso le cause di quel valore tanto celebrato dagli uomini.

Il perfetto valore consiste nel fare senza testimonì ciò che si farebbe davanti al pubblico.

L'intrepidezza è una forza straordinaria dell'anima che non conosce nè turbamenti, nè titubanze, nè emozioni davanti a qualsiasi pericolo; ed è in grazia di questa forza che gli eroi si mantengono sempre calmi e conservano il libero uso della ragione anche nelle contingenze[1] più improvvise e terribili.

La Rochefoucauld.

* Vedi le altre parti.

1. congiunture, occasioni.

Palazzo Farnese.

La notizia che il Governo Francese, dopo esser stato lì lì [1] per acquistare il Palazzo Farnese per insediarvi in modo duraturo la sua ambasciata, ora esiti, mosso da ragioni d'ordine finanziario, ha riacceso su per i giornali e le riviste i discorsi intorno a questo meraviglioso edificio del Rinascimento, che i critici d'arte non esitano a proclamare il più bel palazzo di Roma e forse del mondo.

Fu il cardinale Alessandro Farnese, di poi papa Paolo III, che lo fece costruire, profondendovi tali ricchezze che il mordace Pa-

1. era stato a un pelo.

squino[2] alle mura del palazzo in costruzione faceva apporre una scritta dove si chiedeva un' « Elemosina per la fabbrica ».

« Venuto su a cavallo, dice Diego Angeli, di quella via Giulia che nel secolo XVI fu la strada elegante di Roma, doveva giungere fino alle rive del Tevere, con un succedersi di terrazze, di balaustre e di giardini pensili, per poi raggiungere la villetta della Farnesina dopo aver traversato il fiume sopra un ponte monumentale. Fu uno di quei sogni che i signori del Cinquecento spesso osarono sognare e qualche volta vivere ». Alla fabbrica meravigliosa portarono il loro contributo artisti sommi quali Michelangelo, il Bramante, il Sangallo, il Caracci, il della Porta e il Vignola. Il materiale fu fornito dai travertini[3] del Colosseo e di altri monumenti antichi abbandonati.

Benchè non condotto a termine, il « dado » dei Farnesi, come il popolo lo chiama dalla sua forma, rimane fra i più mirabili edifici della Roma Cinquecentesca.

Il cortile che ha una triplice trabeazione[4] dorica, ionica e corinzia era anticamente adorno di celebri statue, quali l'*Ercole* di Glicone, la *Flora* e la *Dirce* (detta anche *il Toro Farnese)* che ora si trovano nel Museo di Napoli, giacchè per il matrimonio di Elisabetta Farnese con Filippo V di Borbone, re di Spagna e padre di Carlo III, il palazzo Farnese passò ai Borboni di Napoli, a cui appartiene tuttora.

ROMA. — Palazzo Farnese.

Già prima d'ora il bel palazzo fu sede di ambasciatori e plenipotenziarii, e non manca a questo proposito, nei suoi fasti, qualche pagina non precisamente pacifica. Regnando infatti in Francia Luigi XIV e in Roma Alessandro VII di casa Chigi, mentre tra i Chigi e la Corte di Francia esisteva una vecchia ruggine[5], venne a Palazzo Farnese, come ambasciatore di Luigi XIV, il duca di Créqui, e,

2. vecchia statua di Roma, per bocca della quale il popolo lanciava le sue satire. — 3. pietra calcarea leggera e porosa.

4. fregio e architrave. — 5. rancore.

in atto di sospetto e di sfida, vi si rinchiuse con numerosa soldatesca. Don Mario Chigi, fratello del Papa e generalissimo delle truppe pontificie, per rintuzzare[6] l'offesa ordina ad una compagnia di soldati Corsi di prendere le armi, e poichè nacquero contese e un Corso cadde ferito, i pontifici danno l'assalto al palazzo, e la carrozza dorata e infiocchettata dell'ambasciatrice, la quale allora allora rientrava, vien presa a schioppettate.

Inutile dire che il Re Sole pretese poi delle grosse sodisfazioni per questi fatti toccati al suo inviato, e che Alessandro VII dovette piegar la testa...

È dunque una vecchia tradizione quella che sta sul nobile palazzo, e si capisce l'interesse destato dalla sua sorte nel cuore degli Italiani. Ad ogni modo sia che la Francia accetti l'offerta del conte di Caserta e sborsi per acquistarlo i richiesti tre milioni, sia che il Governo italiano, o come anche si dice, il Re d'Italia lo riducano in loro proprietà, il superbo edificio continuerà a raggiare in fondo alla piazza elegante fra le fontane ed i fiori, come una sfida a tutte le cose piccole e brutte prodotte dall'epoca nostra manifatturiera e industriale. B. A.

6. ribattere, fiaccare.

Amico.

Una folata[1] di vento spalancò rumorosamente la porta che dalla cucina metteva in cortile, numerose falde di neve entrarono turbinando, e insieme al vento e ai fiocchi bianchi vi irruppe qualcosa che a me sulle prime parve un essere mostruoso, e che strappò a Dora, la servetta, due acute grida da gallo spennato.

L'apparizione mostruosa non era che un cane così ricoperto di neve da sembrare un ammasso informe di bambagia.

Lo strano ospite si arrestò un momento sorpreso, indeciso sulla soglia, poi si scosse d'addosso il bianco mantello e mogio mogio[2], si avviò verso l'ampio camino ove il fuoco scoppiettava allegramente. Ma la Dorina, che aveva brandita la granata, si slanciò minacciosa contro il cane gridando :

— Via di qui, bestiaccia brutta! Via marsch ! ... Io però fui svelta a rizzarmi subito davanti a lui in atto di difesa.

— Lascialo stare, diventi matta ?... Questa bestiola adesso è mia, la tengo per me.

— Sua ? ... Oh staremo a vedere ! — disse la Dora lanciando con stizza la scopa in un angolo della stanza — quì c'è da accopparsi[3] solamente a riparare i malestri che fa la signorina, figurarsi se vi si aggiungeranno anche quelli del cane ; ma vedremo se la signora permetterà una cosa simile; un cane che non si sa dà dove venga, così bagnato, così sudicio... e poi a me hanno detto : marito, moglie e una bambina, di cane non si è parlato e se avessi saputo...

La Dora avrebbe potuto continuare a brontolar così tutto il giorno ed io non me ne sarei curata affatto.

Accoccolata[4] sul gradino del focolare, io mi ero messa ad accarezzare il cane, prima timidamente, poi, vista la buona grazia colla quale accoglieva i miei complimenti, con maggior confidenza.

Era magrissimo, aveva il pelo lungo leggermente ondulato a grandi macchie bianche e nere, una coda piumata e delle lunghe orecchie setose, ma si comprendeva che da lungo tempo nessuna forbice aveva regolato quel pelo, nessuna spazzola l'aveva lisciato. Aveva gli occhi grandi, giallastri,

1. un colpo di vento.

2. tutto mortificato. — 3. ammazzarsi. — 4. raggomitolata.

intelligentissimi che si fissavano ne' miei con un'espressione tra il timido e l'affettuoso.

Non portava collare e non apparteneva certamente a nessuno del paese. Parve che la bestiola apprezzasse subito assai le mie carezze perchè non appena io mi rizzai si levò egli pure, mi ritornò vicino, mi annusò l'abito, le scarpe e mi fissò gli occhi in viso scodinzolando [5] lentamente. Poi si mise ritto sulle gambe posteriori, avanzò, con una mossa non priva di grazia, una delle sue zampette davanti e me l'appoggiò sulla gonna di flanella rosa, ove lasciò una larga impronta di fango. Non occorreva di più per conquistare una bimba di dieci anni ed io, commossa e intenerita, abbracciai la bestiola con effusione, la baciai sul muso umido e giurai che mai più l'avrei abbandonata.

Poi corsi subito in cerca di mia madre, mentre la Dora, battendo le molle sur un legno del focolare, brontolava: — Meno smorfie e un po' di pane a quella brutta bestia! Non mi fu facile indurre mia madre ad accettare il nuovo ospite, ad accondiscendere al mio nuovo capriccio, ma vi riuscii perchè il babbo venne in mio aiuto, dicendo; — Nina ha ragione, con questo freddo, con questo tempo, anche i cani hanno diritto ad un ricovero.

E due giorni dopo il ricovero era pronto: una bella capannuccia di legno ove io buttai due grosse bracciate di paglia.

Ma il cane chiamato da me, con grande solennità, a prender possesso della *sua casa*, non parve dividere i miei entusiasmi per essa, annusò, soffiò rumorosamente, vi fece due o tre giravolte, poi, d'un colpo, si slanciò fuori, lasciandomi tutta mortificata.

Lo trovai in salotto accucciato sulla mia seggiola, una elegante seggiolina ricoperta di stoffa color verde mare.

Il cane smarrito, randagio [6], aveva imparato presto a preferire alla paglia le morbide stoffe di seta.

Allora io m'inchinai davanti a lui cerimoniosamente. — Ma bene; ma bravo Mylord! ...

E quel nome datogli fra una riverenza comica e una lieta risata gli restò.

Ben presto Mylord divenne irreconoscibile. Grasso, col pelo ravviato e lucido, con un largo collare di pelle gialla ornato di borchie lucenti era proprio bellissimo. Ed egli ci mostrava, come meglio poteva, la sua riconoscenza facendo mille giochetti. Raccoglieva gli oggetti che gli si lanciavano e li riportava; faceva il morto sdraiandosi colle zampe irrigidite e gli occhi chiusi, e in quei momenti si poteva sballottarlo a piacimento, egli continuava pazientemente nella sua finzione; era comico poi quando, venuto in possesso di un cappello lo prendeva coi denti e faceva il giro dei presenti, comme chiedendo l'elemosina.

In casa tutti gli volevano bene, solamente la Dora continuò per un pezzo a brontolare e a chiamarlo bestiaccia.

Ma un giorno la ragazza smarrì nell'orto il suo fazzoletto, e Mylord glielo riportò tutto impettito. Da quel momento se il cane non morì di indigestione, fu proprio un miracolo.

Zuppe, ossa, bocconi prelibati gli venivano ammaniti ad ogni istante dalla riconoscenza della giovane servetta. Mylord però non era goloso, preferiva i cibi grossolani, il pane giallo, il pane raffermo e l'acqua chiara, non gli piacevano i biscotti e rifiutava lo zucchero.

(*Continua.*)

Angelina Brocca.

5. agitando la coda.

6. errante, senza domicilio.

Les Cinq Langues

N° 9. 5 Février 1907. 7e Année.

PARTE ITALIANA

Miscellanea.

La casa di Keats.

Parecchi ammiratori del cantore di *Adonais* hanno creato in Roma un comitato, presieduto dal poeta adorna di cartigli, di frappe [1] e di fiordiligi. Il Keats vi morì il 27 febbraio 1820. La sua tomba si conserva ancora fra le erbe selvatiche e i vecchi olmi intonsi [2] del primitivo cimitero inglese del Testaccio [3]; è una delle solite sepolture anglosa

Roma. — Chiesa della **Trinità dei Monti** con la scala che da Piazza di Spagna mette al Pincio. (La casa a destra colla lapide al 2° piano è la casa di Keats.)

Sir Rennell Rodd, per acquistare la casa dove il grande e infelice lirico chiuse la sua vita a ventisei anni. Questo edifizio sorge a destra della scalinata monumentale che da Piazza di Spagna sale alla Trinità dei Monti; è una piccola casetta di architettura settecentesca, ssoni, circondata da una sbarra di ferro, e vi crescono i fiori dei campi. In fondo c'è una lastra di marmo su cui è incisa la lira arcaica e questa triste significativa

1. fogliame (termine tecnico in architettura). — 2. non sfrondati. — 3. colle di Roma.

iscrizione : « Questa tomba contiene quello che fu mortale di un giovane poeta inglese che nell' amarezza del suo cuore per il malefico potere dei suoi nemici volle, al suo letto di morte, che queste parole fossero scolpite sulla sua lapide : *Qui giace uno il cui nome fu scritto sull' acqua.*"

Alla memoria di Keats i membri del Comitato intendono di associare quella di un altro grande poeta inglese che, anch' egli, visse e soffrì a Roma e al Keats fu legato da tenerezza profonda : Percy Shelley. Così la piccola *lodging house* si trasformerà in un venerando museo in cui si raduneranno ritratti, manoscritti, oggetti, ricordi d'ogni genere che appartennero ai due poeti; in esso saranno raccolte le più pregevoli edizioni delle loro opere e tutto quanto è stato scritto intorno a loro. « Così, scrive Diego Angeli nel *Marzocco*, sorgerà in Roma un'istituzione che è qualcosa di più e di meglio di un semplice monumento : tempio sacro alla poesia dove due grandi popoli si trovano uniti nella religione della Bellezza! »

*
* *

Un busto a Volfango Goethe in Arcadia.

Il 4 gennaio 1786 Volfango Goethe, presentato da Vincenzo Monti, era ricevuto solennemente nell' Accademia dell' Arcadia, e prendeva il nome di Megalio Melpomenio. Il Goethe nel suo *Viaggio in Italia* narra e descrive egli stesso il suo ricevimento. Ricorrendo ora il 120° anniversario del fatto, alcuni accademici hanno avuto l'opportuna idea di consacrare nei loro locali un busto al poeta di *Faust*, perchè, fra tanti accademici ormai obliati, non manchi il ricordo di questo sommo che ha onorato la loro accademia.

*
* *

Un autore drammatico, Paul Egger, ha voluto adattare alle scene tedesche la commedia del Machiavelli *La Mandragola*. Più che un adattamento, però, quello dell'Egger è un vero rifacimento : è rimasto l'ambiente fiorentino del Cinquecento, ma alcuni personaggi sono trasformati, altri soppressi, e la satira del fiero Segretario della Repubblica ridotta una moderna commedia a base di scandalo domestico.

La Conferenza del Duca degli Abruzzi.

Il 7 gennaio a Roma e il 13 a Londra il duca degli Abruzzi, per invito della Società Geografica locale, ha esposto, con l'aiuto di numerose magnifiche proiezioni, la sua ultima spedizione africana : l'esplorazione della catena del Ruwenzori.

Tanto a Roma che a Londra la conferenza fu un vero avvenimento scientifico, e non solo i Sovrani d'Italia e tutti i Principi congiunti per sangue al giovane esploratore han voluto assistere in Roma alla conferenza, ma, cosa veramente unica negli annali della Società Geografica di Londra, re Edoardo VII, ha voluto anch' egli onorare della sua presenza la solenne tornata, salutando anzi il duca degli Abruzzi, alfine del l'esposizione, con parole altamente lusinghiere per lui e per l'Italia.

Il duca, con parola semplice ed efficace, energica in pari tempo e modesta (in Inghilterra fu anche ammirata la sua franchezza nel parlar l'inglese e l' eccellente pronunzia) ha narrato la lunga impresa, ricca di emozioni e di incidenti, dapprima il viaggio da Mombasa a Entebbe (Uganda) e da Entebbe a Fort Portal, poi la marcia lungo la valle del Mukub, umida e malarica, dove alcuni membri della spedizione ammalarono, quindi l'ascensione dei primi contrafforti fino a Kichniciu a 2800 m. sul livello del mare. A questo punto la carovana fu sorpresa da un tempo orribile, nebbia, pioggia e fango, sì che a stento, dopo 54 giorni di marcia faticosis-

sima, avendo percorso 9000 km., potè porre l'accampamento a Bujongolo.

Il paesaggio in mezzo al quale sorge il piccolo accampamento di Bujongolo è dei più belli, dei più meravigliosi. Sono boschetti di vegetazione fantastica, lussureggianti grappoli di fiori di un bianco argenteo, in mezzo ai quali fra le eriche e le euforbie, scende susurrando, una limpida cascatella d'acqua.

— Ma i portatori indigeni — osserva malinconicamente il duca — non sentivano come noi la suggestiva poesia del paesaggio incantevole, nè provavano il fascino delle alte cime: onde molti di loro si fermarono al campo, e lasciarono noi, per una notte, senza tenda e senza alcun riparo.

Il giorno 10 giugno il duca, accompagnato da sole quattro guide diede la scalata alla prima punta del Ruwenzori, alta 16.000 piedi; l'11, il 12, il 13 ci furono nuove pioggie, ma nella notte tra il 14 e il 15 si alzò un forte vento di levante che sbarazzò il cielo d'ogni nube, sì che il mattino del 15, quasi a buon presagio [1] dell' ardimentosa impresa, il sole sfolgorava in un cielo limpidissimo, e gli alti ghiacciai della superba catena, illuminati dal sole nascente, brillavano di mille colori. Alle sette e mezzo tutto era pronto per la partenza, e il duca, accompagnato da cinque guide alpine e da sette portatori indigeni rimasti fedeli, lasciava l'accampamento salutato dalle grida d'augurio dei rimasti, ripetute dall' eco delle vallate. Dopo alcune ore di marcia la piccola carovana si trovò di fronte a due graziosi laghetti, appena increspati dalla brezza, popolati di anatre e riflettenti le bianche cime nevose del Ruwenzori.

Procedendo ancora, la spedizione si trovò di fronte a difficoltà sempre crescenti, costretta ad aprirsi un valico in mezzo alle boscaglie.

Finalmente, superata la selva, si vide inibita [2] la conquista alla più alta vetta, da una paurosa cornice sporgente.

Il pendio era ripidissimo: la guida Petigaz precedeva tutti, in alto, tagliando i gradini; la seguiva, più in basso, Ollier, il quale stava quasi coi piedi sulla testa del duca.

— Confesso francamente — dice a questo punto il duca — che in quel momento la nostra posizione era piuttosto critica e difficile, e noi cominciavamo a desiderare vivamente di ritrovarci ancora l' uno a fianco dell' altro, e non più... l'uno sopra all'altro.

Finalmente, le ultime difficoltà vengono vinte... si supera la cornice: la vetta era nostra!

— Le due punte da noi conquistate — continua il conferenziere — furono da me battezzate col nome di Margherita e di Alessandra, in atto di omaggio all'Italia, che aveva suggerito ad alcuni suoi figli di tentare la difficile impresa, ed all'Inghilterra che dovunque porta con la tenacia del volere e la genialità del pensiero, il lume della civiltà.

— Piantammo sul picco Margherita la piccola bandiera donatami all'atto della partenza da Sua Maestà la Regina Madre. E su quella punta non battuta fino allora che dall'infuriare dei venti, sventolò il tricolore, col motto che l'augusta signora aveva ricamato per me: « Ardisci e spera! ».

Quel motto scomparirà col tempo dal drappo della bandiera, ma rimarrà come scolpito nella roccia della superba montagna, e sarà di conforto e di sprone a tutti coloro che fra i perigli e fra i disagi faranno progredire la scienza!

La Lingua italiana oltre i confini.

Il chiarissimo prof. De Gubernatis, nell'ultima solenne assemblea dell'Accademia della Crusca, a Firenze, ha magistralmente trattato

1. buon augurio. — 2. vietata.

il tema : « La lingua italiana fuori d'Italia ».

Riassumiamo il suo splendido discorso :

Premesso l'esordio[1] accademico di rito, l'oratore stabilisce un confronto fra quello che era la nostra lingua che viaggiava fuori d'Italia coi nostri gloriosi mercanti fiorentini, coi nostri missionari francescani, coi nostri poeti ed artisti che venivano onorati nelle corti di Francia, Inghilterra, Austria e Prussia, coi nostri grandi attori e cantanti, coi nostri grandi esuli, divenuti maestri di lingua italiana, e quella povera meschina lingua disarmonica che viaggia coi nostri numerosi emigranti quando pur viaggia, poichè i quattro quinti dei nostri emigranti sono non solo analfabeti, ma assolutamente ignari della lingua nazionale, e in solo possesso d'un gergo[2] locale.

Il confronto del passato col presente è mortificante; l'oratore si domanda : « Che faremo dunque? » e soggiunge : « Io non ho autorità per dar consigli alla nostra operosa e magnanima Dante Alighieri. Ma, se i consigli non sono leciti, possono essere almeno concessi i voti, in questa gloriosa Accademia che ha somma autorità di farli valere. Se si vuole dunque che la lingua nostra viaggi e che si mantenga con qualche dignità nelle contrade straniere, è necessario, anzi tutto, coltivarla, divulgarla, fortificarla maggiormente in Italia.

« È necessario, anzi tutto, che la legge per l'istruzione obbligatoria entri in pieno vigore; che in tutte le provincie italiane le quali danno un più largo contingente[2] alla emigrazione s'aprano scuole d'italiano; e, poichè la legge, qual'è al presente, permette che molti coloni dispersi ne' latifondi[3] rimangano privi del beneficio di qualsiasi istruzione, come si sono create cattedre ambulanti d'agricoltura per l'istruzione agraria de' campagnoli, vorrei che si creassero sul serio grandi missioni di maestri ambulanti, ciascuno de' quali visitasse, in ogni settimana, una per giorno, sette case coloniche, per farvi sentire la favella della patria; ed ambirei che questi maestri ambulanti fossero tutti toscani, del Lazio od umbri, o almeno marchigiani, cioè bene, « ore rotundo », parlanti, per avvezzare l'orecchio al suono più armonioso della nostra parola e per educare, con le parole più scelte, ad una maggior grazia e civiltà e ad una maggiore coltura.

« Quando noi avremo con un esercito bene addestrato ed agguerrito di maestri della miglior lingua, rifornito i nostri emigranti di questo gran viatico, noi potremo davvero seguirli nei loro viaggi e stare attenti perchè il così detto patrimonio della lingua nazionale, di cui abbiamo loro fatto parte, non vada perduto nelle loro remote peregrinazioni.

« La quantità deve importar meno che la qualità. Per la qualità, la nostra lingua fu sempre tenuta in pregio ed onore nel passato, per la quantità essa è ancor ricercata armoniosamente da quegli illustri stranieri, che non solo s'industriano a rendere in varie lingue il fiore della nostra favella, ma che si studiano anzi di rendere più tenace e più docile ogni asprezza del loro linguaggio, per conformarlo alla melodia del nostro, traducano essi in boemo, come il Faida, in tedesco come l'Heyse, in isvedese come il Bjoykman, lingue tutte, nelle quali le oscure consonanti sembrano contare assai più delle vocali aperte e squillanti e riesce perciò arduo ogni studio di rendere in modo squisito la sonorità musicale della nostra favella.

« Noi, pertanto, che possediamo uno strumento così privilegiato, noi, primi, dobbiamo impedire che si guasti, e porre invece ogni nostra maggior cura ed industria, perchè il liuto immortale sul quale Casella intonava la canzone di Dante[4]

1. il principio. — 2. contributo. — 3. grandi proprietà fondiarie.

4. si riferisce al famoso episodio del II Canto del Purgatorio.

non si spezzi, e continui a mandar suono armonioso.

« Se è vero che la Toscana è il giardino d'Italia, poi che il più bel fiore, poi che il miglior frutto di questo giardino incantevole è la lingua, non facciamo che, recati alle nostre nari e alle nostre labbra, un tal fiore e un tal frutto, perdano il loro nativo colore e la soavità fragrante del loro profumo e sapore. Continuiamo pure a studiare, ammirare, esaltare i nostri grandi scrittori divenuti classici, poichè presso di essi si è venuto adunando il tesoro di nostra lingua; ma poichè esso fu raccolto da una favella tutta viva e leggiadra, che scoppietta ancora, porgiamo studiosamente l'orecchio a questo « parlar gentile », che si può trapiantare e coltivare in ogni zolla del nostro suolo benedetto, dall'Etna al Brennero, dal Varo al Quarnero, ma che ha il suo principale germoglio e che s'infiora, più che altrove, in Toscana ».

(*Il Risveglio Italiano*.)

In morte del fratello Giovanni.

(Sonetto.)

Un dì, s'io non andrò sempre fuggendo
Di gente in gente[1], mi vedrai seduto
Su la tua pietra[2], o fratel mio, gemendo
Il fior de' tuoi gentili anni caduto.

La madre or sol, suo dì tardo traendo[3],
Parla di me col tuo cenere muto :
Ma io deluse a voi le palme tendo,
E sol da lunge i miei tetti saluto.

Sento gli avversi Numi, e le secrete
Cure che al viver tuo furon tempesta[4],
E prego anch' io nel tuo porto quïete.

Questo di tanta speme oggi mi resta !
Straniere genti, almen l'ossa rendete
Allora al petto della madre mesta.

Ugo Foscolo.
(1778-1827.)

1. Il Foscolo scriveva nell' esilio (1802). — 2. tomba. — 3. trascorrendo la vecchiaia. — 4. i segreti dolori che sconvolsero la tua vita.

Massime e riflessioni morali *.

III

Nessuna cosa è impossibile; ci sono delle vie che conducono a tutto; e se noi avessimo una volontà abbastanza forte, noi avremmo sempre mezzi bastanti per riuscire.

La vera eloquenza consiste nel dire tutto ciò che è necessario, e nel dire soltanto ciò che è necessario.

Si ama di indovinare il segreto degli altri, ma non si ama che gli altri indovinino il nostro.

* Vedi le altre parti.

Qualche volta non c'è minor abilità nel saper approfittare di un buon consiglio che nel consigliarsi bene da sè.

Ciò che ci impedisce ordinariamente di far conoscere tutto il nostro cuore ai nostri amici, non è tanto la diffidenza che noi abbiamo di essi, quanto quella che noi abbiamo di noi stessi.

Finchè si ama, si perdona.

Quasi tutti gli uomini hanno, come le piante, delle proprietà nascoste, che il caso fa scoprire.

La maggior parte dei giovani credono di comportarsi secondo natura, mentre non sono che ineducati e grossolani.

Uno non dovrebbe meravigliarsi che della propria capacità di meravigliarsi ancora.

Bisogna comportarsi verso la fortuna come verso la salute: gioirne quand' essa è buona, pazientare quand' è cattiva; non ricorrere mai ai grandi rimedî senza un bisogno assoluto.

Noi avremmo spesso vergogna delle nostre più belle azioni se il mondo sapesse tutti i motivi che le determinano.

Il più grande sforzo dell' amicizia non è quello di mostrare i nostri difetti ad un amico, ma quello di fargli vedere i suoi.

La miglior prova di esser dotato di grandi qualità è quella di essere privo d'invidia.

Non si deve giudicare il merito di un uomo dalle sue buone qualità, ma dall'uso che ne sa fare.

Soltanto le persone energiche hanno veramente della dolcezza; quelle che appajono di carattere dolce sono ordinariamente persone deboli, e la loro debolezza si converte facilmente in acrimonia.

LA ROCHEFOUCAULD.

Amico.

(CONTINUAZIONE.)

Era ubbidiente, affettuoso, non era allegro però. Invano io lo invitavo alla corsa, ai salti, ai giochi, e quella sua serietà mi impressionava. Ma soprattutto mi faceva pena quando dormiva. Bene spesso aveva il sonno agitato, mugolava, abbaiava perfino talvolta con una voce cavernosa, soffocata, qualche volta batteva anche rumorosamente la coda per terra come se facesse festa a qualcuno. Quel cane che sognava come una persona, che forse in sogno rivedeva luoghi lontani e gente a me sconosciuta, mi faceva pensare. Prima di cascarci in casa così, dove era stato?... Di chi era stato e perchè, tanto bello e intelligente, si era trovato abbandonato nella neve, al freddo solo così?... Perchè chi lo aveva smarrito non lo aveva cercato?... La mia piccola mente di bambina si perdeva in mille supposizioni, e però se il cane, sognando guaiva, io lo chiamavo « Mylord, Mylord! »... se invece batteva la coda in segno di gioia io me ne stavo immota e silenziosa, pensando: — Forse in questo momento è più contento di quando io lo accarezzo e Dora lo rimpinza [1] di cibo.

*
* *

Tornò l'inverno, tornò il freddo assiderante, tornò a cader la neve soffice e silenziosa, tornò a brillare allegramente il fuoco nell'ampio camino, vicino al quale Mylord passava le giornate raggomitolato, in un completo benessere.

Un giorno, in cui il vento soffiava più impetuoso, e la neve cadeva più fitta, fu bussato debolmente alla porta, e mentre io mi chiedevo chi mai poteva venire con quel tempaccio e Dora si disponeva ad aprire, vidi Mylord dare un balzo, slanciarsi

1. lo satolla, lo riempie.

verso l'uscio, abbaiando, appoggiarvi le zampe, scuotendolo con forza, e, poichè l'uscio non cedeva, il cane si mise a guaire così alto e così lamentevolmente da far pietà. La porta fu aperta e il cane in preda ad un parrossismo di gioia si slanciò addosso ad un vecchio smunto, lacero, tremolo che io non conoscevo, che io non avevo mai veduto. Mylord gli lambiva il viso, le mani, gli si avvoltolava ai piedi, mentre il vecchio stupito, lasciata cadere la bisaccia che reggeva sulle spalle, afferrava la testa del cane e la baciava, ripetendo con voce di pianto: Amico, Amico, io t'ho ritrovato! —

Seduto a tavola con davanti una buona zuppa fumante, il vecchio mangiava lentamente e narrava intanto la sua triste vita a noi che lo ascoltavamo commossi. Egli diceva come, dopo infiniti guai, senza famiglia, senza appoggi, si fosse ridotto a girare di paese in paese con quel povero cane che gli faceva da guida e che lo aiutava a guadagnarsi un tozzo di pane eseguendo i pochi esercizi che egli sapeva comandargli; narrò come colpito da malore sur una strada maestra, fosse stato trasportato da alcuni pietosi, all'ospedale della vicina città e come così avesse dovuto abbandonare il suo povero compagno di sventura.

— Ma egli, almeno, ora ha trovato la pace — soggiunse accarezzando la nera testa che il cane aveva appoggiato sulle sue ginocchia — ora egli è felice!

Quando vidi il vecchio rimettersi la bisaccia al collo, ringraziar con effusione la mamma che gli aveva dato qualche soccorso, ed accingersi a prender commiato, io mi sentii stringere il cuore, gli andai vicino, mi alzai in punta di piedi per riuscire a mettergli una mano sulla spalla e gli dissi trepidando: — Dite, Mylord me lo lasciate?..,

Il vecchio sorrise. — Mylord! che nome! chiamatelo Amico; è il suo vecchio nome, e lo merita, sapete! — Poi soggiunse tristamente — Oh sì, bambina, io te lo lascio; quì sta bene, è al caldo, non gli manca il pane, io te lo lascio. Si curvò ancora una volta ad accarezzare il cane, aprì l'uscio e si avviò.

Amico stette a guardarlo sorpreso, ma, come lo vide allontanarsi davvero, ebbe un lungo ululato di dolore, poi mi levò in volto uno sguardo umano, mi lambì la destra e si slanciò sulle sue orme[2].

Invano io lo chiamai, invano il vecchio mendicante gli impose di tornare a me, due volte la povera bestia, come combattuta da opposti desideri, si fermò, si volse verso la casa ospitale che abbandonava. Forse in quei momenti ricordava il fuoco allegro, le zuppe saporite, la soffice cuccia[3], ma la fedeltà e l'affetto verso il tremolo vecchio che non aveva al mondo altro compagno che lui, vinsero ogni dubbio ed io vidi attraverso a un velo di lagrime, il vecchio cadente e l'Amico fedele partire così, sulla via bianca e deserta, fra il turbinar della neve e le raffiche[4] del vento, incontro ai lunghi giorni senza fuoco, ai tristi giorni senza pane.

Rientrata in casa, trovai la Dora che singhiozzava rumorosamente in un angolo del focolare.

Angelina Brocca.

---

2. tracce. — 3. letto, giaciglio. — 4. forti colpi di vento.

Una curiosa inchiesta.

Che cosa ammirate di più in Germania?

Recentemente il *Berliner Lokal Anzeiger* si rivolse alle più spiccate personalità europee pregandole di dire che cosa ammirassero di più nelle manifestazoni della moderna vita tedesca. Dall'Italia risposero

Cesare Lombroso, Ada Negri e Grazia Deledda, ed ecco le loro risposte:

Cesare Lombroso: « Ciò che ammiro più d'ogni altra cosa nel tedesco moderno è la fermezza e la rigidità dell'indagine ».

Grazia Deledda: « È difficile a dire. Io stimo tutto e ammiro molto.

« Non conosco la Germania, ma conosco molti tedeschi ed ho un vivo sentimento di gratitudine per il paese che ha accettato con simpatia le mie opere.

« Ma quello che stimo più di tutto della Germania è la fermezza dei tedeschi, la loro forte volontà in ogni opera, la loro comprensione di tutte le manifestazioni dello spirito umano, e la smania del perfezionarsi e del voler superare tutte le altre nazioni ».

Ada Negri: « Che cosa della Germania amo di più? Le liriche di Enrico Heine ».

Altre interessanti risposte son quelle di Alma Tadema che scrive: « La gentilezza del popolo tedesco e la sua coltura », di Eduardo Rod che afferma:

« Il più grande merito della Germania è l'essere stata la patria di Riccardo Wagner, ciò che penserò sempre, fino a che non si sarà rivelato un altro genio musicale che saprà carezzare come questo l'anima e i sensi », e di Biörnsterne Biörnson:

« Ammiro più di tutto il suo lavoro *metodico* nella scienza, nella industria, in tutto ciò che essi fanno. La loro forza, la loro capacità, il loro sentimento del dovere, che per altri è uno sforzo e per loro è naturale ».

Per ridere.

La giovinetta moderna.

Un signore, essendosi invaghito di una signorina molto colta, e desiderando sposarla, si arrischia ad esprimerle così i suoi sentimenti:

— Signorina, lasciate ch'io chieda la vostra mano. Vi amo e per voi andrei in capo al mondo.

Al che la signorina prontamente risponde:

— Scusate; la terra essendo sferica, voi non potreste andare in capo al mondo.

Dopo di che il dialogo continua così:

— Quando voi siete lontana da me, provo nel mio cuore un vuoto completo.

— Scusate, il vuoto non esiste ciò che chiamasi volgarmente vuoto è occupato dall'aria o per lo meno dall'etere.

— Se sapessi che vi minaccia un pericolo volerei in vostro soccorso.

— Voi dovete sapere che, nonostante tutti gli studi e gli esperimenti fatti sinora l'uomo non è ancora riuscito a volare.

— Non posso dunque intenerire la vostr'anima di pietra?

— L'anima è il principio della vita, una concezione astratta; l'anima non può essere di pietra.

— Ma insomma, accetterete o no di divenire la mia metà?

— Come posso divenire la vostra metà? Voi pesate 62 chilogrammi, io ne peso 54. Non posso dunque essere per voi una metà, ma i vostri $\frac{54}{62}$.

— Siete troppo crudele e corro a suicidarmi.

— Il verbo *suicidare* viene dal latino *sui* (sè) e *coedere* (uccidere) e significa *uccidersi*. Non si può dunque dire *suicidarsi*.

A questo punto il giovanotto terrorizzato fugge.... in cerca d'una giovinetta meno sapiente.

***

Una dichiarazione sui generis.

— Ah, signorina, se è vero che discendiamo dalle scimmie, che bel gorilla dev'essere stato il vostro nonno!

Les Cinq Langues

Nº 10. 20 Février 1907. 7e Année.

PARTE ITALIANA

Miscellanea.

La morte di Giuseppe Saracco.

Nella sua nativa Bistagno presso Acqui moriva, la sera del 19 gennaio, in età di 89 anni, Giuseppe Saracco, uno dei più fedeli servitori della Monarchia e delle istituzioni, dei più sagaci e prudenti amministratori dello stato.

Amico personale e politico di Urbano Rattazzi, negli anni che potrebbero intitolarsi della sua gioventù parlamentare, si ascrisse a quel centro sinistro, di cui fu capo l'antico rivale di Camillo Cavour ; e dal Rattazzi ereditò la sottigliezza[1] dialettica, se non la meravigliosa agilità della mente che nel Rattazzi sostituivano le grandi qualità del vero statista. Era inoltre il Saracco l'uomo metodico, che voleva rendersi conto di tutto : ma, pur ingolfandosi[2] talvolta nelle minuzie, non ebbe mai a smarrire la visione dei più importanti problemi di governo. Fu unitario convinto : di una fedeltà incrollabile alla Monarchia e alle istituzioni libere.

Due volte segretario generale, due volte ministro e una volta presidente del Consiglio dei ministri (durante il ministero suo avvenne la tragica morte del Re Umberto) lasciò molte e degne traccie dell'opera sua e taluna di quelle traccie particolarmente utile per una tal quale rigidità amministrativa che applicava a tutte le cose, anche minime di cui si occupasse.

Deputato nel Parlamento subalpino fino dall'anno 1849, nominato senatore nel 1865, era il Nestore e il decano degli uomini parlamentari. I suoi discorsi formerebbero parecchi volumi : chi si accingesse a leggerli vi troverebbe con dilettosa meraviglia le solide qualità dell'oratore di razza, che non sdegnava, occorrendo, di attingere alla vena di un umorismo in lui naturale, in cui la sorridente malizia era temperata dalla bonarietà.

Giuseppo Saracco era anche fisicamente un uomo di singolari qualità.

La sua figura era caratteristica. Piccolo, magro, rugoso, curvo, ripiegato in due, dava l'idea d'un corpo che stesse insieme per un miracolo d'equilibrio.

Eppure sotto quella apparenza di senile caducità serbava una fibra ferrea : e quelle sue piccole gambe, che offrivano l'immagine bugiarda di sorreggerlo a stento, avevano l'elasticità dell'acciaio.

Fu anche coltissimo. E benchè agiato di censo, amò sempre la vita semplice, senza fasto, addirittura frugale.

Con Giuseppe Saracco sparisce una nobile, onesta, illustre figura di uomo e di cittadino.

***

La morte di Isaia Graziadio Ascoli.

Il 21 gennaio si spegneva in Milano I. G. Ascoli, il più illustre glottologo italiano vivente, e uno dei più chiari e venerati del mondo intero. Francesco Novati, in un bell'articolo del *Corriere della Sera*, ne tratteggia la grande figura, fin dal suo apparire, in quel glorioso momento che segna, col risorgere della

1. *subtilité.* — 2. immergendosi.

vita politica italiana, anche il risorgere della nostra vita intellettuale; «Mentre a Pisa ed a Bologna il D'Ancona ed il Carducci ascendevano la cattedra di letteratura italiana, il Villari arrecava nuove concezioni filosofiche nella trattazione della storia e Domenico Comparetti richiamava a novella gagliardia di pensiero i classici studi, Graziadio Ascoli, cedendo agli inviti del ministro Mamiani, lasciava la nativa Gorizia per assumere l'insegnamento della grammatica comparata delle lingue classiche e neolatine nell'Accademia scientifico-letteraria, proprio allora aperta nella nostra città. Il grande filologo contava, quando venne qui, d'onde più non s'è mosso, a mala pena trent'anni, ma già da un pezzo lo si designava come una delle future glorie italiane: quindicenne appena, la sua meravigliosa attitudine alle speculazioni glottologiche erasi manifestata con un saggio in cui il dialetto goriziano veniva raffrontato al valacco. E dopo d'allora, deposto ogni pensiero di attendere ad altre occupazioni che non fossero le scientifiche, egli aveva saputo da solo, senza maestri, addentrarsi — intrepido esploratore — nella selva oscura degli idiomi ariani e semitici, dove pochi dotti germanici avevangli aperto il cammino, il Bopp, gli Schlegel, il Grimm, il Pott, il Benfey, il Corssen, lo Schleicher.

« Assunto l'insegnamento in Milano, l'opera dell'insigne maestro parve acquistare sempre maggiore grandezza. Le lezioni ch'egli dettò all'Accademia di *Fonologia comparata del sanscrito, del greco e del latino*, e diede alle stampe nel 1870, dovevano essere nel pensiero dell'Autore il primo di quattro corsi di glottologia, di cui il secondo ed il terzo avrebbero tratteggiata la morfologia comparata, il quarto la fonologia iranica. Pur troppo peró l'impresa grandiosa non fu condotta oltre il primo volume, sicchè all'Italia venne a mancare questa che sarebbe stata, se compiuta, la prima opera di glottologia veramente italiana, giacchè l'Ascoli, di deliberato proposito, a fondamento delle sue costruzioni si valeva più delle indagini proprie che delle risultanze del lavoro altrui. Ma, com'egli stesso lamentava proprio pochi giorni or sono, in fidati colloqui coi familiari suoi, l'impulso irrefrenabile che lo spronava a tentar nuove vie, a percorrere regioni ancora non tocche, troppe volte lo distolse dal proseguire ad illustrare quei territori dove aveva già stampate orme vaste e profonde.

« Così, come rimasero in tronco i corsi di Fonologia, son restati interrotti i tentativi geniali di illustrare le glosse celtiche del celebre antifonario irlandese, venuto da Bangor a Bobbio dentro le bisacce degli umili figliuoli di S. Colombano.

Ma quanta meravigliosa fioritura di preziosi incrementi non apportó alla scienza, dall'Ascoli prediletta, questa sete insaziata di nuove conquiste! Dal campo della glottologia ariana a quello della semitica, dalle ardite ripristinazioni [3] celtiche alle sottili ricerche analitiche di grammatologia italiana, egli passava dominatore sicuro. Chè se a noi torna oggi impossibile seguirne neppur a rapido volo la luminosa carriera, non taceremo tuttavia di quello che agli occhi di ognuno deve pur sempre apparire quale il più fulgido suo titolo di gloria: la creazione della scienza dialettologica italiana. Prima di lui lo studio dei dialetti nostri pargoleggiava [4] nelle mani de' Bolza, de' Rosa, de' Biondelli, de' Galvani. Fu desso il primo che, coadiuvato nell'impresa ardua ma nobilissima, dal Flechia e dal Mussafia, gittò le basi di una novella classificazione di quanti dialetti si parlano nella penisola appenninica, tanto profondamente diversi fra loro, che « raggruppandoli insieme, si ubbidisce più che altro a ragioni politico-geografiche ». *L'Italia dialettale*, l'insigne studio dell'Ascoli, inserito nell'ottavo tomo dell'*Archivio Glottologico*, è divenuto quasi

3. ricostruzioni, integrazioni del testo. — 4. era all'infanzia.

il codice di quella scuola dialettologica italiana, che dopo d'allora, grazie ai laboriosi sforzi di valenti discepoli, divenuti a loro volta degli insigni maestri, quali il Salvioni, il Guarnerio, il De Lollis, il Pieri, il Parodi, per tacer del Bianchi, del Morosi, del Canello, troppo presto scomparsi, ha raggiunto oggi uno sviluppo che si può ben qualificare meraviglioso ».

Per l'Abbazia di San Gregorio a Venezia.

Quanti s' interessano, anche mediocremente, del decoro di Venezia e della conservazione del suo incalcolabile patrimonio d'arte e di poesia, si domandano, invano, da qualche tempo, per quali ragioni sia stata chiusa e sia mantenuta chiusa così dalla parte di terra come dalla parte d'acqua la vecchia Abbazia di San Gregorio. Non è lontano nel ricordo di tutti il grido di allarme lanciato da Corrado Ricci a favore della chiesa della Salute e dell'Abbazia stessa, il giorno in cui furono tolte le armature del nuovo palazzo Genovesi, costruito appunto a lato dell' Abbazia. La verità profetica di quel grido sta per essere luminosamente dimostrata. Il tranquillo dolcissimo rifugio conchiuso[1] dagli umili chiostri macchiati di salsedine, ricercato affannosamente da tutti coloro, e son migliaia ogni anno, che amano di esaltarvi e di profondervi, come in un recondito piccolo cuore di Venezia, il loro bisogno di pace e di solitudine, è ormai seriamente minacciato. Minacciato nel suo centenario diritto d'incolumità, minacciato nella tradizione del suo fresco silenzio, minacciato nella somma delle sue piccole attrattive nascoste, minacciato, soprattuto, in quel suo senso squisito di misticismo e di religiosità che ne rende accessibile l' intima bellezza anche alle anime meno aperte e non pronte a commuoversi. Non è dato per ora di conoscere il destino che precisamente lo attende. L'attiguo palazzo Genovesi verrà presto convertito — va da sè! — in Albergo. Tutte le camere prospicienti[2] il cortile sono tenute, ammobiliate, alla mercé dei primi venuti; le finestre di queste camere fornite di chiusura a vetri interna ed esterna, costituiscono, è facile immaginarlo, una vera gioia per l'occhio!... L'Abbazia caduta nelle mani di chi ha interesse a sfruttare la poco faticosa industria dei forestieri non sta dunque per essere convertita in una *dépendance* del nuovo albergo? « Vi si deve riposare bene, verso le cinque del pomeriggio, durante l'ora del té! » avrà pensato un giorno di questa estate qualche allegro e panciuto *maître d'hôtel*; — « o perchè non vi metteremmo a prendere il té gli americani ed i tedeschi? » Infatti, perchè non metterveli?

Nell'attesa che il mutamento a vista si compia, al sottoportico d' ingresso sono stati riappiccicati i due battenti mal connessi d' un rude portone e traverso i battenti fan buona guardia alcuni catenacci arrugginiti. Precauzioni inutili? Nemmen per sogno! L'Abbazia di San Gregorio, pur appartenendo a privati, fu sempre tenuta in considerazione di luogo pubblico. Dal Canal Grande vi approdavano le gondole; dai Catecumeni vi si recavano i passeggeri, e la notte un modesto fanale a gas collocatovi a cura del Comune vi spargeva dentro un briciolo di luce; poca luce tanta da romper la tenebra nelle notti scure, e da confondersi con quella della luna nelle notti di luna. Adesso quel fanale, ch' è il solo testimonio del diritto dei cittadini a frequentare l'Abbazia ed a servirsene come d' una piazza, non viene più acceso. Nessuno protesta. E nel silenzio si compirà questa come già si compierono tante profanazioni!

(Dal *Marzocco*.)

1. circondato.

2. volte verso...

Genio e modestia.

Di questi giorni, per tutta Italia, desta grande scalpore [1] la prefazione che Gabriele d'Annunzio ha premesso alla pubblicazione del suo ultimo dramma *Più che l'amore*, caduto, come si sa, in tutti i teatri dove fu rappresentato da tre mesi a questa parte. Il d'Annunzio tratta d'imbecille i critici e copre d'insulti il pubblico, e in compenso esalta sè con un linguaggio quale non s'era udito mai nella bocca di nessun presuntuoso. Fra le molte repliche apparse su per le varie gazzette è sopratutto degna di nota quella d'un lettore del *Giornale d'Italia* il quale, semplicemente, a confronto della difesa violenta e offensiva del d'Annunzio, pone la lettera che Vincenzo Bellini scriveva a un amico dopo l'insuccesso della sua immortale *Norma*. Ecco questa nobile lettera:

A Francesco Florimo, a Napoli.

Milano, 26 dicembre 1831.

Carissimo Florimo,

Ti scrivo sotto l'impressione del dolore, di un dolore che non posso esprimerti, ma che tu solo puoi comprendere. Vengo dalla *Scala*, prima rappresentazione della *Norma*. Lo crederesti? fiasco!!! fiasco!!! solenne fiasco!!! A dirti il vero, il pubblico fu severo; sembrava propriamente venuto per giudicarmi, e con precipitazione (credo) volle alla mia povera *Norma* far subire la stessa sorte della Druidessa. Io non ho più riconosciuto quei cari Milanesi, che accolsero con entusiasmo, colla gioia sul viso e l'esultanza nel cuore il *Pirata*, la *Straniera*, e la *Sonnambula*; e pure io credevo di presentare loro una degna sorella nella *Norma*: ma disgraziatamente non fu così, mi sono ingannato, ho sbagliato; i miei pronostici andarono falliti e le mie speranze deluse. Ad onta [2] di tutto ciò, a te solo lo dico col cuore sulle labbra (se la passione non m'inganna), che l'*introduzione*, la *sortita* e *cavatina* di Norma, il *duetto* fra le due donne, il *terzetto* che segue il finale del primo atto; poi l'altro *duetto* delle due donne, ed il finale intero del secondo atto che comincia dall'*Inno di guerra* in poi, sono tali pezzi di musica, ed a me piacciono tanto (modestia), che, te lo confesso, sarei felice poterne fare di simili in tutta la mia vita... Basta!!! Nelle opere teatrali il pubblico è il supremo giudice.

Alla sentenza contro me pronunziata spero portare appello, e se arriverà a ricredersi, io avrò guadagnato la causa, e proclamerò allora la *Norma* la migliore delle mie opere; se poi non, mi rassegnerò alla mia tristissima sorte, e dirò per consolarmi: non fischiarono forse anche i Romani l'*Olimpiade* del divino Pergolesi?...

Io parto col corriere e spero arrivare prima della presente, ma od io o questa lettera ti recherà la triste novella della *Norma* fischiata. Non ti accorare però, mio buon Florimo. Io son giovine e sento nell'animo mio la forza di poter prendere una rivincita di questa tremenda caduta. Leggi la presente a tutti i nostri amici. Io amo dire il vero tanto nella buona che nell'avversa fortuna. Addio, a rivederci presto. Intanto ricevi un abbraccio dal tuo affezionatissimo amico.

BELLINI.

1. romore, risentimento.

2. nonostante.

Coraggio e Speranza.

È buia la valle; ma i pini del monte
Già l'alba incorona del vergine raggio.
Scuotiamci dal sonno, leviamo la fronte,
Fratelli, coraggio.

Fu lunga la notte, fu sonno affannoso :
Ma il sole ci apporta travagli [1] novelli.
Peggior della morte è il turpe riposo :
Coraggio, fratelli.

Continua battaglia la vita del forte,
Per erti sentieri continuo viaggio.
Armáti ed andanti [2] ci colga la morte :
Speranza e coraggio.

Pensiam che i nemici fratelli ci sono ;
Cerchiam del valore nei prodi i modelli.
Armiamci d'amore, vinciam col perdono :
Speranza, fratelli.

Niccolò Tommaséo.
(1802-1874.)

1. travaglio = fatiche. — 2. in atto di andare, di avanzare.

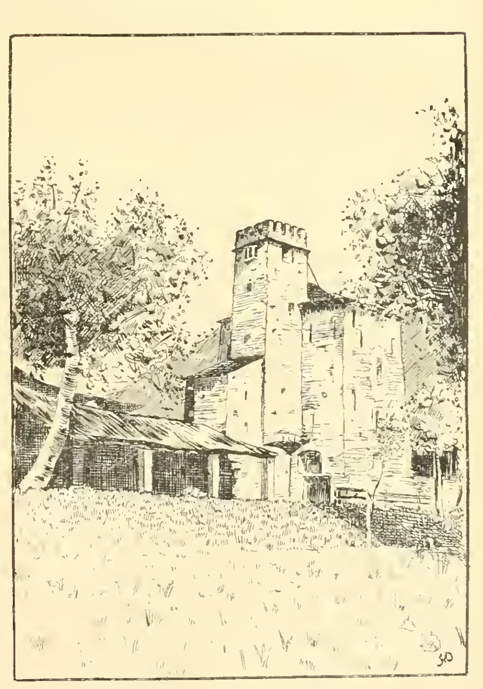
Castello Valdostano.

Il viandante avanza, riposando lo sguardo lungo la valle piena di frescura e di ombra, scoprendo fra i boschetti di castani e di noci i villaggetti seminascosti, di cui spunta il bianco campanile, contemplando i severi boschi di pini e di abeti, i torrenti biancheggianti di spuma che rumoreggiano in fondo ai burroni, o innalzando lo sguardo al cielo azzurro e puro al disopra delle vette solenni dei monti, tutte brulle e brune o scintillanti dell'eterna neve dei ghiacciai.

A un tratto, a un risvolto di via una massa scura e imponente si drizza al suo sguardo, dominando un poggio isolato. È un castello, un antico castello feudale, a metà smantellato, ma ancor superbo delle sue torri, dei suoi merli [1], dei suoi spalti [2] possenti.

Il viandante vi arresta lo sguardo; quel vecchio rudere, abbandonato gli parla di un evo [3] che si è chiuso, di un tempo già lontano e cinto di leggende.

In quei sparsi castelli dominanti dal poggio la valle, come il nibbio dalla sua rupe, vivevano possenti signori e dolci castellane. Chiusi nell' austero silenzio di quelle


Castello Valdostano.

pareti, nei lunghi mesi in cui la neve e il ghiaccio rendono impraticabili le strade della valle, qual vita avranno essi condotto ? Le

1. *créneaux*. — 2. bastioni. — 3. tempo.

donne vestite delle loro lunghe vesti seriche [4] e gemmate avranno ingannato il lento volo delle ore tessendo o ricamando interminabili trapunti, cantando romanze sposate al suono del liuto e della viola, o leggendo dei grossi vecchi libri meravigliosamente alluminati. Gli uomini si saranno esercitati a trar d'arco o di freccia, dilettandosi della compagnia dei loro levrieri o dei feroci mastini e sognando prossime imprese di rapina e di gloria.

Un nome brilla nella mente del viandante, quello dei Challant, della potente famiglia che ha esteso la suo signoria per tutta la valle d'Aosta, da Ivrea a St Pierre, da Graine a Fénis, che ha posto il suo stemma sullecattedralicome sulle volte ogivali del priorato di St Orso, che ha dato al Piemonte eroi, cavalieri, vescovi e santi....

Egli richiama alla mente le leggende udite intorno alle sue castellane tutte belle e altere, egli rivive quei vecchi tempi obliati, così diversi dai nostri. Intanto il castello lentamente è scomparso al suo sguardo, a un nuovo risvolto della valle, e il crepuscolo scende lentamente sulle cose.

Barbara Allason.

4. di seta.

La teoria e la pratica *.

Al tempo che i medici vestivano toga e parlavano latino, trovandosi uno d'essi in una brigata, se li fece presso [1] un solenne mangiatore e gli chiese che dovesse fare per certe indigestioni che di frequente lo molestavano. — Ad ogni indigestione pigliatevi un buon purgante, rispose il medico. — Ma, replicò il ghiottone, io ho inteso dire che i purganti sciupano lo stomaco. — Pur troppo è vero, disse il medico, ma questo è un male inevitabile. Volete voi lasciare ammassare nel vostro corpo tanti mali umori, che vi portino ad una febbre gastrica, e questa al sepolcro? Un uomo ch'era presente al consulto, e che non era dell' arte, si fece ardito di proferire con molta modestia questa sua opinione: Se questo signore vivesse sobriamente, non potrebb'egli schivare le indigestioni e i purganti? Il medico gli si volse con un grave sorriso, e disse: Io do consigli pratici e non faccio progetti romanzeschi. Un altro presente, sorridendo al bel tratto del medico, aggiunse questa profonda sentenza: Alcune cose sono bellissime in teoria che non valgono nulla in pratica. Al che fu applaudito dagli astanti, uno dei quali proruppe in quest'altra non meno profonda sentenza: Bisogna considerare gli uomini quali sono e non quali dovrebbero essere. Queste sentenze sono ora divenute comuni, e sono gran parte della sapienza del secolo.

Alessandro Manzoni.

(Dalle *Opere inedite e rare.*)

* Vedi le altre parti.
1. Gli si avvicinò.

Primo ricordo.

Racconto.

Io voglio risalire con la mente al primo ricordo preciso della mia vita. Più in là, per quanto io guardi, non veggo ondeggiarmi dinanzi che qualche ombra vaga, perdentesi nei primissimi crepuscoli della mia memoria.

Ecco: io veggo ancora la casetta ove la mia famiglia passava gran parte dell'anno quand'ero bambino; bassa, bianca, con le finestre verdi, non circondata d'alberi, posta fra la strada maestra e il fiume Savena, a cinque chilometri da Bologna.

Doveva da poco essere incominciato il giorno, perchè, guardando

dalla finestra, io vedevo il cielo da una parte tutto sparso di nubi rosse; un rosso vivissimo, come non ne ho visto di poi che rarissime volte in qualche tramonto estivo. — Quantunque fosse così di buon'ora, nella casa già era un tramestío[1] insolito. Sentivo aprire e chiudere usci, sentivo passi affrettati e bisbigli.

Certo io non mi vestii e non scesi di letto senza aiuto; ma non posso ricordare chi m'aiutasse. Veggo la fisonomia d'una ragazza di casa, l'Eugenia; ma quella fisonomia si mesce confusamente a quasi tutti i miei ricordi infantili.

Dopo, la mia memoria si perde per un certo tratto. C'è come uno strappo che non riesco a riunire. Dove e come io abbia passato quella giornata non ricordo; un momento mi veggo, in confuso, a passeggiare con un grosso cane vicino al fiume, che cominciava ad ingrossare per una delle solite piene[2] d'autunno. Probabilmente mi avranno tenuto apposta fuori di casa, ove non potevo che stare, molto male a proposito, tra i piedi alla gente.

Ma più tardi, forse verso il tramonto, ecco ch'io sono di nuovo in casa mia, e precisamente sulla breve scala che dalle stanze superiori mette nella loggia[3] al pianterreno.

La porta è aperta, spalancata e veggo della gente che va e viene per la strada maestra. Nella loggia veggo tre o quattro persone, intorno ad un lettino collocato in faccia alla porta. Distinguo benissimo mia madre che sta in piedi accanto al lettino e di tanto in tanto si china sovr'esso con una grande espressione d'angoscia, senza pronunziare parola....

In quella cuna agonizzava una mia sorellina di circa un anno e mezzo; e l'avevano portata dalla sua stanza nella loggia, vicino alla porta spalancata, a vedere se potesse meno penosamente respirare. Io credo che la poverina morisse di difterite; ma allora i medici non avevano ancora messo in voga questa lugubre parola.

La bimba era proprio agli estremi; ed io dalla scala, non osservato, stavo guardando la triste scena. Guardavo immobile, con gli occhi fissi, senza rendermi ancora conto di ciò che accadeva, ma sentendo confusamente dentro di me che io mi trovavo in presenza d'una cosa arcana[4] e terribile. Il visino della bimba era tutto color di cera, fuor che intorno alla bocca semi-aperta, che si mutava via via in una tinta fra il nero e il violetto. I due braccini, fuori della coperta, stavano abbandonati e senza moto, sul corpo inerte. Tutto il moto del corpo poi erasi limitato su su verso il collo e la bocca, negli ultimi sforzi della respirazione, che ad ogni minuto secondo s'andava affrettando penosamente, e come restringendo sempre di più il suo circolo breve.

Il respiro della creaturina somigliava nel suono a un lieve rantolo sibilante.

Ed io lo sentivo quel respiro di creatura moribonda; e fino a che mi rimarrà la memoria, avrò viva e presente la indicibile pena che esso mi faceva. Sarà forse effetto d'immaginazione ma adesso mi par certo che, sempre guardando dalla scala, anche io allora respiravo con affanno, e seguivo e secondavo e numeravo, in qualche guisa, quel ritmo doloroso....

A un tratto il sibilo prese a diminuire rapidamente e non sentii più nulla. Allora il medico accese una candela e l'accostò alla bocca della bimba.... Quando sentii singhiozzare e piangere forte intorno a me, mi misi a piangere forte anch'io, così che l'Eugenia mi trasse di là e mi condusse fuori nel prato ripetendomi spesso: *è andata in paradiso*!

1. trambusto, movimento.— 2. rigonfiamento d'acque.— 3. terrazzo o porticato.

4. misteriosa.— 5. sibilo, fischio.

Che cos'era per me il paradiso? Anche questo mi venne spiegato: ma per quanto la descrizione fosse allegra io seguitavo ad essere triste. E più d'una volta volli rivedere la bambina morta, già leggiadramente acconciata in mezzo ai fiori nella sua cuna.

La sera del giorno dopo ebbe luogo il mortorio[6]. Io ero sul ponte ad attenderlo e non ricordo con chi. Ricordo invece benissino che la piena del fiume era grandemente cresciuta del giorno innanzi e che l'acqua faceva sotto di noi un forte rombo[7] precipitandosi dalla cascata e urtando contro i piloni degli archi. Ero seduto sulla spalletta[8] del ponte e una mano mi teneva: io guardavo in giù nel buio da cui saliva monotona la voce del fiume grosso; intorno a me erano molti bimbi che facevano un chiasso allegro; ma io, nella mia testa, ascoltavo sempre il fiume e associavo, non so come, a quel rumore cupo un'idea triste di fuga, di violenza, rapina.

E anche quando si avvicinò la lunga fila dei ceri accesi che misero nell'aria piovigginosa e buia come un incendio giulivo, io non ristetti dal guardare a basso le acque torbide, le acque fuggenti sotto di me: e credetti un momento, laggiù fra i cavalloni[9] e i tronchi d'alberi portati dalla piena di veder passare la mia sorellina dentro la sua cuna, la mia sorellina morta, che il fiume mi portava via, lontano, per sempre, verso un luogo ignoto, e dove non pertanto avrei voluto seguirla e perdermi con lei....

Enrico Panzacchi *.

6. sepoltura — 7. rimbombo. — 8. sponda o parapetto. — 9. le grosse onde. — * Dai Miei Racconti.

La macchina per votare.

La macchina per votare o *psefografo Boggiani* (dal suo inventore Eugenio Boggiani) fu esposta alla mostra di Milano ove attirò l'attenzione di molti. Essa è destinata a rendere automatica l'operazione del voto, tanto nelle elezioni come nei comizi o nei *referendum*. Una descrizione di questo apparecchio, che sembra destinato a portare dei reali servigi nella vita pubblica, non sarà discara ai nostri lettori. La togliamo quindi dalla *Nuova Antologia*.

Lo *psefografo* è collocato su un' agile impalcatura di legno, disegnata dal Matabona. Esso agisce per un sistema di leve, mediante l'introduzione di un disco metallico in uno dei tre fori praticati nella sua parte posteriore. Quando l'elettore ha introdotto il disco, questo produce la liberazione di due scatti[1], mediante i quali si combinano i numeri progressivi su un quadrante posto in fronte all'apparecchio. Uno di questi scatti agisce tutte le volte che si lascia cadere il disco, e segna il numero dei votanti; l'altro agisce a seconda che il disco venga introdotto nell'uno o nell'altro dei tre fori e segna il numero dei voti raccolti dai vari candidati. Naturalmente questo quadrante è coperto fino a votazione finita; mentre pure i fori entro cui l'elettore introduce il disco sono difesi da ogni sguardo indiscreto per mezzo di una specie di nicchia in cui l'elettore introduce la mano.

In questo modo l'operazione elettorale viene di molto semplificata. Il disco è unico, ha una forma e un peso che non possono essere falsificati: appena introdotto segna automaticamente e inesorabilmente il numero dei votanti e il *sì* e il *no* dell'elettore, o il candidato, o la scheda bianca. È soppressa l'urna, malsicura e incomoda, ed è soppressa una parte dell'operazione, cioè lo scrutinio.[2] Infine l'apparecchio, rapido e imparziale, ispira nell'elettore quella fiducia che non gli possono sempre ispirare gli uomini.

1. *détente*. — 2. *scrutin*.

Les Cinq Langues

N° 11. 5 Mars 1907. 7e Année.

PARTE ITALIANA

La morte di Giosue Carducci.

Giosue Carducci, il grande poeta della terza Italia, è morto a Bologna, nella sua casa di via del Piombo, il 16 febbraio, alle ore 1°28′, fra il pianto della sua famiglia, a cui ha risposto il pianto di tutto il paese.

Giosue Carducci era nato il 27 luglio del 1836 in Valdicastello presso Pietrasanta (provincia di Lucca) dal dottor Michele e da Ildegonda Celli. Gli anni dell' adolescenza trascorse di qua e di là nella triste maremma toscana, dove il padre era medico condotto. « Fino a quattordici anni, scrisse il Carducci stesso, non ebbi quasi altro maestro che mio padre, il quale altro non m'insegnava che latino ; ma un po' per l'indole sua, un po' per i doveri di medico, mi lasciava molta libertà e molto tempo per leggere. » Passato quindi colla famiglia a Firenze, entrò agli Scolopi, ove frequentò i corsi di umanità e di retorica e si famigliarizzò colle letterature moderne, specie colla francese. Ma nel 1853, tornato colla famiglia a Celle nel Montamiata, lavorando da sè, si rifece ordinatamente classico, e per un anno non lesse che Orazio, Dante, Petrarca, i Cinquecentisti, Monti, Foscolo e Leopardi. Invitato a concorrere per una borsa della Scuola Normale di Pisa, vi concorse, e in capo a tre anni ne usciva dottore in lettere e filosofia.

Subito dopo comincia la sua carriera d'insegnante : dapprima egli è mandato come professore di retorica a S. Miniato al Tedesco (e di quel periodo di sua vita egli stesso fece il racconto nelle gustosissime pagine : *Le "risorse" di San Miniato al Tedesco*[1]) ; più tardi fu professore di ginnasio ad Arezzo e nel 60 di italiano e latino, nel liceo, in Pistoia. Nell'agosto di quello stesso anno Terenzio Mamiani gli offriva la cattedra di Letteratura Italiana nell' Università di Bologna, ch'egli accettò, e dove insegnò per più di quarant'anni con somma diligenza e con infinito amore, fiorendogli attorno quell'eletta schiera di studiosi di cui son parte Guido Mazzoni, Giovanni Pascoli, Severino Ferrari, Giovanni Marradi.

Il periodo bolognese fu il periodo della maggior attività letteraria del Carducci. Noto già da prima per alcuni lavori critici e per il volume di canti intitolati *Juvenilia*, fu a Bologna che pubblicò i *Levia Gravia* (1867), i *Giambi ed Epodi*, le squisite *Rime Nuove* e quei tre libri di *Odi Barbare* che segnarono un vero rinnovellamento nell'arte italiana e la radiosa risurrezione del classicismo. Intanto, contemporaneamente alle liriche, il Carducci andava man mano pubblicando quei dieci o dodici volumi di saggi critici, di studi, di discorsi storici che costituiscono una delle più belle opere che vanti la moderna letteratura mondiale. Da Dante ai lirici greci, dai nostri sommi del Trecento e Cinquecento a Heine, da Leopardi a Bernardo di Ventadorn e a Jaufrè Rudel, il suo giudizio critico, fondato sull' erudizione e sull'indagine storica, è proceduto sicuro

[1] in Confessioni e Battaglie.

illuminando di vivi sprazzi di luce gli uomini e le opere loro.

Ma al disopra dell' arte Giosue Carducci pose la patria, pose quest' Italia che egli incitò schiava, che sognò libera, di cui cantò le glorie, di cui adorò il passato, di cui volle e seppe fondare la religione nel cuore del popolo! Perciò l'Italia oggi piange il suo grande poeta nazionale, colui che tutta la vita ha esaltato le sue grandezze, insegnandole con formidabile voce il suo dovere, bollandone le debolezze e le colpe e additandole istancabilmente la via dell' avvenire.

Essa piange il cittadino puro, austero e grande, che in una vita quasi tutta travagliosa e difficile, non piegò mai la fronte per nessuna viltà

Nel cuore del popolo sono, e ogni di più, saranno incise le parole ch'egli disse alla patria nelle ore memorabili : quando Garibaldi, il suo eroe, moriva a Caprera; quando, riconosciuta la missione provvidenziale di Casa Savoia, si convertì alla monarchia e scrisse l'indimenticata *Ode alla Regina d'Italia*; quando nel famoso discorso per la *Libertà della Repubblica di San Marino* riconobbe l'eccellenza e l'immanenza dell' idea divina.

Onorate l'altissimo Poeta!

Roma, 18 febbraio 1907.

Barbara ALLASON.

Canto notturno.

Palpita una canzone in lontananza :
Voce di donna, calda, appassionata :
A me giunge un po' fioca, un po' velata,
Tra i melograni in fior, da la distanza.
Come sacri turiboli d'incenso
Olezzan gli orti ove il tuo canto va,
O sconosciuta, sotto il cielo immenso,
O cor che parli ne l'oscurità.
Chi sei dunque? hai tu errato? hai tu sofferto?
Hai tu pianto giammai presso un morente?
Su le macerie [1] de le gioie spente
Non t'infiammò la sete del deserto?
E quale a te mi lega arcano senso
Di fraterna dolcezza e di pietà,
O sconosciuta, sotto il cielo immenso,
O cor che parli ne l'oscurità?

Ada NEGRI.

1. le ruine.

Un' importante lettera inedita di Mazzini.

La *Rivista di Roma* pubblica questa lettera di Giuseppe Mazzini alla signora Phillipson, di cui ebbe comunicazione dal signor Alocci de Fuentes. La lettera, che contiene un giudizio su Garibaldi dato dall'Eroe popolare, può veramente considerarsi come un' importante documento storico :

Cara Signora Phillipson,

Vi mando poche linee della nostra amica Jessie Mario [1].

1. V. *Cinq Langues* (Parte italiana), 1905-1906, p. 100.

Noi siamo legati nell'amore e nell'odio. Io amo Roma, non siccome *parte* d'Italia, ma come l'anima, come la parola d'Italia, ed odio R.[2] come un Mefistofele in 32°[3]. Spero che Garibaldi non riuscirà a determinare un movimento: un tale moto, ora, o sarebbe represso con un secondo Aspromonte da Rattazzi, o sarebbe, se riuscisse, monopolizzato da lui e Roma sarebbe governata da una politica piccina, immorale, da avvocato intrigante, corrotta e corruttrice.

Roma deve essere o una grande rovina profetica, ovvero il Tempio della Nazione Italiana. Un anno di più o di meno di schiavitù è nulla: ciò che importa è che il vessillo della Repubblica Italiana sventoli dal Campidoglio, e la bandiera della religione del Progresso dal Vaticano!

È questo un sogno? Io credo fermamente che non lo è. Io cercherei di realizzarlo, se avessi mezzi e tempo. Ma non ho nè l'una cosa, nè l'altra: sono povero e non avrò ancora molto tempo da vivere. Qualche altro lo realizzerà. Garibaldi lo potrebbe se egli fosse un uomo più intellettuale che non sia. Egli ha l'*amore*, non la *religione* di Roma. Non dite che egli è troppo *onesto* per un *uomo politico*. Egli dovrebbe essere un *credente*, ma non lo è: egli vede più il lato *materiale* della quistione, che quello *morale*; egli si cura più del corpo d'Italia, che dell'anima. Egli non può essere altrimenti; non lo accuso, constato solamente un fatto.

È valoroso, nobile, buono, coerente[4] ed unico; ma egli è *incompleto* e non all'altezza dello scopo.

Vi terrò al *corrente* se qualche cosa avviene o sarà per avvenire.

Il vostro fedele,

Giuseppe Mazzini.

Agosto 5 (1867).
London, 18, Tulham Road. V. W.

2. Urbano Rattazzi, ministro di Vittorio-Emanuele. — 3. Il Giusti disse di uno che era « il Tale in sedicesimo » per dire che ne era la parodia, la brutta copia; il Mazzini ingrossa l'espressione.

4. Costante, che non muta d'idee e di propositi.

La quercia caduta *.

Dov'era l'ombra, or sè la quercia spande [1]
morta, nè più coi turbini tenzona [2].
La gente dice: Or vedo; era pur grande!

Pendono qua e là dalla corona
i nidïetti [3] della primavera.
Dice la gente: Or vedo; era pur buona!

Ognuno loda, ognuno toglia. A sera
ognuno col suo grave fascio va.
Nell'aria un pianto.... d'una capinera
che cerca il nido che non troverà.

Giovanni Pascoli.

* Dai Primi Poemetti.
1. allarga i suoi rami, a terra. — 2. lotta. — 3. piccoli nidi.

Impressioni e Ricordi. (1856-1864.)

Nell' ultimo fascicolo della *Nuova Antologia* la nota scrittrice, signora Grazia Pierantoni-Mancini, comincia la pubblicazione di un suo diario giovanile in cui sono radunati preziosi ricordi di quegli anni fecondi per la futura rivoluzione e libertà d'Italia.

Figlia di un illustre profugo napoletano, Pasquale Stanislao Mancini, la giovinetta era in grado di conoscere gli uomini più insigni del suo tempo, e di parecchi ella traccia nelle sue pagine brevi ritratti curiosissimi. Eccone alcuni :

15 settembre. — Vediamo ora assai spesso alla sera Terenzio Mamiani[1]. Ben diversa era l'immagine che mi ero fatto del grande filosofo. Egli ha una piccola mania che mi fa sorridere : porta i radi capelli alquanto lunghi, e ne rialza una ciocca sulla tempia destra con una forcina ; l'altro ieri la forcina cadde e gliela raccattai ; egli si profuse in ringraziamenti. È tanto buono, mite, e dalla sua persona piccolina, elegante spira una grande dolcezza. Il lungo esilio non ha alterata affatto la serenità della sua anima..... Egli è ora tornato in Italia, ma quando potrà rivedere libera la sua Roma ?

10 settembre. — In questi giorni è morto a Parigi Daniele Manin, l'ultimo grande veneziano. Egli viveva poveramente in esilio dando lezioni di lingua italiana e pensando sempre alla patria. Alcun tempo prima era morta la figlia Emilia, delizia e conforto del padre, che da quel giorno non ebbe più un solo sorriso ! Qual triste fine per chi era stato capo del Governo provvisorio di Venezia, acclamato, benedetto come liberatore da una città intera !

21 settembre. — Abbiamo passata la sera in casa Brofferio.... Mi è tanto simpatica la signora Felicia, e sono tanto contenta quando l'avvocato Angiolo[2], accompagnato dalla figlia, canticchia le sue canzoni in dialetto piemontese..... Angiolo Brofferio è uno dei migliori oratori della Camera, come pure avvocato facondo e popolare. Da giovanotto era repubblicano ed è stato in prigione per cause politiche, ma ora è divenuto più tranquillo.... Intanto la signora Felicia, che è savoiarda, lo adora come si vuole sappiano amare soltanto le montanine.... E sì che non è bello l'amico Brofferio ! Porta la parrucca e ha un naso lungo, e un viso sbarbato che riesce simpatico perchè nell'alta fronte è scritto l'ingegno.

Graziosissima tra le pagine del diario quella dove è evocata la figura del gran re Vittorio Emanuele, con quei suoi modi schietti e franchi che si conquistavano tutti i cuori. La Pierantoni la scrive dal piccolo villaggio di Settimo, a pochi chilometri da Torino, dove trovavasi in villeggiatura presso una famiglia amica :

20 giugno. — L'unico svago delle mie amiche è l'arrivo giornaliero della diligenza o di qualche carrozza di posta ; mentre si mutano i cavalli, i viaggiatori smontano e passeggiano nel viale che sta di fronte alla grande scuderia piena di cavalli, o entrano nel cortile della casa....

Ciò mi rimette in mente l'apparizione di Vittorio Emanuele a cavallo, l'anno scorso, nel medesimo cortile. Egli giunse a gran trotto in compagnia di alcuni ufficiali e scudieri. Noi eravamo intente a giuocare ai *quattro cantoni* e l'arrivo dei cavalieri ci sgominò[3]. Il Re, da noi non conosciuto, discese da cavallo e incominciò a chiamare a gran voce quei di casa. Il vecchio padrone comparve sotto il portico e si profuse in inchini e profferte. Il Re sembrava allegrissimo, rideva e disse in dialetto che voleva due uova fresche e un bicchierino di *ratafià*. Subito noi piccole fummo inviate nel pollaio in cerca di uova,

1. 1799-1885, ministro di Pio IX, anche poeta.

2. Angiolo Brofferio (1802-1866) poeta dialettale che ricorda il Béranger. — 3. mise in fuga.

mentre le altre andavano a prendere il liquore di ciliegie selvagge, ottima produzione delle signorine di casa. Gli altri cavalieri accettarono un bicchiere di vino.

Quello era il Re! Io guardavo intenta quei grandi baffi, quegli occhi lucenti sotto le folte sopracciglia, que' vestiti coperti di polvere. Ascoltavo quella voce alta che interrogava, quella sonora risata piena di bonomia... A un tratto il Re si volse e fece un passo verso di me.

— Mancini, sì, sì, il bravo Mancini!

La mano regale carezzò la mia guancia ardente e malgrado la mia confusione, lessi negli occhi sfolgoranti un sentimento amichevole:

— *Un salut a so pare da la part ed Vitorio!*[4]

Avevo ancora le lagrime agli occhi quando la cavalcata uscì dal cortile, diretta al castello di Pollenzo.

Grazia Pierantoni-Mancini.

4. « *Un saluto a suo padre dalla parte di Vittorio* ».

Escursioni invernali.

In questo periodo dell'anno in cui la neve mette il suo fitto strato sul fondo delle valli alpine, copre i valichi, ostruisce i colli, rende difficili tutti i passaggi, i reggimenti degli Alpini e dell'Artiglieria da Montagna lasciano le comode sedi delle città per tentare le vie ostruite[1] dai ghiacci, e addestrarsi[2] a valicare le Alpi anche in questo momento men propizio dell'anno.

Escursioni invernali in alta montagna.

Coi loro cariaggi, i cannoni, gli zaini, i muli portanti l'affusto, essi rifanno le strade percorse nella stagione benigna, valicano i colli, tentano le punte. Nè la fatica par loro insopportabile. Son così splendide le Alpi sotto il loro mantello immacolato, è così augusto e solenne il silenzio delle grandi conche candide, che anche i rudi figli del popolo ne sentono il fascino. E poi è così

1. impedite, ingombrate. — 2. esercitarsi.

bello il giungere dopo tante ore di marcia nei villaggi, con in testa la fanfara squillante, nell'animo la sodisfazione della difficoltà superata; e come è gaio dopo tante ore di freddo, il buon fuoco scoppiettante del bivacco e deliziosa la zuppa fumante del *rancio!*

E quando il periodo delle escursioni invernali — esso dura dalle due alle tre settimane — è finito, i soldati tornano quasi con rimpianto alla città, alla vita più comoda ma priva delle emozioni che li ha fatti palpitare per tanti giorni.

B. A.

Granelli di saggezza.

L'amicizia non è sovente che un cattivo ombrello pronto a rovesciarsi non appena scoppia l'uragano.

***

Mettere avanti le cattive azioni degli altri per giustificare le proprie, è come credere di lavarsi le mani col fango.

***

Non so, non posso, è impossibile, sono tre espressioni che devono essere sostituite con queste altre: imparerò, proverò, farò.

***

L'uomo nel corso della sua vita si trova sempre nel fondo arido e triste di una vallata, nel traversare la quale egli vede davanti e dietro di sè due ameni[1] colli: l'uno della reminiscenza da cui gli pare d'esser disceso e l'altro della speranza su cui si prepara a salire.

***

L'uomo è nato a vivere[2] per gli altri, e solo in ciò può trovare la sua felicità; esso è fatto dalla natura in maniera che tutto quello che nella sua vita intellettuale e morale non riesce a santificare col dovere, resta profanato e decade.

***

Chi sacrifica al proprio dovere vive in un' atmosfera dove forse non brilla il sole, ma dove il cielo è sempre sereno.

1. ridenti. — 2. per vivere, collo scopo di vivere.

Il Battello*.

Dopo una nottata d'inferno, nevica sempre. I faggi, nudi e stecchiti, agitandosi sotto la furia del vento, si frustano tra loro con le cime, mandando uno strepito secco come di scheletri combattenti nel buio per l'aria. Fra poco spunterà il giorno. Lo dice quell'albore[1] squallido che si affaccia laggiù in fondo dalla parte di levante; ma che trista giornata si prepara per i taciturni abitatori della montagna!

La scala del misero albergo risuona ai colpi d'un passo grave e ferrato.

— O che volete andare in giro anche stamani, Battello, domanda dal letto la padrona. — Io dico che siete impazzato!

— O che oggi non si mangia, Mariannina? Dio ci assista. Sempre avanti, Savoia!

E con questa risposta fra il desolato e il burlesco, il Battello, curvo sotto il peso del suo grosso carico di mercanzia, si sbacchia[2] l'uscio dietro le spalle e via, nel buio, fra la neve che lo accieca e il

*Con una metafora immaginosa chiamano *battelli* in alcuni luoghi dell'Appennino, quei venditori ambulanti i quali, venuti dal piano, corrono la montagna per tutto l'inverno, con un grosso corbello dietro le spalle, a vendere mercerie, terraglie, salumi ecc. N. d. A.

1. bianchezza, biancore. — 2. sbacchiare = chiudere con forza.

vento che lo tribola, frugandolo fino alla carne, attraverso agli strappi della giacchetta sempre umida della pioggia dei giorni passati.

RENATO FUCINI. [3]

3. Dal volume di novelle *All' Aria Aperta* Firenze, Bemporad e figlio.

Milioni che nessuno vuole.

Pare una cosa incredibile, eppure è proprio così! Nel colossale organismo delle casse postali italiane vi sono parecchi milioni, una trentina a dir poco, che nessuno vuole e che rappresentano un enorme, penoso imbarazzo per l'amministrazione che va supplice[1] per valli, per monti e per mari cercando qualcuno che se li pigli.

È il Monnosi che ce lo dice in un articolo del *Giornale d'Italia* « Come si formano e come si dimenticano i milioni », e ci spiega come questi qui si siano agglomerati[2].

Bisogna dunque sapere che Quintino Sella nel 1874, vedendo che in Italia il risparmio languiva (nel 1874 c'erano in Italia sole 278 casse di risparmio, cioè una ogni 120.000 abitanti, mentre l'Inghilterra ne aveva una ogni 6000) fece votare una legge in favore delle Casse postali di risparmio, in seguito alla quale lo Stato potè imporre ai suoi agenti più umili e più numerosi, carabinieri, guardie di polizia, guardie doganali, carcerarie, forestali e simili, l'acquisto di un libretto di risparmio nel quale fosse depositata — anche con ritenuta — una minima parte del loro stipendio, tanto perchè si espandesse in ogni angolo di terra italiana la nozione e l'esempio del nuovo istituto.

Ma accadde che appena cessata l'ingerenza dello Stato, i risparmianti coatti[3], con unanime premura, si affrettarono a ritirare le poche lire di deposito, abbandonando il libretto postale.... al focolare domestico. Senonchè in quei pochi mesi che il deposito era stato mantenuto quelle poche lire avevano fruttato una qualche frazione di centesimo d'interesse. Ed ecco che coll'andar degli anni, per il giuoco degli accumulamenti, quella frazione di centesimo ha finito per assurgere alla dignità di cifra e per costituire quel capitale che da trent'anni attende di essere riscosso.

Ma oramai una legge del Parlamento ha stabilito che a questi libretti, e ad altri che si trovano nelle stesse condizioni, sia applicata la legge della prescrizione, e che l'amministrazione delle Casse postali, radiate[4] queste partite dai suoi registri, versi l'importo del credito alla Cassa Nazionale di previdenza per l'invalidità degli operai.

Ad ogni modo la storiella dei milioni che nessuno vuole è graziosa. A questi lumi di luna !... [5]

1. supplichevole. — 2. accumulati.

3. forzati. — 4. cancellate. — 5. di questi tempi critici!...

Parabole e Favole *.

Un bel giorno che io erborizzavo ai piedi di una quercia, trovai in mezzo alle altre erbe una pianticella non più alta di esse, scura di colore, colle foglie ancora chiuse e uno stelo diritto e rigido. Quando feci atto di toccarla, mi parlò con ferma voce: « Lasciami stare! io non sono erba per il tuo erbario, come quelle altre cui la natura assegnò un anno di vita. La mia vita si conta per secoli : io sono una piccola quercia ».

Così colui il cui influsso è destinato a estendersi nei secoli, da bambino, da giovinetto, spesso

* Vedi le altre quattro parti.

ancora da uomo, talora per tutta la vita, sta in mezzo agli altri, apparentemente simile a loro, e com'essi insignificante. Ma fate solo che venga il suo tempo, e con esso gl'intenditori! Egli non morrà come gli altri..

SCHOPENHAUER.

Varietà.

Un bravo mastino.

Nelle notti nevose dell' estremo gennaio, nei pressi del villaggio di Fiamignano, un lupo, stanco forse di starsene all' aria aperta, pensò di andare a tener compagnia ad una ottantina di pecore, che tranquillamente riposavano in una stalla chiusa a chiavistello.

Per un fessolino[1] della porta, forzandosi, s'introdusse nell' ovile ma.... fece i conti senza l'oste. E l'oste fu un grosso mastino, che alla visita inopinata, si scosse, obbligò il nemico ad accovacciarsi in un cantuccio, lo mantenne così fino a giorno in ostaggio, e poscia lo consegnò al suo padrone, che ne fece giustizia sommaria con una schioppettata.

Il lupo aveva addentata soltanto una pecora senza recare altro danno.

* * *

Una preziosa collezione.

La regina madre di Spagna possiede una interessante raccolta di esotiche carte da giuoco. Notevole il mazzo del principe Eugenio, tutto d'avorio, che fu fedele compagno del celebre capitano in pace e in guerra; un altro mazzo si compone di finissime carte di porcellana, il cui spessore non supera quello di una carta comune; altri ve ne sono di tela, di

1. un' apertura.

foglie di palma, di fili di canna da zucchero, d'argento. Tra i mille e più mazzi della preziosa raccolta molti sono di grande valore artistico e di somma rarità.

* * *

Una camelia storica.

Nel giardino inglese di Caserta — del magnifico parco che circonda la reggia — esiste la più antica pianta di camelia che sia in Europa. Il giardino inglese fu impiantato nel 1782 da Giovanni Andrea Graefer per ordine di Maria Carolina d'Austria.

Per molti anni vi si allevarono collezioni di piante rarissime fatte venire dall' Oriente.

Nel 1882 la camelia centenaria era in pieno rigoglio: la sua base si allargava in otto rami, i quali insieme formavano un cesto[1] alto otto metri. Ma purtroppo ora questa pianta, nota a tutti gli stranieri, è quasi moribonda!

1. cespuglio.

Per ridere.

— Quel signore è molto scarso di parole: è un miracolo se si lascia sfuggire di tanto in tanto qualche monosillabo.

— Già, si direbbe che parli.... col contagocce.

* * *

Tupinetti si accorge di aver smarrito l'ombrello, e per trovarlo ricomincia il giro delle cinque o sei case ov'è stato il dì innanzi; ma dappertutto riceve risposta negativa. Finalmente, arrivato all' ultima, la cameriera gli consegna l'agognato[1] oggetto,

— Ah! finalmente, ecco della gente onesta, esclama Tupinetti.

1. bramato, desiderato.

Les Cinq Langues

N° 12. 20 Mars 1907. 7e Année.

PARTE ITALIANA

In onore di Carlo Goldoni e di Giosue Carducci.

Dedichiamo la parte italiana del nostro numero ai due grandi ultimi avvenimenti letterari: il secondo centenario della nascita del Goldoni e la morte di Giosue Carducci.

I. — GOLDONI

Carlo Goldoni.

Carlo Goldoni conobbe il mondo attraverso un'esistenza avventurosissima: sino dalla sua prima giovinezza, quasi sino dall'infanzia fu un inquieto, un instabile, una vittima della mania di peregrinare, di cangiare a ogni instante cielo, abitudini, costumi, professione.

Ragazzo, il Goldoni studia coi domenicani a Rimini, fugge da Rimini con una compagnia di comici e questi osserva la prima volta nell'allegra barca che doveva determinare la sua vocazione; a Chioggia, perdonato dai suoi genitori, osserva i pescatori e le loro donne e le loro « baruffe », studente di giurisprudenza a Pavia, impara più che il diritto, che siano la società, le gelosie, gl'intrighi, le bassezze dei falsi amici, le ingenuità e le storditaggini dei giovani; cacciato per un' « Atellana » satirica dal Collegio, torna a Chioggia, è aiutante del « cogitor » criminale[1] a Chioggia e a Feltre e immagazzina soggetti seguendo le procedure, interrogando prevenuti e testimoni, stendendo processi verbali. Si laurea a Padova, fa l'avvocato a Venezia, naturalmente senza clienti, abbandona la patria dopo una nuova avventura da cui trarrà a suo tempo prodigiosi spunti comici, a Milano giunge senza un soldo col manoscritto d'un dramma per musica, « Amalassunta », che fa ridere i musici, e più di tutti il celebre Caffariello. Diventa gentiluomo e poi segretario del residente Veneto, e si dà alla diplomazia e alla politica: è travolto nella guerra per la successione di Polonia, è depredato[2] da disertori: si rifugia a Verona con una tragedia, « Belisario »: diventa il poeta d'una compagnia di comici, e con questi va a Padova, poi a Venezia; comincia a scrivere commedie, a farsi reputazione, a Genova sposa Nicoletta Conio, a Venezia è rovinato da un capitano raguseo, va in cerca del Duca di Modena, da cui spera protezione, ed è nuovamente travolto in fatti di guerra, durante il grande conflitto per la successione d'Austria. Passa in Toscana; a Pisa diventa Arcade e si rimette a far l'avvocato: dopo tre anni lo riprende il demone del teatro, si fa scritturare dal Medebac, è il poeta del teatro di S. Angelo in Venezia, vince colla « Vedova scaltra », e colla « Buona moglie », perde coll' « Erede fortunata » e allora lancia al pub-

1. specie di conciliatore.

2. derubato, svaligiato.

blico la sfida formidabile delle « Sedici commedie nuove » da rappresentarsi in un anno e trionfa in un'impresa che nessun'autore drammatico, tranne i fecondissimi spagnuoli, aveva mai tentato: trionfa e ha il trionfo modesto.

A Venezia aveva studiato il popolo, la plebe, la borghesia, i nobili. Dame e pedine [3], allegre signore della borghesia e fanciulle timide, comari del popolo e serve astute e pettegole, cicisbei [4] e parrucchieri, mercanti e barcaiuoli, vecchi tagliati all'antica e scrocconi, nobili di terraferma e zerbinotti veneziani, « morbinose » e « cortesan [5] », giuocatori, avvocati, litiganti, uscieri, medici, ammalati e poi i parenti, gli amici, i comici, i denigratori, gli avversarî, le fanciulle, le vedove vagheggiate nella prima giovinezza, i nobili suoi protettori, come gl'individui incontrati per caso, le maschere sfiorate nei turbinosi carnevali, tutti saranno i personnagi delle sue commedie, tutti poseranno innanzi a lui, e così il suo teatro sarà un mondo, formicolante di creature garrule, ciarliere, spiritose, stolte, buone, cattive, mediocri, un mondo che vi sorprende e vi stordisce, così complesso, così popoloso, così vario, così sostanzialmente e radicalmente vero, come nessun poeta comico ha mai immaginato, come pochi artisti hanno saputo trarre dalle viscere della natura.

Carlo Goldoni.

Ebbe la gloria, ma colla gloria sorsero gelosie feroci, inimicizie attive e implacabili e la via gli fu seminata di spine: dovette lottare contro l'abate Chiari, contro l'Accademia dei Granelleschi, contro Carlo Gozzi, emulo spietato, contro il Baretti, critico furibondo e quanto mai ingiusto. Era di natura buono, sereno, indulgente e diventò ipocondriaco, e soffrì tormenti di cui le sue « Memorie » non narrano, ma dicono le sue lettere; l'avarizia e l'ingratitudine dei capocomici, le tirannie dei protettori e degl'impresarî, il dispotismo di quanti l'avevano scambiato per una macchina costretta a produrre senza pausa, senza respiro, gli rattristarono molti anni della vita. Era quasi vecchio quando la passione del peregrinare lo riafferrò: andò a Parigi, lavorò per quel teatro italiano non sempre felicemente, anzi spesso con esito mediocre: ritrovò gli entusiasmi del pubblico quando scrisse e fece rappresentare in lingua francese il « Bourru bienfaisant », il « Burbero benefico »: ebbe pensione dalla Corte di Francia: la rivoluzione gliela fece perdere: ottantenne conobbe la miseria, lungi dalla patria, lungi dalla sua Venezia che gli stava sempre nel cuore.

E morì nell'indigenza. La Convenzione Nazionale decretò che la pensione gli fosse restituita, ignorando che beneficava un cadavere. Nella sua relazione Maria-Giuseppe Chenier aveva detto: « Vous n'invoquerez point l'ájournement, Caron n'ajourne point la nature »! Caronte di fatti non aveva voluto sapere di proroghe.

Domenico Oliva.

3. donne di bassa condizione. — 4. cavalieri serventi. — 5. capricciose e cortigiani.

I servi ciarlieri *.

Mariano e Moschino.

Mar. Dove ten vai, Moschino?
Mos. Vado a girare un' ora,
Le solite ambasciate a far per la signora.
Senti se non è pazza: mi manda ad invitare
Il conte, il cavaliere e il duca a desinare;
E tutti e tre son stati da lei questa mattina.
Non glielo potea dire? guarda che testolina!
Mar. Certo che la padrona ha un bel temperamento;

(Fotografia al magnesio di Varischi, Artico e C.-Milano.)
Una scena della *Locandiera* di C. Goldoni in cui Eleonora Duse rappresenta la parte di "Mirandolina".

Si sente delle voglie venire ogni momento.
Trova sempre qualcosa da dir, da comandare...
Mos. Credo lo faccia apposta per farmi sgambettare.
Quando siamo alla sera son rifinito[1] e stracco.
Mar. Anch' io per dire il vero... Moschin, prendi tabacco?
(*tira fuori una tabacchiera d'argento.*)
Mos. Qualche poco. Mariano, lasciami un po' vedere
Io non ho più veduto di queste tabacchiere.
È d'argento?
Mar. D'argento. Ti piace?
Mos. È bella molto,
È varrà per lo meno tre zecchini.
Mar. Sei stolto!
Ne varrà anco sei.
Mos. Davver? Chi te l' ha data?

* Dalla Commedia *La Sposa Sagace*. — 1. sfinito, esausto.

MAR. Vorresti saper troppo; m' è stata regalata.
MOS. Da chi?
MAR. Non posso dirlo.
MOS. Sarebbe bella, affè;
Io teco mi confido, tu ti confidi in me.
Ci siamo confidato qualcosa di più grosso!
Marian, tu mi fai torto.
MAR. Questa volta non posso.
MOS. Mi faresti pensare a qualche baronata[2].
MAR. Che vuoi dir?
MOS. Che so io... che l'avessi rubata.
MAR. Moschin, ti compatisco perchè siam buoni amici:
Non ardirebbe un altro di dir quel che tu dici.
Sai ch' io son galantuomo.
MOS. Hai ragion, mi disdico;
Ma se non ti confidi non mi sei buon amico.
MAR. Se dirtelo potessi, ne avrei tutto il contento.
Ma non posso.
MOS. Perchè?
MAR. Perchè v'è il giuramento.
MOS. Quest' è bella davvero! hai di tacer giurato
Il nome ed il cognome di chi t' ha regalato?
MAR. Io non giurai tacere del donatore il nome
Ma le ragion del dono, le circostanze e il come.
MOS. Celami la cagione per cui ti fu donata,
Ma confidami almeno la man che te l'ha data.
MAR. Che ci pensi un pochino: non so ben se in rigore
Sia obbligato anche il nome celar del donatore.
Sai ch' io son delicato.
MOS. Ed io, se non lo sveli,
Penso che qualche inganno nel tuo mister si celi.
MAR. Ma mi faresti dire delle bestialità.
Sono un uomo d'onore, e tutto il mondo il sa.
E il dato giuramento serbando fedelmente,
Quello che posso dire, dirò liberamente.
Ho avuto questa scatola perchè in un matrimonio
Fatto segretamente servii da testimonio.
MOS. Ora ti compatisco. Queste son quelle cose
Che anche ai migliori amici deonsi[3] tener nascose[4].
Ho piacer della scatola. E il tabacco? è stupendo.
Ne piglio un' altra presa, e poscia te lo rendo (*fiuta*).
Oh! cospetto di Bacco! Marian, non ti stupire
Se tutto il gran segreto son venuto a scoprire.
La scatola conosco. Ho capito ogni cosa.
Dunque la padroncina segretamente è sposa?
MAR. Come? Non so niente! E prima di parlare,
Pria di mancar di fede, mi farei scorticare.
Dammi la tabacchiera. Ora m'arrabbierei.
Non ve ne son di simili? Non l'ho avuta da lei.
MOS. Non ti scaldar, Mariano. Tu sei un uom da bene;
Ma a caso qualche volta nascon di queste scene.
Anche Lisetta stessa, che come te ha giurato,
Senza voler parlarne, l'arcano ha palesato.
E, combinando insieme quel che da entrambi ho udito,
Donna Barbara è moglie, e il conte è suo marito.

2. bricconata, mariuoleria. — 3. si devono. — 4. nascoste.

Ma sono un galantuomo, non dubitar di me.
Pria lo sapeste in due, or lo sappiamo in tre.
MAR. Giura di non parlare.
MOS. Marian, non so che dire.
Giurerei ; ma se giuro non mi vorrei pentire.
Anch' io son come gli altri, ho degli amici anch' io ;
Potría qualche cosetta scappar dal labbro mio.
Noi altri servitori abbiam questo difetto :
Facciamo a non parlare un sforzo maledetto.
Marian, se mi vuoi bene, lasciami in libertà.
Che ci pensino dessi. Sarà quel che che sarà.

Carlo GOLDONI.

II. — Giosue CARDUCCI

Dai bellissimi *Studi Letterari* del Carducci, e precisamente da quello intitolato *Della varia fortuna di Dante*, togliamo i due episodi seguenti :

La Giornata di Dante esule.

Ravenna, città solitaria e di grandi memorie, è l'asilo conveniente a Dante vecchio : qui non convegni di fuorusciti che tramino,

Fot. F[lli] Alinari, Firenze.
Giosue CARDUCCI.

non una corte ghibellina dove si spolitichi [1] tutto il giorno ; ma la pianura, il mare e le tombe de' Cesari. Altrove alla grandezza dell'uomo recava pregiudizio l'affaccendarsi non sempre opportuno del partigiano: qui è onorato e riverito il poeta. Vedetelo. La mattina attende a qualche affare di Guido [2] ove si richiegga un segretario eloquente, più spesso scrive o detta a Jacopo alcuno de' canti sublimi [3]. Più tardi, con lui e con Piero, testè chiamato di Verona a ufficio di giudice, si siede alla povera mensa apparecchiata dalla Beatrice ; poi scherza co' figlioletti di Piero, alcun de' quali pendendo dal petto della giovine madre ha forse ispirato all'avo le tre stupende comparazioni infantili che infiorano gli ultimi canti del paradiso ;

E come fantolin che 'n ver la mamma
Tende le braccia poi che 'l latte prese
Per l'animo che 'n fin di fuor s'infiamma.[4]

Nel pomeriggio gli si accolgono in casa parecchi giovani romagnoli, ed egli ragiona con loro di poesia, spiegando forse le teoriche che dovean esser parte della Vulgare Eloquenza : a ciò probabilmente si riduce il dir del Boccaccio, che Dante in Ravenna fece più scolari in poesia e maggiormente nella volgare. Son fra quei giovani Pier Giardini e Menghino Mezzano, i quali poi beati di poter dire « Io

1. si parli di politica.

2. Guido da Polenta. — 3. gli ultimi canti del Paradiso. — 4. Parad. XXIII 121, e XXX 82e 139.

lo vidi », si dieder vanto che quelle loro povere rime provenissero dall'insegnamento di Dante: essere della scuola d'un solenne maestro è gran tentazione d'orgoglio per gl'ingegni mezzani. A cotesti ritrovi intervengono più d'una volta il Perini e il Milotti [5]; i quali pel loro titolo di concittadini trattano più familiarmente il maestro E lo accompagnano nelle passeggiate per la triste pianura che mette alla pineta. Dante sorride al motteggioso [6] conversare del Perini, discorre di fisica e un tantino di questioni platoniche col Milotti; parlano insieme de' bei versi di Giovanni del Virgilio e del rendersi o no all' invito bolognese. Se non che il ragionare rimette a mano a mano [7] di calore; e succede silenzio. Tramonta il sole, e gli esuli guardan pensosi. O villa di Camerata e alture di Fiesole tinte a quest'ora d'un soave digradante colore di rosa! O valle dell' Arno ove tutto a quest' ora freme di vita, e i bei campi arati da cui tornano gli agricoltori cantando, e i borghi al piano e i castelli su la collina che si rispondono con le squille lontane mentre il crepuscolo luccica su la corrente del fiume tra le ombre dei pioppi commossi! È un triste momento cotesto; e anche il Perini crolla il capo tra accorato e cruccioso mormorando — S'invecchia!

La figliuola Beatrice.

Intorno al letto di morte del poeta fuoruscito erano i due suoi figliuoli superstiti, messer Piero, il primogenito, dottore e giudice, e il più giovine Jacopo, condannati anch' essi per ribelli nella terza

5. anch' essi fuorusciti fiorentini — 6. scherzoso. — 7. perde gradatamente.

sentenza del 1315; v'era la figliuola Beatrice, condannatasi da per sè per la carità del padre ramingo [8] a lasciare quel che han più caro le fanciulle, le consuetudini patrie e domestiche e l'aspetto materno [9]. Oh non dubitate: ovunque la sventura sia alle prese con un uomo di gran cuore ed ingegno, ivi è pure una pia imagine di donna a confortarlo: in questa nobile parte del genere umano Antigone non manca mai. La Beatrice consolò certo l'agonia del genitore col soave eloquio [10] della patria, colla memoria d'un puro affetto giovanile vie più purificata in quel nome della figlia sua la Beatrice nata della Gemma Donati scòrse [11] la grande anima di Dante nel suo passaggio alla visione della Beatrice celeste. E poi la figliuola del poeta di Piccarda [12] si rese a vita di spirito [13] nel convento ravegnano di Santo Stefano dell'Uliva. Che aveva ella a far più col mondo, dopo chiusi gli occhi e baciate l'ultima volta le fredde labbra del padre suo? Come poteva accompagnarsi ad altr' uomo quella che elesse per sua parte l'esiglio e le miserie di Dante?

Tra chi aprì e chi chiuse il Risorgimento italiano, tra Dante e Galileo, è ancora questa somiglianza, che la figliuola del primo e ambedue quelle del secondo preferirono d'un modo il padre alla madre, finirono d'un modo *vergini sorelle*... Men fortunata di suor Beatrice, perocchè per tali anime è una fortuna consolare altrui macerando [14] sè stesse, suor Celeste Galilei premorì al gran genitore.

Giosue Carducci.

8. errante. — 9. Gemma Donati non seguì il marito nell'esilio. — 10. linguaggio. — 11. scortò, accompagnò. — 12. di Piccarda Donati parla il canto III del Paradiso. — 13. vita religiosa. — 14. mortificando.

Su i campi di Marengo *.

La notte del Sabato Santo 1157.

Su i campi di Marengo batte la luna; fosco
Tra la Bormida e il Tanaro s'agita e mugge un bosco;
Un bosco d'alabarde, d'uomini e di cavalli,
Che fuggon d'Alessandria da i mal tentati valli [1].

D'alti fuochi Alessandria giù giù da l'Apennino
Illumina la fuga del Cesar ghibellino;
I fuochi de la lega rispondon da Tortona,
E un canto di vittoria ne la pia [2] notte suona:

— Stretto è il leon di Svevia entro i latini acciari [3];
Ditelo, o fuochi, a i monti, a i colli, a i piani, a i mari.
Diman Cristo risorge: de la romana prole
Questa novella gloria vedrai domani, o sole! —

Ode, e, poggiato il capo su l'alta spada, il sire
Canuto d'Hohenzollern pensa tra sè — Morire
Per man di mercatanti che cinsero pur ieri
A i lor mal pingui ventri l'acciar de' cavalieri! —

E il vescovo di Spira, a cui cento convalli [4]
Empion le botti e cento canonici gli stalli [5],
Mugola. — O belle torri della mia cattedrale,
Chi vi canterà messa la notte di natale? —

E il conte palatino Ditpoldo, a cui la bionda
Chioma per l'agil collo rose e ligustri inonda [6],
Pensa — Dal Reno il canto de gli elfi per la bruna
Notte va; Tecla sogna al lume de la luna. —

E dice il magontino arcivescovo — A canto
De la mazza ferrata io porto l' olio santo:
Ce n'è per tutti. Oh almeno foste de l'Alpe ai varchi [7]
Miei poveri muletti d'italo argento carchi [8]!

E il conte del Tirolo — Figliuol mio, te domane
Saluterà de l'Alpi il sole ed il mio cane;
Tuoi l'uno e l'altro: io, cervo sorpreso da i villani,
Cadrò sgozzato in questi grigi lombardi piani. —

Solo, a piedi, nel mezzo del campo, al corridore
Suo presso, riguardava nel ciel l'imperatore:
Passavano le stelle su 'l grigio capo; nera
Dietro garria [9] co 'l vento l'imperial bandiera.

A' fianchi, di Boemia e di Polonia i regi
Scettro e spada reggevano, del santo impero i fregi.
Quando stanche languirono le stelle, e rosseggianti
Ne l'alba parean l'Alpi, Cesare disse — Avanti!

* « Obligé de lever le siège d'Alexandrie, l'empereur Frédéric (Barbarossa) se trouve aux environs de Marengo dans une situation désespérée... L'armée de la ligue lombarde avait tourné l'empereur, et lui coupait toute retraite du côté des Alpes et de Pavie... Comment fut-il sauvé? Par la fascination du vieux droit impérial. Les Italiens qui cernaient César, se firent un scrupule de profiter de l'avantage pour l'attaquer... La nuit vint; elle ne fit qu'augmenter le scrupule des Italiens... Au lever du jour, l'armée italienne ouvre ses rangs, laisse passer librement Frédéric et ses Allemands qui vont se refaire dans Pavie... » (Quinet, Les Révolutions d'Italie, liv. I, ch. IV).

1. *valli* = fortificazioni; *mal tentati* = non espugnati. — 2. religiosa; perchè era la vigilia di Pasqua. — 3. tra le armi dei confederati italiani. — 4. valli, intendi: valli piantate a vigneti. — 5. i seggi dei canonici. — 6. circonda, cinge, incorona (intendi: una ghirlanda di rose e ligustri). — 7. valichi, passaggi. — 8. carichi. — 9. garriva, stormiva.

A cavallo, o fedeli! Tu, Wittelsbach, dispiega
Il sacro segno in faccia de la lombarda lega.
Tu intima, o araldo: Passa l'imperator romano,
Del divo Giulio [10] erede, successor di Traiano. —
Deh, come allegri e rapidi si sparsero gli squilli
De le trombe teutoniche fra il Tanaro ed il Po,
Quando in cospetto a l'aquila gli animi ed i vessilli [11]
D'Italia s'inchinarono e Cesare passò!

Giosue Carducci [12].

10. di Giulio Cesare, *divo* = divino. — 11. Le bandiere, gli stendardi. — 12. Dalle Rime Nuove. — Vedi lo stesso nella parte tedesca.

Il convitato di pietra *.

I

Don Juan, Sganarello, La Violetta, Ragotin.

La Violetta. — Signore, ecco il vostro fornitore, il signor Dimanche, che desidera di parlarvi.

Sg. — A meraviglia. Ecco il nostro affare, i complimenti di un creditore. Come mai gli salta l'uzzo[1] di venirci a chieder denaro, e perchè non gli hai detto che il padrone era assente?

L. V. — Glielo sto dicendo da tre quarti d'ora; ma non vuol credere e s'è messo a sedere per aspettare.

Sg. — Aspetti fin che vuole.

D. J. — No, anzi, fatelo entrare. È una cattiva tattica quella di nascondersi ai creditori. Giova invece pagarli di qualche moneta, e io ho il segreto di rimandarli sodisfatti senza tirar fuori una doppia.

II

Detti e il signor Dimanche.

D. J. — O signor Dimanche, accostatevi! Come son felice di vedervi e come sono indispettito verso i miei servi che non vi han fatto passare prima! Avevo dato ordine che non lasciassero entrare nessuno, ma quest'ordine non riguarda voi, e voi avete pieno diritto di trovar sempre aperte tutte le porte di casa mia.

Sig. D. — Signore, io vi sono tenutissimo.

D. J — (*a La Viol. e Sg.*) Perdio! mascalzoni, vi insegnerò io a far fare anticamera al signor Dimanche, e vi apprenderò a conoscere la gente!

Sig. D. — Signore, è cosa da nulla.

D. J. — Come! voi dite che io non ci sono al signor Dimanche, al mio migliore amico!

Sig. D. — Signore, io sono il vostro servo. Ero venuto...

D. J. — Su, presto, una poltrona al signor Dimanche.

Sig. D. — Signore, io sto benissimo così.

D. J. — Nient' affatto, voglio che siate seduto come son io.

Sig. D. — Non è punto necessario.

D. J. — Togliete quella sedia volante e recate un seggiolone.

Sig. D. — Signore, voi burlate, e...

D. J. — No, no, so bene quel che vi debbo, e non voglio differenze tra noi due.

Sig. D. — Signore...

D. J. — Via, sedete.

Sig. D. — Non occorre, signore, non ho che una parola da dirvi. Ero...

(*Continua*).

J-B. Molière

(*Don Juan* att. IV sc. 2 e 3).

* Vedi le altre parti.
1. gli vien l'idea.

Les Cinq Langues

N° 13. 5 Avril 1907. 7e Année.

PARTE ITALIANA

Attualità.

Il monumento alla terza Italia.

Una grande questione s'agita di questi giorni in Italia e appassiona tutti gli animi : la questione del monumento a Vittorio Emanuele II, sorgente in Roma presso la base del colle capitolino, e che dovrebbe riassumere le glorie, le lotte e i fasti della patria nel periodo del suo Risorgimento.

L'opera colossale era stata affidata al conte Giuseppe Sacconi, il quale, per un trentennio circa, vi dedicò il suo ingegno e le sue cure, e l'avrebbe certamente condotta a buon fine se la morte non avesse troncato la sua esistenza in pieno fiore.

Rimasto così, come un figlio senza padre, il monumento fu affidato alle cure di una Commissione Reale che comprende i nomi illustri degli scultori Jerace, Monteverde, Bistolfi, degli architetti Basile e Ceppi, di Corrado Ricci, di Benedetto Croce e di parecchi altri, e per un po' di tempo i lavori proseguirono ; ma ora, in seno stesso alla Commissione s'è prodotto un profondo dissidio : alcuni membri, sostenendo che i loro colleghi si discostano dal concetto del Sacconi, si sono dimessi, gli altri protestano, i giornali parteggiano variamente, le Accademie e Società artistiche si commuovono e pronunciano voti contrari.

Prima di accennare a questo conflitto, vediamo ciò che del monumento scriveva nella *Nuova Antolo-*

Il monumento alla terza Italia.

gia del 1° aprile 1904 Angelo Conti, sotto la diretta ispirazione del Sacconi, il quale, presàgo [1] forse della sua fine immatura, aveva desiderato che uno studio completo intorno alla sua opera fosse pubblicato nell' importante rivista:

« Il monumento a Vittorio Emanuele è, come ogni monumento, massime dei tempi antichi, composto di due parti: la prima parte è quella nudamente architettonica, lo scheletro rivelato dalla linea esteriore; la seconda parte è la decorazione. Anche questa distingueremo in due parti: la ornamentale e la scultoria, le quali, come le prime, si fondono nell' unità ideale dell' opera artistica.

« La linea architettonica è semplice: ampie scalee [2] distribuite simmetricamente a destra e a sinistra dell' edifizio ascendono verso una prima piattaforma dove, in mezzo alle statue dei maggiori uomini della patria, sorgerà l'altare della Dea Roma. Altre scalee condurranno verso una seconda piattaforma, ove sarà collocata la statua del Re, che avrà per fondo la parte inferiore del portico, il quale, fiancheggiato da due propilei [3] dedicati alla Libertà e all' Unità, s'innalzerà maestoso dinnanzi allo spettacolo della città immortale.

« Un gruppo di statue dei principali eroi del Risorgimento intorno alla statua di Roma e del primo Re italiano serviranno anche ad indicare che Roma e l'Italia nuova sono l'idea per la quale si svolge in tutta la sua ampiezza l'operá colossale, sono, per così dire, le divinità a cui Giuseppe Sacconi ha dedicato il suo tempio ».

Ora, precisamente attorno a questa *Ara* [4] *della Patria*, in cui il Sacconi aveva concentrato le sue idee e i suoi sforzi, è scoppiato il dissidio dei membri della Commissione, ed essenzialmente intorno a due bassorilievi, della breccia di Porta Pia e del Plebiscito, che gli uni vorrebbero, gli altri respingono recisamente.

1. avendo il presentimento. — 2. scaloni. — 3. vestiboli. — 4. altare.

Intanto i lavori sono sospesi, ma speriamo per il decoro di Roma, che essi verranno ben presto ripresi, e che fra non molti anni il monumento sublime sognato dal Sacconi, scintillante di marmi policromi [5] e del bronzo delle sue cento statue eroiche, splenderà sul colle romuleo ridicendo agli Italiani d'oggi i fasti e le memorie della generazione che fu.

B. A.

5. variopinti.

La storia di un saluto.

La gentile istoria è minutamente raccontata dalla *Gazzetta del Popolo della domenica*. È storia che risale all'anno 1887: l'ultima volta che la Regina Margherita si recò nell'agosto a Courmayeur. Il sindaco del paese era solito pronunciare un discorsetto in francese per dare il benvenuto alla Maestà della Regina d'Italia: ma in quell'anno venne a taluno il pensiero di cambiar metro, e di far leggere al sindaco un breve discorso in italiano.

Villeggiava allora a Courmayeur Giosue Carducci, e si trovò la persona audace che, abbordatolo sulla strada maestra, gli disse quale era la intenzione del sindaco.

— Benissimo — rispose il Poeta, e fece l'atto di andarsene: ma l'altro, con audacia anche più grande, lo fermò per dirgli:

— Quel benvenuto dovrebbe scriverlo Lei, professore.

E il Carducci dirimando.

— Mi conosce lei? conosce la mia fede?

— Le chiedo questo favore — continuò il temerario — perchè nessuno meglio di Lei può darmi quanto mi occorre per il signor sindaco.

Il Poeta resistè ancora, poi cedette. Scrisse il saluto, che il sindaco recitò davanti alla Regina nella sala dell'albergo. Erano presenti tutte le dame e i gentiluomini che villeggiavano a Courmayeur, e v'era anche

il Carducci, rannicchiato in un angolo della sala. La Regina lo vide, lo chiamò, e lo ringraziò delle splendide parole che Le aveva indirizzate per mezzo del sindaco.

Ecco quelle parole :

Augusta signora,

Se in qualunque parte d'Italia la presenza della Maestà Vostra è salutata e circondata dalla reverenza e dall'amore della nazione, Ella è — mi condoni e perdoni l'ardita sincerità della parola — Ella è sempre più cordialmente la ben venuta in questo ultimo confine del Suo regno. Queste Alpi native, che ricordano tanti secoli di gentil fedeltà, pare che godano illuminarsi nel mite raggio della grazia e della virtù che emana dalla Maestà della loro nobilissima figlia. Questi popoli alpini, che primi si addissero alla signoria della Vostra Casa, sono superbi che oggi, per la fede e il valore di Essa, per il volere di tutta Italia, e non senza la devozione del loro sangue sparso in tanti campi di battaglia in servizio del Re, della libertà e della patria, la più bella corona d'Occidente splenda in fronte alla degnissima nipote dei loro antichi sovrani. E però dai nostri cuori, o Signora, più alto, più vivo, più ardente sorga il voto : Dio conservi la prima Regina italiana d'Italia, l'augusta, la generosa, la pia Margherita di Savoia.

Giosue Carducci.

1. si sottomisero, furon soggetti.

Lettere inedite di Verdi.

Alessandro Luzio pubblica nella *Deutsche Revue* alcune lettere inedite di Verdi alla contessa Maffei, veri documenti della bonomia, dello spirito finissimo e della semplicità del maestro. Ne stralciamo alcune per i nostri lettori.

Il 14 ottobre 1876 Verdi si accorge per la prima volta di essere... un anno più vecchio del vero. « Lo sa già? Sono nato realmente nel 1813 e ho compiuto 63 anni pochi giorni fa. Mia madre mi aveva sempre detto che io ero nato nel 1814 e io l'avevo naturalmente creduto e ripetuto a tutti coloro che mi domandavano l'età ; ma qualche mese fa mi feci fare le fedi di nascita, nelle quali ho potuto scoprire, quantunque fossero scritte in latino, che il 9 ottobre son suonati i sessantatre... »

Da Genova Verdi scrive in data 24 dicembre 1876 : « Ho avuto per un momento l'idea di andare a Roma, ma dovrei andare qualche volta in Senato. No, non ci vado volontieri. Le nostre cose secondo me (e spero di sbagliarmi) potrebbero da un momento all'altro prendere una così cattiva piega, che non desidero vederle troppo da vicino ».

Nel principio del 1877, Verdi fu ricevuto con grandi feste a Colonia in occasione della rappresentazione dell'*Aida* e così descrive le accoglienze avute : « Il ricevimento ha oltrepassato le mie aspettazioni. Si immagini la confusione musicale delle feste di questi giorni : note, canti dappertutto, orchestre, bande, quartetti, serenate, *matinées* e poi inviti a pranzo e cena. Sopratutto cene, perchè qui ogni rappresentazione, cascasse il mondo, deve finire alle dieci in modo che si possa andare al *restaurant* dove non si trova mai una bottiglia di acqua, ma birra, *bordeaux*, vino del Reno, *champagne* e ogni sorta di roba da mangiare. Ieri sera, dopo il concerto, cena al Casino Eravam forse cinquecento. Vino e brindisi : verso la fine ognuno ricevette un canto stampato e tutti cominciarono a cantare, uomini e donne. Strano ! Dopo fu distribuito un altro canto in italiano e tutti ripresero a cantare : erano cose composte per me ».

Tornando da Colonia Verdi fa un viaggio in Olanda, riportandone delle impressioni non equivoche : «... Non potevo liberarmi dal pensiero che potevo trasformarmi in una rana ogni momento. Un bel paese l'Olanda, nel libro di De Amicis : meno bello in realtà. Quanta acqua, ottima Clarina, quant'ac-

qua!... e non un bicchiere di buona da bere!! O ci sono certamente delle belle cose laggiù: meravigliosi quadri in brutte cornici, bei giardini botanici, bei parchi, un bel giardino zoologico in Amsterdam; ma pietosi[1] monumenti, case che sembran portar il lutto, sudici canali puzzolenti. E la tanto decantata pulizia olandese esiste soltanto nelle piccole città; Haarlem e Leyden, pulitissime; l'Aja, già meno. Rotterdam, meno ancora e Amsterdam, sudicia in estremo grado. Tutto insieme uno spettacolo monotono e triste ».

Nel 1880 Verdi va in persona a Parigi a mettere in scena l'*Aida*: « Vorrei scrivere una lunga lettera ma mi manca il tempo. Sto, credo, ventisei ore al giorno all'*Opéra*. Voglio veder e saper tutto quello che si fa in questo teatro per la mia opera e così mi rovino per la fatica, forse per andare incontro a un fiasco[2]... No, non sarà credo un grosso fiasco.. ma potrebbe essere un piccolo fiasco... E potrebbe essere anche un successo. Chi sa: il teatro, cioè il pubblico, è una cosa così singolare che bisogna essere pronti a tutto ». Fu realmente un successo e grosso, che probabilmente rafforzò la simpatia di Verdi per la Francia e i francesi, ai quali egli dedica una lettera il 19 settembre 1883: « Siamo stati quasi tre mesi a Parigi e questa volta non mi sono annoiato, forse perchè non ho avuto nulla a che fare con teatri ed impresari. Tre mesi senza sentir parlare di musica e teatri è una fortuna che non mi era ancora toccata! Benedetta sia dunque la Capitale. Del resto Parigi è ancora più bella di prima... »

(*Continua.*)

1. cioè: degni di pietà, meschini.

2. *four*.

Affetti d'una madre.

Presso la culla, in dolce atto d'amore,
Che intendere non può chi non è madre
Tacita siede e immobile: ma il volto
Nel suo vezzoso bambinel rapito
Arde, si turba e rasserena in questi
Pensieri della mente inebrïata:

— Teco vegliar m'è caro,
Gioir, pianger con te: beata e pura
Si fa l'anima mia di cura in cura:
In ogni pena un nuovo affetto imparo.

Come l'ingenua gota e le infantili
Labbra t'adorna di bellezza il fiore[1],
A te così nel core
Affetti educherò tutti gentili.

Così piena e compita
Avrò l'opra che vuol da me natura,
Sarò dell'amor tuo lieta e sicura
Come dato t'avessi un'altra vita

Oh, se per nuovo obbietto[2]
Un dì t'affanna giovenil desio[3],
Ti risovvenga del materno affetto,
Nessun mai t'amerà dell'amor mio

1. costruisci: il fiore della bellezza ti adorna le labbra e le guancie. — 2. oggetto. — 3. cioè: se un desiderio giovanile di nuovo affetto ti tormenta.

E tu nel tuo dolor solo e pensoso
Ricercherai la madre, e in queste braccia
Asconderai la faccia.
Nel sen che mai non cangia avrai riposo.

Giuseppe Giusti [1].

1. Nacque in Monsummano nel 1809, morì in Firenze nel 1850. Fu poeta satirico illustre.

Il convitato di pietra *.

(Continuazione.)

II

Don Juan, Sganarello, La Violetta, Ragotin, il signor Dimanche.

D. J. — Accomodatevi lì, vi dico.

Sig. D. — Signor no; sto benissimo. Io vengo per...

D. J. — Ebbene no, non vi ascolto se non siete seduto.

Sig. D. — Signore, faccio come voi volete. Ero...

D. J. — Perdio, signor Dimanche, voi state benone.

Sig. D. — Signor sì, per servirvi. Ero venuto...

D. J. — Voi avete un fondo di salute veramente ammirevole, le labbra fresche, un colorito roseo, gli occhi vivaci.

Sig. D. — Io vorrei...

D. J. — Come sta la signora Dimanche, vostra consorte?

Sig. D. — Benissimo, signore, la Dio mercè. .

D. J. — È una brava donna....

Sig. D. — Serva vostra, signore, io venivo...

D. J. — E la vostra bimba, la Claudina, come sta?

Sig. D. — Stupendamente.

D. J. — Che deliziosa bambina! Le voglio bene con tutto il cuore.

Sig. D. — Voi le fate un onore che non merita, signore Io vi ..

D. J. — E Nicoletto? fa sempre tanto rumore col suo tamburo?

Sig. D. — Sempre altrettanto, signore. Io...

D. J. — E il vostro piccolo cane Bruschetto abbaia sempre così forte e continua a mordere le gambe della gente che va a casa vostra?

Sig. D. Più che mai signore, e noi non sapremmo venirne a capo.

D. J. — Non meravigliatevi se m'informo delle notizie di tutta la famiglia; vi prendo un vero interesse.

Sig. D. — Signore, noi ve ne siamo riconoscentissimi. Io...

D. J. — (*porgendogli la mano*) Stringete qua, signor Dimanche. Siete ben dei nostri amici?

Sig. D. — Signore, sono il vostro servitore.

D. J — Perdio! vi son devoto con tutto il cuore.

Sig. D. — Voi mi fate troppo onore. Io...

D. J. — Non c'è cosa al mondo che non farei per voi.

Sig. D. — Signore, voi mi usate troppa bontà.

D. J. — E disinteressatamente, veh! Vi prego di crederlo.

Sig. D. — Certo io non ho meritato questo favore. Ma, signore..

D. J. — Via, signor Dimanche, senza complimenti, vorreste star a cena con me?

Sig. D — Signor no, devo andarmene subito. Io...

D. J. — (*alzandosi*). Su, presto, una torcia per riaccompagnare il signor Dimanche, e quattro o cinque dei miei servi lo scortino coi moschetti.

Sig. D. — (*si alza del pari*). Signore, non occorre, non ho bisogno di nessuno, Soltanto... (*Sganarello rapidamente toglie i seggioloni.*)

D. J. — Come? voglio che siate scortato; m' interesso troppo alla

* Vedi le altre parti.

vostra persona. Sono vostro servitore e, inoltre, vostro debitore.

Sig. D. — Ah! signore...

D. J. — È una cosa che non nascondo e che dico anzi a tutti.

Sig. D. — Se...

D. J. — Volete che vi riaccompagni io?

Sig. D. — Ah! signore, voi vi pigliate giuoco di me! Signore...

D. J. — Abbracciatemi dunque, ve ne prego. Ancora una volta vi prego di credere che vi sono interamente devoto, e che non v'è nulla al mondo che non farei per rendervi servigio. (*Esce*).

III

Il Signor Dimanche e Sganarello.

Sg. — Bisogna riconoscere che il signore vi vuol molto bene.

Sig. D. — È vero, egli mi fa tante cortesie e tanti complimenti che non sarei mai capace di chiedergli denaro.

Sg. — Vi assicuro che tutta la sua casa si getterebbe nel fuoco per voi; vorrei che vi arrivasse qualcosa, che a qualcuno venisse in testa di bastonarvi, e vedreste in che modo...

Sig. D. — Lo credo; però, Sganarello, vi prego di dirgli una parolina del mio denaro.

Sg. — Oh! non state in pensiero. Sarete pagato nel modo più splendido.

Sig. D. — Ma voi, Sganarello, anche voi mi dovete qualcosa per conto vostro.

Sg. — Puah! non parlate di quello!

Sig. D. — Come? io...

Sg. — Non lo so forse da per me che vi son debitore?

Sig. D. — Sì, ma...

Sg. — Andiamo, signor Dimanche, vi farò lume.

Sig. D. — Ma il mio denaro...

Sg. — (*prendendo il signor Dimanche per il braccio*) Voi burlate.

Sig. D. — Io voglio...

Sg. — Eh?

Sig. D. — Io intendo ..

Sg. — (*spingendolo verso la porta*) Bagatelle!

Sig. D. — Ma...

Sg. — Puah!

Sig. D. — Io...

Sg. — (*spingendolo fuori della scena*) Puah! vi dico...

J.-B. Molière.

(*Don Juan* att. IV, sc. 3 e 4.)

Profili di bimbi.

Lucia.

Luse: un nome italiano stroppiato per vezzo da bocche venete: ma pronunziato con tal intenzione manifesta d'amore e con tal accento di tenerezza, da sembrar bello anche così. So che aveva cinque anni, molta grazia, molta innata bontà; ma della sua persona non ricordo chiaramente che il fulvo[1] splendore de' riccioli, la trasparenza alabastrina della pelle e il gaio riso della bocca, fresca come un bel fiore. Talvolta, se penso a lei con intensità, vedo muover dinanzi a me la figuretta aggraziata, che il grembialone avvolgeva con ampiezza monacale; odo nel silenzio il mattutino saluto di lei: « *Bon gionno signoina!* », e mi echeggia in cuore l'improvviso romper delle sue risate: certe risate giulive e lunghe, che trillavano per l'aria, come il canto d'un uccellino.

***

La conobbi per caso a Pesaro, ove, qualche anno fa, mi trovavo per alcune ricerche letterarie. Invero la cordialità dei miei ospiti era tale, ch'io non mi sarei neppure avvista d'esser lontana dalla casa paterna, se non fossi capitata laggiù in un cattivo momento. Una signora, casigliana[2] ed amica de' miei ospiti, dopo aver sopportato una grave operazione chirurgica, era in serio pericolo di morte, perciò in que' giorni piovosi di febbraio, mentre il carnevale si strascicava monotono tra la vita

1. rossastro. — 2. coinquilina.

industre e commerciale dei Pesaresi, io vedevo intorno a me fisonomie turbate, che si sforzavano invano al sorriso, o restavo sola nella mia vasta e fredda camera, a leggiucchiare di mala voglia, tendendo l'orecchio ai rumori lontani.

Un giorno, durante una di quelle ore tediose, la mia ospite entrò:

— Mi faccia la cortesia, signorina, — mi disse: — trattenga un po' con lei questa bimba. È la figliuola de' nostri poveri casigliani...... Vieni avanti, *Luse*.

— *Bon gionno signoina!*

Ella rideva senza timidezza, sotto al cappellaccio da soldato che s'era fatto con un giornale, rideva, tra le ciocche fulve de' bellissimi capelli. In un attimo mi conquistò. S'era portata dietro, in un carrettino, tutto lo strano corredo de' suoi balocchi: bambole mutilate, pecorine dipinte con tutti i colori dell'iride, topi di legno, barattoletti[3] da conserva colmi di pietruzze, un salvadanaro sbocconcellato, chiavi rotte, vecchi libri sdruciti, una dozzina di rocchetti infilati nello spago, e, finalmente, una scatola piena di bottoni d'ogni specie, d'ogni forma, d'ogni sostanza, d'ogni colore. Dopo due minuti, per opera di quel demonietto dal parrucchino d'oro, la mia camera divenne un campo di battaglia. Mentre disponeva sul pavimento i balocchi, e saltellava, e danzava e cantava, mi rivolgeva a scatti, ma con garbo, la parola, sicchè poco dopo io sapevo ch'ella possedeva un bel vestito *osso* per le domeniche e un mantello di velluto *tucchino;* ch'era nata a *Veona*, che la sua bambola, la preferita — uno sgorbio in gonna azzurra — si chiamava *Tofoletta;* che la mamma, tanto bella, tanto brava, tanto buona, da un pezzo stava in letto, perchè aveva molto sonno. E rideva, rideva, parlando; ma quando nominò la mamma il suo visetto si trasfigurò, e io lessi nel lampo vivo degli occhi una tenerezza accorata che la bimba non osava confessare, forse: e ne rimasi commossa.

Senonchè ella era già tornata gaia e chiacchierina Mi saltava sulle ginocchia, mi cingeva la testa con i braccini delicati, mi dava de' baci piccoli e fitti, come se mi conoscesse da un pezzo. E poi con aria d'ingenua malizia:

— Domandami chi sono io — diceva. — *Signoina*, dì così: chi sei tu?

Per compiacerla domandavo:

— Chi sei tu?

Allora ella scoteva fieramente la bellissima testa, e saettandomi uno sguardo da sovrana, rispondeva trionfante e sdegnosa:

— Io sono la reginetta! — E tornava subito a ridere, a baciarmi, come per farsi perdonare quell'attimo di vanità: — Lo dice la mamma, sai? lo dice la mamma!

Cara reginetta! Il trono che l'amor materno le aveva innalzato doveva troppo presto crollare! Ed ella non se l'aspettava davvero! Era sì lieta, sì vivace, sì garrula[4]! Pur talvolta, nei giorni che seguirono quelli della nostra conoscenza, sorgeva tra lei e me improvvisamente dolorosa, la figura di quella povera mamma, che lottava invano contro la morte. La bimba l'evocava di continuo! « La mamma fa questo, la mamma dice quello, la mamma, quando guarirà, mi condurrà in questo o in quel luogo ». Ed era beata di cullarsi nella visione de' lieti giorni futuri.

Una mattina salì da me tutta in lacrime.

— L'ho veduta, sai?

— Chi?

— La mamma. È diventata sottile sottile bianca bianca, e le mani le bruciano.

Tacque, sospirando. Poi soggiunse a bassa voce;

3. vasi, ampolle.

3. ciarliera, loquace.

— Fa pena. Non è vero che ha sonno : sta male.

E ad un tratto alzò il capo con un impeto di ribellione.

— Voglio la mamma ! Vedi, perchè non c'è lei, la Gemma vuol che beva tutto il mio caffè e latte ! Stamane ne ho dovuto bere una tazzona così ! Io piangendo, gridavo : la mamma ha voluto che le conducessero la sua regi- netta. Povera reginetta ! Ormai il caffè e latte era bevuto : la mamma non poteva farci più nulla...

Io sentii allora una viva pietà per quella povera bimba che, a poco a poco, avrebbe dovuto rassegnarsi alle grandi privazioni d'orfana ; e compresi che per quel piccolo cuore, viziato dall'amor materno, il sacrifizio sarebbe stato troppo grave.

Nondimeno, quando la mamma morì, la bimba, che intuì subito la grande sventura, parve rassegnata. La mia camera divenne il suo quartier generale : ella si trastullava in un angolo, con i suoi bottoni, cercando quelli che avevano ornato una veste della madre. Mi diceva con serietà precoce, ma senza tristezza :

— Li serbo, questi, altrimenti si smarriscono. Li metterò nel mio panierino di vimini.

A me stringeva il cuore una gran pietà per quell' infelice signora che non avevo mai veduta, per quella povera orfanella che il caso m'aveva gettata fra le braccia; ma non osavo proferir parola, e ascoltavo i discorsini assennati della piccola, col cuore stretto, la bocca amara. Ella sapeva mille cose che gli altri bimbi ignoravano : sapeva che la sua mamma andava in *Paradiso*, ma che prima l'avrebbero sepolta nel cimitero. A Verona, pochi mesi innanzi, ella era andata con i suoi a trovare la nonna.

Intanto la povera piccina mi s'era affezionata profondamente, ed io vedevo con rammarico avvicinarsi il giorno della mia partenza. Ma anche quello giunse, con uno scroscio impetuoso di pioggia, succeduta alla nebbiolina dei giorni trascorsi.

***

Avevo già salutato gli ospiti e la *Luse*, e scendevo le scale, vinta da quella tristezza indefinita che ci assale ogni volta che ci separiamo da persone alle quali insensibilmente siamo affezionati, quando mi chiamò indietro un grido :

— *Signoina signoina !* dimmi : per andare a casa tua si passa dal luogo dov'è la mamma ?

Mi volsi intenerita e risposi con voce tremante :

— No, amore, no.

— Ma sì, ma sì, fammi il piacere ! Allunga un po' la strada ; che importa ? E portale questo scialle : fa freddo, piove...

Ella si precipitava per le scale, tutta bruna nel suo vestitino di lutto, piegando verso me la testina fulva e trascinandosi dietro il suo grande scialle scozzese. Io ero incerta : la pietà mi tratteneva lì ; il cocchiere brontolava, chè avrei perduto la corsa. Baciai ripetutamente la piccina, e mi slanciai nella carrozza, in tempo ancora per udire un'ultima preghiera affannosa.

— Fammi questo piacere ! — E poi un rimpianto di sovrana spodestata : — Ah, non son più la reginetta !

***

Povera reginetta ! Non ne ho saputo più nulla.

FIDUCIA *.

(Dalla Rivista *La donna.*)

---

* Pseudonimo di Ada DELLA PERGOLA CAGLI autrice di pregiate novelle.

Les Cinq Langues

Nº 14. 20 Avril 1907. 7e Année.

PARTE ITALIANA

Miscellanea.

Il governatore dell'Eritrea.

Al momento di cedere il governo dell'Eritrea al nuovo Commissario civile, marchese Salvago Raggi, Ferdinando Martini ha emanato alle popolazioni indigene della Colonia il seguente proclama, che non manca di una certa eloquenza immaginosa, adatta a quella gente primitiva:

Genti tutte di qua dal Mareb
e fino al mare, udite!

S. M. il Re d'Italia volle che io fossi fra voi a governarvi in Suo nome e per dieci anni io ho ascoltato le vostre voci e nel nome del Re ho giudicato, ho premiato ed ho punito, e per dieci anni ho visitato i paesi del cristiano e del mussulmano, al piano ed al monte, e nel nome del Re ho detto ai mercanti: commerciate! ho detto agli agricoltori: coltivate! e la pace fu sempre con voi e le strade furono libere ai commerci e le messi furono sicure nei campi.

Genti tutte, udite!

S. M. il Re d'Italia sa che così la Sua volontà fu fatta, interamente per la grazia di Dio, e ha permesso che io ritorni e rimanga nella mia patria.

Io do il saluto dell'addio al grande ed al piccolo, al ricco ed al povero; che Dio aumenti i vostri traffici [1] e mantenga feconde le vostre terre, che Dio vi serbi in pace.

*
* *

Sempre a proposito di Ferdinando Martini, un giornale di Roma narra il seguente aneddoto:

L'on. Martini era abituato a sopportare con paziente filosofia le noie del suo officio; lo pungeva solo la celia maligna, ripetuta a torto e del tutto gratuita, che egli facesse il governatore della Colonia standosene in Italia.

Quest'estate, visitando, da amatore, l'Esposizione di Milano, capitò nella Mostra dell'Eritrea e vide una coppia di giovani sposi che ammirava una grande fotografia del Governatore.

— È questo il ritratto, diceva lo sposo, di quel governatore che non sta mai in Eritrea.

L'on. Martini rimase un po' male — ma da quell'uomo arguto che è, si avanzò verso la sposa e, levandosi il cappello, le disse:

— Infatti il governatore è qui...

*
* *

Alleanza intellettuale italo-americana.

A proposito dell'emigrazione negli Stati Uniti, e in particolar modo di quella italiana, la signora Fanny Zampini Salazar segnala nella rivista *Mare Nostrum* il programma ideato e dettato dal Kennard per un'alleanza intellettuale fra il vecchio e il nuovo mondo: alleanza che ha i seguenti capisaldi [2]:

1. Lo scambio dei professori universitari per far valere la laurea dell'uno nell'università dell'altro.

2. Scambio di studenti per dar agio di apprendere a vicenda la lingua straniera, cosa di grande

1. commerci, scambi.

2. punti fondamentali.

importanza ed utilità per noi, data l'affluenza di stranieri di lingua inglese che visitano e si fermano nella nostra Italia.

3. Istituzione in America di biblioteche di opere italiane, stampate in italiano; corsi di pubbliche conferenze — sempre nel nostro idioma — illustrando i fatti più salienti della nostra storia, letteratura, arte, ecc. Circoli ove si farebbero serate musicali — nostra produzione — o conversazioni in lingua italiana, ecc. E come organo ufficiale della Lega, si fonderebbe una rivista mensile, scritta in inglese da autori italiani per far conoscere il pensiero e la vita moderna del nostro paese, nell'arte, la scienza, le lettere, la politica, ecc.

Lettere inedite di Verdi.

(CONTINUAZIONE.)

Verdi, nonostante la sua grande bontà, aveva degli scatti violenti; egli stesso n'era consapevole, e una volta se ne scusa colla contessa Maffei in un modo delizioso (lettera dell' 11 décembre 1885):

« Ah, sono proprio un gran... (battezzatemi voi). Egli è che malgrado sia al mondo da tanto tempo, e che n'abbia visto di tutte le sorta, ho imparato ben poco, e la scorza del contadino è rimasta sempre; e tante volte l'antico villanello delle Roncole[1] appare in tutta la sua grandezza. Mah!... »

In questo epistolario prendono anche posto alcune interessanti lettere di Giuseppina Strepponi, la buona compagna del Maestro; fra l'altre questa che la Strepponi scrive alla Maffei, reduce da una gita di Milano durante la quale aveva voluto fare la sua conoscenza, conoscenza che Verdi non s'era mai dato la briga di farle fare: « La fatica e le emozioni de' giorni scorsi mi portarono il sangue agli 80 gradi, ed arrivai a casa con un magnifico mal di testa, che se m'impedì di scriverti ieri, mi permise però di spifferare[2] a Verdi tutti gli avvenimenti di Milano. Egli mi aspettava alla stazione di Alseno con la piccola Filomena, ed appena in vettura mi domandò della mia famiglia e di quanto avevo fatto in Milano rapporto ai mobili. Dissi aver girato molto, senza aver trovato nulla di quanto desideravo: che avevo veduto i Ricordi, Piave, e le sue delizie, e che quantunque stretta dal tempo se mi avesse dato una lettera per te, mi sarei presentata, ad onta di una certa ripugnanza per l'*embonpoint* che da tre anni non mi permette più di sedere nel circolo delle donne sentimentali. Mentre Verdi ridendo mi dava il lusinghiero epiteto di capricciosa (non si dà che alle donne giovani, e da un pezzo io non lo sono più) io sortii pian pianino dalla borsa il tuo bigliettino, glielo gettai sulle ginocchia, ed appena egli v'ebbe dato uno sguardo mi procurò la vista di una gran fila di denti, compresi quelli del giudizio!

« Gli dissi presto presto, a passo di carica, come tu m'avevi accolta; com'eri (cosa per te straordinaria) sortita con me; com'io fui sciocca a star tanti anni prima di conoscerti, ed egli andava ripetendo « non mi sorprende, non mi sorprende, conosco la Clarina ».

« Volendo spinger la macchina a tutto vapore, dissi con un'affettata indifferenza: « Se poi andrai a Milano, ti presenterai da Manzoni. Egli t'aspetta, ed io vi fui con lei l'altro giorno ».

« Pouff! qui la bomba fu così forte ed inaspettata, che non seppi più se dovevo aprir gli sportelli della carrozza per dargli aria, o se dovessi chiuderli, temendo che nel parossismo della sorpresa e della gioia non mi saltasse fuori! È venuto rosso, smorto, sudato; si cavò il capello e lo stropicciò in modo che per poco non lo ridusse in focaccia. Più (e ciò resti fra noi) il seve-

1. paese nativo di Verdi, presso Busseto.

2. raccontare per filo e per segno.

rissimo e fierissimo orso di Busseto n'ebbe pieni gli occhi di lagrime, e tutti e due commossi, convulsi, siamo rimasti dieci minuti in un completo silenzio. Potenza del genio, della virtù e dell'amicizia! Grazie anche una volta, mia buona Clarina, per Verdi e per me. Da domenica in poi, in questa solitudine, i nomi del Santo e tuo son ripetuti ad ogni momento, e con qual concerto di lodi e di affettuose parole te lo lascio immaginare.

« Ora Verdi è in pensiero per iscrivere a Manzoni, ed io rido, perchè se sono rimasta tanto confusa, imbrogliata e scema quando mi procurasti quel grande onore di farmi trovare alla *sua* presenza, ho piacere che anche quelli che sono da molto più di me, provino un po' d'imbarazzo, si tirino i baffi e si grattino le orecchie per trovar parole degne da dirsi ai colossi.

« Quanto più penso e la meraviglia cresce, non per la mia maiuscola scioccaggine, ma per l'incredibile e pur sincera e profonda modestia di chi? Di colui che scrisse il libro de' tempi moderni...

Giuseppina Verdi. »

Il 17 novembre 1871 Verdi scrive da Genova alla contessa:

« Quando andate da Manzoni baciategli la mano e ditegli tutto quello che la più profonda ammirazione vi può suggerire e che io non saprò mai dire. È strano! Io timidissimo un giorno, ora non lo sono più: ma avanti Manzoni mi sento così piccolo (e notate bene che sono orgoglioso quanto Lucifero) che non trovo mai o quasi mai la parola ».

Come vestivano le signore quattromila anni fa.

Angelo Mosso, il chiaro fisiologo e scrittore, ha pubblicato or ora un libro di varietà intitolato *Escursioni nel Mediterraneo e gli scavi di Creta* dove vi è un curioso capitolo sull'abbigliamento muliebre di quaranta secoli fa, quale risulta dalle pitture murali, idoletti, statue ecc. trovati in iscavi recenti.

L'impressione fondamentale del Mosso è che l'acconciatura femminile di poco abbia mutato col volger dei secoli. « Nel tempo di Pericle, egli scrive, gli artisti idealizzarono tanto la donna, che la vestirono in modo diverso dal comune e drappeggiarono le statue delle dee nei templi e le donne sulle stele[1] funerarie come essi preferivano per far risaltare le bellezze del corpo... I panneggiamenti e le forme anatomiche erano la base della plastica; tutto il resto era cosa secondaria. »

Invece, dice egli, gli abbigliamenti femminili quali risultano dagli affreschi, dalle statue e dalle porcellane raccolte nel museo di Candia, mostrano una vera analogia tra l'attuale moda francese e quella primitiva di Creta. Le donne, svelte ed eleganti figurine, che non han nulla da fare colle severe matrone tramandateci dall'arte greca e romana, vi son rappresentate col busto stretto, la vita sottile, e dalla cintola in giù hanno sottane moderne con volani capricciosi, ornati di liste per isbieco e per diritto, con grande sfarzo di ricami.

Nell'affresco del palazzo di Cnosso, prodotto dall' Evans, le donne che vi sono effigiate, coi grandi occhi, la pelle bianchissima, le labbra rosse, i capelli bruni acconciati a riccioli sulla fronte e a ciocche ondulate sulle spalle, hanno un sapore piccante di modernità. Nel dorso la veste fa un piegone di stoffa azzurra che scende sino in fondo al vestito; il corpetto è d'un velo sottile, ornato di nastri e cerchietti; stanno variamente raggruppate davanti ad un tempio, conversando animatamente. Il loro profilo, sveltamente tracciato dall'artista, con certi nasetti capricciosi rivolti all'insù, per nulla classici, le acconciature, la composizione stessa del dipinto, richiamano alla mente del Mosso il celebre quadro del Watteau « La partenza per Citera ».

---

1. colonna.

In una collezione di *ex-voti* trovati in un tempio di Palaikastro il Mosso fu colpito specialmente dalle fogge dei cappelli. Egli scrive: « Il cappello per lo più è fatto con una grande tesa[2] voltata in su e piccola di dietro: tre nastri bianchi s'attraversano orizzontalmente di fronte, e dietro si incrociano. Vidi pure un cappello colla tesa rovesciata in su, che formava un imbuto, dentro al quale c'era il cocuzzolo schiacciato, proprio come si usa adesso. Altri cappelli hanno la tesa meno grande rivoltata in su, con tre fiocchi o rosette intorno; e il bordo della tesa ondulato.

Le sottane lunghe, quadrettate in bianco su fondo scuro e anche il disegno delle stoffe scozzesi erano già in uso ».

Le figurine di porcellana di Cnosso rivelano al nostro scrittore che anche a quei tempi era già di moda lo scollo del corpetto, le maniche corte e l'uso del busto. Come guarnizione ne trova di quelle che potrebbero essere benissimo applicate a un abito da ballo moderno, p. es. delle foglioline di mirto dorate, col gambo intessuto tra i fili.

I colori che prevalevano nei vestiti femminili erano il giallo, la porpora e l'azzurro. Il giallo si otteneva collo zafferano, la porpora è una secrezione di un mollusco: *murex trunculus*; colla porpora si preparavano molte gradazioni di colore che passavano con sfumature dall'azzurro violaceo intenso al rosso di sangue, ed era un colore solido che resisteva alla lavatura e alla luce.

Anche nella passione per il lusso le donne antiche somigliavano alle moderne. Come adesso vi sono delle signore che spendono delle somme folli per una veste di un primo sarto parigino, per un gioiello alla moda, per uno pizzo, per una pelliccia, così si sa di un *imitation* che fu venduta nella raffinata Sibari a dei Cartaginesi per 120 talenti, che corrispondono circa a 675.000 lire delle nostre. L'*imitation* era un gran mantello che avvolgeva tutta la persona.

Nil sub sole novum, esclama il Mosso a mo' di conclusione.

2. ala, falda.

Lettera di Giuseppe Mazzini ad Aurelio Saffi in morte della madre *.

" Aurelio, la morte non esiste: non può concepirsi; la vita è vita, è immortalità: e se immortalità, segue la legge della vita, progresso. Tu avevi ieri una madre in terra; oggi hai un angelo altrove. Tutto ciò che è bene, sopravvive, cresciuto di potenza, allo stato terreno; il suo amore quindi; essa ti ama ora più che mai; e tu sei responsabile a lei [1] più di prima. Il vostro incontrarvi nel tempo e nello spazio dipende da te, dall' opere tue. Tu devi dunque, per amore e riverenza alla madre, diventare migliore e darle gioia di te. Tu dovrai d'ora innanzi ad

Giuseppe Mazzini (1805-1872).

* Vedi le altre parti.
1. verso di lei.

ogni atto tuo dire a te stesso: lo approverebbe essa? La sua trasformazione ha messo oggi per te nel mondo, un invisibile mediatore, al quale tu devi riferire ogni cosa tua."

Arrivo triste

Triste l'arrivo che nessuno
aspetta: come un ferètro[1]
nel tempio, entra il carro bruno
sotto la volta di vetro;

e l'incalzante sibilo
a cui non oscillan le corde
d'un'anima, senza palpito
s'affonda nell'aure sórde.

Triste la vela sul pelago[2]
non attesa! Sonnolento
entro il suo grembo sbadiglia
l'ultimo soffio del vento.

— No, dove non occhio investiga
l'orizzonte, e dal lido
un fazzoletto non sventola,
non vola l'ala d'un grido,
non una voce diletta
sopra i fragori del mare...
no dove nessuno aspetta
Meglio non arrivare! —

Giulio Orsini[3].

1. (in prosa *féretro*) = bara. — 2. mare. — 3. poeta vivente, col suo vero nome Domenico Gnoli.

I venti milioni del Duca di Galliera pel porto di Genova.

Achille Fazzari, in un articolo della *Vita*, narra tutte le lagrimevoli peripezie toccate al duca di Galliera, allorchè volle regalare a Genova venti milioni per la costruzione del nuovo porto.

Il duca stabilì di fare alla città natia questo dono generoso pochi dì dopo che il figlio gli ebbe annunciato la sua risoluzione di prendere la cittadinanza francese, quasi a risarcire il paese della fortuna che così migrava in uno stato straniero.

I pochi amici a cui il duca comunicò la sua risoluzione, portarono alle nuvole la sua generosità. Solo il Fazzari lo ammonì:

— Se ella regala i trenta milioni, diverrà uno degli uomini più infelici di questa terra!

E fu profeta.

Le prime difficoltà gli furono mosse dallo stesso Ministro dei Lavori Pubblici, che era allora Silvio Spaventa, il quale, dopo avergli fatto fare anticamera per un'ora, gli rispose rudemente che « egli non avrebbe comunicato ai suoi colleghi la proposta del signor duca, se prima il signor duca non avesse dimostrato con una garanzia che quei milioni non erano un'allucinazione (*sic*), e perciò dovevano esser depositati presso una Banca ».

E il duca a dover correre al Credito Mobiliare — che non era che una delle sue dipendenze — per farsi garentire. Saputasi poi ufficialmente la notizia, i ministri vi fecero su ogni specie di commenti poco... lusinghieri per il duca, andando fino a supporre che questa sua non fosse che un'abile tattica per ottenere poi dal Ministero certe facilitazioni per un affare di ferrovie.

Intanto la notizia si era diffusa per tutta Roma, ed ecco che un giorno, di buon mattino, il duca è svegliato nel tranquillo albergo dove dimorava, da una commissione di romani, i quali, fattisi ricevere a tutti i costi, gli tennero questo discorso:

« Eccellenza, avete dato 20 milioni per Genova, e sta bene! Ma cosa darete per Roma e per il popolo suo? Ricordatevi che Roma è la capitale del mondo ».

E la dimostrazione continuò e si rinnovò così insistente che il duca dovè lasciare la città di nascosto « in uno di quei carrozzoni chiusi che stavano in piazza di Spagna, avvolto in uno scialle per non essere riconosciuto, come un

regicida dopo l'attentato, che sfuggisse all'ira dei cittadini e alla polizia ».

Ma l'odissea del povero duca non era finita.

Una cinquantina di genovesi si recarono da Garibaldi per informarlo del generoso dono e pregarlo di scrivere lui una riga di ringraziamento al duca, per quanto aveva fatto per la *superba* [1]. Il generale accettò ben volentieri e due deputati furono incaricati di rimettere il prezioso autografo nelle mani del destinatario, che si credeva tuttora a Roma. Ma essendo egli partito, come abbiam detto, il plico fu spedito raccomandato a Parigi, ove il duca erasi rifugiato.

Ora avvenne che, diffusasi appena la notizia del dono, i telegrammi, le lettere, le congratulazioni e le richieste cominciarono a piovere così opprimenti sul povero donatore che egli diede ordine non si ritirasse più che la sua posta ordinaria e tutto il resto fosse rifiutato. Questa sorte toccò alla missiva di Garibaldi. Risaputasi la cosa i garibaldini ne furono così sdegnati che volevano partire e andare a chiedere al duca una riparazione colle armi, e ci volle del bello e del buono per acquetarli.

Il triste poi fu che per l'atto magnanimo del Galliera si volle ricostruire la sua vita privata, si volle spiegare il suo dono come il risarcimento di qualche colpa commessa e così le storie più nefande furono messe in circolazione sul suo conto... senza contare ciò che i deputati dissero in Parlamento.

Finalmente eccoci all'ultima peripezia.

Dopo qualche mese, preso dalla nostalgía di ritornare in Italia, senza dir niente a nessuno il duca partì da Parigi, credendo che tutto ormai fosse dimenticato.

Ma, giunto di notte alla stazione di Genova, fu riconosciuto da un facchino, il quale cominciò a urlare: *il duca! il duca!*

Alla sua voce risposero in un baleno altre cento, da tutti i lati clamorose, assordanti, e la gente cominciò ad accorrere.

L'infelice duca, come se lo inseguissero a morte, cercò fuggire in una carrozza, ma la folla circondò anche la carrozza: anzi, staccò addirittura i cavalli per trascinarla a mano fra le grida frenetiche. Ma il duca, sempre pauroso, profittando del buio, riuscì a sgusciare sollecitamente, nonostante la tarda età fra un fanale e l'altro, e si nascose in uno di quei vicoletti, che a Genova chiamano *carrugi*, mentre la fiumana di popolo, inebbriata e pazza di urli, trascinava la carrozza vuota.

Ma disgraziatamente soffiava una tramontana [2] sottile e tagliente che, incanalandosi in quelle strettissime viuzze, fra le quali il duca si aggirava, gli cagionò una polmonite così violenta che, dopo pochissimi giorni, morì.

Ma il colmo dell'ironia vien dopo: il duca aveva dato quei venti milioni pel porto di Genova essenzialmente per far trionfare la proposta dei capitani marittimi, più costosa, ma più razionale, che il porto fosse costruito colla bocca a ponente, mentre il genio civile la voleva a levante.

Il nuovo porto fu costruito... ma ebbe precisamente la bocca volta a levante.

1. soprannome che si dà a Genova.

2. vento del nord.

Il Carabiniere [1].

Racconto.

Forse gli uomini sono così ingiusti coi poveri solo perchè non si son mai trovati faccia a faccia colla vera miseria, ma quando vi si trovano, allora gli strali [2] della pietà e della commozione penetrano anche nei cuori più incatramati e

1. *gendarme.* — 2. dardi, frecce.

apparentemente difesi: attraverso la toga del giudice e l'uniforme pesante del gendarme.

Un signore che ne fu testimonio oculare mi ha raccontato questo fatto.

Una mattina dello scorso gennaio un carabiniere se ne stava facendo colazione in una specie di cantina o pizzicheria[3] a G., una piccola città della Lombardia.

Erano i giorni in cui l'inverno incrudiva più forte, quando due fabbriche del luogo si eran dovute chiudere, sì che una vera tetra miseria serpeggiava fra i poveri lavoratori disoccupati. I monti di pietà assediati, gl'istituti di carità affollati, gente che non sapeva più letteralmente come fare a mangiare.

Ah! il freddo, lo squallore, la fame! Il ventre e lo stomaco vuoto; nessuna speranza all' orizzonte chiuso; e neppure il sollievo di potersi abbandonare alla tristezza sconfinata, morirci dentro come in un campo di neve, ma esser tenuti svegli dal pensiero disperato che non c'è la propria miseria sola, ma c'è anche quella delle piccole creaturine proprie languenti anche loro, e per quale colpa, mio Dio!

Il carabiniere se ne stava al tavolaccio mangiando, quando il padrone di bottega, un ometto piccolo, tozzo e irsuto[4], avido usuraio, che faceva tutto lui in bottega, salta fuori dal banco, si sporge dalla porta e si mette a sacramentare[5].

— Ah il manigoldo[6]! birbante! ladro! nell'alternativa smaniosa di correr fuori e di non abbandonar la bottega.

A G. i pizzicagnoli espongono verso mezzogiorno dei coni di polenta gialla, fumante, per attirare i compratori. Un passante, — *un manigoldo*, a quanto egli affermava di aver visto colla coda dell'occhio — aveva afferrata una delle forme di polenta e se l'era svignata[7].

— Faccia il piacere, lei, bisogna dare un esempio: pago qualche cosa, ma me lo arresti quel brigante che ruba la roba degli altri.

E il pizzicagnolo colle preghiere, colle sollecitazioni cerca di spinger fuori il carabiniere, di deciderlo alla cattura del ladro: fuori della porta il pizzicagnolo gli segna un uomo a più che cinquanta passi di distanza, con un logoro mantello.

— È quello là, deve averla sotto il mantello.

Ma e se non fosse stato quello? Il carabiniere non voleva fare uno scandalo inutile in mezzo alla via.

— Aspettate, — dice al pizzicagnolo, — lo seguo per venir in chiaro della cosa.

E fa per avvicinarlo.

Sì, doveva esser lui: un po' di fumo gli usciva da sotto il mantello. Ma quando gli è vicino, tutto il suo aspetto, la sua figura gl'impediscono di arrestarlo. Il pover' uomo voleva correre e ansimava[8]; i piedi gli venivan fuori violetti e tumidi[9] da due informi scarpe, e tutta la sua figura spirava un' immensa, lagrimevole miseria.

Il carabiniere aveva la certezza che quello lì era il suo uomo, e pure non si sentiva più il coraggio di arrestarlo. Un momento gli venne in mente di fingere d'averne perduto le traccie; ma no, voleva vedere dove andava a finire. E continua a seguirlo. Passano per delle stradicciuole, fino ad un sobborgo quasi fuori di città: un gruppo di casupole luride e sconnesse, visi macilenti, figure tacite e cenciose. L'uomo entra per una porticina a pian terreno.

Il carabiniere non è entrato, ha guardato da un buco di finestretta, e ha visto... ecco che cosa ha visto.

3. *charcuterie.* — 4. *hérissé.* — 5. bestemmiare. — 6. boia, carnefice. — 7. *svignarsela*=scappare, mettersi in salvo. — 8. o ansava. — 9. gonfi. —

L'uomo appena entrato ha sollevato il mantello; e subito, con un gridío di uccellini affamati che da troppo hanno aspettato il pasto, sei bambini si sono precipitati verso la formella gialla e fumante; e il padre, sissignori, ha visto lui, non ha toccato un boccone di quella polenta! Gli occhi gli morivan di fame, e non l'ha toccata: erano i suoi bambini che voleva sfamare! E i poveri innocenti addentavano quella polenta asciutta, ingollandola bramosamente come se fosse stato il cibo più prelibato[10], la manna.

Il carabiniere ha visto tutto ed ha pensato: « Il mercante ha ragione; l'uomo ha veramente rubato la polenta! » Ed egli che cosa avrebbe dovuto fare? Denunciarlo, mettergli le manette, trarlo in arresto. Così prescrive la legge!

Sentite che cosa ha fatto invece. Si è frugato in tasca; non era un riccone neppur lui: aveva in tutto una lira. È entrato dentro e l'ha data all'uomo, dicendo:

— Non ho altro, andate a pagare quel po' di polenta.

E se ne è andato.

Oh! io non so chi fosse quel carabiniere, ma se mai queste righe gli capitassero sotto gli occhi, vorrei dirgli che mai come al racconto di questa storia ho sentito in modo netto e vivo il vincolo che, al di fuori della tradizione e della convenzione, lega uomo a uomo: il vincolo della fratellanza e dell' umanità.

Chi di voi non conosce centinaia di casi di contadini, di poveri diavoli imprigionati e condannati per aver rubato una saracca[11] di pochi soldi, un pane, una manata di legna secca? La legge esamina e trincia[12] a rigor di articoli e non considera la fame come un' attenuante.

Ma ecco un agente della legge che trova dentro l'anima l'intuizione e lo slancio per impedire che la legge schiacci, sotto le sue ruote inesorabili, un caduto.

Paola Lombroso *.

10 squisito. — 11. pesce secco. — 12. decide.

* Col consenso dell'illustre scrittrice-figlia a Cesare Lombroso, dal bel volumetto Povera Gente. Edit. Remo Sandron, Milano-Palermo.

Per ridere.

Sulla porta di un serraglio, il domatore ha fatto mettere un avviso mirabolante[1], annunciando leoni, iene, pantere, tigri, e soprattutto alcuni crotali[2] giganteschi.

La folla si precipita dentro e scorge alcune gabbie di belve, ma dei vantati rettili neanche la traccia.

Il domatore, imperterrito, vanta le terribili bellezze delle sue bestie feroci, e ad un tratto esclama:

— Quanto ai serpenti, signore e signori, voi mi domandate dove sono i serpenti? Ebene sono in riparazione; io faccio loro mettere dei sonagli.

1. Mirifico, stupefacente. — 2. Crotalo o serpente a sonagli.

Sciarada.

Il *primiero* è invero intero,
mentre l'*altro* saría intero,
non l'avessero guastato.
E l'*intero* non è intero,
non essendo completato.

(*La soluzione al prossimo numero.*)

Les Cinq Langues

N° 15. 5 Mai 1907. 7e Année.

PARTE ITALIANA

Il viaggio del Re d'Italia in Grecia.

A pochi mesi d'intervallo il Re d'Italia ha reso al Re di Grecia la visita che questi gli fece in Roma, rinsaldando quell'amicizia delle razze latine ed elleniche che ha radici così profonde nel tempo, tanto nel mondo della storia che in quello dell'arte e del pensiero.

Re Vittorio Emanuele, accompagnato dai ministri Tittoni e Mirabello, è giunto ad Atene l'8 aprile, atteso da tutto un popolo festante che, per lui, aveva addobbato le sue vie e le sue piazze, inghirlandato di fiori i suoi edifizi, dischiuso l'animo all'entusiasmo e che si preparava ad aprirgli innanzi l'incanto dei suoi monumenti, testimoni di un'immortale bellezza e di una gloria due volte millenaria. Il primo giorno fu consacrato ai festeggiamenti dell'arrivo, alle visite di prammatica, al pranzo di gala alla reggia di Atene, dove i due Sovrani scambiarono cordiali brindisi e il Re d'Italia inneggiò « al sacro suolo di Grecia, dove niuno può stimarsi straniero, poichè scolpita in monumenti, sopra alle vicende dei tempi, sta davanti agli occhi la viva immagine di una civiltà che non conobbe confini. »

Il secondo giorno fu dedicato alla visita dei grandi monumenti ateniesi : l'Acropoli e i Musei.

All'Acropoli, pensiero questo che fu apprezzato entusiasticamente dal popolo greco, Re Vittorio volle salire di buon mattino, da solo, prima della visita ufficiale, quasi impaziente di portare il suo saluto alle auguste rovine, più auguste nel loro silenzio e nella loro solitudine.

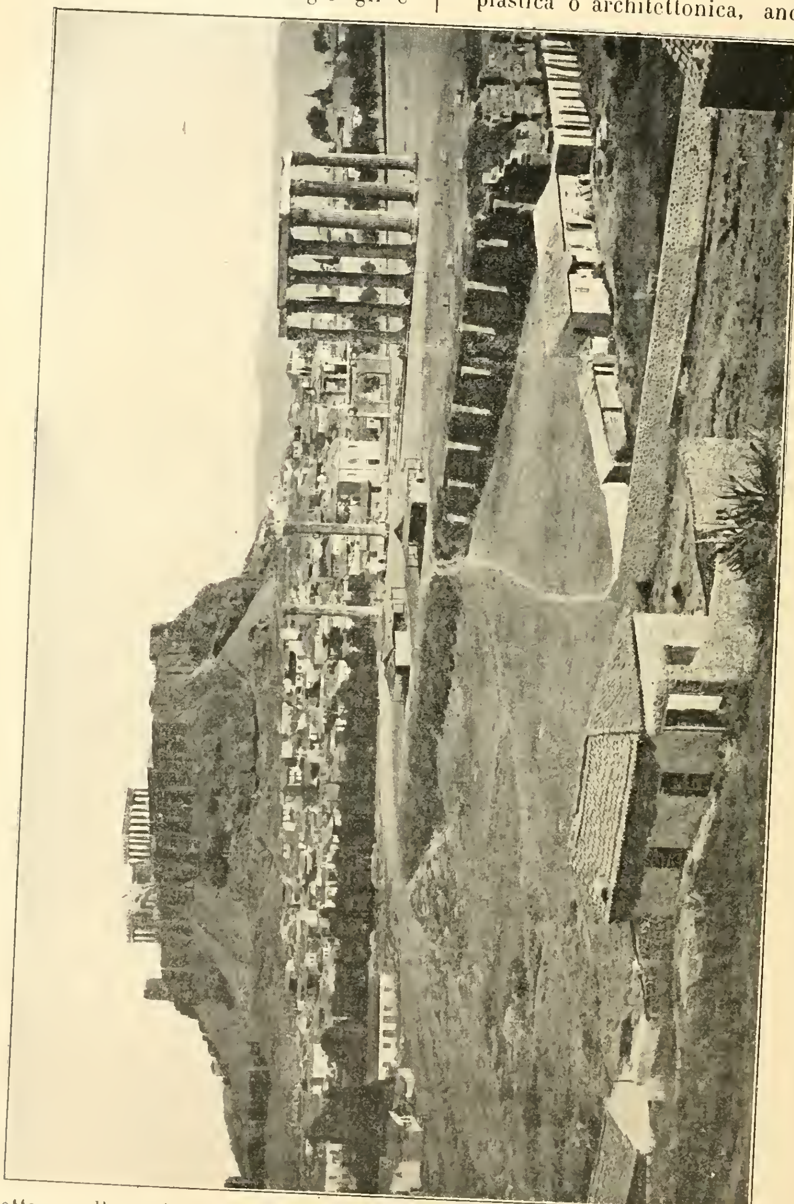
Più tardi, verso le dieci, vi fu la visita ufficiale. Accompagnato da Re Giorgio, Re Vittorio ha salito la scala sacra, ha calcato la via trionfale delle Panatenee[1], la via dei solenni cortei per cui ascendevano i gran sacerdoti e le vergini recanti *l'imation*[2] color di giacinto ad Atena[3], le canefore[4] dal passo armonioso, i belli e gagliardi efebi[5] ateniesi ; di lì è passato al Partenone, ove, dai gradini del tempio immenso, s'è arrestato a contemplare l'azzurro mare di Salamina. Nel Museo dell'Acropoli egli ha ammirato le meraviglie policrome dell'arte arcaica e la celebre Pallade appoggiata alla grande asta; risalito al Belvedere ha visitato l'Eretteo[6], il tempio della Nike aptera[7], il tempio di Teseo, intatta reggia in mezzo alla grigia spianata.

Nel pomeriggio vi fu la visita ai Musei. Al Museo Nazionale il Re d'Italia si è intrattenuto specialmente nella sala degli ori di Micene, restando a lungo in contemplazione della presunta maschera d'oro di Agamemnone, nella sala Egizia, nei saloni delle Anfore, dimostrando dappertutto una grande conoscenza della materia archeologica. Passato di lì al Museo Numismatico — la numismatica come si sa, è la grande passione di Re Vittorio — egli ha osservato minutamente le monete

1. feste degli Ateniesi in onore di Minerva. — 2. veste, peplo. — 3. Minerva. — 4. le fanciulle portanti i canestri cogli arredi sacri. — 5. giovinetti. — 6. tempio in onore di Minerva innalzato da Eretteo. — 7. la Vittoria senz'ali.

dell'epoca di Licurgo, la collezione Tolemaica, la collezione delle monete italiane medievali.

E dappertutto Re Giorgio gli è stato guida affettuosa e geniale, primo a dare una spiegazione, a entusiasmarsi di una bella linea plastica o architettonica, anche a



ATENE. — Veduta dell' Acropoli.

gettare nella serietà delle discussioni la barzelletta cordiale, l'osservazione comica ed arguta.

Il terzo giorno, il 10, è stato impiegato nella gita alla villa reale di Tatoi, quindi, di ritorno ad Atene, Re Vittorio ha accordato numerose udienze e fatto alcune visite, assistendo poi la sera alla splendida illuminazione che è riuscita una grandiosa visione di poesia.

L' 11 è stata la giornata “ italia-

na " il Re avendola occupata a ricevere le colonie italiane dell'Attica, di Patrasso, di Corfù, e a visitare la Scuola italiana. Finalmente il 12 le gare atletiche dello Stadio, svoltesi sotto un cielo magnifico, alla presenza di 60.000 spettatori, hanno degnamente concluso il soggiorno del Re d'Italia in Atene.

La partenza come l'arrivo fu salutata da ovazioni entusiastiche, dappertutto uno sventolare di bandiere, un acclamar di popolo, finchè la *Trinacria* colla squadra italiana fu salpata dal porto del Pireo.

Un aneddoto.

Visitando il Museo Numismatico Re Vittorio parlò a lungo allo Svoronos, il direttore della propria collezione di monete, enumerandone i pezzi rari ed accennando ad alcuni esemplari che gli mancano, ch' egli vorrebbe comprare e di cui taluni si trovano nel museo di Atene. Lo Svoronos promise di mandare le impronte e aggiunse che la Camera avrebbe presto votato una legge che avrebbe permesso al Museo di vendere gli esemplari doppi : — Allora, disse, riserberò a V. M. le monete ch' Ella cerca.

– Aprite gli scrigni e dategliele adesso, propone ridendo Re Giorgio; e a Svoronos che arrossiva, confuso, gettò :

— Voi siete un avaro. Volete le monete da tutti, ma non ne date mai una agli altri.

E fra questo ambiente di cordialità si è svolto tutto il soggiorno del Re d'Italia in Atene.

La Villa reale di Tatoi.

Da Atene Renato Simoni manda al *Corriere della Sera* questa bella pagina intorno alla villa del Re di Grecia, che ospitò per un giorno Re Vittorio Emanuele III :

Tatoi è un palazzotto in pietra viva, costruito sul modello della residenza imperiale di Peterhoff, raccolto in proporzioni più minute : una cosa massiccia di sasso grigio e rosa, smerlata da ringhiere in ferro bianco, tra scalette di marmo e siepi di mortella; una parentesi chiara nella vasta e fitta distesa di pini che copre i colli circostanti. In tre ore, un poco correndo in ferrovia, un poco trotterellando in carrozza, si esce dal polverone di Atene, si traversano i giardini di Kephissia, si passa tra le zone grigie di sassi e di eriche, e ci si ingolfa in dense foreste di pini, vellutate d'ombre, odorose di resina, dove tra l'erbe pullulano le goccie sanguigne e carnicine degli anemoni. Lungo la via si incontra qualche contadino greco, col vestito albanese, il gran coltello alla cintola, un fucile coperto di borchie d'oro, in bilancia sul collo, tenuto con una mano alla canna e l'altra al calcio, una fiera immagine di forza e di minaccia che si dilegua per i sentieri dietro al brucar delle capre nere.

Ma per tutta questa via così varia, che comincia nell'aridità e finisce nella selva, corre una traccia caratteristica, un filo primaverile : la fioritura delle violette. Ascende per tutti i sentieri la mite letizia aromatica ; e mentre i rosai sono ancor secchi e le palme, bruciate dalla rigida invernata, han le foglie accartocciate o languenti, le viole trionfano dovunque con i fiori rosei del pesco, con la grazia nivea dei mandorli, con gli anemoni e le pervinche. Atene è veramente « coronata di viole » non soltanto perchè a sera i monti si fan violacei, ma perchè dove l'Attica arida e nuda si inumidisce di succhi vitali, si rinverdisce, si rimbosca, al sole, all'ombra, dovunque in primavera fioriscono le violette con un'abbondanza meravigliosa.

* * *

Nell'interno la villa reale ha una buona aria borghese. Gli appartamenti dei sovrani raccolgono intorno ad alcuni ampi saloni delle piccole stanze intime e gentili, arredate con lucida proprietà inglese, rotta qua e là dalle ricche e inge-

nue policromie[1] della decorazione russa. La biblioteca del Re è rettangolare, stretta, con mobili a cera. Vi abbondano i volumi inglesi. Sulla libreria maggiore biancheggia un busto in gesso di Luigi XIV. Sulle pareti stanno ritratti in abbondanza: tra essi quello della principessa Alessandra, la figlia morta di Re Giorgio. I ritratti dei figli si trovano in ogni stanza: piccole istantanee e grandi fotografie. Sono i principi bambini, sono i principi adolescenti, in uniforme o no. Questi sovrani, qui dentro, sono soprattutto dei genitori. L'amor paterno e materno imprimono il loro segno su tutti i muri, disseminano il loro ricordo su tutti i mobili. E dove non appariscono le immagini dei figli, sono i parenti; le famiglie regnanti di Russia e d'Inghilterra, in mille modi, raggruppate in disposizioni diverse, rappresentate in tutte le età, con dediche semplici, intime. Sotto un ritratto dello Zar ci è scritto: « *Nichy* »; sotto uno di Alessandro II « *Sacha* ». In una ricca vetrina nel suo studio Re Giorgio ha raccolto i doni dei suoi consanguinei: coppe di cristallo e metallo, tagliacarte, fermacarte, ninnoli d'oro, gemmati, bulinati, distesi ordinatamente come in un larario [2] domestico perchè l'occhio scorra a piccole tappe scintillanti una lunga storia di affetti. E la morta, la principessa Alessandra, e un altro figlio estinto, un bambinetto rubicondo e sorridente, quante volte si incontrano!

La Danimarca nativa è rievocata da per tutto: il buon Re Cristiano, dal volto di avo, di burbero e di soldato, la madre di Re Giorgio, i fratelli, i nipoti, i cugini! Poi dei quadretti rappresentano dei soldati danesi, il palazzo reale di Danimarca; poi quei mari, sui quali passano i brividi del freddo e il mistero della nebbia o infuria il fortunale[3] travolgente dei resti di nave. Il mare di lassù è rappresentato nel sole e nell'ombra, su tutto, insistentemente; perchè gli occhi del figlio lontano lo possano riveder sempre; ed anche appare livido e schiumoso dietro il grande ritratto ad olio d'un vecchio e possente ammiraglio danese: il maestro del Re, morto anch'esso ora. È la figura più grande che popola le pareti dello studio, bel ricordo di gratitudine.

Questo studio del Re è tappezzato di cuoio bruno con rilievi d'oro; le poltrone e le *chaises longues* sono di cuoio rosso scuro; un grande tavolo da lavoro è quasi nel mezzo; un piccolo scrittoio sta presso la finestra; su di esso, in un'ampia coppa di vetro verdastro son raccolte a migliaia e migliaia le punte degli avana fumati da Re Giorgio. È una curiosa collezione che il Re fa da anni.

Il salone per la musica è tutto bianco di stucchi, con le pareti maggiori coperte da due quadri. Il pianoforte è nel mezzo; due grandi lampade di vetro pendono dal soffitto; altri candelabri di bronzo rappresentanti dei fauni danzanti son presso la finestra; in un angolo è posto lo scrittoio della Regina, ricco di oggetti di pietra rosa e d'oro, dono di Alessandro II. Le sedie, le poltrone, i divani sono coperti di broccato grigio avvivato di anemoni rosei.

Il salotto della Regina è tutto tappezzato di *cretonne* bianca, dipinta a mazzi di rose congiunti da nastri azzurri; i mobili sono di palissandro con orli di metallo dorato e piani di panno color rubino. In questa stanza, come in tutte le altre, negli ampi caminetti, nelle stufe di maiolica bianca, o verdognola, o bleu, o policroma, ardono dei grandi ceppi. Sono fuochi nordici in questo paese del sole. Mille oggettini in legno, russi, dalle tinte vivaci, dalle forme bizzarre, sono sparsi sui tavoli insieme a qualche bel vaso di Copenaghen.

Il Re, quando è solo, dorme nella sua camera da *toilette* dalle maioliche bianche con il doppio G e la corona in bleu. Dietro un paraven-

1. associazioni di colori vari. — 2. l'altare dei Lari, cioè delle divinità tutelari della famiglia. — 3. la burrasca.

to c'è il suo lettuccio di legno dorato. La camera da letto è poco lontana: un'alcova a colonne di legno chiaro; tende di grossa tela bianca ricamata a mano di fregi scarlatti; le poltrone sono di cuoio rosso; i mobili di legno tinto a varî colori, di evidente origine russa.

La sala da pranzo dà, attraverso una grande vetrata, sul giardino; un giardinetto che digrada in terrazze e in scalette, con aiuole orlate di mortella e di salvia e un bel falconiere a cavallo, in bronzo, su dalla massa dei cespugli. La sala da pranzo è molto luminosa, tappezzata d'una stoffa giapponese a fondo bianco, sul quale si intrecciano i rami di piante esili e fantastiche, tra un volo di uccelli fiammanti. I mobili sono pochi e parchi, scuri e lucenti. Nel mezzo del tavolo una enorme zuccheriera d'argento rappresenta una rapa, alla cui barba s'avvinghiano giuocando degli amori ignudi.

Dall'alto della villa, guardando giù dai monti si può vedere sfumare il piano di Maratona...

Renato SIMONI.

Nevica.

Come una nube di farfalle bianche,
la neve è scesa lemme lemme [1] in terra;
lascia il villan cader le braccia stanche,
e un' arcana distretta [2] il cor gli serra:
perchè la terra è del suo cor l'amica
e quando, chino al sen di lei fidava
il grano pregno [3] di ventura spica,
anco i segreti suoi pensier le dava;
e quando il gran cominciava a tallire [4],
anco i pensier parean tutti fiorire.
Ahi! com' è triste un' anima deserta! ...
Tutta la terra è di neve coperta.

SU-TONG-PO.

(*Versione dal cinese di* Tullo MASSARANI.)

1. piano piano. — 2. stretta. — 3. pieno. — 4. fare il tallo, fare il seme.

La morte di Goethe*.

(1832).

Il necrologio di questi giorni contiene un articolo di un' importanza eccezionale, di cui la data, il luogo e i particolari saranno ripetuti e scritti numerose fiate e parecchi secoli ne conserveranno il ricordo: Giovanni Volfango Goethe è morto a Weimar il 22 marzo 1832. Eran circa le undici del mattino: " egli spirò, " dice la notizia " senza sofferenze apparenti, avendo domandato pochi momenti innanzi della carta coll' intenzione di scrivere, e avendo espresso la sua gioia pel ritorno della primavera ". Stupenda morte! simile a quella del soldato che vien ritrovato fedelmente al suo posto, stringendo tuttora l'arme nel freddo pugno. L'ultima parola del Poeta è un saluto alla Terra che si ridesta; il suo ultimo gesto è di lavoro al compito ch' egli s'è proposto. Morte magnifica; potremmo dirla una morte classicamente santa, se non fosse piuttosto un' assunzione al cielo come quella di Elia profeta, in un carro,

* Vedi le altre quattro parti.

non pure di fuoco e di terrore, ma di speranza e di dolci raggi primaverili.

A Francoforte sul Meno il 28 agosto 1749 quest' uomo venne al mondo, e adesso dopo aver dolcemente salutato lo spuntare della sua ottantaduesima primavera, egli ha chiuso gli occhi e s'è congedato da noi.

Così se n'è andato il più Grande di noi tutti. Quella melodia della vita, dai suoni penetranti, che cattivava gli orecchi ed il cuore, ora tace; quella forza sublime che riportò quaggiù tante vittorie non è più; fin là, e non più, il saggio potè manifestarsi colle parole e coll' azione. La fine! Che solennità in queste due sillabe allorchè esse rimbombano cupamente nell' anima, al trapasso d'un amico! Tutto, ora, è chiuso e fissato irrevocabilmente; il mutevole quadro della vita, che ogni giorno si rinnovella di tocchi e colori novelli, a un tratto ha preso aspetto definitivo e immutabile; quale ci sta innanzi, da quest' istante, esso è come compenetrato dell' etere celeste, e trasfigurato — per sempre. Il Tempo e l'Impero del Tempo! potenze austere ed edaci [1] ma non senza grandezza! L'uomo effimero, che era un di noi, ha rivestito le spoglie dell' Eternità ed è divenuto radioso e trionfante: il Presente, a un tratto, è divenuto il Passato: la Speranza improvvisamente è troncata, e solo gli orizzonti retrospettivi del Ricordo rimangono, rischiarati da una luce che non deriva da sole terreno.

(*Continua.*) TOMASO CARLYLE.
(Dal *New Monthly Magazine*, nº 138).

1. divoratrici.

Il « Focolare di luce » e Carmen Sylva.

La regina di Rumania (in letteratura Carmen Sylva) ha fondato un grande ospizio pei ciechi. E perchè alla mancanza della luce degli occhi supplisca quella delle anime, ella intitola l'ospizio « Focolare di luce ».

Per raccogliere efficaci soccorsi, l'augusta donna ha immaginato di mettere in vendita la propria fotografia, su cui ella trascrive pensieri suoi inediti e li firma. Spigoliamo taluni di questi nobilissimi pensieri:

La virtù si spaventa quando il vizio la offende, e nasconde la testa sotto le proprie penne arruffate, invece di camminare ardita in tutto il suo candore e in tutta la sua dignità.

Non bisogna concedere alla tristezza che un solo diritto: quello di renderci più nobili e più perfetti. La tristezza egoista produce molto male e immiserisce l'anima.

Ai nostri piedi un mondo, se noi sappiamo salire; un mondo nelle nostre braccia, se noi sappiamo stringerlo.

La virtù non è altra cosa che il sentimento e il bisogno del bello nell'ordine morale.

Noi agogniamo [1] a vedere scomparire la terra sotto i nostri piedi: e questo prova che la terra non è la nostra patria.

Quando amiamo siamo terribilmente forti.

I disgustati e gli annoiati son quelli che hanno dato libero corso alle loro passioni. E allora i poveri e gli sventurati sentono invidia per coloro che hanno ancora giovani i denti e lo stomaco.

I sacrifizi che cosa sono? Sono i carboni che ricopriamo per mantenere il fuoco nel focolare.

La terra è un inferno, se non vi seminate tutte le virtù, tutte le gioie, e anche tutte le vostre lagrime per inaffiarla.

1. Agognare = bramare, desiderare vivamente.

La morte è come una madre: le sue braccia sono affettuose, e, cullati fra quelle si dorme profondamente.

La bontà degli animali per noi è umiliante.

I nostri momenti sono contati sulla terra e noi li sprechiamo; le nostre forze sono misurate, e noi ne abusiamo; il nostro potere è ristretto, e noi pretendiamo l'impossibile.

CARMEN SYLVA.

La Balia *.

RACCONTO.

Era una friulana entrata a baliatico da una nostra amica. Si chiamava Nunciata; bisognava vederla dopo due mesi di buon nutrimento, che magnifica creatura di vent'anni! una persona fiorente di salute e degli occhi come carboni sotto il pezzotto[1] rosso che le copriva la testa: ma così selvaggia, così diffidente e ostile contro tutto e tutti.

Non si poteva avvezzarla alla vita di città.

— Si fa un magnifico allattamento, ma che croce[2]! — confessava la signora; — insopportabile, cupida, impertinente mi tocca farmi forza qualche volta per non risponderle. Credete che s'affezioni alla bambina? Appena si sveglia tre volte per notte e lei borbotta e la chiama pettegola, mostro! Non ha altro in bocca che il suo marmocchio. E avida! tutti i giorni pretende un regalo nuovo, ma credete che sia per metterselo in dosso? No, tutto nel baule ... se le diciamo di mettersi un po' per bene, pulita (è venuta, sapete, che non aveva alti panni[3] che quelli in dosso) dice, figuratevi, che vogliono farle consumar la sua roba!

Infine le domandavano con ragione che cosa le mancava. Di che cosa aveva mai a lagnarsi? tenuta come una regina, niente da fare, se avessero potuto ingozzarla[4] di roba l'avrebbero fatto, vino, minestra, tutto il ben di Dio[5].

— Ma forse è per affezione a me che mi tengono così bene? — essa rispondeva nella sua ingenua rozzezza — no no, tutto per il loro vantaggio, perchè infine, è vero: niente da fare, e pane, carne, vino. ben di Dio, ma tutto questo perchè passi in latte per la piccola ... — E a conclusione del suo rozzo ragionamento, ce la mostrava quella piccolina così grassa, rosa, con delle goccioline di latte agli angoli della bocca, quasi a domandare che cosa sapevamo ribattere. Non provava nessuna curiosità per le cose nuove che vedeva: la gente, la città, ecc.

— Ma cosa voglion mai che trovi di bello in tutto questo! la città e la gente? tante strade con tante case una dietro l'altra, che quando se n'è vista una si son viste tutte! Ebbene, c'è tanta gente, ma di tutta questa gente io non conosco una persona più che se fossi nel deserto; a me piace più una bella campagna come la nostra coi suoi begli alberi, coi lavori, per quanto portino una fatica che so io! ..... ma anche con un po' di polenta; uno è a casa sua ... è lì che si ha il cuore.

E dopo un momento aggiungeva:

— L'abitudine fa trovar belle le cose in mezzo a cui si vive, e mai si sente così forte come quando si è lontani.

Oh, essa non cercava di nasconderla la sua nostalgia della casa, la disperazione della lontananza.

— E pensare, diceva, che gli uomini si lamentan tanto di andar coscritti. E van che son liberi, non han pensieri, non lasciano

---

* Dal volume POVERA GENTE. Edit. Remo Sandron, Milano-Palermo. — Col consenso dell' illustre scrittrice.

1. la pezzuola, il fazzoleto da capo. — 2. che guaio! — 3. vesti.

4. farle mandar giù. — 5. o *grazia di Dio*.

niente dietro di sè: come aver poi il fegato[6] di mandar via noi donne, così, ad arrolarsi, lasciando a casa i *puteli*[7] appena nati, e magari con due o tre piccoli prima, e nessuno che se li prenda a cuore?....

Arrivava, poveretta, nella sua miseria e nella sua nostalgia della casa, a considerar tutto: città, casa, padrona come un complotto ordito contro di lei, senza saper risalire al primo anello della catena.

— È comodo far le signore, — diceva, per esempio, con una cert' aria aggressiva — ma vorrei un po', sapere perchè le signore non son buone ad allattarseli loro i loro *fioi*[8], senza bisogno della balia!

— Senti un po', balia, le rispondeva piccata una compaesana che le aveva appunto cercato il posto, nessuno è mica venuto al tuo paese a rapirti; avete fatto un contratto, che tu hai accettato, non solo, ma cercato; han domandato una balia a Vigezzo, e se tu non ti fossi proposta o solo se tu avessi rifiutato....

— Oh se fossi stata io a decidere, ma è mio marito — interrompeva lei. Gliel' aveva messo sul contratto di matrimonio l'obbligo di quattro baliatici.

— Perchè — confessava ella stessa — eravamo così miserabili! — S'era sposata avendo per tutto fardello tre camicie; il marito era bracciante[9].

— Eh, allora non pensavo che a sposarmi! Chi s'immagina a sottoscrivere una carta la verità vera, che è come le cambiali degli usurai! Ma un'altra volta, anche a costo di patir la fame, per balia non ci vengo più. Lasciar un bambino di due mesi, così, e che mi conosceva già, e lasciarlo in mano di gente che vive come si vive lassù; su tre che si lasciano, due ne muoiono. Vede, è questa la mia tribulazione; ce ne son di quelle a cui non fa niente, ma io, solo a pensare che potesse morirmi quel bambino mentre io son qui a *paradar*[10] con un altro, mi parrebbe che fosse un assassinio. Ma faccio voto al Signore che mi protegga questa volta, e non ci torno più! E ha un bel dire la signora di stare allegri, ma bisognerebbe avere *i so puteli* come li ha lei!

(*Continua.*)

Paola Lombroso.

6. *aver il fegato* = aver il coraggio. — 7. bambini. — 8. figli. — 9. lavoratore di campagna d'infimo ordine. — 10. far parata, far pompa di sè.

Epigrafi celebri.

Niccolò Machiavello
N. il mcccclxviiii M. il mdxxvii
Grande è la gloria
Di chi per laudi non cresce
E per biasmo[1] non menoma[2].

(Luigi Muzzi.)

Sopra una scuola:

Entrate lietamente o fanciulli
qui s'insegna non si tormenta
Non faticherete per bugia o vanità
Apprenderete
cose utili per tutta la vita.

(Pietro Giordani[3].)

Sopra la tomba d'un piccolo bimbo:

Urnetta
di
Luigino Velli
In un' ora
Nacque, Pianse, Morì
Oh compendio
Della più lunga vita.

(Carlo Leoni.)

1. biasimo. — 2. non diminuisce. — 3. epigrafista e scrittore insigne. Fu grande amico di Giacomo Leopardi (1774-1848).

Soluzione del giuoco precedente:
INTER-ROTTO.

Les Cinq Langues

N° 16. 20 Mai 1907. 7e Année.

PARTE ITALIANA

Miscellanea.

Il 21 aprile, alla Spezia, alla presenza di S. M. il Re fu varata la corazzata *Roma*. Madrina della nave era S. A. R. la Duchessa di Genova. Il varo è riuscito benissimo; la corazzata, liberata appena dalle corde e dai puntelli, è scesa in mare constraordinaria rapidità, tra gli « evviva » e gli « urrà » della folla entusiasmata.

*
* *

Un' altra festa della Marina italiana.

Il 28 aprile, in Napoli, alla R. nave *Regina Margherita* fu consegnata, con solenne funzione, una stele storica col busto in argento della Regina Madre, titolare della corazzata Il busto è dovuto a una sottoscrizione raccolta da un comitato di signore italiane.

Varo della *Roma*. — Spezia, 21 aprile 1907.

*
* *

Il 27 aprile in Venezia fu inaugurata la VII esposizione internazio-

nale di pittura e scultura. Fu una vera festa dell' arte, poichè nelle sale del bel palazzo che sorge fra i giardini, tra il Lido e la Laguna, sono raccolti i quadri e le statue dei maggiori rappresentanti dell' arte figurativa del mondo civile. La Germania, l'Inghilterra, la Francia, l'Austria, il Belgio, la Russia vi hanno concorso splendidamente, adornando le loro sale in modo stupendo. Così l'Austria espone in una sala tutta bianca, con alcuni pochi mobili ricoperti di un tessuto color corallo, la Francia in una sala tappezzata di un velluto pesante con mobili *art nouveau*, la Svezia ha una decorazione tutta di stucchi, l'Inghilterra di pannelli rappresentanti scene della vita veneziana; il Belgio ha un padiglione per sè arredato con fine eleganza, e l'Italia ha varie sale secondo le varie regioni: la sala romana, la piemontese, la meridionale, l'emiliana, la veneta, la toscana, la lombarda.

Fra i nomi dei più illustri espositori notiamo: per la Francia, Besnard, Carolus-Duran, Dinet, Ménard, Latouche e Rodin; per la Svezia il Larsson e lo Zorn; per l'Inghilterra John Sargent e John Lavery; per la Russia il Serov, il Repin, il Riabuskin; per l'Italia, il Grosso, il Milesi — che espone un ritratto di Giosue Carducci, — Antonio Mancini e il De Albertis; per il Belgio il Knopff e l'Evenepoel, le cui opere furono imprestate dal museo di Gand; per l'Austria, il Laszlö.

La città, piena del fascino primaverile, rigurgita di forestieri che le danno un' animazione straordinaria.

***

Anche a Perugia fu inaugurata un' importante mostra, la « Mostra d'arte antica Umbra ». L'esposizione accoglie tutto ciò che di quest' arte mirabile rimane tuttora in Italia, dal periodo della sua infanzia a quello dell' apogeo[1]: coi miracoli pittorici del Perugino, che fu maestro di Raffaello, vi sono gli affreschi del Bonfigli, le terraglie di Gubbio e Deruta, i paliotti[2] d'altare, tra cui quello bellissimo che Sisto IV donò nel 1479 alla cattedrale d'Assisi. Altre sale accolgono finissimi lavori di oreficeria del secolo XV e XVI, miniature, tessuti antichi, insomma tutte le espressioni di quell' arte ingenua e piena di fascino, i cui capolavori sono dispersi nei musei di tutto il mondo, ma di cui tutto il sottile fascino si sente completo soltanto nell' ambiente ove furono prodotti, sotto quel dolce cielo umbro che sembra aver trasfuso in essi la sua diafana e tenue poesia.

1. della sua eccellenza, della sua apoteòsi. — 2. *devant d'autel.*

Sant' Ambrogio *.

Vostra Eccellenza che mi sta in cagnesco [1]
Per que' pochi scherzucci di dozzina [2]
E mi gabella [3] per anti-tedesco
Perchè metto le birbe alla berlina [4],
O senta il caso avvenuto di fresco
A me, che, girellando una mattina
Càpito in Sant' Ambrogio di Milano,
In quello vecchio, là, fuori di mano.

M'era compagno il figlio giovinetto
D'un di que' capi un po' pericolosi,

* Questa, che è una delle più celebri poesie dell'illustre poeta satirico toscano, si finge rivolta da lui al governatore austriaco del Lombardo-Veneto, prima, s'intende, del '48. — 1. che mi guarda di mal'occhio. — 2. da poco. — 3. mi piglia, mi fa passare. — 4. alla gogna.

Di quel tal Sandro [5], autor d'un romanzetto
Ove si tratta di « promessi sposi »...
Che fa il nesci [6], Eccellenza? o non l'ha letto?
Ah, intendo: il suo cervel, Dio lo riposi,
In tutt' altre faccende affaccendato
A questa roba è morto e sotterrato.

Entro, e ti trovo un pieno [7] di soldati,
Di que' soldati settentrionali [8]
Come sarebbe Boemi e Croati
Messi qui nella vigna a far da pali;
Di fatto se ne stavano impalati
Come sogliono in faccia ai generali,
Co' baffi di capecchio [9] e con que' musi,
Davanti a Dio diritti come fusi.

Mi tenni indietro, ché, piovuto in mezzo
Di quella maramaglia [10], io non le nego
D'aver provato un senso di ribrezzo
Che lei non prova in grazia dell' impiego [11].
Sentivo un' afa, un alito di lezzo:
Scusi, Eccellenza, mi parean di sego [12]
In quella bella casa del Signore
Fin le candele dell' altar maggiore,

Ma in quella che s'appresta il sacerdote
A consacrar la mistica vivanda,
Di subita dolcezza mi percuote
Su, di verso l'altare, un suon di banda
Dalle trombe di guerra uscian le note
Come di voce che si raccomanda,
D'una gente che gema in duri stenti
E de' perduti beni si rammenti.

Era un coro del Verdi; il coro a Dio
Là de' Lombardi miseri assetati;
Quello: *O Signor che dal tetto natio*
Che tanti petti ha scossi e inebriati.
Qui cominciai a non esser più io [13]
E come se quei *cosi* [14] diventati
Fossero gente della nostra gente,
Entrai nel branco involontariamente.

Che vuol ella, Eccellenza, il pezzo è bello,
Poi nostro, e poi suonato come va:
E coll' arte di mezzo e col cervello
Dato all' arte, le ubbìe [15] si buttan là.
Ma cessato che fu, dentro, bel bello [16]
Io ritornavo a star come la sa,
Quand' eccoti per farmi un altro tiro,
Da quelle bocche che parean di ghiro,

Un cantico tedesco lento lento
Per l'aer sacro a Dio mosse le penne [17]
Era preghiera e mi parea lamento,

5. Alessandro Manzoni. — 6. *fare il nesci* = far l'ingenuo, l'ignaro. — 7. una folla. — 8. vuol dire: austriaci. — 9. *bourre*. — 10. gentaglia. — 11. (nota l'ironia e la sferzata). — 12. perchè si dice che i Croati si ungano i baffi col sego. — 13. a sentirmi trasformato. — 14. quelle cose. — 15. i pregiudizi. — 16. poco a poco. — 17. si innalzò.

D'un suono grave, flebile, solenne
Tal che sempre nell' animo lo sento :
E mi stupisco che in quelle cotenne [18]
In quei fantocci esotici di legno
Potesse l'armonia fino a quel segno.

Sentía nell'inno la dolcezza amara
De' canti uditi da fanciullo : il core
Che da voce domestica li impara
Ce li ripete i giorni del dolore :
Un pensier mesto della madre cara,
Un desiderio di pace e d'amore,
Uno sgomento di lontano esilio,
Che mi faceva andare in visibilio [19].

E quando tacque mi lasciò pensoso
Di pensieri più forti e più soavi.
— Costor, dicea tra me, re pauroso
Degl'italici moti e degli slavi [20]
Strappa a' lor tetti, e qua, senza riposo,
Schiavi li spinge, per tenerci schiavi ;
Li spinge da Croazia e da Boemme [21],
Come mandre, a svernar [22] nelle maremme [23],

Povera gente ! lontana da' suoi,
In un paese qui che le vuol male,
Chi sa che in fondo all'anima po' poi
Non mandi a quel paese [24] il principale [25]
Giuoco che l'hanno in tasca [24] come noi.
Qui, se non fuggo abbraccio un caporale,
Colla sua brava mazza di nocciuolo,
Duro e piantato lì come un piolo.

Giuseppe Giusti.
(1809-1850.)

18. quelle pellaccie. — 19. in estasi. — 20. cioè : l'Imperatore d'Austria minacciato dai popoli slavi e dagli italiani. — 21 Boemia. — 22. passar l'inverno. — 23. dice *maremme* per dir l'Italia intiera. — 24. *mandare uno a quel paese* come *avere qualcuno in tasca* = averlo in uggia. — 25. l'Imperatore.

Il varo.

Mentre le feste della gente oziosa e ricca spirano tante volte la noia e la monotonia — pur in mezzo alle maggiori pompe e agli sfarzi più abbaglianti — tutte le feste del lavoro sono simpatiche. Esse sono il giusto riposo dopo la fatica, il giusto compenso dopo la pena.

Tra le feste del lavoro più belle nessuna però, credo, è così caratteristica come il varo di una nave.

Non è solo la festa di tutti gli operai che han lavorato alla nave, ma è la festa di tutto il cantiere, anzi è la festa di tutta la città, perchè ogni città, nel varar le sue navi, è spinta dall' emulazione, sente su di sè lo sguardo delle altre città costruttrici, e quindi Spezia guarda a Castellamare, Castellamare a Venezia, Venezia a Livorno.

Fin dal mattino per tempo tutta la città è in fermento[1], le sue case sono imbandierate e inghirlandate, tutta la gente, vestita a festa, s'incammina verso il recinto dove si farà il varo, i treni portano

1. è agitata, piena di movimento.

spettatori dalle città vicine, devono arrivare il Re o la Regina o qualcuno dei Principi Reali.

La nave che dovrà prendere le acque oggi per la prima volta è a poco più di cento metri dal mare, sostenuta da puntelli e trattenuta da corde ; a vederla così, tutta fuori dell'acqua, sembra qualcosa d'immane, e noi guardiamo a quel colosso di legno e di ferro pensando al lavoro, agli sforzi, agli studi che ha costato. — Possibile che tra pochi momenti quell' enorme mole si metterà in moto, scivolerà sui suoi puntelli, prenderà il largo ?

Ci pare un sogno !

Intanto la folla ha gremito il recinto, ve n' è nei palchi degli invitati, ve n' è nelle corsie [2], ve n' è su tutti i balconi, i terrazzi, i tetti delle case vicine. Finalmente arriva l'alto personaggio che deve presiedere al battesimo e al varo della nave.

La madrina — ogni nave ha una madrina — sale su un palco e spezza contro i fianchi della chiglia la tradizionale bottiglia di *champagne*.

Poi l'ingegnere navale che ha diretto i lavori dà un ordine. Metodicamente, con calma, una schiera di operai fa il giro della nave, abbattendo l'un dopo l'altro i puntelli. Essi fanno quel lavoro con precisa lentezza, ma noi vediamo bene che hanno la febbre, e tutti i presenti, in quel momento solenne han la febbre. La nave andrà ? non andrà ? Scivolerà maestosamente nell' acqua o resterà là, incagliata [3], senza muoversi ?

Ecco l'ultimo puntello cade. È un momento d'ansietà terribile; tutti gli occhi sono fissi ad un punto. Poi un grido, il primo, parte da una bocca : « Si muove ! »

Infatti il colosso si muove, il movimento dapprima impercettibile si fa sempe più visibile. Allora la folla di quegli operai che da anni han lavorato alla costruzione immane è presa come da un delirio. Questo è il momento che compensa tutte le loro fatiche ! La nave va va, scivola maestosamente, mentre migliaia di cappelli si agitano, mentre migliaia di bocche urlano :

« Viva il Re ! »

E poi:

«Viva l'Italia! Viva la maestranza [4] ! »

E :

«Viva il lavoro ! »

La nave va. Eco : essa entra nel mare. Un gran tuffo. Uno spruzzo immane si alza verso il cielo. Poi il mare ridiventa tranquillo. La nave varata galleggia quietamente sulle acque.

Barbara Allason.

2. corridoi, passaggi. — 3. arenata, intoppata.

4. *le maestranze artigiane* sono le corporazioni degli operai.

La morte di Gœthe*.

(1832.)

II

Neanche pei molti cuori che lo amavano personalmente, la morte di Gœthe non dev' essere oggetto di querele [1] ; ma invece bisogna considerarla, secondo lo spirito del poeta stesso, come una cosa sacra e piena di grandezza. Giacchè è destino che ogni uomo muoia : e a quest' uomo la misura della vita è stata concessa piena, e assegnati una carriera e un compito quali a pochi soltanto, in tutte le generazioni del mondo. Che cos' altro, adunque, potevamo sperare o dimandare se non ch' egli fosse richiamato e che gli fosse concesso di partire, dopo aver condotto al termine il compito assegnato ? Se la sua mortale carriera (e con più ragione possiamo dirlo di lui che di qualsiasi

* Vedi le altre quattro parti. — 1. = *litigi*, ma anche *lamenti*.

altro uomo) fu simile a quella del sole, come quello del sole fu il suo tramonto. Poichè infatti come il sole è l'occhio, è il rivelatore delle cose nel campo della materia, così è la Poesia, così è il poeta universale nel campo dello spirito. E anche la vita del Gœthe, se noi l'osserviamo, è ben rappresentata in quest' emblema del giorno solare. Pien di bellezza, sfolgorante nella porpora dell' oriente, questo sole di piena estate sorse, disperdendo i fantasmi e le nebbie letali[2] (e di entrambe eravi gran folla da porre in fuga), forte e benigno nel fulgore meridiano, esso incedette trionfante nelle regioni superne[3], e ora vedete come volge all'occaso[4] ! *So stirbt ein Held, anbetungsvoll.* Così muore un eroe ! spettacolo degno di essere adorato !

Tommaso Carlyle.
(*New Monthly Magazine*, n° 138.)

2. mortali, dannose. — 3. superiori. — 4. occidente.

La Balia *.

(continuazione.)

La poveretta s'era addomesticata a poco a poco con noi, attirata specialmente da una cosa : non sapeva scrivere, ma leggeva lo stampato, e siccome noi abbiamo in casa una macchina *type Writer* in cui la scrittura riesce a stampa, le piaceva di venire a dettare ogni tanto una lettera che rileggeva poi adagio, compitando, quasi per assicurarsi, nella sua istintiva diffidenza, che il foglio conteneva veramente quello che ella aveva voluto dire. Era quasi sempre lo stesso modulo di lettera.

— La signora è buona, ma io preferisco essere a casa. La signora mi ha regalato le tali tali cose (tutto un elenco). . io metto via tutto per portare a casa... — E poi venivano le raccomandazioni per il bambino :

— Qui han dei riguardi giusti che noi povera gente non pensiamo, e si capisce che son giusti, perchè li dice un dottore pagato — e mandava per iscritto questi consigli : tenerlo ben pulito ; lavargli ben la testa perchè non gli venissero le croste; non portarlo mai in casa di bambini malati, ecc. « Così dice il dottore » finiva invariabilmente.

— Per fortuna l'è forte, — diceva quasi a rassicurar se stessa — già, un maschio, si capisce — come se un maschio fosse qualche cosa di essenzialmente diverso e bastasse soffiarci dentro per farlo diventare un bue.

Siccome alla bambina facevan fare il ritratto ogni mese, le venne in mente di mandar tre lire a casa perchè facessero fare anche al piccino il ritratto, da qualche fotografo ambulante.

— Vedrà quello che campione di ragazzo ! son contenta che lo vedano !

Ma il ritratto non venne; gli suoceri le fecero rispondere che fotografi non ce n'erano e che farsi fare il ritratto porta disgrazia.

— E avran bevuto le tre lire all'osteria; così è la gente da noi e bisogna pazientare! Eh, ma presto finisce il tempo e torno a casa ; ah, quando verrà quel momento !

E non sapeva che cosa le era accaduto.

Il suo bambino era morto. E neppur morto di un male improvviso e fatale... ma proprio a fuoco lento, d'incuria e di stenti, a quanto si potè arguire[1] dalle lettere del marito : prima un po' di tosse che pareva niente; « non aveva neppur voluto avvertire, diceva lui, per non inquietar la sua donna così fanatica », e poi una bronchite che, trovato un organismo debole, mal difeso, mal nudrito, in due giorni se l'era portato via.

* Dal volume Povera gente. Edit. Remo Sandron, Milano-Palermo. — Col consenso dell' illustre scrittrice.

1. argomentare, intendere.

Il marito fece scrivere alla signora se credeva di dir la disgrazia alla sua donna perchè venisse a vedere un'ultima volta il piccino, ma lo proponeva a malincuore [2]; se la signora temesse che le facesse troppa emozione, che ci fosse pericolo per il latte, pensasse lei qualche espediente, il bambino intanto era morto, e la donna non avrebbe potuto che disperarsi.

E la signora, anche lei, cosa poteva fare?

La bimba non aveva che otto mesi, veniva su come un fiore; interrompere un così eccellente baliatico, se avesse potuto questo giovare a far qualche cosa...

Così scrissero al marito, chiudendo nella lettera un biglietto da cento lire, e pregandolo, per risparmiar l'affanno alla povera donna, di non dir nulla, di fingere come se il bambino fosse ancor vivo E così fu fatto.

Il bambino era morto, seppellito sotto la terra, senza che neppur la madre avesse composto il suo corpicino, ed essa continuava ancora a scrivere ogni quindici giorni e a parlar di lui come se fosse vivo: e che non lo portassero al sole troppo forte (era il tempo della mietitura) e che lo coprissero con ombrelle per ripararlo dalle mosche, ecc.

E dicevano, poveretta, che era rozza! quando la bimba mise i canini soffrì un poco; nella povera donna che tutti avean creduto così poco affezionata alla bambina, come si risvegliò di balzo [3] la tenerezza e la sollecitudine! rimase in piedi tre notti senza neppur accorgersene e come s'ingegnava a ninnarla, a volerla far ridere, a passeggiarla sulle braccia per ore e ore, a cantarle, domandando ansiosa, ogni volta che le provavano il termometro: — Sta meglio, nevvero?

Oh, quando la vedevo così ansiosa e sollecita su quella bambina non sua, in cui pure, come essa diceva, non aveva potuto mettere il cuore perchè ognuno ha i suoi, di figli, e pensava che il suo bambino era morto, veniva voglia di piangere perfino a me.

S'avvicinava la fine del baliatico, quei dodici mesi che le eran parsi così lunghi.

Scrissero al marito perchè cominciasse a prepararla, avvertendola che il bambino aveva un po' di tosse, era di malavoglia.

E non voleva capire la povera donna! Fece rispondere che non c'era da impensierirsi. — Io parto subito e in un giro di settimana, col mio latte, lo faccio tornar vispo come un uccello! ha visto la bimba come si è rilevata dopo i denti? — La gioia di pensar che tornava e che l'avrebbe riveduto finalmente il suo bambino, le impediva di pensar scuro [4], non sapeva immaginarselo malato.

Quando andò via, la signora le aveva preparato tanti regali! delle coperte di lana, un vestito per suo marito, degli orecchini per lei; ma sapendo la disgrazia del piccino non aveva preparato nulla per lui. Nè questo sfuggì alla povera donna che, con l'animo tutto occupato di quello, ricorse a uno dei suoi arditi e ingenui espedienti, cuciti di fil bianco [5].

— La signora l'è buona a ricordarsi di tutti, ma anche per il *maschietto* mi dovrebbe lasciar qualche memoria della *putela*!

Nascondendo a stento il suo turbamento, la signora le disse:

— Volevo che scegliessi tu, tra le cose della piccina.

E la povera balia, senza complimenti, andò di là e scelse uno dei più bei vestiti bianchi!

— Per la domenica — disse, tutta contenta, immaginandosi già di pompeggiar nel sagrato [6] col piccino.

E se ne andò! Quando fu partita, la mamma se la strinse ben bene al cuore la sua bambina! Anche lei piangeva pensando alla

2. di mala voglia. — 3. d'un tratto.

4. di pensar male. — 5. facili da capire. — 6. il piazzale della chiesa.

povera donna; ma intanto come poteva non esser contenta di sentirsi lì vicino la sua bimba così forte e rosa, coi suoi otto dentini, coi suoi passetti e le sue vocine?

Eravamo ben ansiosi di aver notizie della balia, partita così, senza neppure un presentimento. La signora le ha scritto ma non ha mai ricevuto risposta e non ne abbiam più saputo nulla. Povera donna!...

Paola LOMBROSO.

L'allodola morta.

Ho cavalcato per le campagne, alla ventura [1]. Ho attraversato l'Inaco [2] che non ha una stilla d'acqua. Tutte le campagne sono coperte di piccoli fiori selvaggi che muoiono; e il canto delle allodole riempie tutto il cielo. Ah che meraviglia! Non avevo mai udito un canto così impetuoso. Migliaia di allodole, una moltitudine senza numero ..... Balzavano da ogni parte, si scagliavano verso il cielo con la veemenza [3] delle fionde, parevano folli, si perdevano nella luce senza più riapparire, quasi le consumasse il canto o le divorasse il sole..... Una è caduta all'improvviso ai piedi del mio cavallo, pesante come una pietra, ed è rimasta là, morta, fulminata dalla sua ebrezza per aver cantato con troppa gioia.

Gabriele d'ANNUNZIO*.

1. a caso. — 2. fiume, presso Micene. — 3. l'impeto. — *dalla CITTÀ MORTA.

Varietà.

Un aneddoto circa gli scavi di Ercolano.

Scrivendo dell'iniziativa del prof. Waldstein per un'impresa internazionale destinata ad attuare il progetto, importantissimo per gli studi archeologici, di rimettere alla luce Ercolano sepolta, la *Bibliothèque Universelle* riferisce un aneddoto in cui è narrato in qual modo il professore ottenne la sottoscrizione d'un miliardario americano. Dopo che il Waldstein ebbe esposto il suo progetto archeologico, il miliardario gli domandò: « E che cosa ne ricaverà l'America? » Il Waldstein gli rispose: « Se io vi invitassi a contribuire a delle osservazioni astronomiche in un punto del globo molto lontano dall'America, mi rifiutereste il vostro aiuto? » « No certamente. » « E pretendereste che vi portassi delle stelle? » « *All right* » disse il miliardario; e sottoscrisse per gli scavi di Ercolano.

Le stature dei grandi uomini.

Il *Momento* pubblica la statistica di uno studioso che ha una certa simpatia per le scoperte originali. Egli ha classificato i grandi uomini secondo la loro statura.

Il *record* della statura appartiene a Pietro il Grande il quale era alto m. 2,05. Dopo di lui vengono Washington, 1,90, Lincoln 1,86, Darwin 1,83, e Carlyle 1,80.

Alessandro Dumas figlio è il primo uomo di razza latina che figura nella lista, con m. 1,78, di altezza: seguono Gœthe, Schopenhauer, Mirabeau, Richelieu, Tourgueneff, Bismark, Cristoforo Colombo, Carlomagno, San Tommaso, e Giulio Cesare.

Tra gli uomini di statura media si trovano Dickens 1,75; Byron 1,74; Gladstone 1,73; Voltaire, Wellington 1,70; Chopin, Camoëns, Lutero, Watteau, Edgardo Poe, Newton, Alessandro il Grande, non presentano indicazione precisa. Finalmente la piccola classe comprende Beethoven 1,63; Kant 1,58; Napoleone 1,57, Nelson 1,63; Thiers 1,60; Meissonier, Wagner, Mozart, Montaigne, Mendelssohn, Montesquieu, Tamerlano, Orazio.

Les Cinq Langues

N° 17. 5 Juin 1907. 7e Année.

PARTE ITALIANA

Miscellanea.

Nuove eruzioni vulcaniche in vista.

Lo scienziato vulcanologo americano prof. Perret, reduce dall'Etna, dopo aver compiuto importanti osservazioni, ritiene che i fenomeni attuali siano i precursori di una grande eruzione.

Il 15 maggio egli è ripartito per lo Stromboli per studiare da vicino le fasi eruttive di quel vulcano che da due settimane ha ripreso la sua attività.

*
* *

Tre centenari.

«Gli Amici dei Monumenti» di Arezzo si dispongono a festeggiare il quarto centenario della nascita di Giorgio Vasari [1], il grande storico dell' arte nostra, che cadrà nel gennaio del 1912. Tra l'altro essi si propongono di radunare un Museo Vasariano nella casa che fu già dell' illustre scrittore. I fiorentini, dal canto loro, si preparano a commemorare con solenni onoranze il centenario del Giambologna, illustre scultore del secolo XVI [2] che ricorrerà nell' agosto venturo ; e Vignola finalmente si propone di onorare Jacopo Barozzi, detto appunto « il Vignola », l'architetto, di villa Giulia e del Castello Farnesiano di Caprarola, che per la sua valentía fu chiamato « il Vitruvio moderno ».

*
* *

1. Scrisse le *Vite dei più eccellenti Architetti, Pittori e Scultori*. — 2. Jean Boulogne, nativo di Douai, nel 1524 ; visse in Italia ; sua opera massima la *Fontana del Nettuno* a Bologna. Morì nel 1608.

In Inghilterra si è pubblicata or ora una traduzione delle *Cronache Fiorentine* del Villani [3]. L'editore dice che egli si è accinto a questa pubblicazione perchè « la conoscenza di questa cronaca è indispensabile per la comprensione dell' opera di Dante ». Il libro infatti ci dà quella leggendaria atmosfera attraverso la quale Dante e i suoi contemporanei vedevano il lor proprio passato. Bella prova, questa, del modo serio e diligente con cui il nostro massimo poeta vien studiato nella patria di Milton e di Shakespeare.

3. Giovanni Villani (?-1348) scrisse la storia di Firenze dalle origini ai suoi tempi. Morto lui continuarono l'opera il fratello Matteo e il nipote Filippo.

Origine e storia della posta.

Ogni città latina ebbe sede sopra un monte, una rupe, quasi per tradizione ; ma quando i Latini riconobbero la necessità delle relazioni con altre città e con altri popoli, scesero dalle antiche sedi e vennero a commerciare e a trattare coi più vicini, e poi anche con i meno vicini. Nel tempo di queste prime mosse di gente latina, fu fondata Roma sul colle Palatino. I primi abitanti di essa, in parte Latini, in parte Sabini e in parte Etruschi, non potevano nè volevano stare rinchiusi nel perimetro della Roma quadrata ; e anch'essi parteciparono al movimento commerciale del Lazio e dell'Etruria. Questo

proposito opportuno e conveniente diede origine al *foro romano*. Esisteva una via comune ai tre popoli, perciò inviolabile e detta *sacra*, sulla quale i Romani costruirono una stazione postale, un *largo*, come ora si direbbe, con parecchie *tabernæ*, con alberghi (*hospitia*) per i mercanti e per gli estranei. Questo luogo aperto a tutti, comodo per tutti, serviva di fermata postale per lo scambio delle corrispondenze e per la trattazione degli affari. Ma esso era distinto dalla vera città, anzi posto all'estremità del suo territorio primitivo. Ma siccome l'interesse muove ogni cosa, così gli alberghi, le taberne, i tempii, il tribunale per le continue questioni commerciali, insomma tutta la vita materiale e civile si concentrò in questo foro: le abitazioni sui colli sovrastanti si accrebbero: e così quel largo postale, ch'era già sul margine del territorio, rimase circondato da una nuova città, le cui memorie sacre stavano sul Palatino ma la vera esistenza era trasportata laggiù. Così quel sito divenne centrale, per quanto la *via sacra* ne ricordasse sempre l'origine postale e mercantile.

Chi avrebbe detto a quei mercanti Etruschi che si affollavano allora presso le *tabernæ veteres* della *via sacra*, per vendere e comprare ai Latini che si affrettavano a regolare i loro contratti, sotto i severi ma comodi portici di pietra, che li proteggevano dalle intemperie; a quei Sabini che si riunivano oramai, senza più rammentare gli odii dei loro antenati, a concludere cose utili alla proprietà ed alla loro esistenza, per avere il sale e gli altri prodotti mancanti nel proprio suolo; chi avrebbe detto a quella gente occupata nei primi rapporti internazionali: vedete questo vostro Campidoglio, che ora contiene un boschetto, con poche pietre consacrate? Questo Campidoglio, di qui a ventisei secoli, accoglierà in una splendida aula [1] i rappresentanti di tutte le nazioni del mondo, che saluteranno con entusiasmo il giovine Capo di uno Stato pervenuto al grado di associarsi all'universale progresso della istituzione, su cui è fondata la vita di ogni popolo, e dalla quale siete derivati voi, o Romani, che sarete i padroni del mondo, percorrendo trionfalmente le vie aperte dalle vostre armi e protette dal vostro sapiente governo.

Le *strade* e i *fori*: ecco le due costruzioni che contribuirono a formare la grandezza e la potenza di Roma. I popoli italici ammirando la sapienza romana, che appena fatto un passo fuori del territorio, si affrettava a costruire una via, una comunicazione, per agevolare i rapporti con i nuovi alleati o conquistati, scendevano dalle antiche città e sui larghi postali edificavano mercati, alberghi e case, altrettante nuove città, molte delle quali conservano tuttora la denominazione significante la origine della nuova sede, come *forum Julii*, *forum Clodium*, *forum Sempronii*, *forum Livii*, e tante altre. La pietra miliare serviva a misurare le distanze ed a ricordare il nome di chi aveva ideato quella costruzione. Numerose vie traverse, *deverticula*, *compita*, ecc. rendevano facilissima la deviazione e l'accesso alle borgate minori, alle proprietà consorziali, a quelle private. Sull'incontro delle vie, e lungo le medesime, sorgevano altari, taberne, luoghi di riposo, sedili, fontane con giardini, ogni cosa adatta al gusto, alla comodità, alla necessità. Tralascio la parte artistica e sentimentale, come quella dei sepolcri, che fiancheggiavano le strade, e servivano ad imprimere nella mente di chi veniva in città per la prima volta, un concetto di reverenza e di ammirazione. Fermiamoci soltanto alle poste ed alle cose relative.

*
* *

Si mosse più volte il quesito se i Romani ebbero un servizio postale pubblico; e il Naudet in una monografia sulle poste romane (*Mém. de l'Acad. des Inscriptions*, t. 23, parte

1. aula = vasta sala.

2°) rispose negativamente, senza considerare che non si può concepire l'esistenza della repubblica romana nei rapporti con le colonie, con i municipii, con i comandi militari, con l'*annona*, con i tributi, con tutte insomma le parti vitali di questo impero, non si può concepire lo scopo delle numerosissime strade, delle stazioni postali, delle *mutationes*, o fermate per i cavalli, che abbiamo ritrovato sulle vie romane, senza supporre un servizio pubblico, continuo e più o meno completo per le comunicazioni postali romane. Se Catone ha impiegato quattro giorni da Taranto a Roma (Plut. in *Cat. M.* 12), è chiaro che le vetture di ricambio funzionavano per i magistrati, e potevano funzionare anche per i privati. Catone stesso poteva vantarsi di non aver voluto servirsi del suo sigillo per favorire gli amici, in quanto egli poteva disporre del servizio pubblico, e non volle sfruttarlo per favore. Certamente le poste private erano inferiori alle pubbliche; e Cicerone si lamentava che una sua lettera aveva ritardato tanti mesi, sicchè egli stimò inutile il domandar notizie, al portalettere, delle cose di Roma.

Augusto riordinò tutta l'amministrazione romana; e non poteva perciò dimenticare le poste, che ne sono parte essenziale. Dopo lui le poste romane furono sempre in progresso; e nel basso impero, quando ogni ramo dell'azienda governativa ebbe qualche ribasso, questo invece delle poste fu il più curato, il più completo. Il *cursus publicus* e la *vehiculatio* sono le due denominazioni di questo ufficio, che fu sempre governato dallo Stato, a spese principalmente delle provincie e degli enti interessati, ma in parte anche del pubblico erario. Sotto l'impero di Costantino si permise anche il trasporto dei pacchi postali, ben più pesanti dei nostri, perchè dovevano non superare le 30 libbre; ma però il servizio dei carri era fatto da buoi; e perciò il tempo per il recapito della merce doveva essere ben lungo. Ma noi dobbiamo fermarci sulle condizioni generali del mondo, perchè quelle dovevano influire sopra ogni impresa. Certamente il telegrafo è la più grande conquista del genio moderno; e noi non possiamo darne il merito ai nostri gloriosi antichi, dei quali dobbiamo ammirare la sapienza amministrativa più che il genio della meccanica e della fisica. Il *semâforo*, con i colori di giorno e con i fuochi di notte, servì alle vittorie di Cesare e di Carlomagno; ed ancora ai nostri giorni funziona abbastanza per tutela delle nostre spiagge.

***

Immaginiamo che cosa avrebbero raggiunto Marcantonio Colonna, Giulio Cesare e Carlomagno e tanti altri grandi, se avessero avuto a disposizione la ferrovia elettrica e il telegrafo senza fili. Intanto auguriamoci che le applicazioni di queste grandi invenzioni si migliorino sempre, ma non debbano mai servire ad alcun conquistatore. *Cedant arma togæ*; e le poste e il telegrafo servano alla civiltà ed al benessere di tutti.

Giuseppe Tomassetti,
Professore nella R. Università di Roma.

(Dal *Giornale d'Italia.*)

Settembre sul Po.

In settembre, a Casalino, tutti lavorano.

Fin dal mattino presto le aie sono animate da voci, grida, rumori diversi. Tutti son già al lavoro: anche i bambini dimostrano un' attività straordinaria; non si contentano dei soliti giuochi, vogliono anch'essi *lavorare* e scavano buche, girano le mole da arrotare, vanno a molestare il fabbro, il falegname, lo scoparo, che lavorano all'ombra dei fienili, sotto i grandi portoni nel cui sfondo si vede il verde della vite e il giallo del granone maturo. Una voce si alza tra i gridi dei bimbi

e i canti striduli dei galli. È una voce d'uomo, melanconica, quasi triste, che par venga di lontano :

Ci han promesso una dimane,
La diman si aspetta ancor. [1]

E il motivo triste di questi versi, accorato, ma quasi dolce, e la nota melanconica di questa voce che sembra quella di un uomo stanco fin dall' alba, spandono intorno come un senso di grave nostalgia. Eppure il tempo è bello, la gente è allegra e lavora con piacere.

Forse l'uomo che canta non sa neppure quello che dice ; ma è tutto un popolo, tutta una terra che canta per mezzo suo senza che egli se ne accorga.

Il tempo è fin troppo bello ; non piove da cinquanta giorni, i fossi sono asciutti, dagli alberi cadono le foglie come nell' autunno inoltrato; l'erba riarsa non ha più profumo ; il fiume è così basso che si vede solo da qualche punto dell' argine [2], attraverso i salici ingialliti. Pare che il fiume di tanto in tanto si interrompa, formando grandi stagni rosei e verdi circondati di banchi di sabbia e di macchie. Sull' argine e nelle strade la polvere è così alta che ci si affonda come nella neve : l'atmosfera ne è velata, i carretti che passano veloci sembrano avvolti da una nube di fumo giallastro.

L'argine in settembre è frequentatissimo : passano carri, carrozzini, uomini in bicicletta. Sono uomini che non hanno troppa fretta, ma che neppure si attardano a guardarsi attorno o a turbarsi per la polvere, se non per preoccuparsi della siccità.

Sono mercanti di stoffe, che vanno di paese in paese, sono negozianti o fabbricatori di scope, in viaggio per l'acquisto delle saggine [3], mercanti di stuoje, di grano, di uva, mediatori, sensali, mercanti di cavalli che vanno incontro ai mercanti di cavalli della Croazia; uomini tutti che fanno bene i loro affari, che afferrano il cliente per la giacca, quando questi accenna ad allontanarsi prima di concludere il negozio ; uomini che pensano più ai denari che alla poesia, più alla salute terrena che alla salute celeste.

Anche le donne lavorano, e se non sono occupate nei campi per la raccolta dell' uva e del granone, lavorano in casa, intessono stuoje, intrecciano corde di giunco, cuciono le scope, tessono la tela.

Lavorano anche i vecchi e i bambini ; questi intrecciano la sottile scorza del salice in trecciuole per cappelli; i vecchi levigano i bastoni per le scope, girano la macchina per sgranare il frumentone, spremono la conserva del pomodoro, densa e rossa come sangue coagulato. Sono vecchi sani e robusti, che hanno un odore vegetale ed il colore della terra da loro lavorata

E mentre negli atri, nei campi, nelle case ferve il lavoro, nelle strade polverose si vedono gruppi e file di bimbi piccolini vestiti di rosso o di nero, con le faccine tinte dal succo dell' uva ; il paese pare popolato solo da questi diavoletti rossi e neri dal visetto violaceo; le case e le strade ne son piene, come i nidi a primavera son pieni di uccellini.

Lungo i muri è stesa ad asciugare la saggina gialla e rossa, le cui cime sembrano intinte nel sangue.

Nei crepuscoli rossi la luna che sorge grande e vermiglia dai vapori dell' orizzonte violaceo, par che lasci tutta la sua tinta sanguigna sulle distese melanconiche della saggina non ancora mietuta. Poi la luna sale, gialla e lucida sul cielo vaporoso. La vegetazione è immobile. Solo gli steli dell' avena selvatica, in riva al fiume, tra i banchi di sabbia e i boschetti di salice, attraverso i quali brilla ancora il cielo infuocato, tremano lievemente e si curvano gli uni sugli altri come per comunicarsi il segreto di tutto quel silenzio, di quell' immobilità, di quei vaghi splendori crepuscolari.

E in alto, nel bosco ceduo, solo un pioppo si muove, come per forza

1. versi dell' « Inno dei lavoratori » dei socialisti. — 2. *diga*, e, s'intende, del Po. — 3. *sarrasin*.

propria, protestando contro l'immobilità e lo stupore delle cose intorno. La luna sale; ha già varcato la zona dei vapori colorati e luminosi che fasciano l'orizzonte.

In nessun luogo della pianura la poesia della sera è così misteriosa come in riva al fiume, fra la sabbia, i pioppi nani, sotto l'argine che, così visto dal basso, dà l'illusione di una collina. Tutto è illusione: pare che il mondo finisca lì, fasciato da un cerchio magico di silenzio e di pace. Soltanto la sonorità dell' acqua porta, di tanto in tanto, la vibrazione di un suono lontano; ma questo suono par che venga da un altro mondo, da un'isola scomparsa sotto il fiume. Ad accrescere la bellezza magica della sera qualche volta succede un fenomeno vaghissimo; dopo il tramonto del sole, quando ancora intorno alle isolette di sabbia l'acqua è d'un violetto dorato, appare sull' occidente un' irradiazione bizzarra, formata da otto larghi raggi rosei che si stendono a ventaglio fino allo zenit: ad oriente si riflette la stessa irradiazione d'un roseo più pallido: tutto il cielo ha un aspetto fantastico.

Sul fiume scende un barcone carico di legname: i barcaiuoli accendono il fuoco per la cena, uno di loro suona la fisarmonica [4], un altro canta:

Deh, vieni nel mio giardino ...

E anche sulla linea nera dell' argine si profila una figura e trema un fischio melanconico che ripete ancora il motivo dell' « Inno dei lavoratori ».

La voce stanca fin dall' alba pare siasi spenta del tutto, riducendosi ad un fischio; e anche il fischio si allontana, si spegne nel gran silenzio della sera, come vinto dalla pace dell' ora.

Grazia Deledda *.

4. o armonica, istrumento musicale a mantice.

* Chiara scrittrice vivente resasi celebre per i suoi romanzi d'ambiente sardo. Questa bella descrizione è tolta dal suo ultimo libro: L'Ombra del Passato.

Franz Liszt a Villa d'Este.

Dall' interessante articolo *Franz Liszt in Roma* che Nadina Helbig pubblica sulla "Deutsche Revue" togliamo il passo seguente riferentesi alla dimora che il Liszt fece nella magnifica villa d'Este [1] in Tivoli, ospite del cardinale principe di Hohenloe:

Ora si va a Tivoli in meno di un'ora in comodi carrozzoni ferroviari. Allora bisognava levarsi assai per tempo per partir con la diligenza, sballottati [2] poi per più di quattro ore in una vettura preadamitica: di più la campagna non era del tutto sicura: tuttavia io mi recai spesso a Villa d'Este. Il cardinale abitava il piano nobile [3], una fila di magnifiche camere enormi, appena ammobigliate, freddissime nell' inverno, senza alcuna traccia di moderne comodità. Per il Liszt egli aveva fatto preparare alcune stanze nel piano superiore. La camera di studio del maestro era stata accomodata nell' ultima parte di una scala circolare non servibile, ed era appena grande da contenere il suo pianoforte... Alla mia prima visita il Liszt cominciò a lamentarsi che i suoi occhi erano divenuti così torbidi, da non poter più godere la vista meravigliosa fuor dall' unica finestrella della sua stanzetta. Subito io mi recai nell' attigua stanza da letto e ritornai con un catino e un asciugamano. Dopo alcuni minuti eran puliti i vetri della finestra resi foschi dal fumo del tabacco, e il caro maestro godeva ancora lo stupendo spettacolo dei suoi amati cipressi con lo sfondo luminoso della campagna romana, e poteva salutare da lontano la cupola di San Pietro.

Nel 1879 mancò la messe nella

1. fatta costruire nel XVI° secolo dal cardinale Ippolito d'Este, figlio di Alfonso I e di Lucrezia Borgia. Ne fu architetto Pirro Ligorio. — 2. scrollati, scossi. — 3. il primo piano al disopra degli ammezzati.

Sabina, e vi fu carestia. E allora il cardinale propose al maestro di dar nella gran sala della villa d'Este un concerto per beneficenza. Con la sua consueta bontà il Liszt accettò, e due vecchi signori si assunsero premurosamente l'organizzazione della festa. Essendo pochi e cari i mezzi di trasporto tra Tivoli e Roma, il far venire un'orchestra dava troppo a pensare. Artisti di professione non avrebbero suonato volentieri al pianoforte prima o dopo del Liszt ; così toccò ad Alfredo Reisenauer, che allora, come *enfant prodige*, era allievo del Liszt, e a me l'onore di collaborarvi. La notizia che il Liszt ancora una volta avrebbe dato un pubblico concerto, si sparse in un baleno per Roma, e inglesi, americani ed altri forestieri si strapparono i biglietti. I vagoni del tram a vapore allora allora inaugurato si moltiplicarono, e viaggiarono ininterrottamente su e giù, e con tutto ciò la via maestra coperta di innumerevoli equipaggi pareva una striscia nera per la campagna. Da secoli Tivoli non aveva veduto tal moltitudine.

Villa d'Este a Tivoli (Roma).

Due Fiori.

Il chierichetto un giorno in sagrestía
Trovò a terra una rosa e un immortal;
La rosa da un battesimo venía[1],
L'immortale veníada un funeral.

Ma il fior di rosa era sciupato e giallo,
Tinte e profumi non aveva più,
E l'immortal pareva di cristallo,
Come quando a lo stel reciso fu.

E, filosofo fatto per la noia
Di vedere ogni dì chi nasce e muor,
Que' due fiori spazzando: Ecco la gioia —
Sentenziò il chierichetto — ecco il dolor!

Riccardo Pitteri.

1. Veniva.

Il lupo e la capra *.

Una capra pascolava sull'alto d'una rupe scoscesa. La scoperse un lupo, e si sforzò invano di arrampicarsi sino a lei. « Cara gioia, le gridò, non ti coglie la vertigine a star lassù? Con quanta facilità potresti scivolare e precipitar giù! Scendi piuttosto abbasso, con prudenza, e vieni vicino a me, su questo bel prato grasso, dove troverai abbondanza di erbe aromatiche. » — « Ti ringrazio di cuore, rispose la saggia capretta. Ma non a me tu intendi procurare un buon boccone, sibbene a te stesso. »

(Da Esopo.)

* Vedi le altre quattro parti.

Un viaggio memorabile.

Racconto.

Nel treno che ci portava rapidamente sulla linea Roma-Napoli, quel giorno pareva proprio di soffocare. I finestrini erano spalancati, le cortine sollevate, ma da tutte quelle aperture non entrava che polvere e dei buffi d'aria calda come vampe di forno. Nel nostro compartimento « signore sole » era un' incessante agitarsi di ventagli, il che non impediva alle fronti di grondar sudore e alle facce di essere rosse e congestionate. Perciò quando il treno si fermò a Cassino, con cinque minuti di arresto, ci precipitammo tutte correndo verso il caffè, colla speranza di poter acciuffare [1] qualcosa di fresco da buttar giù nelle fauci riarse.

Il piccolo caffè, non fatto per quella ressa, rigurgitava di gente, così che quando io arrivai ad afferrare un bicchiere di limonata, che appannava deliziosamente il vetro, la maggior parte dei viaggiatori correva già verso il treno per risalire.

— Eh, c'è tempo, c'è tempo, disse il padrone del caffè, un vero meridionale apatico e indolente, c'è tempo assai!

Ma non finiva di dir così che un fischio acuto fendette l'aria e *pouff pouff* il treno cominciava a sbuffare e a mettersi in moto. Un salto dal caffè al convoglio, uno sportello ancor aperto, sei mani

1. Afferrare, pigliare al volo.

pietose che mi si sporgevano, e, tirata su da quelle mani, spinta da un frenatore, io mi trovai nello scompartimento, ancor tutta stordita, mentre la stazionetta inghirlandata di convolvuli era già lontana, e sul sommo della collina vedevo fuggire il grande edifizio bianco e marmoreo della famosa abbazia benedettina[2].

Passato il primo scompiglio, naturalmente la conversazione si avviò intorno agli incidenti che possono accadere in viaggio; ciascuna delle mie compagne aveva da dir la sua : e chi aveva dovuto passare molte ore in una stazione perduta in piena campagna, chi pernottare in un albergo dall' aspetto losco dove aveva continuamente paventato qualche brutta sorpresa. Ma la più curiosa la narrò una signora di mezz' età, dal tipo spiccato di meridionale :

— A diciassett' anni non avevo mai lasciato il mio paese di Sinopoli, tranne in carrozza, per visitar qualche parente o per vedere qualche sagra[3] di villaggio; ma la linea ferroviaria a Sinopoli allora non c'era ed io non ero salita mai in un treno. Gl'italiani, già, viaggiano poco in generale, i meridionali meno che gl'italiani in genere, e noialtri calabresi poi.... specialmente le donne! — Basta, un giorno mio fratello che era tornato da poco da Napoli, dove s'era laureato ingegnere, si mette a dire che io dovevo a ogni costo saltar fuori dal mio nido, sgranchirmi[4] un po', vedere un po' di mondo, e insiste coi genitori per condurmi a fare un giro a Napoli e Roma. I genitori esitavano, ma io ne avevo una voglia matta, e cosí, unendo i miei voti a quelli di mio fratello Ernesto, finimmo per strappare l'ambito consenso, e pochi giorni dopo ce ne partivamo per il nostro viaggetto. All' ultimo momento si era unito a noi un amico di Ernesto, il conte C., che anche lui andava a Roma, « e così, diceva mio fratello, erano in due a farmi la guardia, e i genitori potevano star tranquilli. »

Era già il mese di settembre, ma faceva press'a poco caldo come oggi, e il treno, come oggi pareva un forno. Da tre o quattro ore si viaggiava senza incontrare una stazione dove si potesse avere una goccia d'acqua fresca, quando a Catanzaro annunciano quattro minuti di fermata e servizio di *buffet*. I miei due compagni si slanciano fuori del convoglio mentre io preferisco rimanere a custodia della roba, aspettando che mi portino essi un rinfresco ; ma ecco che capita precisamente ciò ch' è capitato qui ; la gente s'era riversata tutta al *buffet* come un branco di sitibondi, e prima che abbia fatto in tempo a tornare il treno si mette in moto. Disgraziatamente fra coloro che erano rimasti a terra vi erano anche i miei due compagni di viaggio. Spaventata mi getto allo sportello e vedo Ernesto e il suo amico che vorrebbero ancora salire sul treno, ma ne sono trattenuti da un impiegato, e mi fanno allora colle braccia dei grandi cenni, di cui non comprendo nulla. Poi anche quella vista scompare.

(*Continua.*)

Barbara Allason.

2. l'abbazia di Montecassino, fondato nell 529 da S. Benedetto, celebre per i suoi tesori e la sua storia. — 3. così diconsi le feste religiose dei villaggi. — 4. si dice così perchè il granchio vive attaccato al suo scoglio.

Les Cinq Langues

Nº 18. 20 Juin 1907. 7e Année.

PARTE ITALIANA

Cesare Lombroso nella vita quotidiana.

Celebrandosi il giubileo scientifico dell' illustre antropologo Cesare Lombroso, le sue due figliuole, Paola e Gina — la prima chiara scrittrice di cui i lettori

Cesare Lombroso.

delle *Cinq Langues* han potuto apprezzare due squisite novelle, dottoressa in medicina la seconda, e moglie all' illustre storico Guglielmo Ferrero — han solennizzato quest' occasione colla pubblicazione di un libro intorno alla vita ed alle opere del festeggiato. Dal capitolo « Mio Padre nella vita quotidiana » togliamo i seguenti interessanti passi.

A più di sessant' anni e dopo esser passato per tante traversie, mio padre è rimasto straordinariamente giovanile, col candore, la freschezza, la vivacità d'un fanciullo : fanciullo non solo per un' immutata facoltà di attingere gioia dalle minime cose, ma per una mobilità di umore, per una completa inesperienza del mondo che lo fan trattar da tutti con un' ombra di protezione, con più amore che ossequio.

Quando esce bisogna sorvegliare, correndogli dietro giù per le scale, che abbia il portamonete in tasca e che ci sian dentro denari, perchè altrimenti se ne va impavido in tram o nelle botteghe senza aver neppure cinque centesimi !

Il suo viaggio in Russia pel Congresso Medico Internazionale fu tutta una comica odissea. A Vienna perdette nell' albergo il portafogli dove aveva messo tutta la somma che aveva con sè ; costernato corse a denunziare il fatto alla polizia, e non pensò di informarsi al *bureau* dell' albergo, da cui riebbe il portafogli due giorni dopo ; allora sparse i biglietti di banca nei vari comparti della valigia e nelle varie tasche degli abiti — perchè così, pensava, non avrebbe più perduto « tutto » in una volta ! Senonchè anche questo ingegnoso espediente non valse, e un bel giorno gli « sparirono » cinquecento lire, o almeno egli non le trovò più.

*
* *

La cosa che forse più colpisce tutti quelli che hanno avuto occasione di avvicinarlo è la completa assenza in lui di posa e di sussiego [1].

Ha soprattutto un vero e profondo disprezzo per tutte le quisquiglie [2] e le onorificenze accademi-

1. sostenutezza affettata. — 2. le minuzie, le bazzecole.

che, che non cura minimamente di nascondere. Ecco un piccolo episodio in proposito.

Un giorno mio padre riceve una lettera dalla Russia, in cui gli si annuncia che è stato nominato socio onorario di non so più quale Accademia. Mio padre, veramente non molto commosso dell' onore, incarica mia sorella di rispondere ringraziando, e, quando due giorni dopo arriva un gran rotolo bollato e suggellato che egli crede contenere il diploma accademico, con la sua solita irriverenza, senza nemmeno esaminarlo, ne fa un cartoccio[3] e lo getta nella cassa della carta straccia, nel « baule dei morti » come lo chiama lui. Dopo parecchi giorni giunge un altro rotolo e un'altra lettera, sempre col bollo della stessa Accademia.

— « Che cosa diavolo vuole questa gente ? »

Era il segretario dell' Accademia che annunciava, profondendosi in iscuse[4], di aver commesso un errore nella spedizione dei diplomi : quello che egli aveva spedito prima non era destinato a mio padre, ma ad un altro socio ; e mentre mandava ora il vero diploma a mio padre lo pregava di rinviar l'altro per poterlo fare avere al legittimo proprietario ! Come restammo tutti sbigottiti ed umiliati quando dal « baule dei morti » si arrivò, finalmente, dopo lunghe ricerche, a tirar fuori quel povero decreto così mal ridotto.... che dovette essere inumidito e stirato per tornare un presentabile passaporto accademico.

* * *

Mio padre è molto buono : ha per esempio una bontà riguardosa, assai poco comune nelle nostre classi, verso gli inferiori : che una persona, e soprattutto una persona di servizio si scomodi per lui, per servilo, gli è assolutamente insopportabile. O si serve da sè, o domanda piuttosto ad uno di noi il piccolo servizio di portargli un bicchier d'acqua, di cercargli una carta, di andare ad impostare una lettera.

La sua affabilità con gli umili, con gli operai, con la povera gente, che proviene proprio da un radicato spirito di eguaglianza, diventa qualche volta persino intempestiva[5]. Se mia madre discute colla camiciaia perchè certe camicie fatte per lui sono strette di collo, egli interviene in difesa della camiciaia: — Che colpa ha questa povera donna se io ho un collo troppo grosso ?

Così la sua clientela è molto più ricca di clienti poveri che di danarosi. Ricordo un accidente curioso : una volta venne a farsi visitare una donna della provincia, una « fittavola » rustica, ma bene in panni[6] ; quando si trattò di pagare tirò fuori un biglietto da dieci lire che aveva evidentemente già preparato, ma vedendo la buona faccia di mio padre, le passò per la mente che avrebbe potuto dar meno : guardò un momento il biglietto e mio padre, e fece la prova : « Mi potrebbe dar indietro cinque lire ? ». Mio padre gliele dà : la donna parte, ma dopo dieci minuti (doveva esser rimasta sotto con la portinaia a chiarire i suoi dubbi) torna con una faccia franca e gran premura : « Ho pensato che mi sono sbagliata e che di due lire lei si può contentare... e mi restituisca le le altre tre lire. »

* * *

È avaro e generoso insieme : le due cose si conciliano più spesso che non sembri. Per esempio, non è mai andato a teatro in poltrona, ma sempre democraticamente in platea, anzi, perchè egli si diverta veramente e liberamente a teatro bisogna che non gli tocchi spendere più di 70 centesimi Ma intanto la sua « avarizia » non gli impedisce di andare in due o tre teatri in una stessa sera ; quando si accorge di conoscere già la com-

3. *cornet.* — 4. *profondersi in iscuse = faire des excuses à n'en plus finir.*

5. inopportuna. — 6. agiata.

media che credeva nuova, emigra in un secondo teatro di cui non legge neppure l'avviso, e quando vi si annoia troppo finisce in un terzo... perchè era ben deciso di passare la serata a teatro.

Un'altra spesa che non gli piace fare è quella della carrozza, va sempre in tram. Adoperare per iscrivere della bella carta bianca nuova e pulita, anche questo gli pare uno spreco, e la sostituisce spesso e volentieri con i mezzi fogli bianchi delle circolari, le buste vecchie, il rovescio delle bozze [7].

Un'altra delle sue piccole avarizie è quella dei telegrammi: gli secca [8] spedire un telegramma per banalità superflue, per ringraziamenti, saluti, complimenti « quando con due soldi di cartolina si può arrivar tale e quale ventiquattr'ore dopo ! »

Una nota bizzarra è ch'egli ha un'idea molto vaga dei prezzi e dei valori ; un cappello, un paio di scarpe, se ne sborsa egli il prezzo, gli paiono rappresentare una spesa colossale ; così trova formidabile il conto di un albergo : ma se lo paga un altro con i denari suoi, è come se glielo dessero *gratis*. Ha un curioso apprezzamento del denaro, tutto soggettivo. Cento lire non sono sempre e solo cento lire. Cento lire guadagnate con una visita medica e provenienti dal suo stipendio gli dànno un mediocre piacere ; cento lire guadagnate con un articolo gliene danno uno massimo : è contento, sodisfatto di vedere il suo lavoro cerebrale mutato in moneta corrente.

*
* *

Mio padre è un lavoratore veramente eccezionale per la continuità e la facilità del lavoro. Ci sono molti che hanno bisogno di essere in certe condizioni speciali e favorevoli per lavorare : di essere raccolti, di non sentire rumori, di sedere al proprio tavolo, di avere sempre la stessa carta, la stessa penna. Tutte

7. brutte copie, o prove di stampa. — 8. lo annoia.

queste son « piccolezze » che egli non sente. L'unico stimolo che egli cerchi è il sole, e per seguire il sole di stanza in stanza, emigra e si stabilisce con le sue carte su tutti i tavoli e in tutte le camere della casa: dal suo scrittoio alla tavola da pranzo, di qui al tavolo di mio fratello o al tavolino da lavoro di mia madre...

Quasi sempre detta : il filo del ragionamento gli sgorga netto e rigoroso, ma la frase è ripresa, cambiata, trasformata dieci volte mentre la pronuncia, cosicchè la sua dettatura riesce tutt' altro che definitiva. Per ogni scritto gli occorre un numero grandissimo di bozze, su cui rifà, si può dire, il manoscritto.

*
* *

Se la felicità è lo sviluppo consono di tutte le facoltà individuali dominanti d'un individuo, mio padre può considerarsi come un uomo veramente felice, perchè ognuno delle centinaia di lavori che ha concepito, ognuna delle migliaia di pagine che ha scritto, è stata concepita e scritta con gioia, infaticabilmente.

Egli non ha mai sentito tanto la fatica quanto la dolcezza di percorrere i sentieri così aspri del lavoro ; più che scoraggiarsi ai dirupi [9] e alle spine del cammino, si penetrò, si esaltò del profumo dei fiori, della limpidezza dell' aria, del piacere di salire.

Paola Lombroso.

9. rupe scoscesa ; luogo erto, difficile.

I progressi della scienza.

Un po' di scetticismo — forse più apparente che reale — serpeggia oggidì, circa i progressi e i vantaggi della scienza. Il numero 16 delle *Cinq Langues* nella Parte francese riproduceva un brioso articolo dove eran messi in burletta i vantaggi derivanti dalla chimica. Diamo oggi a titolo di curiosità questo

articolo del *Messaggero* di Roma, che gli fa riscontro.

Dunque, hanno scoperto un nuovo veleno, più potente, si capisce, di tutti quelli conosciuti finora. In fatto di veleni, di esplosivi e di altri mezzi e sistemi per ammazzare il prossimo, la importanza della scoperta sta tutta in ciò che il nuovo metodo mandi all'altro mondo più gente che non ne mandassero i vecchi, e con maggiore speditezza. La legge del minimo mezzo e del minimo tempo, che è l'essenza della civiltà, va applicata anche a questo lato del progresso umano : donde il fenomenale sviluppo della chirurgia e della balistica — scienze catastrofiche di cui i nostri bisnonni avevano appena una vaga e lontana idea. All'epoca loro gli uomini si ammazzavano lo stesso, ma non ritenevano necessario ammazzarsi con tanta fretta; e perdevano così un tempo prezioso, che avrebbero potuto impiegare utilmente ad ammazzare altra gente; le guerre duravano anni e anni, e alla fine c'erano ancora migliaia di soldati che restavano vivi. Capirete che a questo modo finiva lo scopo. La scienza è intervenuta provvidamente ed ha avocato [1] la pratica a sè. « Se si tratta di allungare la vita all'uomo, la cosa non mi riguarda : per questo, ci sono le quarte pagine dei giornali : ma se si tratta di farlo morire, son qua io ». E bisogna dire che ha lavorato con impegno. Per esempio, questo nuovo veleno di cui ho parlato in principio ha una potenza tale che un cinquantamillesimo di grammo basta ad uccidere un uomo: in altri termini, un grammo basta ad uccidere cinquantamila persone. Ho incaricato un mio amico, che si intende di arimetica, di calcolarmi quanti grammi del nuovo ritrovato sarebbero necessari per ammazzare tutta l'umanità. Appena mi avrà comunicato il risultato dei suoi calcoli, ve lo farò sapere : ma credo su per giù che con un paio di chili, tanti quanti se ne possono portare comodamente in tasca, ognuno potrebbe liberarsi della seccatura dell'amor del prossimo, sopprimendo il prossimo. Occorreva l'ingegno umano, per arrivare a tanto. Le bestie feroci, che non hanno studiato chimica, riescono appena a mangiarsi una alla volta : e qualche volta sono sazie prima di aver finito. Soltanto l'uomo era capace di consumar la vita in un laboratorio, per poter realizzare il sogno di Caligola (arretrato anche lui, a proposito, in fatto di tecnica) e dire : « Se tutta l'umanità avesse una sola testa e una sola bocca, e bevesse il contenuto di questa fialetta, io resterei solo nel mondo ». Una soddisfazione come un altra.

G. C.

1. si è riservata, ha reclamato per sè.

Il « Discobolo » della Regina Elena.

Una mattina della scorsa primavera i Reali d'Italia si erano recati a Castel Porziano, una loro tenuta posta a pochi chilometri da Roma, non lontano dalla spiaggia del Tirreno e dalla foce del Tevere.

La campagna all' intorno, tranne nei tratti che vanno di anno in anno bonificandosi [1], è tutta un ampio deserto; ma anticamente questo paese, ora così spopolato, era invece una terra fertile e rigogliosa, dove sorgeva *Laurentum*, città famosa, e fiorivano le splendide villeggiature dei felici romani, tra cui la celebre villa di Plinio.

Per espresso desiderio dei Sovrani, e specialmente della Regina Elena, da un po' di tempo in qua, nella tenuta di Castel Porziano si stavano eseguendo degli scavi, esplorando i ruderi di un' antica villa.

Quella mattina dunque, la Regina, mentre il Re se ne stava cavalcando lungo la marina, erasi recata a

1. bonificare il terreno = dissodarlo, renderlo produttivo.

visitare i lavori, quand' ecco ad un tratto, in mezzo alla terra e ai fram-

I frammenti del " Discobolo" ricostruiti dalla Regina Elena.

menti di mattone e cemento smossi dai picconi degli scavatori, apparire un marmo di squisita fattura. Era il ginocchio d'una statua. Per un paio d'ore fu un lavoro febbrile per liberare il marmo dalle macerie, dopo le quali apparvero alla luce del sole i frammenti della più bella copia del « Discobolo » del greco scultore Mirone, una delle opere più celebrate dell' antichità!

*
* *

Mirone, nato ad Eleuterai nell' Attica, fu uno dei predecessori di Fidia, e fiorì alla metà del secolo V avanti l'era volgare. Una sua insigne opera era il *Marsia*, gruppo in bronzo posto sull' Acropoli di Atene; accanto a questa, pure celebratissima il « Discobolo » o « lanciatore di disco » rappresentante un giovane palestrita [2] nell' atto di lanciare il disco, una massa di legno cerchiata di ferro, pesante, come almeno indicano i modelli del Museo di Berlino, un chilo e 800 grammi. Questo giuoco, che dava la misura della destrezza, costituiva una delle cinque parti (*pentatlo*) dell' atletica greca.

Di questa statua decantata da Quintiliano, da Plinio e Luciano, furono fatte nell' antichità numerose copie di cui alcune furono ritrovate, e di esse le più celebri sono: quella che si conserva al *British Museum*, quella del *Museo Vaticano* scavata nel secolo XVIII a villa Adriana e restaurata dall' Albicini, e quella appartenente al Principe Lancellotti, ritrovata nel 1781 entro la villa Palombara sull' Esquilino.

Ma nessuna, a detta degli archeologi e degli statuari, raggiunge la bellezza di questa scoperta a Castel Porziano, quantunque scolpita circa quattro secoli dopo l'originale in bronzo, disgraziatamente perduto.

Purtroppo però neanche questa

Il "Discobolo" ricostruito dal Rizzo.

copia è completa; mancano i piedi, manca il braccio che reggeva il

2. colui che gareggiava nelle palestre.

disco, e manca soprattutto la testa.

Caso o vandalismo? Chi sa? E quella testa si ritroverà forse in ulteriori scavi, o avrà avuto la sorte di tante altre troncate dal busto per divenir peso di stadere[3], o palle per il giuoco delle bocce?

* * *

Con grande entusiasmo la Regina Elena si accinse in persona alla ricostruzione dei preziosi frammenti e dopo qualche tempo il bellissimo marmo veniva regalato dei Sovrani al Museo delle Terme di Roma.

E fu qui che un archeologo valente, il professor Rizzo, con paziente studio, giovandosi dai modelli esistenti, e applicando quei mezzi fotomeccanici, quegli strumenti e quei rigidi sistemi comparativi di cui l'archeologia dispone ai nostri giorni, tentò e compì felicemente — in un modello in gesso — la ricostruzione dell' intera statua, la quale ora si ammira al Museo suddetto a lato dei frammenti di marmo pario recuperati nella villa laurentina.

E così il capolavoro mironiano, riconquistato, brilla ancora una volta dinanzi agli occhi degli uomini, come ventitre secoli e mezzo fa appariva per la prima volta agli occhi ammirati del più gran popolo di artisti!

B. A.

3. strumento col quale si pesano le cose piuttosto grevi.

Alla Jungfrau*.

Jungfrau, il viaggiatore che potesse pervenire alla tua vetta — e porre il piede sulla cima conquistata, — certo sentirebbe il suo cuore battere di nobile orgoglio; — mentre la sua anima, — simile all'aquilotto che passa sfiorandolo coll'ala — sotto il chiaro cielo, lieve fuggirebbe lungo i tuoi pendii immacolati.

Jungfrau, io so un cuore che come te si nasconde, — come te rivestito di una veste illibata[1], — e più vicino a Dio che tu stessa non sia al cielo. — Non stupire adunque, o montagna sublime, — se, la prima volta che ne ho visto la vetta, — essa mi sia sembrata troppo eccelsa per essere umana!

Alfredo de Musset.

* Vedi le altre quattro parti.

1. senza macchie.

Un viaggio memorabile.

(Continuazione.)

Io mi trovavo dunque lì, sola, abbandonata, chiusa in un treno che attraversava a gran velocità un paese perfettamente sconosciuto, — io che non ero mai uscita sola di casa, neanche per andare sino alla chiesa, io che non avevo mai visto attorno a me che gente nota dall'infanzia.

Bisogna sapere che cosa sia — che cosa fosse specialmente quindici anni fa — l'educazione di noi provinciali, laggiù in Calabria, dove le donne vivevano proprio come le turche degli *harems*, per capire il mio stato d'animo. Mi credetti morta, perduta, e non potei far altro che gettarmi nel mio cantuccio, piangendo disperatamente, e invocando in mio aiuto la Madonna e tutti i santi del paradiso.

Intanto nei pochi minuti di fermata a Catanzaro, nello scompartimento di prima classe, dove dianzi non eravamo che noi tre, era salito un signore. Dapprima questa circostanza m'aveva sgomentata ancor di più, ma questo nuovo compagno di viaggio, senza badare all'atto a me, senza neanche accorgersi delle mie lagrime e della mia disperazione, aveva disposto tranquillamente la sua roba, e per star più comodo

s'era addirittura tolta la giacca, dopo aver cacciato dalle tasche dei libri, dei sigari, dei giornali; quindi s'era allungato sul divano e s'era immerso nella lettura di non so che volume.

Intanto il treno correva e correva, e io misuravo con ansia il crescere della distanza tra me e mio fratello e mi sentivo sempre più sperduta e infelice. Quanto durasse la corsa del treno, non so; a me parve un'eternità; finalmente come Dio volle esso si fermò. Pur non avendo la menoma idea di ciò che mi convenisse fare, mi affacciai istintivamente al finestrino, ed ecco vedo un impiegato che corre lungo il convoglio e lo odo gridare il mio nome. A gran voce lo chiamo:

— Son io, son io.

— È lei? allora presto, presto scenda; suo fratello ha telegrafato da Catanzaro ch'ella scendesse qua a Cotrone prendendo tutta la roba e anche quella del loro amico, e rimanesse ad attenderlo qua.

In fretta e in furia, senza aspettar risposta, egli era salito sul treno e tirava giù le nostre valigie, sporgendole ad un facchino che aspettava giù, e in una confusione indicibile, io vedevo passare la nostra roba e anche della roba che non conoscevo e che doveva essere del conte C.

Poi, mentre il treno cominciava nuovamente a incamminarsi, anch'io fui tirata giù, e un momento dopo mi trovavo a terra, in mezzo a una montagna di colli, stordita, confusa, ma, grazie a Dio, coll'impressione di non esser più sola e abbandonata nel vasto mondo. Poco dopo sedevo nell'ufficio del capo-stazione stesso, il quale cortesemente si metteva a mia disposizione per il tempo che dovevo star lì ad aspettare: giacchè il diretto della sera non doveva passare che fra cinque ore.

Con un sospiro mi rincantucciai su un divano, e mi preparai ad attendere.

Già, ora che ci penso, m'imagino che figura buffa dovevo fare. Timida per natura, la novità di ciò che accadeva mi aveva tanto sconvolta che io non osavo letteralmente alzar gli occhi. Il capostazione mi s'accostò più volte offrendomi ora di rinfrescarmi, ora di prender qualche cibo, ma io non rispondevo altro che:

— Nossignore, grazie, non mi occorre nulla, — senza guardalo in faccia, come fosse stato un orco.

Quand'eccoti: cambiamento di scena.

Benchè fossi tutta assorbita dalla mia inquietudine, a un certo momento — circa un paio d'ore dacchè aspettavo — dovetti notare che nell'ufficio, dianzi sempre vuoto e tranquillo, si produceva un'insolita animazione: della gente entrava e della gente usciva; il capo-stazione era andato fuori un paio di volte, poi era rientrato fermandosi a qualche distanza da me, e finalmente era tornato ad uscire e l'avevo visto parlare animatamente col brigadiere dei carabinieri di servizio in stazione. Ad un tratto ecco che egli rientra col brigadiere, mentre, con indistinto terrore, vedo due altri carabinieri che si collocano da una parte e dall'altra della porta d'ingresso, — poi il brigadiere vien difilato[1] verso di me, e senza sgarbo, ma con un tono di voce fermo e freddo che mi mise i brividi, mi dice:

— Signorina, io le chiedo scusa, ma sono costretto ad adempiere a una formalità inevitabile. Ella deve permettermi di visitare la sua roba.

— La mia roba! esclamo io impallidendo, e non so dir altro.... Il brigadiere intanto, senza frapporre indugio, aveva cominciato a rovistare diligentemente le nostre valigie; era quasi alla fine dela sua visita e non aveva scoperto nulla che avesse arrestato la sua attenzione, quando, sollevando un soprabito del conte C. ne cade a terra un portafogli. Il brigadiere lo afferra, lo esamina accu-

1. dritto dritto.

ratamente di dentro e di fuori. Il capo-stazione, che era rimasto a pochi passi di distanza con un telegramma aperto in mano, si avvicina di botto[2], e tra i due uomini avviene un breve dialogo concitato di cui non comprendo nulla.

— Corrisponde perfettamente... — Dice biglietti di banco per lire quattro mila e una cedola al portatore di lire tre mila.... — Infatti... — Poi ecco le carte di visita .. E anche i dati del portafogli ...

— Non c'è dubbio...

Allora il brigadiere, volgendosi verso di me con un viso che non scorderò mai:

— Signorina, come spiega ella la presenza di questo portafogli fra la sua roba?

Frenando a stento una gran voglia di piangere, rispondo:

— Ma, non so.... Suppongo che sia del conte C., l'amico di mio fratello che viaggiava con noi.

— Ah, ella *suppone*: ma con certezza *non sa* a chi questo portafogli appartenga?

— Io no, non so...

— Non sa che è di quel signore salito a Catanzaro e rimasto solo con lei nello scompartimento?

— Di quel signore? Gran Dio!

— Signorina, riprende allora il brigadiere sempre più gelido, io sono dolente, ma devo fare il mio dovere. E fa un cenno ai carabinieri che eran rimasti sulla porta.

Allora compresi: io, io ero arrestata per ladra e sarei stata condotta *in prigione*! Fu un lampo, poi la mente mi si annebbiò, i sensi si oscurarono, e caddi svenuta.

Quando rinvenni mi trovavo nella stessa stanza, adagiata sullo stesso divano. Seppi più tardi che il capo-stazione, più fisionomista a quanto pare, del brigadiere, aveva protestato doversi trattare d'un equivoco, e aveva ottenuto che fossi lasciata lì « sotto la sua responsabilità » fino all'arrivo dei miei compagni. Il brigadiere s'era arreso con molte difficoltà; ma da una parte e dall'altra del divano vegliavano i suoi angeli tutelari.

E fu così che un paio d'ore dopo mi trovò Ernesto: alla vista di sua sorella, pallida pallida, coricata su un divano, tra due carabinieri, credo che fu a un pelo[3] di svenire anche lui.

Come Dio volle l'equivoco non tardò a dissiparsi. Il conte C. era un gran proprietario molto noto, per di più in quel tempo era sindaco del suo paese: anche mio fratello aveva seco delle carte che tolsero presto ogni dubbiezza. La mia innocenza fu riconosciuta. E così il mattino dopo Ernesto ed io potemmo ripartire, accompagnati per giunta dalle scuse delle autorità locali. Ma s'intende che avevamo ripreso il treno verso Reggio Calabria: di viaggiare oltre, per quella volta, non volli assolutamente saperne più..... nè la voglia di girare il mondo mi tornò tanto presto.

Barbara ALLASON.

2. repentinamente.

3. mancò poco che....

Les Cinq Langues

Nº 19. 5 Juillet 1907. 7e Année.

PARTE ITALIANA

Miscellanea.

Agli ultimi di maggio fu celebrato in Roma il 40º giubileo letterario di uno scrittore modesto quanto valente, conosciuto all'estero non meno che in patria: Salvatore Farina.

L'opera di S. Farina abbraccia molti romanzi e molte novelle. È un'opera schietta e spontanea, schiva di ogni eccesso, che trova nella vita quotidiana, negli affetti della famiglia, nei casi della gente semplice e comune la felice ispirazione. « La sua arte, dice Mario Rapisardi, ottiene a via [1] di sfumature delicate i rilievi più pittoreschi e più vivi, attinge senza visibile fatica alle fonti più alte del sorriso e del pianto. »

La festa del suo giubileo letterario si compiè nelle sale del Collegio Romano, presente S. M. la Regina Madre, oratore il De Gubernatis. Si festeggiava il 40º compleanno del giorno in cui il Farina vendeva a un editore — *per cento lire* — il suo primo romanzo « I due amori ». Da quel giorno quante lotte, quanti stenti! Poi a poco a poco il successo venne, e con esso il benessere, la quiete.

Pochi sanno che il Farina è sardo — di Sorso — ; per i più egli è lombardo ; a Milano infatti visse a lungo e diede il fiore delle sue forze intellettuali. Figlio d'un magistrato, che voleva far di lui un leguleio [2], abbandonò i codici appena laureato, prese moglie e si dedicò alla letteratura : aspri tempi, turbati per dippiù da un forte dolore : la lunga malattia e la morte dell'intimo amico Ugo Iginio Tarchetti, gentile poeta, che il Farina ospitò in casa, perchè avesse il conforto d'una famiglia, e che gli morì tra le braccia!

Ora il Farina abita a Lugano in una bella casa, sul lago. Alto, robusto, dai capelli brizzolati ma lunghi e ondeggianti, dal viso maschio e aperto adorno da un largo pizzo alla moschettiera, completato da folti baffi, non è accessibile a forma alcuna di rancore o di violenza. Ottimista incorreggibile, è un solitario, che ama immergersi nei pensieri dell'al di là, del divino. Alieno da ogni intemperanza, il Farina non beve liquori, non fuma, si tiene lungi da ogni eccentricità, si corica presto e all'alba è in piedi, ama i fiori e la musica, la casa e la famiglia. Tale è l'uomo che riscosse già l'ammirazione di due generazioni, e che ebbe ora per la sua festa l'omaggio d'una Regina intellettuale.

* * *

L'Imperatore di Germania ha acquistato di questi giorni Villa Falconieri, la più antica e una delle più belle ville che fan corona alla ridente cittadina di Frascati.

Villa Falconieri, cantata in versi e in prosa da romanzieri e poeti, magnificata da Giorgio Sand, da Paolo Heyse, da Riccardo Voss, deve la sua origine, prima del 1550, al cardinale Ruffino. Un gran parco ombroso, con uno stagno circondato da cipressi, serio e solenne, attornia la villa, la quale, disegnata dall'architetto Borromini, e costruita in un bel travertino biondo, è

1. per via, per mezzo. — 2. uomo di leggi.

tutta una leggiadria di altane [3], di terrazzi, di stucchi; dentro, le sale sono allietate da affreschi di Carlo Maratta, pieni di luminosità; meravigliosa poi la vista che si gode del palazzo e che abbraccia tutta la Campagna Romana, dalle foci del Tevere alla vetta del M. Cavo, dal piano dove splendono le case di Roma sormontate dalla cupola di S. Pietro, ai monti della Sabina e alle alture dell'antichissimo Tuscolo!

La villa sarà adibita a luogo di convegno e di riposo dei numerosi artisti tedeschi che ogni anno convengono a Roma per studiarne le bellezze artistiche e i monumenti.

***

Bologna, il 13 giugno ha solennemente commemorato il terzo centenario della morte di Ulisse Aldrovandi, sommo filosofo, naturalista, botanico e medico che per ben 50 anni, dalla sua cattedra, difese la libertà del pensiero e della scienza contro l'invadente ingerenza del governo pontificio e della corte. Professori e rettori di varie università pronunciarono applauditi discorsi, dopo che nell'aula magna dell'antico Studio di Bologna veniva inaugurata una lapide a colui che ben meritò il titolo di « Aristotele dei tempi moderni ».

3. loggie.

Doctor in utroque.

(Memorie letterarie.)

Nella *Natura ed Arte* Salvatore Farina pubblica sotto il titolo di *Doctor in utroque* un grazioso capitolo delle sue memorie letterarie in cui narra come, studiando all' Università di Torino si fidanzasse con una graziosa vedova presso la quale aveva trovato alloggio e che egli sposò subito dopo essersi laureato.

È uno dei capitoli più interessanti nella biografia dell' illustre scrittore, che noi vediamo ai primi principii della sua carriera, in mezzo a difficoltà economiche, di fronte alle quali altri si sarebbero scoraggiati, e ch' egli affrontò animosamente [1] movendo alla conquista della gloria..... e del pane quotidiano.

Dopo aver descritto col solito brio le sue peripezie in cerca di camera mobiliata, il Farina narra come un giorno, recandosi all' Università, vedesse un cartellino coll' annuncio di una camera d'affittare agli ammezzati [2].

Salii l'unica scala. Sonai, si schiuse un uscio, e agli occhi miei preparati all' affetto da lunga solitudine si affacciò una gentile creatura, quasi una bimba ancora, benchè vedova, e con prole più del necessario.

La conduceva per mano il mio destino, il destino nostro; perchè subito quella gentile mi piacque, mi piacque troppo! La camera che io dovevo occupare la guardai lungamente, ma non la vidi quel giorno. Invece a occhi aperti indovinai tutta la strada a me segnata; accettai la via tribolata [3], Cristina gentile, i figli suoi, accettai tutto.

Però non fu facile.

Dopo una lunga pena di silenzio, un giorno lasciai scritto sopra un tavolino, sul quale non dimenticavo mai nessuna carta, questa notizia appresa in non so qual vecchio libro francese, forse in Gian Giacomo o in Chamfort: che un affetto confessato, ancorchè non corrisposto, ci riesce più sopportabile.

Essa che con le proprie mani di faterella riordinava tutto, lesse ed intese. Io tornando a casa già mi ero imaginato tante cose: che mi dovesse venire incontro più pallidina in viso, che negli occhi profondi dovessi scorgere appiattato [4] un dubbio crudele. Essa invece fu grave come non era stata mai, io taciturno e orso peggio della vigilia.

— Buona sera!

— Buona sera!

La mia doglia [5] mal medicata da

1. coraggiosamente. — 2. *entresol*. — 3. travagliata, spinosa. — 4. nascosto. — 5. sofferenza.

un sorriso cortese si aggravò il giorno dopo, e nel luogo medesimo dove avevo deposto la mia confessione, *dimenticai* un mazzolino di viole. Cristina lo vide e me lo fece trovare entro un bicchiere al mio ritorno, e perchè io non la ringraziavo di quell'attenzione, ella si scusò con grazia modesta, di aver prolungato un po' la vita a quei fiorellini moribondi.

— Le sue violette *a murio...; i l'aine fait bin*[6] *?* Io risposi tremando che ella « faceva sempre bene » ma che i fiori erano suoi perchè io non avevo osato darglieli in persona.

Essa balbettò:

— E perchè non osava? che cos' ha?

Ah non lo sapevamo nessuno dei due che accadesse nelle anime nostre, certo era il presentimento del futuro. Con audacia nuova le dissi il mio affetto. Ella non rispose, rimase lì come una colomba presa, a piangere in silenzio. Poi le vocette dei suoi bimbi ci destarono. Essa andò di là; io rimasi percosso dal destino caro e pauroso.

Ciò accadeva durante il penultimo anno del corso Universitario. Passate le vacanze lontano da Torino, il Farina vi fece ritorno e si mise a studiare per l'esame di laurea.

Recandomi in braccio il piccolo Carlo, l'ultimo angioletto del primo marito di Cristina, invocando gli spiriti benigni che mi somministrassero forze sufficienti al cimento mandavo a mente il sugo condensato di duemila e più articoli per essere pronto a diventare il più presto possibile marito, padre e *doctor in utroque jure.* La cosa non fu possibile nello stesso giorno.

All'otto agosto del 1868 presi la laurea con 169 punti su 170, ai primi giorni di settembre mi sposai Cristina a pieni voti. Il voto mancato alla laurea me l'aveva tolto il professore di diritto amministrativo, in pena di essermi addormentato un giorno alla sua lezione.

. . . .

6. *morivano... ho fatto bene?*

Così, a soli ventidue anni, senza patrimonio, senza alcuna carriera aperta, con una famiglia sulle braccia, mi recai a Milano dove mi aspettava un caro e fedele amico, il Tarchetti, col proposito di vivere di letteratura.

Pensate che pasti si preparassero alla mia famigliuola!

Salvatore Farina.

I cani nella "Divina Commedia".

La bella rivista "Il Cane" pubblica questo interessante articolo di Corrado Ricci, che riproduciamo in gran parte:

I cani hanno suggerito a Dante bellissime similitudini e comparazioni; ma, tranne uno che pel rotto della siepe[1] si è ficcato in *Paradiso*, tutti gli altri sono rimasti nell'*Inferno*

Cerchiamoli quindi all'*Inferno.*

Nel canto VI urlano, poi abbaiando agugnano[2], per racquetarsi quando mordono il pasto e intendono a divorarlo; nel XVII si agitano

Or col ceffo, or col pie', quando son morsi
O da pulci o da mosche o da tafani;

nel XXIII *acceffano*[3] la lepre; nel XXX latrano; nel XXXIII rodono l'osso coi denti forti. Gli usi o gli atti loro sono dunque, sin qui, descritti dal poeta con rapidità e con evidenza, ma non richiedono commento. Un commento può invece parer necessario pei due accenni del canto XXI:

Con quel furor e con quella tempesta
Ch'escono i cani addosso al poverello
Che di subito chiede ove s'arresta

Osservazione giustissima quella che i cani s'avventano di preferenza contro i poveri: non certo per un innato spirito aristocratico, quanto per un vizio di educazione od anche

1. *pel rotto della siepe* o *pel rotto della cuffia* = per caso. — 2. Dante dice *agugna* per *agogna* cioè anela al cibo. — 3. acciuffano, afferrano.

per l'esempio dei loro padroni, di bene accogliere i signori e male i miserelli. Ma le cose come sono un po' mutate in società, sono pure mutate nella condotta de' cani; e state sicuri che se la tirannide popolare finirà per avere sopravvento ed impero, i cani addenteranno non più i poveri, ma i signori, e l'immagine dantesca non sarà più che un ricordo storico!

Ma che significa l'ultimo verso della terzina citata?

Ho guardato molti commenti danteschi, ma nessuno si spinge più in là della... pelle [4] e dicono, su per giù, che il poverello chiede l'elemosina. Tante grazie! Ma il verso dice qualcosa di più: dice

Che di subito chiede ove s'arresta.

E per noi questo significa che il poverello assalito dai cani e costretto a fermarsi lungi dalla porta cui voleva bussare, ossia dal luogo dove voleva giungere per chiedere la carità, implora ad alta voce per essere, oltrechè soccorso d'elemosina, anche liberato dall'assalto dei cani. Solo così — così sembra — quel verso cessa d'essere inutile e torna a significar qualcosa. E noi sappiamo che Dante non ha verso senza pensiero!

Al verso 43 un diavol nero, rapido « con l'ali aperte e sovra i pie' leggiero » passa correndo d'innanzi a Dante; tiene sull'omero acuto un Lucchese che gitta nella pece bollente tra i barattieri [5], e si volge così rapidamente, che

.... mai non fu mastino sciolto
Con tanta fretta aseguitar lo furo [6].

Queste parole sembrano chiare, non è vero? Eppure i commentatori hanno trovato modo d'esser anche qui in disaccordo! Qualcuno ha sostenuto che la velocità è di chi scioglie il cane; qualcuno, del cane stesso! Certo, in realtà, è dell'uno e dell'altro. Ma chi era che scioglieva il cane « a seguitar lo furo? » In altre parole: che cosa può aver suggerita l'immagine a Dante! Il fatto speciale d'un contadino o d'un padrone di casa che, avendo veduto o sentito un ladro, corre a slegare il cane dalla catena e glielo aizza contro?

Non crediamo. — Crediamo invece che la immagine l'abbia suggerita la sbirraglia [7] che una volta compiva le sue perlustrazioni, precisamente con un mastino che lanciava contro i fuggitivi.

E l'uso ha durato secoli e secoli per ladri e per schiavi.

Chi non ha letto nella *Capanna dello zio Tom* che gli Americani del Sud tenevano dei cani per trovar le traccie degli schiavi scappati? E il Bancroft nella storia degli Stati Uniti non racconta anche che gli Spagnuoli sbarcati alla Florida con Ferdinando de Soto, avevano dei cani per inseguire gli indigeni e farli schiavi?

Ma, senza andar così lontano, guardiamo il *Tractatus de re militari et machinis bellicis*, scritto intorno al 1330 da Paolo Savetino Ducense e conservato nella Biblioteca Nazionale di Parigi. Vedremo alcune miniature ritraenti cani cinti da una gualdrappa di cuoio a squame ferree, lanciati contro il nemico.

Meglio però specifica Francesco Guidotti, nella sua *Cronaca bolognese* inedita, al 1480: « Fu appiccato Giovan della Cerva gran homicida, biastematore e ladro; fu preso con li cani perchè correa e saltava terribilmente, di modo che non si potea pigliare dalli homini. Messer Galiazo Marscotto Confalonier di Giustizia lo fece appiccare » [8].

Corrado Ricci.

4. della superficie. — 5. coloro che trafficano dei pubblici uffici, vendendo le cariche. — 6. *lo furo* = il ladro.

7 gli sbirri, le guardie. — 8. l'ortografia è antica, come dinotano *homicida, biastematore, homini* per *omicida, bestemmiatore, uomini*.

La visione di Bruto*.

Non la calda notte asiatica rinfrescava umido il vento,
Ma pel cielo afoso, cerulo, sopra il vasto accampamento,
Risplendea la luna immobile, risplendea come d'argento.
Tra i palmizi non s'udivano gorgheggiare i rosignoli,
Nè posavano tra i datteri le colombe i lenti voli[1],
Ma strideano lamentevoli nella notte i corvi soli.
Duci e militi dormivano. Bruto, come avea costume,
Meditava, e della lampada balenò vermiglio il lume.

Ad un tratto ecco ei riscuotesi, e l'orecchio attento porge.
— Bruto, Bruto! — una terribile voce grida, e Bruto sorge
Dal giaciglio, e una fantasima gigantesca, orrida scorge.
Essa incede[2]: i pie' non toccano terra. — O spirto vagabondo,
Uomo o nume[3] sei? Del Tartaro perchè mai l'abisso fondo
Hai lasciato? — Bruto impavido chiede — e a che[4] ritorni al mondo? —
L'ombra disse: — Il triste démone tuo son io. Ci rivedremo
A Filippi! — Sia — risposele Bruto — là ci rivedremo!

Un sanguigno ultimo crepito die' la lampada riarsa,
Nella notte la fantasima minacciando era scomparsa.

Giovanni Targioni-Tozzetti.

* Allude al ben noto fatto storico. — 1. costruisci: nè le colombe posavano fra i datteri i lenti lor voli. — 2. avanza. — 3. dio. — 4. perchè.

I libri.

Americo Scarlatti, nel suo volume *Et ab hic et ab hoc* raccoglie pensieri, motti, sentenze di uomini celebri intorno ai libri, per dimostrare quale importanza essi abbiano nella vita di ogni uomo che pensa e studia.

« Una casa senza libreria è una casa senza dignità; ha qualche cosa della locanda » scrive Edmondo De Amicis. Il Machiavelli, quando ritornava a casa la sera, indossava la toga per entrare nel suo studio « a conversare con gli antichi » com' egli diceva, e lasciò scritto che questa era la sua delizia più grande. « *C'est la plus grande munition que j'aye trouvé à cet humain voyage* », lasciò scritto dei libri il Montaigne, e Confucio[1] non soleva chiedere agli dei che una casa piena di libri e un giardino pieno di fiori! John Lubbock, un moderno questo, e inglese per giunta, scrive « E la biblioteca fu per me una terra fatata; un castello incantato della felicità, un cielo di pace, dopo le tempeste e gli affanni del mondo. »

Per procurarsi dei libri, di tutti i tempi gli uomini insigni spesero le maggiori somme e fecero talora i più ingenti[2] sacrificii. Così il Panormita[3] vendette un suo podere per poter comprare un Tito Livio che valeva 120 scudi d'oro, ed Erasmo di Rotterdam anteponeva la necessità dei libri a quella del vestire: *Statimque ut accepero pecuniam, græcos primum autores, deinde vestes emam*!

Adesso, nel nostro secolo di industrialismo, i libri sono un po' in ribasso; ma vi fu un tempo in cui il non posseder libri era segno di volgarità ed era una vergogna. Caratteristico a questo proposito l'aneddoto di quel ricco Servien che, presso a morire, fece chia-

1. filosofo cinese del V sec. av. C.

2. grandi, cospicue. — 3. Antonio Beccadelli detto il *Panormita*, umanista napoletano (1394-1471).

mare il celebre bibliofilo Menagio [4] e gli disse:

— Che si penserebbe di me se dopo la mia morte non si trovasse nell' inventario dei miei beni una qualsiasi biblioteca? Vi prego di cercarmene una d'occasione e di farne acquisto per me.

4. Gilles Ménage, nato ad Angers nel 1613, morto a Parigi nel 1692, autore del *Dictionnaire des origines de la langue française*.

Era morto in quei giorni un naturalista che aveva lasciato una discreta collezione di libri riguardanti le scienze naturali. Si trattava di scienze che il Servien non aveva conosciuto neppur di vista, ma l'occasione era buona. Menagio comprò quei libri per sole seimila lire, e così, nell' elogio funebre del Servien si disse che egli era altresì un appassionato cultore di scienze naturali!

Paesaggio alpestre.

Mi vien dal monte il sano e forte odore
Dei radi fior selvaggi, degli abeti,
Dei nevai [1] che si stendono quieti
In un lontano e fulgido splendore.

Paesaggio alpestre.

Viva rinasce nel mio stanco core
La magía dei pensier sereni e lieti,
Vivi tornano i sogni dei poeti,
Svaniscono i fantasmi del dolore.

1. campi di neve.

Tremulo, fra le nubi, un folgorío
Di sole irraggia le cime lontane,
Nei tetri boschi la natura tace.

Ma qui non va per l'aria un tintinnío
Lieve di mandre, o un suono di campane?
Io l'ascolto, rapíto. Oh quanta pace!

Luigi di San Giusto.

Ricordi Donizettiani.

Gaetano Donizetti, scrisse la *Lucia* nel 1835, a Napoli, ove rimase fino al 1837.

Come egli aveva fulminea la concezione *Lucia* venne compiuta in una quindicina di giorni. Salvatore Cammarano ne aveva sceneggiato il libretto col Donizetti, e consegnava al maestro giorno per giorno le strofette che egli scriveva sotto i portici del teatro S. Carlo, passeggiando su e giù, — là dove oggi quattro scrivani pubblici esercitano per pochi soldi il loro mestiere.

Una sera il Maestro aveva invitato parecchi amici e parecchie signore a tenergli compagnia. Aveva bisogno di distrarsi: da più giorni infatti la *cavatina* finale della Lucia gli gravava[1] sull'animo senza ch'egli riuscisse a trovare per essa il *motivo* che lo appagasse, e ciò lo metteva di pessimo umore. Nessuno degli invitati sapeva spiegarsi il cattivo umore del Maestro, il quale rispondeva sgarbatamente anche alle signore, nè si affrettava — come era invece sua abitudine in casi consimili — a chiederne scusa.

Donizetti effettivamente sembrava in collera con tutto e con tutti, persino col suo fido Cammarano, il quale, quattro o cinque giorni prima, portandogli i versi della famosa cavatina, gli aveva detto, non cercando di nascondere un certo senso d'orgoglio:

— Leggi, Gaetano, questi sono forse i miei versi migliori.

E Gaetano Donizetti, che era anche un uomo di spirito, gli aveva risposto sorridendo benevolmente:

— Può darsi, amico mio, ma sono sempre versi da cani!

Quella sera dunque Gaetano Donizetti sembrava in collera con tutto l'universo. Girava per la stanza come un leone in gabbia, bestemmiando sottovoce, arruffandosi i capelli, inciampando nelle sedie, urtando i mobili.

Una cantante aveva tentato di fare un po' di musica, ma era stata costretta a rinunciarvi subito. Donizetti mostrava apertamente di annoiarsi.

Qualcheduno, dopo un'ora trascorsa in un semi-silenzio penosissimo, interrogò il Maestro.

— Che vi accade?

— Nulla, rispose Donizetti, ho mal di capo. Credo di aver la febbre. Era, infatti, rosso in volto, di un rosso cupo, come un congestionato. E un' altr' ora trascorse, noiosissima per alcuni, dolorosa per altri, sopratutto per il buon Cammarano, il quale non sapeva spiegarsi lo stato anormale del Maestro. Improvvisamente Gaetano Donizetti si fermò in mezzo alla stanza, si portò le mani al capo, ed uscì rapidamente senza dire una parola.

Gl'invitati si guardavano stupiti. Salvatore Cammarano, il quale aveva indovinato, accennò a tutti di tacere.

Dopo qualche minuto giunse nella stanza l'eco lontana di una melodia meravigliosa: accordi lenti e soavi di pianoforte, e una

1. pesava.

voce rauca, fioca — la voce di Gaetano Donizetti — la quale cantava :

Tu che a Dio spiegasti l'ali
O bell' alma innamorata...

Quando la voce tacque gl'invitati si guardarono in volto commossi. La cantante che un'ora prima aveva voluto far della musica aveva le lagrime agli occhi.

Attesero tutti. Ma Gaetano Donizetti non cantava più.

E un'altra ora trascorse.

Salvatore Cammarano, non potendo reggere all' attesa, si recò nella stanza da letto di Gaetano Donizetti, dove trovò il maestro abbandonato sopra il letto, col capo fra le mani, in atteggiamento di dolore infinito.

— Che hai ?

Ho trovato, ho trovato — balbettò Donizetti — ma la testa mi scoppia. Ah come soffro ! Hai sentito ?

— Sì, tutti abbiamo sentito. È grande.

— Sì .. ma è grande anche il mio mal di capo. Saluta tutti quanti. Io vado a letto. Augurami di poter dormire.

* * *

Dieci anni dopo, nella cella del Manicomio, dove languiva senza ingegno e senza coscienza, Gaetano Donizetti, in un ultimo fuggitivo risveglio della sua memoria e della sua anima, ripeteva ad un altro le stesse parole :

— Augurami di poter dormire!

E si addormentò, infatti, per non risvegliarsi più.

Il bruco e la volpe *.

Favola.

Un' assemblea di animali s' intratteneva un bel giorno intorno all' ingegnoso baco che fabbrica la seta, e tutti gli animali lodavano l'opera sua. Quale saggio di essa venne mostrato un bozzolo, e dopo che fu esaminato le lodi aumentarono ancora. Persin la talpa, nonostante la sua cecità, confessò che quel bozzolo era un prodigio.

Rincantucciato in un angolo, il bruco mormorava parole offensive, chiamando quel lavoro mirabile una bagattella, e imbecilli quelli che lo lodavano. Gli animali si chiesero l'un l'altro : « Perchè mai codesto spregevole bruco vitupera ciò che noi, tutti d'accordo, lodiamo ? » Finchè la volpe disse : « La ragione non potrebb' esser più chiara. Non sapete, colleghi, che anche il bruco fa dei bozzoli, ma che li fa male ? » IRIARTE.

* Vedi le altre quattro parti.

Il Re del Siam pòsa...

Come posa il Re del Siam davanti al celebre pittore Carolus Duran che gli sta eseguendo il ritratto nello studio Margotti a San Remo è degno di essere risaputo. Il sovrano siamese veste il costume nazionale: calzoni neri a striscie rosse, *redingote* da generale, bianca, scintillante di decorazioni. Al collo porta una collana di diamanti ed una catena d'oro dalla quale pende un piccolo elefante d'oro massiccio. Nella destra tiene lo scettro d'oro : sulle ginocchia l'elmo, con grandi piume bianche ; al fianco una gran sciabola e sulle spalle il manto reale. Questo manto è semplicemente meraviglioso : è tessuto di fili d'oro e sparso di gemme. Il Re estremorientale porta scarpe così piccole, che sarebbero adattissime per una signorina. La sua pazienza — scrive il corrispondente del *Momento* — come modello è veramente ammirevole ; egli rimane a lungo immobile e con quell' atteggiamento, quello sfarzoso costume, e quel colore del viso farà l'effetto d'un vecchio bonzo in preghiera, stranamente travestito.

Les Cinq Langues

N° 20. 20 Juillet 1907. 7e Année.

PARTE ITALIANA

Memorie Garibaldine.

In tempi recenti poeti e scrittori si sono ispirati a Giuseppe Garibaldi; tra i più celebri il d'Annunzio colla *Canzone di Garibaldi* e il Marradi colla *Rapsodia*

garibaldina. Ma nessuno ha emulato mai l'aureo libretto di Giuseppe Cesare Abba, *Da quarto al Volturno*, che, sotto il modesto titolo di *Noterelle di uno dei Mille*, contiene la più luminosa e potente evocazione dell' eroica spedizione del 1860.

Da questo libro — nei giorni che tutt' Italia festeggia il centenario della nascita di Giuseppe Garibaldi, togliamo alcuni brani, — rapidi scorci, dove « l'eroe dei due mondi » ci appare in tutta la sua poesia.

13 maggio 1860 — durante il *gran alt.*

(Descrive la partenza da Marsala per l'interno dell'isola.)

... Sempre sorridente e colla buona novella in fronte, arrivò ultimo Garibaldi collo Stato Maggiore. Cavalcava un baio da Gran Visir, su di una sella bellissima, colle staffe a trafori. Indossava camicia rossa [1] e calzoni grigi, aveva in capo un cappello di foggia ungherese e al collo un fazzoletto di seta, che quando il sole fu alto si tirò su a far ombra al viso. Scoppiò un gran saluto affettuoso; ed Egli, guardandoci con aria paterna, si spinse fino in capo alla colonna. Poi le trombe suonarono e ci ponemmo in marcia.

Fatto un bel tratto della via consolare, si pigliò la campagna, per una straduccia incerta e difficile tra i vigneti. I nostri cannoni venivano dietro a stento, su certi carri dipinti d'immagini sacre, tirati da stalloni focosi, che spandevano nell' aria la grande allegria delle loro sonagliere. Ci siamo fermati a questa fattoria; una casa bianca e un pozzo in mezzo a un oliveto. Che gioia un poco d'ombra, e che sapore il po' di pane che ci han dato! E il Generale [2], seduto a pie' d'un olivo, mangia anche lui pane e cacio, affettando [3] con un suo coltello, e discorrendo alla buona con quelli che ha intorno. Io lo guardo e ho il senso della grandezza antica.

*
* *

16 maggio sera.

(Descrive l'eroica giornata di Ca-

1. Tutti i Garibaldini portavano la camicia rossa, alla marinara. — 2. Garibaldi. — 3. tagliando a fette.

latafimi. Il piccolo esercito glorioso si dispone alla battaglia.)

Dopo breve tratto sostammo. E allora vidi la nostra bella bandiera portata al centro della settima (compagnia), quel centinaio e mezzo di giovani, quasi tutti studenti dell' Università di Pavia, fior[4] di Lombardi e di Veneti, la compagnia più numerosa e più bella.

A GIVSEPPE GARIBALDI
Gli Italiani residenti in Valparaiso
1855.

Lessi queste parole, trapunte a caratteri grandi d'oro su d'un lato della bandiera. Sull' alto trionfava l'Italia, figurata in una donna augusta, che, rotte le catene, sorge ritta su d'un trofeo, cannoni e schioppi, tutt' oro e argento.

(Dopo alcune ore di combattimento.)

Là vidi Garibaldi a piedi, colla spada inguainata[5] sulla spalla destra, andare innanzi lento e tenendo d'occhio[6] tutta l'azione. Cadevano intorno a lui i nostri, e più quelli che indossavano camicia rossa. Bixio[7] corse di galoppo a fargli riparo col suo cavallo, e tirandoselo dietro la groppa, gli gridava:

— Generale, così volete morire?

— Come potrei morire meglio che pel mio paese? — rispose il Generale e, scioltosi dalla mano di Bixio, tirò innanzi severo. Bixio lo seguì rispettoso.

Ferruccio a Gavinana[8]! pensai tra me, rallegrandomi del ricordo: ma subito mi tremò il core; credei d'indovinare che al Generale paresse impossibile il vincere, e cercasse di morire.

* * *

Caserta, 8 d'ottobre.

(Dopo la vittoria di Maddaloni, Garibaldi fa radunare l'esercito nella reggia di Caserta per distribuir le lodi e il biasimo.)

... Entrava allora Garibaldi. Teneva in mano il cappello all'ungherese, e, appena fu in mezzo al quadrato, parlò:

— Eroi della diciottesima Divisione, in nome dell'Italia io vi ringrazio!

Poche altre cose, orazion piccola, come sa far lui, poi subito i nomi di quelli che si segnalarono nei combattimenti. Pareva che là dentro l'aria lampeggiasse di gloria. Ma poi il volto di Garibaldi si oscurò, e la sua voce divenne fiotto[9] di tempesta.

— Ora che ho ricompensato i valorosi, punirò i vili!

Fu un fremito. Tre ufficiali chiamati a nome in mezzo a quel quadrato, uscirono dalle file, trovarono la forza di far quei pochi passi senza cader fulminati; e là, sotto gli occhi di Lui, furono spogliati delle loro insegne da un aiutante maggiore. E non morirono! Finito quello strazio, il Generale, continuando come uno che dà un addio a gente morta, disse:

— Andate, inginocchiatevi davanti al vostro Comandante, pregatelo di darvi uno schioppo, e al primo incontro, morite!

* * *

26 ottobre.

(Narra l'incontro di Garibaldi con Vittorio Emanuele.)

Ho ancora il capogiro. Sono ancor pieno di quel che ho veduto. Una casa bianca a un gran bivio, dei cavalieri rossi e dei neri mescolati insieme, il Dittatore[10] a piedi; dei pioppi già pallidi che lasciavan venir giù le foglie morte sopra i reggimenti regolari che marciavano verso Teano...

A un tratto, non da lontano, un rullo di tamburi, poi la fanfara reale del Piemonte, e tutti a cavallo!...Ed ecco un rimescolío nel polverone che si alzava laggiù,

4. *Vélite.* — 5. nel fodero. — 6. sorvegliando. — 7. Nino Bixio, prode garibaldino. — 8. Ferruccio Ferrucci, fiorentino, morì a Gavinana (2 agosto 1530), durante l'assedio di Firenze, eroicamente. Già coperto di ferite venne trafitto da un vile soldato, certo Maramaldo; e allora l'eroe, boccheggiante: «Tu ammazzi, disse, un uomo morto».

9. flutto. — 10. Garibaldi.

poi un galoppo, dei comandi, e poi :

— Viva ! viva ! Il Re ! il Re !

Mi venne quasi buio per un istante; ma potei vedere Garibaldi e Vittorio darsi la mano, e udire il saluto immortale :

— Salute al re d'Italia !

Eravamo a mezza mattinata. Il Dittatore parlava a fronte scoperta, il Re stazzonava[11] il collo del suo bellissimo storno[12], che si piegava a quelle carezze come una sultana. Forse nella mente del generale passava un pensiero mesto. E mesto davvero mi parve quando il Re spronò via, ed Egli si mise alla sinistra di lui, e dietro di loro la diversa e numerosa cavalcata. Ma Seid, il suo cavallo che lo portò nella guerra, sentiva forse in groppa meno forte il leone, e sbuffava e si lanciava di lato, come avesse voluto portarlo nel deserto, nelle Pampas, lontano da quel trionfo di grandi.

* * *

Caserta, 9 novembre. Sera.

(Garibaldi, prima di lasciare i suoi volontari, passa un' ultima volta in rivista l'esercito.)

...Vennero, passarono lasciando un grande sgomento, arrivarono in fondo al viale, diedero di volta, ripassarono come un turbine, sparirono. E poco appresso i battaglioni furono messi in colonna di plotoni...pareva che si dovesse marciare a qualche sbaraglio[13], tutti si era pronti... Così si andò verso il palazzo reale, a sfilare dinanzi al Dittatore piantato là sulla gran porta, come un monumento. E si sentiva che quella era l'ultima ora del suo comando.

... Il Generale, pallido come forse non fu visto mai, ci guardava. S'indovinava che il pianto gli si rivolgeva indietro e gli allagava il cuore. Non ricordo neppur uno di quelli che stavan vicino a lui. Che cosa contavano in quel momento ? Lui, lui solo : non vidi nulla, non so più nulla. Ora odo dire che il Generale parte, che se ne va a Caprera, a vivere nella sua isola come in un altro pianeta...

Giuseppe Cesare Abba.

11. palpeggiava. — 12. cavallo di pelame grigio.

13. combattimento.

Pace !

In occasione del Congresso dell' Aja, l'illustre poetessa Vittoria Aganoor-Pompilj ha concesso la pubblicazione di questa sua poesia, che farà parte di una prossima raccolta di versi :

Fratelli, vogliamo amarci ? vogliamo
bandire[1] gli odi, bandire ogni forma
d'insidia[2], d'invidia, di frode, e tutte
le oscure passioni della nostra
vanità, siano vinte, e parli sola
alta, libera, schietta, quella voce
che sale dall' anima ? quella voce
che talora è coperta dalle grida
d'un triste orgoglio, dall' atroce rabbia
di Caino ? Vogliamo amarci e amare
il bene ? e fare il bene, e salire
con ali di forza sopra ogni scuro
abisso, e stretto tenendo nel pugno
il nostro volere, lucente e acuto
come affilata spada, contro il vigile
nemico, il Male ? Vogliamo che tutti
cadano i baluardi[3], e le catene

1. mettere al bando, cacciare, sopprimere. — 2. d'inganno, ogni tranello. — 3. le fortificazioni, le barriere.

siano tutte spezzate e con sereni
occhi guardare questo inesplorato,
prodigioso universo di sovrane
bellezze, questo piano, queste selve,
e quei monti e quel mare?
In un concorde
atto le mani cerchino le mani
per la stretta fraterna, e la parola
commossa, dica:
— Amiamoci! domani
non più potremmo perdonarci, e all' ora
fuggente dare una speranza, un sogno
o un dono di pietà. Domani, o dolci
fratelli, che con noi vedete il sole,
e queste chiare notti, e questo eterno
miracolo d'insonni astri, morremo.

Vittoria Aganoor-Pompilj.

« Les Misérables » e l'Italia.

Nella seguente lettera, scritta secondo gli uni al conte Vittorio A. Pepe, secondo gli altri al Daelli, editore della traduzione italiana dei « Miserabili », V. Hugo dice l'importanza e l'interesse che il suo libro deve avere per l'Italia e per il mondo intero. Riproduciamo la lettera quasi per intero:

Hauteville House, 18 ottobre 1862.

Avete ragione, signore, quando dite che *Les Misérables* sono scritti per tutti i popoli. Io non so se tutti li leggeranno, ma certamente io li composi per tutti. Essi sono indirizzati all'Inghilterra come alla Francia, all'Italia come alla Spagna, alla Germania come all'Irlanda, alle repubbliche che hanno schiavi come agli imperi che hanno servi. I problemi sociali varcano le frontiere; i mali della razza umana — i grandi mali che coprono il mondo — non si fermano davanti alle linee azzurre o rosse tracciate sugli atlanti. Dovunque un uomo è nell'ignoranza o nella disperazione, dovunque un bambino soffre per mancanza di un libro che lo istruisca e di un focolare che lo riscaldi, il libro *Les Misérables* bussa alla porta dicendo: « Apri! Son qui per te! ».

Sulla scena — ancora così tenebrosa — della civiltà tra la quale viviamo, il nome del miserabile è Uomo: egli soffre sotto tutti i cieli; egli si lamenta in tutte le lingue.

La vostra Italia non è più della nostra Francia esente dal male; la vostra meravigliosa Italia ha sul suo suolo ogni specie di miseria. Forse il brigantaggio, che è una insana forma di pauperismo, non si nasconde sulle vostre montagne?

Per quanto voi abbiate Roma, Milano, Palermo, Torino, Siena, Pisa, Mantova, Bologna, Ferrara, Genova, Venezia, una storia eroica, sublimi rovine, magnifici monumenti, superbe città, voi siete poveri come noi: voi siete stretti tra meraviglie e marciumi. Il sole d'Italia è certo splendido, ma ahimè! l'azzurro del cielo non fa scomparire i cenci che rivestono l'uomo!

Come noi, voi avete pregiudizii, superstizioni, tirannidi, fanatismi e leggi cieche che poggiano su tradizioni ignoranti...

La vostra gente muore un po' meno di fame e un po' più di febbre e la vostra igiene non è migliore della nostra.

Devo continuare? Devo dimostrare più completamente questo desolante parallelismo? Forse voi non avete gente bisognosa? Guardate in basso. Forse non avete parassiti? Guardate in alto. Forse davanti ai vostri occhi, come davanti ai nostri, non oscilla la desolante bilancia sui

cui due piatti il pauperismo e il parassitismo si uguagliano così tristamente?

Dove è il vostro esercito di insegnanti, il solo che la libertà riconosca? Dove sono le vostre scuole libere e obbligatorie? Può darsi che nel paese di Dante e di Michelangelo tutti sappiano leggere? Avete trasformato le vostre caserme in pritanei? Non avete voi, come noi, esorbitanti spese militari ed un ridicolo assegno per l'educazione?

Esaminiamo la vostra organizzazione sociale: prendiamola come è, e riveliamone la flagrante iniquità: mostratemi la vostra donna e il vostro fanciullo. Noi misuriamo il grado di civiltà dalla somma di protezione accordata a queste due deboli creature. Quale è il patrimonio di verità contenuto nelle vostre leggi, quale la somma della giustizia emanata dai vostri tribunali? Avete voi, per caso, la gioia di ignorare il significato di queste tristi parole: — vendetta pubblica — infamia legale — galera — patibolo — boja — condanna a morte?

Italiani! Beccaria[1] è morto e Farinaccio vive fra voi come fra noi.

O grande popolo d'Italia, tu somigli al grande popolo di Francia! Ahimè, miei fratelli, voi siete come noi « dei miserabili ».

Io riassumo quello che ho detto. Questo libro *Les Misérables* è lo specchio delle nostre condizioni, come è quello delle vostre. Vi sono uomini e caste che si ribellano contro di esso, ed io capisco perchè: gli specchi dicono la verità e perciò sono odiati; ma non cessano perciò di essere utili.

In quanto a me, io scrissi per tutti; con un profondo amore per il mio paese, ma senza preoccuparmi più della Francia che di qualsiasi altra nazione. A poco a poco, avanzando negli anni, mi semplifico, e divento sempre più il patriota dell'umanità. Inoltre, questa è la tendenza della nostra epoca, la legge di sviluppo della rivoluzione francese; e per corrispondere al perpetuo sviluppo della civiltà i libri devono cessare di essere esclusivamente francesi, italiani, tedeschi, spagnuoli, inglesi, per divenire europei e, ancor più, di tutta l'umanità...

Ecco, Signore, quello che la vostra lettera mi ha obbligato a dirvi, ed io lo dico per voi e per il vostro paese.

Se ho tanto insistito gli è in grazia di una frase del vostro scritto, nella quale voi riferite che « vi sono italiani i quali dicono: questo libro è francese e non ci riguarda; che i francesi lo leggano come una storia, noi, leggiamolo come un romanzo. »

Ahimè, lo ripeto: italiani o francesi, la miseria ci concerne tutti. Dacchè la storia scrive e la filosofia medita, la miseria è l'abito della razza umana.

Ora, è venuto il tempo di strapparci di dosso questo cencio, e, sulle nude membra dell' Uomo-Popolo, rimpiazzare i sinistri brandelli del passato con la gran veste purpurea dell'aurora...

Victor Hugo.

1. Cesare Beccaria (1738-1794) scrisse *Dei delitti e delle pene*, combattendo le pene corporali e la pena di morte.

Per la messe.

I

Sia con l' uomo la pace e la giustizia.
Tace, inerte nel sonno, la pianura
sazia di luce e pingue di dovizia,
oppressa da l'immensa genitura[1].

1. generazione.

Argentei — dei venti a la blandizia[2] —
li olivi custodiscon la matura
copia. Fáusto[3] il ciel brilla; e un coro inizia
i gravi uffici de l'agricultura.

E si svolge così, ne la profonda
serenità de la tua luna estiva,
l'inno del pane, o madre terra esperia;

come quando per Cerere feconda
il mite canto arvalico[4] saliva,
regnando Numa con la ninfa Egeria.

II

Or falcian diecimila braccia umane
la messe del frumento. Come antiche
are sacrate a deità pagane,
su i rasi campi sorgono le biche[5];

e lietamente l'uomo a le fatiche
piega la forza de le membra sane,
però che[6] ride in cima de le spiche
a l'uom l'augurio del futuro pane.

Guarda da l'alto su la rusticale
opera il sole, dio benigno e grande
a cui sacro è nei solchi ogni covone.

E ne la pia letizia cereale
per me la tua Georgica si spande,
o Publïo Vergilio Marone.

Gabriele d'Annunzio.

2. carezza. — 3. propizio. — 4. il *carme dei fratelli Arvali* è antichissimo canto ieratico latino, esprimente i bisogni e i desideri degli agricoltori. — 5. i mucchi dei covoni di grano falciato. — 6. poichè.

Le due ranocchie*.

C'erano una volta nel Giappone due ranocchie, di cui l'una aveva stabilito il suo domicilio in un fosso presso la città di Osaka, in riva al mare, mentre l'altra dimorava in un piccolo ruscello limpido che traversava la città di Kioto. Esse non si conoscevano affatto; ma, caso strano, ecco che un bel giorno a entrambe passò per la testa il ghiribizzo[1] di girare un po' il mondo, e la ranocchia che viveva a Kioto desiderò di vedere Osaka, mentre quella che viveva a Osaka pensò di andarsene a Kioto. Così un bel mattino di primavera entrambe s'incamminarono per la strada che congiunge Kioto a Osaka, l'una da un capo e l'altra dall' altro. Il viaggio era più faticoso di quanto si aspettavano — giacchè esse non s'intendevano molto di viaggio — e a metà strada tra le due città sorgeva una montagna che bisognava valicare. Molto tempo occorse loro per raggiungere la vetta, ma finalmente ci arrivarono, e qual fu allora lo stupore di entrambe nel trovarsi dinanzi un' altra ranocchia! Per alcuni istanti si contemplarono senza far motto, poi cominciarono a conversare, spiegandosi l'una all' altra la ragione per cui si incontravano a tanta distanza dalle loro rispettive dimore.

— « Che peccato che la nostra

* Vedi le altre parti. — 1. il capriccio, l'idea improvvisa.

statura non sia più elevata, disse la rana di Osaka, chè in tal caso potremmo scorgere da questo luogo l'una e l'altra città e sapere se val la pena di recarcisi ».

— « Ma c'è un rimedio, disse la rana di Kioto; basta che ci drizziamo sulle zampe posteriori, appoggiandoci l'una all'altra, e così ciascuna di noi potrà scorgere la città verso cui è diretta. »

Il consiglio piacque alla rana di Osaka, tanto che si drizzò di colpo, appoggiando le sue zampe anteriori sulle spalle delle sua compagna che si era drizzata a sua volta. Così stettero entrambe, protendendosi quanto più potevano e tenendosi forte per non cadere. La rana di Kioto aveva il naso rivolto verso Osaka, e la rana di Osaka aveva il naso rivolto verso Kioto, ma le sciocche bestiuole non pensavano che, mentre esse stavano dritte, i loro grossi occhi restavano collocati dietro le loro teste, sicchè, se anche il naso era diretto verso il luogo dove intendevano di andare, gli occhi però contemplavano il luogo donde venivano.

— « Giusto cielo! esclamò la ranocchia di Osaka, Kioto è identico a Osaka; e non vale davvero la pena di un sì lungo viaggio. Me ne torno a casa! »

— « Se avessi potuto pensare che Osaka non è che una copia di Kioto non avrei marciato tanto, in verità, esclamò la rana di Kioto, e sì dicendo tolse le zampe dalle spalle dell' amica ed entrambe ricaddero sull' erba. Poi, cortesemente, tolsero commiato [2] l'una dall' altra e si misero in cammino per tornarsene a casa. E sino al fine dei loro giorni credettero fermamente che Osaka e Kioto — due città differenti tra di loro quanto è possibile che due città differiscano — si somigliassero come due goccie d'acqua.

(Traduzione dal *The Violet Fairy Book.*)

2. prender congedo.

Una vecchia leggenda.

Ecco una vecchia leggenda che mi narrava la nonna.

C'era una volta un re, il quale aveva una figlia leggiadra come un occhio di sole. A misura che gli anni passavano la bellezza della fanciulla si faceva più raggiante e il re ne era immensamente felice. Ma ecco che, al termine dell' adolescenza, la giovinetta fu presa da uno strano male : non era una malattia, non si manifestava con dolori e sofferenze, ma la fanciulla deperiva, gli occhi prima sì luminosi perdevano il loro splendore, le guancie si facevano pallide e il sorriso era sparito dalle labbruzze, altravolta così garrule [1] e coralline.

Il re ne era disperato, e per iscoprire l'origine e il rimedio del misterioso male, chiamò a raccolta tutti i medici e i sapienti del suo regno; ma nessuno fu capace di guarire la fanciulla.

Finalmente un giorno capitò alla corte del possente re un vecchio saggio di grande e universale fama. Il re si affrettò a condurlo presso l'egra [2] figliuola. Il saggio la guardò, la esaminò a lungo, e poi uscì in queste parole :

— La principessa guarirà quando le verrà recata la camicia di una persona felice.

Strana parve al re la risposta, tuttavia, senza tardare, egli scelse un uomo fidato della sua corte, ingiungendogli di andare per il mondo e di tornare recando la camicia d'una persona felice.

Il messo partì tosto. Dapprima il suo compito gli era parso facile a compiere, ma ben presto dovette accorgersi che non era così. Dappertutto ove egli scorgeva un bel palazzo, una ridente casa inghirlandata di fiori, una villa sorgente in mezzo a un ameno giardino : « Ecco, egli si diceva, qui regnar deve la felicità » ed entrava e chiedeva. Ma sempre, invariabilmente, coloro ch' egli interrogava

1. chiacchierine. — 2. malata.

crollavano la testa, e, per un istante, alle sue domande, scoprivano un mondo insospettato di dolori, di sofferenze, qualche occulta piaga sanguinante, qualche vergogna gelosamente nascosta agli occhi del mondo.

Egli aveva interrogato giovani cui splendeva nel volto bellezza e ardimento, vecchi dai tratti rasserenati e gravi, fiorenti spose, baldi garzoni, guerrieri vittoriosi, famosi saggi, ora tutti tutti indistintamente avevano risposto che lungi da loro vita era la felicità, sconosciuta la pace.

Dapprima il messaggero del re si era rivolto esclusivamente ai ricchi. A che infatti interrogare gente oppressa dalla miseria, angosciata dai bisogni, dalla fame?

Ma alla fine, stanco oramai e quasi disperando di riuscire, si era messo a interrogare indifferentemente quanti incontrava sulla sua via. E fu così che una sera, uscendo da un villaggio dove tutto dinotava il benessere e l'abbondanza, e dove tuttavia in ogni casa aveva ricevuto la stessa risposta negativa, a un risvolto di strada incontrò un uomo già avanti cogli anni che sedeva sul margine d'un praticello, guardando alcune pecore che pascolavano in un prato. Il sole al tramonto si nascondeva dietro le cime dei monti e il pastore ne contemplava collo sguardo dolcemente assorto la fiammante apoteosi. Il messo del re si fermò e per la milionesima volta ricominciò la sua domanda.

— Buon uomo, vorreste di grazia rispondere a una mia domanda, anche se vi parrà strana: vorreste dirmi se siete felice?

L'uomo, infatti, parve stupito, ma dopo un istante rispose:

— Felice?.... ma sì.

— Siete felice? contento della vostra sorte? nessuna disgrazia vi opprime l'animo, nessuna ambascia[3], nessun ricordo doloroso, nessun presagio di sventura?

— Ma no.... io non rimpiango nulla, e nulla temo.

— Oh sia lodato Iddio! ecco finalmente ch' io ho trovato quel che cerco. E anche voi lodate Iddio, perchè da quest' istante la vostra fortuna è fatta, giacchè in cambio della vostra camicia io son pronto a darvi un tesoro.

Ma l'uomo crollò il capo.

— Non pretenderei tanto davvero per così poco, e sarei ben disposto a contentarvi per nulla. Ma mi duole, io non ho una camicia. Tutto il mio vestiario consiste in questo cencio che ho indosso; dacchè mi ricordo non ho mai avuto altro...

... E così il messo dovè tornare alla reggia senza aver trovato quello che cercava. Un solo uomo, nel lungo suo pellegrinaggio, egli aveva trovato che fosse interamente felice e appagato, ma questo era tanto povero che non aveva camicia.

Barbara Allason.

3. ansia, affanno.

Baccalauréat Sciences-Langues (juillet 1907).

(*Matières à développer. — Temps accordé : 3 heures.*)

Composition italienne.

Il ritorno.

Un giovine se n'è andato a viaggiare. Raccontare alcuni de' suoi viaggi...

Ritorna al suo paese dopo molto tempo. Ma tutto è cambiato : la città e la gente... I genitori sono più vecchi ; gli amici sono dispersi ; le abitudini del giovine non si adattano a quelle dei suoi compatriotti. Come? Ed altri cambiamenti...

Il giovine molto attristato non può rimanere nel suo paese, ed è obbligato ad andarsene di nuovo.

Raccontare quest' avventura in una lettera ad un amico come se fosse accaduta ad un amico comune.

(*Paris, 1er jour.*)

INDICE

PARTE ITALIANA

I — Letteratura.

a. *Prosa.*

b. *Poesia.*

II. — Attualità.

III. — Varietà.

IV. — Minuzie.

V. — Illustrazioni.

Les Cinq Langues

N° 1. 5 Octobre 1906. 7e Année.

SUPPLÉMENT

PROGRAMMES DES CONCOURS DE 1907

Certificat d'aptitude à l'enseignement de la langue allemande dans les lycées et collèges.

Schiller. — *Don Carlos.*

Arnim und Brentano. — *Des Knaben Wunderhorn,* pp. 350-452 (éd. Paul Ernst, G. H. Meyer, Leipzig et Berlin).

Chamisso. — *Lieder und lyrisch-epische Gedichte,* 1-80 (éd. Kürschner).

Eichendorff. — *Erlebtes* (éd. Kürschner).

W. Paszkowski. — *Lesebuch zur Einführung in die Kenntnis Deutschlands und seines geistigen Lebens* (Weidmannsche Buchhandlung, Berlin).

Moderne erzählende Prosa, éd. Gustav Porger (Velhagen und Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben), 1er volume, contenant :

P. Rosegger. — *Das Holzknechthaus.* — *Das Felsenbildnis.*

M. von Ebner-Eschenbach. — *Der Muff.* — *Die Spitzin.*

D. von Liliencron. — *Der Richtungspunkt.*

E. von Wildenbruch. — *Das Orakel.*

Hermine Villinger. — *Der Töpfer von Kandern.* — *Die Karrenschieber.* — *Ungleiche Kameraden.*

Certificat d'aptitude à l'enseignement de la langue italienne dans les lycées et collèges.

AUTEURS ITALIENS

1. Dante. — Les poésies contenues dans les 27 premiers chapitres de la *Vita Nuova.*
2. Benedetto Varchi. — Le 9e livre des *Istorie fiorentine.*
3. Baretti. — Extraits de la *Frusta litteraria* et des *lettere famigliari* de l'édition Menghini (Florence, Sansoni).
4. Leopardi. — *All'Italia ; Angelo Mai; Bruto Minore ; la Ginestra.*
5. Manzoni. — *I promessi sposi,* du chapitre 21 au chapitre 28 inclusivement.

Certificat d'aptitude à l'enseignement de la langue espagnole dans les lycées et collèges.

AUTEURS ESPAGNOLS.

1. Cervantes. — *La ilustre fregona.*
2. Guillén de Castro. — *Las Mocedades del Cid,* Segunda parte.
3. Iriarte. — *Fábulas literarias.*
4. Fernán Caballero, — *Cuentos andaluces.*
5. Núñez de Arce. — *Un idilio y una elegia.*

NOMINATIONS UNIVERSITAIRES

LYCÉES DES DÉPARTEMENTS

Allemand.

— Du 2 août 1906. —

Est nommé professeur chargé de cours : à Cahors, M. Lamarche.

— Du 8 août. —

Sont nommés professeurs chargés de cours : à Alençon, M. Cunche ; à Gap, M. Tissot ; à Mâcon, M. Sergent.

Sont nommés délégués : à Carcassonne, M. Colson ; à Bayonne, M. Duchemin.

— Du 18 août. —

Sont nommés professeurs titulaires : à Brest, M. Brun ; à Digne, M. Maynard ; à Guéret, M. Dansac ; à Lille, M. Hanss ; à Lorient, M. Souillart ; à St-Brieuc, M. Goll ; à Tourcoing, M. Tibal.

Anglais.

— Du 31 juillet. —

Sont nommés professeurs : à Caen, M. Feignoux ; à Chartres, M. Coullet ; à Rouen, M. Goché.

— Du 3 août. —

Sont nommés professeurs : à Nevers, M. François, dit Vernols ; au Puy, M. Odru ; à Valenciennes, M. Bocave ; à Clermont-Ferrand (petit lycée), M. Fleurant.

Italien.

— Du 16 août. —

Sont nommés : à Marseille, M. Guichard ; à Grenoble, M. Valentin.

LYCÉES DE JEUNES FILLES.

Allemand.

— Des 28 juillet et 2 août. —

Sont nommées professeurs : à Marseille (nouveau lycée), Mlle Trotin (maîtresse chargée de cours) ; à Nice, Mlle Weill ; à Moulins, Mlle Guyot (maîtresse chargée de cours) ; à Saint-Quentin, Mlle Weill (Marcelle).

Anglais.

— Du 28 juillet. —

Sont nommées professeurs : aux lycées Racine et Victor Hugo, Mlle Rocheblave ; au lycée Fénelon, Mlle Rocheblave (suppléante) ; aux lycées Racine et Victor Hugo, Mlle Clot (suppléante) ; aux lycées Fénelon et Lamartine, Mlle Decroix ; à Annecy, Mlle Perrenot ; à Rouen, Mlle Bruggemann ; à Auxerre, Mlle Doussot (maîtresse chargée de cours) ; à Amiens, Mlle Michel-Briand ; à Dijon, Mlle Piémont ; à Marseille, Mlle Créanges (nouveau lycée).

INFORMATIONS

Les épreuves de langues vivantes au baccalauréat.

L'instruction pour les épreuves de langues étrangères vivantes au baccalauréat de l'enseignement secondaire annexée au décret du 31 mai 1902 est modifiée ainsi qu'il suit, à partir du 1er juillet 1907, en ce qui concerne l'épreuve écrite :

« *Epreuve écrite.* — Elle consiste en une composition dans la langue étrangère choisie par le candidat (narration, description, lettre).

« Une matière indiquant le plan et fournissant les principales idées du sujet est donnée dans la langue étrangère choisie par le candidat.

« L'usage d'un dictionnaire en langue étrangère, sans traduction, est autorisé.

« Les dictionnaires dont les candidats pourront faire usage seront désignés par arrêté ministériel, après avis de la section permanente du Conseil supérieur de l'Instruction publique.

« La durée de cette épreuve sera de trois heures. »

* * *

Règlement relatif à l'échange d'assistants (hommes) français et allemands pour l'enseignement secondaire[1].

Afin d'entourer des garanties nécessaires l'échange d'assistants français pour les écoles secondaires de garçons en Prusse et d'assistants allemands pour les lycées et collèges de garçons en France, le Ministère français de l'Instruction publique et des Beaux-Arts et le Ministère des Cultes, de l'Instruction publique et des Affaires médicales de Prusse ont convenu ce qui suit :

I.

1° Les écoles secondaires de Prusse offrent de recevoir un certain nombre de jeunes gens français qui seront chargés des exercices pratiques de conversation française avec les élèves, conformément au règlement du 27 mars 1905. Le nombre de candidats français à admettre dans les écoles de Prusse sera fixé selon les ressources prévues à cet effet et selon les demandes des chefs d'écoles. Pour l'année scolaire octobre 1905-octobre 1906, ce nombre sera au moins de 10.

Les lycées et collèges français de garçons admettront des jeunes gens de Prusse qui seront chargés des exercices pratiques de conversation allemande, conformément à la circulaire du 15 février 1904 ;

2° Les assistants français devront, en règle générale, posséder le diplôme de licencié (lettres, histoire, sciences, etc.) et un certificat d'études supérieures, lorsque ce certificat sera exigé en vue des agrégations. Ils devront connaître les éléments de la langue allemande.

Les assistants allemands devront avoir subi l'examen d'État (Oberlehrerexamen) et posséder les éléments de la langue française ;

3° Les assistants français en Prusse s'engagent pour six, neuf ou douze mois, en général à partir du mois d'octobre. Un engagement pour moins de six mois ne sera admis que dans des cas exceptionnels sur demande d'un directeur d'établissement.

Les assistants allemands séjourneront dans les mêmes conditions en France, à partir soit du mois d'octobre, soit du mois d'avril ;

4° Les assistants français recevront une rémunération de 125 francs par mois. Les vacances comprises entre leur entrée en fonctions et leur départ définitif sont payées comme les mois d'exercice effectif.

Les candidats allemands sont reçus dans les lycées et collèges français au pair : c'est-à-dire qu'ils auront une chambre convenable et prendront leurs repas soit à part, soit à la table des répétiteurs, selon leur désir ; le chauffage, le blanchissage (sauf pour le linge de corps) et l'éclairage leur seront fournis ;

1. Publié le 25 août 1906 par le Ministère de l'Instruction publique.

5° Les assistants de part et d'autre sont placés sous l'autorité directe du chef de l'établissement auquel ils sont attachés.

Leur service journalier ne dépassera pas deux heures.

Ils ne pourront sous aucun prétexte être chargés d'une classe ordinaire du plan d'études ou de la surveillance des élèves.

La nature de leur travail est déterminée : en Prusse, par le règlement du 27 mars 1905; en France, par les instructions du 15 février 1904;

6° Les assistants seront autorisés à suivre tous les cours de l'établissement qui peuvent leur être utiles. MM. les directeurs et proviseurs leur fourniront en outre toutes les occasions désirables de se perfectionner dans la langue du pays.

II.

1° Toute la correspondance relative à l'institution des assistants se fait exclusivement entre les fonctionnaires que le Ministère de Prusse désignera à cet effet (68, Wilhelm Strasse, Berlin W 64) et l'Office d'informations et d'études du Ministère de l'Instruction publique et des Beaux-Arts, à Paris (rue Gay-Lussac, n° 41);

2° Les listes de candidats, préparées de part et d'autre, seront échangées entre les deux bureaux aux dates suivantes : avant le 1er mars pour la rentrée d'avril; avant le 1er septembre pour la rentrée d'octobre;

3° Ces listes comporteront : nom et prénoms de chaque candidat, date et lieu de naissance, confession, énumération des diplômes et titres, vœux et désirs des candidats au sujet de la région, etc..., adresse personnelle;

4° Vers le 10 mars ou le 10 septembre respectivement, les bureaux se communiqueront l'attribution des candidats aux diverses écoles. Chaque bureau fera connaître aux candidats de son pays la date à laquelle ils devront rejoindre leur poste;

5° Les deux bureaux se communiquent directement toutes les observations que les candidats ainsi que les proviseurs et directeurs croient devoir formuler sur leur séjour, leur service, etc. ;

6° Un certificat sera délivré aux candidats par le directeur de l'école où ils auront fonctionné, à la fin de leur exercice. Ce certificat mentionnera la durée du séjour et la façon dont l'assistant s'est acquitté de ses fonctions;

7° Les candidats s'engagent moralement à ne rien publier sur les établissements où ils ont séjourné, sans l'autorisation du bureau de leur pays.

Paris, le 9 septembre 1905.

Le Ministre de l'Instruction publique,
des Beaux-Arts et des Cultes,

BIENVENU MARTIN.

Berlin, den 27 März 1905.

Der königliche preussische Minister des geistlichen Unterrichts und der medizinal Angelegenheiten,

STUDT.

***

Convention relative à l'échange d'assistants (hommes et femmes) dans les écoles secondaires, les écoles normales primaires et les écoles primaires supérieures.

— Du 2 octobre 1905 [1]. —

I.

Afin de régulariser la procédure relative à l'échange d'assistants pour les écoles secondaires, normales primaires et primaires supérieures, entre la

1. Publiée le 25 août 1906 par le Ministère de l'Instruction publique.

France d'une part et l'Angleterre et le pays de Galles d'autre part, le Board of Education anglais et le Ministère français de l'Instruction publique, des Beaux-Arts et des Cultes ont convenu ce qui suit :

1. — Le Ministère français est disposé à recevoir tous les ans dans un certain nombre de lycées, de collèges, d'écoles primaires supérieures et d'écoles normales primaires, de jeunes maîtres et maîtresses anglais en qualité « d'assistants ». Le nombre des postes vacants dans les écoles françaises de chaque catégorie sera communiqué au Board of Education pas plus tard que le 15 juin de chaque année.

Le Board of Education s'informera auprès des chefs d'écoles secondaires et de collèges qui jouissent d'une réputation établie, pour savoir s'ils désirent recevoir des assistants français dans leurs écoles. Le Board fera connaître au Ministère français, le 15 juin au plus tard, le nombre d'écoles de chaque catégorie qui désirent des assistants de ce genre.

2. — Les candidats anglais pour ces postes devront être, en règle générale, gradués d'une université britannique ou qualifiés par un examen en vue d'un grade universitaire; toutefois, les postes dans les écoles normales primaires et les écoles primaires supérieures pourront être brigués par des instituteurs et des institutrices « certifiés ». Des certificats de préparation pédagogique ou d'expérience pratique dans l'enseignement seront considérés comme une qualification additionnelle.

Les assistants français, pour être attachés à des écoles en Angleterre ou dans le pays de Galles, devront posséder, en règle générale, le diplôme de licencié (lettres, sciences, histoire, etc.). Les candidats aux postes d'assistant dans les Training Colleges devront posséder au moins le « brevet supérieur ».

3. — Tous les assistants, tant Français qu'Anglais, à moins d'arrangements spéciaux et individuels, seront considérés comme engagés pour l'année scolaire, c'est-à-dire d'octobre à juillet, en France, et de septembre à juillet, en Angleterre.

4. — Les assistants anglais recevront dans l'établissement auquel ils sont attachés une chambre convenable, la nourriture, l'éclairage et le chauffage, et le blanchissage (sauf pour le linge de corps).

Pour les répétitrices des écoles normales primaires, les conditions restent celles qui ont été fixées par la circulaire ministérielle du 29 septembre 1894 ; un prix de pension de 400-450 francs (£ 16) est exigé.

Les assistants français, s'ils sont attachés à des écoles qui comportent l'internat, y seront généralement reçus dans des conditions similaires, ou bien ils recevront une indemnité de soixante livres (£ 60) par an au moins.

5. — Dans les deux pays, les assistants sont placés sous l'autorité directe du chef de l'école à laquelle ils sont attachés.

Dans les écoles secondaires, il ne leur sera pas demandé en moyenne plus de deux heures de service par jour; ils ne pourront être chargés, sous aucune forme et sous aucun prétexte, de l'enseignement ordinaire d'une classe ni de la surveillance des élèves. La nature de leur travail est déterminée en France par les instructions du 15 février 1904 et en Angleterre par la circulaire du Board of Education du 1er juin 1905. Les assistants des écoles secondaires prennent rang avec leurs égaux parmi le personnel enseignant régulier de l'établissement (c'est-à-dire avec les professeurs et maîtres ou maîtresses adjoints respectivement) ; on fera tous les efforts pour leur donner l'occasion d'entrer en relations avec leurs égaux.

6. — Les assistants seront autorisés à suivre tous les cours de l'établissement qui pourront leur être utiles ; en outre, les chefs d'école leur fourniront tous les moyens désirables de se perfectionner dans la langue du pays.

II.

1. — Toute la correspondance relative à l'échange d'assistants devra être adressée, en France à l'Office d'informations et d'études du Ministère de l'Instruction publique au Musée pédagogique, 41, rue Gay-Lussac (Circ. du 12 mars 1904 et du 2 juin 1905); en Angleterre à l'Office of Special Inquiries and Reports, Board of Education, St. Stephen's House, Cannon Row, Westminster, London, S. W.

2. — La procédure sera la suivante :

Le 15 juin de chaque année au plus tard, les deux Ministères se feront connaître mutuellement le nombre approximatif des postes vacants. Le 1er juillet de chaque année, une première liste de candidats à ces postes sera échangée. La notification de l'attribution définitive des candidats aux divers postes devra être faite vers le 31 juillet. En cas de besoin, des listes supplémentaires de candidatures seront échangées le 31 juillet, et les décisions relatives à ces listes seront notifiées vers le 15 août.

3. — Les listes qui comporteront les noms et prénoms de chaque candidat, l'âge, les titres et les diplômes, les vœux, etc.., devront être accompagnées de copies des diplômes et certificats envoyés à l'appui de la demande. Chaque Office y ajoutera un rapport succinct et confidentiel sur chaque candidat, toutes les fois que cela sera possible.

4. — Ces listes seront préparées par les soins d'un fonctionnaire du Ministère dans chaque pays, avec le concours, s'il est nécessaire, d'une personne au courant des conditions scolaires de la France et de l'Angleterre ; lorsqu'il s'agira de candidates pour les écoles de jeunes filles, cette personne sera une dame connaissant, si possible, les conditions scolaires des deux pays.

5. — Chaque Office fera connaître aux candidats de son pays la date à laquelle ils devront entrer en fonctions.

6. — Les deux Offices se communiqueront, quand cela sera désirable, les observations ou représentations formulées par les assistants ou par les chefs des écoles auxquelles ces candidats sont attachés ; ils s'entendront pour faire de leur mieux afin de donner satisfaction en cas de plaintes fondées.

7. — A la fin de l'année, les chefs d'école enverront à l'Office de leur pays un rapport sur le travail et la conduite de l'assistant ou des assistants qu'ils ont employés. Ces rapports auxquels chaque Office ajoutera des observations, s'il juge désirable de le faire, seront transmis à l'Office qui a proposé le candidat.

8. — Tous les candidats s'engagent à ne rien publier sur l'établissement auquel ils ont été attachés, sans l'autorisation écrite de l'Office de leur pays.

Le Ministre de l'Instruction publique,
des Beaux-Arts et des Cultes,

BIENVENU MARTIN.

ROBERT L. MORANT.

SUJETS D'EXAMENS ET CONCOURS

Baccalauréat Latin-Langues vivantes (Juillet 1906)

(*Matières à développer. — Temps accordé : 3 heures.*)

Composition en langue vivante.

Vous raconterez en prose la fable de La Fontaine : *Les animaux malades de la peste.*

(*Alger.*)

Composition en langue vivante.

LE SONGE DE GUTENBERG.

Gutenberg voyageait pour s'instruire. Un jour, à Haarlem, en Hollande, le sacristain lui fit admirer dans l'église une grammaire latine reproduite par des caractères taillés sur une planche.

Le lendemain, il repart pour Strasbourg qu'il habitait, et se met à l'œuvre. La nuit suivante, il eut un rêve qu'il raconta plus tard à ses amis : « Après de longs efforts, il avait enfin réussi à imprimer quelques lignes, quand il crut entendre deux voix.

La première le félicitait de sa découverte et lui en montrait les bienfaits ; la seconde lui en montrait les dangers et l'invitait à ne pas la divulguer. »

Décidé néanmoins à poursuivre son entreprise, Gutenberg alla s'enfermer dans le vieux monastère de Saint-Arbogaste. Le premier livre qu'il imprima fut la Bible. (*Besançon.*)

Composition en langue vivante.

Un jeune Français écrit à un jeune étranger (*Allemand*, *Anglais*, etc.) qui lui a demandé des renseignements sur la vie de collège dans notre pays.

Il lui en fait une description aussi claire, exacte et précise que possible : qu'est-ce qu'un lycée ? internat, externat, demi-pension ; — les classes ; — les études ; — les récréations ; — les promenades, etc.

Il insiste surtout sur la manière dont on lui enseigne la langue dans laquelle il écrit à son camarade étranger.

Il lui montre aussi, par quelques comparaisons et allusions, qu'il n'ignore pas le régime scolaire du pays qu'habite son correspondant.

(*Caen.*)

Composition en langue vivante.

PARTIE DE PÊCHE.

De grand matin, le jeune homme alla éveiller son ami et ils partirent pour la pêche. — Le jour commençait, il faisait frais, sur la rivière glissaient des lambeaux de brouillard. — Ils montèrent en barque et bientôt furent installés pour la pêche. — Pêche très heureuse. — Déjeuner à l'auberge, au bord de l'eau. — Retour au crépuscule.

Contez cet épisode sous la forme qui vous plaira.

(*Dijon.*)

Composition en langue vivante.

LES INFORTUNES D'UN RUISSEAU.

Ce ruisseau limpide, dont vous aimiez le bruissement dans une gorge de la montagne, au milieu d'une végétation luxuriante, ses eaux sont empoisonnées depuis qu'une usine a été établie sur ses bords... — On opposera ce qu'était la vie, végétale et animale, entretenue jadis par ce frais ruisselet, qui semblait bon tout au plus à inspirer un poète bucolique, et l'état actuel de ses rives et de ses eaux, souillées, stérilisées par des résidus de matières chimiques.

Le poète se désole. Et pourtant cette utilisation nouvelle d'une force de la nature n'est-elle pas une source d'activité, de richesse, de bien-être ?

On donnera à ces réflexions la forme d'une lettre.

(*Grenoble.*)

Composition en langue vivante.

Guillaume Tell et son fils quittent leur maison pour se rendre à Altorf. Sur la grande place est dressée une perche, surmontée d'un chapeau, que les passants doivent saluer. Tell passe inattentif. — Saisi par les gardes, il est conduit devant le bailli Gessler, qui consent à lui pardonner si, d'une flèche, il abat une pomme placée sur la tête de son fils. Tell se soumet à cette condition. Il vise, tire et atteint la pomme. Joie des assistants et triomphe de l'enfant, fier de l'habileté de son père. — Mais Gessler a remarqué que Tell avait préparé une seconde flèche. Tell avoue que s'il avait atteint son fils, il aurait tué Gessler de ce trait. Ayant promis la vie sauve à l'archer, le bailli ne peut le faire mettre à mort. Il ordonne de le conduire dans une forteresse qui sera son éternelle prison. — On sait que Tell put s'échapper et se venger de son ennemi.

(*Lille.*)

Composition en langue vivante.

LES ARTS.

Décrivez des œuvres d'art qui vous ont particulièrement frappé : palais, cathédrales, tableaux, statues. Si vous avez assisté à des concerts ou à des représentations d'opéras, nommez les ouvrages qui ont produit sur vous l'impression la plus vive : racontez le sujet d'un opéra que vous auriez entendu.

Dites vers quel art vont vos préférences : architecture, peinture, sculpture, musique.

De quels instruments et de quels matériaux se servent les différents artistes ? Pinceau, ciseau, toile, couleurs, pierre, marbre, etc. Nommez quelques instruments de musique : piano, orgue, violon, flûte, etc.

Nommez quelques grands artistes. Dites à quelle époque et à quel pays ils appartiennent.

(*Lyon.*)

Composition en langue allemande.

1. Une forêt pendant l'hiver ; plaines de la Pologne. La nuit : clair de lune. Un traîneau attelé de trois rapides chevaux traverse au galop, bois, clairières, champs de neige.

2. Qui transporte-t-il ? Un riche seigneur, enfoui dans les fourrures, paraît endormi. Le cocher se retourne fréquemment, inquiet.

3. En effet, une bande de loups poursuit le traîneau. Lutte de vitesse. Ils

approchent. Leur avidité. Impassibilité du seigneur.

4. Enfin, des maisons, une auberge. Sauvés ! Les loups restent en arrière. L'aubergiste apporte à boire. Son empressement.

5. « Merci pour moi ; mais ne donnez pas à boire au seigneur. Il est mort dans un duel qu'il a eu avec son vieil ennemi. Son corps doit reposer avec les siens dans son château, malgré la distance, le froid, les loups. » Le cocher repart.

(*Montpellier.*)

Composition en langue anglaise.

Vous supposerez que vous êtes en Angleterre depuis quelques mois, et que, de Londres où vous êtes venu vous fixer après avoir d'abord parcouru certaines parties du pays dont vous ferez une rapide description, vous écrivez une lettre à un ami resté en France pour l'engager à venir passer les vacances avec vous.

Vous lui donnerez quelques indications sur le voyage, en l'avertissant que vous viendrez le recevoir à la gare. Dire quelles sont les choses que vous lui ferez voir pendant son séjour, tout en lui faisant connaître l'esprit et les mœurs des habitants.

Vous lui ferez enfin entrevoir quel profit il pourra retirer de ce voyage.

(*Montpellier.*)

Composition en langue espagnole.

La mort de Lope de Vega (août 1635) plongea dans le deuil la ville entière de Madrid... Les funérailles furent imposantes. Les cérémonies durèrent neuf jours. Une foule immense, composée de toutes les classes de la société, suivit les restes du grand dramaturge...

Sa fille demanda et obtint que le cortège passât sous les fenêtres du couvent où elle s'était retirée depuis plusieurs années déjà. Elle put ainsi contempler une dernière fois le visage découvert de ce père qu'elle aimait tendrement...

Au moment où le cercueil descendit dans la tombe, la multitude éclata en longs sanglots. Puis, quand tout fut fini, elle s'en retourna silencieuse et morne, comme si le plus grand des malheurs s'était abattu sur elle...

Vous décrirez ces différentes scènes.

(*Montpellier.*)

Composition en langue italienne.

Éruption du vésuve

1° Description de l'éruption.

2° Désastres qui en sont la suite.

3° Impression produite sur la population de Naples.

(*Montpellier.*)

BIBLIOGRAPHIE

Cours pratique d'anglais (*Méthode directe combinée*). — *Guide de conversation usuelle*, par J.-M. Paillardon, professeur de cours à Paris. — Chez l'auteur, 52, rue Fondary, Paris. — Brochure in-12 de 144 pages. — Prix : 2 fr.

Ce petit livre d'un format commode rendra des services à ceux qui veulent se familiariser rapidement avec les éléments de la langue anglaise. Il se compose de courtes leçons en anglais, de dialogues, d'une liste des verbes irréguliers, et d'un lexique anglais-français, avec la prononciation figurée des mots anglais.

La méthode directe, dont l'auteur fait un grand éloge dans sa préface, n'y est guère employée, puisque l'ouvrage ne comporte pas d'illustrations, que toute la partie grammaticale est en français et qu'il est facile au lecteur de trouver à la fin du volume la traduction de tous les vocables.

Méthode directe ! Ces termes magiques exercent sur le public une influence étonnante ; M. Paillardon n'a pas eu le courage de priver son livre de cette puissante sauvegarde. Mais il n'a eu que des intentions. Et pourtant son ouvrage, tel qu'il est, mérite d'être consulté. Il est simple, pratique et clair.

Bar-le-Duc. — Imprimerie Comte-Jacquet, Facdouel, Dir.

Les Cinq Langues

N° 2. 20 Octobre 1906. 7e Année.

SUPPLÉMENT

PROGRAMMES DES CONCOURS DE 1907

Agrégation d'allemand.

I. — Histoire littéraire.

a) La vieillesse de Gœthe (1821-1832) : 2e Faust, acte V : Wanderjahre, livre II, chapitres 1, 2, 9 à 12.

b) Le second Romantisme allemand.

1) L'école de Heidelberg : Les contributions d'Arnim, de Brentano et de Görres à Trösteinsamkeit (éd. Pfaff, Freiburg J. G. B. Mohr) ; — Arnim, Isabella von Ægypten. — Brentano, Romanzen vom Rosenkranz (éd. Max Morris) IX à XIX.

2) L'école de Berlin et de Dresde : Fouqué, Undine (éd. Hendel ou Reklam) ; — Th. A. Hoffmann, Der goldene Topf (éd. Hendel ou Reklam) ; — Eichendorff, Romanzen (éd. Meyer), t. I. — H. von Kleist, Kätchen von Heilbronn.

II. — Histoire de la civilisation.

a) La démonologie populaire de l'Allemagne (à consulter : Paul, Grundriss der germanischen Philologie, vol. III : Mythologie, chapitres 5, 6 et 7. — H. Heine, Elementargeister. — Ecke (dans Kudrun und Dietrichsepen, Sammlung Gœschen).

b) La vie populaire en Allemagne au xve siècle : Uhland, Volkslieder (éd. Cotta) : nos 36, 68, 126, 133, 134, 165, 166, 167, 168, 173, 249, 261, 278, 289, 302, 309 A, 315, 325, 326, 330, 333, 341 B, 341 C.

c) Les théoriciens de la Sainte-Alliance (en particulier Görres).

d) Les théoriciens de l'art romantique et leurs adversaires (Sulpice Boisserée, Gœthe, les Nazaréens).

Agrégation d'Anglais.

Chaucer. — *Prologue to Canterbury Tales.*
Langland. — *Piers Plowman* : Passus VI et VII.
Shakespeare. — *Measure for Measure.*
Ben Jonson. — *Bartholomew Fair.*
Vanbrugh. — *The Provoked Wife.*
The Spectator : nos 1 à 394 inclus.
Lyrical Ballads (réimpression de l'édition de 1799 : éd. Hutchinson).
Scott. — *Bride of Lammermoor.*
Keats. — *Eve of Saint Agnes* : *Belle Dame Sans Merci.*
De Quincey. — *Recollections of the Lakes and Lake Poets.*
Ruskin. — *Stones of Venice* : tome II. Ch. I à VI inclus.
Rossetti. — *The King's Tragedy* : *The House of Life.*

1. La vie sociale et la religion au xive siècle.
2. Les Puritains et le théâtre de la Renaissance.
3. La transformation des mœurs au commencement du xviiie siècle.
4. Les origines du Pré-Raphaélitisme.

Agrégation d'Espagnol.

I. — PÉRIODES ET QUESTIONS.

1. Étudier l'influence de la France sur les idées, la littérature et l'art de l'Espagne au XIIIe siècle.
2. Tolède ; son rôle politique, linguistique, littéraire et artistique vers la fin du XVIe siècle.
3. La vie et les mœurs provinciales de l'Espagne d'après le roman du XIXe siècle.

II. AUTEURS.

1. *El Libro de Alexandre*, str. 2513 à 2351 de Rivadeneyra.
2. El Arcipreste de Talavera. — *Corvacho ó representación del amor mundano*. Les passages reproduits dans le *Handbuch der Spanischen Litteratur* de L. Lemcke, t. I, p. 106 à 117.
3. Guevara. — *Epístolas familiares*. Les 25 premières lettres de Rivadeneyra.
4. Cervantes — *La Ilustre fregona*.
5. Guillen de Castro. — *Las Mocedades del Cid*, 2e partie.
6. Tomás de Iriarte. — *Fábulas literarias*.
7. Fernán Caballero. — *Cuentos populares andaluces*.
8. Nuñez de Arce — *Un idilio y una elegía*.

N. B. — Les candidats devront, au cours des épreuves orales, justifier de connaissances précises sur les rapports de l'espagnol avec le latin.

Agrégation d'Italien.

I. — PÉRIODES ET QUESTIONS.

1. Formation de la poésie lyrique savante au XIIIe siècle (langue, métrique, inspiration).
2. Vie morale de Florence au XIVe siècle.
3. Le réveil de l'esprit national en Italie, de 1815 à 1840.

II. — AUTEURS.

1. Dante. — Les poésies contenues dans les 27 premiers chapitres de la *Vita Nuova*.
2. E. Marcucci. — *Crestomazia di prose del Trecento*. Extraits de sainte Catherine de Sienne, de Lapo Mazzei, des trois Villani.
3. Poliziano. — *L'Orfeo*.
4. Varchi. — *Istoria fiorentina*, livre IX.
5. Aretino. — *L'Orazia*.
6. G. Baretti. — Extraits de la *Frusta letteraria* et des *Lettres familières*, éd. Menghini. Florence, Sansoni.
7. G. Leopardi. — *All' Italia, Ad Angelo Mai, Bruto minore, La Ginestra*.
8. Manzoni. — *I Promessi Sposi*, ch. XXI à XXVIII compris.

N. B. — Les candidats devront, au cours des épreuves orales, justifier de connaissances précises sur les rapports de l'italien avec le latin.

INFORMATIONS

Le stage pédagogique des agrégés.

Un arrêté ministériel du 26 juillet fixe, ainsi qu'il suit, les conditions du stage pédagogique imposé aux candidats à l'agrégation.

ART. 1er. — Le stage pédagogique prévu par l'article 1er de l'arrêté du 18 juin 1904, relatif aux conditions et épreuves du concours d'agrégation comprend une préparation théorique et un apprentissage professionnel.

Art. 2. — La préparation théorique comporte au moins vingt conférences relatives :

1° A l'enseignement secondaire en général (son histoire et son organisation, en France et à l'étranger, etc.). Ces conférences sont suivies par tous les candidats ;

2° Aux diverses disciplines de l'enseignement secondaire : lettres, histoire, mathématiques, etc. Les candidats suivent celles de ces conférences qui correspondent à l'agrégation à laquelle ils se destinent.

Art. 3. — L'apprentissage professionnel comporte l'assistance et une participation progressive à des classes de lycée ou de collège soit consécutivement pendant trois semaines au moins, soit pendant un trimestre, à raison de deux classes au moins par semaine.

Il est de deux trimestres pour les langues vivantes.

Art. 4. — Les personnes chargées des conférences théoriques et les professeurs chargés de la direction de l'apprentissage professionnel sont désignés par le Recteur.

Les doyens de Faculté et les professeurs chargés de la direction de l'apprentissage professionnel adressent au Recteur un rapport sur la façon dont le stage a été accompli et sur l'aptitude témoignée par chaque stagiaire.

Sur le vu de ce rapport, le certificat de stage est délivré, s'il y a lieu.

En cas de refus par le Recteur, le stagiaire peut, dans le délai de huit jours, recourir au Ministre, qui statue en section permanente du Conseil supérieur de l'Instruction publique, avant l'ouverture du concours d'agrégation.

Art. 5. — Sont dispensés du certificat de stage :

1° Les candidats à l'agrégation ayant pris part à un concours antérieur à celui de 1907 ;

2° Les candidats déjà pourvus du titre de professeur de collège ou de professeur chargé de cours de lycée.

Peuvent en être dispensés, après avis du Comité consultatif de l'enseignement public (section de l'enseignement secondaire), les candidats ayant exercé des fonctions d'enseignement dans un établissement public et ceux qui ont exercé des fonctions d'enseignement dans un établissement des colonies, des pays de protectorat ou de l'étranger.

Agrégation des langues vivantes

Un arrêté du 30 juillet 1906, applicable à partir de l'année 1907, modifie comme suit l'arrêté du 18 juin 1904, en ce qui concerne l'agrégation des langues vivantes :

Épreuves d'agrégation.

ÉPREUVES PRÉPARATOIRES :

Une composition française sur un sujet d'histoire littéraire allemande, anglaise, italienne ou espagnole. — Durée ; 7 heures ;

Une composition en langue étrangère sur un sujet relatif à la civilisation des pays de langue allemande, anglaise, italienne ou espagnole. — Durée : 7 heures[1] ;

Un thème. — Durée : 4 heures.

Une version. — Durée 4 heures.

ÉPREUVES DÉFINITIVES :

a) Une leçon en français sur une question se rapportant au programme visé ci-dessous ;

---

1. Ancien texte : Une composition de langue étrangère sur un sujet relatif à la civilisation moderne des pays de langue allemande, anglaise, etc.

b) Une leçon en langue étrangère sur une question se rapportant au programme visé ci-dessous.

Chacune de ces leçons sera faite après cinq heures de préparation surveillée; les ouvrages demandés par le candidat seront, autant que possible, mis à sa disposition ;

c) Une explication, après une heure de préparation, de deux textes étrangers, l'un en vers, l'autre en prose, tirés des principaux écrivains appartenant aux périodes indiquées au programme visé ci-dessous. — Durée : trois quarts d'heure.

Un dictionnaire en langue étrangère indiqué par le jury sera mis à la disposition du candidat [1] ;

d) Un thème oral improvisé. — Durée : une demi-heure [2] ;

e) Pour l'agrégation d'espagnol, explication improvisée d'un passage d'une revue italienne ;

Pour l'agrégation d'italien, explication improvisée d'un passage d'une revue espagnole [3].

(Un programme annuel indiquera les questions, les périodes et les œuvres auxquelles se rapporteront les compositions, les leçons et l'explication [4]).

Bourses de séjour à l'étranger.

— Du 4 août. —

Ont été nommés titulaires d'une bourse de séjour à l'étranger :

1° Du 1er octobre 1906 au 30 septembre 1907, les personnes pourvues du certificat d'aptitude au professorat dans les écoles normales dont les noms suivent :

En Allemagne : MM. Besseige (Pierre) ; Cottet (Auguste) ; Mlle Dard (Augustine-Marguerite).

En Angleterre : M. Guibillon (Georges-Paul) ; Mlles Brun (Alice Marguerite) ; Faquet (Marguerite-Léontine) ; Lambert (Alice-Blanche).

2° Du 16 septembre 1906 au 15 septembre 1907, les élèves d'écoles primaires supérieures dont les noms suivent :

En Allemagne : MM. Marchand (Pierre) ; Stelz (Henri) ; Valentin (Jules) ; Vauchet (Georges).

En Angleterre : MM. Bayet (Arsène) ; Pierre (Eugène).

---

1. Ancien texte : Un dictionnaire indiqué par le jury sera mis à la disposition du candidat.

2. Ancien texte : *d*) Une lecture expliquée en langue étrangère, après une heure de préparation, d'un texte tiré d'un auteur inscrit au programme des lycées. — Durée : une demi-heure.

3. Les épreuves indiquées au paragraphe *e* sont ajoutées à l'ancien texte.

4. Ancien texte : Un programme annuel indiquera les questions et les périodes auxquelles se rapporteront la première composition, les leçons et les explications.

NOMINATIONS UNIVERSITAIRES

ENSEIGNEMENT SUPÉRIEUR

— Du 25 juillet 1906. —

Faculté des lettres de Paris. — M. Hauvette est chargé, pour l'année scolaire 1906-1907, du cours de langues et littératures de l'Europe méridionale.

M. Martinenche est nommé, pour l'année scolaire 1906-1907, maître de conférences de langue et littérature hispano-portugaises.

Faculté des lettres de Grenoble. — M. Luchaire est chargé, pour l'année scolaire 1906-1907, d'un cours de langue et littérature italiennes.

— Du 27 juillet. —

Faculté des lettres de Bordeaux. — M. Rouge est nommé professeur de langue et littérature germaniques.

M Cirot est nommé professeur d'études hispaniques.

LYCÉES DE PARIS ET DU DÉPARTEMENT DE LA SEINE

— Du 21 juillet. —

Sont nommés professeurs :

Allemand : au lycée Condorcet, M. Fournier.

Anglais : au lycée Charlemagne, MM. Lauvrière, Bastid; au lycée Condorcet, M. Bourgogne; au lycée de Versailles, M. Mathias.

— Du 28 juillet. —

Sont nommés professeurs d'anglais : au lycée Janson-de-Sailly, M. Clermont ; au lycée Montaigne, M. Dupré.

LYCÉES DES DÉPARTEMENTS

Allemand.

— Du 21 juillet. —

Sont nommés professeurs d'allemand : à Albi, M. Bernard (chargé de cours) ; à Carcassonne, M. Sergent (chargé de cours) ; à Alençon, M. Colson (délégué); à Mont-de-Marsan, M. Fischer (chargé de cours); à Amiens, M. Landon (chargé de cours); à Limoges, M. Penot (chargé de cours); à Bastia, M. Farsat (chargé de cours); à Châteauroux, M. Caujolle (délégué); à Lyon, M. Moulet; à Montluçon, M. Devidal (chargé de cours) ; à Guéret, M. Sulger-Buel (délégué); à Nîmes, M. Petit (chargé de cours) ; à Lons-le-Saunier, M. Eckert (chargé de cours); à Nancy, M. Muret; à Montpellier, M. Bonnafous ; à Toulon, M. Vachet (chargé de cours) ; à Gap, M. Cunche (chargé de cours) ; à Nancy ,M. Kremer (chargé de cours) ; à Orléans, M Benoist-Hanappier ; à Caen, M. Ravizé ; à Poitiers, M. Hirtz; à Lorient, M. Souillart (chargé de cours); à Douai, M. Moreux (chargé de cours) ; à Rouen (Elbeuf), M. Volff (chargé de cours) ; à Toulouse, M. Jalras ; à Bourges, M. Bézier (chargé de cours).

SUJETS D'EXAMENS ET CONCOURS

Baccalauréat Latin-Langues vivantes (Juillet 1906)

(*Matières à développer. — Temps accordé : 3 heures.*)

Composition en langue allemande.

Décrire, sous forme de lettre à un ami ou de relation de voyage, une ville importante que vous avez visitée, soit en France, soit à l'étranger. Indiquer sa situation géographique, son activité industrielle ou commerçante, les grandes voies de communication qui y donnent accès. Noter l'aspect général de ses rues, de ses principaux édifices ou monuments. Rappeler enfin, s'il y a lieu, les souvenirs historiques qu'elle évoque.

(*Aix.*)

Composition en langue vivante.

Au milieu du Rhin, près de Bingen, s'élève une tour qu'on appelle « tour

des souris » (*Mäuseturm*). On explique ce nom par la légende suivante :

En 974, il y eut en Allemagne une grande disette. Or l'archevêque de Mayence, Hatto II, était fort avare. Il voyait les pauvres gens tomber dans les rues, sans éprouver la moindre pitié.

On dit même qu'il fit enfermer un groupe de malheureux dans une grange et qu'il y fit mettre le feu. En entendant les cris des victimes, l'évêque s'écria : « Écoutez comme les souris sifflent ! » Mais Dieu ne tarda pas à le punir : les souris envahirent le palais épiscopal. Hatto se réfugia d'abord à l'église, mais il n'y trouva pas le repos.

Il se fit bâtir alors une tour au milieu du Rhin ; mais les souris passèrent le fleuve à la nage, escaladèrent la tour et dévorèrent l'archevêque.

(*Nancy.*)

Composition en langue allemande.

Un de vos amis vous écrit que son père, riche négociant, a fait de mauvaises affaires. Sa famille, dont les ressources ont diminué, va être obligée de vivre bien modestement, après avoir connu toutes les joies que procure la fortune ; votre ami est désespéré.

Vous répondez à sa lettre ; vous prenez part à la peine qu'il éprouve, vous le consolez. Vous essayez de lui démontrer que la fortune ne procure pas un bonheur durable, vous l'engagez à travailler, à se faire une situation qu'il ne devra qu'à lui-même, à acquérir une valeur personnelle qui défiera tous les caprices du sort. En travaillant, il oubliera d'ailleurs peu à peu les beaux jours dont il regrette la brusque disparition, il supportera facilement les chagrins de l'heure présente, il envisagera l'avenir avec plus de confiance. Il peut compter sur vous et sur les vôtres : votre affection pour lui ne saurait changer.

(*Poitiers.*)

Composition en langue anglaise.

Dialogue entre un vieillard et un jeune homme. Celui-ci vante les nouveaux moyens de locomotion, que la science invente et améliore chaque jour ; l'autre décrit les charmes des longs voyages d'autrefois.

(*Poitiers.*)

Composition en langue espagnole.

Racontez tel épisode du Quichotte que vous connaîtrez le mieux.

(*Poitiers.*)

Composition en langue italienne.

Vous supposerez qu'au cours de la dernière éruption du Vésuve (avril 1906), vous visitiez Pompéi, que le volcan menaçait, après plus de 18 siècles, d'une seconde destruction

Dans une lettre à un ami, vous raconterez ce que vous avez vu et ressenti, et les souvenirs qu'évoquait en vous ce désastre renouvelé de l'antiquité.

(*Poitiers.*)

Composition en langue vivante.

Une excursion à pied. Impressions. Observations. Incidents. Le retour.

(*Rennes*).

Baccalauréat Latin-Langues et Sciences-Langues [1] (juillet 1906).

(*Matières à développer. — Temps accordé : 3 heures*).

Composition en langue italienne ou espagnole.

Charmes et plaisirs de l'hiver.

L'hiver passe en général pour la plus triste saison de l'année. Pourquoi ? Comparaison de l'hiver avec le printemps, l'été et l'automne. — Cependant, n'a-t-il pas ses plaisirs ?

Nous ne parlerons pas ici des plaisirs brillants et coûteux des riches. Mais l'hiver n'est-il pas pour tout le monde la saison des réunions cordiales et joyeuses? Description. . . . Le foyer de la famille, etc. Sans doute, l'hiver est une bien dure saison pour les pauvres ; mais quel plaisir aussi que de leur venir en aide! L'hiver est la saison de la charité. Enfin, combien les souvenirs de l'hiver ajoutent-ils de charmes au printemps! Les fleurs et la verdure, venant après la neige et les frimas, ne paraissent-elles pas encore plus charmantes? N'accusons donc pas la Providence, et attendons avec patience le retour des beaux jours.

(*Aix.*)

1. Sujets communs aux deux séries.

Composition en langue anglaise.

L'été au bord de la mer.

a) Ce qu'on voit le long de la côte.

b) Amusements sur le rivage.

c) Distractions en mer.

(*Aix*.)

Composition en langue vivante.

LES VACANCES AU PAYS NATAL

Que d'idées, de souvenirs et de sentiments contenus dans ces seuls mots! Tendresses du foyer; visites aux amis; charmes de la campagne; parties de plaisir; chasse, pêche; excursions pittoresques; exercices physiques, chevauchées, promenades en voiture, à bicyclette ou en automobile.

Faut-il, parmi tant d'agréments ou de distractions, négliger tout travail sérieux, toute grave lecture? Ce serait imprudent, on courrait risque de se rouiller et de rendre trop pénible la reprise, inévitable, des études. En toute chose, considérez la fin, et ne laissez pas perdre ce que vous avez acquis.

(*Bordeaux*.)

Composition en langue vivante.

UNE PARTIE DE CAMPAGNE.

Le matin, de bonne heure, départ de toute la famille, en chemin de fer, en voiture ou à pied. Impressions de route. Arrivée dans un bois, au bord d'une rivière ou à des ruines fameuses. Déjeuner. Emploi de l'après-midi. Retour à la nuit tombante.

(*Clermont*.)

Composition en langue vivante

pour les candidats qui se présentent à plusieurs séries.

Quel est parmi les ouvrages anglais que vous avez lus celui que vous préférez? Donnez-en une brève analyse et indiquez les raisons.

(*Rennes*.)

Composition en langue vivante.

Vous n'ignorez pas que, dans beaucoup de nos établissements d'instruction, l'on a organisé une « correspondance internationale » entre les élèves et de jeunes étudiants étrangers.

Vous composerez la première lettre d'un élève français à son correspondant (allemand, anglais, espagnol, selon la langue que vous avez vous-même choisie.)

Après avoir salué celui avec lequel il est mis en relation, l'élève lui fera part des difficultés qu'il éprouve encore dans l'étude de la langue et de l'espoir qu'il a d'en triompher peu à peu. Il compte que l'aide de son ami inconnu lui sera utile, et de son côté il fera de son mieux pour lui faciliter l'étude du français.

Pourquoi il désire connaître la langue étrangère; utilité et plaisir qu'il y trouve; ses lectures, etc.

Il espère, quand il sera plus avancé, aller visiter le pays et compléter par la pratique les connaissances acquises au collège. Il sera heureux de profiter de l'occasion pour faire connaissance personnellement avec son correspondant et ami.

(*Toulouse*.)

Écoles normales de Saint-Cloud et de Fontenay-aux-Roses (1906).

(*9 juin, de 9 h. à 11 h.*)

Rédaction en langue étrangère.

Canevas à développer en allemand.

Kurze Anrede eines Dorfschullehrers an die Schüler, die im Begriff sind, aus der Schule auszutreten.

„Alles zieht heutzutage nach der Stadt. Fruchtbare Felder liegen brach.

Weshalb? ... die Reize des Stadtlebens ... der größere Lohn ... die Vergnügungen.

Aber dagegen: Die Nachteile ... das Leben kostspieliger ... die Arbeit strenger ... die Freiheit beschränkter ... die Vergnügungen ungesunder.

Vorteile des Landlebens — Verlaßt das Land nicht!"

Canevas à développer en anglais.

A SHORT ADDRESS OF A COUNTRY SCHOOLMASTER TO PUPILS ABOUT TO LEAVE SCHOOL.

"Everybody now wants to live in town. Fertile fields remain untitled.

Why so?... The charms of a town life... Higher wages... pleasures.

But, on the other hand, disadvantages: living more costly... work harder... less liberty... pleasures less wholesome.

The advantages of a life in the country. Do not leave it."

Canevas à développer en espagnol.

BREVE ALOCUCIÓN DE UN MAESTRO DE ESCUELA DE ALDEA A LOS DISCÍPULOS QUE VAN A DEJAR LA ESCUELA.

Todos hoy se van á la ciudad ; feraces campos se quedan sin cultivar.

¿Porqué ? Los encantos de la vida en las ciudades... los salarios más subidos... los placeres...

Pero, por otra parte ; las desventajas. La vida más costosa... el trabajo más penoso... la libertad más limitada... los placeres menos sanos.

Ventaja de la vida en el campo...; No lo dejéis !

Canevas à développer en italien.

BREVE ALLOCUZIONE DEL MAESTRO DI UNA SCUOLA RURALE A COLORO TRA GLI SCOLARI CHE STANNO PER LASCIARE LA SCUOLA.

Tutti ora si trasferiscono alla città. Fertili agri giacciono incolti.

Perchè ? Attrattive della vita urbana (maggiori stipendi ; divertimenti).

Ma, di un altro lato, svantaggi (vita più carestosa ; lavoro più penoso ; libertà più ristretta ; divertimenti meno sani).

Vantaggi della vita campestre. Non l'abbandonate !

BIBLIOGRAPHIE

PIERRE DE BOUCHAUD. — *Jean de Bologne**. — Paris, Lemerre, 1906. 3 fr. 50.

Cet ouvrage vient clore une série de travaux du même auteur sur les grands sculpteurs de la Renaissance italienne, depuis Donatello. M. de Bouchaud y étudie, dans une première partie, les successeurs de Michel-Ange ; dans une seconde, la vie et les œuvres du puissant artiste douaisien ; dans une troisième, les successeurs de Jean de Bologne et l'effondrement final de la sculpture romaine dans le baroque, sous l'influence malfaisante du pape Urbain VIII. On se rend compte que, pour remplir un tel programme, il est à la fois besoin de connaissances multiples, de vastes lectures, et surtout de compétence spéciale : or tout cela s'y rencontre.

En effet, non seulement chaque sculpteur, même obscur, y est nommé, avec les dates importantes de son existence, mais encore ses œuvres, mal, peu ou très connues, sont indiquées avec l'année de leur achèvement et le lieu où il est possible de les voir aujourd'hui. L'établissement de cette chronologie a dû coûter d'énormes recherches. Mais ces recherches ont dû parfois offrir des compensations. Voyages au pays du soleil, visites des musées, promenades dans des villes glorieuses, ce fut sans doute le temps le plus agréable du travail de M. de Bouchaud. Sachons-lui donc gré de nous instruire, et envions-lui les joies nonpareilles qu'il a dû goûter au cours de ses excursions.

Mais il ne s'est pas borné à cela. Il connaît à fond l'histoire italienne des XV^e^ et XVI^e^ siècles, et l'histoire lui permet de replacer chaque artiste dans son milieu, d'expliquer l'évolution de l'esthétique florentine ou romaine. Il a compulsé les vieux mémoires, les correspondances particulières, les livres modernes qui ont traité des mêmes questions. Il a étudié la peinture et l'architecture de la Renaissance, autant que sa sculpture, et peut multiplier ainsi les rapprochements, montrer les réactions des arts les uns sur les autres. Il a exploré largement les « alentours » de son sujet.

Enfin il y a l'essentiel : je veux dire l'amour éclairé du beau. Il y a des vues d'ensemble qui permettent de comprendre le développement et la décadence d'une école ; des jugements brefs qui apprécient avec modération ; des descriptions exactes et précises qui mettent sous nos yeux les formes, les lignes et les attitudes. C'est la partie du livre qui plaira le plus sans doute. Elle aurait pu être plus étendue et certains s'en plaindront. Mais la matière était surabondante, et M. de Bouchaud ne voulait rien sacrifier de nécessaire. Peut-être a-t-il craint de tomber dans le travers ordinaire des ouvrages sur l'esthétique ; il a fui les exclamations, les enthousiasmes, les phrases pâmées qui trop souvent tiennent lieu de savoir et qui trop souvent dissimulent mal de foncières ignorances. Il a voulu être sobre avant tout. Je l'en loue pour ma part. Mais je ne serais pas surpris qu'on lui reprochât de la sécheresse.

Ce *Jean de Bologne* est un livre consciencieux : aussi sera-t-il lu avec profit par ceux qu'intéresse la Renaissance, et restera-t-il comme un précieux répertoire de faits et de documents pour les historiens futurs de l'art italien. Il est grave et un peu sévère : car s'il ne flatte pas les morts, il n'a non plus nulle complaisance pour les lecteurs superficiels, pour les amateurs d'anecdotes et d'amusantes illustrations. Il est probe surtout, puisqu'il dit exactement des choses vraies ; et cela n'est pas commun. M. J.

* Voir dans la Partie française un extrait de l'ouvrage.

Bar-le-Duc. — Imprimerie Comte-Jacquet, Facdouel, Dir.

Les Cinq Langues

N° 3. **5 Novembre 1906.** **7e Année.**

SUPPLÉMENT

PROGRAMMES DES CONCOURS DE 1907

Agrégation de l'enseignement secondaire des jeunes filles.

AUTEURS ANGLAIS.

1 Shakespeare — *King Henri IV, 1st Part.*
2. Keats, — *Endymion.*
3. W. Scott. — *Old Mortality.*

AUTEURS ALLEMANDS.

1. Gœthe — *Gœtz von Berlichingen.*
2. Schiller. — *Die Götter Griechenlands; Das Eleusische Fest; Die vier Weltalter; Pompeji und Herculanum.*
3. G. Freytag. — *Die Ahnen*, 6e partie : *Aus einer kleinen Stadt.*

AUTEURS ESPAGNOLS.

1. Tirso de Molina. — *La Prudencia en la mujer* (Biblioteca universal, Madrid, édition économique, tome 23).
2. Ramon de Mesonero Romanos. — *Escenas madrilences* (Biblioteca universal, Madrid, édition économique, tomes 51 et 52).

AUTEURS ITALIENS.

1. Dante. — *L'Enfer*, chants I, II, III.
2. Machiavel. — *Discours sur la première décade de Tite-Live.*

Certificat d'aptitude à l'enseignement secondaire des jeunes filles (Ordre des sciences).

AUTEURS ALLEMANDS.

Gœthe. — *Italienische Reise*, — *Rom* et *Neapel* (édition Cotta, Stuttgart).

Geibel.— *Gedichte in Auswahl herausgegeben von Dr M. Nietzki* (Cotta, Stuttgart).

Scheffel. — *Ekkehard* (les 15 premiers chapitres).

AUTEURS ANGLAIS.

Byron. — *The Prisoner of Chillon.*

* Milton. — *L'allegro, il Penseroso.*

* Merriman. — *Barbasch of the Guard.*

* Ces deux ouvrages se trouvent dans une édition à six pence, chez A et J. Denny, Strand, 147, Londres.

RÉSULTATS DES CONCOURS DE 1906

Agrégations.

Sont reçus, par ordre de mérite :

Agrégés d'allemand : MM. TIBAL, GOLL, DANSAC, BRUN, SOUILLART, MARCHAND, MAYNARD, BOURGEOIS, MIS, LOTE, KOESSLER, HANSS ; Mlles HÜTTER, CHARPENTIER.

Agrégés d'anglais : MM. Guérard, Desclos, Bauchet, Girard, Bourgeois, Yvon, Chaffurin, Vallée, Charpentier ; MMlles Lavelle, Perrenoud, Cortot ; Mme Monghal, *née* Leleu, Mlle Rogez.

Agrégés d'espagnol : MM. Laborde, Fourret.

Agrégés d'italien : MM. Mignon, Berthé.

Certificats d'aptitude à l'enseignement des langues vivantes dans les lycées et collèges.

Sont admis définitivement, par ordre de mérite :

Certificat d'aptitude à l'enseignement de l'allemand : MM. Bordier, Colson, Prost, Rigollot, Le Bourgeois, Caujolle, Champion, Cahen, Guey, Fleur, Crémieux, Trey, Gasc, Marignac, Barbe, Marchal, Pignet ; Mlles Bianquis, Chevron, Guillon, Lacour; Mme Kouchak, *née* Menant-Bellenoue ; Mlle Goiset, Au titre étranger (*n° 1 du classement général*) : Mlle Woehler.

Certificat d'aptitude à l'enseignement de l'anglais ; MM. Renard, Marcault, Duchemin, Cornuel, Chérel, Robert, Lebettre, Grept, Rocher, Chaymol, Prugnard, Béchot, Brosse ; Mlles Dreyfus, Logan, Villard, Monod, Bellon, Arlès-Dufour, Haniez, Pellet, Bertoux, Schneider, Castella, Gagnot, May-ran, East, Camicas.

Certificat d'aptitude à l'enseignement de l'espagnol : MM. Thomas, Martin, Cicile.

Certificat d'aptitude à l'enseignement de l'italien : M. Prost ; Mlle Levi ; M. Mousset.

INFORMATIONS

Facultés des lettres autorisées à délivrer le certificat d'aptitude à la licence ès lettres avec mention : Langues vivantes (1906-1907).

(*Arrêté du* 5 *juillet* 1906).

Peuvent délivrer, pendant l'année scolaire 1906-1907, le certificat d'aptitude à la licence ès lettres, avec mention : *Langues vivantes*, les Facultés des lettres des Universités ci-après désignées :

Université de Paris. — Allemand, anglais, espagnol, italien.
Université d'Aix-Marseille. — Allemand, italien.
Université de Besançon. — Allemand.
Université de Bordeaux. — Allemand, anglais, espagnol, italien.
Université de Caen. — Allemand, anglais.
Université de Clermont. — Allemand.
Université de Dijon, — Allemand.
Université de Grenoble. — Allemand, anglais, italien.
Université de Lille. — Allemand, anglais.
Université de Lyon. — Allemand, anglais, italien.
Université de Montpellier. — Allemand, anglais, espagnol, italien.
Université de Nancy. — Allemand, anglais.
Université de Poitiers. — Allemand, anglais.
Université de Rennes. — Allemand, anglais.
Université de Toulouse. — Allemand, anglais, espagnol.

Facultés des lettres autorisées à délivrer le diplôme d'études supérieures de langues et littératures étrangères (1906-1907).

(*Arrêté du 5 juillet* 1906.)

Peuvent délivrer, pendant l'année scolaire 1906-1907, le diplôme d'études supérieures de langues et littératures étrangères vivantes, les Facultés des lettre des Universités ci-après désignées :

Université de Paris. — Allemand, anglais, italien.
Université d'Aix-Marseille. — Allemand.
Université de Besançon. — Allemand.
Université de Bordeaux. — Allemand, anglais, espagnol.
Université de Caen. — Allemand, anglais.
Université de Clermont. — Allemand,
Université de Dijon. — Allemand.
Université de Grenoble. — Allemand, italien.
Université de Lille — Allemand, anglais.
Université de Lyon. — Allemand, anglais.
Université de Montpellier. — Allemand, espagnol.
Université de Nancy, — Allemand.
Université de Poitiers. — Allemand, anglais.
Université de Rennes. — Allemand, anglais.
Université de Toulouse. — Allemand, anglais, espagnol

RÉFORMES SCOLAIRES EN PRUSSE

Un haut fonctionnaire du Ministère de l'Instruction publique de Prusse, M. le Dr A. Matthias, insiste dans un article très remarqué de la *Monatsschrift für höhere Schulen* sur la nécessité de laisser une plus grande liberté aux professeurs des lycées allemands et à leurs élèves. L'esprit des programmes de 1900, plus libéral que celui des règlements antérieurs, a déjà produit d'excellents résultats. On renonce dans certains lycées à l'habitude séculaire de commencer l'étude du grec par la langue commune ou par le dialecte attique et l'on aborde hardiment le dialecte homérique. On modifie, dans l'intérêt des élèves, l'horaire, le plan d'études ; on dispense de certains exercices les élèves les plus forts afin de pouvoir consacrer plus de temps aux élèves faibles et de laisser à ceux qui sont plus avancés des loisirs dont ils tireront grand profit. Dans quelques lycées, les élèves des classes supérieures choisissent les matières qu'ils veulent particulièrement approfondir; dans d'autres, ces élèves remettent à leurs professeurs, au lieu des devoirs traditionnels et quotidiens, un travail personnel sur un auteur de leur choix. Vingt-cinq assistants français fonctionnent dans autant de lycées prussiens et exercent les grands élèves à la conversation. L'enseignement des mathématiques est donné d'une manière moins aride ; partout l'enseignement par l'aspect gagne du terrain et la vie entre de toutes parts dans l'école.

On conçoit sans peine que ce mouvement trouve en Prusse des détracteurs passionnés et des sceptiques railleurs, mais tous les partisans du progrès et tous les amis de l'éducation l'approuvent sans réserve.

Il y aurait, chez nous comme en Allemagne bien des réformes à entreprendre dans ce sens; peut-être s'apercevra-t-on un jour de ce qu'il y a d'artificiel, de suranné, d'antipédagogique dans notre système actuel de classes et de cycles. Ce jour-là on se demandera si en créant des cours on ne laisserait pas plus libre carrière à l'initiative des professeurs et à l'essor des facultés de l'enfant.

E.-H. B.

SUJETS D'EXAMENS ET CONCOURS

Agrégation des jeunes filles (1906).

(*Une version au choix. — Temps accordé : 2 heures.*)

Version anglaise.

There is not so variable a thing in nature as a lady's head-dress. Within my own memory I have known it rise and fall above thirty degrees. About ten years ago it shot up to a very great height, insomuch that the female part of our species were much taller than the men. The women were of such an enormous stature, that "we appeared as grasshoppers before them" ; at present the whole sex is in a manner dwarfed, and shrunk into a race of beauties that seems almost another species. I remember several ladies, who were once very near seven foot high, that at present want some inches of five. How they came to be thus curtailed I cannot learn. Whether the whole sex be at present under any penance which we know nothing of ; or whether they have cast their head dresses in order to surprise us with something in that kind which shall be entirely new ; or whether some of the tallest of the sex, being too cunning for the rest, have contrived this method to make themselves appear sizeable, is still a secret ; though I find most are of opinion, they are at present like trees new lopped and pruned, that will certainly sprout up and flourish with greater heads than before. For my own part, as I do not love to be insulted by women who are taller than myself, I admire the sex much more in their present humiliation, which has reduced them to their natural dimensions, than when they had extended their persons and lengthened themselves out into formidable and gigantic figures. I am not for adding to the beautiful edifices of nature, nor for raising any whimsical superstructure upon her plans.

ADDISON, *The Spectator*, June 22, 1711.

Version allemande.

Bei den Griechen fällt es zuerst ins Auge, daß sie ganz und unaufhörlich den Eindrücken der äußeren Natur auf sie offen waren, daß Alles, was sie empfanden, sie lebendig bewegte, daß sie es aber nicht bloß zuerst treu aufnahmen, sondern auch, ungeachtet der Stärke ihrer Rührung, dennoch so angemessen darauf zurückwirkten, daß sie die eigentümliche Gestalt desselben nur sehr wenig veränderten. Überhaupt hatte die Einwirkung der Natur um sie her sie gänzlich gebildet, ihre Phantasie, ihr Geist, ihre Empfindung verriet diesen Einfluß, ihr ganzes Innere war ein treuer Spiegel der Natur und wie diese daher auf sie einwirkte, so wirkte ihre Selbsttätigkeit wieder zurück. Hieraus, vorzüglich wenn Sie zugleich an die milde und lichte, reiche und grosse Natur denken, die sie umgab, entspringen alle ihre Vorzüge und Mängel. Unter die ersten lassen Sie mich jetzt, mit Übergehung der allgemeinen, hier der Klarheit, der Ruhe und des würdigen Anstandes gedenken, die in allem echt Griechischen überall vorwalten. Die Klarheit entfernt alles Finstre, Melancholische, Wilde, Verworrene daraus, und aus der Ruhe entspringt der Mangel alles eigentlich Schwermütigen, die Festigkeit in der Betrachtung auch der fürchterlichsten Schläge des Schicksals und die milde Heiterkeit, die ihren epischen und lyrischen Stücken so eigen und selbst den tragischen nicht freund ist.

WILHELM VON HUMBOLDT.
(*Lettre à Schiller du 6 novembre 1795.*)

Baccalauréat Sciences-Langues[1] (juillet 1906).

(*Matières à développer. — Temps accordé : 3 heures.*)

Composition en langue allemande.

Vous devez passer vos vacances sur les bords du Rhin. — Vous annoncez à un ami que vous êtes arrivé dans votre nouvelle résidence ; vous lui décrivez la région que vous habitez, vous lui en vantez les richesses et les charmes divers et vous l'engagez vivement à venir vous y retrouver, dès que les occupations qui le retiennent en France le lui permettront. (*Aix.*)

1. Les sujets donnés à Montpellier (voir n° 1, pages 7 et 8 du *Supplément*) étaient communs aux séries Latin-Langues et Sciences-Langues.

Composition en langue allemande.

Une partie de chasse.

a) Décrire les préparatifs pour la chasse et le départ des chasseurs.

b) Montrer comment on chasse le gibier.

c) Montrer les chasseurs au repos après une course fatigante.

d) Retour de la chasse. (*Corse.*)

Composition en langue anglaise.

Vous écrivez à vos parents que vous désirez vivement passer vos vacances à Londres.

1° Vous inspirant de vos lectures et de vos études, vous énumérez quelques-uns des monuments qu'il vous tarde de visiter. Souvenirs historiques ou littéraires qu'ils éveillent en vous.

2° Ce que vous vous proposeriez de faire pour perfectionner votre connaissance de l'anglais : conversations, lectures, théâtres, sermons, etc.

(*Corse.*)

Composition en langue italienne ou espagnole.

Supposez un voyage en bateau, de Gênes à Naples, le long des côtes de la mer Tyrrhénienne, en faisant une description sommaire des lieux.....

1° Gênes la Superbe : le port plein de navires.

2° La Spezzia. — Golfe, arsenal, vaisseaux de guerre.

3° Livourne et la Toscane..... le jardin de l'Italie.

4° Les Maremmes : aspect triste et désolé.

5° Les côtes du Lazio : souvenirs historiques (Anzio, Ostia).

6° Les côtes de la Campanie : Naples, le Vésuve..... Pompéi. — Aspect du ciel.

(*Corse.*)

Composition en langue anglaise, allemande, espagnole ou italienne.

Racontez en prose la fable du Chêne et du Roseau. (*Alger.*)

Composition en langue vivante.

AVENTURES DE VOYAGE ET DE CHASSE.

Le baron de Münchhausen, fameux hâbleur allemand du XVIIIe siècle, raconte que voyageant en Russie, il s'endormit un soir sur la neige, après avoir attaché son cheval à ce qu'il prenait pour la pointe d'un piquet. Quand il s'éveilla le lendemain, le dégel étant survenu pendant la nuit, il se trouva couché dans le cimetière d'une église, et aperçut son cheval suspendu par la bride à l'extrémité du clocher. D'une balle de son pistolet, il coupa la bride et délivra son cheval.

Une autre fois, chassant en forêt, il vit s'avancer sur lui un cerf magnifique. Comme sa provision de plomb était malheureusement épuisée, le baron glissa dans son fusil une poignée de noyaux de cerises et, à tout hasard, visa l'animal qui s'enfuit.

Deux ans après, étant à la chasse dans le même endroit, le baron fut assez heureux pour abattre un cerf qui, chose étrange, portait entre ses bois un petit cerisier chargé de fruits.

On supposera que le baron de Münchhausen fait à des amis, après boire, le récit de ces deux exploits[1].

(*Besançon.*)

Composition en langue vivante.

Un jeune Français écrit à un jeune étranger (*Allemand, Anglais*, etc.) qui lui a demandé des renseignements au sujet d'un voyage circulaire qu'il voudrait faire en France, principalement en Normandie.

Sans faire à son correspondant un cours de géographie, il lui donne un certain nombre d'indications sur les chemins de fer, les voies navigables, les principaux produits, les monuments, les sites, etc., etc., de la région qu'il lui conseille de visiter.

(*Caen.*)

Composition en langue vivante.

UN TREMBLEMENT DE TERRE.

Je m'étais couché tard en rentrant du théâtre. — A 5 heures du matin, je fus éveillé par des secousses de mon lit. — Quand je vis tout danser dans ma chambre, je me crus fou. — Cependant mes meubles tombèrent. — J'eus grand'peine à sortir de ma chambre. — 10 minutes plus tard, l'hôtel était en flammes

Contez cet épisode dans la forme qui vous plaira. (*Dijon.*)

Composition en langue vivante.

Un roi d'Orient aimait les contes de fées; il avait à sa cour un poète qui était spécialement chargé de lui raconter des histoires merveilleuses.

Un jour, son poète ayant épuisé tous les contes des Mille et une Nuits, lui exposa les merveilles de la science moderne. Il lui parla de la vapeur, de l'électricité et de leurs récentes applica-

1. Voir ce récit dans la partie allemande des "Cinq Langues" (année 1905-1906, nos 1 à 5).

ions : le téléphone, le phonographe, la télégraphie sans fil.

Quand il eut fini, le monarque le fit immédiatement mettre à mort, sous prétexte qu'il avait abusé de sa crédulité.

Concluez.

(*Grenoble*, 5 *juillet*.)

Composition en langue vivante.

Décrire une revue passée soit à l'occasion d'une solennité particulière (fête nationale ou réception d'un souverain étranger), soit à la fin des grandes manœuvres. — Les préparatifs. — Coup d'œil général sur le terrain de la revue. — Le public. — Le général. — L'état-major, etc. — Le défilé. — Impressions diverses des soldats. — On pourra donner à ce tableau la forme d'une lettre écrite soit par un artilleur, soit par un fantassin, ou encore par un simple témoin.

(*Grenoble*, 7 *juillet*.)

Composition en langue vivante.

Au cours d'une promenade, vous êtes arrivé dans un joli petit village que vous décrirez sommairement. C'était jour de foire.

Vous dépeindrez le champ de foire avec son aspect animé et pittoresque, les bestiaux mis en vente, les produits de toute sorte amenés par les cultivateurs des villages environnants.

Discussions bruyantes entre vendeurs et acheteurs. Dans un coin du champ de foire, baraques foraines. En décrire les principaux types : chevaux de bois, lutteurs, montagnes russes, balançoires...

(*Grenoble*, 11 *juillet*.)

Composition en langue vivante.

Aimez-vous le théâtre? Quel genre de pièces préférez-vous? (Comédies, tragédies, vaudeville, opéra...). Décrivez une salle de spectacle un soir de représentation; résumez la dernière pièce que vous avez vue et donnez votre opinion sur la pièce et les acteurs.

(*Chambéry*, 11 *juillet*.)

Composition en langue vivante.

UN HOMME A LA MER !

La tempête fait rage. Le brick fuit devant le vent. Tout à coup retentit le cri : un homme à la mer ! Chacun se précipite. On jette à l'eau bouées de sauvetage, cages à poules, tout ce qui peut flotter. — Le nageur entrevu luttant avec les vagues. Il a saisi un des objets qu'on lui a lancés! Joie! Courte joie! Impossible de s'arrêter, de virer de bord, de mettre un canot à la mer! On n'a donc fait que prolonger son agonie. Décrire cette agonie. L'homme lutte, il espère. Puis le découragement, le désespoir. Au moment de mourir, tout son passé, comme en rêve, repasse devant ses yeux embrumés. Il entend les cloches de son village.,.. Il revoit ceux qui attendront en vain son retour. Sa dernière pensée. La tombe liquide se referme... — La mère ne reverra de son fils aimé que son pauvre sac de matelot.

(*Lille*.)

Composition en langue vivante.

LA MER.

Idées à développer :

Beauté du spectacle de la mer. Sentiment de l'immensité. La mer inspiratrice des poètes, par exemple de V. Hugo.

La mer considérée au point de vue pratique. Richesses qu'elle renferme. La pêche. Enorme variété de poissons. Existence des pêcheurs.

La mer champ d'une immense activité: sillonnée par d'innombrables vaisseaux, navires marchands, bateaux à voiles et à vapeur, paquebots, flottes de guerre.

Importance politique de la possession de la mer, sacrifices que font les grandes nations pour avoir des marines puissantes. Suprématie de l'Angleterre.

La mer meurtrière. Tempêtes, naufrages. Elle se venge de l'homme qui l'a domptée.

(*Lyon*.)

Composition en langue vivante.

Dans une lettre adressée à un correspondant étranger, vous expliquerez ce que vous avez appris cette année en classe d'allemand ou d'anglais. Vous insisterez particulièrement sur l'esprit et les mœurs de l'Allemagne ou de l'Angleterre, et sur vos connaissances en littérature, allemande ou anglaise.

(*Nancy*.)

Composition en langue vivante.

LE FER A CHEVAL.

I. — Un laboureur voyageant avec son fils pendant la saison chaude dans la province de... (aspect de la campagne désolée par une chaleur accablante).

II. — Le fils écarte du pied un fer à cheval brisé. Dialogue avec le père : que dit le père ? Réponse dédaigneuse du fils. Le père ramasse le fer.

III. — En traversant un village, le père vend le fer à cheval et de cet argent achète des cerises. Fatigue du voyage. Le soleil se fait plus lourd. Le fils a soif.

IV. — Le père laisse tomber une cerise. Le fils se précipite et la ramasse comme une chose précieuse. La scène se répète plusieurs fois...

Conclusion. — La leçon du père.

(*Paris, 1re série.*)

Composition de langue vivante.

L'empereur Louis de Bavière a fait prisonnier son compétiteur Frédéric le Beau (1322). — Frédéric, habitué à une vie de chasse et d'aventure, languit au donjon de Traunitz. Un jour, Louis de Bavière, désespérant de vaincre les partisans du prince prisonnier, lui offre la liberté s'il renonce à l'empire et s'il jure de déterminer ses partisans à se soumettre. — Frédéric, devenu libre, à obtenu la soumission de ses partisans ; seul son frère refuse de poser les armes — et Frédéric le Beau, n'ayant pu tenir son serment, revient se constituer prisonnier. Louis de Bavière ému d'admiration lui demande d'être son ami et partage le pouvoir avec lui.

(*Paris, 2e série.*)

Composition en langue allemande.

Vous êtes pauvre. Si vous étiez riche, que feriez-vous de votre richesse ?

(*Poitiers.*)

Composition en langue anglaise.

Dites, sous forme de lettre, de quelle façon vous aimeriez le mieux passer vos vacances.

(*Poitiers.*)

Composition en langue espagnole.

Quel serait votre plan de voyage pour l'Espagne ? Villes que vous vous proposeriez de visiter ; leur situation géographique leur importance actuelle, les souvenirs artistiques ou historiques qu'elles évoquent.

(*Poitiers.*)

Composition en langue italienne.

Après des mois d'un froid hiver, vécus dans le travail, enfermé à la ville, vous raconterez, dans une lettre à un ami, votre première sortie dans la campagne, au printemps fleuri.

(*Poitiers.*)

Composition en langue vivante.

UTILITÉ DE L'EAU

Propreté, — comme aliment, — comme remède, — irrigation, — pour éteindre les incendies, — force motrice.

(*Rennes.*)

BIBLIOGRAPHIE

La librairie Sansot vient de publier la traduction d'un très attrayant ouvrage de GOMEZ CARRILLO : « L'âme Japonaise ». Le livre paraît en temps opportun ; il sera lu pour cette bonne raison que le Japon est à la mode ; mais il sera lu surtout parce qu'il est d'un intérêt palpitant, soutenu, varié, parce qu'il a été écrit par un poète, un amoureux passionné et délicat des spectacles de la nature et des manifestations de l'art, parce qu'il a été traduit par un homme de goût.

L'auteur a su contempler, observer, admirer : il fait revivre, comme elles se présentent, ses sensations multiples et neuves, ses émotions, ses déceptions aussi, et les chapitres se succèdent dans une agréable diversité :

Sensations de Tokio, le Caractère chevaleresque, la Courtoisie, la Beauté des Temples, la Danse sacrée, la Femme, Conteur de Contes, l'Orgueil des Samouraï, la Misère, l'Esprit de Tolérance, le Sentiment poétique — pour ne citer que les plus intéressants.

A Tokio, lors de son arrivée, il est quelque peu déçu.

« Sans doute, tout est tel que je me l'étais figuré, mais avec moins de vie ou plutôt avec moins de poésie, de couleur, de caprice, de rareté ! Ame étrange et lamentable que celle du voyageur ! Au lieu de se nourrir de logiques réalités, elle traîne partout ses souvenirs... Ce qui ne satisfait point son égoïsme sentimental lui cause d'incurables tristesses. Et son désir est si souvent déçu !

...Mais voici mon Japon. Debout, à la porte de la gare, une mousmé me sourit, ou plutôt se sourit à elle-même. Elle est svelte, pâle, d'une couleur d'ambre clair et transparent, et ses veines très fines se marquent sur son cou nu. L'ovale de son visage est parfait. Ses yeux qui ne sont pas grands, mais longs, très étroits et très longs ont une douceur qui explique l'enthousiasme des anciens poètes nippons, auteurs de tankas où les pupilles féminines sont comparées à des philtres d'enchantement. Ses mains exsan-

gnes, aux doigts effilés, sont translucides. Ses lèvres, ces lèvres entr'ouvertes en un sourire perpétuel, ces lèvres humides, laissent voir une exquise dentition de grains de riz. Et cette apparition ne porte pas le vêtement gris sans ornement de mes compagnes de voyage. Elle porte un kimono jaune pâle, couvert de lys blancs qui la font apparaître comme une Primavera de cette terre, plus menue et moins splendide que celle de Botticelli, sans doute, mais non moins séductrice. Je la contemple enchanté. Et grâce à elle, à sa beauté étrange, à sa grâce lointaine, à son charme de légende, la vulgarité de cette place de station mi-asiatique, mi européenne, disparaît, et un Japon adorable surgit devant mes yeux extasiés ! »

Son Japon, M. Gomez Carrillo le retrouve encore dans les temples exquis dont il admire avec ferveur les ors, les laques, les ivoires, les jades, les bronzes, les soieries, les filigranes, les plafonds de chrysanthèmes, d'hortensias, de lotus et de lis ; il le retrouve devant la danseuse sacrée aux pieds menus, aux mains fluettes, aux yeux de rêve. Et il est tout entier le Japon « ce pays des contrastes » dans la condition faite aux femmes ; « La femme parle à son mari à genoux, la femme n'a pas le droit de se plaindre, la femme ne doit pas voir ce que fait son mari... Et si elle n'était esclave que de son mari, passe encore !

Mais il y a aussi, plus dure que les duègnes espagnoles du moyen âge, la belle-mère jaune...

Il est plus difficile pour une femme japonaise, de contenter sa belle-mère que son mari. Sa vie n'est pas oisive : levée la première, elle se couche la dernière ; elle travaille tout le jour ; elle doit s'occuper de la cuisine et pourvoir à tous les besoins du ménage ; elle entretient le linge de son mari à qui elle doit, par tous les moyens, s'efforcer de plaire, et tout cela, sous la surveillance directe de la belle-mère. Quel supplice ! Et malheureuse, celle qui se révolte !... Parmi les motifs de divorce, le premier est : « désobéissance à la belle-mère ». Que dirait de ce régime, non pas une féministe moderne, mais la plus soumise des Européennes ? Aussi la condition de leurs femmes semble-t-elle lamentable aux Japonais qui ont été élevés dans l'Occident.

Voulez-vous connaître, sur les Occidentaux, l'opinion des Japonais ?

Lisez, nous dit M. Gomez Carrillo, une brochure du Japonais Nagao, qui a paru sous ce titre :

A propos des Voyages d'Études à l'Étranger.

« Il ne faut pas, dit-il, s'attarder dans Paris Et pourtant la France nous donne de précieuses leçons. Aucun pays ne l'égale pour l'instinct raffiné avec lequel elle apprécie en tout la beauté de l'idée et la clarté logique. En Allemagne Nagao admire la profondeur de la science, mais il ne peut s'empêcher de signaler quelques défauts d'éducation de caractère chez ces êtres minutieux, d'une importunité fatigante et de tendances trop intéressées. L'Angleterre lui semble, au contraire, le pays idéal pour la formation du caractère, ce caractère gentleman qui s'efforce de rester toujours impartial et de n'abandonner jamais le sentiment de la respectabilité. Mais comme rien n'est parfait en ce monde, la science anglaise, selon lui, est très médiocre, et l'enseignement anglais, fort incomplet. Des États-Unis, où vont tant d'Asiatiques, il dit presque la même chose : beau caractère, science inférieure. En résumé, le savant Japonais paraît croire qu'en dehors des langues, la seule chose que ses compatriotes apprennent à l'étranger, c'est l'amour et l'admiration de leur propre patrie. « De loin, c'est où l'on voit le mieux que notre pays n'a rien à envier des autres ! »

Ces quelques citations donneront peut-être à nos lecteurs l'envie de lire tout l'ouvrage et de connaître ainsi un Japon moins fantaisiste que celui qui leur a été trop souvent dépeint.

E. Henri Bloch.

Le Gérant : Vuibert

Bar-le-Duc. — Imprimerie Comte-Jacquet, Facdouel, Dir.

Les Cinq Langues

N° 4. 20 Novembre 1906. 7e Année.

SUPPLÉMENT

PROGRAMMES DES CONCOURS DE 1907

CERTIFICAT D'APTITUDE A L'ENSEIGNEMENT SECONDAIRE DES JEUNES FILLES

I. — Ordre des Lettres.

AUTEURS ANGLAIS.

Shakespeare. — *Julius Cæsar.*
Goldsmith. — *She Stoops to Conquer.*
* Milton. — *L'Allegro, il Penseroso.*
* Merriman. — *Barlasch of the Guard.*

* Ces deux ouvrages se trouvent dans une édition à 6 pences, chez A. et F. Denny, 147, Strand, Londres.

AUTEURS ALLEMANDS.

Gœthe. — *Egmont*, les 3 premiers actes.
Geibel.— *Gedichte in Auswahl herausgegeben von Dr M. Nietzki.* (Cotta, Stuttgart.)
P. Heyse. — *Der verlorene Sohn.* (Wiesbadener Volksbücher.)
Ludwig Fulda. — *Der Talisman. Dramatisches Märchen.* (Cotta, Stuttgart.)

II. — Ordre des Sciences.

AUTEURS ALLEMANDS.

Gœthe. — *Italiänische Reise, Rom* et *Neapel.* (Édition Cotta, Stuttgart).
Geibel. — *Gedichte in Auswahl herausgegeben von Dr M. Nietzki.* (Cotta, Stuttgart.)
P. Heyse. — *Der verlorene Sohn.* (Wiesbadener Volksbücher.)

Cette nouvelle liste d'auteurs remplace celle qui avait été publiée dans le *Supplément* du 5 novembre.

NOMINATIONS UNIVERSITAIRES

LYCÉES ET COLLÈGES DE JEUNES FILLES

Anglais.

— Du 5 septembre. —

Sont nommées professeurs d'anglais aux Lycées et Collèges suivants :
Lycées Fénelon et Lamartine, Mlle FINLAYSON; de Saint-Étienne, Mlle SIMON (maîtresse chargée de cours) ; d'Auxerre, Mlle BRUGGEMANN; de Lons-le-Saunier,

Mlle Doussot (maîtresse chargée de cours); de Dijon, Mlle Lavelle; de Grenoble, Mlle Perrenoud; de Rennes, Mlle Bachelart (maîtresse chargée de cours); de Clermont, Mlle Cortot; de Nantes, Mme Mongihal.

Collège: de Villeneuve sur-Lot, Mlle Lefebvre; lycée du Puy, Mlle Coince (maîtresse chargée de cours); lycée du Mans, Mlle Bird (maîtresse chargée de cours); lycée d'Aix, Mlle Marcille; collège de Saintes, Mlle Haniez; lycée de Montpellier, Mlle Bellon (maîtresse chargée de cours); lycée de Périgueux, Mlle Castella (maîtresse chargée de cours).

— Du 26 septembre. —

Sont nommées professeurs ou chargées de cours:

aux cours secondaires de Fécamp, Mlle Logan;
au collège de Cahors, Mlle Caron;
au collège de Bourges, Mme Vey (chargée de cours);
au collège de Rochefort-sur-Mer, Mme Hava;
au collège du Luc, Mlle Morel (Henriette).

— Du 10 octobre. —

au lycée du Mans, Mlle Arlès-Dufour (chargée de cours);
au collège d'Aurillac, Mlle Couécou.

— Du 9 octobre. —

Mlle Bird, pourvue du certificat d'aptitude à l'enseignement de l'anglais est nommée professeur de lettres et anglais aux cours secondaires de Saint-Brieuc.

— Du 26 septembre. —

Sont nommées professeurs ou maîtresses chargées de cours d'allemand:

au lycée de Nancy, Mlle Hutter;
au lycée de Montauban, Mlle Sibra (chargée de cours);
au lycée du Mans, Mlle Thiébaut (chargée de cours);
au collège de Beauvais, Mlle Coquet;
au collège de Poitiers, Mlle Pivetand (chargée de cours).

— Du 1er octobre. —

au lycée de Saint-Quentin, Mlle Charpentier;
au lycée d'Auxerre, Mlle Fritz (chargée de cours);
au lycée de Rennes, Mlle Bibart (chargée de cours).

— Du 5 octobre. —

Mlle Thiéry est déléguée dans les fonctions de maîtresse chargée de cours de lettres et allemand au lycée de jeunes filles de Nancy.

LYCÉES DES DÉPARTEMENTS

Anglais.

— Du 21 juillet. —

Sont nommés professeurs ou chargés de cours:

A Rochefort, M. Noirit (chargé de cours); à Nîmes, M. Bourgeois; au Puy, M. Marquis (délégué);

COLLÈGES DE GARÇONS

Anglais.

— Du 21 juillet. —

Sont nommés professeurs d'anglais :

A Beauvais, M. Doin ; à Saint-Quentin, M. Lantard ; à Constantine, M. Rosenstiel (chargé de cours) ; à Dijon, M. Debailleul ; à Grenoble, M. Baujard ; à Alais, M. Détaille (chargé de cours) ; à Lyon (annexe), M. Aviron (chargé de cours) ; à Lyon (Saint-Rambert), M. Dumont (chargé de cours) ; à Montluçon, M. Granier (chargé de cours) ; à Moulins, M. Dizard (chargé de cours) ; à Montpellier, M. Delcourt ; à Pau, M. Bahans.

— Du 29 août. —

Sont nommés professeurs d'anglais :

A Montauban, M. Charpentier ; à Nantes, M. Monghal ; à Aix, M. Hovelaque (chargé de cours) ; à Evreux, M. Banchet ; à Pontivy, M. Girard ; à Rochefort, M. Desclos ; à Saint-Etienne, M. Vallée.

Sont nommés délégués :

A Beauvais, M. Priont ; à Rouen (Elbeuf), M. Lagarde.

— Des 13, 14, 18, 26, 29 septembre, 8 octobre. —

Sont nommés professeurs de langues vivantes :

A Clermont-l'Hérault, M. Catalan (lettres et espagnol) ; à La Fère, M. Poggi (anglais) ; à Lisieux, M. Coué, (anglais) ; à Cognac, M. Foulon (allemand) ; à La Réole, M. Cotté (allemand) ; à Saint-Claude, M. Barraud (allemand) ; à Bône, M. Verdier (allemand) ; à Mostaganem, M. Marchal (allemand) ; à Langres, M. Colson (allemand) ; à Moissac, M. Vayssière (allemand) ; à Saint-Mihiel, M. Braun (allemand) ; à Autun, M. Bourgougnou (anglais) ; à Auxerre, M. Hélias (anglais) ; à Libourne, M. Tiburce (anglais) ; à Brioude, M. Perret (allemand) ; à Clermont (Oise), M. Guillin (allemand) ; à Saint-Yrieix, M. Sicre (allemand) ; à Saint-Pol, M. Lack (anglais) ; à Coulommiers, M. Grept (anglais) ; à Montbéliard, M. Muffang (anglais) ; à Perpignan, M. Terme (anglais) ; à Carpentras, M. Le Goff (anglais).

ÉCOLES PRIMAIRES SUPÉRIEURES DE GARÇONS

— Du 12 septembre. —

Sont nommés professeurs de lettres et de langues vivantes dans les écoles primaires supérieures dont les noms suivent :

A Calais, M. Lebettre (anglais) ; à Angers, M. Morisse (anglais).

ÉCOLES PRIMAIRES SUPÉRIEURES DE FILLES

Sont nommés professeurs de lettres et de langues vivantes :

A Illiers, Mlle Paquet (anglais).

— Du 26 septembre. —

A Alençon, M. le Gonidec (anglais).

— Du 6 septembre. —

M^lle East est nommée professeur de lettres et anglais à l'école primaire supérieure de Toulouse.

ÉCOLES NORMALES D'INSTITUTEURS

— Du 11 septembre. —

Sont nommés professeurs de lettres et d'allemand aux écoles normales suivantes :

A Lyon, M. Goy ; à Tulle, M. Dôme ; à Bourg, M. Grivet.

Est nommé professeur de lettres et d'anglais :

A Alençon, M. le Gonidec.

ÉCOLES NORMALES D'INSTITUTRICES

— Du 11 septembre. —

Sont nommés professeurs de lettres et de langues vivantes aux écoles normales suivantes :

A Tours, M^lle Huleux (anglais) ; à Mende, M^lle Paravisol (anglais) ; à Caen, M^lle Malard (anglais) ; à Lons-le-Saunier, M^lle Dufay (allemand).

— Du 26 septembre. —

A Coutances, M^lle Chateignier.

SUJETS D'EXAMENS ET CONCOURS

Certificat d'aptitude à l'enseignement de l'allemand dans les lycées et collèges [1] (1906).

Composition française.

SUR UNE QUESTION GÉNÉRALE DE MORALE OU DE LITTÉRATURE.

“ Un poète épique, un poète lyrique est *au-dessus* de la foule, il faut qu'un poète dramatique soit *avec* elle. ”

Paul Albert.

Thème.

Une foule énorme se pressait ce soir-là, — un des derniers du mois de février 188., — dans les salles de la maison de jeu de Monte-Carlo. C'était un de ces instants, passagers mais bien connus de ceux qui ont hiverné une saison sur la Corniche, où un prodigieux et soudain afflux d'humanité composite transfigure cet endroit, si vulgaire d'habitude et par son luxe brutal et par la qualité des êtres auxquels il suffit. La furie de plaisir déchaînée à travers Nice durant ces

1. Il est accordé aux candidats : pour la composition française, 4 heures ; pour le thème, 3 heures ; pour la version, 3 heures ; pour la rédaction en langue étrangère, 4 heures. Les candidats ne peuvent faire usage de dictionnaires ni de lexiques.

quelques semaines du Carnaval attire sur ce petit coin de la Rivière la mouvante légion des oisifs et des aventuriers; la beauté du climat y retient par milliers les malades et les lassés de la vie, les vaincus de la santé et du sort; et, par certaines nuits, lorsque d'innombrables représentants de ces diverses classes épars d'ordinaire le long de la côte, s'abattent à la fois sur le Casino, leurs caractères fantastiquement disparates éclatent en de folles antithèses. Dans cette atmosphère étouffante et dans ce décor d'une richesse insolente d'abus, les vieilles monarchies étaient représentées par trois princes de la maison de Bourbon, et les modernes par deux arrière-cousins de Bonaparte, tous les cinq reconnaissables à leur profil où se reproduisaient, en vagues mais sûres ressemblances, les effigies de quelques-unes des pièces, jaunes ou blanches, éparses sur le drap vert des tables. Ni ces princes ni leurs voisins n'y prenaient garde, non plus qu'à la présence d'un joueur qui avait porté le titre de roi dans un des petits États improvisés à même la péninsule des Balkans... Et rois et princes, petits-neveux de papes et d'empereurs, coudoyaient, dans la proximité du Casino, des grands seigneurs dont les aïeux avaient servi ou trahi les leurs; et ces grands seigneurs coudoyaient des fils de bourgeois, habillés comme eux, nourris comme eux, amusés comme eux; et ces bourgeois frôlaient des artistes célèbres : ici le plus illustre de nos peintres de portraits, là un chanteur à la mode, là un écrivain fameux, tandis que des femmes du monde se mêlaient à cette cohue.

Paul Bourget.

N.-B. — Les candidats devront se servir de l'écriture allemande et de la nouvelle orthographe.

Version.

So oft in den einzelnen Kreisen des Wissens ein neuer massenhafter Stoff zusammengetragen ist, so oft Kenntnis und Urteil nach vielen Richtungen erweitert sind, entsteht das unabweisbare Bedürfnis, die neugefundene Habe in eine innere Verbindung zu bringen. Alle höchsten und letzten Fragen des Menschen, das Verhältnis zwischen Körper und Seele, Natur und Gott, Tod und Unsterblichkeit fordern eine Antwort. Diese Antwort zu finden ist zu aller Zeit die Aufgabe der Philosophie. Aber sehr unvollkommen ist jedem Jahrhundert das Geheimnis des Lebens aufgeschlossen; was der Mensch aus Natur und Geschichte erspäht, ist unendlich wenig im Vergleich zu dem unendlichen Reichtum dessen, was ist und war. Ja, alles Leben birgt ein letztes Geheimnis in sich, das sich der menschlichen Forschung immer wieder entzieht. Durch Beobachten der äußern Erscheinung und der Zahlenverhältnisse, durch Messen der Räume und Größen, durch Zerlegen des Zusammengesetzten in einfache Stoffe, durch das Erkennen vieler einzelner Eigenschaften wird der volle Inhalt des Lebenden niemals gewonnen. Endlos ist die Arbeit der Wissenschaft, neue Seiten, neue Lebensäußerungen des Vorhandenen zu erfassen, ohne Aufhören entstehen neue Disziplinen, jede Zeit gräbt neue Gänge nach dem großen Geheimnis, jede hat Ursache, mit freudigem Selbstgefühl auf die Vergangenheit zurückzusehen, welche so viel weniger Mittel hatte. Und deshalb hat jede Zeit das Bedürfnis, aus dem Gewinn der einzelnen Wissenschaften sowie aus den sittlichen Forderungen, welche durch das neue Wissen und Können entstanden sind, ein neues Gebäude der Philosophie aufzuführen. Immer entspricht dieser Bau dem Verständnis und den Bedürfnissen seiner Zeit. Aber jedes philosophische System ist durch die Persönlichkeit der Zeit und seiner Erbauer beschränkt, jedes wird durch neue Fortschritte und neue Bedürfnisse überwachsen. Diese Arbeit des neuen Findens und des Zusammenfassens umspannt das geistige Leben des Volkes. Je reichlicher die Vorarbeit in den einzelnen Wissenschaften war, und je edler Geist und Charakter des kombinierenden Denkers sind, welcher seiner Zeit das neue System erschafft, desto größer ist das Gefühl des Fortschritts und die begeisterte Freude der Zeitgenossen über einen idealen Inhalt, der die Einzelnen aus den egoistischen Zwecken ihres Lebens heraushebt. Die Voraussetzung aller Philosophie aber ist ein ewiges Sehnen und Suchen, ein unablässiges Prüfen der gewonnenen Wahrheiten, ein unaufhörliches Modificieren und

Fortbilden der geistigen Habe. Die Bewegung ist es, welche die Wissenschaft lebendig erhält, unendlich die Arbeit, unendlich der Fortschritt, und in dieser Unendlichkeit der irdischen Arbeit liegt alles Glück, alles Leben des Menschengeschlechts und die Bürgschaft der Dauer.

Gustav Freytag.

Composition en langue allemande.

“ *Die Deutschen gehen jeder seinem Kopfe nach, jeder sucht sich selber genug zu tun; er fragt nicht nach dem andern* ”. (Gœthe bei Eckermann, 1829).

Welche Wahrheit enthält dieser Ausspruch?

École Normale de Sèvres (1906).

[*Allemand ou Anglais (version et rédaction)* : 2 *heures.*]

Version allemande.

Lächerlich. — Belachenswert. — Komisch. — Possierlich.

Das Belachenswerte verdient belacht zu werden, wenn es auch nicht immer und bei einem Jeden Lachen erregen sollte. Lächerlich ist, was wirklich Lachen erregt, auch wenn es an sich nicht so beschaffen ist, daß es Lachen erregen sollte. Das wahrhaft Belachenswerte sollte eigentlich die einzige Quelle des Lächerlichen sein ; allein der mutwillige Dichter kann oft die Dinge, die gar nicht belachenswert sind, durch launige Zusammenstellungen lächerlich machen. Das Komische ist das Lächerliche in den Handlungen. Alles Komische ist daher lächerlich, aber nicht alles Lächerliche ist komisch. Das Possierliche ist das Lächerliche in dem Geberdenspiele und in den Bewegungen. Der Affe ist wegen seiner lächerlichen Geberden ein possierliches Tier.

Eberhard, *Synonymisches Wörterbuch.*

Rédaction en langue allemande.

Une de vos amies vous écrit qu'elle se propose d'étudier l'allemand ; elle vous demande votre avis.

Répondez-lui en lui disant les avantages que vous avez retirés vous-même de cette étude au point de vue intellectuel, littéraire et pratique.

Version anglaise.

In reading of poetry what beauties are often missed, what forces lost, through the assumption that the present of a word is always equivalent to its past. How often the poet is wronged in our estimation ; that seeming to us now flat and pointless, which at once would lose this character, did we know how to read into some word the emphasis which it once had, but which now has departed from it. For example, Milton ascribes in Comus the “ *tinsel-slippered* feet ” to Thetis, the goddess of the sea. How comparatively poor an epithet this ‘tinsel-slippered’ sounds for those who know of tinsel only in its modern acceptation of mean and tawdry finery, affecting a splendour which it does not really possess. But learn its earlier use by learning its derivation, bring it back to the French ‘ étincelle ’; see it, as Milton and the writers of his time saw the sparkling, and how exquisitely beautiful a title does this become applied to a goddess of the sea ; how vividly does it call up before our mind's eye the quick glitter and sparkle of the waves under the light of sun or moon.

Trench, *English past and present.*

Redaction en langue anglaise.

Une de vos amies vous écrit qu'elle se propose d'étudier l'anglais ; elle vous demande votre avis.

Répondez-lui en lui disant les avantages que vous avez retirés vous-même de cette étude au point de vue intellectuel, littéraire et pratique.

Brevet supérieur.

(*Aspirants, Paris, 1re session 1906. — Durée : 2 heures*).

Allemand.

1. In welchen Monat fiel dieses Jahr Ostern ?

2. Haben Sie dieses Fest gern ? Warum ?

3. Wann begannen die letzten Osterferien ? Wann waren sie zu Ende?

4. Wo haben Sie dieselben verlebt ?

5. War das Wetter angenehm ?

6. Haben Sie gearbeitet ? Was für Arbeit haben sie gemacht ? Wenn Sie nicht gearbeitet haben, wie haben Sie die Zeit verbracht ?

7. Haben Sie eine Reise, einen Ausflug gemacht ? (Kurze Beschreibung).

8. Haben Sie die Ferien lang genug gefunden ? Waren Sie zufrieden, wieder in die Schule zu kommen ? Warum ? Oder warum nicht ?

Anglais.

1. When did the last Easter holidays (or summer holidays) begin and end ?

2. Where did you spend them ? Give a short description of the place.

3. What was the weather like ?

4. Did you work at all ? If so, what kind of work did you do? If not, how did you spend your time ?

5. Did you go on any journey ? or trip? If so. relate it briefly.

6. Did you think your holidays long enough ? Were you glad to return to school ? Why ? or why not ?

Espagnol.

1. ¿ Qué es un sombrero ?

2. ¿ Cuáles son las diferentes formas del sombrero ?

3. ¿ Con qué se hacen los sombreros que tienen esas diferentes formas ?

4. ¿ Dónde se expenden los sombreros ?

5. ¿ Es higiénico tener siempre el sombrero en la cabeza ?

6. ¿ Por qué no es higiénico tener siempre el sombrero en la cabeza ?

Italien.

Il Passero.

1. È il passero un bel uccello ?

2. In che luoghi abondano i passeri ?

3. Che sono le loro abitudini ?

4. Di che si nutriscono specialmente ?

5. Dove costruiscono il nido ?

6. Sono i passeri più utili che nocivi ?

7. Che sarebbero le conseguenze della loro totale distruzione ?

8. Che divengono durante l'inverno ?

BIBLIOGRAPHIE

M. Jasinski. *La Composition française au Baccalauréat.* — Paris, Vuibert et Nony, 3 fr.

Il ne manque pas en librairie de manuels pour la composition française. Celui-ci pourtant offre un certain nombre de nouveautés qui le recommandent.

Fait exclusivement pour les candidats au baccalauréat, il ne leur présente ni une longue théorie du devoir français, ni des règles amplifiées, minutieuses et surabondantes : la partie « conseils » ne comporte que des observations essentielles, peu nombreuses et pratiques, des instructions brèves qui relèvent uniquement du goût et de la

raison. Cela se lit vite, et il y a des chances pour que cela soit profitable, parce que c'est très simple et ne rebute pas l'attention des élèves.

La seconde partie contient des sujets traités et des plans développés; chacun répond à une des divisions de la première partie dont il est l'exemple, venant après le précepte; de plus le choix a été compris de façon à ce que la lecture même en soit agréable et utile. C'est une suite de narrations, de descriptions, de dissertations littéraires, historiques et morales, intéressantes par elles-mêmes et portant sur des questions dont aucune ne doit-être étrangère à un jeune homme cultivé. L'élève y voit des modèles de devoirs et y apprend quelques bons procédés de style et de composition; par surcroît il s'instruit sur des matières et des auteurs à propos desquels il doit, à l'examen, faire preuve de connaissances exactes.

La troisième partie renferme plus de 900 sujets proposés depuis quelques années par toutes les Facultés françaises. Ils sont groupés par genre; pour la morale, on suit l'ordre logique; on suit l'ordre chronologique pour la littérature et l'histoire. En outre, des renvois permettent de reconstituer le groupe des trois sujets, tel qu'il a été donné à l'examen.

E.-H. B.

* * *

Mme Julie Sévrette. — *La jeune ménagère.* — Paris, Larousse, 1 fr. 20.

Dans les collèges et les lycées, on apprend à nos filles l'histoire, la littérature, les langues étrangères et les sciences; on veut préparer des femmes intelligentes et instruites; mais on ne songe pas assez peut-être à en faire de bonnes épouses et de bonnes ménagères. Et il est à craindre que beaucoup, orgueilleuses de leur culture intellectuelle, ne prennent en dédain l'économie domestique et les travaux du logis, peu glorieux sans doute, indispensables pourtant à la prospérité de la maison. C'est à ce souci que répond ce très agréable ouvrage, dont la 3e édition va paraître.

Mme Sévrette y enseigne la tenue du ménage dans ses plus minutieux détails, le nettoyage, la lessive, la couture; elle y donne des recettes de cuisine, des conseils sur la manière d'emmailloter les nouveau-nés, quelques notions de droit usuel, de coupe et de médecine élémentaire. En somme, c'est ce que devrait connaître d'avance toute jeune mariée.

Ces enseignements sont essentiellement pratiques. On comprend qu'ils viennent d'une mère de famille, qu'elle a commencé par appliquer chez elle principes et méthodes, qu'elle s'en est bien trouvée et qu'elle a réduit en leçons sa propre expérience. Ainsi, les plats recommandés sont peu coûteux et d'une confection facile. Les ustensiles s'achètent partout et sont peu nombreux. Toujours, Mme Sévrette s'inquiète de ménager la bourse et les forces de ses lectrices.

Ceci est le fond. Mais il y a autre chose. Toutes ces leçons sont enveloppées dans un récit : l'histoire d'une veuve qui élève son enfant et la conduit jusqu'à un modeste mais heureux mariage. On est, tout le long de l'ouvrage, mêlé à la vie de deux bonnes créatures simples, tendres et vaillantes, qui acceptent les épreuves avec courage, et qui goûtent avec reconnaissance les rares joies qui leur sont dispensées. Elles ignorent la rêverie qui énerve, l'envie qui corrompt, la vanité qui affole. « Elles ne discutent pas l'œuvre de Dieu », et elles obtiennent par leur travail et leur mutuelle affection le seul bonheur réalisable ici-bas : la paix de l'âme, l'approbation de leur conscience, la satisfaction d'avoir fait sur terre un peu de bien.

C'est donc un livre sain, à tous égards. Je souhaiterais le voir feuilleter par des mains de ma connaissance, mains blanches et soignées, mains aux ongles roses, qui se croiraient aujourd'hui déshonorées par le contact d'un balai, et qui, un jour peut-être, essuieront des larmes amères : la vie punit cruellement le dégoût de certaines besognes et le mépris des humbles devoirs.

M. J.

Bar-le-Duc. — Imprimerie Comte-Jacquet, Facdouel, Dir.

Les Cinq Langues

N° 5. 5 Décembre 1906. 7e Année.

SUPPLÉMENT

TOUJOURS A PROPOS DU SURMENAGE

Tous ceux qui s'occupent sérieusement de pédagogie, qui s'efforcent de placer l'enfant dans les conditions les plus favorables à sa santé et à ses progrès ont remarqué que les classes de l'après-midi étaient beaucoup plus fatigantes pour les élèves que celles du matin et en même temps beaucoup moins fructueuses. Nos voisins d'Allemagne ont fait eux aussi la même constatation et presque partout chez eux, les classes de l'après-midi ont été supprimées. Elles continuent à sévir chez nous. Mais il fallait trouver un système qui permît de consacrer à chaque matière un nombre d'heures suffisant sans faire venir les élèves trop matin en classe et les priver du repos si nécessaire à leur âge.

Le *Berliner Tageblatt* a publié récemment un article intitulé : « Système Hintzmann » où le problème semble avoir été résolu. Le directeur du gymnase d'Elberfeld, M. Hintzmann, a réglé l'emploi du temps de telle façon qu'en 5 heures de classe le matin, les élèves ont reçu l'enseignement en 6 matières. Pour cela, il a tout simplement raccourci chaque leçon de 10 minutes. De plus, pour éviter aux enfants la fatigue et la tension nerveuse que pourraient occasionner cinq heures de travail, il a placé entre chaque leçon une récréation de 10 minutes et d'un quart d'heure.

Les heures de la matinée sont employées ainsi qu'il suit :

1re matière :	8 h. — 8 h. 40;	10 minutes de récréation.
2e —	8 h. 50 — 9 h. 30 ;	15 minutes de récréation.
3e —	9 h. 45 — 10 h. 25 ;	10 minutes de récréation.
4e —	10 h. 35 — 11 h. 15;	15 minutes de récréation.
5e —	11 h. 30 — 12 h. 10 ;	10 minutes de récréation.
6e —	12 h. 20 — 1 heure.	

En hiver, l'enseignement est donné de 9 heures à 2 heures de l'après-midi. Il n'est donc pas nécessaire d'allumer le gaz et l'air de la classe ne se trouve pas vicié dès la première minute. Il est presque inutile d'ajouter qu'on profite des récréations pour établir des courants qui renouvellent l'air en quelques instants. L'emploi du temps Hintzmann a été appliqué depuis trois ans à Elberfeld à la satisfaction de tous, parents, élèves, professeurs, médecins.

Il a permis de ne sacrifier aucune des matières de l'enseignement puisqu'on leur a enlevé à toutes le même nombre de minutes ; les élèves n'ont

plus été forcés de prendre sur leur sommeil pour arriver en classe à 7 heures, et enfin les heures de l'après-midi sont restées entièrement libres.

Dans le même article, il est parlé des expériences du professeur Griesbach et des ouvrages qu'il a publiés sur l'hygiène du système nerveux en classe et sur les réformes hygiéniques scolaires.

Les idées du professeur Griesbach ont eu de l'écho chez nous. Un article de la *Revue* du 1er novembre, « L'esthésiométrie scolaire », nous prouve que l'on commence à se préoccuper en France de questions qui sont à peu près résolues en Allemagne.

« On connaît l'objet de l'esthésiométrie. Elle sert à mesurer la sensibilité et ses divers modes. L'esthésiomètre employé à cet effet a été inventé par Weber.

C'est une sorte de compas muni d'un cercle gradué et dont les deux pointes sont très fines. Celles-ci s'appuient simultanément sur la peau jusqu'à ce que le patient éprouve en même temps la double sensation de la piqûre.

L'écartement des pointes varie selon l'état des centres nerveux et selon leur localisation. Il est, par exemple, plus grand au front qu'au bout des doigts. Toute modification de l'état du cerveau correspond à une modification de l'écartement du compas. Grâce à cette constatation, l'esthésiométrie peut servir utilement à déterminer le plus ou moins d'intensité de la fatigue mentale.

D'intéressantes expériences viennent d'être faites à cet égard dans les écoles de Paris par le distingué collaborateur de la *Revue*, M. Binet, de la Sorbonne, assisté d'une commission de vingt membres qui a fait paraître dernièrement son rapport. Les conclusions établissent que la fatigue mentale dépend de la nature du travail, de sa durée, et de l'heure où il se fait. Dans les classes du soir l'intensité de la fatigue atteint le maximum à cause de l'appauvrissement relatif du sang cérébral après les repas On a reconnu également que le travail après la classe fait par l'élève chez soi cause une plus grande fatigue, de même que la tension mentale est plus forte à l'époque des examens. A ces observations de la commission présidée par M. Binet se joignent celles faites en Allemagne dans le même but par le professeur Griesbach qui vient de publier un travail approfondi sur cette importante question.

Il donne les expériences d'esthésiométrie faites sur des écoliers de quatorze ans. L'état normal de l'écartement des pointes du compas était en moyenne de 3 millimètres 5 sur le front ; il mesurait 5 millimètres avant le commencement de la classe le matin, 13 après quatre heures de leçons ; il revenait à 10 après la rentrée de l'après-midi et s'élevait jusqu'à 22 après les travaux faits à la maison. Selon M. Griesbach, les travaux scolaires ne devraient pas avoir de supplément après la classe.

Il arrive, dit-il, fréquemment que l'enfant, déjà mentalement excédé par la journée, succombe à la fatigue lorsqu'on lui donne des devoirs à faire ou à étudier chez lui. Les conditions du sommeil s'en ressentent forcément et la santé est compromise.

Il conseille aussi de supprimer complètement le surmenage occasionné par la préparation des examens et voudrait remplacer ceux-ci par des interrogations mensuelles que dirigeraient des inspecteurs.

En un mot, il croit que les parents devraient s'intéresser plus qu'ils ne le font à la santé mentale de leurs enfants. On y parviendrait peut-être dans une certaine mesure en exigeant des visites de médecins dans les écoles et en demandant un bulletin d'esthésiométrie qui se joindrait au bulletin des études et de la conduite.

Pourquoi n'établirait-on pas chez nous ce qui fonctionne en Allemagne ? Les classes du matin ont donné en France, dans les lycées de jeunes filles, les meilleurs résultats ; il serait à souhaiter qu'on les établisse, ou tout au moins qu'on essaie de les établir, dans les lycées et collèges de garçons.

E.-H. B.

INFORMATIONS

Au mois d'août dernier, le président Roosevelt a invité les administrations publiques des États-Unis à adopter une orthographe simplifiée, supprimant toutes les lettres muettes. Il exprimait l'espoir que le public ne tarderait pas à adopter l'orthographe officielle.

* * *

L'Université de Berlin compte un nouveau professeur américain, M. John W. Burgess, qui occupe la chaire d'institutions américaines fondée par le président Roosevelt.

L'Empereur a assisté à la séance d'ouverture. M. Burgess fait son cours en allemand. La sympathie très vive qu'il a manifestée pour l'Allemagne et la politique allemande lui a attiré un auditoire nombreux et empressé. M. Burgess, qui est âgé de 62 ans, a été l'élève de Ranke, de Curtius, de Mommsen, de Treitschke et de Zeller.

* * *

Le gouvernement allemand vient de prendre une mesure très habile en vue de favoriser la fréquentation des écoles allemandes à l'étranger.

Six écoles allemandes viennent d'obtenir l'autorisation de délivrer le certificat d'études exigé des candidats au volontariat d'un an. Ce sont les écoles allemandes d'Anvers, de Bruxelles, de Bucharest, de Constantinople, de Gênes et de Milan.

* * *

Un arrêté du 8 novembre fixe ainsi qu'il suit le nombre maximum des candidats et aspirantes à recevoir, en 1907, à la suite des concours pour les divers ordres d'agrégation et les différents certificats d'aptitude de l'enseignement secondaire :

Agrégation d'allemand (hommes)	12
— d'anglais (hommes)	12
— d'italien	2
— d'espagnol	2

Certificat d'aptitude : allemand (hommes)	. . . .	20
— anglais (hommes)	. . . .	20
— italien	. . . .	3
— espagnol	. . . .	3
— classes élémentaires	. . . .	14
Agrégation d'allemand (femmes)	. . . .	2
— d'anglais (femmes)	. . . .	4
Certificat d'aptitude : allemand (femmes)	. . . .	5
— anglais (femmes)	. . . .	15

UN BUREAU INTERNATIONAL DE PROFESSEURS

Au dernier congrès de professeurs de langues vivantes qui s'est tenu à Munich, on a décidé la création d'un *Bureau international de renseignements* à l'usage des professeurs de langues étrangères.

Voici le projet de statuts qui a été communiqué au congrès :

Article Premier. — Le Bureau international a pour but d'établir des liens permanents de solidarité entre les professeurs de langues étrangères de tous les pays.

Art. 2. — Le Bureau international fournit aux professeurs de langues étrangères des renseignements scientifiques ou pédagogiques ainsi que des renseignements relatifs au séjour à l'étranger des professeurs ou des élèves et étudiants recommandés par leurs maîtres.

Art. 3. — Sont seuls admis à s'adresser au Bureau international :

1° Les membres de l'enseignement public ;

2° Les membres des sociétés scientifiques ou pédagogiques.

Art. 4. — Les personnes qui ne rentrent pas dans une des catégories citées à l'article précédent ne seront admises à s'adresser au Bureau international que sur la présentation d'un membre de l'enseignement public ou d'un membre d'une société scientifique ou pédagogique.

Art. 5. — Le Bureau international est administré par un *Comité international* composé d'un Président, de deux Vice-Présidents et d'un Secrétaire-Trésorier.

Il a son siège au domicile du Président du Comité international.

Art. 6. — Le Président et les deux Vice-Présidents sont choisis parmi des professeurs de nationalité différente.

Art. 7. — Le Bureau international est représenté dans les différents pays par des *Correspondants* avec lesquels les personnes énumérées à l'article 3 se mettent directement en rapport.

La liste des Correspondants est publiée par les soins du Bureau international dans les revues pédagogiques et scientifiques.

Art. 8. — Dans chaque pays, les correspondants forment un *Comité national* qui assure en ce qui le concerne et sous réserve de l'approbation du Comité international, le fonctionnement du Bureau.

Les Comités nationaux désignent les correspondants au choix du Comité international.

Ils se mettent en rapport :

1° Avec les journaux et revues, auxquels ils communiquent, en vue de leur publication, les documents intéressant les professeurs de langues étrangères;

2° Avec les sociétés scientifiques et pédagogiques et facilitent l'admission des professeurs étrangers aux séances de ces sociétés.

Art. 9. — Les Comités nationaux communiquent d'office au Comité international le texte ou, à défaut du texte, l'analyse des lois, décrets, arrêtés, etc., relatifs à l'enseignement des langues étrangères, ainsi que le texte, l'analyse ou la référence bibliographique de tous les documents qui peuvent intéresser les professeurs de langues étrangères.

Art. 10. — Le Comité international est élu pour quatre ans, la durée du mandat des Correspondants est illimitée.

Art. 11. — Toute demande de renseignements adressée au Bureau International, ou à un correspondant doit être accompagnée de 1 fr. 25, (1^{mk}, 1^{kr}, 1 shilling).

Art. 12. — Il ne sera pas répondu aux demandes non conformes aux prescriptions de l'article précédent.

MUNICH, Juin 1906.

SUJETS D'EXAMENS ET CONCOURS

Certificat d'aptitude à l'enseignement de l'anglais dans les lycées et collèges [1] (1906).

Composition Française.

SUR UNE QUESTION GÉNÉRALE DE MORALE OU DE LITTÉRATURE

Que pensez-vous de ce conseil de Ruskin : « Read little at a time, trying to feel interest in little things, and reading, not so much for the sake of the story, as to get acquainted with the pleasant people into whose company the writers bring you »?

Thème.

Van Buck. — Quel déjeuner! Le diable m'emporte! tu vis comme un prince.

Valentin. — Eh! que voulez-vous! quand on meurt de faim, il faut bien tâcher de se distraire.

Van Buck, *s'asseyant*. — Je suis sûr que, parce que je me mets là, tu te figures que je te pardonne.

Valentin. — Moi? pas du tout. Ce qui me chagrine, lorsque vous êtes irrité c'est qu'il vous échappe malgré vous des expressions d'arrière-boutique. Oui, sans le savoir, vous vous écartez de cette fleur de politesse qui vous distingue particulièrement ; mais quand ce n'est pas devant témoins, vous comprenez que je ne vais pas le dire.

Van Buck. — C'est bon, c'est bon, il ne m'échappe rien. Brisons là, et parlons d'autre chose. Tu devrais bien te marier.

Valentin. — Seigneur mon Dieu ! qu'est-ce que vous dites ?

Van Buck. — Donne-moi à boire. Je dis que tu prends de l'âge, et que tu devrais te marier.

Valentin. — Mais, mon oncle, qu'est-ce que je vous ai fait?

Van Buck. — Tu m'as fait des lettres de change. Mais quand tu ne m'aurais rien fait, qu'a donc le mariage de si effroyable ? Voyons, parlons sérieusement. Tu serais, parbleu, bien à plaindre, quand on te mettrait ce soir dans les bras une jolie fille bien élevée, avec cinquante mille écus sur ta table pour t'égayer demain matin au réveil. Voyez un peu le grand malheur, et comme il y a de quoi faire l'ombrageux ! Tu as des dettes, je te les payerai ; une fois

1. Il est accordé aux candidats : pour la composition française, 4 heures ; pour le thème, 3 heures ; pour la version, 3 heures ; pour la rédaction en langue étrangère, 4 heures. Les candidats ne peuvent faire usage de dictionnaires ni de lexiques.

marié, tu te rangeras. Mademoiselle Cécile de Mantes a tout ce qu'il faut...

Valentin. — Mademoiselle Cécile de Mantes ! vous plaisantez.

Van Buck. — Puisque son nom m'est échappé, je ne plaisante pas. C'est d'elle qu'il s'agit, et si tu veux. .

Valentin. — Et si elle veut. C'est comme dit la chanson :

Je sais bien qu'il ne tiendrait qu'à moi
De l'épouser, si elle voulait.

Van Buck. — Non, c'est de toi que cela dépend. Tu es agréé, tu lui plais.

Valentin. — Je ne l'ai jamais vue de ma vie.

Van Buck. — Cela ne fait rien ; je te dis que tu lui plais.

Valentin. — En vérité ?

Van Buck. — Je t'en donne ma parole.

Valentin. — Eh bien donc ! elle me déplaît.

Alfred de Musset
(*Il ne faut jurer de rien.*)

Version.

Not far in front of them, the centre point of Amelie's sketch, rose a huge thorn, covered with clusters of crimson blossom, standing in full sunlight, so throbbing and bursting with colour that she almost fancied she could see on the pale green of the slender-fingered birches that grew near some red reflection of that glorious blaze. To the right of it one could see through the tree-trunks the grey palings of an enclosed cover, where the ground tumbled upwards under pines, and the velvet of the turf was riddled and sandy with rabbit-holes. A fringe of elders with the white umbrella of their flowers, grew there, and tawny honeysuckle added one more note to the great symphony of delicate woodland smell.

And even more entrancing than the woodland smell, more subtly mingled than that bouquet of coolness and greenness, of the aroma of pines, the drowsiness of the honeysuckle, the languor of the elders, was the symphony of woodland sound, the forest murmur that filled the ear even as the greenness filled and refreshed the eye. The hum of insects, of bees at their fragrant labour, was the bourdon note that pervaded everything ; a light breeze stirred in the trees, calling out of each its own distinctive note — from the pines the sound of waves very far off, from the birches a thin, sibilant murmur, from the beech something a little lower in the scale, and from the tall grasses a whisper and a sigh. A late cuckoo chimed, still mellow-throated, doves moaned softly, thrushes fluted their repeated notes from bush to bush, calling to one another in the joy of the great vigorous life that filled these enchanted glades, and out in the open larks, black specks against the blue, hung over the nests of their mates, and towered in the triumph of their song. But best of all, pervasive even as the hum of bees, was the ripple and gurgle and chuckle and pouring of water, that one note more liquid than the nightingale's.

E. F. Benson.

Composition en Langue Anglaise.

Supposing character to be the pivot of dramatic action and, consequently, the key to dramatic unity, how far did Shakespeare succeed in the dramatic construction of *Romeo and Juliet ?*

Bourse commerciales des séjour à l'étranger (1906).

Rédaction

Le commissionnaire en marchandises. Son rôle au point de vue des transactions avec l'étranger. — Les qualités qu'il doit avoir.

Géographie commerciale.

Nature et origine des principaux produits importés ou exportés par les ports de Bordeaux, du Havre et de Marseille.

1° Langue Allemande.

Thème.

Il y a, en France, près de cinq millions de personnes qui vivent du commerce. Il pourrait y en avoir davantage encore ; car, c'est un emploi de l'activité humaine extrêmement élastique. Tout homme ingénieux peut, du jour au len-

demain, développer ou même créer un genre de commerce, selon les besoins nouveaux. Cependant, il n'est pas douteux que le nombre de personnes qui se préparent méthodiquement au commerce est hors de proportion avec celui des personnes qui s'y consacrent. Dans la grande majorité des cas, on est employé de commerce et on devient commerçant un peu au gré des circonstances ou même, comme on dit, au hasard de la fourchette.

Et pourtant, dans les temps actuels, il n'est guère de carrière qui demande plus d'aptitudes particulières, d'expériences et de connaissances spéciales.

Gabriel HANOTAUX.

Version.

DER LUXUS.

Aus dem dröhnenden und qualmenden Arbeitsleben der Kulturmenschheit wächst wie ein schimmernder Blütengarten der Luxus empor: jenes Gebiet des Genußlebens, wo Notwendigkeit und Nützlichkeit aufhören, ihre Gesetze zu geben, und an ihre Stelle Laune, Freiheit und Geschmack treten. Stahlklirrend, rechnend und schweißtriefend ist der Untergrund des Luxus; ein luftiges und launenhaftes Gewebe von Sachen, Sitten und Unsitten er selber: ein Gewebe von Phantasie und Torheit, von edelster Erfindung und von unbegreiflichen Gewohnheiten.

Luxus ist das Überflüssige, im Gegensatz zum Notwendigen und Nützlichen, und doch durch keinerlei feste Grenze zu umschreiben. Denn jedes Zeitalter und Volk, jeder Einzelne und jede Klasse hat andere Anschauungen von dem, was notwendig, nützlich oder überflüssig ist. Noch vor einem Vierteljahrhundert hielt man das Fahren auf Gummirädern für einen argen Luxus; heutzutage sieht mancher bescheidene Arbeiter den Gummireifen seines Fahrrads für etwas ganz Notwendiges an.

Correspondance.

Vous écrivez à votre correspondant à l'étranger pour le mettre en garde contre la concurrence déloyale qui peut être faite à vos produits.

Vous appelez son attention sur les diverses formes que cette concurrence peut revêtir.

2° *Langue Anglaise.*

Thème et Correspondance.

Mêmes textes que pour l'Allemand. (Voir ci-dessus.)

Version.

THE WIRELESS TELEPHONE.

To state that it is now possible for two people to converse together, though several hundreds of yards may separate them and that without even a wire to unite them, not even making use of the earth as a conductor, seems almost beyond the scope of human imagination. Yet such a thing has been done, and a few particulars may be of interest.

Mr. Maiche, the inventor of the "wireless telephone", was pleased to acquaint the writer with a few facts and to show him the parts of his marvellous discovery. These are simplicity itself. On a small table situated in the corner of his garden the farthest away from his house are to be seen a telephonic apparatus, connected up to three small ordinary bell-batteries, an induction coil of Mr. Maiche's own special design, and a sort of frame made of wound insulated copper-wire, through which the current from the batteries mentioned passes, and that is all. A similar installation to the one just described is to be found in the inventor's study, giving on to the street at the extreme opposite side of the house where is the garden and at the point farthest away from the first instrument, several thick walls, doors and windows separating them.

Upon the receiver of one of the apparatus being placed to the ear, one can hear perfectly well what is spoken into the other. The vibrations thus travelling through space are necessarily faint, but there is a distinctive clearness about them which is not to be found in the everyday telephone, and which gives one the illusion that the person talking is but a few yards away and within sight.

"The advantages of my discovery are innumerable" said Mr. Maiche; "To quote only one of them, it will now be possible to hold communication with a submarine boat at any distance under the water. At present neither wire or wireless telegraphy nor the actual telephone are at all efficient in communi

cating with sailors under the waves. Wireless telephony overcomes all the difficulties which arise with the above media. Think what services it will render in time of war, when one fleet is navigating in the same waters as a flotilla of submarines ! (*Tit-Bits.*)

3° Langue Espagnole.

Thème et correspondance.

Même texte que pour l'Allemand. (Voir ci-dessus.)

Version.

LA UNIFICACION Y NUMERACION DE LA HORA EN LA EXPLOTACION DE LOS FERROCARRILES.

Aplicaciones del sistema de las 24 horas. — La primera aplicacion que conocemos de este sistema se remonta al año 1859, en que fué introducida en el servicio telegráfico del antiguo reino del Piamonte.

Se discutió sucesivamente en varios Congresos la notacion de 24 h., y en la conferencia diplomática de Washington en Octubre de 1884 se adoptó la resolucion de que el *día medio solar debía contarse de 0 à 24 horas.*

En los Estados Unidos, á pesar de que la mayoría de las Compañías ya han manifestado su adhesion al nuevo sistema, no se ha generalizado su aplicacion todavía á todas las líneas, y únicamente lo aplican, que sepamos, las líneas mas directamente relacionadas con el Canadá.

En este país, por el contrario, desde 1886, se empezó á generalizar el sistema y hoy día se aplica ya en todo él.

En la India inglesa la notacion de las 24 horas empezó à usarse hace 30 años, y hoy dia es de uso general en todos los ferrocarriles.

En los de la Australia se halla tambien en vias de realizacion dicho sistema.

En Europa, los paises que han adoptado ya este sistema son Italia y Bélgica. En Italia fué puesto en vigor el 1° Noviembre de 1893, y la notacion de las 24 horas no solamente ha sido adoptada alli por los ferrocarriles y demás servicios públicos, sino que tambien se ha hecho de uso corriente en muchas ciudades.

En Bélgica ha sido tambien adoptado el sistema por el ministerio de Ferrocarriles, y las diferentes administraciones que comprende dicho departamento ministerial, es decir, los ferrocarriles, correos, telégrafos y líneas de vapores de Ostende y Douvres, han introducido el nuevo sistema á partir del 1° de Mayo último en cuantos documentos, guías, horarios, etc., publican.

BIBLIOGRAPHIE

Méthode directe pour l'enseignement des langues vivantes. — Application au français. — Premières notions de vocabulaire et de lecture par J. E. PICHON, chargé de cours à l'Université Tchèque, directeur de l'Ecole Moderne de Prague. — Edition illustrée. — Oxford, Imprimerie de l'Université, 1906. 1 vol. relié de 120 pages, in-16.

M. Pichon à qui l'on doit déjà d'excellents ouvrages pour l'étude de notre langue a été bien inspiré en publiant une méthode directe pour l'enseignement du français. Selon toute apparence, le livre que nous avons sous les yeux est le premier d'une collection. Il se recommande avant tout par sa clarté et sa simplicité. L'auteur a su se borner, mérite rare dans les livres de ce genre. Il procède principalement par questions et par réponses. Les difficultés sont habilement graduées. Le vocabulaire est celui que tout débutant doit connaître.

Les termes concrets sont le plus souvent expliqués par les images, les termes abstraits par le contexte ou par d'ingénieux artifices.

On souhaiterait une illustration plus copieuse et, l'avouerai-je ? — plus élégante ; à la fin du volume, un lexique illustré et explicatif des vocables les plus importants, — des notions grammaticales plus précises et présentées d'une manière plus systématique.

Mais tel quel, l'ouvrage est bien fait, témoigne d'une grande expérience pédagogique, d'une connaissance parfaite de notre langue et d'une pratique très heureuse de la méthode directe.

Comme il fallait s'y attendre, M. Pichon célèbre dans une préface les vertus de cette méthode. Et tant qu'il s'agit des débuts et des débutants on ne peut qu'applaudir à ses déclarations, mais il y aurait de sérieuses réserves à faire pour les élèves plus avancés. Et les partisans les plus enthousiastes de la méthode sont forcés d'en convenir.

E.-H. B.

Bar-le-Duc. — Imprimerie Comte-Jacquet, Facdouel, Dir.

Les Cinq Langues

Nº 6. 20 Décembre 1906. 7e Année.

SUPPLÉMENT

L'INTELLIGENCE DU TEXTE (1).

Le diseur n'est pas un instrument de transmission inconscient, un phonographe. C'est un traducteur avisé, et, lorsqu'il a du talent, un commentateur précieux. Son devoir étroit est de bien posséder le texte : dans sa forme, pour le rendre intégralement, sans y changer un mot, sans en omettre une syllabe ; dans son esprit, pour en exprimer toute la sève.

Les mots, si l'on s'en tient à leur valeur intrinsèque, ne disent pas toujours tout ce qu'ils veulent dire.

Une phrase peut être douce ou violente, ironique ou tendre ; elle se compose de deux éléments : le fait quelle énonce et le sentiment qui l'inspire.

Dans ce vers de Victor Hugo :

Mon père, ce héros au sourire si doux,

le fait est une simple constatation ; le, ou plutôt les sentiments sont : l'orgueil filial, l'admiration et la tendresse. Le fait est contenu dans les mots ; le sentiment reste entre les lignes. Pour l'en dégager, il faut le faire sortir des mots en les forçant à donner tout ce qu'ils doivent donner ; c'est-à-dire entrer bien au fond de la pensée de l'auteur : la vivre avec lui.

C'est la tâche de l'interprète. Elle demande, pour ne tomber ni dans la platitude ni dans l'exagération, une grosse somme de réflexion, un grand effort d'analyse et surtout beaucoup de bon sens

Voilà pour l'intelligence du texte. Quant au texte lui-même, nous y revenons à dessein, il est intangible et veut être reproduit littéralement.

Ne remplacez pas un terme par un terme équivalent, sous prétexte que « c'est la même chose ». Non, ce n'est pas la même chose. En matière d'interprétation, il n'y a pas d'équivalence. En admettant même que l'équivalent ne modifie pas le sens, il altérera la forme, et la forme n'est pas ce qui importe le moins à l'écrivain. Il a choisi une expression, c'est la bonne. La changer serait une faute impardonnable.

Traduire ne signifie pas trahir.

La prononciation. — La prononciation française présente des anomalies assez déconcertantes, dont les origines remontent en partie à la domination romaine.

(1) Nous empruntons la page qu'on va lire à l'excellent ouvrage de M. A. Kéraval : *Manuel pratique de lecture et de diction*, dont on trouvera plus loin un compte rendu.

Les Gaulois, vivant côte à côte avec leurs vainqueurs, finissant à la longue par s'allier avec eux, adoptèrent à peu près leur langage, comme ils acceptaient leur civilisation. Or le latin affectait, comme toutes les langues vivantes, deux formes distinctes. Les patriciens, les lettrés, parlaient la langue de Cicéron, le latin classique : la plèbe se servait d'un latin corrompu, le latin vulgaire. A ces deux idiomes correspondaient deux prononciations : la prononciation littéraire et la prononciation populaire. Ces deux prononciations entrèrent parallèlement dans la formation de la langue romaine, souche de la langue française. Peu à peu certains vocables classiques tombèrent dans le dialecte populaire, et se déformèrent à son contact. Depuis lors, les guerres, conquêtes ou invasions, les immigrations, les relations internationales, apportent sans cesse leur contingent de mots nouveaux, vite dénaturés par les accentuations indigènes ; le développement des sciences et des arts crée tous les jours des néologismes que la masse ignorante transforme volontiers en barbarismes auxquels l'habitude donne droit de cité ; de sorte qu'on se trouve en présence de signes graphiques identiques qui donnent des articulations différentes et qu'on ne saurait établir de règles qui ne soient sujettes aux exceptions, et ce qui rend ces exceptions presque insaisissables, c'est qu'elles paraissent et disparaissent avec la même facilité. La mode les lance, puis l'usage les consacre ou les rejette sans que cette sanction soit jamais définitive.

On écrit : *oignon*, *encoignure*, qu'on prononce : *ognon*, *encognure*. Il en était de même il y a peu de temps encore pour les mots : *poitrine*, *poitrail*, *moitié;* celui qui dirait à présent *potrine*, *potrail*, *motié*, passerait pour un ancêtre.

Nos grands parents disaient : des *cos* pour des *coqs*, *plurié* pour *pluriel*, *mon fi* pour *mon fils*, *cangrène* pour *gangrène*.

Le mot *désir* a subi l'assaut de la plus incohérente fantaisie, et la Comédie française, qui devrait être la gardienne vigilante des bonnes traditions, semble avoir donné l'exemple de ce fâcheux dévergondage.

Tandis que certains artistes, les classiques, continuaient, avec raison, à prononcer le mot comme il s'écrit, d'autres, les fantaisistes, le prononcèrent *desir*, de plus fantaisistes encore risquèrent *d'sir*. Par contre, *enivrer*, *enorgueillir*, devinrent dans leur bouche *énivrer*, *énorgueillir*. Pourquoi cet accent supprimé dans un cas, ajouté dans l'autre ? Mystère.

L'étymologie elle-même, si vénérable qu'elle soit, n'est pas exempte de ces caprices. Il y trente ans, on disait *Akéron* et *pachyderme*, on dit aujourd'hui : *Achéron* et *pakyderme*.

Chirurgie et *chiromancie* viennent de la même racine grecque : *cheir*, *cheiros* : main ; on dit cependant *chi*rurgie et *ki*romancie. Ma*chi*avel se prononce Ma*ki*avel, et *ch* reste doux dans ma*chia*vélique. Cette dernière bizarrerie semblerait indiquer une tendance à conserver aux noms propres leur forme originaire et à franciser les mots qui en dérivent lorsqu'ils ont obtenu leurs lettres de naturalisation. Le lecteur prudent fera la part du feu; il se conformera à l'usage, et, en cas de doute, il consultera le dictionnaire.

Mais il se gardera de tomber dans les prononciations défectueuses et vulgaires. Il ne dira pas du fromage de *gruère* pour du fromage de *gruyère*; des prunes de *Reine Glaude*, pour des prunes de *Reine Claude ; aujord'hui* pour *aujourd'hui*; *le foi* pour *le fouet; souyer, escayer*, pour *soulier*, et *escalier*, etc. Il respectera la prononciation de l'*x*, trop souvent écorchée dans les mots où l'*x* est suivi d'un *c*, comme *excuser*, *exclure*, etc.

Il faut savoir distinguer l'usage établi par l'assentiment général des habitudes mauvaises qui prennent leur source dans les accents de terroir, y compris l'accent parisien.

A. Kéraval.

INFORMATIONS

Un arrêté du 22 novembre 1906 fixe ainsi qu'il suit les coefficients ou les maxima des épreuves des agrégations et des certificats d'aptitude de l'enseignement secondaire pour 1907.

Agrégation d'Allemand.

Épreuves préparatoires.		*Épreuves définitives.*	
Composition française sur un sujet d'histoire littéraire allemande	4	Leçon française préparée	2
Composition allemande sur un sujet relatif à la civilisation moderne des pays de langue allemande	4	Leçon allemande préparée	2
Thème	2	Explication de deux textes allemands, l'un en prose, l'autre en vers	2
Version	2	Thème oral improvisé	2

Agrégation d'Anglais.

Épreuves préparatoires.		*Épreuves définitives.*	
Composition française sur un sujet d'histoire littéraire anglaise	2	Leçon anglaise préparée	2
Composition anglaise sur un sujet relatif à la civilisation moderne des pays de la langue anglaise	2	Leçon française préparée	2
Thème	1	Explication de deux textes anglais, l'un en prose l'autre en vers	2
Version	1	Thème oral improvisé	2

Agrégation d'Espagnol et d'Italien.

Épreuves préparatoires.		*Épreuves définitives.*	
Composition en langue étrangère sur un sujet d'histoire littéraire	4	Leçon en français	4
Composition en français sur un sujet relatif à la civilisation moderne des pays de langue italienne ou espagnole	4	Leçon en langue étrangère	4
Thème	3	Explication de deux textes, l'un en prose, l'autre en vers	3
Version	3	Thème oral improvisé	3
		Explication improvisée d'un passage d'une revue en langue complémentaire	3
		Note pour la prononciation	2

Certificat d'aptitude à l'Enseignement de l'Allemand.

Épreuves préparatoires.		*Épreuves définitives.*	
Thème	1	Thème	1
Version	1	Version	1
Composition allemande	1	Lecture expliquée	2
		Commentaire grammatical	1
		Prononciation	1

Certificat d'aptitude à l'Enseignement de l'Anglais.

Épreuves préparatoires.		*Épreuves définitives.*	
Thème	1	Thème oral	1
Version	1	Version orale	1
Composition anglaise	1	Lecture expliquée	2
		Commentaire grammatical	1
		Prononciation	2

Certificat d'aptitude à l'Enseignement de l'Espagnol et à l'Enseignement de l'Italien.

Épreuves préparatoires.		*Épreuves définitives.*	
Thème	1	Thème	1
Version	1	Version	1
Composition	2	Lecture expliquée	2
		Commentaire grammatical	1
		Prononciation	2

Certificat d'aptitude au professorat des Classes élémentaires.

Épreuves écrites.		*Épreuves orales.*	
Langues vivantes (1)	2	Langues vivantes	1 1/2

Agrégation de l'Enseignement secondaire des Jeunes Filles.

Épreuves écrites.		*Épreuve orale commune.*	
Épreuves communes aux aspirantes des deux sections :		Lecture expliquée d'un texte de langue vivante	3
Version de langue vivante	3		

Certificat d'aptitude à l'Enseignement secondaire des Jeunes Filles.

I. — ORDRE DES LETTRES.

Épreuves écrites.		*Épreuves orales.*	
Composition sur les langues vivantes	3	Explication d'un texte de langue vivante	3

II. — ORDRE DES SCIENCES.

Épreuve orale.

Explication d'un texte de langue vivante 3

(1) Allemand ou anglais.

Certificat d'aptitude à l'enseignement des langues vivantes dans les écoles normales et les écoles primaires supérieures.

Session de septembre 1906.

LISTE PAR ORDRE DE MÉRITE, DES CANDIDATS ADMIS.

Langue Anglaise.

1. Mlle MONOD.
2. M. ALLARD.
3. Mlle LAPEYRE.
4. M. CRU.
5. Mlle MITOUR.
6. M. LEBETTRE.
7. Mlles ALLÉGRET.
8. CHEVRON.
9. DORCHY.
10. SIMIAND.
11. SEMPÉ.
12. Mlle LEDOUX.
13. Mme CLAUDEVILLE.
14. Mlles DANTANT.
15. CHESNEAU.
16. LE PELLERIN.
17. M. PERRIN.
18. Mlle DUHAMEL.
19. M. LALLAY.
20. Mlles LAGUESTE.
21. MARÉCHAL.
22. GALLANT.

23. M[lles] Jeannin.
24. Malard.
25. M. Leclerc.
26. M[lles] Fraysse.
27. Blanchard (Emma).
28. M. Thomas.
29. M[lle] Frette-Damicourt.
30. M. Lesage.
31. M[lles] Picault.
32. Duc.
33. M. Voillot.

Langue Allemande.

1. MM. Grivet.
2. Charcosset.
3. Dome.
4. Chiquard.
5. Schweitzer.
6. M[lles] Verly.
7. Goiset.
8. MM. Potit.
9. Heitz.
10. M[lles] Perdrizet.
11. Dufay.
12. MM. Tremblet.
13. Deglaire.
14. M[lles] Roux.
15, Keller
16. MM. Lebettre (Pierre).
17. Vincent.
18. M[lle] Alabernarde.

Langue Espagnole.

1. M[lle] Soueix de Pondeau.
2. M. Chapellier.

Langue Italienne.

1. M. Garcin.

SUJETS D'EXAMENS ET CONCOURS

Certificat d'aptitude à l'enseignement de l'espagnol dans les lycées et collèges [1] (1906).

Composition française.

SUR UNE QUESTION GÉNÉRALE DE MORALE OU DE LITTÉRATURE.

Tite-Live dit au sujet de son histoire : « En écrivant les choses d'autrefois, mon âme devient antique. » Appliquer ce principe à la critique littéraire, et démontrer qu'on ne peut comprendre et goûter une œuvre passée qu'en se dégageant le plus possible des préoccupations modernes. Examiner si cette règle ne comporte pas quelques réserves.

Thème.

Rien n'est plus ordinaire que d'entendre des gens du monde, qu'une longue expérience et de sérieuses réflexions ont instruits, se plaindre amèrement de ce que leur éducation a été négligée et regretter de n'avoir pas été nourris dans le goût des sciences, dont ils commencent trop tard à connaître l'usage et le prix. Ils avouent que ce défaut les a éloignés des emplois importants, ou les a laissés fort au-dessous de leurs charges, ou les a même fait succomber sous leur poids.

Mais quand cette étude ne servirait qu'à acquérir l'habitude du travail, à en adoucir la peine, à arrêter et à fixer la légèreté de l'esprit, à vaincre l'aversion pour une vie sédentaire et appliquée et pour tout ce qui assujettit et captive, ce serait déjà un grand avantage. En effet, elle retire de l'oisiveté, du jeu, de la débauche. Elle remplit utilement les vides de la journée qui pèsent si fort à tant de personnes et rend très

1. Il est accordé aux candidats : pour la composition française, 4 heures ; pour le thème, 3 heures ; pour la version 3 heures ; pour la rédaction en langue étrangère, 4 heures. Les candidats ne peuvent faire usage de dictionnaires ni de lexiques.

agréable un loisir qui, sans le secours des belles-lettres, est une espèce de mort et comme le tombeau d'un homme vivant. Elle met en état de juger sainement des ouvrages qui paraissent, de lier société avec des gens d'esprit, d'entrer dans les meilleures compagnies ; de prendre part aux entretiens des plus savants, de fournir de son côté à la conversation, où sans cela on resterait muet, de la rendre plus utile et plus agréable, en mêlant les faits aux réflexions et relevant les uns par les autres.

J'avoue que souvent, dans les conversations, dans les affaires, dans les discours même que l'on a à composer, il n'est point question d'histoire grecque ou romaine, de philosophie, de mathématique ; cependant l'étude de ces sciences, quand elle est bien faite, donne à l'esprit une justesse, une solidité, une précision, une grâce même dont les connaisseurs s'aperçoivent facilement.

ROLLIN.

Version.

TRES GALANES.

... Tres distintos personajes
A diversas horas iban
A rendirle obsequio ó culto,
A conquistar su sonrisa ;
Ardiendo sus corazones,
Aunque de edades distintas,
En el delirante fuego
Que una beldad rara inspira.
Melancólico era el uno,
De edad cascada y marchita,
Macilento, enjuto, grave,
Rostro como de ictericia ;
Ojos siniestros, que á veces
De una hiena parecían,
Otras vagos, indecisos,
Y de apagadas pupilas.
Hondas arrugas, señales
De meditación continua,
Huellas de ardientes pasiones
Mostraba en frente y mejillas.
Y escaso y rojo cabello,
Y barba pobre y mezquina
Le daban á su semblante
Expresión rara y ambigua.
Era negro su vestido,
De pulcritud hasta nimia,
Y en su pecho campeaba
Del Toisón de Oro la insignia.

Era el otro recio, bajo,
De edad mediana ; teñían
Sus facciones de la audacia
Las desagradables tintas.
Moreno, vivaces ojos,
Negros bigote y perilla,
Aladares y copete,
Boca grande, falsa risa ;
Formando todo un conjunto
De inteligencia y malicia,
Con una expresión de aquellas
Que inquietan y mortifican.
Lujoso era su atavío,
Mas negligente, y tenían
No sé qué sus ademanes
De una finura postiza.

El último era el más joven,
De noble fisonomía,
Pálido, azules los ojos
Con languidez expresiva ;
Castaño claro el cabello,
Alto, delgado, muy finas
Modales, y petimetre
Sin dijes ni fruslerías.
Ser un caballero ilustre,
De educación escogida,
Cortés, moderado, afable,
Mostraba á primera vista.

Composition en langue espagnole.

CARTA DE ESPAÑA

Desde una de las primeras poblaciones que visita durante un viaje por España, un alumno escribe á su profesor de castellano, y le participa sus impresiones al salvar por primera vez la frontera, y poner en práctica los conocimientos lingüísticos adquiridos en el colegio.

BIBLIOGRAPHIE

*Manuel pratique de lecture et de diction**, par M. A. KÉRAVAL, professeur à l'Ecole Arago. — Paris 1906, librairie Belin frères. — Un vol. in 16 de 168 pages. — Prix 1 fr. 50.

* Voir dans le présent Supplément un extrait de cet ouvrage.

On ne se préoccupe peut-être pas assez dans nos lycées de l'art de bien dire et surtout de l'art de bien lire. Le livre de M. Kéraval vient à son heure. Il sera favorablement accueilli des professeurs et des élèves et il le mérite à tous égards.

L'auteur ne se contente pas de donner à ses lecteurs ces conseils théoriques et vagues que l'on trouve partout et dont les maîtres sont prodigues. Il joint toujours l'exemple au précepte, qu'il formule avec netteté, précision et finesse. En homme du métier qui a beaucoup observé et beaucoup réfléchi, il nous initie pratiquement aux secrets d'un art qu'il a exercé avec succès avant de l'enseigner.

Les Français, autant que les étrangers, gagneront à étudier le chapitre très nourri que l'auteur a consacré à la prononciation de notre langue. Et tout le monde lira avec fruit les pages qui traitent des principaux défauts de prononciation.

Les textes en prose et en vers qui composent la seconde partie du volume et qui servent à commenter et à illustrer la première partie ont été choisis avec un goût impeccable et sont accompagnés d'explications qui font honneur au sens littéraire de l'auteur.

Au demeurant tout le livre est écrit d'une plume élégante et châtiée. Nul doute qu'il ne rende les plus grands services. Nous le signalons tout particulièrement aux étrangers.

* * *

M. Ugo Donato vient de publier à Assisi (Italie) une excellente édition du « dernier Abencerage » de Chateaubriand avec une notice sur la vie et les œuvres de l'auteur d'*Atala*. Le texte est pourvu de notes aussi abondantes que variées : historiques, littéraires, philologiques et grammaticales. Elles témoignent d'une connaissance approfondie de notre langue et de notre littérature, d'un esprit ingénieux et d'un goût sûr. Il n'existe certainement pas d'édition mieux annotée de cet opuscule — si célèbre jadis, — trop peu lu aujourd'hui.

* * *

Boletim du Direcçao Geral da Instrucçao Publica. — *Director* : Prof. Dr Abel Andrade. *Director Geral da Instrucção Publica. — Anno III, Joneiro — Março 1904.* — Fasc. I-III. — 297 pages in-8 avec un plan général de l'Université de Tokio.

Ce bulletin, qui n'offre qu'une lointaine ressemblance avec le Bulletin administratif du Ministère de l'Instruction publique de France, contient des rapports officiels sur un grand nombre d'ouvrages classiques de Portugal, des articles pédagogiques et des comptes rendus bibliographiques. Il n'a pas la sécheresse traditionnelle des documents officiels. A signaler surtout une analyse détaillée de l'Annuaire de l'Université impériale de Tokio (pages 235-297).

L'Université de Tokio. — On apprendra peut-être avec intérêt que l'Université de Tokio, comprend 6 Facultés, la Faculté de droit avec 30 chaires, celle de médecine avec 28, celle des arts mécaniques, du génie civil, militaire et naval avec 29 chaires, la Faculté des lettres avec 21 chaires, la Faculté de philosophie naturelle avec 22 professeurs et celle d'agronomie avec 23.

L'étude des droits romain, anglais, allemand, français, tient une place importante dans le programme des cours et des examens.

La Faculté des lettres comprend neuf spécialités, comportant chacune une série de cours de trois années ; ce sont :

1. la philosophie; 2. la littérature japonaise; 3. la littérature chinoise; 4. l'histoire du Japon; 5. l'histoire générale; 6. la philologie comparée; 7. la littérature anglaise: 8. la littérature allemande; 9. la littérature française.

Toutes les spécialités comprennent des cours de français, d'allemand et d'anglais à raison de trois heures par semaine pour chaque langue. La connaissance de deux de ces langues est obligatoire.

Voici, à titre de curiosité, l'horaire de quelques spécialités particulièrement importantes.

7e cours, *Littérature anglaise*, 1re année.

	Heures de cours par semaine.		
	1re période (de septembre à décembre).	2e période (de janvier à mars).	3e période (d'avril à juin).
Introduction à la philosophie	4	—	—
Histoire de la philosophie européenne .	—	5	5
Anglais.	9	9	9
Latin.	3	3	3

Allemand	3	3	3
Histoire	3	3	3
Français	3	3	3

Littérature anglaise, 2e année.

Histoire de la philosophie orientale	2	2	2
Phonétique	1	1	1
Grammaire comparée des langues romaines et germaniques	2	2	2
Allemand	3	3	3
Anglais	9	9	9
Histoire	3	3	3
Français	3	3	3

Littérature anglaise, 3e année.

Anglais	9	9	9
Esthétique	2	2	2
Histoire des beaux-arts	2	2	2
Littérature japonaise	3	3	3
Littérature chinoise	3	3	3
Latin	3	3	3
Histoire de la littérature européenne moderne	2	2	2
Pédagogie	2	2	2

L'horaire des sections de littérature allemande et de littérature française comprend les mêmes cours. On remarquera la part considérable qui a été faite, à juste titre, à l'enseignement de l'esthétique, de l'histoire de l'art et de la phonétique. Il serait bon qu'en Europe et particulièrement chez nous, la plupart des étudiants des lettres fussent moins étrangers à ces disciplines.

La Vita internazionale. — *Rassegna quindicinale.* — *Anno IX*, No 22. Sommario.

Giacomo Novicow : *Le conquiste territoriali.* Excellent article qui débute ainsi :

« L'erreur capitale qui empêche l'avènement de la justice universelle est l'idée que la spoliation est chose avantageuse. »

M. Novicow passe en revue l'état présent de l'Europe et il regrette le rôle prépondérant que la force joue aux dépens du droit.

L'intérêt primordial de l'individu est de voir régner la justice sur toute l'étendue du globe. Citons la conclusion de cette étude qui mérite d'être lue et méditée :

« I Tedeschi, ad esempio, credono vantaggioso di tenere sotto il loro giogo gli Alsaziani Lorenesi, non lasciandoli liberamente disporre dei proprii destini. Da qui, l'anarchia internazionale. Ma un giorno verrà in cui i Tedeschi comprenderanno che è nocivo per loro il violare i diritti degli Alsaziani Lorenesi. Quel giorno, i rapporti giuridici sostituiranno l'anarchia internazionale e la federazione di Europa sarà un fatto compiuto. »

Pio X e la Pace (Invite adressée au Pape à prendre une part active à la propagande pacifiste).

L. Pavia : *La Giovane Croazia.* — U. Ricci : *Latini e Anglosassoni* (Rompt une lance en faveur des races latines).

Moneta : *Le Guerre e la Pace nel secolo XIX. L'Esercito in previsione della guerra.* — *L'Errore fondamentale.*

Giovanni Bertacchi, *Il teatro inglese contemporaneo.*

Note politico-sociali.

A retenir cette appréciation du discours prononcé le 14 novembre dernier par le chancelier de Bülow :

« È un nuovo documento delle mutate idee e dei migliori sentimenti che trentasei anni di pace e i progressi della democrazia, correlativi allo sviluppo del regime industriale, hanno determinato anche dove più potenti sono le tradizioni militari. »

Abbonamento annuo : Italia l. 7,50, Estero 12,50, Milano, 21 Portici Settentrionali.

E. — H. B.

Bar-le-Duc. — Imprimerie Comte-Jacquet, Facdouel, Dir.

Les Cinq Langues

N° 7. 5 Janvier 1907. 7e Année.

SUPPLÉMENT

NOMINATIONS UNIVERSITAIRES

ENSEIGNEMENT SUPÉRIEUR

Allemand et Anglais.

— Du 6 novembre. —

Faculté des lettres de Paris. — M. Andler, chargé d'un cours de langue et littérature allemandes, est chargé, pendant l'année scolaire 1906-1907, d'un cours de littérature allemande (durée du congé accordé à M. Lichtenberger).

M. Basch, professeur de littérature étrangère à la Faculté des lettres de l'Université de Rennes, est délégué, pendant l'année scolaire 1906-1907, dans les fonctions de chargé d'un cours de langue et littérature allemandes.

Faculté des lettres de Lyon. — M. Cestre, docteur ès lettres, agrégé d'anglais professeur au lycée de Lyon, est nommé, pour l'année scolaire 1906-1907, maître de conférences de langue et littérature anglaises.

Faculté des lettres de Rennes. — M. Feuillerat, agrégé des langues vivantes, maître de conférences d'anglais, est chargé, pendant l'année scolaire 1906-1907, d'un cours de langue et littérature anglaises.

LYCÉES ET COLLÈGES DE PARIS

Espagnol.

— Du 27 octobre. —

Lycées Charlemagne et Condorcet. — M. Talut, professeur du cadre des lycées des départements, précédemment délégué pour l'enseignement de l'espagnol aux lycées Carnot, Charlemagne et Condorcet, est délégué, pour le même enseignement, aux lycées Charlemagne et Condorcet, pendant l'année scolaire 1906-1907.

Anglais.

— Du 17 octobre. —

Collège Rollin. — M. Lugné-Philipon, professeur d'anglais au lycée de Nantes, est nommé professeur d'anglais (6e classe) au collège Rollin.

LYCÉES DES DÉPARTEMENTS

Allemand et Anglais.

— Du 17 octobre. —

Sont nommés professeurs d'anglais : au lycée de Nantes, M. Girard ; au lycée de Pontivy, M. Yvon.

— Du 12 novembre. —

M. Koessler, agrégé d'allemand, est chargé, en qualité de suppléant, des fonctions de professeur d'allemand (6e classe) au lycée de Caen, pendant la durée du congé d'inactivité accordé à M. Ravizé.

— Du 16 novembre —

Lycée de Châteauroux. — M. Caujolle, pourvu de la licence ès lettres (allemand) et du certificat d'aptitude à l'enseignement de l'allemand, est nommé, professeur chargé de cours d'allemand et d'anglais (6e classe) au lycée de Châteauroux.

COLLÈGES DES DÉPARTEMENTS

Allemand et Anglais.

— Du 10 septembre. —

Collège de Perpignan. — M. Pelegrin, professeur d'allemand au collège de Moissac, est nommé professeur d'allemand au collège de Perpignan.

— Du 31 octobre. —

Sont nommés professeurs :

Allemand : à Philippeville, M. Barbe.
Anglais : à Cayenne, M. Anderson.
à Bône, M. Mac-Namée.
Anglais et Grammaire : à Lunel, M. Macé.

— Du 12 novembre. —

Collège de Cusset. — M. Dumarchat, délégué pour l'enseignement des lettres et de l'allemand (1er ordre) (6e classe) au collège de Cusset, est nommé professeur de lettres et allemand (1er ordre) (6e classe) audit collège.

Collège de Loudun. — M. Lagarde, licencié ès lettres (allemand) est chargé, à titre provisoire, des fonctions de professeur de lettres et allemand (1er ordre) (6e classe) au collège de Loudun.

— Du 19 novembre. —

Collège d'Embrun. — M. Labrell, licencié ès lettres (allemand), délégué pour l'enseignement des lettres et de l'allemand au collège de Beaufort, est chargé des fonctions de professeur de lettres et allemand (1er ordre) (6e classe) au collège d'Embrun.

— Du 21 novembre. —

Collège d'Autun. — M. Debilleheult, licencié ès lettres (anglais), est chargé des fonctions de professeur d'anglais (1er ordre) (6e classe) au collège d'Autun.

LYCÉES ET COLLÈGES DE JEUNES FILLES

Allemand et Anglais.

— 13 octobre. —

Collège de jeunes filles de Langres. — Mlle Boulay, pourvue du certificat d'aptitude à l'enseignement de l'anglais, est nommée professeur de lettres et anglais au collège de jeunes filles de Langres.

— Du 16 et 22 octobre. —

Sont nommées professeurs d'anglais :

Au lycée de Nice, Mlle Villot (chargée de cours), Mme Netz.

Au collège de Douai, Mme Debusser, née Laborde ; au collège d'Arras, Mlle Haenel de Cronenthal.

— Du 20 octobre. —

Lycée de jeunes filles d'Aix. — Mlle Bolle, pourvue du certificat d'aptitude à l'enseignement de l'allemand est nommée maîtresse chargée de cours de lettres et allemand (6e classe) au lycée de jeunes filles d'Aix.

— Du 9 novembre. —

Lycée de jeunes filles d'Aix. — Mlle Reybet, pourvue du certificat d'aptitude à l'enseignement de l'italien, maîtresse répétitrice (6e classe) au lycée de jeunes filles de Nice, est nommée, à titre provisoire, maîtresse chargée de cours de lettres et italien (6e classe) au lycée de jeunes filles d'Aix (emploi nouveau).

HELEN KELLER *

L'autobiographie d'Helen Keller (Histoire de ma vie) vient seulement d'être traduite en français ; la traduction allemande de la même autobiographie en est à sa 17e édition Helen Keller n'est cependant pas une inconnue pour les lecteurs de cette revue. Peut-être quelques-uns d'entre eux se sont-ils intéressés à cette jeune Américaine aveugle et sourde qui arriva à pouvoir suivre des cours d'Université grâce à un miracle de dévouement et de patience accompli par son institutrice, Miss Sullivan.

S'enivrer à la source pure de la beauté, apprendre, savoir en triomphant de tous les obstacles, et, malgré ses yeux éteints, vivre d'une vie idéale, purement intellectuelle, quelle joie pour la pauvre jeune aveugle !

Elle s'aperçut bientôt que les sources de la science sont hélas ! d'origine terrestre et elle connut les désillusions par lesquelles ont passé avant elle beaucoup d'autres jeunes âmes enthousiastes et ardentes.

« Vers la fin de l'année 1900, écrit Helen Keller, mon rêve se réalisa. J'allais entrer à l'Université ! Aujourd'hui encore, je me souviens de ma première journée au Collège Radcliff. Je l'attendais depuis des années d'une aspiration ardente. Il y avait en moi une force puissante, plus impérieuse que les conseils de mes amis, plus impérieuse que tous mes autres sentiments. Elle me poussait à me mesurer avec ceux qui voient et qui entendent. Je savais que je me heurterais à des obstacles, mais j'étais prête à les surmonter de toute mon ardeur. J'avais pris comme devise cette parole du vieux sage de Rome « Être banni de Rome signifie simplement vivre en dehors de Rome ». Ne pouvant suivre la large voie qui mène à la science, j'étais obligée de passer par des chemins de traverse, des sentiers non frayés et voilà tout. Je comptais trouver beaucoup de ces sentiers à l'Université et rencontrer aussi des jeunes filles qui penseraient, lutteraient et aimeraient comme moi. . . . .

. . . .

Je me mis à l'étude avec acharnement.

Devant moi s'ouvrait un monde nouveau, éblouissant de lumière et de beauté, et je sentais en moi la faculté de tout comprendre.

. . . .

Les salles de cours me paraissaient imprégnées de l'esprit des grands hommes de tous les temps et les professeurs étaient à mes yeux la science personnifiée. Mais je découvris bientôt que le collège n'était pas tout à fait le collège romantique et l'universelle Athènes de mon imagination. Les rêves qui avaient ravi ma jeunesse inexpérimentée se décolorèrent à la lumière grise de la réalité. Peu à peu je constatai que dans les cours d'Université, il y avait aussi des ombres au tableau. On ne contemple pas face à face les sages, les grands hom-

* Voir le *Supplément* du 5 avril 1905.

mes ; on ne sent pas leur souffle vivifiant. Ils sont présents, c'est vrai, mais ils vous apparaissent pour ainsi dire momifiés. Il faut d'abord les délivrer de l'enveloppe d'érudition qui les entoure, les démembrer, les analyser avant d'être sûr d'avoir affaire à Milton ou à Isaïe et non à une adroite imitation. Beaucoup d'érudits oublient, ce me semble, que nous jouissons des chefs-d'œuvre de la littérature grâce à la profondeur de notre sentiment et non à la finesse de notre jugement. Le pire de la chose c'est que nous retenons très peu des commentaires qui leur ont coûté tant de peines. L'esprit les rejette comme un arbre se débarrasse de ses fruits. On peut très bien connaître une fleur, la racine, la tige tout enfin, tout le processus de l'évolution et on n'est peut être pas en état d'admirer la beauté de cette fleur fraîchement emperlée de la rosée du ciel. Je me demande toujours avec impatience « A quoi bon ces commentaires, ces hypothèses ? » Tout cela se met à voleter dans mon esprit comme des oiseaux aveugles qui s'essaient en vain à fendre l'air de leurs ailes débiles. Je n'ai rien contre une connaissance approfondie des œuvres célèbres que nous lisons mais j'en veux à ces gloses sans fin, à ces critiques troublantes dont tout le profit est de vous faire constater qu'il y a plus d'opinions que d'hommes.

Mais les examens sont la plus grande terreur de ma vie d'Université. J'ai souvent déjà tenu tête à ces spectres, je les ai terrassés, je leur ai fait mordre la poussière et pourtant ils se dressent encore devant moi avec leur face pâle et menaçante jusqu'à ce qu'ils m'aient enlevé tout courage.

Quelques jours avant ces interrogations torturantes on se bourre la tête de formules mystiques et de faits indigestes (choses peu savoureuses) ; et finalement on voudrait se voir au plus profond de la mer avec tous les livres et toute la science du monde. . . . .

. . . .

. . . .

Enfin l'heure redoutée approche. Heureuse celle qui se sent bien armée et qui pourra appeler à son secours en temps opportun les pensées qui lui seront utiles dans cette suprême détresse. Mais trop souvent le coup de trompette s'évanouit sans avoir trouvé d'écho.

A l'instant précis où l'on aurait le plus besoin de sa mémoire et de son discernement, il arrive que tous deux prennent des ailes et s'envolent. N'est-ce pas déprimant et vexant au suprême degré ?

Toutes les connaissances que l'on s'est assimilées avec tant de peine vous laissent immanquablement en plan quand on en a besoin. « Faites un court exposé sur Huss et son rôle ! » — Huss ? Qui est-ce donc et qu'a-t-il bien pu faire ? Ce nom a pourtant quelque chose de si familier ! On farfouille dans sa provision de connaissances historiques tout comme s'il s'agissait de retrouver un bout de soie dans un sac de chiffons. On est persuadé qu'il est fourré quelque part dans la mémoire tout en haut ; on le sait, on l'a vu il n'y a pas longtemps, quand on a appris le commencement de la Réforme.

Mais où se trouve-t-il maintenant ? Vite on pêche toutes sortes de bribes historiques : Révolution — Schismes — massacres, système de gouvernement.

Mais Huss, où donc est-il ? On est étonné de toutes les choses qu'on sait mais qui ne rentrent pas du tout dans la question. En désespoir de cause on attrape son sac, on le bouleverse et là-bas dans un coin, on trouve l'homme dont il s'agit..... il n'a pas la moindre idée, lui, de tout le mal dont il est cause.

Mais juste à cet instant l'examinateur vous avertit que votre tour est fini. Avec un sentiment de dégoût, on jette dans un coin tout ce fatras et on rentre chez soi la tête pleine de pensées révolutionnaires.

Pourquoi n'enlèverait-on pas aux professeurs le droit divin de poser des questions sans l'assentiment des patients ? ».

Ce que dit Helen Keller n'est pas neuf assurément, mais elle le dit d'une façon amusante et originale. Et puis il est intéressant, pour les lecteurs français, de

voir qu'au-delà des mers on a, au sujet des examens et de ce qu'ils offrent d'aléatoire les mêmes idées que chez nous. Mais les examens sont peut-être un mal nécessaire et quand on aura supprimé ceux qui existent actuellement, ils seront sûrement remplacés par d'autres.

E.-H. B.

SUJETS D'EXAMENS ET CONCOURS

Certificat d'aptitude à l'enseignement de l'italien dans les lycées et collèges[1] (1906).

Composition française.

SUR UNE QUESTION GÉNÉRALE DE MORALE OU DE LITTÉRATURE.

Tite-Live dit au sujet de son histoire : « En écrivant les choses d'autrefois, mon âme devient antique ». Appliquer ce principe à la critique littéraire, et démontrer qu'on ne peut comprendre et goûter une œuvre passée qu'en se dégageant le plus possible des préoccupations modernes. Examiner si cette règle ne comporte pas quelques réserves.

Thème.

Il était à peu près six heures lorsque la chaise est entrée dans l'avenue. J'ai fait arrêter ; je suis descendu ; je suis allé au devant d'elle les bras ouverts ; elle m'a reçu comme vous savez qu'elle reçoit ceux qu'elle aime de voir ; nous avons causé un petit moment, d'un discours fort interrompu, comme il arrive presque toujours en pareil cas... « Mais vous avez peut-être besoin (me dit-elle) d'être seul ; venez, je vais vous mener chez vous ». J'ai donné la main et l'on m'a conduit dans la chambre du clavecin, où je suis resté un petit moment après lequel je suis entré dans le salon, et j'y ai trouvé la chère maman qui travaillait avec Mlle Desmarets. Le soleil était tombé ; la fin du jour très belle ; nous en avons profité. D'abord nous avons parcouru tout le rez-de-chaussée ; l'aspect de la maison m'avait plu ; j'en dis autant de l'intérieur. Le salon surtout est on ne peut pas mieux. J'aime les boisures et les boisures simples, celles-ci le sont. L'air du pays doit être sain, car elles ne m'ont pas paru endommagées ; et puis une porte sur l'avenue, une autre sur le jardin ; cela est on ne peut mieux.

Nous avons ensuite parcouru tout ce grand carré qui est à droite, et la grange, et les basses-cours, et la vinée et le pressoir, et les bergeries et les écuries.

La maman marche comme un lièvre, elle ne craint ni les ronces, ni les épines, ni le fumier. Tout cela n'arrête pas ses pas ni les miens, n'offense point son odorat ni le mien.

Cependant les chariots de foin et de grain rentraient, et cela me plaisait encore. Je suis un rustre et je m'en fais un honneur, mesdames.

Comment pouvez-vous supporter la vue de nos symétriques Tuileries, et la promenade de votre maussade Palais-Royal, où tous vos arbres sont estropiés en tête de choux, et où l'on étouffe, quoiqu'on ait pris tant de précaution en élaguant, coupant, brisant, gâtant tout, pour vous donner un peu d'air et d'espace ?

DIDEROT.

Version.

Sopra uno scoglio, alto forse venti braccia sul livello del mare, è un piano di terra fruttifera, che gira da cinquecento passi andanti. Nell'angolo più vicino alla terra ferma sorge la chiesa. Vi s'entra per un bel portico, retto da gentili colonne di granito bigio. L'in-

1. Il est accordé aux candidats, pour la composition française, 4 heures ; pour le thème, 3 heures ; pour la version, 3 heures ; pour la rédaction en langue étrangère, 4 heures. Les candidats ne peuvent faire usage de dictionnaires ni de lexiques.

terno a tre navate, con archi a sesto acuto, posati su fasci di colonne sottili ornate d'intagli, riceve la luce da lunghe finestre gotiche chiuse con invetriate a colori, piene di storie de' miracoli della Santa. La tribuna dietro l'altar maggiore è tonda, ornata di musaici in campo d'oro. Vi si vede un Dio Padre nella gloria, ed ai suoi piedi Santa Orsola, con le undicimila vèrgini portate dagli angioli.

La chiesa, lontana dall' abitato, rimaneva quasi sempre vuota. Le sole monache si radunavano in coro ad ore fissate del giorno e della notte per salmeggiare. Era verso sera, e mentre si cantava il vespro dietro l'altar maggiore con quella sua cantilena lunga e monotona, una donna pregava inginocchiata accanto ad un avello di marmo bianco ingiallito dagli anni, e coperto da un baldacchino parimente di marmo pieno di fogliami e d'animali all' uso gotico, ove riposavan l'ossa della fondatrice del monastero.

Questa donna, coperta sino a terra da un velo del color di que' marmi, pallida, immobile ad orare, sarebbe sembrata una statua posta ivi dall' artefice in orazione, se due lunghe trecce di capelli castagni non si fosser mostrate fuori del velo, e se le palpebre, che tratto tratto s'alzavano, non avessero lasciato trasparire due occhi azzurri ne' quali si scorgeva il fervore di una caldissima preghiera.

Composition en langue italienne.

Analizzar il carattere del *giovine signore* descritto dal Parini nel *Giorno*.

Bourses industrielles de voyages à l'étranger (1906).

Thème.

ESCLAVES DE FER.

En trois quarts de siècle, la vie économique a été complètement bouleversée par la vapeur et l'électricité. Les révolutions politiques ne sont rien à côté de cette «révolution industrielle» qui porte en elle un monde nouveau, parce qu'elle a modifié et modifie profondément les rapports des hommes entre eux. C'est comme un torrent qui descend en grondant les pentes de la montagne et que rien ne saurait arrêter.

Au point de vue spécial « du travail et des travailleurs », cette révolution met en relief un fait de la plus grande importance : le règne de la machine. De plus en plus, les bras de chair sont remplacés par les bras de fer. Dans l'antiquité, les machines étaient de chair et d'os, c'étaient les esclaves ; tout le travail permettait au patricien de vivre dans l'abondance et la liberté, de goûter aux joies profondes des arts. Aujourd'hui encore, il y a des esclaves, mais ils sont en fer et ne souffrent pas : ce sont les machines, les machines à la fois puissantes comme des forces de la nature et délicates comme des doigts de femme.

BRISSON.

Version allemande

LE CHAUFFAGE PAR L'ÉLECTRICITÉ.

Das letzte Wort, das Wort der Zukunft, hat die Elektrizität. Unsere Hausfrau wird vielleicht in einigen Jahrzehnten die Freude erleben, ihre Zimmer elektrisch zu beheizen mit Hilfe eines Ofens, dem jede beliebige elegante Form verliehen werden kann, so daß er unaufdringlich, ohne die Harmonie zu zerstören, unter den stilvollsten Möbeleinrichtungen aufgestellt werden darf. Schon heute erfreuen sich einzelne Leute, « die es sich leisten können », eines elektrischen Ofens.

Der elektrische Ofen ist in der Anschaffung noch ziemlich teuer ; das eigentlich Kostspielige ist aber das Heizen selbst. Ein Familienofen, der elektrischen Strom in einer Stärke von ungefähr 25 Ampere verbraucht, würde in der Stunde nach Berliner Kraftstrompreisen etwa 35 bis 40 Pfennige

konsumieren, nach Pariser Tarifen noch bedeutend mehr, also so viel, als hinreichen würde, um mit Kohlenbriketts dasselbe Zimmer einen ganzen Tag lang warm zu halten.

Doch ist zu hoffen, daß es mit der Zeit gelingen wird, elektrische Energie billiger herzustellen — dann wird sich die Musterhausfrau der elektrischen Heizung zuwenden als der Heizung der Zukunft.

Version anglaise.

THE COMING IRON FAMINE.

What of the world without iron which is soon to come? The world is careless of its resources, and we are using up iron at a prodigious rate. New uses are ever being found for it. Our modern buildings are essentially of iron. Iron has largely displaced wood as a fencing material, and in America they are using steel railway sleepers. Everywhere the world is demanding new railways, bridges, engines, machinery, as civilization widens its borders. And while we have this ever-increasing demand to meet, the end of the world's iron ore resources is actually in sight. Even American iron ore may be exhausted in thirty years. The cream of the great Lake deposits has been skimmed. Some authorities put the total American workable deposits as low as 1,100,000,000 tons. As she is using up about 35,000,000 tons per annum, that gives a life of 30 years or so. The estimate of deposits may be pessimistic, but consumption will certainly not pause at 35,000,000 tons per annum. It is more than probable, then, that in the lifetime of many young people who read these lines America will be without native iron. The ore deposits of Europe are in similar danger of depletion. For a time resort may be had to Asian resources, but Japan is awake and China is awakening, and Asia will probably herself need what iron she has. It is likely that in about thirty years' time will be witnessed a great appreciation of iron prices, leading to an iron famine.

(*Daily News*).

Rapport industriel.

Décrire une industrie à votre choix ; indiquer les procédés en usage dans cette industrie et les progrès réalisés. Faire connaître les points sur lesquels doit porter votre étude à l'étranger.

Appuyer de croquis, s'il y a lieu, les démonstrations techniques.

BIBLIOGRAPHIE

Jules BERTAUT. *Chroniqueurs et polémistes* *. Paris, Sansot, 1906. — 3 fr. 50.

Jadis M. Jules Lemaître, dans une suite d'articles restés fameux, étudia les prosateurs et les poètes, ses contemporains. M. Jules Bertaut vient d'en faire autant pour les plus notoires journalistes d'aujourd'hui, MM. Harduin, Cornély, Maret, Clemenceau, Huret, Gohier, etc.. Et ce rapprochement, fort honorable d'ailleurs, s'impose à l'esprit, non seulement parce que ces études sont soignées et bien écrites comme celles de M. Lemaître, non seulement parce que, comme celles-ci, elles sont œuvre d'intelligence et non de polémique, mais encore parce qu'elles relèvent de la même méthode. Cette méthode est connue; elle est pratiquée depuis bien des lustres dans les lycées et les facultés : elle consiste à ramasser dans une formule brève un personnage, un tempérament, un auteur. Comme nos élèves s'efforcent de caractériser Agrippine ou Cinna,

* Voir dans la Partie française un extrait de l'ouvrage.

M. Lemaître caractérisait Leconte de Lisle, et M. Bertaut caractérise M. Adolphe Brisson ou M. Henri Rochefort.

Cet exercice est fort intéressant : un écrivain se présente ainsi à nous comme quelque chose de puissamment logique; ses mérites et ses défauts, son style et ses convictions, tout se tient, tout s'enchaîne, tout n'est que cause et conséquence. Chaque article est un théorème démontré. Qu'est en somme M. Harduin ? l'homme du bon sens vulgaire; M. Brisson ? un reporter; M. Laurent Tailhade? un rhéteur; M. Drumont? un naïf bourgeois qui se croit un sociologue, etc... De même un candidat à la licence quatifiera Andromaque ou Britannicus ; il ramènera tous les actes, toutes les paroles, tous les sentiments, à une passion initiale d'où le reste découtera. Rien de plus classique. Et cela nous plaît, parce que, en France, nous aimons la logique. Et cela a une grande apparence de vérité.

Seulement ce qui est vrai pour une création du raisonnement humain, l'est-il à un même degré pour un être vivant? L'homme réel est complexe. A le simplifier ainsi on risque de fermer les yeux sur bien des choses. On risque d'abord de négliger tout ce qui contrarie la thèse à prouver; on finit généralement par ne voir qu'une partie de l'ensemble; et on n'aboutit qu'à une vérité incomplète. Il est à craindre que M. Bertaut ne soit quelquefois arrivé là.

Par contre sa méthode a un incontestable avantage. Elle le retient dans les régions sereines de la pensée. Il comprend, nous fait comprendre, tous les rouages qui forment le talent de tel journaliste; il les met en mouvement devant nous, puis il passe à un autre. Il juge moins qu'il n'explique. Aussi les plus enragés insulteurs le laissent-ils calme, souriant, un peu amusé; sa clairvoyance le rend indulgent. Il n'y a que M. Harduin pour provoquer en lui quelque mauvaise humeur. Oui, chose bizarre! tandis que les plus forcenés et les plus malfaisants ne troublent point M. Bertaut, c'est le leader du *Matin*, si équilibré, si paisible pourtant, qui reçoit les traits les plus piquants et les plus mortifiantes méchancetés.

Mais on se fait ces réflexions après avoir lu. La lecture elle-même est attachante, et, tant qu'elle dure, on pense comme l'auteur, car ses déductions sont claires, son argumentation habilement conduite. Il édifie sa démonstration sur des exemples topiques, et il l'achève avec solidité. Et comme il est toujours de bon goût, comme son âme est modérée et sa plume élégante, on goûte à chaque « morceau » le plaisir de voir « de l'ouvrage bien fait ».

M. J.

* * *

Dictionnaire de poche français-polonais et polonais-français par le professeur Oskar Callier, en 2 volumes in-12 de 478 pages chacun.

Leipzig, Stephanstrasse 20, Otto Holtze's Nachfolger, 1906. Prix : broché 4m. 50, relié 5m. 25.

Cet ouvrage, destiné à remplacer le dictionnaire aujourd'hui vieilli et insuffisant de J. A. E. Schmidt, réalise un véritable tour de force. Grâce à un habile système d'abréviations et à d'heureuses dispositions typographiques chacune des deux parties du dictionnaire renferme non seulement, tout le vocabulaire usuel, mais encore une foule de gallicismes, de néologismes et de termes techniques. Il semble impossible de condenser plus de matière en un moindre volume.

En un temps où l'âme polonaise semble se réveiller, où la nationalité polonaise s'affirme avec énergie, ce livre est le bienvenu. Il comble une lacune.

E.-H. B.

Bar-le-Duc. — Imprimerie Comte-Jacquet, Facdouel, Dir.

Les Cinq Langues

Nº 8. 20 Janvier 1907. 7e Année.

SUPPLÉMENT

NOMINATIONS UNIVERSITAIRES

ENSEIGNEMENT SUPÉRIEUR

— Du 30 novembre 1906. —

Faculté des lettres de Paris. — M. Legouis, docteur ès lettres, chargé d'un cours de langue et littérature anglaises à la Faculté des lettres de l'Université de Paris, est nommé professeur de langue et littérature anglaises *(fondation de l'Université de Paris)* à ladite Faculté. *(Décret.)*

— Du 3 décembre. —

Faculté des lettres de Nancy. — M. Dresch, agrégé d'allemand, docteur ès lettres, professeur au lycée Lakanal, est nommé, jusqu'à la fin de l'année scolaire 1906-1907, maître de conférences de langue et littérature allemandes, en remplacement de M. Bahon, appelé à d'autres fonctions.

— Du 3 décembre. —

Faculté des lettres de Rennes. — M. Bahon, agrégé d'allemand, maître de conférences de langue et littérature allemandes à la Faculté des lettres de l'Université de Nancy, est nommé, sur sa demande, jusqu'à la fin de l'année scolaire 1906-1907, maître de conférences de langue et littérature allemandes.

LYCÉES DE LA SEINE

Allemand.

— Du 13 décembre 1906. —

Lycée Condorcet. — M. Commarmond, professeur, à titre provisoire, d'allemand au lycée de Marseille, est chargé, à titre provisoire et en qualité de suppléant, des fonctions de professeur d'allemand (6e classe) au lycée Condorcet.

— Du 13 décembre. —

Lycée Lakanal. — M. Berthet, professeur, à titre provisoire, d'allemand au lycée de Montpellier, est délégué, jusqu'à la fin de l'année scolaire 1906-1907, dans les fonctions de professeur d'allemand au lycée Lakanal.

M. Berthet reste rangé dans la 6e classe des professeurs agrégés des lycées des départements.

INFORMATIONS

Français et Flamand.

L' « Etoile belge » publie une intéressante statistique sur la lutte que se livrent, en Belgique, les deux langues rivales, le français et le flamand.

La statistique officielle de la dernière période décennale comptée à partir de la mise en vigueur de la loi de 1883, soit de 1894 à 1904, a donné les résultats suivants :

A l'Athénée de Bruxelles, la section française a été suivie par 3,962 élèves et la section flamande par 1,835; à l'Athénée d'Ixelles, il y a eu 3,643 élèves pour la section française et 1,880 pour la section flamande ; à l'Athénée d'Anvers, 3,224 élèves pour la section française et 4,998 pour la section flamande ; à l'Athénée de Malines, 518 pour la section française, 1,041 pour la section flamande. Quant à l'école moyenne de Ital, la section française y a été suivie par 1,544 élèves et la section flamande par 1,154

Les chiffres d'Anvers sont à méditer, dit le journal, si l'on songe que cette ville est considérée comme essentiellement flamande. Le français l'emporterait dans une proportion énorme, si l'on faisait entrer en ligne de compte les collèges privés, où le français est seul employé comme langue courante et qui, à cause de cela, ont vu progresser leur population depuis la loi de 1883.

*
* *

La langue française en Suisse.

On annonce la fondation à Berne sous le nom d'Union romande, d'une association chargée de développer la culture latine dans la Suisse française. Plusieurs directeurs d'instruction publique, un certain nombre de professeurs et de littérateurs connus ont déjà donné leur adhésion.

L'Union romande aura moins pour objet de se mêler activement à la lutte des langues que de développer le goût de la culture latine et de la langue française dans la Suisse française. Une assemblée constitutive de l'Association chargée de rédiger les statuts, aura lieu prochainement dans une des villes de la Suisse occidentale.

L'Union romande s'affiliera à l'Association internationale pour la culture française, actuellement en formation.

*
* *

Date des Concours et examens pour 1907.

Les épreuves écrites des différents concours de l'agrégation des lycées de garçons, ainsi que les épreuves écrites pour l'obtention des certificats d'aptitude à l'enseignement des langues vivantes dans les lycées et collèges et du certificat d'aptitude aux fonctions de professeur des classes élémentaires de l'enseignement secondaire, commenceront, en 1907, le vendredi 5 juillet, au chef lieu de chaque académie, ainsi qu'à Bastia, Constantine, Oran et Tunis.

Les inscriptions des candidats seront reçues au secrétariat de chaque académie et au secrétariat de la direction générale de l'enseignement public en Tunisie, jusqu'au 1er mai prochain.

SUJETS D'EXAMENS ET CONCOURS

Section normale

annexée à l'École des Hautes études commerciales (1906).

(Thème et version, sans dictionnaire. — Temps accordé : 2 heures)

1° *Langue allemande.*

Version.

Gärtner, Bienen und Raupen.

Auf einem in voller Blüte stehenden Apfelbaume fraß ein Nest voll Raupen jedes hervorgekommene Blatt, indes ein Bienenschwarm in den Blüten fleißig war und Honig sammelte.

„Ihr Räuber," rief ihnen da die dickste Raupe zu, „warum erfrecht ihr euch, die schönsten Blüten so unverantwortlich zu verderben?"

„Wir", antworteten die Bienen, „verderben nichts, aber ihr wohl".

„Das ist Verleumdung!" zürnte die Raupe. „Wir befreien bloß den Baum von den unnützen Blättern; wenn ihr aber die Blüten, woraus die schmackhafte Frucht erwächst, aussauget, so wissen wir gar nicht weswegen".

„Wenn's nur der Gärtner weiß!" erwiderten die Bienen.

Der Gärtner kam und schlichtete den Streit gar bald, indem er die Blätterfresser vernichtete, die Bienen aber ruhig sammeln ließ.

Thème.

MON GRAND-PÈRE.

Chaque année, après les vacances, je me préparais à quitter mon village pour retourner à la ville et y reprendre mes études. Mon grand-père m'emmenait alors dans sa chambre, et là garnissait ma bourse de quelque argent destiné à mes petites dépenses; après quoi, il me disait : « Mon enfant, tu commences la vie, et moi je l'ai à peu près achevée. Quand tu reviendras au pays, Dieu sait si tu me retrouveras encore vivant. Mais, quand tu seras loin de moi, et après ma mort, fais en sorte de demeurer toujours tel que tu aurais désiré paraître à mes yeux ; quand tu te prépareras à quelque action, pense à ces deux choses : Que me semblerait-il de cette action si je la voyais faire à un autre ? — Que dirait mon grand-père s'il la savait ? »

2° *Langue anglaise.*

Version.

It has been remarked that Mr, Pecksniff was a moral man. So he was. Perhaps there never was a more moral man than Mr. Pecksniff : especially in his conversation and correspondence. It was once said of him by a homely admirer, that he had Fortunatus's purse of good sentiments in his inside. In this particular, he was like the girl in the fairy tale, except that if they were not actual diamonds which fell from lips, they were the very brightest paste and shone prodigiously. He was a most exemplary man : fuller of virtuous precepts than copy-book. Some people likened him to a direction-post, which is always telling the way to go to a place, and never goes there, but these were his enemies, the shadows cast by his brightness ; that was all. His very throat was moral. You saw a good deal of it. You looked over a very low fence of white cravat (whereof no man had ever beheld the tie, for he fastened it behind) and there it lay, a valley between two jutting heights of collar, serene and whiskerless before you. It seemed to say, on the part of Mr. Pecksniff : " there is no deception, ladies and gentlemen, all is peace; a holy calm pervades me. "

Ch. DICKENS.

Thème.

Même texte que pour le thème allemand (voir ci-dessus).

3° *Langue espagnole.*

Version.

UN SINGULAR PREDICATOR.

Ya era sabido que siempre había de dar principio á sus sermones, ó con algún refrán, ó con algún chiste, ó con alguna frase de bodegón, ó con alguna cláusula enfática ó parlida, que á primera vista pareciese una blasfemia, una impiedad ó un desacato... Predicando un dia del misterio de la Trinidad, dió principio á su sermón con este período : « Niego que Dios sea uno en esencia y trino en personas », y paróse un poco. Los oyentes, claro está, comenzaron à mirarse los unos á los otros, ó como escandalizados ó como suspensos, esperando en qué había de parar aquella blasfemia heretical. Y cuando á nuestro predicador le pareció que ya los tenía cogidos, prosigue con la insulsez de añadir : « Así lo dice el ebionista, el marcionista, el arriano, el maniqueo, el sociniano ; pero yo lo pruebo contra ellos con la Escritura, con los concilios y con los Padres. »

P. Isla.

Thème.

LETTRES DE COMMERCE.

La concision et la clarté sont des qualités essentielles dans ce genre de correspondance. Le temps du commerçant est précieux, il ne doit pas l'employer en phrases inutiles dans les lettres qu'il écrit. S'agit-il d'une demande de marchandises, il énonce la quantité, la qualité et le prix de ce qu'il désire, la voie d'expédition, et les conditions de paiement, et il termine par quelques expressions de politesse. S'il envoie une valeur pour solder un compte, il indique la nature de cette valeur, son échéance, etc., en rappelant la facture qu'il acquitte.

Le marchand ne doit pas oublier, dans les réponses qu'il fera, d'accuser réception de la dernière lettre qu'il a reçue, en indiquant exactement la date; et, si elle contenait des valeurs, le rappeler.

En un mot, une lettre de commerce doit renfermer tout le nécessaire et rien que le nécessaire.

Baccalauréat Latin-Langues et Sciences-Langues [1] (Octobre 1906).

(*Matières à développer. — Temps accordé : 3 heures.*)

Composition en langue anglaise.

Une petite ville située sur les bords d'une rivière est attristée depuis longtemps par des pluies continuelles. L'inondation se produit. Vous décrirez : 1° l'inondation ; 2° les sauvetages ; 3° le spectacle qui s'offre au regard quand les eaux se sont écoulées.

(*Aix.*)

Composition en langue allemande.

Dans les écoles et gymnases allemands les grandes vacances ont lieu, suivant les régions, à des époques très variables de l'été (juillet, août ou septembre). Les raisons climatériques ou hygiéniques, autant que le désir de faire coïncider les vacances avec certaines fêtes, certains travaux de la campagne ou certaines occupations périodiques (vendange, chasse, etc.), ont fait avancer ou reculer la date de sortie et de rentrée des classes.

En France aussi, il a été question de modifier la date des grandes vacances. Vous imaginerez qu'un lycéen du Midi écrit à un correspondant allemand et lui expose le régime des vacances actuellement en vigueur dans les lycées et collèges de France.

Il fait ressortir les avantages et aussi, s'il y a lieu, les inconvénients que présente ce régime, surtout dans le Midi, en se plaçant au point de vue de ses plaisirs, de ses convenances personnelles et aussi de sa santé et de ses études.

(*Aix.*)

1. Sujets communs aux deux séries.

Composition en langue italienne.

LA FORÊT.

Rien de plus majestueux que ces grandes forêts qui couvrent en différents endroits le sol de la France.

Des masses d'arbres de différentes natures composent la forêt (les énumérer et les dépeindre ; en faire ressortir l'utilité). Oiseaux qui habitent la forêt. Animaux dont elle est peuplée. Fruits qu'on y rencontre. Fontaines et étangs.

Scènes dont la forêt est témoin (abatage des arbres, fabrication du charbon, etc.). Plaisirs qu'on goûte dans la forêt.

(*Aix.*)

Composition en langue vivante.

LE FEU BON SERVITEUR ET MAUVAIS MAÎTRE.

La légende grecque montre les dieux de l'Olympe irrités contre celui qui passait pour avoir dérobé au ciel la première étincelle. Le feu, en effet, affranchit l'homme de beaucoup des lois de la nature.

Services du feu : il combat le froid (veillée de la famille ; veillée du savant ; veillée près du malade). Il abrège la distance (chemins de fer, paquebots). Il dompte la matière (forges, hauts-fourneaux, usines).

Méfaits du feu : éruption volcanique ; forêts brûlées par la foudre ; incendie d'une maison.

L'homme ne domestique les forces de la nature qu'au prix d'une continuelle surveillance sur les éléments et sur lui-même.

(*Bordeaux.*)

Composition en langue allemande.

UN ÉPISODE DE LA BATAILLE D'AUSTERLITZ. MORT DU GÉNÉRAL WALHUBERT.

C'est le matin. L'armée défile devant Napoléon. Au passage de la brigade Walhubert, le soleil apparaît. L'Empereur sourit au général.

La bataille s'engage. Le corps de Lannes, dont fait partie la brigade Walhubert, opère sur la gauche.

La lutte : quelques détails précis et exacts...

Il faut enlever Pratzen. Walhubert s'y rue avec ses troupes. Il tombe, frappé d'un boulet à la cuisse. Ses soldats veulent l'emporter. Mais la veille, défense a été faite de ramasser les blessés, soldats ou officiers... Le général...

(D'après Coppée, *Récits épiques.*)

(*Caen,* 15 octobre.)

Composition en langue anglaise.

NAPOLÉON ET LE PRISONNIER ANGLAIS.

En 1805, un Anglais évadé de Verdun-sur-Meuse et caché aux environs de Boulogne, réussit, avec des branches et une partie de ses habits mis en pièces, à faire une barque...

Il pensait à sa vieille mère, seule et pauvre dans un Comté du nord...

Enfin, il voit une voile anglaise et court au rivage, son batelet sur le dos...

Saisi par un douanier, jeté en prison, il va être jugé comme espion...

Napoléon arrive à Boulogne. On lui montre le batelet. Il veut voir l'homme, le fait causer, lui donne des habits et 5 pièces de 20 francs, puis le fait conduire par un parlementaire jusqu'à un croiseur ennemi[1].

(D'après l'anglais de X.)

(*Caen,* 15 octobre.)

Composition en langue allemande et anglaise.

Lettre à un camarade étranger pour lui conseiller de faire un voyage sur la Loire.

1° On traverse la Touraine, l'Anjou et un peu de la Bretagne. Description géologique.

2° Paysage : pente douce et large fleuve ; jardins, vignobles, petit bois, ciel transparent, couleurs atténuées, brumes légères. Impression de fraîcheur et de calme.

3° Des villes ; de beaux châteaux. Souvenirs du XVI^e siècle et de la Renaissance. Souvenirs de Ronsard, de du Bellay, de Rabelais. Beautés et gloires du passé...

4° A Nantes, activité moderne ; vaisseaux, commerce.

5° Population douce, laborieuse, de bon sens.

Prononciation très pure : c'est le cœur de la France.

---

1. The boat is still to be seen at « Boulogne ».

6° La France est ailleurs plus imposante ; nulle part elle n'a plus de grâce.

Plan emprunté à M. Jasinski [1].)

(*Caen*, 22 octobre.)

Composition en langue vivante.

Une scène de la vie ouvrière.

1° La journée touche à sa fin. Sur un échafaudage des maçons travaillent à la construction d'une haute maison déjà assez avancée. Joyeux d'avoir bientôt terminé leur tâche, ils chantent.

Soudain l'un d'eux fait un faux pas et se précipite dans le vide. On le relève mort. Ses camarades l'emportent chez lui.

2° Vous décrirez l'intérieur pauvre mais propre de cet ouvrier. La mère de famille prépare le repas du soir tout en surveillant les enfants qui font leur devoir pour le lendemain.

On frappe à la porte Un camarade du mari entre, la prépare de son mieux à apprendre le malheur qui vient de la frapper, puis on apporte le cadavre.

Scène de désolation.

Vous conclurez par quelques réflexions personnelles.

(*Clermont, 1re série.*)

Composition en langue vivante.

Vous décrirez la cour d'une école pendant une récréation.

(*Clermont, 2e série.*)

Composition en langue allemande.

Lettre au commissaire de police.

1° Commerçant paisible et honorable (adresse et références), j'ai dû, la nuit dernière, rentrant tard du cercle, traverser un quartier fréquenté par des malfaiteurs.

— Appréhension bientôt vaincue : je suis jeune et fort, j'étais armé.

2° Rue déserte. — Silence. — Bientôt des bruits de pas. — On me suit. L'homme approche rapidement. — Émotion. Il me bouscule et passe en s'excusant.

3° Mais la ruse est connue. Je cherche aussitôt ma montre : disparue ! — Poursuite. — « La montre, ou je tire ! » — Pâle, l'autre donne la montre.

4° Arrivé à la maison, je trouve ma montre que j'avais oubliée sur la commode. — C'est moi, le voleur ! — Que faire ?

(*Montpellier.*)

Composition en langue anglaise.

Un de vos amis, anglophobe forcené, vous a tracé un portrait (physique et moral) de l'Anglais, tel que le conçoivent encore en France les personnes imbues de préjugés et qui ne connaissent l'Angleterre et ses habitants que par ouï-dire.

Vous réfuterez les accusations qu'il porte contre eux (accusations courantes : laideur physique, sans-gêne, égoïsme, perfidie, etc.) ; et, d'après vos connaissances, vous lui direz quelle idée vous vous faites de nos voisins.

(*Montpellier.*)

Composition en langue espagnole.

Vous avez retrouvé au fond d'une armoire un vieil album d'images d'Epinal qui firent vos délices quand vous étiez encore tout petit. Leur simplicité, l'éclat de leurs couleurs et leurs histoires amusantes enchantaient alors votre âme naïve. Qu'avez-vous ressenti en les revoyant ?

Vous préférez aujourd'hui les belles gravures de nos grandes revues et des livres modernes richement illustrés ; celles surtout qui reproduisent avec beaucoup d'art et de goût les chefs-d'œuvre des grands peintres, en représentant avec un sens profond de la réalité quelques scènes de la vie contemporaine.

Mais ce n'est pas sans une vive émotion que vous avez feuilleté ce vieil album de votre enfance.

(*Montpellier.*)

Composition en langue italienne.

Pendant ces vacances dernières un jeune Italien avec qui vous êtes en correspondance et qui habite Milan vous a écrit pour vous inviter à venir chez lui passer une partie de vos vacances. Vous lui répondez.

Vous lui exprimez tout le plaisir que

1. *La composition française au baccalauréat*, par Max Jasinski (3 fr. Vuibert et Nony, éditeurs).

vous a fait son offre d'hospitalité ; avec quelle émotion vous avez demandé la permission à vos parents. Vous lui dites avec quelle joie vous allez faire ce voyage, et comme il vous sera agréable de visiter en sa compagnie cette exposition qui révèle à tous la prospérité économique de l'Italie.

(*Montpellier.*)

Composition en langue vivante.

Décrire le cours d'un fleuve ; sa naissance dans les montagnes ; les vallées profondes ; les chutes ; les usines ; les sinuosités dans la plaine ; les bords ; les îles ; la navigation ; la traversée des villes ; les affluents ; les inondations ; la sécheresse ; l'embouchure.

(*Toulouse.*)

BIBLIOGRAPHIE

Louis Fulda, l'auteur dramatique bien connu en Allemagne, vient de faire son tour d'Amérique et en rapporte des souvenirs qu'il a publiés sous le titre de *Impressions d'Amérique* (Amerikanische Eindrücke. J.-G. Cotta, Stuttgart und Berlin). On y trouve beaucoup de choses intéressantes sur les grandes villes de l'Amérique du Nord dans lesquelles il a séjourné, sur la civilisation du Nouveau Monde, l'éducation du peuple, sur l'art, sur les Américaines. Lorsqu'il est question des Américaines dans les journaux, c'est surtout à propos de leurs toilettes et des sommes extravagantes qu'elles y consacrent. Dernièrement encore, un quotidien établissait le budget de Miss Morosini dont le père est associé de Jay Gould. Miss Morosini dépense, paraît-il, un million par an pour sa toilette, et elle trouve qu'elle est gênée. Car une Américaine qui se respecte ne sort pas deux fois avec la même robe et ne porte pas deux fois les mêmes gants. Il lui faut à peu près cent toilettes de ville et de soirée qui lui coûtent 200 000 francs. Le reste est dépensé en robes d'intérieur, linge, bottines, gants, fourrures, mouchoirs. Voilà de quoi faire rêver les Françaises élégantes !

Fulda a étudié les Américaines de plus près et ne s'est pas borné à admirer les toilettes des filles de milliardaires. Le chapitre qu'il consacre aux Américaines mérite d'être lu et ne ressemble en rien à une chronique de modes.

« Ce qui saute aux yeux d'un Européen sachant observer, dit Fulda, ce sont les allures dégagées et l'air assuré des femmes dans la rue. Elles n'ont pas besoin d'être protégées par un homme puisqu'elles peuvent s'attendre à trouver un protecteur dans n'importe quel inconnu.

De même, elles ne sont pas obligées, pour leur toilette, d'observer la réserve qui est imposée chez nous par la crainte d'être remarquée. A New-York, comme dans les autres grandes villes, les dames arborent des toilettes de promenade qui ne seraient guère possibles en Europe que dans une ville d'eau très élégante. Dans une rue de grande ville, elles exposeraient celles qui les portent à des regards gênants ou à des quolibets.

En Amérique, personne ne se permet de regarder fixement une femme ; jamais un inconnu ne se risque à lui adresser la parole. S'il le faisait, malheur à lui ; il serait lynché par le public avant d'être puni sévèrement par les tribunaux.

. . . .

Dans le vaste Palmarium de l'hôtel Astor, il y avait une après-midi thé et musique. J'errais dans le Hall et d'un coup d'œil, je pus me convaincre qu'une société très choisie était réunie là-bas. Je me dis : « Pourquoi n'irais-tu pas y prendre une tasse de thé ? » Et dans toute l'innocence de mon cœur, je me mis en marche. Mais quel ne fut pas mon étonnement lorsque le cerbère planté à la porte me cria : « Halte ! » d'un ton autoritaire. Je m'imaginai d'abord qu'il s'agissait de payer l'entrée. Pas du tout, l'entrée était libre,

mais il me fallut quand même rester dehors. Involontairement, je m'inspectai des pieds à la tête. Rien de négligé dans ma tenue. Un colloque très bref avec le Cerbère me donna le mot de l'énigme. Je n'avais pas le droit d'entrer parce que j'étais seul — il ne me restait qu'à me rendre au café « pour Messieurs ». Dans le Palmarium sacré, les dames seules avaient accès ou bien les messieurs accompagnés de dames. Je me réfugiai, piteux comme un barbet mouillé, au café masculin où le coup d'œil était beaucoup moins joli. Pareille aventure, me disais-je, ne me serait arrivée en Europe que si au lieu d'être un monsieur seul, j'avais été une dame seule.

. . . .

Le trait saillant qui distingue l'Américaine, non seulement de la femme française, mais encore de la femme allemande, c'est le désir d'indépendance qui vient de la conscience qu'elle a d'elle-même. Et elle ne capitule pas du tout devant celui qu'elle aime. D'abord et avant tout, elle tient à être une « personne », une étoile fixe ayant sa lumière propre et non une planète qui se contente d'emprunter sa clarté au soleil masculin. C'est pourquoi le mariage n'a pas dans sa vie l'importance fondamentale qu'il a pour une Européenne, c'est pourquoi aussi elle n'est pas hantée par le spectre du célibat. Elle ne se refuse pas au mariage, assurément, mais ce n'est pas pour elle le but vers lequel elle dirige systématiquement son gouvernail. On ne la dresse pas à cela et elle ne s'y dresse pas. Elle souhaite rencontrer dans la vie quelqu'un qui pourra l'épouser, mais elle ne l'attend pas.

La jeune fille qui reste là, les bras ballants, jusqu'à ce qu'un mari vienne la chercher est un type inconnu là-bas.

Une fois mariée, l'Américaine n'abdique pas sa personnalité. Elle veut bien vivre auprès de son mari parce qu'elle l'aime ; elle ne veut pas s'attacher à lui comme le lierre qui a besoin d'un soutien. Jamais elle ne sera la petite âme d'une « Maison de poupée ». A la fin du troisième acte Nora, la poupée, veut refaire elle-même son éducation, devenir un être pensant ; la jeune Américaine, elle, s'en est occupée avant le mariage.

. . . .

Non seulement, dit Fulda, l'Américaine a le sens du gain, mais elle force notre estime en s'occupant aussi de choses idéales.

Son activité la porte partout. Elle s'intéresse aux questions sociales et humanitaires, à la littérature, aux sciences, aux arts, et les hommes, qui ont peu de loisirs pour tout cela, vénèrent dans les femmes, non seulement les prêtresses de la Beauté, mais les prêtresses du Beau. Ils sont les ministres des Affaires étrangères et des Finances ; les femmes sont les ministres des choses intellectuelles. Le respect des hommes pour elles, s'exalte parce qu'elles personnifient tout ce qu'il y a dans la vie de pur et d'élevé, tout ce qu'eux-mêmes estiment et révèrent, bien qu'ils n'aient guère le temps de s'en occuper... »

Les jolies Américaines qui savent l'allemand ont pu savourer à loisir les éloges que leur a prodigués Fulda ; peut-être pour cette raison sera-t-il plus lu et plus admiré en Amérique qu'en Allemagne.

E.-H. B.

Bar-le-Duc. — Imprimerie Comte-Jacquet, Facdouel, Dir.

Les Cinq Langues

N° 9. 5 Février 1907. 7e Année.

SUPPLÉMENT

LUDWIG ERK, LE RÉNOVATEUR DU LIED ALLEMAND (1807-1883)

Le 6 janvier dernier on a célébré en Allemagne, et tout particulièrement à Berlin, le centième anniversaire de l'un des hommes qui ont le plus contribué à la renaissance du *lied*, du chant populaire allemand.

Ludwig-Christian Erk, né à Wetzlar le 6 janvier 1807, fut d'abord l'élève de son père, organiste de la cathédrale de Wetzlar; puis il reçut les leçons de l'organiste de la Cour de Darmstadt, Ch. H. Rink, de Balthazar Spiess, du capellmeister André et du professeur Reinwald. Il avait à peine 19 ans lorsqu'on lui confia l'enseignement de la musique à l'école normale d'instituteurs de Meurs, sur le bas-Rhin. En 1835 il fut nommé en la même qualité à Berlin. Dès lors il se consacra avec une ardeur inlassable à l'étude de la musique populaire, recueillant sur les lèvres des paysans les vieilles chansons, s'efforçant d'en fixer le texte, la mélodie, d'en retrouver l'origine. Le fruit de ses laborieuses et patientes recherches fut le *Deutscher Liederhort*, le livre le plus populaire de l'Allemagne, dont la publication due à l'entremise de Humboldt et de Bettina d'Arnim fut encouragée par le roi de Prusse Frédéric-Guillaume IV. Erk publia en outre une foule d'articles dans diverses revues musicales. Il composa sur des textes de Grimm, d'Uhland, de Rückert, d'Hoffmann von Fallersleben des mélodies qui ne tardèrent pas à devenir célèbres.

Ludwig Erk.

En 1843 il fonda une des plus importantes chorales de l'Allemagne, « der Erksche Männergesangverein ». Erk mourut à Berlin le 26 novembre 1883. Des nombreux recueils qu'il a publiés, le plus répandu reste encore le *Deutscher Liederhort*.

E.-H. B.

UN OUBLI

Le thème et la version au certificat d'aptitude au professorat des classes élémentaires.

Chacun sait que le thème et la version ont été supprimés aux examens du baccalauréat, du brevet supérieur, sans parler d'une foule d'autres. Par quelle étrange anomalie a-t-on maintenu ces deux épreuves au concours du certificat d'aptitude au professorat des classes élémentaires des lycées ? Si ce n'est pas un oubli, il serait intéressant de connaître les raisons auxquelles l'Administration a obéi.

Les candidats au professorat des classes élémentaires se recrutent en majeure partie parmi les instituteurs, anciens élèves des écoles normales. Or le thème et la version sont désormais proscrits dans ces écoles tout comme dans les lycées et collèges.

Comment veut-on que les candidats — qu'ils soient d'ailleurs bacheliers ou brevetés, peu importe — se préparent à des épreuves toutes nouvelles pour eux ? Ils ont appris à rédiger des narrations d'un genre simple, à faire de courtes descriptions. Pense-t-on qu'ils sauront au pied levé traduire des thèmes et des versions d'une certaine difficulté ? Rien n'est plus incertain. Je sais bien qu'on leur recommande de séjourner quelque temps à l'étranger. Ils y apprennent certainement d'excellentes choses, mais non pas, en général, à faire des thèmes et des versions. A quoi leur serviront d'ailleurs ces exercices de traduction dans la pratique de leur enseignement ? S'il est des classes d'où la traduction est bannie à juste titre, c'est bien la Septième et la Huitième. C'est là qu'il importe d'appliquer sans réserve l'enseignement par l'aspect. Et comment le professeur en prendra-t-il l'habitude et le goût si, pour lui permettre de conquérir son grade, on l'a condamné à faire pendant des mois, peut-être pendant des années, des thèmes et des versions ?

Je n'ignore pas que ces épreuves ont été maintenues dans d'autres concours : elles y ont leur raison d'être, ces concours étant plus difficiles, plus spéciaux, plus techniques. Mais on ne peut songer à exiger du futur professeur de Septième une connaissance aussi approfondie des langues vivantes que des futurs professeurs d'anglais ou d'allemand dans les collèges et les écoles normales. Il suffit qu'il puisse apprendre à ses élèves à nommer les objets qui les entourent, à désigner les parties du corps, à dire l'heure, etc. Ce faisant, il soulagera déjà beaucoup ses collègues de langues vivantes et facilitera à ses élèves une étude plus détaillée de l'idiome étranger. Mais pour constater chez les candidats les connaissances indispensables, est-il nécessaire de leur imposer les épreuves du thème et de la version ? N'est-il pas plutôt contradictoire de ne tenir aucun compte ni de leurs études antérieures, ni de la tâche qui les attend ? Ne serait-il pas plus naturel de leur demander une narration ou une dissertation facile portant sur le programme du premier cycle ? Ce programme est assez vaste pour qu'on soit certain de n'être jamais à court de sujets. Il est varié, intéressant, ou du moins n'est-il pas malaisé de le rendre tel. Et l'on serait ainsi certain que les candidats possèdent les matières qu'on peut leur demander d'enseigner et qu'ils les possèdent comme ils devront les enseigner.

T. Y. H.

NOMINATIONS UNIVERSITAIRES

LYCÉES DE LA SEINE

Anglais.

— Du 8 décembre 1906. —

M. Lavault, professeur d'anglais au lycée de Marseille, est nommé au lycée Janson-de-Sailly.

— Du 3 janvier 1907. —

Sont nommés professeurs d'anglais : au lycée Charlemagne, M. Duponchel, professeur à Caen ; au lycée Louis-le-Grand, M. Lauvrière, professeur au lycée Charlemagne.

LYCÉES DES DÉPARTEMENTS

Allemand.

— Du 7 décembre 1906. —

Lycée de Vendôme. — M. Bloch, pourvu de la licence ès lettres (allemand) et du certificat d'aptitude à l'enseignement de l'allemand, est délégué pour l'enseignement de l'allemand au lycée de Vendôme.

— Du 13 décembre. —

Lycée de Marseille. — M. Beley est nommé professeur d'allemand au lycée de Marseille.

Lycée d'Avignon. — M. Fournier est nommé professeur d'allemand (5e classe) au lycée d'Avignon.

Lycée de Montpellier. — M. Maynard est nommé professeur d'allemand au lycée de Montpellier.

Lycée de Digne. — M. Guinaudeau est nommé professeur chargé de cours d'allemand (6e classe) au lycée de Digne.

Anglais.

— Du 7 décembre 1906. —

Lycée de Marseille. — M. Picot, professeur d'anglais au lycée de Carcassonne, est nommé au lycée de Marseille.

— Du 13 décembre. —

Lycée de Carcassonne. — M. Gourg est nommé professeur chargé de cours d'anglais au lycée de Carcassonne.

Lycée de Foix. — M. Denat est nommé professeur chargé de cours d'anglais (6e classe) au lycée de Foix.

COLLÈGES DE GARÇONS

— Du 13 décembre 1906. —

Collège de Brive. — M. Tanquerey, pourvu du certificat d'aptitude à l'enseignement de l'anglais, est délégué, pour le même enseignement, au collège de Brive.

Sont nommés professeurs de langues vivantes dans les collèges de garçons ci-après :

A Poligny, M. Juret (lettres et allemand) ;
A Nyons, M. Gontard (langues vivantes) ;
A Villefranche (Aveyron), M. Espesset (lettres et espagnol) ;
A Perpignan, M. Bernou (espagnol).

LYCÉES DE JEUNES FILLES

Allemand.

— Du 3 décembre 1906. —

Lycée de jeunes filles de Lille. — Mme Mis, pourvue du certificat d'aptitude à l'enseignement de l'allemand, maîtresse primaire au lycée de jeunes filles de Lille, est nommée maîtresse chargée de cours d'allemand (6e classe) audit établissement.

Anglais.

— Du 3 décembre 1906. —

Lycée de jeunes filles de Lille. — Mme Peyssard, pourvue du certificat d'aptitude à l'enseignement de l'anglais, maîtresse primaire au lycée de jeunes filles de Lille, est nommée maîtresse chargée de cours d'anglais (6e classe) audit établissement.

INFORMATIONS

On annonce la fondation à Téhéran, en Perse, d'un établissement d'enseignement secondaire allemand. Le shah de Perse aurait promis une subvention de 20 000 marks. Quatre professeurs, dont les deux principaux, seraient désignés par le gouvernement allemand. Les élèves se recruteraient surtout dans l'aristocratie de la Perse.

*
* *

Venise s'apprête à fêter le deuxième centenaire de la naissance de Goldoni. A cette occasion la ville fera publier, par les soins du professeur Ortolani, une édition de luxe de ses œuvres en vingt volumes de cinq à six cents pages et une biographie richement illustrée. Au théâtre Goldoni on jouera un drame du poète, et une exposition de ses manuscrits sera organisée pendant la durée des fêtes.

*
* *

L'Université de Berlin compte en ce moment 8 188 étudiants qui se répartissent de la manière suivante entre les différentes Facultés :

Faculté de théologie 384,
Faculté de droit 2 761,
Faculté de médecine 1 182,
Faculté des lettres 3 861 ;
1 024 étudiants sont de nationalité étrangère.

*
* *

Les candidats au baccalauréat de l'enseignement secondaire sont autorisés à faire usage, à l'épreuve écrite de langue étrangère vivante, du dictionnaire allemand portant le titre suivant :

Deutsches Wörterbuch, de J. Dresch. (Delalain frères, éditeurs à Paris.)

*
* *

En 1906, 83 candidats se sont présentés au certificat d'aptitude à l'enseignement des langues vivantes (enseignement primaire); 37 ont été

admissibles et 25 ont été définitivement admis. Au même concours se sont présentées 116 aspirantes ; 47 ont été admissibles et 32 reçues à titre définitif.

***

Le président Roosevelt a dû renoncer à la réforme orthographique qu'il avait tenté d'introduire dans les Etats-Unis. Le Congrès de Washington s'étant prononcé contre l'orthographe simplifiée, le président a dû rapporter l'ordre qu'il avait donné à l'imprimerie nationale d'employer cette orthographe. La tradition triomphe.

SUJETS D'EXAMENS ET CONCOURS

Baccalauréat Latin-Langues (octobre 1906).

(*Matières à développer. — Temps accordé : 3 heures.*)

Composition en langue vivante.

PLAISIRS D'UN SÉJOUR DANS LA MONTAGNE.

Beauté de la montagne : les vallées, les chaînes, les cimes rocheuses ou couvertes de neiges — les forêts de frênes, de pins, de sapins — les hautes prairies où paissent les troupeaux — les torrents, les cascades.

Raconter une ascension.

(*Alger.*)

Composition en langue vivante.

Le jeune roi Childéric III, que Pépin avait mis sur le trône, assistait un jour au combat d'un taureau contre un lion.

Au moment où le taureau allait succomber, Childéric, s'adressant à ses officiers, demanda si quelqu'un d'eux oserait séparer les adversaires.

Personne n'ayant répondu, Pépin s'élance dans l'arène, et, d'un coup de sabre, étend le lion à ses pieds.

Tous les spectateurs comprirent que Charles Martel avait laissé un fils digne de lui, et que Pépin, malgré sa petite taille, serait un chef puissant.

(*Besançon.*)

Composition en langue allemande.

On suppose que vous répondez à une lettre d'un jeune Allemand qui, avec la... naïveté propre à sa nation, vous a demandé de visiter avec lui les champs de bataille des environs de Metz.

Soyez net et courtois.

1° Vous n'auriez pas eu l'idée de l'inviter à parcourir en votre compagnie les campagnes de Valmy, ni même celles d'Iéna ou d'Auerstædt ! ...

2° Il est des pélerinages historiques qu'un Français préférera toujours faire seul....

3° S'il a voulu vous rappeler que la France restait la vaincue de 1870-1871, c'était inutile. Vos maîtres ne cultivent pas la haine dans vos cœurs, mais y entretiennent le souvenir et même l'espérance des réparations.. (« Les grandes réparations peuvent sortir du droit ». — L. GAMBETTA.)

4° Vous savez l'histoire aussi bien que lui. Vous n'êtes pas moins bon patriote que lui. Mais, tout de même, vous n'auriez pas commis cette... négligence.

N. B. — Rédigez la lettre en phrases très claires et très simples, sans déclamer.

(*Caen.*)

Composition en langue vivante.

UNE PÊCHE AU REQUIN.

Il faisait très chaud, la mer était unie comme un miroir, le navire immobile. — On avait mis des barques à l'eau, et, entre les barques, des matelots et des passagers se baignaient. Description. — Tout à coup, on crie du navire : « Des requins ! » On apercevait les monstres qui arrivaient entre deux eaux. — Effroi des baigneurs que recueillent en hâte les barques, et que l'on remonte à bord. — Cependant, un matelot avait mis un morceau de viande à un crochet attaché à un câble : au bout de peu

d'instants, il avait pêché un requin.

Vous conterez cette scène sous la forme qui vous plaira.

(*Dijon.*)

Composition en langue vivante.

LE CHATAIGNIER ET LE FIGUIER
(d'après Léonard de Vinci).

On imaginera une fable — avec partie descriptive, dialogue et moralité — sur ce motif :

Un châtaignier voyant les fruits du figuier voisin exposés sans défense à la gourmandise de tous les passants, plaint son compagnon et vante la sécurité de ses propres fruits, haut placés, et enfermés dans une enveloppe piquante.

Le moment de la récolte des châtaignes venu, le châtaignier est assailli par les paysans à coups de gaule : ses branches sont brisées, ses feuilles déchiquetées, ses fruits piétinés à terre pour être débarrassés de leur enveloppe.

Réponse du figuier.

(*Grenoble.*)

Composition en langue vivante.

LETTRE DE PAUL A SON AMI LOUIS.

Paul décrit à son ami son retour à la maison à la fin de juillet. — Il a assisté à la distribution des prix..., et s'est vu couronner deux fois... — Après la cérémonie, il est monté en voiture avec ses parents pour rentrer chez lui... — Il décrit à Louis les péripéties du voyage et sa joie devant les perspectives de vacances... — Arrivée à la maison ; ses frères et ses sœurs viennent lui faire fête... — Paul raconte à son ami comment il s'est installé pour les vacances... et quels projets de travail et de distractions il a formés....

(*Lille.*)

Composition en langue vivante.

LES QUATRE AGES DE LA VIE.

Décrivez l'aspect extérieur de l'homme à chacun des quatre âges. Montrez l'enfant au visage frais et souriant, à la démarche mal assurée, le jeune homme aux mouvements impétueux, fier de sa barbe naissante, l'homme mûr arrivé au plein développement de ses forces, le vieillard aux cheveux blancs, au corps voûté, aux pas chancelants.

Occupations de l'homme aux diverses étapes de son existence : jeux variés de l'enfance ; sports et études qui remplissent la jeunesse ; dans l'âge mûr exercice de la profession ; repos de la vieillesse.

Caractères que les moralistes et les écrivains, par exemple Horace et Boileau, attribuent à chaque âge : innocence, naïveté, curiosité de l'enfant ; chez le jeune homme, turbulence, amour du plaisir, humeur indépendante, rebelle aux conseils ; dans l'âge mûr, souci du bien-être, calculs et ambition ; vieillesse chagrine, thésauriseuse, mécontente du présent, vantant le passé.

(*Lyon.*)

Composition en langue allemande ou anglaise.

Vous raconterez la fable des Membres et de l'Estomac.

Irrités de ce qu'ils considèrent comme l'oisiveté dévorante de l'Estomac, les Membres protestent et cessent tout travail. Les mains refusent de prendre, les bras d'agir, les jambes de marcher. A l'Estomac de se nourrir lui-même !

Bientôt affamés, les Membres s'alanguissent. Ils découvrent maintenant l'utilité cachée, mais réelle, de l'Estomac qui, en élaborant les aliments, fournit le sang au cœur et, à toutes les parties du corps, la force et la chaleur.

Vous tirerez la morale de l'apologue, en rappelant le discours que le consul Ménénius Agrippa tint un jour à la plèbe romaine, mutinée contre le Sénat.

(*Nancy.*)

Composition en langue vivante.

Le capitaine Gulliver est jeté par un naufrage dans le pays des Lilliputiens, petits hommes de six pouces de haut. Ceux-ci l'enchaînent et le transportent dans leur capitale, le tiennent captif dans leur plus vaste temple, puis le délivrent à condition qu'il les aide contre leurs ennemis du royaume voisin, aussi petits qu'eux-mêmes. Gulliver capture à lui seul la flotte des adversaires et met ainsi fin à la guerre. Raconter ses aventures.

(*Paris.*)

Composition en langue allemande.

La vie a la ville et a la campagne.

Vous établirez une comparaison entre le séjour à la ville et le séjour à la campagne, vous direz les avantages et les inconvénients, en insistant surtout sur les idées suivantes :

a) Aspect extérieur, disposition (régulière ou irrégulière) ; propreté ; air (pur ou vicié) ; verdure ;

b) Société, personnes, distractions, fêtes, etc. ;

c) Moyens de communication ;

d) Marchés, achats et ventes (maisons de commerce, marché hebdomadaire, viandes, légumes, etc.) ;

e) Médecins, etc.

Indiquez maintenant votre préférence, soit pour toute l'année, soit pour telle époque déterminée.

(*Poitiers*.)

Composition en langue anglaise.

Cruauté de Frédéric-le-grand.

1° C'est en temps de guerre ; l'ennemi est proche. Un mouvement de troupes doit se faire nuitamment dans le plus grand secret. Ordre est donné par le roi d'éteindre tous les feux à une heure fixée, sous peine de mort.

2° Le roi fait sa ronde dans le camp ; ses raisons. Il aperçoit de la lumière dans la tente d'un officier ; il surprend cet officier en train de cacheter une lettre pour sa femme. Décrire la scène. Le roi s'adresse à l'officier, le force à rouvrir sa lettre, et à ajouter la nouvelle qu'il doit mourir le lendemain.

3° Apprécier la conduite de Frédéric.

(*Poitiers*.)

Composition en langue espagnole.

Reproduire l'une des fables de La Fontaine. Choisir un sujet qui comporte — ou qui permette — un certain développement.

(*Poitiers*.)

Composition en langue italienne.

Vous supposerez que Lamartine, qui fit en 1811 son premier voyage en Italie, et séjourna longtemps à Rome, écrit, au moment de la quitter, à l'un de ses amis romains. Il lui dit, dans la langue italienne avec laquelle il s'est familiarisé depuis peu, sa tristesse de laisser la ville des Empereurs et des Papes.

(*Poitiers*.)

Composition en langue vivante.

Raconter brièvement, d'après La Fontaine, la fable du Meunier, son fils et l'âne.

Départ pour le marché. Première rencontre : railleries. On délie l'âne. Le meunier, puis son fils enfourchent successivement l'animal. Ils montent l'un en selle, l'autre en croupe. — Nouvelles critiques... On ne peut contenter tout le monde : je n'en ferai qu'à ma tête...

(*Rennes*.)

BIBLIOGRAPHIE

Sous le titre de *Sprache und Gedächtnis* (Langage et Mémoire), M. Charles Brenner, de Vienne, insiste dans un excellent article de la « Österreichische Handelsschul-Zeitung » (décembre 1906) sur le rôle de la mémoire dans l'étude des langues. Ce rôle est capital. On n'arrive à la connaissance approfondie d'une langue que par l'étude patiente du vocabulaire. M. Brenner montre qu'il est possible de rendre cette étude facile et attrayante.

***

La revue anglaise *Modern Language Teaching* (Adam & Charles Black, Soho Square, London) a publié une série d'études dignes d'être mentionnées. Dans le numéro d'octobre, 1906, le professeur M. E. Sadler étudie l'influence française sur l'éducation anglaise.

(French influences in English Education). Cette influence a toujours été très grande, on pourrait dire prédominante.

Durant tout le moyen âge, des milliers d'étudiants vinrent d'Angleterre pour suivre les cours de l'Université de Paris. Ce n'était pas, disait Ramus, l'Université d'une ville, mais celle de la terre entière.

Les plus grands écrivains et les plus grands penseurs anglais des douzième, treizième et quatorzième siècles s'honorèrent d'avoir été élèves ou professeurs à l'Université de Paris.

Jean de Salisbury, le précurseur des humanistes, fut l'élève d'Abélard. M. Sadler cite encore Edmund Rich d'Abingdon, St. Edmond qui, le premier, enseigna à Oxford la Logique d'Aristote, Roger Bacon, le père des sciences expérimentales, Duns Scot et William d'Ockham, qui furent à la fois professeurs à l'Université d'Oxford et à celle de Paris.

Les relations entre ces deux grandes institutions furent très étroites pendant tout le treizième siècle.

L'influence française ne fut pas moindre dans les écoles secondaires. On y parla presque exclusivement notre langue jusque vers le milieu du quatorzième siècle.

La pédagogie et la philosophie anglaises gardèrent longtemps, grâce à Locke, l'empreinte de l'esprit français. *Les Pensées sur l'Education* (Thoughts concerning Education) parurent en 1693 : Locke s'y montre à la fois disciple de Montaigne, de Descartes et des penseurs de Port-Royal.

Les livres scolaires, les ouvrages d'éducation publiés en Angleterre au 17e et au 18e siècles, les réformes introduites dans les écoles portent la trace des idées de Port-Royal. En 1747, lord Chesterfield écrivait : « A Frenchman, who with a fund of virtue, learning, and good sense, has the manners and good breeding of his country, is the perfection of human nature ».

On traduit en anglais une foule d'ouvrages sur le savoir-vivre et le bel usage.

Parmi les ouvrages qui ont le plus contribué à fortifier en Angleterre le culte et le prestige de nos lettres et de notre civilisation, citons le *Traité des Etudes* de Rollin (1726-1728) qui fut maintes fois traduit et imité, le *Télémaque* de Fénelon (1698) qui devint presque aussi populaire que *Robinson Crusoé* chez nous, les écrits de Fénelon et de Mme de Lambert sur l'éducation des filles, l'*Emile* de Rousseau, pour ne parler que des plus illustres.

L'influence des institutions scolaires et des théories pédagogiques de la France n'a pas cessé d'être très puissante en Angleterre. M. Sadler en donne plusieurs exemples. Et il conclut par ces lignes bien flatteuses pour notre pays et qu'un Français n'eût pas osé écrire :

« French educational thought delights us by the lucidity of its reasoning. It forces us to clear our minds. It appeals to us with the grave and measured dignity of a high tradition, the most unbroken tradition of literary culture in Europe, a tradition which links the modern world with the civilization of Rome ».

* * *

Dans le même numéro, miss Lucy Harrison a écrit quelques pages délicates et émues sur la culture du goût littéraire : *On the cultivation of literary taste.*

M. W. Viëtor nous affirme, dans un court article sur les *Curiosities in translation*, que « les résultats de l'ancienne et ceux de la nouvelle méthode démontrent que la traduction comme moyen d'apprendre les langues ne vaut rien et que comme moyen de contrôle on peut largement s'en passer. »

Bar-le-Duc. — Imprimerie Comte-Jacquet, Facdouel, Dir.

Les Cinq Langues

N° 10. 20 Février 1907. 7e Année.

SUPPLÉMENT

ALCOOL ET LITTÉRATURE

Une revue allemande, « l'Écho Littéraire », a fait, il y a peu de temps, une enquête auprès des écrivains les plus en vue et leur a adressé les questions suivantes:

1° Prenez vous habituellement, sous une forme quelconque, des boissons alcooliques avant votre travail, et quels effets leur attribuez-vous ?

2° Ou bien, sans en avoir l'habitude, prenez-vous, dans certains cas, des boissons alcooliques, et avez-vous remarqué un acroissement ou une diminution de votre activité littéraire ?

3° Nous vous serions reconnaissants de nous donner votre opinion sur la question de l'alcoolisme en général et de nous communiquer vos remarques personnelles touchant l'influence que peut avoir l'usage de l'alcool sur les littérateurs.

Le questionnaire fut envoyé à 150 écrivains. 115 d'entre eux ont répondu. Les réponses sont toutes ou presque toutes intéressantes. Suivant le tempérament de l'auteur, elles tiennent en quelques lignes brèves et sèches, ou bien prennent la forme de longues dissertations mûrement pensées, parfois pesamment écrites ; quelques-unes d'entre elles sont amusantes, malicieuses, humoristiques comme celles de Rudolf Presber.

Le poète Liliencron répond en trois lignes :

« 1° Jamais ;

2° J'ai remarqué un ralentissement de mon travail. »

Il omet de répondre à la troisième question.

La réponse de Rosegger est également très brève :

« J'ai l'habitude de prendre chaque jour un verre de vin rouge léger ; cela ne produit sur moi aucun effet. Si par exception il m'arrive d'en boire deux verres, et que je travaille immédiatement après, je le fais plus facilement, d'un cœur plus léger. Puisque la mode le veut, il faut bien, moi aussi, que je parle contre l'alcool.

Mais en ai-je réellement le droit ? il me semble qu'un verre de vin du Tyrol est nécessaire à ma santé. »

L'auteur dramatique Wilbrandt adresse à la Revue les lignes suivantes :

« Je vous réponds en toute hâte et laconiquement. Je bois du vin, de la bière, ou parce que cela me fait plaisir, ou parce qu'ensuite je me sens mieux vivre, mais je n'en absorbe pas une goutte avant de travailler. »

Beyerlein, l'auteur d'*Iéna ou Sedan* et de la *Retraite*, s'est également intéressé à la question :

« Jamais, dit-il, je ne prends de boisson alcoolique avant de travailler. Une seule fois j'ai essayé par ce moyen d'activer mes facultés intellectuelles. Je voulais donner une forme littéraire à une aventure gracieuse qui m'était arrivée dans la vallée de la Moselle. Il me semblait que je retrouverais ma belle humeur d'alors en buvant du vin de là-bas. J'en consommai une demi-bouteille, mais je ne fis rien de bien. Plus tard, quand je ne fus plus sous l'influence de l'alcool, mon petit récit se présenta beaucoup mieux.....

Je ne suis pas adversaire acharné de l'alcool. Je ne peux pas souffrir la bière, mais par contre, je ne suis pas ennemi de temps en temps d'un verre de bon vin. Je dois avouer, cependant, que je travaille ensuite moins facilement. »

Karl Busse ne prend jamais d'alcool ni avant, ni pendant son travail. Il répond à la seconde question d'une façon assez originale:

« Je ne suis membre d'aucune société d'abstinence ou de tempérance. J'ai au contraire un bon gosier germanique, et tous les soirs, après mon travail, bien entendu, je l'humecte abondamment. Et j'espère faire de même jusqu'à la fin de mes jours. . . Mais celui qui n'éprouve aucun plaisir à lever sa coupe, celui qui ne peut supporter la boisson ou bien encore celui qui n'a pas la force morale de se borner fera bien de s'abstenir. »

Rudolf Presber raconte qu'il se mit un beau jour du côté des buveurs d'eau. Surprise de la famille, joie du médecin.

« Durant la première partie de ma cure, dit-il, je me fis l'effet d'un héros, pendant la seconde partie, je me pris plutôt pour un crétin. Les petites choses que j'ai produites à cette époque me semblent moins bonnes que les autres, elle me paraissent plus sèches. . . Et maintenant je rebois. . . . . Pas de liqueurs, rarement de la bière ; c'est une boisson vulgaire qui fait naître, à mon avis, des pensées vulgaires. Un verre de bon vin qui n'est pas sophistiqué et préparé spécialement pour Berlin excite mon imagination, me donne du cœur au travail et surtout me fait trouver facilement les rythmes et les rimes . . . . Le petit-fils d'un quaker, après s'être régalé d'eau pure et fraîche, atteindrait probablement le point culminant de sa capacité littéraire. Mais mon grand-père à moi, était par hasard bourgmestre de Rüdesheim. »

En résumé, sur 115 écrivains, sept seulement peuvent absorber, avant et pendant leur travail littéraire, des boissons alcooliques sous forme de bière ou de vin. Mais ce n'est pas chez eux une habitude. Chez les uns l'effet est nul, chez un autre, la bière réfrène la trop grande activité cérébrale, Rudolf Presber nous l'avons vu, a besoin de vin, un poète dramatique déclare que ses dialogues ont plus de légèreté quand il a pris un peu de vin. Mais 108 écrivains s'abstiennent de toute boisson alcoolique avant et pendant leurs heures de travail, parce que l'alcool arrête ou ralentit chez eux l'activité littéraire.

E.-H. B.

NOMINATIONS UNIVERSITAIRES

LYCÉES DES DÉPARTEMENTS

Allemand.

— Du 5 janvier 1907. —

M. Barbe, professeur de langues vivantes au collège de Philippeville, est nommé professeur chargé de cours d'allemand au lycée d'Oran

Anglais.

— Du 3 janvier. —

Sont nommés professeurs d'anglais : au lycée de Caen, M. Léon, professeur à Lorient ; au lycée de Lorient, M. Chaffurin.

COLLÈGES DE GARÇONS.

— Du 5 janvier. —

M. Goestchy est nommé professeur de lettres et d'allemand au collège de Vienne.

— Du 9 janvier. —

M. Piquet est nommé professeur d'allemand au collège de Philippeville.

— Du 18 janvier. —

M. Durand, délégué pour l'enseignement de l'allemand au collège de Millau, est nommé professeur d'allemand audit collège.

ENSEIGNEMENT SECONDAIRE DES JEUNES FILLES

— Du 19 janvier. —

Mlle Zweigle, professeur d'allemand au collège de jeunes filles de Nîmes, est nommée maîtresse chargée de cours d'allemand au lycée de jeunes filles de ladite ville.

Mme Fabrégue, professeur d'anglais au collège de jeunes filles de Nîmes, est nommée maîtresse chargée de cours d'anglais au lycée de jeunes filles de ladite ville.

ÉCOLES PRIMAIRES SUPÉRIEURES DE GARÇONS

— Du 12 janvier. —

M. Lassus-Minvielle, licencié ès lettres, est délégué dans les fonctions de professeur (lettres et espagnol) à l'école primaire supérieure d'Oloron.

M. Boizot, professeur à l'école primaire supérieure de Toucy, est nommé professeur (lettres et allemand) à l'école primaire supérieure de Mézières.

INFORMATIONS

L'Université de Fribourg-en-Brisgau a pris une initiative qui mérite de trouver des imitateurs. Elle a institué des cours de diction et de prononciation. M. Paul Jugel, artiste à l'Opéra de Fribourg, réunit les étudiants en groupes peu nombreux et les familiarise avec la technique du langage.

Sur 138 instituteurs et institutrices consultés par la municipalité, 110 ont demandé à suivre un enseignement analogue. Il ne semble pas que jusqu'à présent satisfaction leur ait été donnée.

*
* *

Soutenances de thèses pour le doctorat ès lettres.

Le samedi 12 janvier 1907, M. Huchon, maître de conférences à la Faculté des lettres de l'Université de Nancy, a soutenu, devant la Faculté des lettres de l'Université de Paris, ses thèses pour le doctorat sur les sujets suivants :

Thèse complémentaire. — *Mrs Montagu* (1720-1800).

Thèse principale. — *Georges Crabbe* (1754-1832).

M. Huchon a été déclaré digne du grade de docteur ès lettres, avec la mention *très honorable.*

RAPPORT D'UN ASSISTANT ANGLAIS DANS UN LYCÉE FRANÇAIS*.

Monsieur le Proviseur,

J'ai l'honneur de vous présenter mon rapport pour l'année scolaire 1905-6. Pendant ce temps j'ai parlé avec des élèves choisis dans presque toutes les classes; j'ai l'intention de vous expliquer mes méthodes et de vous rendre compte des résultats que, me semble-t-il, j'ai obtenus.

Je dois, tout d'abord, signaler la vivacité et l'intelligence de mes élèves de toute classe et de tout âge : j'ai été surpris par la précision et par l'étendue de leurs connaissances. Mais même avec de tels élèves, je suis convaincu que la conversation doit être considérée comme une méthode d'enseignement, et qu'il faut chercher soigneusement comment on peut l'harmoniser le mieux avec les études proprement dites.

En examinant les divisions naturelles de l'enseignement d'une langue vivante, j'ai compris tout de suite que le rôle que je m'étais tracé d'avance était superflu. Les professeurs parlent anglais avec une telle exactitude et avec une telle pureté d'accent qu'il n'est pas vraiment utile aux élèves d'entendre seulement parler l'assistant. La grammaire, si l'on admet qu'elle doit être enseignée, appartient à la classe; le vocabulaire ne s'augmente pas beaucoup par la conversation. La mémoire visuelle est plus répandue que la mémoire auditive chez les jeunes gens. Les mots — et, par conséquent, plus encore les phrases — qu'ils entendent seulement ne se fixent pas très bien dans leur esprit; les fautes mêmes ne sont pas facilement corrigées par la conversation. Par exemple, un élève dit : " The *time* will be beautiful "; et, malgré les corrections orales répétées, la faute ne peut pas être corrigée, ou, du moins, ne peut l'être que par une répétition qui risque de faire perdre trop de temps.

Il reste la mémoire organique, les réflexes des oreilles et des organes vocaux, le fondement de la conversation proprement dite. Pour encourager ces réflexes, il faut formuler des méthodes définitives, n'avoir qu'un seul but : forcer l'élève à causer sans s'en apercevoir, c'est-à-dire aplanir les difficultés et encourager ou créer le désir de parler.

D'abord — et cela est chose un peu difficile — il faut que l'assistant parle lentement, plus lentement que le professeur, mais sans perdre pour cela le rythme de sa langue; car l'élève ne profite pas d'une conversation où les mots arrivent à ses oreilles séparément, à des intervalles égaux comme les coups de canon d'un salut. On peut toujours accélérer la vitesse de la parole après deux ou trois leçons sans que l'élève le remarque. Qu'il s'imagine toujours qu'il prend part à une conversation ordinaire.

On doit aussi comprendre tout et ne pas corriger trop. Par exemple, un élève me dit : " One will *lire* the *los* soon of the lottery ". Je répondrai : " Oh, they will draw the lots, will they? When will they draw the lots? " Il donnera alors une réponse correcte; sinon, mais alors seulement, il faudra le corriger, et il ne sera pas découragé par la timidité, qui est le plus grand obstacle dans la conversation. C'est cette timidité qui se présente à chaque instant; il faut la combattre par tous les moyens possibles. L'élève doit choisir les sujets lui-même : on connaîtra très vite les goûts individuels; mais il faut toujours se rappeler qu'un garçon ne parlera jamais devant ses camarades des choses qui l'intéressent profondément. Par exemple, j'ai un élève qui ne demande pas mieux que de me parler d'une société religieuse dont il est membre; mais avec ses camarades il devient muet. Parmi environ quarante élèves, j'en ai trouvé deux qui voulaient parler de la musique, un de la religion, un de la peinture, trois de la littérature française; du sport ou de la vie anglaise très peu, de la politique sérieuse ou

* Nos lecteurs ne liront certainement pas sans intérêt ce rapport qu'on pourrait proposer comme modèle aux assistants français et étrangers. *The Journal of Education*, à qui nous l'avons emprunté, assure que le *Board of Education* en fera remettre des copies aux assistants anglais.

internationale très peu, des beautés de la nature ou de la littérature anglaise presque aucun.

Un élève parle volontiers s'il se sent dans une position de supériorité, s'il s'imagine qu'il a des renseignements intéressants à fournir qu'il ne peut donner qu'en anglais. Pour cette raison, j'étale toujours une ignorance complète des mœurs françaises et de la langue aussi. Ce sont les détails les plus minimes qui amènent le succès.

Il faut savoir goûter les petites plaisanteries ou en avoir l'air; avant qu'on puisse demander à un élève de dire un conte de fée, il faut lui persuader qu'on est particulièrement curieux de ces fables. Tous s'intéressent sur-le-champ et prennent un souci véritable qu'aucun détail ne manque. Alors la conversation marche; autrement la demi-heure est presque gâtée ; les élèves s'intéressent plus alors à ce qui les environne, et qui n'est pas anglais, qu'à la conversation.

Les fautes sont beaucoup moins graves et moins nombreuses que je l'aurais cru d'avance. Par exemple, l'ordre des mots est très correct ; les adjectifs précèdent leurs substantifs et les pronoms compléments suivent leurs verbes ; les pluriels irréguliers ne semblent présenter aucune difficulté, ni, vraiment[1], les verbes irréguliers. Ce sont les petits mots — les prépositions, les adverbes et les verbes auxiliaires — qui se mêlent[2] souvent : *in, at, to* semblent parfois être mal distingués ; *not even, not any* remplacent "never", "none" ; les temps semblent présenter des difficultés, particulièrement le passé défini — "Were you going to the theatre in Rouen?" "Do you go last night?" — sont les fautes communes. "Have you ever been..." est une phrase presque inconnue.

La prononciation me semble extrêmement correcte — en particulier, le *a*, le *th* et le *h* ; seuls le *a* comme dans "water" et le *s* comme dans "sing" ne sont pas nets ; la dernière syllabe est souvent avalée, et, dans les longues phrases, le rythme français reparaît presque toujours.

Ce sont de petites fautes ; le grand fait est que les élèves parlent couramment ; souvent ils ne traduisent pas. Quand la conversation devient un peu vive et que mes réponses sont assez courtes, ils ne pensent point en français : les mots semblent arriver automatiquement. On doit, du reste, être toujours prêt à remplir les lacunes quand ils commencent à hésiter.

J'ai obtenu les meilleurs résultats avec les élèves de Seconde et de Troisième : les Quatrièmes sont admirables, mais ils sont d'un âge où ils ne peuvent guère profiter beaucoup de la conversation. La construction de leurs phrases reste naturellement très simple ; les phrases sont toujours coordonnées ; ils parlent l'anglais comme ils parlent le français : ils ne peuvent guère faire de progrès maintenant qu'au point de vue du vocabulaire que, je l'ai déjà dit, on ne peut enrichir par la conversation. Pour cette raison, il me semble que je suis plus utile avec les plus grands. On voit chez eux des progrès vraiment extraordinaires : ceux qui, au commencement de l'année, ne pouvaient rien me dire couramment, bavardent maintenant avec un plaisir et une facilité évidents. Toute leur connaissance semble être assouplie et contrôlée.

Les élèves de Seconde qui ont l'allemand pour première langue m'ont plu surtout : après deux ou trois heures, le pouvoir d'expression arrivait chez eux d'une façon frappante[3]. Chez les élèves de Première je ne vois pas un progrès semblable ; mais il y en a parmi eux qui, après avoir étudié l'anglais par la méthode ancienne, ont abandonné cette étude pendant trois ans et la reprennent maintenant depuis une année. Ils sont si excellents qu'on est tenté d'en tirer une conclusion, peut-être aventurée, au sujet des effets subconscients de la grammaire apprise il y a quatre ans[4]. Au contraire, les élèves qui ont été en Angleterre ne semblent pas profiter de la conversation : ils restent toujours incorrects et retardent leurs camarades par leur désir de parler sans cesse[5].

S'il m'est permis de vous indiquer mes idées, je puis dire que les élèves de Troisième et de Seconde tirent infiniment plus de profit que les autres de la conversation ; qu'il ne

1. même (N. D. L. R.). — 2. confondent (N. D. L. R.). — 3. Cette remarque a été faite par d'autres assistants et par bon nombre de professeurs (N. D. L. R.). — 4. Observation curieuse et qui mérite d'être soulignée (N. D. L. R.). — 5. Beaucoup de professeurs ont fait la même constatation. C'est une erreur trop répandue de croire qu'un séjour à l'étranger suffise pour apprendre une langue. La première condition du succès est le travail (N. D. L. R.).

faut pas avoir plus de trois élèves à la fois; qu'ils doivent être amis, s'il est possible, et qu'il faut considérer quelle espèce de mémoire chacun d'eux possède. En ce cas, chez les élèves dont la mémoire auditive aura été reconnue insuffisante, on pourra essayer de la développer[6].

Je parais avoir laissé de côté les autres devoirs d'un assistant anglais. Mais si l'on essaye toujours de persuader aux élèves de causer, on ne peut pas leur donner beaucoup de renseignements sur la vie anglaise. Il n'y a pas beaucoup à le regretter. Les professeurs le font beaucoup mieux; ils peuvent mieux qu'un Anglais expliquer le génie des Anglais, leur vie et leurs habitudes, parce qu'ils ont été frappés autrefois par leurs caractères distinctifs. Pour comprendre sa patrie on doit étudier les critiques étrangères.

Mais la tâche de l'assistant anglais ne se borne pas pour cela à enseigner aux élèves à " demander une côtelette à l'étranger ". Il est un échantillon, un exemple concret de ses compatriotes — costume, mœurs, façon de voir, etc. Il voit toujours les préjugés diminuer des deux côtés ; il y a un enfant qui sait aujourd'hui qu'il y a des vaches en Angleterre ; les plus grands comprennent peut-être que l'insularité anglaise n'est que de la réserve, pas de l'hostilité ; que la liberté peut exister dans un pays encore peu démocratique. Personnellement, je n'oublierai jamais l'amabilité et la politesse des amis que j'ai faits parmi les élèves du lycée Corneille, auxquels je ferai mes adieux avec un regret sincère.

Veuillez agréer, Monsieur le Proviseur, l'assurance de mes sentiments les plus respectueux.

Gerald T. Hankin.

Lycée Corneille, Rouen, *July* 1, 1906.

6. Toutes ces observations sont fort justes et si tous les assistants avaient suivi l'exemple de M. Gerald T. Hankin les résultats obtenus seraient certainement moins contestés (N. D. L. R.).

SUJETS D'EXAMENS ET CONCOURS

Baccalauréat Sciences-Langues (octobre 1906).

(*Matières à développer. — Temps accordé : 3 heures.*)

Composition en langue vivante

Un jeune élève, qui vient de rentrer au Lycée, à la fin des vacances, écrit à ses parents, pour leur exprimer, avec ses regrets d'être séparé d'eux, le plaisir de retrouver ses camarades et de reprendre ses études.

(*Alger.*)

Composition en langue vivante.

Un homme riche était tombé malade à force de se bien traiter : il dormait trop, mangeait trop et ne quittait son lit que pour son fauteuil. Comme les médicaments ne le guérissaient pas, il s'adressa à un médecin illustre qui lui écrivit : « Venez me voir, mais à pied, et mangez peu en route. » Notre homme, d'une humeur terrible les premiers jours, arrive presque guéri chez le médecin qui lui dit : « Ne mangez pas plus qu'il ne faut et vous pourrez vivre longtemps. »

(*Besançon*, 22 octobre.)

Composition en langue vivante.

Un bourgmestre de village, un peu crédule, avait accepté les propositions d'un étranger qui lui offrait de faire pendant une année de la pluie et du beau temps selon les besoins de la commune.

Cet étranger demandait seulement pour sa peine une petite somme par jour jusqu'à ce qu'il eût mis l'affaire en train.

Le bourgmestre allait commencer à indiquer jour par jour le temps qu'il voulait, lorsque l'étranger exige que les conseillers municipaux soient convoqués pour exprimer leurs volontés.

Ceux ci, on le devine sans peine, ne s'entendent pas et, pour éviter des scènes

fâcheuses, on paya le charlatan en le priant de s'éloigner au plus vite.

(*Besançon*, 25 octobre.)

Composition en langue anglaise.

Vous racontez à un ami un voyage rapide que vous avez fait en Angleterre.

Départ de Dieppe ; — Newhaven ; de Newhaven à Hastings ; de Hastings à Brighton ; de Brighton à Londres (Westminster, la Tour, le British Museum, la Cité, etc., etc.). De Londres, excursions à Windsor, à Oxford, à Cambridge, ...

Retour : de Londres à Southampton, de Southampton à Cherbourg.

(*Caen.*)

Composition en langue vivante.

Le géant.

Des affiches annonçaient sur tous les murs l'arrivée prochaine du *Géant*. — Il arriva la nuit, tant ceux qui le montraient avaient peur qu'on le vît sans payer. — On l'installa dans un magasin vide, et, toute la journée, il lui fallut tour à tour se lever ou s'asseoir, montrer ses bras, ses mains, ses pieds à la foule stupéfaite qui le contemplait comme une bête curieuse. — Il faisait une chaleur affreuse et le géant la sentait mieux que personne dans l'appartement bas. — Il voulait prendre l'air : son patron le lui défendit.

Vous conterez cette scène sous la forme qui vous plaira et tâcherez de dire quelques mots sur l'ennui et la tristesse du Géant.

(*Dijon.*)

Composition en langue vivante.

La campagne et la ville.

Vous supposerez un dialogue entre deux jeunes gens.

L'un vante le bien-être de la vie des champs, le charme qu'offrent les spectacles de la nature, le repos d'esprit qu'apporte la solitude. A ces biens, il oppose le souci des affaires et le tracas de la ville.

L'autre fait valoir les plaisirs de la ville et ses distractions (Musée, Bibliothèque, Théâtre), les charmes de la société, etc.

Tous deux finissent par convenir que la ville et la campagne ont chacune leurs avantages et que celui-là est heureux qui peut les goûter tour à tour.

(*Grenoble.*)

Composition en langue vivante.

L'arrivée du train.

La locomotive siffle, le train ralentit, les voyageurs assemblent valises, etc., s'apprêtent à descendre. Leurs réflexions. Arrêt. — Sur le quai. Foule bigarrée : soldats en permission, écoliers en vacances, etc., etc. Vos billets ! (Un voyageur distrait a oublié de descendre à une précédente station : un autre, novice, s'est trompé de direction. Scènes dialoguées, discussions.) On attend les voyageurs : parents, amis, joyeux ou tristes, si par exemple c'est la maladie d'un proche, un deuil qui est la raison du voyage. Réunion ; compliments échangés. — Aux bagages, à l'octroi ou à la douane. Visite des malles ; déballage indiscret ; le contenu de la malle d'un collégien, d'un vieux monsieur maniaque, etc. Commissionnaire ? Voiture ? La cohue et le brouhaha à la sortie. — Dehors enfin !

(*Lille.*)

Composition en langue vivante.

Les quatre saisons.

Décrivez l'aspect de la nature à chaque saison. Enumérez les travaux et les plaisirs de l'homme qui correspondent à chacune d'elles, travaux des champs, sports, plaisirs mondains.

Quelle est la saison que vous aimez le mieux ? Donnez les raisons de votre préférence.

(*Lyon.*)

Composition en langue allemande ou anglaise.

Dans une lettre à un correspondant étranger, vous parlerez de la province que vous habitez, de la Lorraine de préférence. Vous décrirez en particulier la ville ou le village que vous connaissez le mieux ; vous insisterez sur le caractère du paysage, sur les travaux de l'agriculture, du commerce et de l'industrie.

(*Nancy.*)

Composition en langue vivante.

Lettre a un ami sur vos vacances.

Courte description de l'endroit où vous avez passé l'été.

Personnes avec lesquelles vous vous êtes trouvé : famille, amis, connaissances.

Raconter une de vos excursions : moyen de locomotion, incidents de la route, etc.

Conclure en parlant de la rentrée et de la reprise des classes.

(*Paris.*)

Composition en langue allemande.

Dialogue entre deux élèves le jour de la rentrée. L'un et l'autre expriment leurs sentiments. Le premier expose à son camarade ce qui lui déplaît dans la vie d'écolier : la classe, l'étude, les devoirs, les leçons, les professeurs, les condisciples, etc., etc. Le second montre à son ami qu'il a tort et lui explique pourquoi son existence actuelle lui plaît : les lettres, les sciences, etc., tout l'intéresse ; il respecte ses maîtres, etc., etc. Mais surtout il pense à demain et veut devenir un homme.

(*Poitiers.*)

Composition en langue anglaise.

Un jeune Français, récemment arrivé en Angleterre, visite une école et raconte par lettre à un de ses camarades ce qui l'a surtout frappé dans la vie des écoliers anglais.

(*Poitiers.*)

Composition en langue espagnole.

Racontez tel conte de fées que vous connaîtrez le mieux (*Pulgarito, Caperucita, Encarnada, Barba Azul, La Bella durmiente del Bosque, Cenicienta, Piel de Asno, etc.*).

El hada, la fée (fém.)

(*Poitiers.*)

Composition en langue italienne.

Dans une lettre à un ami, vous raconterez l'emploi de vos vacances.

(*Poitiers.*)

Composition en langue vivante.

Quel est, parmi les ouvrages allemands, anglais, espagnols ou italiens que vous avez lus, celui que vous préférez? Donnez-en une brève analyse et indiquez les raisons de votre préférence.

(*Rennes.*)

BIBLIOGRAPHIE

La Composition allemande au baccalauréat et dans les divers examens et concours (Materialien zu deutschen Aufsätzen), par Henry Massoul, ancien lecteur à l'Université de Gœttingue, professeur agrégé au lycée de Nantes. — 1907. Un vol. 22/14cm, de 152 pages. Prix : 2 fr. 50. (Paris, Librairie Vuibert et Nony.)

On se tromperait fort et l'on ferait grand tort à l'auteur si l'on confondait cet ouvrage avec les anciens manuels de baccalauréat. Sans doute on y trouve une foule de sujets donnés aux examens et les candidats ne s'en plaindront pas. Mais la portée du livre est plus haute; c'est un vrai livre de classe, un livre d'exercices et d'étude. Il n'offre pas seulement aux élèves des modèles variés d'un style correct, simple et clair; on y rencontre aussi des illustrations d'un cachet vraiment artistique, dont les unes se rapportent à des sujets proposés sous forme de canevas et les autres constituent des sujets de devoirs écrits ou d'exposés oraux. C'est une louable innovation qui sera très goûtée des professeurs.

On félicitera aussi l'auteur du plan logique et commode qu'il a suivi : il facilite l'étude ou la revision systématique du vocabulaire dont la connaissance est imposée par les programmes. Est-il nécessaire d'ajouter que ce travail convient aux candidats et candidates au brevet supérieur au moins autant qu'aux futurs bacheliers? et que tous ceux qui veulent apprendre à écrire en allemand feront bien de le lire ?

On cherchera vainement un ouvrage mieux fait — en ce genre — même en Allemagne. En tout cas il est parfaitement approprié aux goûts et aux besoins de notre enseignement.

E.-H. B.

Bar-le-Duc. — Imprimerie Comte-Jacquet, Facdouel, Dir.

Les Cinq Langues

N° 11. 5 Mars 1907. 7e Année.

SUPPLÉMENT

LE CARDINAL PERRAUD ET LE MOT « CHIC ».

Je n'ai jamais vu, je crois, le cardinal Perraud sourire. Les hasards du Dictionnaire faisaient souvent qu'il arrivait à la séance tandis que l'on discutait certains mots fort gaulois qui se rencontrent fréquemment dans Molière. Il y avait là, vraiment, comme une malice du sort. Le cardinal n'en était point gêné, mais il semblait ne pas même entendre. Il était non distrait, mais distant. Un jour de mi-carême (j'ai noté le trait déjà), il arrivait, traversant la cour de l'Institut, avec son chapeau empli de confetti et d'autres collés à ses épaules. Il ne voyait rien. Il songeait.

Cardinal PERRAUD.

Sa lèvre fine et comme fermée se détendit pourtant le jour où, dans la lettre *C*, nous arrivâmes au mot « chic », et M. d'Haussonville rappelle, en son discours, que ce fut le cardinal Perraud qui insista pour que le mot prît officiellement place dans le lexique avec le sens d'élégance que l'usage courant lui avait donné.

— Mais c'est de l'argot ! s'écriaient précisément quelques-uns.

— Ouvrez Littré, répondaient les autres. Vous verrez que le mot, du « style familier » en effet date de longtemps. Francisque Michel l'a rencontré dans la *Henriade travestie !*

— Il signifiait, interrompait un érudit, « un homme qui entendait la chicane », un plaideur. Chicanier, sachant le chic.

— C'est un terme d'atelier. Ce tableau a du chic.

— Littré écrit en toutes lettres : « Chic se dit d'un élégant ou d'une chose élégante et bien tournée : ce chapeau a du chic, cette toilette a du chic ».

— On peut dire aussi, et le sens en est adopté : c'est chic, cela est chic, cet homme a été chic, cela a du chic, lorsqu'il s'agit d'une action qui a de l'élégance morale, qui est ce qu'on appelle depuis quelque temps « un beau geste ».

— Le mot vient de l'allemand *schick !*
— Bien plutôt de l'espagnol *chico !*
— N'oubliez pas l'expression : fait de chic, sans modèle, comme dit Hatzfeld.
Bref, on dissertait et le chic semblait, au moins en sa signification boulevardière, devoir être abandonné aux *Dictionnaires de langue verte*, lorsque le cardinal Perraud, de sa voix calme, lente et basse, interrompit :
— Je demande la parole !
Et avec beaucoup d'humour et une bonne grâce inattendue, il défendit la cause du vocable en ballottage.
— Voici pourquoi, messieurs. Lors du centenaire de l'École normale, nos jeunes camarades eurent l'idée de composer une revue non pas de fin d'année mais de fin d'un siècle. Ils avaient fait construire un théâtre, et à un moment donné, je me trouvais, pour regagner ma place, obligé de traverser la petite scène. Lorsque les élèves assis dans la salle aperçurent sur les planches — même en passant et par aventure — leur camarade devenu cardinal, leur étonnement fut tel qu'il se changea subitement en joie. Un cardinal sur un théâtre ! Ils frappèrent des mains. Un grand cri s'éleva : « Chic ! Chic ! Chic ! » On battit un ban formidable et je descendis de la scène sous les « Chic ! Chic ! Chic ! » encore répétés en chœur. Je crois bien que le mot ayant cours à l'École normale peut avoir droit de cité à l'Académie française.
Ce petit discours eut un grand succès dans la salle des séances et le mot prit définitivement place dans le Dictionnaire. Il aura eu — et ce n'est pas la moindre de ses originalités — pour avocat le plus rigide des prélats.

Jules CLARETIE (*Le Temps*).

COURS DE VACANCES DE L'UNIVERSITÉ D'ÉDIMBOURG

Nous lisons dans le *Bulletin de l'Enseignement technique :*

Le Comité des Cours de vacances de l'Université d'Edimbourg a bien voulu, à la suite de la mission dont avait été chargé M. HERBERT, professeur à l'école des Hautes études commerciales et à l'école des Sciences politiques, décider qu'il sera accordé chaque année un certain nombre d'inscriptions gratuites à ces cours, à des professeurs français, avec droit de priorité pour ceux choisis par le Ministre du Commerce et de l'Industrie.

La gratuité s'étend à tous les cours, conférences, réunions et soirées (excursions du samedi exceptées).

Il sera fait, en outre, une série de conférences sur des sujets ayant trait à l'Enseignement technique.

Les professeurs des Ecoles relevant du Ministère du Commerce, qui désireraient bénéficier des facilités accordées par le Comité des Cours de vacances de l'Université d'Edimbourg, devront en faire la demande au Ministère du Commerce et de l'Industrie, Direction de l'Enseignement technique, 1er Bureau, *avant le 1er mai de chaque année.*

***

Nous trouvons dans la même publication d'intéressants extraits du rapport de M. Herbert, chargé de mission du Ministère du Commerce, relatifs aux Cours de vacances de l'Université d'Edimbourg.

Ils méritent d'être connus de nos lecteurs :

Ces cours, *d'enseignement supérieur*, sont spécialement consacrés à l'étude intensive des langues vivantes, et s'adressent plus particulièrement aux pro-

fesseurs et aux étudiants parlant déjà couramment la langue qu'ils étudient.

Les langues enseignées sont l'anglais, le français, l'allemand (auxquelles viennent s'ajouter quelques conférences d'italien).

L'étude de chaque langue est ainsi répartie :

1° Cours de phonétique ;

2° Cours de grammaire idiomatique ;

3° Cours de littérature ;

4° Classe pratique de 10 élèves.

Chaque cours est confié à des professeurs de Faculté, et le Comité met une véritable coquetterie à s'assurer le concours des professeurs les plus en vue dans leurs pays respectifs. A la fin de la journée, les élèves sont répartis par groupes de 10 et confiés pendant une heure à des professeurs qui ont donné des preuves de leurs aptitudes pédagogiques.

L'étude de chaque langue ne suppose pas moins de quatre et cinq heures de cours par jour. Toutes les soirées sont consacrées à des conférences avec projections sur des sujets variés, des concerts, des séances de déclamation, des réceptions, des bals. Le samedi est réservé aux excursions dans les environs pittoresques d'Edimbourg.

Pour donner une idée des sacrifices que s'impose le Comité et pour bien montrer qu'il ne s'agit point d'un passe-temps, mais d'une étude vraiment intensive des langues vivantes, il suffit de rappeler que 50 professeurs environ ont été cette année appelés à Edimbourg. Le nombre d'étudiants régulièrement inscrits a été de 275, auxquels il faut ajouter environ 200 auditeurs bénévoles. Des diplômes (123 cette année) sont décernés sans examen, sur les notes des professeurs, aux élèves les plus méritants qui ont suivi assidûment les cours du mois entier.

Ces cours sont donc extrêmement sérieux et on ne saurait trop les recommander aux nombreux élèves que nos écoles techniques envoient chaque année en Grande-Bretagne et à qui suffisent difficilement les ressources de la pension de famille traditionnelle (1).

Au point de vue de nos professeurs, ils constituent un excellent moyen de se retremper dans le milieu universitaire et de donner à leur anglais le « coup de fer » périodique et nécessaire, comme on dit là-bas.

Le séjour à Edimbourg, pendant le mois d'août, est, pour ceux qui craignent la chaleur et que la pluie n'effraie pas, le séjour idéal.

On a beaucoup médit de l'accent écossais et l'on s'imagine facilement l'Ecosse peuplée de Celtes vêtus de « Kilts » et parlant un dialecte qui n'a que de lointaines ressemblances avec l'anglais. Le vrai Celte est un mythe, l'étranger ne le voit pas, Édimbourg ne le connaît pas. Inverness, la capitale des Hautes-Terres est la ville du Royaume-Uni, disent tous les guides, où l'on parle l'anglais le plus pur. A Édimbourg on parle l'anglais du nord; l'affreux cockney de Londres y est inconnu. Le peuple parle mal, c'est convenu, mais la bonne société parle bien partout.

(1) Le prix du voyage aller et retour Paris-Edimbourg, valable 45 jours est de 90 fr. 75, viâ Dieppe et de 98 francs viâ Calais.

Le prix de la pension (dans une famille) varie de 100 à 125 francs par mois, tout compris.

INFORMATIONS

Il est d'usage, dans les grandes Universités anglaises, de monter des pièces du théâtre grec, comme on faisait dans nos vieux collèges, au temps des humanistes. Cette année, une innovation s'annonce : elle consiste en la création, à l'Université de Cambridge, d'une Société dramatique française qui commen-

cerait l'été prochain à représenter les chefs-d'œuvre de la scène française. On jouerait pour commencer les *Plaideurs* et le *Médecin malgré lui.*

*
* *

Le *Gil Blas* a ouvert dernièrement une enquête sur l'utilité des langues étrangères. Il avait posé à ses lecteurs la question suivante :

Voulez-vous énumérer, dans l'ordre de vos préférences, les langues que vous jugez les plus utiles ?

Voici comment il a été répondu à cette question :

Pour la 1re place

Anglais	117
Allemand	49
Espagnol	9
Italien	3

Pour la 2e place

Allemand	75
Espagnol	28
Italien	13
Russe	2
Portugais	1

Pour la 3e place

Espagnol	44
Italien	33
Russe	7
Hollandais	2
Portugais	1

Pour la 4e place

Italien	33
Russe	4
Hollandais	1
Portugais	1

L'ordre définitif est donc celui-ci : 1° Anglais, 2° Allemand, 3° Espagnol, 4° Italien, 5° Russe, 6° Portugais.

Dans les professions libérales et intellectuelles, la balance a été à peu près égale entre l'anglais et l'allemand. Ce sont les professions commerciales, industrielles et manuelles qui ont donné l'avantage au premier de ces idiomes.

L'autre question posée était celle-ci :

En représentant par 100 *la valeur intrinsèque d'un homme à ses débuts dans la carrière à laquelle vous appartenez, et qu'il doit parcourir, voulez-vous exprimer en « pour cent », la plus-value représentée par la connaissance d'une ou plusieurs langues étrangères ?*

La réponse à cette question devait synthétiser, pour ainsi dire, les résultats de cette enquête, et leur donner la valeur palpable d'une formule arithmétique.

Voici les moyennes obtenues dans chaque catégorie de correspondants :

	Pour cent
Hommes politiques	49 50
Avocats	100
Magistrats	17 50
Ecrivains	100
Diplomates	50
Académie des sciences	58
Académie des sciences morales	60
Académie des inscriptions	50
Académie des beaux-arts	17 50

	Pour cent
Académie de médecine	33
Instruction publique	52 50
Artistes dramatiques et lyriques	100
Armée.	100
Finances et industrie	30
Chambres syndicales et patronales	50 20
Syndicats d'ouvriers et employés	126 50

La moyenne générale donne 61,76 pour cent.

SUJETS D'EXAMENS ET CONCOURS

Certificat d'aptitude à l'enseignement secondaire des jeunes filles (1906).

(*Thème et version. — Temps accordé : 4 heures*)

Version allemande.

Ein kleiner Kahn, sein Eigentum, brachte ihn über den Fluß. Am jenseitigen Spreeufer blieb er einige Male stehen und lauschte nach dem Ort zurück. Endlich bog er in einen breiten Waldweg und befand sich nach wenigen Minuten inmitten des tiefaufrauschenden Kiefernforstes, dessen Nadelmassen einem schwarzgrünen, wellenwerfenden Meere glichen. Unhörbar wie auf Filz schritt er über die feuchte Moos-und Nadelschicht des Waldbodens. Ein bläulicher, durchsichtiger Dunst stieg aus der Erde auf und ließ die Formen der Bäume verwaschen erscheinen. Ein schwerer, milchiger Himmel hing tief herab über die Baumwipfel. Krähenschwärme badeten gleichsam im Grau der Luft, unaufhörlich ihre knarrenden Rufe ausstoßend. Schwarze Wasserlachen füllten die Vertiefungen des Weges und spiegelten die trübe Natur noch trüber wieder.

Gerhart Hauptmann.

Thème allemand.

Je m'avançais vers Athènes avec une espèce de plaisir qui m'ôtait le pouvoir de la réflexion; non que j'éprouvasse quelque chose de semblable à ce que j'avais senti à la vue de Lacédémone. Sparte et Athènes ont conservé jusque dans leurs ruines leurs différents caractères : celles de la première sont tristes, graves et solitaires; celles de la seconde sont riantes, légères, habitées. A l'aspect de la patrie de Lycurgue, toutes les pensées deviennent sérieuses, mâles et profondes; l'âme fortifiée semble s'élever et s'agrandir. Devant la ville de Solon, on est comme enchanté par les prestiges du génie; on a l'idée de la perfection de l'homme considéré comme un être intelligent et immortel.

Chateaubriand.

Version anglaise.

The air grew warmer, and it began to snow. At first, it was a fine sprinkle that made a snow-mist, and adhered wherever it fell. The traffic became speedily less, and things looked big in the thick air. The boy was wandering aimlessly through the streets, waiting for nine o'clock. When he thought the hour was near, he realised he had lost his way. He screwed up his eyes to see if he knew the houses and shops and signs, but everything seemed strange. The snow snowed on, and now it fell in large, corkscrew flakes. The boy brushed them from his face, but a the next moment they blinded him again. The few persons still in the streets loomed up on him out of the darkness, and passed in a moment like gigantic shadows. He tried to ask his way, but nobody would stand long enough to listen. One man who was putting up his shutters shouted some answer that was lost in the drum-like rumble of all voices in the falling snow.

Hall Caine, *The Eternal City*.

Thème anglais.

LES CHATS.

J'habite une maison de chats.

Les chats, chez moi, miaulent tout le

jour. Il y en a de toute couleur : des noirs à prunelle verte, des blancs aux yeux bleus, des gris à poil ras de souris, des roux sauvages, des cendrés ou des rayés, et certains couverts de taches, comme des monstres. Tout le jour, ils dégringolent les escaliers, courent sur le balcon, sautent par les fenêtres, galopent sur les toits. La nuit on entend leurs chutes sourdes, leurs glapissements aigres, et leurs hurlements d'enfants égorgés par des sorcières. Des portées de petits chats rampent au soleil. Des chattes se font belles à coup de langue. D'autres font le gros dos, ploient jusqu'à terre leurs souples échines, se soufflent au nez avec fureur et se griffent à toute volée. Ils s'envolent, culbutent, se précipitent, d'une vie de clowns et de gymnasiarques.

Paul MARGUERITTE.

Agrégation d'Allemand[1] (1906.)

Thème.

HENRI HEINE.

La dernière fois que je vis Henri Heine c'était quelques semaines avant sa mort; je devais écrire une courte notice pour la réimpression de ses œuvres : il gisait sur le lit où le retenait cette indisposition, légère au dire des médecins, mais qui ne lui avait pas permis de se lever depuis huit ans; on était toujours sûr de le trouver, comme il le faisait remarquer lui même, et cependant, peu à peu, la solitude s'agrandissait autour de lui ; aussi disait-il à Berlioz qui était allé lui rendre visite : « Vous venez me voir, vous! toujours original ! » Ce n'était pas qu'on l'aimât et qu'on l'admirât moins, mais la vie emporte malgré eux les cœurs les plus fidèles ; il n'y a que la mère ou l'épouse qui puissent ne pas abandonner une si persistante agonie. Les yeux humains ne sauraient, sans se détourner, contempler trop longtemps le spectacle de la douleur. Les déesses même s'en lassent, et les trois mille Océanides qui vinrent consoler Prométhée sur sa croix du Caucase s'en retournèrent le soir.

Lorsque ma vue se fut accoutumée à la pénombre qui l'entourait, car un jour très vif eût blessé son regard presque éteint, je distinguai un fauteuil près de sa couche de grabataire et j'y pris place. Le poète me tendit avec effort une petite main douce, fluette, male et blanche comme une hostie, une main de malade soustraite à l'influence du grand air, et qui n'a rien touché, pas même la plume depuis des années ; jamais les plus durs osselets de la mort ne furent gantés d'une peau plus suave, plus onctueuse, plus satinée, plus polie. La fièvre, à défaut de la vie, y mettait quelque chaleur, et cependant à son contact j'éprouvai un léger frisson comme si j'avais touché la main d'un être n'appartenant plus à la terre. De l'autre main, pour me voir, il avait soulevé la paupière paralysée de l'œil qui, chez lui, conservait une perception confuse des objets et lui laissait encore deviner un rayon de soleil comme à travers une gaze noire...

Il resta huit ans cloué sur la croix de la paralysie par les clous de la souffrance. Pendant cette longue agonie il offrit le phénomène de l'âme vivant sans corps, de l'esprit se passant de la matière ; la maladie l'avait atténué, émacié, disséqué comme à plaisir et dans la statue du dieu grec taillait avec la patience minutieuse d'un artiste du Moyen âge un Christ décharné jusqu'au squelette, où les nerfs, les tendons, les veines apparaissaient en saillie.

Ainsi dépouillé, il était beau encore ; et lorsqu'il relevait sa paupière appesantie, une étincelle jaillissait de sa prunelle presque aveugle ; le génie ressuscitait cette face morte ; Lazare sortait de son caveau pendant quelques minutes : ce spectre, qui semblait dans ses linceuls une effigie funèbre couchée sur un monument, trouvait une voix pour causer, pour rire, pour lancer de spirituelles ironies, pour dicter des pages charmantes, pour donner l'essor à des strophes ailées, et, aux jours où la pierre

---

1. Il est accordé 4 heures pour le thème et la version et 7 heures pour les autres compositions. Les candidats ne peuvent faire usage de dictionnaires ni de lexiques.

de sa tombe lui meurtrissait plus durement les reins, pour gémir des lamentations aussi tristes que celles de Job sur son fumier. Ses amis devraient se réjouir de ce que cette atroce torture soit terminée enfin, et que le bourreau invisible ait donné le coup de grâce au pauvre supplicié ; mais penser que de ce cerveau lumineux, pétri de rayons et d'idées, d'où les images sortaient en bourdonnant comme des abeilles d'or, il ne reste plus aujourd'hui qu'un peu de pulpe grisâtre, est une douleur qu'on n'accepte pas sans révolte.

Théophile Gautier.

Version.

HEBBEL.

Eine ganz eigene Stelle, halb in der Zeit halb außer ihr, wählte sich der Ditmarsche Friedrich Hebbel, ein ernster, gedankenschwerer, grüblerischer Nordländer, der in rauher Lebensschule eine düstere, fast hoffnungslose Ansicht von der Menschheit, von den Widersprüchen der modernen Gesellschaft, von der Geschichte Deutschlands gewonnen hatte. Er setzte sich die höchsten Ziele, suchte stets große sittliche Probleme dramatisch zu gestalten und entsprach dem realistischen Zuge des Zeitalters durch die unerbittlich strenge, folgerechte, alle Phrase verschmähende Durchbildung seiner Charaktere. Aber sein Schaffen war zu bewußt, seine Gestalten selbst wußten sich zu viel mit ihrer Eigenart, jedes ihrer Worte klang so scharf berechnet, daß ihnen die naive Freiheit, der Reiz des Unmittelbaren verloren ging ; und obwohl die gedrungene Komposition, die mächtig aufsteigende Handlung, der erschütternde Schluß einen starken theatralischen Erfolg zu erzwingen schienen, so fehlte ihm doch der Sinn für das Gemeinverständliche, der alle Bühnenwirkung bedingt ; die krankhaften, verschlungenen, bis zur Ungeheuerlichkeit seltsamen Seelenkämpfe, die er darzustellen liebte, konnten schlichte Hörer nur befremden. Verwirrend und berauschend wirkte sein erstes Drama Judith. Hebbel fühlte scharf heraus, daß diese von dem naiven Gattungsgefühle des Altertums schlechthin bewunderte epische Heldin uns Modernen als eine tragische Gestalt erscheinen muß, weil unser freies christliches Gewissen die blinde Hingebung des Einzelnen an das Volksganze nicht mehr für eine unbedingte Pflicht ansieht, und erregte nun in der Seele des gräßlichen Weibes einen Sturm widersprechender Empfindungen, aus denen die nervöse Sinnlichkeit des Zeitalters zuletzt so übermächtig hervortrat, daß ein reines tragisches Mitleid nicht mehr aufkam.

Sein wirksamstes Drama war Maria Magdalena, ein bürgerliches Trauerspiel, das durch die Wucht der Leidenschaft, die gewaltsame Spannung, lebhaft an Kabale und Liebe erinnerte. Hier wagte Hebbel aus der Not eine Tugend zu machen ; er wagte « die schreckliche Gebundenheit in der Einseitigkeit » — jene Klippe, woran so viele bürgerliche Dramen und Dorfgeschichten scheiterten — selber zum Mittelpunkte des tragischen Kampfes zu erheben. An der Grausamkeit der kleinbürgerlichen Ehrbegriffe ließ er seine Heldin untergehen, und in dem harten, borstigen Meister Anton schuf er eine Gestalt, die sich dem alten Miller vergleichen durfte. Aber auch hier blieb zuletzt kein reiner Eindruck zurück, weil die Schuld der Heldin so unnatürlich, so seltsam erklügelt war. Nachher zog sich Hebbel verstimmt von der Bühne zurück, in eine bewußte und gewollte Vereinsamung, die dem Dramatiker stets verderblich wird. Umgeben von einer kleinen Schar fanatischer Verehrer, die seinen Hochmut bis zum Übermaße steigerten, brütete er lange über einer neuen, unmöglichen Kunstform, der Tragikomödie. Erst nach vielen Jahren qualvollen Ringens fand er den Glauben an einfachere Ideale wieder und die Kraft zu dauernden Werken — ein großangelegter, tiefsinniger Dichtergeist, ein echter Sohn dieser Hohes suchenden, wenig vollendenden Tage.

H.-v. Treitschke, *Deutsche Geschichte*, V, 392.

Dissertation française.

Expliquer et apprécier ce jugement d'Auguste Guillaume Schlegel :

« Wie Goethe als er zuerst auftrat, und seine Zeitgenossen, Klinger, Lenz, ihre ganze Zuversicht auf die Darstellung der *Leidenschaften* setzten und zwar mehr ihres äußeren Ungestüms

als ihrer inneren Tiefe, so, meine ich, *haben die Dichter der letzten Epoche die Phantasie und zwar die bloß spielende, müßige, träumerische Phantasie, allzusehr zum herrschenden Bestandteil ihrer Dichtung gemacht.* »

Wilhelm Schlegel an Fouqué,
Werke, VIII, 143.

Dissertation allemande.

« Ich halte für Pflicht eines Poeten, nicht nur das Vergangene zu verklären, sondern das Gegenwärtige und die Keime der Zukunft so weit zu verstärken und zu verschönern, daß die Leute noch glauben können : ja, so seien sie und so gehe es zu. Tut man dies mit einiger wohlwollenden Ironie, die dem Zeuge das falsche Pathos nimmt, so glaube ich, daß das Volk das, was es sich gutmütig einbildet zu sein und der innerlichsten Anlage nach auch schon ist, zuletzt in der Tat und auch äußerlich wird. Kurz, man muß dem allzeit tüchtigen Nationalgrundstock stets etwas Besseres zeigen, als er schon ist ; dafür kann man ihn auch um so herber tadeln, wo er es verdient. »

Gottfried Keller an Auerbach,
25. Juni 1860.

Es soll untersucht verden, inwiefern Keller den Anforderungen, die er an den Dichter stellt, in seinen Romanen und Novellen gerecht geworden ist.

BIBLIOGRAPHIE

Deutsche Balladenbibel für die höheren Schulklassen Frankreichs und die mittleren Deutschlands Kritisch-objektive Auswahl nach der Methode Herrn Professors Ernest Lichtenberger, herausgegeben von R. Bastian, Gymnasiallehrer (Collège Ste Barbe) en vente chez l'auteur 1 rue Cassini, Paris XIVe, 1 vol. de 283 pages in-16. Prix 3 marks (3 fr. 75).

Dans une préface en allemand l'auteur, après avoir résumé la doctrine de M. Ernest Lichtenberger sur la critique impersonnelle ou objective*, nous apprend que dans son recueil il a voulu appliquer les théories du maître : les ballades qu'il publie sont celles qui ont réuni le plus grand nombre de suffrages auprès des critiques allemands. Son choix n'a donc pas été déterminé par des considérations personnelles ; il lui a été en quelque sorte imposé par le consentement, par l'admiration universels. Les anciens élèves de l'éminent professeur de la Sorbonne s'associeront de tout cœur à l'hommage rendu par M. Bastian à un maître respecté entre tous. Et l'on approuvera généralement l'initiative de l'éditeur de la *Balladenbibel*. Rien ne semble plus juste, plus prudent aussi que de s'en rapporter pour l'appréciation des œuvres d'une littérature étrangère au jugement des principaux écrivains et critiques de cette littérature. Ici le résultat était facile à prévoir : les ballades publiées par M. Bastian se trouvent, à de rares exceptions près dans toutes les anthologies et chrestomathies d'outre-Rhin. Lorsque l'auteur n'a pu, faute de documents, s'appuyer sur le suffrage universel, et c'est le cas pour les contemporains, il a été bien inspiré.

On peut en dire autant de ses notes et notices biographiques qui, dans leur sécheresse voulue, laissent au professeur la liberté et le choix de ses commentaires. L'ouvrage est élégamment édité, orné de gravures, d'un format commode.

Pour qui voudra, en quelques heures, se familiariser avec les chefs-d'œuvre de la ballade allemande, il n'existe pas, à ma connaissance, de livre plus approprié. S'il était permis d'exprimer un regret — ou pour mieux dire un vœu, car M. Bastian nous promet un nouveau recueil plus complet — on aurait désiré, on souhaiterait de voir une autre application de la méthode objective, et une application plus éloquente, plus vivante aussi et plus intéressante. Ce serait la confrontation des jugements esthétiques et pédagogiques qui ont été portés sur quelques-unes des ballades les plus célèbres. C'est là que l'utilité, voire même la nécessité d'une méthode impersonnelle se manifesterait avec le plus d'évidence. C'est là aussi qu'on verrait combien le maniement de cette méthode est chose délicate, quelle finesse de doigté, quelle sûreté de jugement, quelle érudition elle suppose et pour tout dire, combien cette méthode impersonnelle exige de qualités personnelles et originales. E.-H. B.

* Voir le *Supplément* du 20 février 1905.

Bar-le-Duc. — Imprimerie Comte-Jacquet, Facdouel, Dir.

Les Cinq Langues

N° 12. 20 Mars 1907. 7e Année.

SUPPLÉMENT

UN LIVRE DE CARMEN SYLVA

Le deuxième tome de l'ouvrage de Carmen Sylva intitulé *Geflüsterte Worte* (A voix basse) a paru dernièrement (Regensburg W. Wunderlings Hofbuchhandlung).

Carmen Sylva.
(Reine de Roumanie.)

Nous le signalons à nos lecteurs et à nos lectrices. Tous ceux qui ont goûté le premier volume ne manqueront pas de s'intéresser au second, car les éloges qu'un journal de Vienne a prodigués au premier sont également vrais de l'autre. « Dans aucune autre de ses œuvres, dit-il, l'âme de Carmen Sylva ne s'est reflétée comme dans celle-là ; elle est pleine de bonté, de douceur, d'abnégation ; c'est un évangile moderne pour les femmes. »

Toutes celles qui ont cherché dans le premier volume des consolations, un soutien, un appui, une force, auront recours au second. Que celles qui se croient malheureuses ou incomprises s'empressent de le lire.

La reine leur enseignera l'art délicieux et essentiellement féminin de répandre de la joie autour d'elles et d'arriver à être heureuses du bonheur des autres si elles ont perdu pour elles-mêmes l'espoir du bonheur. C'est le livre d'une femme qui a beaucoup souffert, beaucoup aimé et beaucoup pensé.

Ce qu'elle dit n'est pas nouveau, mais exprimé d'une façon délicate, fine et pénétrante, si bien que ce livre s'impose et qu'on y revient.

Nous citons à nos lecteurs quelques réflexions de la reine de Roumanie sur ces mots « *offen und ehrlich* » (franc et loyal). Elles les intéresseront peut-être et les engageront à faire plus ample connaissance avec l'auteur et l'ouvrage

As-tu déjà songé, chère amie, à la signification de ces mots « être franc et loyal » et n'as-tu pas senti qu'ils renfermaient tout un monde d'amertume, d'injustice et de peines ? On est souvent très fier d'avoir jeté son opinion aux gens en pleine figure et on ne pense pas du tout que cette opinion n'est pas le moins du monde la vérité ; c'est la vérité déformée et obscurcie.

Dire la vérité ! Ah, grand Dieu ! Quelle créature humaine serait en état de dire la vérité ! Et cette façon de dire la vérité n'est souvent qu'un accès de mauvaise humeur et d'irritation ! Qui de nous a jamais contempté le visage éblouissant de la vérité ? Sois d'abord franc et loyal envers toi-même, c'est déjà bien difficile ; vis-à-vis d'autrui, c'est une autre affaire, car ce que tu crois faux est juste pour les autres; leur atavisme n'est pas le tien ; leur éducation a été différente de la tienne ; continuellement ils ont été en contact avec d'autres idées, d'autres pensées que les tiennes — et tu veux leur imposer les tiennes !

L'homme n'est pas là pour redresser ses semblables, à moins qu'ils ne l'appellent à leur secours, qu'ils ne se tournent vers lui pour implorer ses conseils. Et encore faut-il, en ce cas, agir avec la plus grande prudence, car un conseil mal suivi peut amener souvent un grand malheur....

Que de cruauté sous couleur de franchise, d'opinion loyalement exprimée !

La conscience chuchote, et tu cries ! Tu heurtes la blessure d'une main rude et tu ne sais pas à quel point tu fais mal ! Etre loyal et franc, comme cela peut être dur, comme cela peut être d'une froideur glaciale ! Que de fois j'aurais voulu clore la bouche loyale qui, dans un moment de folle irréflexion, faisait souffrir un cœur blessé !

Que de fois j'aurais voulu dire : « Mais contemplez donc votre œuvre ! » Et que de fautes ont été commises par de soi-disant bonnes amies qui se hâtent de raconter ce qu'on leur a dit ! Pourquoi donc répéter des choses qu'on sait être fausses ? Il est si facile de se taire, pourquoi parler ? Ne rien dire est si sage, pourquoi laisser échapper des paroles inutiles ?

Non, sur la terre, on fait au moins autant de mal avec cette franchise qu'avec l'hypocrisie. Et si l'on enlève à une certaine loyauté le vêtement dont elle est couverte, elle prend un aspect étrange. Elle vous apparaît égoïste et anguleuse, fausse et revêche, cruelle comme un bourreau et elle cause tant de ravages qu'elle ne peut plus réparer, peut-être, le mal qu'elle a fait. Plus d'une situation serait restée supportable si la malheureuse franchise ne s'en était mêlée et n'avait arraché d'une main brutale le tissu protecteur si léger qui seul rendait les relations possibles. Les choses humaines sont trop obscures, trop embrouillées pour que tu puisses les démêler, même quand il s'agit de ton meilleur ami. Et l'amitié devient fréquemment importune parce que les amis se croient autorisés à un franc-parler qui peut être très pénible....

Il en est de même des relations entre parents parce qu'on s'imagine avoir le droit de se jeter réciproquement des vérités à la tête.

Et c'est pourquoi aussi les frères et sœurs sont souvent désagréables les uns pour les autres. On veut être « franc et loyal » et on ne remarque pas qu'on porte atteinte à la liberté d'autrui, qu'on n'a aucun souci de la différence des caractères, qu'on ne respecte pas la personnalité d'un être qui, par hasard, est venu au monde et a grandi dans la même maison que vous. On voit dans les familles des choses extraordinaires ! Très souvent, les frères et sœurs n'ont pas une idée commune; dès qu'ils cessent de parler de leurs souvenirs d'enfance, la conversation s'arrête ; ils n'ont entre eux aucun autre point de contact.

Une mère, elle-même, quand ses enfants l'ont quittée et vivent de leur vie propre, doit agir avec beaucoup de tact et de prudence, et ne pas oublier que ses enfants sont maintenant responsables et ne peuvent plus revenir chercher protection sous ses ailes, même s'ils en avaient envie. Et ce désir serait d'ailleurs beaucoup plus fait de souvenirs que de réalité.

La vie est tellement inexorable, tellement compliquée que chacun a beaucoup de mal à s'y débrouiller. On est encore bien moins habile quand il s'agit des autres, même de quelqu'un qu'on aime tendrement.

Que ton cœur soit ouvert, que ton esprit soit loyal envers toi-même, mais n'importune pas les autres.

Tu ne peux pas les modifier ni les rendre meilleurs par une seule parole souvent fausse, froide ou irritée.

Au lieu de « franc et loyal » que de fois pourrait-on écrire « grossier et impatient ».

E.-H. B.

SUR UNE EXPÉRIENCE DE « MÉTHODE DIRECTE » EN 1850-51

Dans les fort intéressants *Mémoires* de Carl Schurz, l'ex-libérateur de Gottfried Kinkel à Spandau, dont le premier tome a paru l'an dernier en allemand chez l'éditeur Reimer à Berlin — l'édition anglaise en volume avait été précédée d'une publication partielle dans le populaire magazine de Mc. Clure [1] — se trouve un passage, qui mérite d'être relevé ici, sur la façon dont Schurz s'y prit pour apprendre notre langue en 1850-51, date à laquelle celui-ci, âgé de 21 ans, séjourna à Paris, doublement proscrit de son pays : et pour avoir joué un rôle actif lors du soulèvement palatino-badois de 1849, et pour avoir réalisé le grand œuvre de l'évasion de Kinkel.

Au ch. XI [2], on lit donc le passage suivant : « Je sentis le besoin de me perfectionner dans la langue française et d'apprendre à la parler et à l'écrire avec la finesse qui en constitue le charme caractéristique. Un de mes amis me recommanda une maîtresse qui portait le nom pompeux de Mme la Princesse de Beaufort. On disait qu'elle appartenait à une vieille famille noble et avait été, par suite de la Révolution, si appauvrie, qu'elle se voyait contrainte à gagner son pain en qualité de professeur de langue. En était-il ainsi en réalité, je ne le sais, mais quand j'allai la voir, je la trouvai dans un très modeste logement d'hôtel garni. C'était une dame d'âge, aux traits agréables, aux manières tranquilles et distinguées, ce qui induisait aisément à croire qu'elle avait fréquenté des milieux polis. Elle m'accepta comme élève et se déclara prête à me donner deux leçons hebdomadaires, à raison d'un franc chacune.

« Nous commençâmes le lendemain. Mon professeur me permit de choisir moi-même la méthode à suivre. Je lui proposai, au lieu du système coutumier, consistant à expliquer une à une les règles de la grammaire, de lui écrire de petites lettres ou de rédiger de petites narrations sur des matières m'intéressant, ou bien dont elle me déterminerait elle-même le thème. Elle s'obligeait en retour à corriger mes erreurs et à substituer à mes expressions non françaises les tournures idiomatiques. Nous devions, ce faisant, avoir à portée de la main une grammaire, pour qu'elle m'y indiquât les règles que je pouvais avoir violées.

« Cette méthode eut les meilleurs résultats. Mes lettres ou narrations traitaient d'incidents personnels, ou de visites de musées, galeries de peinture, ou encore de livres que j'avais lus, à moins que ce ne fût d'événements du jour, ou même de circonstances politiques m'intéressant. Comme je ne me bornais pas à aligner grammaticalement des vocables, à la façon usuelle des élèves de lycées qui construisent un discours latin, mais exposais en toute liberté mes observations, expériences et opinions et, par suite, m'efforçais de conférer à ces exercices de style l'apparence la plus attrayante possible, mon professeur ne se contentait pas de corriger mes fautes de langue, mais entamait avec moi un dialogue animé, et m'engageait ainsi à continuer mes développements sur le sujet de mon devoir.

« Ces dialogues, où elle révélait, à côté d'une connaissance radicale de son idiome, un esprit délicat, devinrent pour elle comme pour moi si pleins de charmes, que souvent nous dépassions les limites de l'heure et que, lorsque je me levais pour prendre congé, elle me priait de rester afin de poursuivre encore le débat commencé. Comme, d'autre part, je lisais beaucoup, sans me laisser jamais aller à passer outre à l'égard de mots ou de tournures incompris,

1. *Mc. Clure's Magazine* (*New-York and London*), novembre 1905 — juillet 1906 : *Reminiscences of a long life, by Carl Schurz*. La *second series*, où commence la vie de Schurz en Amérique, est en publication depuis le n° de novembre 1906 du même *magazine*. — 2. p. 358 *seq*. de l'éd. Reimer : *Lebenserinnerungen von* Carl Schurz. *Bis zum Jahre* 1852 (Berlin, 1906, in-8 de 416 pp.).

mes progrès étaient fort encourageants, et, au bout de quelques semaines, il n'était point rare que mon professeur me rendît mon devoir en m'assurant qu'elle n'y avait rien trouvé à corriger.

« Ce mode d'apprendre une langue étrangère m'apparut aussi agréable qu'efficace. On peut commencer la tentative de s'exprimer librement et, de la sorte, de manier individuellement l'idiome dès qu'on est en possession d'un fort minime bagage verbal. Des lectures consciencieuses et des conversations méthodiques ne tarderont pas à enrichir le vocabulaire et à développer la facilité de l'expression. Mais je ne saurais trop insister sur ce point : la manifestation *écrite* de nos propres pensées constitue l'acte le plus efficace et le plus important du processus d'aquisition d'une langue étrangère. Dans la conversation courante, nous sommes enclins à glisser sur les difficultés à l'aide de phrases générales ou imprécises, qui, dans le travail écrit, nécessitent correction. Or cette correction se grave dans la mémoire, ne fût-ce que parce que le vocable nous impose sa forme matérielle, nous regarde, pour ainsi dire, face à face. En vérité, une telle méthode suppose un maître qui ne soit point seulement apte à entonner des formules grammaticales, mais à transformer l'étude de la langue en un exercice intellectuel intéressant...»

Carl Schurz nous fournit, par les lignes qui précèdent, un document auquel nul ne songera, j'imagine, à dénier une valeur d'expérimentation non tendancieuse. Mais sa méthode, telle qu'il vient de l'exposer, a besoin d'être complétée par les détails que, dans la seconde série de ses *Mémoires*, le défunt homme d'Etat américain nous fournit sur la manière dont il s'y prit pour apprendre l'anglais *sans maître*. Ce sera le sujet d'un second article.

Camille Pitollet.

INFORMATIONS

On a représenté au Lessing-Theater de Berlin une comédie de Gerhart Hauptmann, «Die Jungfern von Bischofsberg», qui n'a obtenu qu'un très médiocre succès. L'une des actrices ayant prononcé ces mots : *Endlos lang!* (Ennuyeux à mourir!) toute la salle éclata en applaudissements ironiques ?

* * *

Le poète dramatique allemand Ludwig Fulda, l'auteur d'une excellente traduction de Molière, vient d'être nommé chevalier de la Légion d'honneur.

* * *

Wilhem Jensen, un des doyens de la littérature allemande, a célébré le 15 février le 70e anniversaire de sa naissance. Né en 1837 à Heiligenhafen dans le Holstein, Jensen n'a pas écrit moins de 160 volumes. Il s'est exercé dans tous les genres, poésie épique, lyrique et dramatique, roman et nouvelle.

Ses romans les plus célèbres sont : *Nirvana* [4 vol. 1877], *Lur und Lee*, *Drei Sonnen* (1873), *der Schleier der Maja*, *Unter der Tarnkappe*, *Vor drei Menschenaltern;* ses meilleures nouvelles : *Die braune Erika* (1868), *St. Elmsfeuer*, *Die Sehnsucht.*

On trouvera ses plus belles poésies lyriques dans le recueil intitulé *Vom Morgen zum Abend*, dont une nouvelle édition précédée d'une biographie du poète, par G. A. Erdmann, a paru le 15 février.

Les drames de W. Jensen : *Dido* (tragédie 1870), *Juana von Castilien* (1872), *Der Kampf ums Reich,* n'ont jamais affronté la scène et ne sont plus guère lus.

* * *

Le Recteur de l'Université de Montpellier est autorisé, par un décret en date du 20 janvier, à accepter la donation faite par Mme Melon, veuve Tempié, sous la dénomination de *Fondation Léon Tempié*, d'un capital de 32 000 fr. dont les arrérages devront être affectés à la continuation des cours de français pour les étudiants étrangers de l'Université de Montpellier.

SUJETS D'EXAMENS ET CONCOURS

Certificat d'aptitude à l'enseignement des langues vivantes dans les écoles normales (1906) [1].

(Aspirants et Aspirantes.)

Thème commun aux langues anglaise, allemande, espagnole et italienne.

Mme Lefèvre et sa servante Rose habitaient une petite maison à volets verts, le long d'une route, en Normandie, au centre du pays de Caux.

Comme elles possédaient, devant l'habitation, un étroit jardin, elles cultivaient quelques légumes.

Or, une nuit on leur vola une douzaine d'oignons.

Dès que Rose s'aperçut du larcin, elle courut prévenir Madame, qui descendit en jupe de laine. Ce fut une désolation et une terreur. On avait volé, volé Mme Lefèvre ! Donc, on volait dans le pays, puis on pouvait revenir.

Et les deux femmes effarées contemplaient les traces de pas, bavardaient, supposaient des choses : « Tenez, ils ont passé par là. Ils ont mis leurs pieds sur le mur ; ils ont sauté dans la platebande. »

Et elles s'épouvantaient pour l'avenir. Comment dormir tranquilles maintenant!

Le bruit du vol se répandit. Les voisins arrivèrent, constatèrent, discutèrent à leur tour ; et les deux femmes expliquaient à chaque nouveau venu leurs observations et leurs idées.

Un fermier d'à côté leur offrit ce conseil : « Vous devriez avoir un chien. »

C'était vrai, cela : elles devraient avoir un chien, quand ce ne serait que pour donner l'éveil. Pas un gros chien, Seigneur ! Que feraient-elles d'un gros chien ? Il les ruinerait en nourriture...

Guy de Maupassant, *Pierrot*
(Contes de la Bécasse).

Version allemande.

Auf dem Vesuv.

Wir fuhren auf zwei Kaleschen, weil wir uns als Selbstführer durch das Gewühl der Stadt nicht durchzuwinden getrauten. Der Fahrende schreit unaufhörlich: Platz, Platz! damit Esel, Holz oder Kehricht Tragende, entgegenrollende Kaleschen, lastschleppende oder freiwandelnde Menschen, Kinder und Greise sich vorsehen, ausweichen, ungehindert aber der scharfe Trab fortgesetzt werde.

So erlangten wir die Fläche, über welcher sich der Kegelberg erhebt... Ein Blick westwärts über die Gegend nahm, wie ein heilsames Bad, alle Schmerzen der Anstrengung und alle Müdigkeit hinweg, und wir umkreisten nunmehr den immer qualmenden, Stein und Asche auswerfenden Kegelberg. So lange der Raum gestattete, in gehöriger Entfernung zu bleiben, war es ein großes, geisterhebendes Schauspiel. Erst ein gewaltsamer Donner, der aus dem tiefsten Schlunde hervortönte, sodann Steine, größere und kleinere, zu Tausenden in die Luft geschleudert, von Aschenwolken eingehüllt. Der größte Teil fiel in den Schlund zurück. Die andern nach der Seite zu getriebenen Brocken, auf die Außenseite des Kegels niederfallend, machten ein wunderbares Geräusch: erst plumpten die schwereren und hupften mit dumpfem Getön an die Kegelseite hinab, die geringeren klapperten hinterdrein, und zuletzt rieselte die Asche nieder. Dieses

1. Temps accordé : 4 heures pour le thème et la version réunis, 3 heures pour la composition en langue étrangère, 3 heures pour la rédaction en français.

geschah in regelmäßigen Pausen, die wir durch ein ruhiges Zählen sehr wohl abmessen konnten.

Italienische Reise. — Goethe.

Version anglaise.

ASCENT OF MOUNT VESUVIUS.

There were, at this time, five distinct torrents of lava rolling down like streams of molten lead ; one of which extended above two miles below us and was flowing towards Portici. The showers of red-hot stones flew up like thousands of sky rockets : many of them being shot up perpendicularly, fell back into the crater, others falling on the outside, bounded down the side of the mountain with a velocity which would have distanced a horse at full speed : these stones were of every size, from two to ten or twelve feet in diameter.

My ears were by this time wearied and stunned by the unceasing roaring and hissing of the flames, while my eyes were dazzled by the glare of the red, fierce light : now and then I turned them for relief to other features of the picture, to the black shadowy masses of the landscape stretched beneath us, and speckled with shining lights, which showed how many were up and watching that night; and often to the calm vaulted sky above our heads, where thousands of stars looked down upon this frightful turmoil, in all their bright and placid loveliness.

The remainder of our party not yet appearing, we sent back for our asses and guides, and determined to proceed. The difficulty of our road now increased, « if *road* that might be called, which road was none », but black loose ashes, and masses of scoria and lava heaped in ridges, or broken into hollows in a manner not to be described.

Mrs. JAMESON (1797-1860)

Version espagnole.

DOÑA ELVIRA.

Tomad asiento, y hablad,
al asunto, y en compendio.

DOÑA FAUSTO.

Pues decidme : ¿ estáis en algo
quejosa de mis obsequios ?

DOÑA ELVIRA.

No lo sé.

DOÑA FAUSTO.

Yo sé que no
lo podéis estar, sabiendo
que ninguno contará
diez años como yo cuento
de perenne cortejante,
obstinado á los piés vuestros,
tanto, que en Madrid soy el
decano de los cortejos.
Yo, por vos, he tolerado
que me desuelle el barbero
todos los días : por vos
he desmentido mi sexo,
ya al tocador, porque fuera
mi peinado el más perfecto ;
ya bordando en cañamazo
á vuestro lado, ó ya haciendo
bufandas : por vos con todos
mis parientes indispuesto
vivo : por vos renuncié
los más brillantes ascensos
que fuera de aquí me daba
la carrera que profeso :
por vos jamás voy á misa,
sino el día de precepto :
por vos soy un animal,
pues ni me aplico ni leo,
y sólo sé hablar de modas
ó murmurar : ¡ que son cierto
en un hombre conocido
muy apreciables talentos !
Por vos han estado ya
para quitarme el empleo :
por vos estoy empeñado
hasta los ojos : y creo,
señora, que por vos, sólo
falta que me caiga muerto.

DOÑA ELVIRA

Aunque esa fineza hicierais,
no seríais el primero,
y ésa tal cual lo sería ;
pero los demás estremos
no son más que regulares
en cualquiera caballero,
que se atreve á tomar, como
ha de tomar, el empeño
con una dama.

RAMÓN DE LA CRUZ, *La oposición á cortejo.*

Version italienne.

IL POETA.

Il poeta, o vulgo sciocco,
Un pitocco
Non è già che all' altrui mensa
Via con lazzi turpi e matti
Porta i piatti
Ed il pan ruba in dispensa.
E nemmeno è un perdigiorno
Che va intorno
Dando il capo ne' cantoni,
E col naso sempre all'aria
Gli occhi svaria
Dietro gli angeli e i rondoni.
E nemmeno è un giardiniero
Che il sentiero
Della vita col letame
Utilizza, e cavoltiori
Pe' signori

E viole ha per le dame.
Il poeta è un grande artiere,
Che al mestiere
Fece i muscoli d'acciajo :
Capo ha fier, collo robusto,
Nudo il busto,
Duro il braccio, e l'occhio gajo.
Non appena l'augel pia
E giulìa
Ride l'alba alla collina,
Ei col mantice ridesta
Fiamma e festa
E lavor nella fucina ;
E la fiamma guizza e brilla
E sfavilla
E rosseggia balda, audace,
E poi sibila e poi rugge
E poi fugge
Scoppiettando dalle brace.
Che sia ciò, non lo so io ;
Lo sa Dio
Che sorride al grande artiero.

Giosuè Carducci.

Composition en langue étrangère.

Deux enfants, le frère et la sœur, sont assis au bord de la mer. Le frère voudrait se faire marin ; il dit son enthousiasme, ses espérances. Sa sœur voudrait le retenir : elle craint les dangers de la mer...

Description de la scène, dialogue, conclusion.

Rédaction en français

SUR UNE QUESTION D'ÉDUCATION OU D'ENSEIGNEMENT.

Comment le professeur peut-il concilier les nécessités de l'enseignement collectif avec les besoins spéciaux des élèves faibles ?

Bourses de séjour à l'étranger (1906).

(Élèves des écoles primaires supérieures [1].)

Composition française.

Faites le portrait de deux de vos amis sous des noms imaginaires. Racontez brièvement ce que vous savez de leur vie, et dites pourquoi vous recherchez leur société.

Composition en langue allemande.

1. Wann haben Sie Ihre letzte deutsche Unterrichtsstunde gehabt ? (Geben Sie das genaue Datum, den Wochentag und die Tageszeit an.) — Welche Übung gefiel Ihnen in dieser Stunde am besten ? warum ?

2. Sie wollen einen Brief mit der Post schicken. Wie machen Sie es ?

3. Haben Sie während der letzten Osterferien eine Reise oder einen Ausflug gemacht ? Wenn ja, wohin und wozu ? — Wenn nicht, wie haben Sie diese Ferien verlebt ?

4. In welcher Jahreszeit scheint Ihnen das Bauernleben am angenehmsten ? Warum ?

Composition en langue anglaise.

1. When did you have your last English class ? (Day of the week and month, time of day.) — What part of it did you enjoy most ? Say why.

2. You want to send a letter by post. What will you do ?

3. Did you go on any journey or trip during your last Easter holidays ? If so, to what place and what for ? If not, how did you spend your time ?

4. In what season does a farmer's life seem to you most pleasant ? State your reasons.

Composition en langue espagnole.

1° ¿ Cuando su maestro le dió á Usted la ultima lección de lengua ? (Indicar exactamente la fecha del mes, el dia de la semána, la hora.) — ¿ Que ejercicio le gustó mas y porqué ?

1. Il est accordé 3 heures pour la composition française et 3 heures pour la composition en langue étrangère. — L'usage d'un dictionnaire en langue étrangère est autorisé.

2° Uno quiere enviar una carta mediante los correos ¿ Que ha de hacer ?

3° ¿ Ha hecho Usted algun viaje durante las recientes vacaciones de Pascua? ¿ Á donde y porqué ? Si Usted no ha viajado ¿ como empleó su tiempo ?

4° ¿ En qué estación le parece á Usted mas gustosa la vida de colono y porqué?

Composition en langue italienne.

1° Quando vi fu impartita l'ultima lezione di lingua ? (Indicare precisamente la data, il giorno della settimana, l'ora.) Qual esercizio vi piacque meglio e perchè ?

2° Uno vuole spedire una lettera per via della posta : cosa ha da fare ?

3° Avete fatto un viaggio o una gita durante le recenti vacanze di Pasqua ? Caso di sì, dove e perchè ? Caso di no, come impiegaste il tempo ?

4° In che stagione vi pare più piacevole la vita del fattore ? Perchè ?

BIBLIOGRAPHIE

La querelle des anciens et des modernes n'a rien perdu de son acuité. Dans un brillant article de *Atene e Roma* (oct.-nov. 1906) notre excellente collaboratrice, Mme B. Allason-Wick, proteste contre les exigences des « modernes », contre le discrédit que l'on veut jeter non seulement sur l'étude des langues anciennes, mais encore sur celle des mathématiques. L'école pour tous, « l'école unique » réclamée par des pédagogues plus utilitaires et plus démocratiques que clairvoyants lui inspire une répugnance qu'elle ne cherche pas à dissimuler. Cette tentative de niveler les intelligences ne lui dit rien qui vaille. Elle y voit une marque d'ignorance, de mesquinerie, une manœuvre politique. Et peut-être n'a-t-elle pas tort. Il est bien vrai qu'il est illusoire de vouloir meubler trop tôt l'esprit de l'enfant de notions exclusivement pratiques : il faut d'abord lui apprendre à penser, à se servir de son jugement.

Rien n'est plus funeste que de faire uniquement appel à la mémoire. Et à cette fin les matières enseignées importent moins que l'enseignement lui-même, c'est-à-dire que la méthode, la discipline imposées à l'esprit.

Ces vérités sont fort vieilles et pourtant il semble qu'il faille les répéter à toutes les générations qui se succèdent. Cet « *aspect du problème des études* » (c'est le titre de l'article de Mme Allason-Wick) a-t-il échappé aux « modernes » ? On peut se le demander pour quelques-uns, qui n'ont pas réfléchi et qui manquent d'expérience ; mais nombreux sans doute sont ceux qui ne veulent pas voir et qui sous couleur de démocratie et d'égalité prônent un enseignement, des méthodes et des programmes qu'ils savent inapplicables ou dangereux. Et à cet égard nous n'avons rien à envier à l'Italie !

*

On lira avec fruit dans la même revue (Direzione del Bolletino, Roma, Via Luciano Manara 43 ; — Abbonamento annuale 8 l.) une longue et pénétrante étude de B. COTRONEI sur « l'Ode all' Aurora » de G. Carducci. L'auteur compare la poésie de Carducci aux œuvres les plus célèbres qui traitent le même sujet, depuis le Rig-Véda jusqu'à V. de Laprade.

***

Bollettino di Filologia moderna per lo studio delle lingue viventi. Palermo, Via Cartari 18, 31 janvier 1907.

Sommaire : A. S. E. l'On. Ministro Rava. — A. Cippico : La Casa di Shakespeare. — Ch. Sigwalt : La liberté dans la méthode directe de M. Walter. — A. Timmermans : Questions phonétiques et philologiques. — R. Lovera : La trascrizione fonetica nell' insegnamento. — Didattica tedesca. — *Varietà.* — *Rassegna bibliografica.* — *Fra riviste e giornali.* — *La posta del pubblico.* — *Piccola posta.*

E.-H. B.

Bar-le-Duc. — Imprimerie Comte-Jacquet, Facdouel, Dir.

Les Cinq Langues

N° 13. 5 Avril 1907. 7e Année.

SUPPLÉMENT

UN CONGRÈS POUR LA PSYCHOLOGIE DE L'ENFANT A BERLIN

Au mois d'octobre dernier s'est réuni à Berlin un congrès pour la psychologie de l'enfant et plus particulièrement de l'écolier. On n'a guère fait mention chez nous des travaux de ce congrès ; ils sont pourtant dignes d'intérêt et il semble que quelques-uns des résultats obtenus marquent un progrès décisif.

Les communications furent nombreuses ; nous ne parlerons que des plus importantes.

M. le Dr Baginsky montra l'influence du milieu sur l'esprit, les mœurs et la conduite de l'enfant. Il insista sur l'utilité qu'offre dans bien des cas un simple changement de milieu. Eloignez de son entourage habituel un enfant vicieux, colère, paresseux, vous pouvez le métamorphoser en peu de temps. Beaucoup de singularités de l'âme enfantine s'expliquent par l'étroite union entre la sensation extérieure et le sentiment, par l'instinct d'imitation, par la prédominance de l'imagination, par l'impuissance de l'enfant à réagir contre ses perceptions. De là les craintes et les espérances déraisonnables et imaginaires de beaucoup d'enfants, la facilité avec laquelle ils mentent et l'ingéniosité de leurs mensonges.

Le professeur Meumann, de Königsberg (Prusse), a parlé des *aptitudes* chez les enfants. Il a essayé de définir ce terme vague et complexe à la fois. Il a mis les éducateurs en garde contre l'importance exagérée qu'ils attribuent souvent aux aptitudes purement scolaires de leurs élèves. A l'école on est tenté de confondre les aptitudes de l'enfant avec le travail qu'il a fourni : ce sont là choses bien différentes. M. Meumann est d'avis qu'il faut séparer les écoliers insuffisamment doués de leurs camarades et leur donner une instruction appropriée à leurs moyens intellectuels.

M. Ufer, d'Elberfeld, se plut à constater le rôle toujours plus considérable que l'étude psychologique de l'enfant joue dans la formation de l'instituteur allemand et M. le Dr Ament, de Würzbourg, exposa les origines de ces études dont Rousseau fut l'instigateur.

La section de philanthropie sociale s'intéressa aux enfants affectés d'un défaut de prononciation. Ils ne sont pas moins de 100 000 en Allemagne. Au dire du Dr Gutzmann, de Berlin, sur cent femmes 0, 025 seraient bègues ; sur cent hommes la proportion s'élèverait à 0,225. Des mesures ont été prises dans bon nombre d'écoles pour corriger le bégaiement.

On n'oublia pas les enfants arriérés et débiles d'esprit. M. Weigl, de Münich, révéla que dans 17, 6 pour cent des cas leur infirmité était due à l'usage des boissons alcooliques et à l'abus du café.

Dans la section de psychologie et de pédagogie, Mlle Mecke, de Cassel, vanta les jardins d'enfants de Fröbel. En développant chez le tout jeune enfant l'instinct du jeu on favorise son besoin d'activité et on lui donne peu à peu le goût du travail manuel.

Les jardins de Fröbel où se rencontrent des enfants appartenant à toutes les classes de la société sont le prototype de l'école future.

Pourquoi certains enfants sont-ils incapables d'attention? Pourquoi l'attention est-elle intermittente chez d'autres? M. Delitsch, de Plauen, nous apprend que seul l'enfant bien portant est capable d'attention.

Or beaucoup d'enfants sont malades, sans qu'on le sache. L'inattention persistante ou fréquente est un symptôme à peu près infaillible de maladie.

Dans la section d'anthropologie on entendit M. le Dr Stern, de Breslau, esquisser les grandes lignes d'une psychogenèse.

C'est une erreur de croire que l'âme de l'enfant est l'image en raccourci de l'âme d'un adulte. Non, les facultés que nous distinguons chez ce dernier se développent peu à peu et successivement chez l'enfant. Jusqu'à 15 et 16 ans son intelligence est surtout passive, réceptive. Elle ne devient active, elle ne réagit que plus tard.

La communication la plus importante au point de vue de la pédagogie pratique fut faite par M. le professeur Martinak, de Gratz.

M. Martinak estime avec grande raison que le premier devoir de l'éducateur est d'étudier, de pénétrer l'âme enfantine. Ce qui ne veut pas dire, comme certains pédagogues l'ont pensé, qu'il faille se plier à tous les caprices de l'enfant. Loin de là. Mais la connaissance de la vie psychologique de l'écolier est d'un grand secours pour le maître. Il y a toute une science à créer, la psychologie de l'écolier. En vue de faciliter la tâche de ceux qui voudraient travailler à cette grande œuvre, M. Martinak propose de grouper les observations, expériences et constatations faites par les pédagogues sous les rubriques suivantes : 1° l'élève dans la vie quotidienne ; 2° l'élève dans ses rapports avec la famille ; 3° l'élève à l'école : dans ses relations avec le maître, avec ses camarades ; dans ses études ; l'action de l'école sur la conduite de l'élève à la maison; 4° l'enfant et la nature ; 5° l'enfant et l'art ; 6° l'enfant dans ses relations avec ses entours ; 7° l'enfant dans sa manière d'être avec lui-même.

Il va sans dire que des subdivisions seront nécessaires : le langage de l'écolier, son écriture, sa manière de lire, ses jeux, ses manies de collectionneur, son attitude vis-à-vis des récompenses et des punitions, son intelligence politique, sa conduite et sa manière d'être, en société, ses ambitions et son idéal, etc.

On voit sans peine le parti qu'un éducateur avisé, secondé par la famille, peut tirer d'un plan aussi clair, aussi logique.

Il n'est pas douteux que de la collaboration d'un grand nombre de pédagogues notant, classant puis analysant leurs observations, on dégagerait bientôt quelques lois et la science de l'écolier, *die Schülerkunde* serait fondée.

Espérons que M. Martinak trouvera des imitateurs et fera des disciples.

E.-H. Bloch.

NOMINATIONS UNIVERSITAIRES

M. Potel, agrégé d'allemand, professeur au lycée Voltaire, est nommé inspecteur général de l'instruction publique (enseignement secondaire).

LYCÉES DES DÉPARTEMENTS

Allemand.

— Du 22 février. —

Lycée de Carcassonne. — M. Colson, admissible à l'agrégation d'allemand, répétiteur délégué pour l'enseignement de l'allemand au lycée de Carcassonne, est nommé professeur chargé de cours d'allemand audit lycée.

COLLÈGES DE GARÇONS.

Allemand.

— Du 15 janvier. —

Collège de Cussel. — M. Poumaret, pourvu de la licence ès lettres (allemand) et du certificat d'aptitude à l'enseignement de l'allemand, est nommé professeur de lettres et allemand au collège de Cusset.

— Du 18 janvier. —

Collège d'Étampes. — M. Charlochet, licencié ès lettres (allemand), est nommé professeur de lettres et allemand au collège d'Étampes.

— Du 22 janvier. —

Collège de Fontainebleau. — M. Montaubric, pourvu du certificat d'aptitude à l'enseignement de l'allemand, est nommé professeur d'allemand au collège de Fontainebleau.

COLLÈGES DE JEUNES FILLES

— Du 16 janvier. —

Collège d'Avignon. — Mme Stilling, déléguée dans les fonctions de maîtresse chargée de cours de lettres et anglais au collège de jeunes filles d'Avignon, est nommée maîtresse chargée de cours de lettres et anglais audit établissement.

ÉCOLES PRIMAIRES SUPÉRIEURES DE GARÇONS

— Du 24 janvier. —

M. Lassus-Minvielle, délégué dans les fonctions de professeur de lettres et d'espagnol à l'école primaire supérieure d'Oloron, est délégué, dans les mêmes fonctions, à l'école primaire supérieure de Bayonne, en remplacement de M. Pringot, qui reçoit une autre destination.

INFORMATIONS

Une Université féminine a été créée à Tomsk, en Sibérie, au mois de janvier dernier, l'Université déjà existante n'ayant pu donner asile à toutes les étudiantes qui avaient voulu suivre les cours. La nouvelle Université compte déjà plus de cent jeunes filles originaires de Tomsk ; les étudiantes venues du dehors seront certainement plus nombreuses encore. La création de cette Université est due à Mme Sergiew.

*
* *

L'Université de Besançon a organisé des cours de vacances à l'usage des étrangers. Ces cours, qui commenceront le 1er juillet et qui dureront quatre mois, comprendront des conférences sur la langue et la littérature françaises, la phonétique, la pédagogie, l'histoire, la géographie, les institutions de la France, etc. Le prix des cours est de 35 fr. pour un mois, de 45 fr. pour deux mois, de 55 fr. pour trois mois et de 60 fr. pour quatre mois.

*
* *

Un emploi de maîtresse chargée principalement de l'enseignement de l'anglais, et accessoirement de l'enseignement littéraire, est vacant au pensionnat colonial d'enseignement secondaire de jeunes filles, à Fort-de-France (Martinique).

Les candidates à cet emploi devront être pourvues du certificat d'aptitude à l'enseignement des langues vivantes dans les lycées et collèges ou dans les écoles normales.

Le traitement comprend une solde d'Europe et un supplément colonial.

La solde d'Europe de début est au moins égale à celle que la candidate reçoit actuellement en France, si elle est employée dans l'enseignement public : cette solde ne peut, en tout cas, être inférieure à 2 500 francs.

Le supplément colonial est égal à la moitié de la solde d'Europe.

Les demandes devront être adressées au Ministre de l'Instruction publique (Enseignement secondaire, 5e bureau, ou Enseignement primaire, 1er bureau).

*
* *

Soutenance de thèses pour le doctorat ès lettres.

Le mercredi 20 février 1907, M. Castelain, agrégé de l'Université, maître de conférences à la Faculté des lettres de l'Université de Poitiers, a soutenu, devant la Faculté des lettres de l'Université de Paris, les deux thèses suivantes pour le doctoral ès lettres :

Thèse complémentaire (en anglais) : *Ben Jonson. — Discoveries a critical edition.*

Thèse principale : *La vie et l'œuvre de Ben Jonson.*

M. Castelain a été déclaré digne du grade de docteur ès lettres, avec mention *très honorable*.

SUJETS D'EXAMENS ET CONCOURS

Agrégation d'Anglais[1] (1906).

Thème.

J'ai passé le mois de septembre 1902 chez un ami d'enfance, le comte d'Aoury, dans la Lorraine annexée. C'est sur le triste étang de Lindre, auprès du promontoire boueux où les masures de Tarquimpol survivent à la ville romaine de Decem Pagi.

Bien que je sois averti sur un grand nombre de pays fameux, nul ne m'attire davantage que cette région des étangs lorrains. De deux manières, par son délaissement et par sa délicatesse épurée, elle exerce sur mon esprit une véritable fascination.

Ce qui frappe d'abord sur notre plateau de Lorraine, ce sont les plissements du terrain : ils se développent sans heurts et s'étendent largement. De grands espaces agricoles, presque toujours des herbages, ondulent sans un arbre, puis, çà et là, sur le renflement d'une douce courbe surgit un petit bois carré de chênes, ou quelque mince bouquet de bouleaux. Dans les dépressions, l'herbe partout scintille, à cause de l'eau secrète, et l'on voit des groupes de saules argentés. Nulle abondance, mais quel goût !

La vertu de ce paysage, c'est qu'on n'en peut imaginer qui soit plus désencombré. Les mouvements du terrain, qui ne se brisent jamais, mènent nos sentiments là-bas, au loin, par delà l'horizon ; ces étendues uniformes d'herbages apaisent, endorment nos irritations : les arbres clairsemés sur le bas ciel bleu semblent des mots de sympathie qui coupent un demi-sommeil, et les routes absolument droites, dont les grands peupliers courent à travers le plateau, y

1. Il est accordé 4 heures pour le thème et la version et 7 heures pour les autres compositions. Les candidats ne peuvent faire usage de dictionnaires ni de lexiques.

mettent une légère solennité. Nul pays ne se prête davantage à une certaine méditation, triste et douce, au repliement sur soi-même. C'est grêle, peut-être, c'est en tout cas d'une élégance morale et d'une précision sensibles à celui qui se choque des gros effets et de l'à peu près.

Mais pourquoi cette atmosphère de désastre qui enveloppe la terre lorraine? Les arbres y sont penchés, courbés depuis leur naissance par un vent qui diminue la végétation. On se croirait sur de hauts plateaux, à six cents mètres au moins. Pour résister à ce continuel balayement, les fermes, les chaumières ont été construites basses, écrasées. C'est un consentement de tous les objets à la mélancolie.

Dans cette région, les étangs sont nombreux ; on les vide, les pèche et les met en culture toutes les trois années. Il y en a cinq grands et beaucoup de petits. Leur atmosphère humide ajoute encore une sensation à cette harmonie générale de silence et d'humilité. Leur cuvette n'est point profonde; çà et là, jusque dans le centre de leur miroir, des roseaux et des joncs émergent, qui forment de bas rideaux ou des îlots de verdure. Sur leurs rives peu nettes et mâchées, l'eau affleure des bois de chênes et de hêtres. Et nulle chesnaie, nulle hêtraie, je dirai mieux — tant est frappante la grâce de ces solitudes — nulle société féminine ne passe, en douceur et en perfection de goût, ces lisières où il y a toutes les variétés de l'or automnal avec des courbes de branches infiniment émouvantes.

Quand le soleil s'abaisse sur ces déserts d'eaux et de bois, d'où monte une légère odeur de décomposition, je pense avec piété qu'aucun pays ne peut offrir de telles réserves de richesses sentimentales non exprimées.

Il y a dans ce paysage une sorte de beauté morale, une vertu sans expansion. C'est triste et fort comme le héros malheureux qu'a célébré Vauvenargues. Et les grandes fumées industrielles de Dieuze qui glissent au-dessus des arbres d'automne, sur un ciel bas d'un bleu pâle, ne gâtent rien, car on dirait d'une traînée de désespoir sur une conception romanesque de la vie.

Maurice Barrès.

Version.

Plague take all your pedants, say I !
  He who wrote what I hold in my hand,
Centuries back was so good as to die,
  Leaving this rubbish to cumber the land ;
This, that was a book in its time,
  Printed on paper and bound in leather,
Last month in the white of a matin-prime,
  Just when the birds sang all together.

Into the garden I brought it to read,
  And under the arbute and laurustine
Read it, so help me grace in my need,
  From title-page to closing-line.
Chapter on chapter did I count,
  As a curious traveller counts Stone henge ;
Added up the mortal amount ;
  And then proceeded to my revenge.

Yonder's a plum-tree with a crevice
  An owl would build in, were he but sage ;
For a lap of moss, like a fine pont-levis
  In a castle of the Middle Age
Joins to a lip of gum, pure amber;
  When he'd be private, there might he spend
Hours alone in his lady's chamber :
  Into this crevice I dropped our friend.

Splash went he, as under he ducked,
— At the bottom, I knew, rain-drippings stagnate;
Next, a handful of blossoms I plucked
To bury him with, my bookshelf's magnate;
Then I went indoors, brought out a loaf
Half a cheese, and a bottle of Chablis;
Lay on the grass and forgot the oaf.
Over a jolly chapter of Rabelais.

Now, this morning, betwixt the moss
And gum that locked our friend in limbo,
A spider had spun his web across,
And sat in the midst with arms akimbo
So, I took pity, for learning's sake,
And, de profundis, accentibus laetis,
Cantate! quoth I, as I got a rake;
And up I fished his delectable treatise.

Here you have it, dry in the sun,
With all the binding all of a blister,
And great blue spots where the ink has run,
And reddish streaks that wink and glister
O'er the page, so beautifully yellow:
Oh, well have the droppings played their tricks!
Did he guess how toadstools grow, this fellow?
Here's one stuck in his chapter six!

How did he like it when the live creatures
Tickled and toused and browsed him all over,
And worm, slug, eft, with serious features,
Came in, each one, for his right of trover?
— When the water-beetle with great blind deaf face
Made of her eggs the stately deposit,
And the newt borrowed just so much of the preface
As tiled in the top of his black wife's closet?

All that life and fun and romping,
All that frisking and twisting and coupling,
While slowly our poor friend's leaves were swamping
And clasps were cracking and covers suppling!
As if you had carried sour John Knox
To the play-house at Paris, Vienna or Munich.
Fastened him into a front-row box,
And danced off the ballet with trousers and tunic.

Come, old martyr! What, torment enough is it?
Back to my room shall you take your sweet self.
Good-bye mother-beetle; husband-eft, sufficit!
See the snug niche I have made on my shelf!
A's book shall prop you up, B's shall cover you,
Here's C to be grave with, or D to be gay,
And with E on each side, and F right over you,
Dry-rot at ease till the Judgment-day!

Robert BROWNING.

Dissertation française.

Le charme et la signification littéraire du livre de Gilbert White; en expliquer la popularité.

Dissertation anglaise.

The English sonnet, its forms and uses; account for the alternate favour and neglect it has met with.

Bourses de séjour à l'étranger (1906)

(Professeurs d'écoles normales[1].)

Rédaction française.

Quelles sont, sans parler de l'application au travail, les qualités morales que vous vous efforceriez de montrer à l'étranger, si on vous accordait la bourse ?

Rédaction en langue étrangère.

Le facteur distribue les lettres au village. Son arrivée, son aspect. Physionomie des personnes auxquelles il vient de distribuer les lettres.

Version allemande.

Allgemeine Charakteristik des deutschen Volkes.

Der Charakter des deutschen Volkes weist eigentümliche Gegensätze auf, die nicht nur in seiner früheren Geschichte, sondern auch noch in der Gegenwart deutlich hervortreten. Selten findet sich ein Volk, das mehr Sinn und Liebe besäße für Haus, Familie, Heimat und Vaterland, und welches anderseits mehr Wandertrieb und Wanderlust, mehr Streben in die Ferne und Befähigung, sich in der Fremde einzuleben, hätte, als das deutsche! Unverlöschlich lebt sich dem deutschen Kindergemüte die Erinnerung an das Vaterhaus ein, und die vaterländische Dichtung hat von der ältesten Zeit bis zum heutigen Tage diese Gesinnung in herzbewegenden Worten zum Ausdruck gebracht. Mit dem Heranwachsen des Kindes knüpft sich dessen Seele fest und fester an Gemeinde und Volksstamm. Und doch, wie gern ergreift der Deutsche den Wanderstab! Sobald der Frühling die Fluren mit frischem Grün und duftigen Blumen wieder bekleidet, drängt es den Schüler und Studenten, aber nicht minder den Handwerker, den Geschäftsmann, den Gelehrten hinaus aus der engen Behausung, fort in die Wälder und auf die Berge, um unaufhörlich neue Eindrücke von Landschaften, Dörfern und Städten zu gewinnen.

Otto Richter.

1. Deux heures sont accordées pour chacune des épreuves. L'usage d'un dictionnaire en langue étrangère est autorisé.

Version anglaise.

The wreck was a large brig. One mast was gone, the other was hanging over the side, and there was a dead man entangled in the rigging. On deck a poor woman was clinging to a bit of cordage with one arm while she held a baby on the other. Her dress was open at the neck, and being saturated clung close to her gaunt figure, making her look as if she had nothing else on. Her short thin hair was also plastered in ragged patches about her forehead and neck by the water. She seemed to be shivering, her face was haggard and colourless, and she stared up at us with wild eyes, but her mouth was firmly set. The men beside her uttered heartrending cries for help, but she was mute, and the child hung limply on her arm as if it were dead...

About her, as if in ghastly anticipation, a throng of broad winged sea-birds hovered — up and down, in and out, back and forth, up and down again, all dancing a regular, rhythmical, mocking, aërial measure, with sharp, shrill cries, to the tune of the winds and waves.

When the shrieks of the people on the wreck arose those on the cliff responded to them, and men and women here and there threw themselves own upon their knees, and lifted their hands to heaven.

Sarah Grand.

Version espagnole.

Mondejar salió de Granada á los 3 de febrero con propósito de socorrer á Orgiba : vino á Athendin y de allí al Padul. La gente que sacó fueron ochocientos infantes y doscientos caballos; demás de estos, los hombres principales que ó con edad ó con enfermedad ó con ocupaciones públicas no se escusaron. seguianle, mirabanle como á salvador de la tierra, olvidada por entonces ó disimulada la pasión. Paró en el Padul pensando esperar allí la gente de la Andalucia sin dinero, sin vituatla, sin bagajes : con tan poca gente tomó la empresa; pero la misma noche á la segunda guardia oyéndose golpes de arcabuz en Dúrcal, creyendo todos que los enemigos habian acometido la guardia que allí estaba, partió con la caballeria : halló que sintiendo su venida por el ruido de los caballos en el cascajo del rio, se habian retirado con la oscuridad de la noche, dejando el lugar y llevando herida alguna gente; y el Marqués, para no dartes avilanteza tornando al Padul, acordó hacer en Dúrcal la masa. En tiempo de tres dias llegaron cuatro banderas de Baeza, con que crecia el Marqués à mil y ochocientos infantes, y una compañia de noventa caballos ; y teniendo aviso del trabajo en que estaban los de Orgiba, y que Abén Humeya juntaba gente para estorbarle el paso de Tablate, salió de Dúrcal.

Version italienne.

" NOSTALGIE " DI GRAZIA DELEDDA.

Udiva la forte autrice ripetere intorno a sè, ora in una aperta osservazione della critica, ora in un incoraggiante crocchio d'amici, ora in un malevolo susurro di rivali : « Potrà Grazia Deledda uscir dal suo paese? Potrà comporre un romanzo non sardo, dove l'imagine della vita non appaia circonfusa dalla poesia zampillante dalle varie singolarità di una terra poco nota e piena di caratteristiche suggestive? » Alla domanda, che racchiudeva un dubbio, una paura, un desiderio, ella ha risposto da poco vittoriosamente, con queste *Nostalgie*, in cui la Sardegna non è nominata nemmeno. Ella è uscita dalla cerchia ristretta degli scrittori regionali, che pur vanta rappresentanti illustri, come Auerbach e Bret-Harte, e ha preso posto risolutamente in quella per cui la penna è uno strumento di vivisezione, e lo scopo supremo delle fatiche intellettuali è l'analisi del documento umano, a qualunque ambiente, a qualunque tempo esso appartenga. Se le sue ricerche hanno finora avuto per campo l'isola montagnosa e pittoresca, gli è stato perchè le vicende della sua fortuna l'avevan obbligata a dimorare in quella e a quella limitar l'orizzonte delle sue osservazioni. Ma adesso che essa ha lasciato dietro di sè il mondo staccato della propria giovinezza, la medesima facoltà rappresentativa, che s'era esercitato nel ritrarci l'esistenza semplice de' villaggi abbandonati, lontani e nascosti tra le roccie del Gennargentu, si spiega con pari felicità nel dipingere quella più complicata e larga, che ferve nelle romorose, affollate e splendide metropoli del continente.

Bar-le-Duc. — Imprimerie Comte-Jacquet, Facdouel, Dir.

Les Cinq Langues

N° 14. 20 Avril 1907. 7e Année.

SUPPLÉMENT

LA VERSIFICATION DANS BAUDELAIRE*

Comme rimeur, il est médiocre, par défaut de souplesse syntaxique et plus encore par faiblesse d'invention verbale. Si l'on prenait à la lettre l'axiome de Th. Gautier, l'un de ses maîtres : « Celui qu'une pensée, fût-ce la plus complexe, une vision, fût-ce la plus apocalyptique[1], surprend sans mots pour la réaliser, celui-là n'est pas un écrivain », Baudelaire serait à peine un poète.

Pourtant il a subi comme les autres la loi romantique[2] de la rime richissime, mais, pour qu'il l'ait acceptée, il fallait qu'elle s'imposât de son temps bien irrésistiblement. Car elle le gênait et pour lui obéir il lui a fallu s'imposer d'autre part de lourds sacrifices. De plus, foncièrement, c'était un indépendant, un indocile, et aussi un infatigable, un maladif chercheur de nouveauté ; nous voulons, écrivait-il, et c'est sur ces vers que se ferment les *Fleurs du mal* :

> Plonger au fond du gouffre, Enfer et Ciel, qu'importe ?
> Au fond de l'inconnu, pour trouver du *Nouveau*.

Il n'était pas homme à se contenter des formules reçues, surtout quand elles lui étaient incommodes.

Ce qu'il a cédé sur la rime, il a essayé de le reprendre du côté du rythme. Son ambition eût été d'assurer l'indépendance du poète à l'égard de la forme poétique, ou plutôt d'établir un rapport plus étroit entre ces deux éléments dont le premier est trop souvent assujetti au second : la pensée ou l'émotion, et le rythme. Cette tendance du vers romantique à se rapprocher de la prose par l'assouplissement de son rythme, signalée avec raison par divers métriciens, est plus marquée chez lui que chez tout autre. Il s'est aperçu un des premiers, sinon le premier, que « dans le genre appelé prose il y a des vers, quelquefois admirables, de tous rythmes »[3]. De là son effort pour briser, ployer, étirer, parfois atténuer le rythme, par l'enjambement au delà de l'hémistiche et au delà du vers par l'essai de combinaisons métriques nouvelles.

Puis, autre caractère important, se rendant compte de ce que le rythme perdait ainsi en régularité, et par suite en netteté, il a tâché, soit réflexion, soit instinct, soit les deux, de le compenser en constituant dans le vers une harmonie intime, toute en accords et en rappels de sons. Il a été le premier à envelopper, de ses résonances délicates qui pénètrent l'âme, la statue parnassienne[4], autour de laquelle il est plus habituel d'entendre un tapage éclatant de cuivre ou de bronze. Avec lui entrait déjà un peu dans la poésie contemporaine cette sorte de musique que son plus grand

* Voir le compte rendu de l'ouvrage à la Bibliographie du présent Supplément.

1. *la plus obscure.* — 2. *observée par les poètes romantiques.* — 3. Stéphane Mallarmé (*Note de l'auteur*). — 4. La poésie des Parnassiens, belle et un peu rigide, comme une statue.

disciple[5] réclamera plus tard « avant toute chose », « encore et toujours ».

Par cette aspiration vers un art neuf et plus libre, il n'a pas échappé aux reproches de ceux qui, ayant d'ailleurs remarqué chez lui une certaine gaucherie de composition ou d'expression, lui dénièrent tout lyrisme en prétextant un ordinaire prosaïsme. Il a eu, et il a encore contre lui l'habitude des oreilles pliées aux fortes cadences symétriques de l'alexandrin classico-romantique, qu'il manie, du reste, à ses heures, aussi vigoureusement que quiconque. Mais cet alexandrin dominateur n'est peut-être pas la loi à jamais immuable du vers français. Les critiques qui lui ont voué un culte intransigeant pourraient se souvenir de la défaveur en laquelle il était tenu avant la Pléiade : « Quand un poète en usait, il avait soin d'écrire en tête de la pièce : *vers alexandrins*, comme s'il eût craint que la cadence n'échappât aux lecteurs, ou pour faire comprendre que lui-même se servait de ce rythme inusité, non par inadvertance mais consciemment. On le jugeait prosaïque et impropre à la poésie lyrique »[6] ....

Mais ceux qui dans un avenir plus ou moins éloigné réaliseront et surtout feront accepter des rythmes plus souples et plus libres, un chant plus nuancé, se retourneront sans doute du côté des vers de Baudelaire et pourront peut-être trouver quelques indications dans ses intermittences de « prosaïsme ». Des indications surtout, car Baudelaire, bien qu'artiste supérieur, n'est pourtant pas le créateur d'une métrique nouvelle. L'eût-il trouvée, qu'il lui eût manqué, pour l'imposer, beaucoup de choses, entre autres la puissance, la fécondité, l'ampleur, même la dextérité et le tour de main ; mais il a eu d'intéressantes intuitions, des pressentiments, des conceptions qui ont pu suggérer des tentatives originales et qui pourront en suggérer encore[7].

Albert Cassagne.

---

5. Verlaine. — 6. Jasinski. — *Histoire du sonnet*, p. 99 (*Note de l'auteur*). — 7. Conclusion de : *Versification et Métrique de Ch. Baudelaire.*

LES MÉTHODES DANS L'ENSEIGNEMENT DES LANGUES ÉTRANGÈRES

Lorsque j'étais enfant et que je faisais mes classes, j'entendais souvent répéter à ma grand'mère paternelle que « les livres font les lèvres ». Ce vieux dicton qui est encore en usage chez nous, et qui s'explique par ce fait que la grammaire a joué, elle aussi, le rôle de science du langage parlé, avait, peut-être, à l'origine un air moins paradoxal qu'aujourd'hui.

Le mot *grammaire*, — dont le sens étymologique ne s'écarte pas trop de celui de livre, — du grec *gramma*, *peinture*, — signifie cette peinture merveilleuse qui nous décèle les lois du langage, de son immortelle harmonie ; — mais depuis qu'elle s'est réduite à n'être que le code de l'arrangement et de l'orthographe des mots, elle en est devenue le fossoyeur, et l'on a eu, dans l'enseignement des langues vivantes, des livres faits pour le seul plaisir des yeux, sans songer que ces langues doivent leur vie, de même que leur naissance, à l'oreille.

Supposez qu'un maître de langues vivantes eût affaire à des élèves aveugles, à quoi bon l'orthographe des mots et tout exercice écrit ? Ce seraient pour eux des choses imperceptibles, et son enseignement, restreint à ces exercices, ressemblerait à une école de sourds-muets, qui, incapables de percevoir les sons, poussent des cris inarticulés ou discordants.

Ce fut un besoin de venir en aide au langage parlé qui créa la phonétique, — qui peut seule justifier le sens du susdit dicton, car par elle on apprend à jouer de l'organe vocal dans une musique tout autre que la sienne ; — comme le besoin de connaître l'histoire des mots avait créé la philologie comparée : — ces deux nouvelles sciences qui ont pris par les deux bouts l'enseignement des langues vivantes et l'ont bouleversé pour le mettre en bon train.

En venant à la question des méthodes, — qui peuvent se réduire à trois avec celle de la vieille école, appelée méthode grammaticale ou savante, et par les novateurs, vieille méthode, bien qu'elle ne soit pas si surannée, — il me paraît que l'on a confondu en Italie, et même à l'étranger, la méthode directe avec la méthode intuitive.

En France, le même Carré, — qui a préconisé la méthode directe, — après avoir avancé que « pour apprendre le français à de jeunes enfants qui arrivent à l'école ne sachant pas un mot de français, la méthode à suivre est la méthode maternelle, ou plutôt (car la mère ne suit aucune méthode) le procédé que la mère emploie pour parler à son enfant et s'en faire comprendre » finit par conclure « qu'il faut apprendre à *lire* et à *écrire* en même temps qu'à parler. Et Gouin, — dont la méthode a fait tant de bruit, — lui « qui voit la source des résultats insuffisants obtenus par l'enseignement des langues vivantes dans le fait qu'on a négligé le procédé que nous indique la nature, — où l'enfant ne puise les termes ni dans un dictionnaire, ni dans une grammaire, ni dans un livre quelconque, mais les tient de sa mère » se contredit aussi lorsqu'il ajoute que « pour terminer la leçon, l'écolier doit *lire* et puis *écrire* l'exercice ».

La méthode intuitive n'exclut pas de l'enseignement le code grammatical avec ses exercices écrits, coordonnés aux exercices oraux, sans avoir recours à la langue maternelle, tandis que la méthode directe, étant un retour au procédé naturel, ne s'intéresse nullement aux exercices écrits, pas même à la lecture : étant née par l'oreille, elle ne peut s'intéresser qu'aux sons.

Pour introduire dans l'enseignement la méthode directe et la rétablir dans ses droits d'aînesse, il faut donc rompre entièrement avec la vieille routine, le maître ne devant s'adresser ni à l'œil ni à la main, qui ne peuvent pas amener à penser dans la langue étrangère, mais à l'oreille, qui étant l'organe réceptif par excellence, est seule propre à percevoir les sons pour les transmettre au sens interne. Le matériel du langage, saisi par l'oreille, s'enfante par la bouche ; et lorsque ce nouveau-né aveugle a pris de l'âge, la méthode directe le livre à la méthode intuitive pour lui faire ouvrir les yeux.

Par le procédé intuitif, l'enfant continue à accroître ses idées au moyen des images, — d'objets réels ou figurés, de dessins, de tableaux, etc., de cet enseignement par l'aspect qui relie directement le mot à l'objet, — et dans les bornes des connaissances acquises, il s'exerce à former par analogie des phrases dans la langue étrangère.

Comme l'élève acquerra, par ces exercices oraux et écrits, la familiarité des formes et des propositions, et qu'il pourra les manier sans peine et presque instinctivement, on lui donnera pour nouvelle nourriture la grammaire, en la faisant découler du langage parlé, par lequel elle glissera sans peine dans son esprit, épluchée de tout ce superflu qui ne sent pas la pratique ; et après on passera à la lecture proprement dite.

Dans la lecture, il faut, comme a bien dit Fénelon, qu'on fasse prononcer l'élève naturellement comme il parle, en prenant garde de l'accoutumer à lire avec cette emphase forcée et ridicule qui sent tant la déclamation, dont l'enfant est encore par trop gâté dans nos écoles primaires, et même secondaires, par suite d'une mauvaise habitude invétérée et du choix peu heureux des lectures faites dans les classes. Son esprit accoutumé aux causeries les plus gaies, les plus enfantines, se trouble, éprouve une espèce de chavirement qui lui fait perdre le son naturel lorsqu'on le plonge dans un air qui n'est pas propre à son âge, dans ce sérieux qui finit par rebuter et que l'on préfère

sans raison au joli badinage dont se passionnent tant les enfants, à cette comédie du petit monde qui n'est jamais mal logée dans sa cervelle.

Bien avancé dans la connaissance de la langue, la dernière étape de l'élève sera une étude plus raisonnée de grammaire et de traduction. Exercice, celui-ci, qui présente bien plus de difficultés que toute composition, car traduire, comme l'a observé Hübscher, ne signifie pas remplacer des mots par d'autres mots, mais donner un nouveau vêtement à la pensée, la tournure ou l'expression propre à la langue. « L'expression ! mais elle échappe, dit Littré, quand on croit la tenir : celle-ci est exacte, mais n'a point d'éclat ; celle-là est heureuse, mais l'harmonie n'y est pas suffisante. Ainsi l'on va chercher sans cesse le mot qui fuit. »

Mais lorsque l'élève est à même de pouvoir traduire, c'est-à-dire lorsqu'il est suffisamment préparé pour cet exercice, il n'a plus besoin d'être mené par la main : la méthode intuitive le quitte ; et livré à lui-même, voilà à son côté la vieille méthode, qui, par l'heureuse influence du renouvellement, ayant quitté ses béquilles, l'air rajeuni, lui fait bonne mine, en félicitant ses sœurs qui l'ont si bien façonné, au lieu d'être brouillée avec elles pour l'avoir chassée de l'école.

Et ce nourrisson, mis au monde et allaité par la méthode directe, élevé par la méthode intuitive, finit par faire son apprentissage sous la vieille méthode.

Raguse (Sicile), mars 1907.

Prof. Ph. Nicastro.

NOMINATIONS UNIVERSITAIRES

LYCÉES DE LA SEINE

Allemand.

— Du 13 mars 1907. —

Lycée Voltaire. — M. Delobel, professeur d'allemand au lycée de Versailles, est nommé professeur d'allemand au lycée Voltaire.

COLLÈGES DE GARÇONS

Allemand et Anglais.

— Du 7 décembre 1906. —

Collège du Blanc. — M. Weissen est nommé professeur de lettres et allemand (2e ordre) [5e classe] au collège du Blanc.

— Du 13 décembre. —

Collège de Saint-Gaudens. — M. Granger, pourvu du certificat d'aptitude à l'enseignement de l'anglais, est nommé professeur, à titre provisoire, d'anglais (1er ordre) [6e classe] au collège de Saint-Gaudens.

Collège de Cognac. — M. Gédéon, licencié ès lettres (anglais), répétiteur au collège de la Fère, est délégué pour l'enseignement de l'anglais (2e ordre) [6e classe] au collège de Cognac.

COLLÈGES DE JEUNES FILLES

— Du 2 mars 1907. —

Espagnol.

Collège de jeunes filles d'Albi. — Mlle Milhau, pourvue du certificat d'aptitude à l'enseignement de l'espagnol, chargée de l'enseignement de l'espagnol au collège de jeunes filles d'Albi, est nommée, à titre provisoire, professeur d'espagnol (6e classe) audit collège de jeunes filles (emploi transformé).

INFORMATIONS

On a joué à Rome, au théâtre Valle, *Maria Stuart* de Schiller dans la belle traduction de Maffei. La représentation a obtenu un grand succès.

*
* *

On vient de jouer à Leipzig la seconde partie de *Faust*, remaniée par le professeur Witkowski. La représentation, qui a duré près de cinq heures, n'obtint malgré le talent des acteurs qu'un succès médiocre.

*
* *

M. Alfred CHUQUET, professeur au Collège de France, et M. MONOD de l'Institut ont été nommés membres de la section historique de l'Académie des sciences de Berlin.

*
* *

Des cours de vacances auront lieu cette année à Greifswald, Iéna, Königsberg, Marburg et Neuwied en Allemagne ; à Genève, Lausanne, Neuchâtel et Berne en Suisse ; à Santander en Espagne ; à Besançon, Caen, Dijon, Grenoble, Nancy, Boulogne-sur-Mer, St-Servan, St-Malo, Paris, Tours, Honfleur, Bayeux, Lisieux et Villerville en France.

*
* *

Il y avait au 15 mars plus de 40 assistants français dans les écoles secondaires de Prusse, 19 assistants allemands en France, deux assistants allemands en Angleterre et dix assistants anglais en Allemagne.

*
* *

Soutenance de thèses pour le doctorat ès lettres.

Le mercredi 26 décembre 1906, M. BASTIDE, agrégé de l'Université, professeur au lycée de Beauvais, a soutenu, devant la Faculté des lettres de l'Université de Paris, ses thèses pour le doctorat sur les sujets suivants :

THÈSE COMPLÉMENTAIRE. — *De recentiore Gallicorum verborum usu in anglica lingua.*

THÈSE PRINCIPALE. — *John Locke, ses théories politiques et leur influence en Angleterre.*

M. BASTIDE a été déclaré digne du grade de docteur ès lettres avec la mention *honorable.*

SUJETS D'EXAMENS ET CONCOURS

Agrégation d'Espagnol[1] (1906).

Thème.

Je trouve une extrême difficulté à écrire. Mes manuscrits, raturés, barbouillés, mêlés, indéchiffrables, attestent la peine qu'ils m'ont coûtée. Il n'y en a pas un qu'il ne m'ait fallu transcrire quatre ou cinq fois avant de le donner à la presse. Je n'ai jamais pu rien faire la plume à la main vis-à-vis d'une table et de mon papier ; c'est à la promenade, au milieu des rochers et des bois, c'est la nuit dans mon lit et durant mes insomnies que j'écris dans mon cerveau ; l'on peut juger avec

1. Il est accordé 4 heures pour le thème et la version et 7 heures pour les autres compositions. Les candidats ne peuvent faire usage de dictionnaires ni de lexiques.

quelle lenteur, surtout pour un homme absolument dépourvu de mémoire verbale, et qui de la vie n'a pu retenir six vers par cœur. Il y a telle de mes périodes que j'ai tournée et retournée cinq ou six nuits dans ma tête avant qu'elle fût en état d'être mise sur le papier. De là vient encore que je réussis mieux aux ouvrages qui demandent du travail qu'à ceux qui veulent être faits avec une certaine légèreté, comme les lettres, genre dont je n'ai jamais pu prendre le ton, et dont l'occupation me met au supplice. Je n'écris point de lettres sur les moindres sujets qui ne me coûtent des heures de fatigue, ou, si je veux écrire de suite ce qui me vient, je ne sais ni commencer, ni finir ; ma lettre est un long et confus verbiage ; à peine m'entend-on quand on la lit.

Non seulement les idées me coûtent à rendre, elles me coûtent même à recevoir. J'ai étudié les hommes, et je me crois assez bon observateur : cependant je ne sais rien voir de ce que je vois ; je ne vois bien que ce que je me rappelle, et je n'ai de l'esprit que dans mes souvenirs. De tout ce qu'on dit, de tout ce qu'on fait, de tout ce qui se passe en ma présence, je ne sens rien, je ne pénètre rien. Le signe extérieur est tout ce qui me frappe. Mais ensuite tout cela me revient : je me rappelle le lieu, le temps, le ton, le regard, le geste, la circonstance ; rien ne m'échappe. Alors, sur ce qu'on a fait ou dit, je trouve ce qu'on a pensé ; et il est rare que je me trompe.

Si peu maître de mon esprit, seul avec moi même, qu'on juge de ce que je dois être dans la conversation, où, pour parler à propos, il faut penser à la fois et sur-le-champ à mille choses. La seule idée de tant de convenances, dont je suis sûr d'oublier au moins quelqu'une, suffit pour m'intimider.

Jean-Jacques Rousseau.

Version.

EL CARDENAL ESPINOSA.

Fué colegial del colegio de Cuenca en Salamanca, oidor en Sevilla, regente en el Consejo real de Navarra, y del de Castilla y su Presidente, y del de Italia, obispo de Sigüenza, inquisidor general y del Consejo de Estado, de gran privanza con el Rey por su valor y prudencia, de ecesiva autoridad adquirida con gran juicio ; gallarda persona, aspecto autorizado, nobleza de familia, tan bizarra condición, alentado y elevado espíritu, como si naciera solo para mandar, y tan pronto y asistente en el despachar que algunas veces quedaron en ocio los Consejeros ; y aun la consulta de las vacantes hacía en la mayor parte á boca, y con tal brevedad que, pidiendo al Rey D. Diego Fernández de Córdoba, su caballerizo primero y su favorecido, hiciese oidor de la Chancillería de Granada en una vacante á un su encomendado, que le avisó dello con correo en toda diligencia, respondió : « Llegais tarde, que ya está proveida. » Replicando don Diego : ¿ « Pues cómo, Señor, acabo de recibir esta carta tan á tiempo despachada con el aviso (segun su fecha) que, si no es volando, otro no le pudo preceder ? » Y dixo su Majestad : « Puede ser, mas el cardenal Espinosa me consultó en saliendo del Consejo, y proveí la plaza. » Por esta celeridad y apresuramiento le mandó consultase por escrito siempre, porque hubiese tiempo para que se mirase lo que se le había de proponer, y moderó el favorecer y comunicar al Presidente, y porque le cansaba el salir á recibille, quitalle la gorra, dalle silla por igual y alguna libertad, desenfado y propiedad en el negociar y proveer como de sí mismo ; que en Príncipe tan celoso de su inmunidad y oficio pareció increible su tolerancia hasta allí. Al fin cayó de su gracia, porque no andaba detras de su señor en la gloria, estimación y despacho. La gracia del Príncipe no es segura ni puerto bonancible ; hay allí borrascas de sospechas, calmas de miedos, huracanes de la envidia y mayor inquietud poseyendo que esperando. Pues un gusanillo de un mal contento de un mal oficio con razones arrojadas como al descuido en la oreja y ánimo del señor, y más si está sospechoso y es sabio, seca poco á poco la más verde y mayor gracia.

También le acabaron de sacar de la gracia de D. Felipe al Cardenal quexas de los grandes y desabrimientos con ellos por falta de cortesía en oir y despachar sus peticiones ; porque como estaba ya al cabo de su fortuna y se diminuia su grandeza, usaba della destempladamente,

hallándose áun con fuerzas, por el oficio y dignidad, para executar sus antojos. Conviene huir de la soberbia, mirar por la autoridad, honor y hacienda de su Príncipe con amor y fidelidad, atribuirle los consejos y sucesos buenos. Así, cuando se cele y azore, no habrá que le quite para sí como al cardenal Espinosa. Causó discursos en la Corte el decirse que estando con el primero paroxismo mortal el Cardenal, como porque no les reviviese, apresuraron los médicos tanto el abrille para balsamalle que, abierto el pecho, palpitó el corazón : cual si fuera para satisfacer al Príncipe y grandes, porque la demasiada grandeza del que se tuvo por compañero es desagradable, y tal que desean sucesor que mejore el tratamiento, y menore el poder absoluto y ecesivo adquirido.

Dissertation française.

Lope de Vega, dans les *Fortunas de Diana*, écrit ceci : « En España también hay libros de novelas, dellas traducidas de italianos, y dellas propias, en que no le faltó gracia y estilo á Miguel Cervantes. Confieso que son libros de grande entretenimiento, y que podrían ser ejemplares, pero habían de escribirlos hombres científicos, ó por lo ménos grandes cortesanos, gente que halla en los desengaños notables sentencias y aforismos. » Ses propres nouvelles autorisaient-elles Lope de Vega à adresser ces critiques indirectes à Cervantes ?

Dissertation espagnole.

« No cabe duda, dice Ticknor, que Garcilaso hubiera hecho aun más por sí y por la literatura de su patria, si en lugar de imitar tan completamente á los grandes poetas italianos, que justamente admiraba, hubiera acudido más á menudo á los elementos del antiguo carácter nacional. »

¿ El estudio de las poesías de Garcilaso y de los líricos coetáneos corrobora la conclusión de Ticknor ?

Brevet supérieur.

(*Aspirantes, Paris, 1re session 1906. — Durée : 2 heures.*)

Allemand.

1. Was brauchen Sie, um einen Brief zu schreiben ? Wo kauft man diese Dinge ?

2. Was tun Sie mit einem Brief, wenn Sie denselben geschrieben haben ?

3. Um welche Zeit des Jahres schreibt man am meisten Briefe ? Warum ?

4. Schreiben Sie und bekommen Sie gern Briefe ? Warum ? oder warum nicht ?

5. Sind Sie hierher mit dem Omnibus gekommen ? Wenn nicht, wie sind Sie gekommen ?

6. Möchten Sie jetzt noch zur Zeit sein, wo Sie sich zu diesen Examen vorbereiteten ? Warum ? oder warum nicht ?

7. Glauben Sie, daß Sie durchkommen werden ? Warum ? oder warum nicht ?

N.-B. — Répondre en allemand aux questions ci-dessus.

Anglais.

1. What do you want to write a letter? Where do you buy each of these things ?

2. What do you do with a letter when you have written it ?

3. At what time of the year do people write most letters ? why ?

4. Which do you prefer ? To write or to receive letters ? State your reasons.

5. Did you come to this place by bus ? If not, by what other means ?

6. Would you like to be still working for your examination ? Why ? or why not ?

7. Do you think you will succeed ? Why ? or why not ?

N.-B. — Répondre en anglais aux questions ci-dessus.

Espagnol.

1. ¿ Qué es un comedor ?

2. ¿ Qué condiciones higiénicas debe tener un comedor ?

3. ¿ Es necesario que el comedor esté cerca de la cocina ?

4. En la afirmativa ó en la negativa decir por qué.

5. ¿ Cuales son los muebles principales de un comedor ?

6. ¿ Es higiénica una larga estancia en el comedor despues de las comidas ?

Decir por qué.

N.-B. — Répondre en espagnol aux questions ci-dessus.

Italien.

1. Come intendete di passar le vacanze?

2. In qual parte di Francia vi proponete di dimorare ?

3 Per che ragioni perferite questa parte ?

4. Che paese estero vi piacerebbe di visitare, in agosto e settembre, se lo poteste ?

5. Che sono i motivi della vostra scelta ?

N.-B. — Répondre en italien aux questions ci-dessus.

BIBLIOGRAPHIE

Albert Cassagne. — *Versification et métrique de Ch. Baudelaire.* — Paris, Hachette, 1906.

Voici une bonne monographie, faite avec soin, et que recommande, outre une forme facile, souvent agréable, beaucoup d'exactitude et de goût.

L'auteur est louable, d'abord pour être resté dans le cadre qu'il s'était tracé, pour avoir écarté toute digression, alors que dans un sujet de ce genre, les digressions sont tentantes. Mais, ce cadre, il a su le remplir. Avec raison il ne limite pas la versification et la métrique à la prosodie et à la mesure des vers. Il étudie les inversions, l'assonance et l'allitération, les répétitions symétriques et asymétriques : pour lui, comme pour tout métricien moderne, la disposition des sons et l'harmonie des syllabes font une partie intégrante du *métier* poétique.

Louons-le encore de ne s'être pas borné à dresser des statistiques et à établir des catégories de faits. Il en tire des conséquences importantes ; il se rend compte que tout cela n'est qu'une matière dont on doit user pour faire mieux comprendre un poète, une école, une langue. Aussi, quand cette lecture est terminée, elle laisse une image singulièrement nette de ce Baudelaire, inégal, tourmenté, artiste incomplet mais subtil et puissant.

Enfin rien n'est avancé qui ne soit appuyé d'une citation ou d'un renvoi précis ; on peut ainsi contrôler les affirmations, se reporter soi-même aux textes, discuter au besoin avec l'auteur. Et pour le lecteur, c'est toujours un plaisir.

Il n'est pas impossible, en effet, de chercher des chicanes à ce très estimable livre. Par exemple je crois que M. Cassagne n'a pas assez mis en lumière cette habitude, si impérieuse dans Baudelaire, de dérouter et de scandaliser " le bourgeois " : il n'y avait pas seulement en lui un " original ", un " maladif chercheur de nouveautés " (p. 119) mais, que M. Cassagne me pardonne, un humoriste macabre, un flegmatique farceur ; et cela, joint aux raisons plus élevées données dans l'ouvrage, contribue à expliquer certaines fantaisies rythmiques.

Risquerai-je une autre chicane ? Je n'aime pas beaucoup l'ordre dans lequel les chapitres se succèdent. Il me semble qu'il eût été plus logique de grouper ce qui se rapporte à la prosodie proprement dite (rimes, hiatus, combinaisons métriques, strophes, sonnets) et ce qui se rapporte à la partie la plus haute et la plus délicate de la versification (inversions, assonances, répétitions). M. Cassagne a entremêlé l'un et l'autre suivant un principe qui m'échappe.

Ce ne sont pas là des critiques graves ; heureux les livres qui n'en méritent pas d'autres ! Celui-ci est du nombre. Il donne, a priori, une belle idée de la thèse qui l'accompagnait. Souhaitons qu'il s'en écrive beaucoup de cette sorte.

M. J.

Bar-le-Duc. — Imprimerie Comte-Jacquet, Facdouel, Dir.

Les Cinq Langues

N° 15. 5 Mai 1907. 7e Année.

SUPPLÉMENT

COMMENT S'Y PRIT CARL SCHURZ POUR APPRENDRE SEUL L'ANGLAIS *

Nous disions, dans notre article : *Sur une expérience de « méthode directe » en* 1850-1851, que l'essai linguistique narré par Carl Schurz au premier volume de ses *Mémoires* avait besoin d'être complété par l'exposé de la méthode qu'il employa, à son arrivée aux États-Unis en septembre 1852, pour apprendre l'anglais, qu'il ignorait. Bien que la mort l'ait prématurément — vu son état de santé — enlevé en mai 1906, l'ex-secrétaire d'État de l'Intérieur a eu le temps de rédiger, dans son Tusculum champêtre du *Lake George*, ses *Reminiscences of a long life*, qui comprendront trois volumes, et dont le texte allemand n'est pas une traduction de l'original anglais, mais émane, du moins pour le premier volume qui a même été écrit *d'abord* en allemand, également de Schurz. Ceux qui ont correspondu avec Schurz savent qu'il maniait les deux langues à la perfection, et il n'est besoin que de lire en anglais sa *Vie de Henry Clay* ou son magistral *Essai* sur Abraham Lincoln, ou encore la collection, publiée en 1885, de ses *Speeches* pour se convaincre, à défaut du texte de ses *Reminiscences*, qu'il pouvait rivaliser, en facilité et correction de style, avec les meilleurs écrivains américains.

Carl Schurz.

* Voir *Les Cinq Langues* n° 12 (20 mars 1907), *Supplément*.

Nous sommes à même d'illustrer les résultats de la méthode préconisée par Schurz par un exemple typique. Schurz nous apprend, d'ailleurs fort vaguement, dans ses *Lebenserinnerungen* (page 368 seq.) qu'il fut arrêté, un après-midi de 1851, près du Palais-Royal, et immédiatement enfermé à la prison de la préfecture de police. Nous expliquerons, dans notre prochaine biographie de Kinkel, les vraies raisons de cet emprisonnement. En attendant, voici la lettre qu'il écrivit à l'un de ses amis en Révolution (qui séjournaient alors à Paris et y avaient formé une association secrète), Otto Braun, le futur rédacteur en chef de la *Gazette d'Augsbourg* et éditeur de l'*Almanach des Muses* (1891-1900) de Cotta. Elle ne manquera pas d'intéresser les lecteurs des *Cinq Langues :*

Prison de la préfecture de police, 2. juin 1851.

Mon cher ami! On m'a dit tout à l'heure que je sois renvoyé à la frontière de Prusse si je ne pouvais pas me procurer de l'argent pour le voyage en Angleterre. — J'ai ainsi besoin d'une somme de trois cents francs environ, et même tout de suite, si je ne veux pas être détenu ici plus longtemps. Je ne sais pas, si l'argent, que j'attends, est arrivé ou non. Sinon, songe à

Voici donc comment, dans la seconde série de ses Mémoires, il conte, au § : *Learning the English language*[1], la manière dont il élargit, pour son usage personnel — puisqu'il manquait de maître —, la méthode imaginée à Paris chez la princesse de Beaufort. Nous ne pouvons, pour notre part, ne pas constater une singulière analogie entre sa nouvelle méthode et celle que préconisait, au dix-huitième siècle, en ce même Philadelphie, Benjamin Franklin. Mais, à coup sûr, la coïncidence, purement fortuite, ne fait que plaider en faveur de l'excellence de ladite méthode.

« Ma première tâche fut d'apprendre l'anglais dans le plus court délai possible. J'ai eu, dans la suite, fréquemment à répondre à des enquêtes qui provenaient d'éducateurs ou d'autres personnes, touchant la façon dont j'acquis mes connaissances théoriques et pratiques de cet idiome. Ma méthode était la simplicité même. Je n'usai pas de grammaire anglaise. Je doute que j'en aie jamais possédé une dans ma bibliothèque. Je me mis résolument à lire — d'abord mon journal quotidien, qui se trouvait être le *Philadelphia Ledger*[2]. Régulièrement, chaque jour, je bûchais ses articles de fond, ses correspondances, ses dépêches et même, autant du moins que mon temps me le permettait, ses annonces.

« Puis, je m'adonnai à la lecture de romans anglais. Le premier que je pris fut, si j'ai bonne mémoire, le *Vicaire de Wakefield*. Ce fut le tour, après lui, de Walter Scott, Dickens et Thackeray, auxquels succédèrent les essais historiques de Macaulay et — car je songeais à me préparer à la carrière légale — les *Commentaires* de Blackstone, dont je n'ai pas cessé de regarder le style clair et vigoureux comme un excellent modèle. Les drames de Shakespeare, dont l'énorme vocabulaire présentait plus de difficultés que tout le reste, vinrent en dernier lieu. Mais je procédais à ces lectures avec une conscience scrupuleuse. Je ne me permettais jamais de sauter un mot dont je n'avais pas nettement saisi le sens, et je ne laissais jamais, dans un cas douteux, de consulter le dictionnaire.

« En même temps, je me livrais à un exercice que je trouvais extrêmement efficace. J'avais fait connaissance, dans la version allemande d'Arnold Ruge, avec les *Lettres de Junius*, et m'étais senti fasciné par l'éclat du style de cette discussion politique. Dès que je m'estimai assez avancé dans la connaissance de la langue, je me procurai une édition anglaise de Junius et traduisis quantité de lettres, par écrit, de l'anglais à l'allemand. Après quoi je retraduisais, également par écrit, ma version en anglais, pour la comparer alors avec l'original anglais. C'était là besogne très ardue, mais je sentais, si je puis dire, jusqu'en mes os (*I felt in my bones*), combien elle était d'un grand profit pour moi. De pair avec mes lectures, ce travail me conféra ce que j'aimerais à appeler le sens de la logique et de l'harmonie de l'idiome.

« Quand je commençai à écrire en anglais — soit des lettres, soit d'autres compositions plus prétentieuses — il m'arrivait fréquemment qu'en relisant mes élucubrations je m'arrêtais à certaines expressions employées par moi, dans

---

me procurer de cette somme sitôt que possible et l'adresse à la préfecture de police pour me voir. J'écrirai à monsieur le préfet pour me faire accorder un séjour de trois ou quatre journées à Paris. — J'attends la réponse avec le plus vif désir.

Ton ami Carl Schurz.

Ce document a été publié par M. le professeur von Stockmayer, de Stuttgart, au nº 115 (9 mars 1907) de la *Schwäbische Kronik*. Il démontre que, malgré la princesse de Beaufort, dont les leçons avaient alors cessé, Schurz était loin encore de la perfection dans sa connaissance pratique de notre langue lorsqu'il abandonna, par force, la France pour l'Angleterre, d'où il passa, en septembre 1852, en Amérique. Il méritait d'être produit ici après le passage de Schurz, traduit au nº 12 du *Supplément*, comme une sorte de contre-épreuve de ses affirmations, peut-être un peu exagérées.

1. *Mc Clure's Magazine, November* 1906, p. 4. — 2. Ce journal, qui est devenu un organe fort influent, n'était alors qu'une petite feuille mal imprimée, plutôt incolore en politique, et qui entretenait volontiers ses lecteurs par des éditoriaux sur « *Les Joies du Printemps* », « *Les Beautés de l'Amitié* », « *Les Félicités d'une Vie vertueuse* » et autres topiques dont la banalité était compensée par l'excellence du style.

l'ignorance où je me trouvais de leur correction grammaticale. J'essayais alors de les remplacer par d'autres formes, mais, presque invariablement, je trouvais, après consultation d'autorités compétentes, que ma phrase originelle et instinctive valait mieux que la seconde. En moins de six mois de ce genre d'études, j'étais assez avancé pour soutenir une conversation en anglais sur des matières n'exigeant pas un vaste stock de termes techniques, et cela avec une facilité passable, et, de même, pour écrire une lettre convenable.

« Une fois connu comme orateur et écrivain bilingue, on m'a souvent demandé, dans des milieux de psychologues, si, lorsque je parlais ou écrivais anglais, je pensais en anglais ou en allemand, et si je traduisais constamment d'une langue dans l'autre. Ma réponse était que je pensais en anglais quand je parlais ou écrivais anglais, et en allemand quand je parlais ou écrivais en cette langue et que, quand ma pensée poursuivait des considérations ne demandant pas une expression orale immédiate, je n'avais pas conscience du langage dans lequel elle s'opérait.

« On m'a souvent demandé aussi dans quelle langue je préférais penser ou écrire. J'étais obligé de répondre alors que cela dépendait du sujet, du but et de l'occasion. En somme, je préférais l'anglais pour le discours en public, en partie à cause de la simplicité de sa construction syntaxique, en partie parce que la prononciation de ses consonnes est mécaniquement plus aisée et moins fatigante pour l'orateur. Je l'ai préféré également dans la discussion politique, et aussi dans la discussion d'affaires, à cause de son ample et précise terminologie. Mais pour traiter de matières philosophiques, pour la poésie, pour la conversation intime et familière, c'était l'allemand que j'aimais mieux. En outre, j'ai remarqué qu'en certains sujets ou qu'avec certaines personnes comprenant également bien les deux langues, c'était tantôt l'anglais, tantôt l'allemand que j'employais, indifféremment, sans savoir exactement pourquoi : c'est là matière de sentiment et, comme telle, impossible à définir avec précision. »

Ainsi s'exprime Schurz. Peut-être bien qu'au fond ce n'est pas tant, cependant, la méthode en elle-même que celui qui s'en sert qui, en définitive, doit avoir le dernier mot. Nous croyons qu'en l'espèce c'est surtout l'application personnelle de celui qui apprend une langue étrangère qui conditionne ses progrès en celle-ci. Schurz, jeté avec sa jeune femme dans un milieu anglais où il leur fallait vivre, devait, sous peine de sombrer, apprendre rapidement la langue parlée dans sa nouvelle patrie. C'est cette nécessité qui, sans doute, contribua surtout à son acquisition de cette langue en six mois. D'ailleurs, ici encore, il ne faut pas s'exagérer la portée du sens de cette expression : « Acquisition en six mois ». Mais comme cette fois Schurz demeurait en Amérique, ses progrès étaient rendus, par la pratique quotidienne, inévitables.

Camille PITOLLET.

COURS DE VACANCES A KAISERSLAUTERN

Un cours de vacances aura lieu, cette année, comme l'an passé, à Kaiserslautern (Palatinat), du 4 au 30 août 1907. Il consistera en conférences et exercices pratiques sur la langue allemande et la pédagogie.

Le programme tiendra compte particulièrement des matières imposées aux candidats français à un examen universitaire comportant une épreuve d'allemand.

Voici le programme de ces cours dont M. Ludwig WAGNER est le directeur :

I. — Conférences communes aux cours A et B.

1. *Le Romantisme allemand.* 5 conférences. M. WAGNER, Lehrer.
2. *Contrée rhénane* (pays et gens). Les légendes rhénanes, en particulier celles des Nibelungen. 5 conférences. M. H. WAHRHEIT, Lehrer.

3. *Introduction au Nibelungen Ring,* de Richard Wagner, avec accompagnement de piano. Conférences de M. UMLAUF.
4. *Étude des mots allemands.* I. Maison et ferme. (Idées relatives à la civilisation.) — II. Les bois et les champs. (Notions géographiques.) — III. Le jour et la nuit. (Idées relatives au temps.) — IV. Ciel et enfer. (Idées religieuses. Science populaire.) 4 conférences. M. Th. ZINK, Lehrer.
5. *Sur les méthodes d'enseignement.* M. P. ZILLIG, Lehrer, de Wurzbourg.
6. *L'enseignement de la grammaire fondé sur une base physiologique et l'étude intuitive de la langue au point de vue de la grammaire et de la syntaxe.* 4 conférences. M. STEINEL. Kgl. Professor à la Kreisrealschule.

II. — Exercices.

Principales difficultés et cas douteux dans l'usage de la langue allemande. Étude particulière du verbe et de ses différents composés rattachée aux exercices de lecture et de style.

COURS A.

Explication des auteurs du certificat d'aptitude à l'enseignement de l'allemand dans les Écoles normales primaires et les Écoles primaires supérieures. Liste triennale 1906-08 : exercices oraux et écrits.

a) *Rédaction allemande.* 8 leçons. Dr. WEBER, Kgl. Professor.

b) *Thèmes.* 12 leçons. Ms. REIBSTEIN et Dr. KÖHLER, Kgl. Reallehrer à la Kreisrealschule.

1. J. Sandeau, Mlle de la Seiglière, Comédie.
2. E. Bauer et de St.-Etienne. Premières lectures littéraires.
3. G. Bruno, Francinet.

c) *Conversation sur images.*

d) *Lectures* :

1. Otto Ernst, Flachsmann als Erzieher, Comédie. 4 leçons. M. WAHRHEIT.
2. Moderne erzählende Prosa :
   a) Ch. Storm, die Söhne des Senators.
   b) C. F. Meyer, Gustav Ad. Page.
   c) W. Raabe, Else von der Tanne. 6 leçons. M. ZINK.
3. Betrachtungen eines in Deutschland reisenden Deutschen. 6 leçons. M. JUNG, Lehrer.
4. Deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts. 5 leçons, Dr. WEBER, Kgl. Professor.

COURS B.

1re Section : Explication des auteurs allemands du programme du professorat des Écoles normales (lettres). Liste triennale 1906-08.

a) *Exercices sur des groupes d'images :* Conversation, acquisition du vocabulaire prononciation, grammaire et orthographe, composition allemande, par M. WAGNER.

b) *Thèmes,* 12 leçons. M. Reibstein, Professeur; M. KÖHLER, Professeur.
E. Bauer et de Saint-Etienne. Premières lectures littéraires, Récits de la 1re partie.

c) *Lectures,* 20 leçons. M. GEIGER, Lehrer.
1. Uhland. Balladen und Romanzen. 2. Gottfr. KELLER, Kleider machen Leute.

2e Section : Explication des auteurs du professorat des classes élémentaires des lycées. Auteurs prescrits pour le concours de 1908 ; seront publiés ultérieurement.

a) et b) en commun avec la section I.

Cours C (élémentaire).
Préparation au baccalauréat et au brevet supérieur.

a) *Conférences faciles* sur les mœurs et coutumes en Allemagne : En voyage (chemin de fer, hôtel, formules des relations, etc., etc.). — Dans la famille et la société. — Institutions de l'État (Administration, Constitution de l'Empire, Écoles, etc.). 20 leçons.

b) *Exercices sur des groupes d'images :* conversations, acquisition du vocabulaire, prononciation, grammaire, orthographe, exercices de style. 20 leçons.

c) *Lectures :*
1. Simples récits d'auteurs allemands, fables et légendes.
2. Uhland, Ballades et romances (en commun avec le cours B).

Cours en langue française.

(*pour des auditeurs allemands.*)

I. *Vorträge* (Conférences).

1. *La réforme de l'enseignement des langues vivantes en France.* La méthode directe, sa nature et ses applications. 4 conférences de M. Simonnot, Professeur au Collège Chaptal, à Paris.
2. *Le drame français au 19e siècle.* Conférences de M. Bessé, Professeur à l'Ecole normale de Versailles.
3. *Les fables de La Fontaine.* 6 Conférences de M. Fouquet, Professeur au lycée de Moulins.

II. *Exercices d'observation sur images.*

III. *Thèmes* (traductions de textes français en allemand). Voyez cours A et B.

Toutes les conférences et les exercices, à l'exception du cours de langue française, auront lieu le matin, de 8 heures à 11 heures. Les après-midi et les samedis sont libres.

Partie récréative.

Directeur : M. O. Umlauf, Musiklehrer à la Kreisrealschule.

1. *Soirée de réception,* le 4 août.
2. *Soirées musicales,* avec chants, conférences, déclamations. Un « Volksunterhaltungsabend ». (Rheinabend.)
3. *Soirée lyrique.*
4. *Les adieux,* le 30 août.
5. *Excursions* en commun dans les montagnes du Haardt (Vosges septentrionales) et sur le Rhin.
6. *Visite* des principaux établissements industriels, du musée, etc.

Les **honoraires** pour l'un des cours (A B ou C) s'élèvent à 40 Mk. Tout participant au moment de son inscription doit indiquer quel cours il veut suivre. Si le participant envoie l'argent avec sa demande d'inscription, il recevra sa carte d'auditeur par la poste, sinon cette carte lui sera remise à son arrivée, dans la salle de musique, par le secrétaire, M. Schröer, ou par M. Scheu, chargé du service des cours.

Prière d'envoyer les demandes avant le 1er juillet.

Après réception de la demande d'inscription, chaque participant recevra une feuille qui lui indiquera un choix de chambres meublées, de pensions, d'hôtels et le renseignera sur les prix (chambres meublées avec café du matin, 25 à 30 Mk. par mois, 8 à 10 Mk. par semaine; pensions complètes, de 80 à 120 Mk par mois, 25 à 30 Mk. par semaine).

Toutes les questions et communications concernant le cours, et toutes les demandes relatives au logement ou à la pension doivent être adressées au secrétaire du cours : Herrn Friedrich Schröer, Kaiserslautern, Hackstrasse 22.

A la fin du cours, chaque participant recevra un Certificat de fréquentation.

NOMINATIONS UNIVERSITAIRES

LYCÉES DES DÉPARTEMENTS

Allemand.

— Du 18 mars. —

Lycée de Versailles. — M. VERMEIL, agrégé d'allemand, est délégué, jusqu'à la fin de l'année scolaire 1906-1907, pour l'enseignement de l'allemand au lycée de Versailles, en remplacement de M. DELOBEL, nommé au lycée Voltaire.

COLLÈGES DE GARÇONS

Allemand et Anglais.

— Du 13 mars. —

Collège de La Réole. — M. RAGON, certifié d'allemand, est nommé professeur d'allemand (1er ordre, [6e classe] au collège de La Réole.

— Du 18 mars. —

Collège de Bourgoin. — M. BERRANGER est nommé professeur de lettres et anglais (2e ordre) [6e classe] au collège de Bourgoin (emploi nouveau).

Collège de Sillé-le-Guillaume. — M. CHATEAUNEUF, bachelier ès lettres et ès sciences, est nommé professeur de grammaire et allemand au collège de Sillé-le Guillaume.

— Du 23 mars. —

Collège d'Autun. — M. DEBILLEHEULT est nommé professeur d'anglais au collège d'Autun.

Collège de Clermont (Oise). — M. FORNÉ, licencié ès lettres, est nommé professeur d'anglais et lettres au collège de Clermont.

SUJETS D'EXAMENS ET CONCOURS

Agrégation d'Italien [1] (1906).

Thème.

UNE SÉANCE AU CONSEIL DES ANCIENS A CARTHAGE.

Puis les Anciens se mirent à s'interroger. Leurs intérêts, leur existence, se trouvaient attaqués par les Barbares. Mais on ne pouvait les vaincre sans le secours du Suffète [2] ; et cette considération, malgré leur orgueil, leur fit oublier toutes les autres. On prit à part ses amis. Il y eut des réconciliations intéressées, des sous-entendus et des promesses. Hamilcar ne voulait plus se mêler d'aucun gouvernement. Tous le conjurèrent. Ils le suppliaient, et comme le mot de trahison revenait dans leurs discours, il s'emporta. Le seul traître, c'était le Grand-Conseil, car l'engagement des soldats expirant avec la guerre, ils devenaient libres dès que la guerre était finie ; il exalta même leur bravoure et tous les avantages qu'on en pourrait tirer en les intéressant à la République par des donations, des privilèges.

Alors Magdassan, un ancien gouverneur de province, dit en roulant ses

1. Il est accordé 4 heures pour le thème et la version et 7 heures pour les autres compositions. Les candidats ne peuvent faire usage de dictionnaires ni de lexiques.

2. Lat. sūfes, sūfĕtis.

yeux jaunes : « Vraiment, Barca, à force de voyager, tu es devenu un Grec ou un Latin, je ne sais quoi ! Que parles-tu de récompenses pour ces hommes ? Périssent dix mille Barbares plutôt qu'un seul d'entre nous ! »

Les Anciens approuvaient de la tête en murmurant : « Oui, faut-il tant se gêner ? on en trouve toujours ! — Et l'on s'en débarrasse commodément, n'est-ce pas ? On les abandonne, ainsi que vous avez fait en Sardaigne. On avertit l'ennemi du chemin qu'ils doivent prendre, comme pour ces Gaulois dans la Sicile, ou bien on les débarque au milieu de la mer. En revenant, j'ai vu le rocher tout blanc de leurs os !

— Quel malheur ! fit impudemment Kapouras.

— Est-ce qu'ils n'ont pas cent fois tourné à l'ennemi ? » exclamaient les autres Hamilcar s'écria :

« Pourquoi donc, malgré les lois, les avez-vous rappelés à Carthage? Et quand ils sont dans votre ville, pauvres et nombreux au milieu de toutes vos richesses, l'idée ne vous vient pas de les affaiblir par la moindre division ! Ensuite vous les congédiez avec leurs femmes et avec leurs enfants, tous sans garder un seul otage ! Comptiez-vous qu'ils s'assassineraient pour vous épargner la douleur de tenir vos serments ? Vous les haïssez, parce qu'ils sont forts ! Vous me haïssez encore plus, moi, leur maître ! Oh ! je l'ai senti, tout à l'heure, quand vous me baisiez les mains, et que vous vous reteniez tous pour ne pas les mordre ! »

Si les lions qui dormaient dans la cour fussent entrés en hurlant, la clameur n'eût pas été plus épouvantable. Mais le pontife d'Eschmoûn se leva, et les deux genoux l'un contre l'autre, les coudes au corps, tout droit et les mains à demi ouvertes, il dit : « Barca, Carthage a besoin que tu prennes contre les Mercenaires le commandement général des forces puniques ! »

G. FLAUBERT, *Salammbô*.

Version.

PERCHÈ BENEDETTO VARCHI SI ACCINSE A SCRIVERE LA SUA STORIA FIORENTINA.

Nè a questa così grande e così grave impresa, e non meno di fatiche e di pericoli piena che d'onore e di gloria, mi sono io nella mia già matura e canuta età spontaneamente messo e di mia propia elezzione; anzi non pensando io a cosa nessuna meno che a dovere scrivere storie, mi fu prima da monsignore de' Rossi, vescovo di Pavvia, per nome di Cosimo de' Medici, duca di Firenze, e poi dalla propia bocca di lui molto umanamente che io ciò fare dovessi imposto e comandato, faccendomi egli per publico ed orrevole partito de' magnifici signori luogotenente e consiglieri suoi onesta provvisione per le mie bisogne di quindici fiorini d'oro, senza alcuna ritenzione e stanziamento (il che radissime volte concedere si suole), per ciascun mese deliberare e pagare. La qual cosa, tosto che si sparse e divolgò, diede a molte persone e diverse, assai più che nel vero non pareva che dare dovesse, parte cagione e parte occasione di molto e diversamente sopra ragionare. E avvengadio che la maggior parte, secondo che mi fu generalmente da più amici miei riferito, e in spezie dal magnifico messer Lelio Torello, facessero giudizio e dicessero apertamente prima che io non vorrei, e poscia, che quando pure io volessi, non saprei nè potrei, non che fornire, cominciare così alta impresa e tanto dagli studj miei lontana ; io nondimeno, considerate le ragioni loro, e parendomi parte presuntuose, volendo dell'altrui volontà temerariamente e diversamente sopra ciò affermare, e parte fondate in sul falso, poco caso ne feci, anzi per vero dire niuna cura ne tenni ; perciochè io, se bene e per l'età, non avendo in quel tempo più anni che venticinque, e per lo non essere abile agli ufizi, essendo io bene cittadino di Firenze secondo l'abuso delle republiche moderne, ma non già il benefizio godendo della città, non mi ritrovai in quel teatro come strione, nondimeno come spettatore v'intervenni : e suole molte volte accadere che più veggono e meglio giudicano d'alcuna o commedia o tragedia coloro i quali a vederla rappresentare intervengono che quegli stessi non fanno, i quali a rappresentarla si truovano. Anzi dirò più oltra, che il pericolo che si corre in narrando quelle cose nelle quali altri è come capo o come parte intervenuto, è per avventura maggiore dell' utilità che trarre se ne possa : conciossiacosachè egli sia se non del

tutto impossibile, certo malagevole molto, che coloro i quali di cose proprie e a sè pertinenti ragionano, o non s'ingannino alcuna volta, ancora che non volessero, e non se ne accorgano, o almeno senza affezzione non ne favellino; dove gli altri, poscia che nè biasimo alcuno nè loda venire loro debbe da quello che raccontano, sinceramente e senza animosità tutto ciò che eglino o da sè o per l'altrui bocche o scritture sanno, o laudabile o biasimevole che egli si sia, mandano fuori.

(Benedetto Varchi, *Storia Fiorentina. Proemio.*)

Dissertation française.

Dans ses discours : « Dello Svolgimento della Letteratura nazionale », M. Giosue Carducci a entièrement passé sous silence la part d'influence que d'autres critiques reconnaissent au mouvement franciscain dans les premières manifestations de la littérature italienne.

On discutera l'importance de cette lacune, en indiquant, s'il y a lieu, la place occupée par saint François et son enseignement dans les œuvres les plus connues du XIII^e et du XIV^e siècle.

Dissertation italienne.

Fino a che punto l'epiteto di *austero* che gli Italiani sogliono dare al Parini vi pare addirsi all' autore del *Giorno* ?

BIBLIOGRAPHIE

Phraséologie française-italienne. Proverbes, Gallicismes, Locutions familières, à l'usage des établissements d'instruction secondaire classique-technique, par le professeur Ugo Donato. — Assise, Typographie Métastase, 1907. 1 vol. in-8° de 316 pages. Chez l'auteur ; Prix : 3 francs.

En publiant ce recueil, M. Ugo Donato s'est acquis des titres sérieux à la gratitude de ses compatriotes qui étudient notre langue et des Français qui désirent se familiariser avec le style de la conversation italienne. En regard des expressions françaises les plus usitées, disposées dans l'ordre alphabétique, le lecteur trouve l'expression italienne correspondante. A un gallicisme correspond toujours un italianisme. M. Ugo Donato a pris soin de donner l'étymologie et l'historique des locutions françaises les plus remarquables. Est-il nécessaire de dire qu'un semblable travail représente une somme considérable d'efforts et de patientes recherches ? Il suppose une connaissance approfondie des deux langues, du goût, de la finesse.

On ne s'étonnera pas qu'un ouvrage de cette étendue offre quelques lacunes, quelques imperfections, qui disparaîtront sans aucun doute dans une seconde édition. Comme dans la plupart des livres de ce genre écrits par des étrangers, quelques locutions triviales, voire même très basses côtoient des expressions courantes sans que le lecteur soit prévenu.

Certaines expressions qui ont complètement disparu de notre langue ne devraient pas trouver place dans un ouvrage qui veut être surtout pratique. Personne ne dit : allonger le parchemin, aposter des témoins, amoncer (ou amorcer ?) une antienne, — à boule vive, etc... « La mère cigogne » est inconnue ; mais on connaît « la mère Gigogne » . « Mettre en chemise » dans le sens de *ruiner*, semble bien étrange, et jamais homme de bon ton ne parlera de « mettre la main sur les rognons ». On ne peut dire non plus — si l'on veut être compris « se tenir sur ses généralités », « s'aimer dans un lieu ». D'autres fois il semble que la signification exacte de la locution française ait échappé au traducteur. Citons : ajuster ses flûtes, — à bouche que veux tu — dont la traduction est tout au moins défectueuse.

Nous devions signaler ces légères taches ; elles n'enlèvent rien à la valeur de l'ouvrage qui fait le plus grand honneur à l'érudition de M. Ugo Donato.

E.-H. B.

Bar-le-Duc. — Imprimerie Comte-Jacquet, Facdouel, Dir.

Les Cinq Langues

N° 16. 20 Mai 1907. 7e Année.

SUPPLÉMENT

COURS DE VACANCES A L'UNIVERSITÉ DE DIJON

Comme chaque année, le comité de patronage des étudiants étrangers organise, sous les auspices et avec le concours de l'Université, des cours de vacances qui commenceront le 1er juillet et finiront le 31 octobre.

L'enseignement sera donné de telle façon que les étudiants pourront le suivre avec fruit à n'importe quelle époque.

Pour se faire inscrire, l'étudiant n'a qu'à s'adresser au Secrétaire, M. Lambert, 10, rue Berbisey, à Dijon.

Le prix des inscriptions est fixé ainsi qu'il suit :

30 francs pour six semaines ; 40 francs pour 2 mois ; 50 francs pour 3 mois ; 60 francs pour 4 mois.

Programme des cours.

EXERCICES PRATIQUES

I

Exercices communs aux deux sections (1 heure par semaine). Professeur : M. Lambert, professeur à l'Université. *Étude méthodique de la constitution du vocabulaire français.*

Juillet : les mots composés.
Août : les principaux suffixes.
Septembre : principales familles de mots.
Octobre : principales familles de mots.

II

Exercices spéciaux. Professeurs : MM. Eisenmann et Lambert, professeurs à l'Université ; Bernard et Moniot, professeurs au Lycée ; Martenot, instituteur ; Michard, avocat ; Perdrizet, ancien instituteur.

Section supérieure.

4 leçons d'une heure par semaine.

Chaque semaine :

1. Lecture expressive ; commentaire d'un texte littéraire.
2. Lecture et commentaire d'un journal du jour, de Paris ou de Dijon.
3. Exercice de conversation.
4. Correction de devoirs écrits.

Section élémentaire.

8 leçons de trois quarts d'heure par semaine.

Chaque semaine :

1. Conversation.
2. Etude des mots français groupés selon le sens (sous forme de conversation).
3. Lecture et explication de morceaux français d'un caractère simple.
4. Dictées, petits exercices de composition, grammaire appliquée.

Exercices de traduction (2 heures par semaine).

Professeurs : MM. Malye et Sampré, professeurs au Lycée.

Cours (4 ou 5 heures par semaine).

JUILLET

Institutions sociales de la France au dix-neuvième siècle (4 leçons), par M. Hauser, professeur à l'Université.

Rapports de la littérature française avec les littératures étrangères au dix-neuvième siècle (8 leçons), par M. Malye, professeur au Lycée.

Phonétique du français (4 leçons), par M. Labouesse, professeur au Lycée

AOUT

Le passé historique de la Bourgogne (4 leçons), par M. Calmette, professeur à l'Université.

Phonétique du français, suite (8 leçons), par M. Labouesse, professeur au Lycée.

La littérature épistolaire en France au dix-septième et au dix-huitième siècles (8 leçons), par M. Pasquier, professeur au Lycée.

SEPTEMBRE

Les caractères de la littérature française à l'époque moderne (8 leçons), par M. Bernard, professeur au Lycée.

La civilisation contemporaine de la France (8 leçons), par M. Martenot, instituteur.

OCTOBRE

La France au dix-neuvième siècle ; histoire et institutions (8 leçons), par M. Eisenmann, professeur à l'Université.

Histoire de la langue française (8 leçons), par M. Lambert, professeur à l'Université

Conférences.

Il y en aura trois environ chaque semaine.

Elles seront faites par des professeurs de l'Université et d'autres membres de l'Enseignement, par des ingénieurs, des docteurs en médecine et d'autres personnes d'une compétence indiscutable dans les sujets qu'elle traiteront.

Elles porteront, par exemple, sur :

Des questions variées de droit moderne et d'économie politique ;

Des philosophes et écrivains français contemporains;

L'organisation de l'Etat français et des services publics ;

Les progrès de l'industrie en France ;

La fabrication du vin, etc.

Le Comité de patronage des étudiants et le Comité dijonnais de l'Alliance française ont créé un *Diplôme de français* pour les étudiants des cours de vacances, qui l'obtiennent après examen. En outre, les étudiants qui suivent assidûment les cours reçoivent un *Certificat d'assiduité*.

COURS DE VACANCES A L'UNIVERSITÉ D'ÉDIMBOURG

du 1er au 31 Août 1907.

On nous communique le programme suivant :

Les cours ont lieu tous les jours, samedis et dimanches exceptés. Des réunions, concerts, réceptions, etc., ont lieu tous les soirs. Les samedis sont réservés à des excursions dans les environs d'Edimbourg.

Des diplômes sont délivrés à la fin des Cours aux élèves méritants.

Anglais.

1re Quinzaine.	*2e Quinzaine.*	Professeurs	Sujets
11 Conférences		M. O. Elton, M. A. (Oxford), professeur à l'Université de Liverpool.	*Littérature Anglaise.*
11 Conférences	11 Conférences	M. A. A. Jack, M. A., ancien Fellow de St Peter's College, Cambridge.	*Shakespeare.*
	11 Conférences	M. W. L. Carrie, M. A., ancien maître de Conférences et examinateur à l'Université d'Edimbourg.	*Littérature Anglaise.*

1re *Quinzaine*	2e *Quinzaine*	Professeurs	Sujets
11 Conférences	11 Conférences	M. J. Kirkpatrick, M. A., LL. D., professeur à l'Université d'Edimbourg.	*Langue Anglaise, Idiotismes, etc.*
9 Leçons ou Exercices pratiques.	9 Leçons ou Exercices pratiques.	Par groupes de dix ou douze élèves confiés à divers professeurs.	*Lecture, Conversation, Traduction, Rédaction.*
Une série de Conférences spéciales (en anglais)		1. Dr Hunter Stewart, professeur à l'Université.	*Hygiène* (4 Conférences).
		2. M le professeur Bellyse Baildon.	*La Poésie Ecossaise au Moyen Age* (3 Conf.).
		3. M. T. J. Millar, maître de Conférences.	*Industrie et Commerce* (4 Conférences).
		4. M. W. C. Smith, K. C., Avocat (?)	*Droit Commercial* (3 Conférences).
		5. M. le professeur Hötzsch.	*Histoire Allemande* (5 Conférences).

Allemand.

11 Conférences	11 Conférences	Professeur O. Hötzsch, de Berlin et Posen.	*Histoire.*
11 Conférences	11 Conférences	Dr Karl Breul, de Cambridge.	*Linguistique, Littérature.*
9 Leçons ou Exercices pratiques.	9 Leçons ou Exercices pratiques.	Par groupe de dix ou douze élèves.	*Lecture, Conversation, Traduction, Rédaction.*

Italien.

	3 Conférences	Dr Agnoletti, de l'Université de Glasgow.	*Littérature.*
	10 Leçons		*Linguistique.*

Français.

11 Conférences	11 Conférences	M. Bernard Bouvier, Recteur de l'Université de Genève.	*Littérature.*
	11 Conférences	M. Paul Passy, de l'Université de Paris.	*Phonétique.*
	11 Conférences	M. L. Clédat, Doyen de la Faculté des Lettres, Lyon.	*Linguistique.*
6 Conférences.		M. Aug. Audibert, agrégé de l'Université.	*Littérature.*
5 Conférences.		M. Fernand Herbert, professeur à Paris	*Pédagogie.*
9 Leçons ou Exercices pratiques.	9 Leçons ou Exercices pratiques.	Par groupes de dix ou douze élèves.	*Lecture, Conversation, Traduction, Rédaction.*

Droits d'inscription.	Mois entier Francs.	Une quinzaine Francs.
Un Cours Complet (Français, Anglais ou Allemand).	50 »	31.25
Série supplémentaire d'Exercices pratiques (9 par quinzaine).	15.60	9.40
Cours complet d'Italien (3 conférences et 10 Leçons).		12.50
Carnet de 5 tickets pour Conférences supplémentaires, soirées, etc.		6.25

	Mois entier Francs.	Une quinzaine Francs.
2 ou 3 cours complets	75 »	50 »

Prix de pension à Edimbourg, à partir de 30 fr. par semaine.

N. B. — Pour tous renseignements complémentaires, programmes détaillés, horaires, formules d'inscription, liste de pensions, etc., s'adresser au Secrétariat des Cours de Vacances a l'Université d'Edimbourg ou à M. Fernand Herbert, Membre Correspondant du Comité, 48, rue du Général-Foy, Paris, 8e.

Le Secrétaire-Général du Comité :

J. KIRKPATRICK,

(*Lic. ès lettres, docteur en droit, professeur à l'Université.*)

SUJETS D'EXAMENS ET CONCOURS

Certificat d'aptitude au professorat des écoles normales (1906).

(Aspirants et Aspirantes. — Temps accordé : 4 heures.)

Rédaction en langue étrangère.

SUJET A DÉVELOPPER EN ALLEMAND.

Zwei junge Bauern (oder Bäuerinnen) sind auf den Markt der benachbarten Stadt gegangen. Der eine ist leichtsinnig, der andere ernsthaft. Bei der Rückkehr nach ihrem Dorfe erzählen sie einander, was sie am meisten interessiert hat.

SUJET A DÉVELOPPER EN ANGLAIS.

Two country lads (or girls) have been spending the day at the fair in a neighbouring town. One is of a serious, the other of a frivolous turn of mind.

On their way home, they exchange their impressions.

SUJET A DÉVELOPPER EN ESPAGNOL.

Dos jóvenes aldeanas (ó aldeanos) han ido á la feria de la Ciudad vecina. Una de ellas (ó uno de ellos) es muy seria y la otra (ó el otro) frívola (ó frívolo). De vuelta á su aldea se comunican sus impresiones.

SUJET A DÉVELOPPER EN ITALIEN.

Due giovani contadini (o contadine) tornano dalla fiera della vicina città ; l'uno è serio, l'altro frivolo. Nel rincasare, discorrono delle rispettive impressioni.

Version allemande.

Werther's Freuden an den Kindern.

Ungefähr eine Stunde von der Stadt liegt ein Ort, den sie Wahlheim nennen. Die Lage an einem Hügel ist sehr interessant, und wenn man oben auf dem Fußpfade zum Dorf heraus geht, übersieht man auf einmal das ganze Tal. Eine gute Wirtin, die gefällig und munter in ihrem Alter ist, schenkt Wein, Bier, Kaffee ; und was über alles geht, sind zwei Linden, die mit ihren ausgebreiteten Ästen den kleinen Platz vor der Kirche bedecken...

Das erste Mal, als ich durch einen Zufall an einem schönen Nachmittage unter die Linden kam, fand ich das Plätzchen so einsam. Es war alles im Felde ; nur ein Knabe von ungefähr vier Jahren saß an der Erde und hielt ein anderes, etwa halbjähriges, vor ihm zwischen seinen Füßen sitzendes Kind, mit beiden Armen wider seine Brust, so daß er ihm zu einer Art von Sessel diente und ungeachtet der Munterkeit, womit er aus seinen schwarzen Augen herum schaute, ganz ruhig saß.

Mich vergnügte der Anblick : ich setzte mich auf einen Pflug, der gegenüber stand, und zeichnete die brüderliche Stellung mit vielem Ergötzen. Ich fügte den nächsten Zaun, ein Scheunentor und einige gebrochene Wagenräder bei, alles, wie es hinter einander stand, und fand nach Verlauf einer Stunde, daß ich eine wohlgeordnete, sehr interessante Zeichnung verfertigt hatte, ohne das mindeste von dem meinen hinzuzutun.

Goethe.

Version anglaise.

CANADA, AMERICA, AND BRITISH TRADE.

All of Canada is more or less Americanised already. That is quite natural in view of the propinquity of the two nations and the constant and intimate communication between them. But the Canadian people are not any the less loyal to Britain. It is a mistake to suppose so. A cordial feeling exists on both sides of the international boundary between the States and Canada, but, nevertheless, trade lines are sharply drawn, and each side jealously guards its trade interests. Sentiment and neighbourhood do not count there. The people of the United States have erected a high and strong trade fence to which they have made additions from time to time, until all of Canada's products, save a few which she could better use at home, have been practically excluded. Canada has imitated this trade fence to some extent, and I think she is now disposed to strengthen it and to add broken glass bottles and barbed-wire to make it effective. This will not be done in any spi-

rit of ill-will. With the Americans « business is business », and the Canadians are very like them. They are taking care of themselves ; that is all. It is very certain Canada will not long permit any other country to manufacture for her what she can make herself.

Sir William van Horne : *The World's Work and Play*.

Version Espagnole.

Fué Nina para adentro, y habiendo encontrado combustible, aunque escaso, se puso á encender lumbre y á preparar sus pucheros. Durante la prosáica operación, conversaba con las astillas y los carbones, y sirviendose del fuelle como de un conducto fonético, les decía : Voy á tener otra vez el gusto de dar de comer á ese pobre hambriento, que no confiesa su hambre por la vergüenza que le da... ¡Cuánta miseria en este mundo, Señor! Bien dicen que quien más ha visto, más ve. I cuando se cree una que es el acabóse de la pobreza, resulta que hay otros más miserables, porque una se echa á la calle, y pide, y le dan, y come, y con medio panecillo se alimenta... Pero éstos que juntan la vergüenza con la gana de comer, y son delicados y medrosicos para pedir ; éstos que tuvieron posibles y educación, y no quieren rebajarse... ¡Dios mio qué desgraciados son! lo que discurrirán para matar el gusanillo... Si me sobra dinero, después de darle de almorzar, he de ver cómo me las compongo para que tome la peseta que necesita para pagar el catre de esta noche. Pero ¡ay! no... que necesitará ocho reales. Me da el corazón que anoche no pagó...

Pérez Galdós (*Misericordia*).

Version Italienne.

DISEGNO DI LEGGE PER UN CORPO DI VOLONTARI CICLISTI ED AUTOMOBILISTI.

L'idea sorta anche in Italia di utilizzare nella difesa della patria forze volontarie di ciclisti e di automobilisti, l'ognora crescente sviluppo di associazioni sportive, che con pensiero patriottico si fecero iniziatrici di esperimenti pratici di volontari ciclisti, invero felicemente riusciti, indussero le maggiori di dette Associazioni a chiedere ripetutamente al ministero della guerra il riconoscimento ufficiale dei gruppi già organizzati di riparti di volontari ciclisti ed automobilisti.

Tale tendenza, che promette fino da or a il più largo sviluppo di un'istituzione di carattere nuovo, di cui non si trova riscontro presso altra nazione, se si eccetterà l'Inghilterra, venne accolta con la maggiore sollecitudine e premura dal Ministero della guerra, il quale, pur apprezzandone l'utilità e la possibilità, rimandò ogni provvedimento a quando le varie Associazioni avessero fatto capo ad un unico Comitato dirigente.

Formatosi tale Comitato, esso sottopose all'approvazione del Governo un complesso di norme statutarie, che si ritennero corrispondenti al completo funzionamento della nuova istituzione.

Nel primo articolo del progetto, è stato ritenuto necessario di affermare che esso è sottoposto alla tutela e vigilanza del Ministero, perchè possa essere meglio assicurato il suo normale funzionamento in tempo di pace ed il riconoscimento all'atto della guerra della qualità di belligeranti nei suoi componenti.

Certificat d'aptitude au professorat des classes élémentaires de l'enseignement secondaire (1906).

(*Temps accordé : 4 heures.*)

Langue allemande.

Version.

Wie Demosthenes ein guter Redner wurde.

Oft ging er an das Gestade des Meeres, wo die Brandung brauste, und sagte daselbst mit lauter Stimme eine Rede her, um sich zu gewöhnen, das Geräusch einer Volksversammlung nicht zu achten.

Dann begab er sich in ein unterirdisches Gemach, wo er sich vor den Spiegel stellte, um sich zu gewöhnen, seinem Körper eine gefällige Stellung zu geben und seine Hände so zu bewegen, daß es auf die, welche ihn reden hörten, einen angeneh-

men Eindruck machte. Dann stellte er sich mit der rechten Schulter, die er in die Höhe zu ziehen pflegte, dicht unter die Spitze eines über ihm hängenden Schwertes, damit er jedesmal schmerzhaft daran erinnert wurde, wenn er mit der Schulter zuckte. Und daß ihm nicht einfallen möchte, früher an die Öffentlichkeit zu treten, als bis er es zu größerer Vollkommenheit im Reden gebracht hätte, soll er sich den halben Kopf kahl geschoren haben. Damit konnte er sich natürlich nicht sehen lassen, ohne ausgelacht zu werden.

CAMPE.

Thème.

Mademoiselle Lefort, qui tenait dans le faubourg Saint-Germain une pension pour des enfants en bas âge, consentit à me recevoir de dix heures à midi et de deux heures à quatre. Je m'étais fait par avance une idée affreuse de cette pension, et quand ma bonne m'y traîna pour la première fois, je me jugeai perdu.

Aussi je fus extrêmement surpris, en entrant, de voir dans une grande chambre cinq ou six petites filles et une douzaine de petits garçons qui riaient, faisaient des grimaces et donnaient toutes sortes de signes de leur insouciance et de leur espièglerie. Je les jugeai bien endurcis.

Mademoiselle Lefort, m'ayant donné une ardoise avec un crayon, me fit asseoir à côté d'un garçon de mon âge qui avait les yeux vifs et l'air fin.

— Je m'appelle Fontanet, me dit-il, et toi ?

Puis il me demanda ce que faisait mon père. Je lui dis qu'il était médecin.

— Le mien est avocat, répondit Fontanet ; c'est mieux.

— Pourquoi ?

— Tu ne vois pas que c'est plus joli d'être avocat ?

— Non.

— Alors, c'est que tu es bête.

Anatole FRANCE, *Le livre de mon ami.*

Langue anglaise.

Version.

LE MAGASIN DE MM. MURDSTONE ET GRINBY DANS LE QUARTIER DE BLACKFRIARS A LONDRES.

Murdstone and Grinby's warehouse was at the water side. It was down in Blackfriars. Modern improvements have altered the place ; but it was the last house at the bottom of a narrow street, curving down hill to the river, with some stairs at the end, where people took boat. It was a crazy old house with a wharf of its own, abutting on the water when the tide was in, and on the mud when the tide was out, and literally overrun with rats.

Murdstone and Grinby's trade was among a good many kinds of people, but an important branch of it was the supply of wines and spirits to certain packet ships. I forget now where they chiefly went, but I think there were some among them that made voyages both to the East and West Indies. I know that a great many empty bottles were one of the consequences of this traffic, and that certain men and boys were employed to examine them against the light, and reject those that were flawed, and to rinse and wash them. When the empty bottles ran short, there were labels to be pasted on full ones, or corks to be fitted to them, or seals to be put upon the corks, or finished bottles to be packed in casks. All this work was my work, and of the boys employed upon it I was one.

DICKENS, *David Copperfield*, ch. XI, § 2 and 3.

Thème.

Même texte que pour le thème allemand ci-dessus.

Section normale commerciale
annexée à l'école pratique de commerce et d'industrie de jeunes filles du Havre (1906).

(Thème et version sans dictionnaire. — Temps accordé : 2 heures.)

Langue allemande.

Version.

Rosa von Tannenburg, das Bild einer guten Dienstmagd.

Rosa war unermüdet fleißig. Nichts mußte man ihr zweimal befehlen ; sie verrichtete die Arbeiten, die täglich vorkamen, zur rechten Zeit und wartete nicht, bis man sie daran mahnte. Sie sah selbst ein, was zu tun sei : ja manche Arbeit war

schon getan, ehe man daran gedacht hatte, sie ihr zu befehlen. Hausgeräte und Geschirre stellte sie, wenn man sie nicht mehr brauchte, an ihren Ort. Die Stube hielt sie höchst reinlich. Sie ging mit dem irdenen Geschirre so vorsichtig um, als wäre es das feinste Porzellan. Heimlich zu naschen, wäre ihr ein Greuel gewesen. Sie war sehr verschwiegen, und was im Hause geredet oder getan wurde, kam nie über ihre Lippen. Wenn sie etwas versah, so gestand sie den Fehler ein und bat um Verzeihung. Wenn sie ohne ihr Verschulden ausgezankt wurde, so verstand sie die größte Kunst, zu rechter Zeit zu schweigen, und der Anblick ihrer Engelsmiene rührte und besänftigte die aufgebrachte Hausfrau mehr, als alles was Rosa zu ihrer Verteidigung hätte sagen können.

Chr. Schmid.

Sich versehen : commettre une erreur.

Thème.

L'ÉCOLE D'AUTREFOIS.

J'avais été élevé comme un véritable sauvage. Il est vrai qu'on m'avait envoyé à l'école, mais ce n'avait été que pour un mois, et, pendant ce mois, on ne m'avait pas mis un livre entre les mains, on ne m'avait parlé ni de lecture, ni d'écriture, on ne m'avait donné aucune leçon de quelque genre que ce fût.

A l'époque dont je parle, il y avait un grand nombre de communes en France qui n'avaient pas d'écoles, et une partie de celles qui existaient étaient dirigées par des maîtres qui, pour une raison ou pour une autre, parce qu'ils ne savaient rien, ou parce qu'ils avaient autre chose à faire, ne donnaient aucun enseignement aux enfants qu'on leur confiait. Ils gardaient les enfants, croyant que c'était le principal.

C'était le cas du maître d'école de notre village. Étant de son métier sabotier, c'était à ses sabots qu'il travaillait. Jamais il ne nous adressait la parole, si ce n'est pour nous parler de nos parents, ou bien du froid, ou bien de la pluie; mais de lecture, de calcul, jamais un mot. Pour cela, il s'en remettait à sa fille, qui était chargée de le remplacer et de nous faire la classe. Mais comme celle-ci, de son véritable métier, était couturière, elle faisait comme son père, et, tandis qu'il manœuvrait ses outils, elle poussait vivement l'aiguille.

Hector Malot.

Pour cela il s'en remettait... das überließ er...
Manœuvrer : handhaben.
Elle poussait vivement l'aiguille : sie nähte fleißig.

Langue anglaise.

Version.

Familiarity of discourse, if it can become a father to his son, may much more be condescended to by a tutor to his pupil. All their time together should not be spent in reading, and magisterially dictating to him what he is to observe and follow. Hearing him in his turn, and using him to reason about what is proposed, will make the rules go down the easier and sink the deeper, and will give him a liking to study and instruction. And he will then begin to value knowledge, when he sees that it enables him to dicourse, and he finds the pleasure and credit of bearing a part in the conversation, and of having his reasons sometimes approved and hearkened to; particularly in morality, prudence and breeding cases should be put to him and his judgment asked. This opens the understanding better than maxims, how well soever explained, and settles the rules better in the memory for practice. This way lets things into the mind, which stick there, and retain their evidence with them; whereas words at best are faint representations, being not so much as the true shadows of things, and are much sooner forgotten.

Locke.

Thème.

Même texte que pour le thème allemand ci-dessus.

BIBLIOGRAPHIE

Die deutsche Sprache. — Kurzer Abriß der Geschichte unserer Muttersprache von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, von Dr Feist (Mit neun Tafeln, zwei Abbildungen im Text und einer Karte). 1 vol. de 236 pages, format 15/11cm, avec planches hors texte et carte. (Stuttgart. Verlag von Fritz Lehmann, 1906).

M. le Dr Feist n'est pas un inconnu pour les lecteurs de ce journal. Ils apprendront avec plaisir que l'auteur des excellents articles qu'ils ont lus, il y a deux ans, vient de publier un remarquable manuel sur l'histoire de la langue allemande depuis ses plus lointaines origines jusqu'à nos jours *. C'est un ouvrage de vulgarisation, mais l'auteur a mis à contribution les travaux les plus récents et les plus autorisés de la philologie moderne et il possède à merveille son sujet. Il s'abstient scrupuleusement des dissertations abstraites, des considérations théoriques. Son livre est bourré de documents, de citations, de faits et d'exemples qui attestent la conscience et l'érudition de l'auteur. Et pourtant l'ouvrage se lit sans effort, l'intérêt en est soutenu. Le style en est clair, facile, sans prétention mais non sans élégance. Un index alphabétique facilite les recherches, une carte très nette nous fait connaître la répartition géographique des dialectes germaniques ; des fac-similés de manuscrits (du Hildebrandslied, du Nibelungenlied) ajoutent encore à l'attrait de ce volume, qu'on verra bientôt entre les mains de tous les professeurs et étudiants de langue allemande. Nous ne pouvons donner une idée exacte de ce travail qu'en reproduisant la table des matières.

E.-H. B.

* Voir dans la partie allemande un extrait de cet ouvrage.

Bar-le-Duc. — Imprimerie Comte-Jacquet, Facdouel, Dir.

Les Cinq Langues

N° 17. 5 Juin 1907. 7e Année.

SUPPLÉMENT

PROBLÈMES PÉDAGOGIQUES

Éducation et suggestion. — La solidarité.

Dans un brillant article sur l'éducation des enfants (Gedanken über Kindererziehung — *Berliner Tageblatt*, 21 avril 1907) M. Otto Neumann-Hofer démontre que, dans tous les pays, les enfants qui jouissent d'une éducation véritable ne sont qu'une intime minorité. L'éducation est le fruit de la collaboration intelligente et assidue de l'école et de la famille. Or les enfants pauvres quittent l'école trop tôt et leurs parents n'ont ni le temps ni les moyens de former leur esprit et leur cœur. Les enfants riches sont le plus souvent livrés aux gouvernantes, aux précepteurs, aux pédagogues et la famille n'a aucune part dans leur éducation.

L'école se désintéresse presque complètement de l'éducation et croit avoir satisfait à sa tâche quand elle a meublé les jeunes cerveaux de toutes les connaissances que les programmes déclarent indispensables. La multiplicité et la diversité de ces disciplines, le grand nombre des maîtres qui les enseignent s'opposent à toute action éducatrice.

Frappés de cet état de choses, des médecins et des pédagogues se sont avisés d'un moyen inédit pour suppléer aux lacunes de l'éducation.

Ils préconisent et emploient la « suggestion ».

Vous suggérez à un conducteur de tramway qu'il est un général et il se met à commander, à un procureur qu'il est un voleur et le voilà qui fouille dans les poches de son voisin.

L'éducation sera une suite de suggestions.

Dès l'âge le plus tendre on développera chez l'enfant ce qu'un philosophe français a appelé des idées-forces. On lui suggérera qu'il doit être sage, obéissant, qu'il doit faire le bien, avoir une volonté énergique — et il deviendra un homme de bien et un homme d'action. L'éducateur s'efforcera de créer dans l'âme enfantine des instincts artificiels qui fortifieront les bons instincts et étoufferont les mauvais. On recommande pour atteindre ce but la suggestion directe, l'influence des bons exemples, de la parole et du livre.

Mais, objecte M. Otto Neumann-Hofer, est-il possible de soustraire l'enfant à toutes les influences étrangères, de le livrer exclusivement aux suggestions d'un seul éducateur ?

Et d'ailleurs ne voit-on pas, dans les familles nombreuses, des enfants strictement surveillés, ayant reçu la même éducation, soumis par conséquent aux mêmes suggestions, révéler dès l'âge de sept ans les caractères les plus différents ? Les mêmes ouvrages sont entre les mains de milliers d'écoliers, qui entendent les mêmes leçons, auxquels on s'évertue à inculquer les mêmes vertus. Qui soutiendra que ces efforts soient couronnés de succès ? Les suggestions données par le maître, par les parents, par le livre ne sont-elles pas remplacées, effacées par des suggestions contraires ?

Au demeurant, la vie n'offre pas que des suggestions. Dès son premier âge,

l'enfant fait, à ses dépens, de nombreuses expériences. Il apprend par des incidents et des accidents variés à ne pas se fier sans réserve à ses instincts. C'est l'éducation de la vie qui commence déjà et cette éducation se poursuivra durant toute l'existence. La vie est la plus grande, la plus sérieuse éducatrice. L'éducation qu'elle donne est utilitaire et pratique. Elle enseigne la lutte pour la vie.

M. Otto Neumann-Hofer estime que, puisque la vie joue dans la formation du caractère un rôle beaucoup plus important que l'école et la famille, c'est la vie qu'il est urgent d'améliorer. Ou, pour mieux dire, c'est par les adultes et non par les enfants que doit commencer la réforme de l'éducation.

« Aussi longtemps qu'un adulte qui prend au sérieux les maximes de son enfance sera considéré comme fou, ces maximes ne seront que de vains jeux d'esprit. »

L'instinct de conservation est de tous le plus indéracinable. Il faut lui associer l'instinct non moins inné de la solidarité. C'est aux adultes à développer, à fortifier ce penchant, à rendre moins âpre la concurrence vitale. L'éducation des enfants, pour porter des fruits durables, ne devra pas se distinguer de celle des adultes. Ne dites pas à l'enfant autre chose que ce que vous diriez, dans les mêmes circonstances, à l'adulte. En un mot, M. Otto Neumann-Hofer veut que l'on prêche l'évangile de la solidarité. Personne ne l'en blâmera. Peut être a-t-il méconnu quelques-uns des mérites les moins contestables de l'éducation scolaire. N'est-ce pas elle qui favorise tout d'abord par les études en commun et par les liens de la camaraderie l'instinct social ? Et l'enseignement lui-même, si imparfaites que puissent être les méthodes, est-il autre chose que la révélation incessante de l'étroite solidarité des hommes dans le temps et dans l'espace ? Si l'éducation doit être une préparation à la vie, est-il une meilleure préparation que le commerce avec les plus grands esprits de tous les siècles ?

Les idées de M. Otto Neumann-Hofer trouveront plus d'adeptes en France qu'en Allemagne. Et pourtant cette philosophie largement humaine, mais pratique, réaliste, voire même sceptique a été celle de quelques-uns des plus grands penseurs d'outre-Rhin et de la plupart de ses hommes d'action. Et rien ne prouve qu'elle ait fait faillite.

E.-H. B.

ÉCHANGE D'ASSISTANTS

Règlement relatif à l'échange d'assistants (hommes) français et autrichiens de langue allemande pour l'enseignement secondaire en France et en Autriche.

Afin d'entourer des garanties nécessaires l'échange d'assistants français pour les écoles secondaires de garçons en Autriche, et d'assistants autrichiens de langue allemande pour les lycées et collèges de garçons en France, le Ministre français de l'Instruction publique, des Beaux-Arts et des Cultes et le Ministre des Cultes et de l'Instruction publique d'Autriche ont convenu ce qui suit :

I.

1. — Les écoles secondaires d'Autriche offrent de recevoir un certain nombre de jeunes gens français qui seront chargés des exercices pratiques de conversation française avec les élèves, conformément au règlement du 5 janvier 1907. Le nombre de candidats français à admettre dans les écoles d'Autriche sera fixé chaque année selon les demandes des chefs d'école. Les lycées et collèges fran-

çais de garçons admettront des jeunes gens autrichiens qui seront chargés des exercices pratiques de conversation allemande, conformément à la circulaire du 15 février 1904.

2. — Les assistants français devront posséder au moins le diplôme de licencié (lettres, histoire, sciences, etc.) ou un certificat d'études supérieures équivalent. Ils devront connaître les éléments de la langue allemande.

Les assistants autrichiens devront avoir subi l'examen d'État (Lehrbefähigung) ou posséder un doctorat; ils devront connaître les éléments de la langue française.

3. — De part et d'autre les assistants s'engagent, en général, pour l'année scolaire, c'est-à-dire du mois d'octobre à la fin du mois de juin. Un engagement d'une durée moindre, en Autriche du 1er octobre au 31 janvier ou du 1er février au 30 juin, en France du 1er octobre à Pâques ou de Pâques à la fin de l'année scolaire (juillet), ne sera admis que dans des cas exceptionnels, sur la demande ou avec le consentement d'un chef d'établissement.

4. — Les assistants français seront reçus en Autriche, en partie au pair dans des internats où ils auront la nourriture, une chambre convenable, le chauffage, l'éclairage, le blanchissage (sauf pour le linge de corps), le service et les soins médicaux; en partie au régime de l'externat, c'est-à-dire qu'ils recevront pour se défrayer une rémunération de 100 couronnes par mois.

Les vacances comprises entre leur entrée en fonctions et leur départ définitif leur seront payées comme les mois d'exercice effectif.

Les candidats autrichiens seront reçus dans les lycées et collèges français au pair; ils auront une chambre convenable et prendront leurs repas soit à part, soit à la table des répétiteurs, selon leur désir; le service, le chauffage, le blanchissage (sauf pour le linge de corps) et l'éclairage leur seront fournis.

5. — Les assistants, de part et d'autre, sont placés sous l'autorité directe du chef de l'établissement auquel ils sont attachés. Leur service journalier ne dépassera pas deux heures. Ils ne pourront, sous aucun prétexte, être chargés d'une classe ordinaire du plan d'études ou de la surveillance des élèves.

La nature de leur travail est déterminée, en Autriche par le règlement du 5 janvier 1907, en France par les instructions du 15 février 1904.

6. — Les assistants seront autorisés à suivre tous les cours de l'établissement qui peuvent leur être utiles. MM. les directeurs et proviseurs leur fourniront en outre toutes les occasions désirables de se perfectionner dans la langue du pays.

II.

1. — Toute la correspondance relative à l'institution des assistants se fait exclusivement entre les fonctionnaires que le Ministre d'Autriche désignera à cet effet (Wien, Minoritenplatz, 5) et l'Office d'informations et d'études du Ministère de l'Instruction publique, des Beaux-Arts et des Cultes (Paris, nº 41, rue Gay-Lussac).

2. — Les candidatures recueillies de part et d'autre seront échangées entre les deux bureaux au plus tard un mois avant la rentrée à laquelle les candidats devront commencer leurs fonctions.

3. — Les bureaux feront connaître l'un à l'autre : les nom et prénoms de chaque candidat, la date et le lieu de naissance, l'adresse exacte, la confession, l'état de santé, les diplômes et les titres, les vœux et désirs des candidats au

sujet de la région où ils voudraient être placés. A moins d'une demande spéciale, les pièces et certificats constituant le dossier de chaque candidat ne seront pas transmis. Mais une note succincte devra accompagner le nom de chaque candidat sur sa personnalité, sur le degré de pureté de sa prononciation de la langue maternelle, etc. Cette note sera confidentielle; elle sera établie, soit après une entrevue personnelle du candidat avec le chef du bureau de son pays, soit sur le témoignage de personnes autorisées.

4. — Dans la quinzaine qui suivra la transmission des candidatures, les bureaux se communiqueront l'attribution des candidats aux diverses écoles. Chaque bureau fera connaître aux candidats de son pays la date à laquelle ils devront rejoindre leur poste.

5. — Les deux bureaux se communiquent directement toutes les observations que les candidats, ainsi que les proviseurs et directeurs, croient devoir formuler sur leur séjour, leur service, etc.

6. — Un certificat sera délivré aux candidats par le directeur de l'école où ils auront fonctionné, à la fin de leur exercice. Ce certificat mentionnera la durée du séjour et la façon dont l'assistant s'est acquitté de ses fonctions.

7. — Les candidats s'engagent moralement à ne rien publier sur les établissements où ils ont séjourné, sans l'autorisation du bureau de leur pays.

Wien, am 20. Januar 1907.
Der Minister für Kultus und Unterricht,
Signé : MARCHET.

Paris, le 15 avril 1907.
Le Ministre de l'Instruction publique, des Beaux-Arts et des Cultes de la République française,
Signé : ARISTIDE BRIAND.

COURS DE VACANCES DE BOULOGNE-SUR-MER

(Août 1907.)

Ces cours, qui commenceront cette année le 1er août, jouissent à l'étranger aussi bien qu'en France d'une notoriété méritée. Bien qu'ils ne fonctionnent que depuis deux ans sous leur forme actuelle, ils ont réuni en 1906 un nombre considérable d'étudiants. Ce succès est dû à l'habile direction de M. Henri Bornecque, — dont le nom fait autorité en matière de pédagogie — et au caractère pratique des cours.

Ils s'adressent en premier lieu aux professeurs de français à l'étranger et aux étrangers des deux sexes qui désirent se perfectionner dans la connaissance pratique et théorique de notre langue, de notre littérature, de nos institutions et de notre vie.

Les leçons du cours supérieur et des conférences extraordinaires leur seront particulièrement consacrées.

Aux débutants conviendra le cours élémentaire.

Nous donnons ci-après le programme de ces cours.

Pour plus amples renseignements, écrire à M. BORNECQUE, professeur à l'Université, 70, rue de Turenne, à Lille.

I. — Conférences extraordinaires.

(*Communes à tous les étudiants.*)

Six conférences seront données sur des sujets d'intérêt général par MM. Collinet (Droit), Hallez (Sciences), Bornecque et Potez (Lettres), professeurs à l'Université de Lille. Plusieurs de ces conférences seront accompagnées de projections.

II. — Cours supérieur.

(*Environ 65 leçons d'une heure, sans compter les conférences.*)

Phonétique : M. Piquet, professeur à l'Université de Lille, et M. Mis, agrégé d'allemand, bibliothécaire à l'Université de Lille.

1° *Cours théorique :* 3 leçons, communes à tous les membres du cours.

2° *Exercices pratiques :* Les auditeurs, à leur arrivée, seront divisés par le professeur en groupes de cinq à douze, d'après leur prononciation et leur nationalité. Chaque groupe prendra part à des exercices pratiques, où l'on s'efforcera, suivant une méthode rationnelle, *et avec l'aide d'instruments*, de corriger les défauts de prononciation. Le nombre d'heures d'exercices, pour chaque groupe, variera de 3 à 6, selon les défauts de prononciation.

Littérature française (10 leçons) : M. Potez, professeur à l'Université de Lille, parlera de la comédie en France au XVII^e siècle (5 leçons), et d'Hippolyte Taine (3 leçons).

M. Bornecque, professeur à l'Université de Lille, fera 2 leçons sur Guy de Maupassant.

Style et Grammaire (10 heures) : MM. Bécar, Didier, Oudart et Taquet, professeurs au Collège de Boulogne. — Explications d'extraits empruntés aux meilleurs auteurs français classiques et modernes ; le commentaire porte sur la composition, le style et la grammaire.

Orthographe (10 heures environ). — Du 5 au 24 août, tous les jours, durant une demi-heure, une dictée tirée d'un journal sera faite par un professeur du Collège, à tous les membres du cours qui n'auront pas d'autres leçons. Chaque jour les principales difficultés de la dictée de la veille seront d'abord expliquées et commentées.

Langue courante (15 heures). — Sous la direction de MM. les Professeurs du Collège, auront lieu des exercices de lecture, *de traduction*, de conversation sur des sujets de la vie courante, d'explication de tableaux, etc.

Pour ces exercices, les auditeurs du cours seront divisés en groupes de cinq à douze, d'après leur connaissance de la langue, constatée par une conversation, la lecture d'un texte et une dictée.

Lecture expressive (3 leçons). — Les auditeurs du cours, *partagés en séries, comme pour la lecture expliquée, prendront part* à trois séances de lecture expressive, dirigées par M. Barlet, principal du Collège Mariette, à Boulogne-sur-Mer.

Institutions : M. Aubrun, inspecteur primaire à Boulogne. — Questions relatives à l'enseignement primaire en France (2 leçons au moins).

M. Bornecque, professeur à l'Université de Lille. — L'enseignement supérieur en France (1 leçon).

M. Collinet, professeur à l'Université de Lille. — Questions relatives aux institutions et à l'histoire de la France contemporaine (5 leçons).

III. — Cours élémentaire.

(*52 leçons d'une heure, sans compter les conférences.*)

Phonétique. — MM. Piquet et Mis, professeurs : 1° *Cours théorique* de 6 leçons, *spécial au cours élémentaire.*

2° *Exercices pratiques* (avec instruments), destinés à l'amélioration rationnelle de la prononciation, les auditeurs étant divisés par le professeur, d'après leur prononciation, en groupes de cinq à dix : 5 heures.

Grammaire et style (6 heures) : MM. Boucher et Chevalier, professeurs au Collège. — Etude de la construction de la phrase et des principales règles grammaticales.

Orthographe (10 heures environ).

Langue usuelle (15 heures) : MM. les Professeurs du Collège. — Exercices de lecture et de conversation ; étude du vocabulaire français (étymologies, gallicismes, homonymes, synonymes, etc.) ; liaisons, intonation, etc. Pour ces séances, les auditeurs seront divisés, d'après leur force, en groupes de cinq à dix.

Vie et mœurs (6 heures) : MM. Boucher et Chevalier, professeurs au Collège. — Explication de tableaux représentant des scènes de la vie de tous les jours.

Conditions d'admission aux Cours.

Cours supérieur et conférences : 50 francs.

Cours élémentaire et conférences : 40 francs.

Abonnement aux dix conférences extraordinaires seules : 4 francs.

Entrée à *un* cours ou *une* conférence : 1 franc. On délivrera, au prix de 10 francs, des carnets contenant douze entrées.

Pour les auditeurs qui se seront fait inscrire avant le 15 juillet, *dernier délai*, et auront envoyé, *en un mandat international*, le montant des droits d'inscription, la Direction des Cours facilitera l'installation matérielle à Boulogne.

NOMINATIONS UNIVERSITAIRES

LYCÉES DES DÉPARTEMENTS

Espagnol.

— Du 5 avril. —

Lycée de Carcassonne. — M. Dibie, agrégé d'espagnol, est nommé professeur de lettres et espagnol (6e classe) au lycée de Carcassonne.

COLLÈGES DE GARÇONS

— Du 4 avril. —

Collège de Montélimar. — M. Berthé, professeur de latinité au collège de Mostaganem, est nommé professeur de lettres et italien au collège de Montélimar.

— Du 5 avril. —

Collège de Mirecourt. — M. Trey, pourvu du certificat d'aptitude à l'enseignement de l'allemand, est délégué dans les fonctions de professeur d'allemand 2e ordre) [6e classe] au collège de Mirecourt (emploi vacant).

— Du 10 avril. —

Collège de Castelnaudary. — M. Berthomieu, licencié ès lettres et espagnol, est nommé professeur de lettres et espagnol (1er ordre) [6e classe] au collège de Castelnaudary.

INFORMATIONS

L'on parle déjà à Berlin du professeur américain, M. Félix Adler, qui doit faire l'an prochain des cours à l'Université. Il est d'origine allemande et s'est fait un nom, dans les États-Unis, par la fondation d'une société fort influente « Society for Ethical Culture ». Il est l'auteur d'un certain nombre d'ouvrages de philosophie et de morale. Il est professeur de philosophie morale à l'Université Columbia de New-York.

* * *

Le samedi 2 mars 1907, M. Lasserre, agrégé de philosophie, professeur au lycée de Chartres, a soutenu devant la Faculté des lettres de l'Université de Paris ses thèses pour le doctorat sur les sujets suivants :

Thèse complémentaire. — *Les idées de Nietzsche sur la musique. — La période wagnérienne (1871-1876).*

Thèse principale. — *Le romantisme français.*

M. Lasserre a été déclaré digne du grade de docteur ès lettres avec la mention *honorable.*

*
* *

Le mercredi 13 mars 1907, M. Douady, ancien élève de l'École normale supérieure, professeur à l'École navale, à Brest, a soutenu, devant la Faculté des lettres de l'Université de Paris, ses thèses pour le doctorat sur les sujets suivants :

Thèse complémentaire. — *Liste chronologique des œuvres de William Hazlitt.*

Thèse principale. — *Vie de William Hazlitt l'essayiste.*

M. Douady a été déclaré digne du grade de docteur ès lettres, avec la mention *honorable.*

*
* *

Aux termes d'une convention qui vient d'être signée entre les ministres de l'Instruction publique de Saxe et de France, « les écoles secondaires de Saxe offrent de recevoir un certain nombre de jeunes gens français qui seront chargés des exercices pratiques de conversation française avec les élèves ; les lycées et collèges français admettront des jeunes gens saxons qui seront chargés des exercices pratiques de conversation allemande ».

Cet échange comprendra, à partir du 1er janvier 1908, deux assistants saxons et deux assistants français.

Les assistants français devront, en règle générale, posséder le diplôme de licencié (lettres, histoire, sciences, etc.), et un certificat d'études supérieures, lorsque ce certificat sera exigé en vue des agrégations. Les assistants saxons devront avoir subi l'examen d'État (Oberlehrerexamen).

Les candidats doivent posséder les éléments de la langue du pays où ils se rendent.

*
* *

L'intendant du théâtre japonais de Tokio, qui vient de passer quelques jours à Berlin, a acquis le droit de représenter sur cette scène des pièces d'Ibsen et de Gerhart Hauptmann.

SUJETS D'EXAMENS ET CONCOURS

Concours pour l'emploi d'administrateur stagiaire de l'Inscription maritime (1906).

(Thème et version. — Temps accordé : 3 heures.)

Thème anglais.

De même que dans le cours de sa carrière individuelle, l'homme, depuis l'enfance jusqu'à la vieillesse, passe successivement par différents degrés de développement physique et moral, de même l'Américain de la génération présente verra son pays passer de la débilité, et de cette défiance de soi-même, compagne ordinaire de la faiblesse, à la confiance et à la force, signes de la prospérité. Cependant, les phases successives de ce développement ont été si rapides que les faits ont devancé la marche de l'esprit public. C'est ainsi que les hommes d'État de l'Amérique, eux-mêmes, raisonnent sur la politique de la République d'après les idées de leur jeunesse et semblent ignorer tous les changements importants qui se sont effectués depuis quarante années ; car dans un pays tel que l'Amérique, il faut, pour pouvoir adapter le raisonnement à la marche des circonstances, avoir un esprit d'une activité incessante, un esprit plus accoutumé encore à interpréter l'avenir qu'à s'appesantir sur le passé.

Version anglaise.

But the probationary period of the american marine is passing away, and the body of the people are beginning to look forward to the appearance of their fleets on the Ocean. It is no longer thought there is an unfitness in the republic's possessing heavy ships ; and the opinion of the country, in this as in other respects, is slowly rising to the level of its wants. Still many lingering prejudices remain in the public mind, in connexion with this all-important subject, and some that threaten the service with serious injury. Of these, the most prominent are, the mode in which the active vessels are employed; a neglect of the means of creating seamen for the public service ; the fact that there is no force in commission on the american coast ; the substitution of money for pride and self-respect, as the aim of military men ; and the impairing of discipline and lessening the deference for the justice of the state, by the denial of rank.

École du Service de Santé de la Marine (1906).

(*Thème allemand ou anglais*[1]. — *Temps accordé : 2 heures.*)

Dans l'après-midi du 12 août 1904 le croiseur protégé russe Askold arrivait en rade de Voo-Sung avec des avaries graves, conséquences de la bataille du 10 août, près de Port-Arthur. Là mes souvenirs sont précis, ce navire avait eu 13 hommes tués dans le combat et avait à bord environ 40 blessés. Sur l'ordre du vice-amiral commandant en chef, je me rendis à bord du croiseur, qui réclamait des soins médicaux. Je trouvai les blessés couchés, les uns dans une infirmerie assez vaste, mais encombrée par une quinzaine de lits non superposés ; les autres dans les parties du faux-pont voisines de l'infirmerie. Ils paraissaient tous en état satisfaisant et avaient été soigneusement pansés. Le médecin-major de l'*Askold* m'expliqua que la plupart des blessés pourraient attendre l'arrivée du navire à Shangaï mais que quatre d'entre eux avaient besoin d'une intervention immédiate, déjà très retardée, mais qu'il avait été impossible de pratiquer à bord ; il s'agissait d'un arrachement du pied , d'une fracture du crâne par un éclat d'obus, d'une fracture compliquée de l'épaule de même origine et d'une plaie pénétrante de la poitrine.

1. Sans le secours d'aucun livre.

BIBLIOGRAPHIE

Nouvelle grammaire allemande par Bruno TEMMINK, professeur de langues à Paris, Professeur à l'Association Polytechnique. — (vol. in-8° de 200 pages. Imprimerie « Der Westfale » Munster (Westphalie). — Prix : 3 fr. 50

L'ouvrage de M. Temmink se divise en trois parties. La première se compose d'une grammaire allemande (rédigée en français) en 52 leçons ; la seconde partie d'exercices sur la grammaire (thèmes, versions, exercices de conversation) ; la troisième de textes en prose et en vers. Un lexique français-allemand donne la traduction de tous les termes employés dans le volume. On voit que l'auteur ne s'est pas conformé à la méthode directe ; il a fait une large part aux exercices purement grammaticaux et à la traduction.

C'est que le public auquel il s'adresse attache la plus grande importance à la traduction et n'a pas le loisir d'apprendre la grammaire et le vocabulaire par les procédés savants et un peu lents de la méthode intuitive. Il me semble difficile que le livre de M. Temmink puisse trouver beaucoup de lecteurs dans l'enseignement secondaire, mais il sera utile aux élèves des écoles de commerce, aux employés, aux commerçants qui veulent acquérir rapidement et sans trop d'efforts les premiers éléments de la langue allemande. E.-H. B.

Bar-le-Duc. — Imprimerie Comte-Jacquet, Facdouel, Dir.

Les Cinq Langues

N° 18. 20 Juin 1907. 7e Année.

SUPPLÉMENT

LES TROIS PÉRIODES DU HAUT ALLEMAND[1]

Ancien haut allemand.

Le bas allemand[2] n'a eu qu'un rôle secondaire dans la constitution de l'allemand moderne. Il n'en est pas de même du haut allemand, d'où est sortie la langue littéraire actuelle de l'Allemagne.

Le *haut allemand*, dont les divers dialectes sont parlés depuis des siècles dans l'Allemagne centrale et méridionale, porte le nom d'*ancien haut allemand* dans la période qui s'étend environ du VIIIe au XIIe siècle. En vérité, il n'a pas existé à cette époque une langue unique et commune aux régions qui viennent d'être citées. Ce qu'on désigne par ancien haut allemand est un ensemble de dialectes, dont les deux principaux groupes sont le francique ou *moyen allemand* (*Mitteldeutsch*) et l'*allemand supérieur* (*Oberdeutsch*). Le francique était parlé au centre, et l'allemand supérieur[3] au sud de l'Allemagne.

Les documents par où est attesté l'ancien haut allemand commencent à apparaître à la fin du VIIIe siècle. Les principaux sont des gloses, c'est-à-dire la traduction en allemand de mots latins dans des ouvrages écrits en latin, la version allemande du *De fide catholica contra Judæos* d'Isidore, le *Livre des Evangiles* d'Otfrid de Wissembourg, la traduction de l'*Harmonie des Evangiles de Tatien*, le célèbre *Hildebrandslied*, dont le haut allemand n'est cependant pas sans mélange de bas allemand, les œuvres de *Notker*, le *Muspili* « Fin du monde », etc.

Moyen haut allemand.

Au XIIe siècle, l'ancien haut allemand a fait place au *moyen haut allemand*, qui n'est pas, lui non plus, une langue offrant un caractère d'unité

1. Nous empruntons les lignes qui suivent à un remarquable ouvrage de M. F. Piquet, le savant professeur de l'Université de Lille : *Précis de phonétique historique de l'allemand* (1907. Un vol. in-12 de 240 pages avec deux figures et carte coloriée. Prix 3 fr. 50. Paris, librairie Klincksieck). Nous reparlerons de ce livre qui est indispensable à tous ceux qui enseignent ou étudient la langue allemande.

2. Le bas allemand est la langue de l'Allemagne du Nord. C'est un dialecte bas allemand que parlaient les Francs envahisseurs de la Gaule.

3. Remarque : La désignation *allemand supérieur* se trouve ici, probablement pour la première fois, dans un ouvrage français. Il a paru nécessaire de l'adopter pour marquer la distinction, nécessaire, des dialectes de l'Allemagne centrale et de ceux de l'Allemagne méridionale. Les linguistes allemands divisent le *Hochdeutsch* en *Mitteldeutsch* et *Oberdeutsch*. Il convient, à leur exemple, de diviser le haut allemand en moyen allemand et allemand supérieur.

et d'universalité. Non seulement les habitants de la Haute Allemagne parlèrent, du XII[e] au XVI[e] siècle, les uns, les dialectes moyen allemand, les autres, les dialectes de l'allemand supérieur, comme on le faisait à l'époque de l'ancien haut allemand, mais les œuvres des poètes de cette période, malgré une visible tendance à l'élimination des particularités dialectales, ne sont pas écrites en une langue littéraire commune. S'il a existé, pendant cette époque, ce qu'on peut appeler une langue poétique commune, il n'y a pas eu ce qu'on a désigné du nom de langue littéraire moyen haut allemande (*mittelhochdeutsche Schriftsprache*).

Ce qui distingue surtout le moyen haut allemand de l'ancien haut allemand, c'est l'affaiblissement des syllabes de flexion et de dérivation de l'ancien haut allemand, dont les voyelles a, i, o, u ont perdu leur sonorité et sont remplacées par *e* ou éliminées en moyen haut allemand. Ainsi, aux formes *slāfan*, *borōn*, *nimit*, *gibu*, *scribari* de l'ancien haut allemand correspondent *slāfen*, *born*, *nimet*, *gibe*, *schrīber*, en moyen haut allemand. Ce critère n'est cependant pas absolument exact, attendu que, d'une part, l'affaiblissement des désinences ancien haut allemandes a commencé avant le XII[e] siècle et que, de l'autre, les voyelles anciennes ont persisté dans certaines régions du domaine moyen haut allemand après cette date.

Le moyen haut allemand possède une littérature très riche, mais qui n'est pas toujours originale. A côté de poèmes épiques traitant des sujets empruntés à la légende germanique, tels le *Nibelungenlied* et *Gudrun*, de poésies lyriques comme celles de Walther de la Vogelweide et d'autres *Minnesinger*, de contes et fabliaux comme *Meier Helmbrecht*, et de diverses autres productions, elle offre beaucoup d'œuvres plus ou moins exactement adaptées du français, comme l'*Enéide* d'Henri de Veldeke et divers poèmes d'Hartmann d'Aue, de Wolfram d'Eschenbach et de Gottfried de Strasbourg.

Haut allemand moderne.

On admet que c'est vers le début du XVI[e] siècle que se fit la transition du moyen haut allemand au *haut allemand moderne*, ou nouveau haut allemand. Cette date, aussi, est de convention. La transformation du moyen haut allemand en haut allemand moderne, comme celle de l'ancien haut allemand en moyen haut allemand, a été l'œuvre de longues années et le résultat de modifications lentes, plus anciennes dans quelques régions, plus récentes dans d'autres. De plus, les dialectes actuels n'ont pas subi toujours les évolutions qui distinguent le haut allemand moderne du moyen haut allemand.

Un trait particulier oppose l'état linguistique de l'allemand moderne à celui de l'allemand ancien. A côté, ou plutôt au-dessus des dialectes qui, comme par le passé, sont usités dans les diverses régions de l'Allemagne, s'est développée peu à peu une langue littéraire, qui s'impose de plus en plus à tout le domaine. C'est cette langue, appelée haut allemand moderne, ou simplement allemand moderne, ou allemand, que parlent et écrivent tous les hommes cultivés, des Alpes à la mer du Nord et à la Baltique.

Les principaux caractères qui différencient le haut allemand moderne du moyen haut allemand sont : 1° la diphtongaison des *ī*, *ū*, *u* du moyen haut allemand en *ei*, *au*, *eu* dans l'allemand moderne ; 2° la monophtonson des diphtongues *ie*, *uo*, *üe*, du moyen haut allemand, devenues en

allemand moderne *ie* (encore écrit comme la diphtongue ancienne, mais prononcé *ī*), *u*, *ü* ; 3° des modifications de quantité, surtout l'allongement en allemand moderne de voyelles brèves en moyen haut allemand.

Les œuvres écrites en allemand moderne sont trop nombreuses et trop connues pour qu'il soit possible et utile d'énumérer les plus importantes.

F. Piquet.

PROBLÈMES PÉDAGOGIQUES

Une école sous bois à Charlottenburg.

Nous avons déjà parlé à nos lecteurs des « écoles sous bois » créées en Allemagne auprès de plusieurs grandes villes et destinées spécialement aux enfants faibles et chétifs, voués à la tuberculose. L'une des premières parmi ces écoles, dit le *Berliner Tageblatt*, fut celle de Charlottenburg. Les résultats obtenus dépassèrent les espérances des fondateurs et l'école continue à fonctionner pour le plus grand bien de ceux qui la fréquentent. Des baraquements légers, propres, aérés, servent de salles de classe. Ils sont construits en carton imperméable et en bois peint gris clair et gris foncé. Toute une paroi latérale est occupée par de larges fenêtres qui laissent entrer à flots l'air et la lumière. Le toit et la paroi postérieure sont munis de ventilateurs puissants. Pas de bancs pour les écoliers. Comme les salles de classe doivent servir en même temps de salles de récréation, les bancs et les tables ordinaires sont remplacés par des bancs et des chaises pliantes. A côté de chaque baraquement se trouve un bâtiment spécial où sont rangés les serviettes de classe, les manteaux et les couvertures de laine. La couverture de laine est en effet un objet indispensable dans ces écoles. Tous les enfants, après le repas de midi, vont s'étendre et dormir plusieurs heures dans des galeries de cure spacieuses et exposées au Sud. Cette immobilité leur paraît pénible tout d'abord, mais le médecin l'exige, et finalement les plus turbulents eux-mêmes finissent par prendre leur parti de ce repos forcé et salutaire. Il ne faut pas oublier la vaste salle à manger, les salles de bains et de douches ainsi que l'habitation réservée aux sœurs de la Croix Rouge qui s'occupent de la nourriture de tout ce petit monde. 240 enfants de Charlottenburg passent là tout l'été. Ils sont confiés à 9 instituteurs et institutrices qui leur donnent l'enseignement et surveillent leurs jeux. Ils arrivent tous les matins à 8 heures par des tramways spéciaux et retournent en ville à 7 heures du soir. L'enseignement est subordonné à l'hygiène spéciale que doivent observer les enfants. Les leçons durent une demi-heure au maximum. Après une leçon, cinq minutes de récréation ; après la seconde leçon, 10 minutes. Autant que possible, la classe est faite en plein air ; par les jours de pluie, sous les halls ouverts. Un coup de cloche : les classes sont finies. Les enfants vont se laver les mains et se mettent à table. Et maintenant, ils sont confiés aux sœurs de la Croix Rouge qui font pour les nourrir des prodiges d'économie domestique. Elles reçoivent pour chaque enfant la grosse somme de 50 pfennigs par jour. Et elles donnent à chacun d'eux 1 litre de lait, 100 gr. de viande, 200 gr. de légumes, du pain, du beurre et un peu de dessert. Comment y arrivent-elles ? Elles seules le savent. On consomme par jour là-bas 240 litres de lait, 36 pains noirs et 300 petits pains. Chaque enfant a sa timbale et sa petite gamelle. Un joli escalier, à double évolution, passe auprès d'une fenêtre de la

cuisine. Les petites mains tendent la gamelle et la timbale vides pour les reprendre pleines. Beaucoup reviennent plusieurs fois à la charge, et toujours la ration est renouvelée. Aussi a-t-on constaté chez tous ces enfants, à la fin de la saison, une augmentation de poids considérable. L'an prochain on espère être organisé de telle façon que les plus débiles pourront passer tout l'été dans la forêt et y dormir dans des baraquements spécialement installés.

L'Allemagne depuis longtemps déjà possède des écoles pour les enfants arriérés ; on commence à y songer chez nous. Après avoir sérieusement lutté en Allemagne contre la mortalité des enfants en bas âge, on veut rendre la santé aux enfants restés chétifs en les enlevant pour plusieurs mois à l'atmosphère empestée des grandes villes. On objectera peut-être que nous avons chez nous les colonies de vacances. C'est un pas dans la voie du progrès, mais ce n'est qu'un pas ; un enfant ne peut pas être régénéré en un mois, ni même en deux. Il est question de créer un lycée climatique à Arcachon pour les enfants des familles aisées — on devrait en créer beaucoup d'autres encore, et penser aussi à installer pour les malheureux petits Parisiens qui languissent dans les taudis, au fond des cours sombres, des écoles sous bois comme celle de Charlottenburg.

***

Le gramophone dans l'enseignement.

Depuis trois ans le gramophone a été l'objet de perfectionnements considérables qui en ont fait un instrument d'une précision et d'une justesse merveilleuses : la voix humaine est reproduite avec une pureté étonnante, avec toutes les inflexions, toutes les nuances. Aussi a-t-on songé à mettre le gramophone au service de la science et de l'enseignement. Les Américains ont des archives « gramophoniques » ; ils y conservent les sons de dialectes qui sont en voie d'extinction, les discours d'hommes célèbres, de grands artistes, etc... Des sociétés se sont formées en Europe dans le même but. Il est surprenant qu'en France où les gramophones sont peut-être plus répandus qu'en aucun autre pays de semblables efforts n'aient pas été tentés, ou — s'ils l'ont été — que le grand public n'en sache rien.

On ne pouvait manquer de vouloir utiliser le gramophone dans l'enseignement des langues vivantes. C'est l'Angleterre, semble-t-il, qui a donné le signal. Des écoles secondaires se servent avec succès du phonographe pour l'étude du français et de l'allemand. On a même fait dans une Université des expériences concluantes que les revues pédagogiques ont mentionnées.

Toutefois l'essai n'a pas été généralisé ; on serait tenté de croire qu'on attende une impulsion vigoureuse. Cette impulsion viendra peut-être de l'Autriche. L'expérience la plus attachante, la plus longue et la plus raisonnée paraît avoir été faite à Vienne par M. Victor A. Reko, professeur à la Franz Joseph Realschule. M. Reko se sert depuis près d'un an du gramophone pour l'étude des langues vivantes et, si je ne me trompe, pour celle du français en particulier. Dans un article du *Bollettino di Filologia moderna* il rend compte des résultats qu'il a obtenus et donne d'utiles conseils. Les avantages du gramophone sont multiples. Il permet tout à la fois de lire, d'écrire, de parler et d'entendre une langue ; la prononciation qu'il donne est impeccable, on peut régler à volonté la vitesse du débit, répéter indéfiniment les mêmes sons sans lasser — nous dit M. Reko, ni les élèves ni le maître. La méthode suivie par lui

est simple et logique. On ouvre des livres ; le professeur lit lentement, — et en articulant distinctement — le texte qui doit être appris.

Lorsque chaque phrase a été lue et relue et que l'attention des élèves a été appelée sur les principales difficultés de prononciation, ceux-ci répètent les mêmes phrases. L'emploi d'une transcription phonétique peut être utile pour cet exercice. Puis le gramophone intervient : pendant qu'il parle les élèves sont autorisés à suivre sur leurs livres.

Par la comparaison fréquente du son avec sa figuration orthographique les élèves se familiarisent avec l'orthographe usuelle. L'étude du vocabulaire se trouve aussi singulièrement facilitée par le gramophone : on peut lui confier la tâche d'inculquer aux élèves les formes des déclinaisons et des conjugaisons, les listes des mots et des verbes irréguliers. La parole laisse une impression plus profonde que le livre. Et le gramophone est un professeur infatigable dont rien ne peut égaler la patience.

En possession d'un vocabulaire suffisant, l'élève se fera un point d'honneur, en comparant sa prononciation avec les sons émis par l'instrument, de s'initier à toutes les finesses de l'idiome étranger. A l'aide de deux gramophones M. Victor A. Reko a su donner à ses élèves l'illusion parfaite d'un dialogue, et bientôt, grâce à l'instinct d'imitation si puissant à cet âge, les jeunes auditeurs ont engagé ensemble des conversations en langue étrangère.

M. Reko entre, dans l'article que nous venons de résumer, dans des détails techniques fort instructifs. Il ressort de son étude qu'on est parvenu à construire des gramophones d'un prix abordable. Que l'usage s'en répande dans les écoles et ce prix sera encore réduit. Si les professeurs de langues vivantes de tout un pays, ou mieux encore de tous les pays parvenaient à s'entendre et à se concerter, le gramophone deviendrait d'un emploi courant dans leur enseignement qui ferait sans aucun doute de rapides progrès. Et maîtres et élèves n'auraient qu'à s'en féliciter.

*
* *

On sait que depuis plusieurs années des professeurs allemands enseignent durant un semestre ou deux dans une Université américaine, tandis que des professeurs américains viennent faire des cours à l'Université de Berlin. L'innovation fut accueillie avec enthousiasme. Il semble à présent, qu'à Berlin tout au moins, les résultats obtenus n'aient pas répondu aux espérances qu'on avait conçues. Aussi a-t-on émis, dans les milieux universitaires, l'idée qu'il serait préférable de faire des échanges d'étudiants. L'institution des assistants étrangers dans les établissements d'enseignement secondaire est certainement un premier pas dans cette voie.

On peut contester les services que les assistants rendent à l'enseignement, mais il est certain qu'ils tirent presque toujours un excellent parti de leur séjour à l'étranger et c'est un succès appréciable.

E.-H. B.

INFORMATIONS

Des cours de vacances auront lieu à Iéna, du 5 au 17 août. Ils sont répartis en six sections : *histoire naturelle, pédagogie, psychologie, sciences sociales, philosophie, linguistique.*

Parmi les sujets que l'on traitera cette année citons : les fondements scientifiques de la musique, la pédagogie des lycées, l'esthétique de la poésie allemande, la question sociale à la lumière de la philosophie moderne, problèmes fondamentaux de la philosophie, etc.

*
* *

La Chine réorganise, ou plutôt organise l'enseignement à tous les degrés, primaire, secondaire et supérieur, en s'inspirant des institutions européennes.

Une Université sera créée à Pékin : elle sera le foyer des études pour la Chine entière. Elle comprendra huit Facultés. On y enseignera la théologie, le droit, l'histoire, la géographie, les langues et littératures chinoises, japonaises, anglaises, françaises et allemandes, la médecine, les sciences navales, les sciences de l'ingénieur, le commerce, l'agriculture.

L'anglais sera obligatoire dans les écoles supérieures ; les élèves pourront en outre opter entre l'allemand et le français. Mais l'allemand est spécialement recommandé aux étudiants en chimie, électricité, sylviculture, métallurgie.

*
* *

Soutenance de thèses pour le doctorat ès lettres.

Le samedi 18 mai 1907, M. Berger, professeur agrégé d'anglais au lycée de Bordeaux, a soutenu, devant la Faculté des lettres de l'Université de Paris, ses thèses pour le doctorat sur les sujets suivants :

Thèse complémentaire. — *Quelques aspects de la foi moderne dans les poèmes de Robert Browning.*

Thèse principale. — *William Blake. — Mysticisme et poésie.*

M. Berger a été déclaré digne du grade de docteur ès lettres, avec la mention *très honorable.*

*
* *

Le français en Belgique.

M. Onésime Reclus constate dans la *Revue* (ancienne *Revue des Revues*, 1er mars 1907), les progrès du français en Belgique, à l'encontre de l'historien allemand Karl Lamprecht qui soutient que le germanisme triomphe dans ce pays.

« D'après le recensement de 1900, tout mis en compte et les enfants de moins de deux ans omis, les Belges pouvant se faire comprendre en français sont au nombre de 3 483 728, tandis que ceux qui peuvent se faire comprendre en flamand se chiffrent par 3 673 714 : c'est une supériorité de 188 000 environ pour l'élément flamingant.

Mais si l'on prend l'ensemble des adultes au-dessus de quinze ans, le français reprend l'avantage.

2 666 706 Belges de plus de quinze ans révolus savent la langue de Paris, tant Wallons que Flamands et qu'Allemands ; tandis que 2 594 397 seulement savent la langue de Gand, de Bruges et d'Anvers, tant Flamands qu'Allemands et Wallons. Quant à l'allemand, 121 795 personnes le possèdent, tant Allemands que Flamands et Wallons.

Nous l'emportons ainsi sur le flamand de tout près de 75 000 personnes adultes. »

Un Belge, M. V. Keto, prédit la mort du flamand à la fin d'un travail sur la francisation de Bruxelles.

« De l'ensemble de notre travail, il ressort :

1° Que Bruxelles est bien une ville française, non seulement par sa vie, mais par le langage de ses habitants;

2° Que le flamand est de plus en plus insuffisant aux besoins de la vie de relation, non seulement dans les centres comme Bruxelles, mais dans la Belgique entière;

3° Que le français se répand plus que le flamand et, notamment, que sa nécessité se fait de plus en plus sentir en pays flamand..... »

Il est à noter que les tendances citées ci-dessus se manifestent d'autant plus que le peuple devient plus instruit et plus intelligent.

SUJETS D'EXAMENS ET CONCOURS

Concours pour l'emploi d'élève-commissaire de la Marine (1906).

[*Langue anglaise* (*thème et version*). — *Temps accordé : 3 heures.*]

Thème anglais.

FRÉDÉRIC II ET LE GRENADIER.

Frédéric II avait coutume d'adresser trois questions à tout nouveau soldat qui paraissait dans sa garde; d'abord : Quel âge avez-vous? puis : Combien de temps y a-t-il que vous êtes à mon service? enfin : Recevez-vous exactement votre solde et votre ration? Un jour un jeune Français, qui ne savait pas un mot d'allemand, fut enrôlé; son capitaine lui conseilla d'apprendre par cœur les réponses qu'il devait faire au roi. Le soldat le fit, et aussitôt qu'il parut dans les rangs, le roi s'approcha et lui adressa les questions habituelles. Mais il commença par hasard avec la seconde question et lui demanda : « Combien de temps avez-vous été à mon service? — Vingt-et-un ans, répondit le soldat. — Quel âge avez-vous? lui dit alors le roi fort étonné. — Un an, sire. » Frédéric, encore plus surpris, s'écria : « L'un de nous deux doit avoir perdu la tête. » Le soldat, qui prit cela pour la troisième question, répliqua : « Les deux, sire. — C'est la première fois que j'ai été traité de fou à la tète de mon armée, » s'écria le roi. Il adressa encore une fois la parole au soldat, pour découvrir le mystère, mais il ne reçut aucune réponse. Il essaya enfin de parler en français, et le soldat lui dit alors qu'il ne comprenait pas un mot d'allemand. Le roi ne put s'empêcher de rire de la plaisanterie.

Version anglaise.

The danger of a raid on the United Kingdom is, in one respect, more imminent than elsewhere in the Empire, because we must remember that to reach most of our colonies and fortresses abroad our enemies must traverse long stretches of sea, and must organise expeditions which will have to operate far away from their bases of supply. But the enemy is at the gates of the United Kingdom; comparatively few miles of sea would separate his expeditionary force from its home base, from which men and material might be poured in practically unlimited numbers to his reinforcement.

In a few hours a steamship may easily cover the distance that separates our south coast from potentially hostile ports. When the leap is so small, an enemy may gather himself together to attempt it. The mere fact of his making preparation to do so would, unless complete confidence in home defence were felt amongst our people, be enough to spoil the plan of campaign which our navy would have in view.

Section de navigation maritime annexée à l'école supérieure pratique de commerce et d'industrie de Paris (1906).

Composition de langue anglaise.

(28 *septembre, de* 8 *h.* 1/2 *à* 10 *h.* 1/2.)

Faites-nous confidence des raisons pour lesquelles vous avez choisi la profession de marin.

I. — Est-ce à cause de la vie mouvementée du marin et des scènes toujours nouvelles qui se présentent à ses yeux ?

II. — Est-ce à cause des avantages matériels que vous pensez y trouver ?

III. — Vous rendez-vous pleinement compte de l'importance du rôle qu'un officier de la marine marchande peut jouer dans la vie nationale?

BIBLIOGRAPHIE

Alexandre Cormier. — *L'Odyssée de Milord Pontauzane.* Paris, Sansot. — 1 fr.

Voici deux contes, avec de l'esprit et du style, ce qui n'est pas commun. Dans le premier, on plaisante les savants-amateurs ; dans le second, on malmène les hommes politiques. Ni l'un ni l'autre ne corrigera les savants-amateurs ou les hommes politiques ; et pourtant la satire n'est pas tendre, elle est même féroce par places. Mais la satire a-t-elle jamais corrigé personne ? Et puis on a déjà tant dit sur les hommes politiques qu'ils ont dû, comme les " femmes hardies " du poète,

" se faire un front qui ne rougit jamais ".

Le ton de ces contes rappelle un peu celui des humoristes d'outre-mer, celui de Mark Twain. Il y règne un flegme imperturbable, surtout là où la bouffonnerie s'accentue ; l'ironie est toujours grave : c'est de l'ironie froide, correcte, et dont la correction s'oppose agréablement à la fantaisie, souvent violente, de la fiction. Ce serait un peu fatigant si cela se prolongeait. Mais l'auteur, qui avait beaucoup d'esprit, avait encore celui d'être bref. Aussi ces quelques pages sont charmantes.

Le volume se termine par trois " pochades ", moins réussies, où est pastiché Anatole France. La touche n'est pas assez légère ni la philosophie assez savoureuse; et ce n'est pas là qu'il faut chercher des perles. Elles ne manquent pas ailleurs. Voyez par exemple ce portrait d'une agence véreuse :

" C'était une curieuse officine que celle de cet homme flegmatique en réalité et bouillant en apparence; on y tripotait de toutes matières d'argent. La clientèle, chose singulière, ne se composait guère que de monarques, mais non pas tels qu'on se les imagine à première vue. Ils portaient des noms de l'autre monde, princes africains, ou des îles de la Sonde, barons allemands, comtes polonais. Les seuls que je vis jamais de tous ces messieurs étaient deux nègres d'un assez beau noir. Mais j'appris par la suite qu'ils n'étaient pas d'aussi bon teint que j'avais cru ; l'un finit aux Folies-Bergères, et l'autre, moins heureux, dans un Casino de la Banlieue parisienne. Quant à M. Pancrace Tourbillon, chef avoué de cette bande d'obscurs escrocs, il fut mis à la retraite d'office ; un soir, il revint soucieux et me mit dans la main cinq cents francs pour acheter mon silence. Je les pris ; le lendemain il entrait à Mazas. " (p. 45).

N'est-ce pas joli ? En même temps, il vient une mélancolie quand on songe que l'auteur est mort très jeune, et que, sur son lit de souffrance, il relisait et annotait ces joyeuses histoires.

M. J.

Bar-le-Duc. — Imprimerie Comte-Jacquet, Facdouel, Dir.

Les Cinq Langues

N° 19. 5 Juillet 1907. 7e Année.

SUPPLÉMENT

LA CULTURE CLASSIQUE ET LA CULTURE MODERNE

Dans le rapport présenté par M. Croiset, doyen de la Faculté des lettres, au conseil académique de Paris, en 1906, l'éminent érudit aborde la question de la culture gréco-latine.

L'inquiétude qu'il manifeste est partagée par d'excellents esprits. Nos lecteurs nous sauront gré de mettre sous leurs yeux l'opinion d'un juge impartial et éclairé :

Il s'agit de mettre la licence en harmonie d'une part avec le nouveau régime des études secondaires, d'autre part avec le diplôme des études supérieures et l'agrégation modifiée, le tout sans oublier les intérêts permanents de la culture supérieure.

La tâche est complexe et aucune décision officielle n'est encore intervenue. Je n'ai donc pas à vous entretenir de projets qui n'ont jusqu'ici qu'une valeur théorique et spéculative. Quelle sera la solution définitive ? Nous l'ignorons. Mais certains dangers apparaissent comme possibles, et nous aurons de grandes précautions à prendre pour les éviter. Il serait très fâcheux que la section gréco-latine de nos lycées, déjà menacée, reçût une nouvelle atteinte plus grave par l'effet de la réforme projetée. Quand certaines personnes s'inquiétaient, au point de vue des intérêts de l'enseignement supérieur, de l'égalité des divers baccalauréats, on leur répondait : vous avez la licence pour vous défendre. Et la réponse était plausible, à la condition que la licence à son tour ne fût pas trop complètement démantelée. Or la tentation de lui faire subir certaines opérations hasardeuses est très grande, à n'en pas douter. Le besoin évident de spécialiser les études scientifiques, joint à l'égalité théorique des divers baccalauréats, nous place en face de ce problème : puisque l'enseignement secondaire nous donnera des étudiants qui pourront n'avoir pas fait de grec du tout et fort peu de latin et puisque, d'autre part, il y a des agrégations littéraires où ces deux langues figurent à peine, ou même ne figurent pas, de quel droit mettre un obstacle sur la route ? A quoi je répondrais volontiers : mais peut être pour amener un plus grand nombre de bons élèves, dans nos lycées, à ne pas déserter la section gréco-latine, si nous estimons que cette forme de culture soit bonne en général, si nous croyons qu'elle peut, mieux que les langues modernes enseignées par la méthode directe, donner à l'esprit des habitudes de précision, d'analyse rigoureuse, de clarté dans le style, de composition, qui soient utiles à tous, mais particulièrement au futur érudit, professeur, quelle que soit d'ailleurs la spécialité à laquelle il doive s'attacher. Je ne voudrais pas qu'on imposât à tous nos professeurs, dans les divers examens d'agrégation, des exercices fastidieux destinés à établir leur science de latinistes. Mais je serais pourtant fâché que rien, dans l'organisation générale de nos examens, ne les avertît jamais de l'utilité qu'il peut y avoir à ne pas être totalement étrangers à cette discipline. Un professeur d'histoire qui ne saurait pas lire dans le

texte et au besoin critiquer un document latin (document antique ou document du moyen âge), sera nécessairement un simple vulgarisateur, condamné à travailler toujours de seconde main s'il sort de l'étude des temps modernes. Mais il saura, dit-on, de l'anglais et de l'allemand. Je l'espère bien, car c'est là, aujourd'hui, le devoir strict d'un travailleur sérieux. Mais je lui demande en outre du latin, et surtout une culture latine. J'en dirai autant du professeur de langues vivantes. A moins qu'on ne réduise le rôle de ce dernier à ne jamais étudier la littérature proprement dite des Allemands ou des Anglais, je crois que le latin, qui a tant influé sur tout notre monde occidental, lui manquera très gravement quand il devra étudier et analyser certains chefs-d'œuvre des littérateurs germaniques.

PROBLÈMES PÉDAGOGIQUES

Les pédagogues modernes se préoccupent avec raison de « l'Art à l'École » ; ils veulent faire naître et développer chez les enfants le goût et le sentiment du beau, l'amour d'une noble simplicité et des lignes pures. On a enlevé des salles de classes les tableaux criards qui les ornaient jadis, on s'efforce de ne mettre entre les mains des enfants que des livres bien édités et soigneusement illustrés, on leur donne en guise de bons points des images qu'on tâche de rendre artistiques.

Le même souci existe chez les Allemands ; ils nous ont d'ailleurs toujours devancés en pédagogie. Chez eux comme chez nous, la question de l'Art à l'École est à l'ordre du jour.

On recherche les meilleures méthodes à suivre pour l'enseignement du dessin, et tout récemment le sculpteur Albert Reimann a fait une conférence remarquable sur l'Art et l'Enfant, et particulièrement sur l'Enfant et les Arts plastiques. Il est nécessaire, dit-il, de faire une place à l'Art dans l'éducation, et l'essentiel est tout d'abord d'enseigner aux enfants à regarder et à reproduire ce qu'ils voient.

La personnalité des enfants se développe principalement dans leurs jeux, et c'est là qu'il est bon de ne pas les contrarier si l'on veut connaître leurs goûts et leurs aptitudes.

Presque tous font des constructions en sable et en mortier, ils aiment à bâtir et à creuser, c'est un instinct plastique. Ils seraient tout aussi heureux de modeler s'ils avaient à leur disposition une matière molle et facile à pétrir. Pourquoi ne leur donnerait-on pas de la plastiline par exemple ? Tous peuvent apprendre à modeler et ils ont souvent dans leurs productions une audace, une spontanéité, une fraîcheur qui font totalement défaut aux adultes. Seulement il faut que cela reste un jeu ; il ne s'agit pas de former des artistes, mais simplement des gens sachant regarder, observer, aimer la nature.

Lorsqu'on voit modeler les enfants, on s'aperçoit que presque tous sont doués au point de vue plastique. A ce jeu, leur imagination se développe en même temps que leur faculté d'observation, et ce qu'ils produisent nous révèle l'impression que le monde extérieur a faite sur leur jeune cerveau.

Le sculpteur Reimann montra environ une centaine de ces travaux d'enfants et fit remarquer qu'ils témoignaient de beaucoup d'humour, d'esprit d'observation et d'admiration naïve.

Tous les dimanches matin, il reçoit dans son atelier les enfants qui veulent

s'amuser à modeler. Si l'un d'eux, dit-il, plus adroit ou plus inventif que les autres, exécute quelque chose d'extraordinaire, tous se mettent à le regarder avec intérêt, puis on admire ou l'on critique. Car les enfants ne travaillent pas d'après des modèles, ils exécutent de mémoire ou reproduisent ce qu'ils voient. Et c'est ainsi qu'ils entrent en communion intime avec la nature, qu'ils apprennent à aimer et à connaître les animaux et les plantes. Les « jeux plastiques » sont de vrais jeux d'intérieur, c'est pourquoi les mamans devraient apprendre à modeler afin d'être plus tard à même de diriger leurs enfants et développer en eux des aptitudes qui, le plus souvent, disparaissent parce qu'elles n'ont pas été favorisées et encouragées.

* * *

Il a été question déjà des « homes d'éducation à la campagne » (Landerziehungsheime) créés en Allemagne et des « Écoles Nouvelles » fondées en France sur le même modèle ou d'après les mêmes idées. Les « Écoles Nouvelles » n'existent en France que pour les jeunes gens ; on trouve plusieurs Landerziehungsheime en Allemagne pour les jeunes filles. L'un des mieux organisés parmi ces établissements est celui de Breitbrunn am Ammersee, sur lequel A. Plothow a écrit un intéressant article.

Il est situé en pleine campagne, au pied des Alpes bavaroises, à une heure et demie de Munich, au bord d'un lac. Le domaine est magnifique. Il se compose d'une superbe maison d'habitation, d'un verger, d'un potager, de champs et de prairies qui s'étendent jusqu'au lac. Le lait, le beurre, le fromage, les fruits, les confitures, le miel, tout vient de la maison. Les fleurs qui ornent la table et les appartements ont été cueillies dans le jardin ou la prairie.

Les mets qui sont servis ont été confectionnés par les élèves sous la direction d'un professeur de cuisine. A côté de l'enseignement ménager, pratique, il est fait une large place à l'enseignement des arts, des sciences et des lettres.

Les élèves dessinent de la main droite et de la main gauche ; on enseigne surtout la composition décorative, on modèle aussi, on fait même au tour des pots et des vases, on peint sur porcelaine, on fait du paysage. Tout le monde apprend le solfège, et la musique instrumentale n'est pas négligée.

Les jeunes filles peuvent rester dans l'établissement de 10 à 18 ans. Les plus jeunes suivent des cours appropriés à leur âge, les autres apprennent les langues étrangères (anglais, français, italien, russe), celles qui veulent préparer le baccalauréat suivent des cours de latin et de grec. On évite par-dessus tout le surmènage. La leçon ne dure que 45 minutes. Elle est suivie d'une récréation d'un quart d'heure.

L'été, les classes sont faites dans le jardin, surtout les classes d'histoire naturelle. On peut observer ainsi à loisir la vie des plantes et des animaux. Les élèves rapportent de leurs promenades des insectes et des fleurs.

On enseigne aussi l'arpentage d'une façon pratique, et on a installé pour les leçons d'astronomie un petit observatoire sur une colline voisine. Toutes les connaissances acquises reçoivent d'ailleurs leur application dans la vie pratique.

Les jeunes filles savent de plus ramer, nager, patiner. Elles font le jeudi de grandes promenades dans la montagne, et en hiver, elles vont visiter les musées de Munich. Les grandes vacances sont placées en hiver, car l'été la fenaison et la moisson sont de véritables fêtes auxquelles tout l'établissement prend part. L'automne est consacré à la récolte et à la conservation des fruits. Ces vacances durent de Noël au 10 février.

Le nombre d'élèves admises à l'établissement est très restreint, de sorte que les résultats obtenus sont, paraît-il, des plus satisfaisants. De nombreux pédagogues allemands et étrangers ont séjourné à Breitbrunn pour étudier l'organisation de la maison; ils ont tous été enchantés de leur séjour et souhaitent que cette heureuse tentative trouve des imitateurs.

E.-H. B.

COURS DE FRANÇAIS DE L'UNIVERSITÉ DE GRENOBLE

(A l'usage des Étudiants étrangers, 1907-1908.)

L'Université de Grenoble, estimant qu'un séjour dans une Université étrangère pour apprendre une langue moderne devient de plus en plus un usage et une nécessité pour les Étudiants, a pris, il y a dix ans déjà, l'initiative d'une organisation destinée à satisfaire à ces nouveaux besoins de l'éducation moderne.

Son enseignement du français comprend :

I. — *Des cours de vacances* qui durent quatre mois, du 1[er] juillet au 31 octobre.

II. — *Des Cours qui durent toute l'année scolaire.* Ces Cours, organisés à la *Faculté des Lettres*, s'ajoutent à l'enseignement de cette Faculté de façon à fournir aux Étrangers un enseignement très complet de la langue française. En outre, pendant les *Congés de Pâques*, des Cours de français, comprenant deux leçons par jour, sont organisés pour les Étudiants étrangers.

En 1906, les Cours de vacances ont été suivis par 435 auditeurs, et les Cours de l'année scolaire par 294.

Cours de vacances du Comité de patronage des Étudiants étrangers.

Programme de l'année 1907.

L'organisation des Cours de vacances, telle qu'elle a été réalisée à l'Université de Grenoble, a été consacrée par le succès L'Université tient à honneur de la développer et d'y apporter chaque année des améliorations nouvelles. Il y a quatre ans déjà, les Cours théoriques et pratiques de langue française ont été réorganisés sur un plan nouveau. La création d'un enseignement régulier de *Phonétique théorique* et l'ouverture d'un *Laboratoire de phonétique expérimentale* ont été une innovation fort appréciée. L'Université de Grenoble est la seule Université qui ait institué un *Enseignement scientifique et pratique de la prononciation*. Elle seule possède un *Laboratoire de phonétique*, organisé pour un double objet : 1° l'enseignement pratique de la prononciation, qui comprend l'étude des articulations (*appareils de démonstration et de correction*) et l'étude de la diction (*auditions phonographiques quotidiennes*); 2° l'étude scientifique de la physiologie phonétique (*appareils explorateurs des organes, photographie, cinématographe*). Les exercices du Laboratoire de phonétique sont combinés avec des exercices de lecture. Chaque auditeur inscrit aux exercices pratiques est soumis à un examen où l'on relève ses défauts particuliers, et sous la direction d'un maître de lecture, il est exercé à les corriger. Le professeur de phonétique se rend personnellement compte des progrès de chacun. Tout auditeur peut lui-même faire des recherches phonétiques personnelles au Laboratoire en acquittant un droit spécial.

En outre, les conférences comprendront un enseignement général de la littérature française du XVII[e] siècle à nos jours et des études générales d'histoire destinées à éclairer les études d'ordre littéraire.

Voici, dans ses lignes générales, le plan qui sera suivi cette année.

Les Cours professés à l'Université ont lieu tous les jours, à l'exception du

samedi et du dimanche, jours réservés aux excursions de montagne. Ils comportent quatre à cinq heures de Cours par jour et sont divisés en deux séries parallèles, comprenant des *Cours théoriques et pratiques de langue française* et des *Conférences*.

IMMATRICULATION.

Le prix de l'immatriculation est de 40 francs pour 6 semaines, de 10 francs pour chaque quinzaine complémentaire, ou de 60 francs pour toute la durée du Cours.

Il sera délivré à tout auditeur des Cours qui en fera la demande un *Certificat officiel d'immatriculation*, constatant la durée de son séjour. Ce certificat sera signé par le Recteur de l'Université et le Président du Comité de Patronage. Il sera délivré aussi des bulletins détaillés qui mentionneront les différents Cours suivis par chaque étudiant. Ces bulletins seront revêtus de la signature des divers professeurs dont l'enseignement aura été suivi et du directeur des Cours.

CERTIFICAT D'ÉTUDES FRANÇAISES.

Le Certificat d'études françaises est un grade d'Université, de plus en plus recherché par les Étudiants étrangers. Il y aura une session d'examens dans la seconde quinzaine du mois d'août; elle sera ouverte aux auditeurs qui se seront fait inscrire au Cours de vacances pour une scolarité de deux mois.

Il y aura une seconde session dans les derniers jours du mois d'octobre.

Une médaille d'honneur sera décernée à la fin de chacune de ces deux sessions à l'étudiant qui aura été classé le premier à la suite des épreuves écrites et orales.

Renseignements pratiques.

Pensions. — Le prix moyen d'une pension est de 130 à 150 francs par mois. Les Étudiants qui voudraient vivre plus modestement pourront avoir des installations à partir de 100 francs par mois (30 francs pour une chambre meublée et 70 francs pour la nourriture, vin compris).

Les Étudiants sont priés de se présenter, dès leur arrivée, au Secrétariat du *Comité de patronage des Étudiants étrangers*, à l'Université, où on leur fournira tous les renseignements relatifs à leur installation.

Les services du Comité sont absolument gratuits.

Pour tous les renseignements, les Étudiants étrangers sont priés de s'adresser au *Président du Comité de patronage*, à l'Université.

INFORMATIONS

La Faculté des lettres de l'Université de Paris est autorisée à délivrer, en 1907, le diplôme d'études supérieures de langues et littératures étrangères vivantes pour l'espagnol.

***

Nous lisons dans le *Risveglio Italiano*, l'excellent organe de la colonie italienne à Paris, que la Faculté des lettres de l'Université de Grenoble a demandé au ministre de l'Instruction publique l'autorisation d'inviter un professeur italien à faire partie de la commission d'examens pour le diplôme d'études supérieures de langue et de littérature italiennes.

Cette autorisation ayant été accordée, la Faculté a invité pour l'année 1907 le professeur Dino Mantovani de l'Université de Turin, membre de la commission de réforme des écoles moyennes.

Le journal italien fait remarquer que semblable mesure n'avait jamais été prise. Il se félicite de cet acte de courtoisie internationale qui contribuera à sceller l'amitié des deux nations sœurs.

***

Certificat d'aptitude au professorat des classes élémentaires.

(Liste des auteurs pour le concours de 1908)

AUTEURS ANGLAIS.

1. Swift. — *Gulliver's Travels.* Deuxième partie : Voyage à Brobdingnag.

2. Pocket anthologies, n° 5. — *Poetry for Children. One hundred of the Best Poems for the Young in the English language*, selected by Adam L. Gowans, M. A. (les 30 premières poésies, pages 1 à 56). — Gowans et Gray, éditeurs, London and Glasgow.

AUTEURS ALLEMANDS.

1. Gromaire. — *Die deutsche Lyrik*, pages 116 à 185 (1 vol., A. Colin, édit.)

2. W. Raabe. — Else von der Tanne. — Collection Velhagen und Klasing. — Zweites Bändchen, Leipzig. — Deutsche Prosa, IV. Teil.

SUJETS D'EXAMENS ET CONCOURS

École Polytechnique (1907).

Composition[1] de langues vivantes autres que l'allemand.

LE SOIR

Nous sommes au déclin du jour : le soleil descend au bord de l'horizon ; les nuages les plus proches prennent une teinte rouge. A la chaleur du jour succède une soirée fraîche ; le brouillard s'élève au-dessus des eaux, et l'herbe est humectée de rosée. Dans l'air se jouent les moucherons en nombreux essaims ; les oiseaux dans la forêt et dans la campagne font entendre leurs derniers chants avant le sommeil ; depuis quelque temps déjà les abeilles sont retournées, chargées de miel, dans leurs ruches. Tous les êtres pourtant ne se livrent pas au repos ; on entend déjà les grenouilles coasser dans le marais, et l'on voit briller le ver luisant entre les rameaux des arbrisseaux ; les hannetons bourdonnent autour des arbres ; les chauves-souris sortent de leurs sombres retraites, voltigent çà et là au milieu des arbres et frôlent les maisons. Les laboureurs sont revenus de leurs travaux et se reposent sur un banc, devant la ferme, en attendant le repas du soir...

N. B. — Les candidats pourront continuer et développer ce sujet.

1. Facultative. Temps accordé : 1 heure.

École Navale (1907).

Thème anglais[1].

Je n'ai pas de respect pour un Anglais qui rentre à Londres, après un long séjour à l'étranger, sans que son cœur batte plus vite. Les édifices publics y sont peu nombreux et pour la plupart mesquins ; les monuments d'autrefois n'y sont pas comparables à ceux que possède la moindre ville d'Italie ; les palais y sont tristes et médiocres ; les demeures des nobles et des princes sont de laids et informes monceaux de briques. Mais qu'importe tout cela ? L'esprit de Londres est dans ses rues, dans sa population. Quelle richesse ! Quelle propreté ! Quel ordre ! Quel mouvement ! Comme la vie qui circule dans ses mille et mille artères est imposante, et pourtant comme elle est ardente ! Lorsque le soir le gaz brille de toutes parts et que l'une après l'autre les rues disparaissent sous les roues de la voiture qui vous entraîne, chacune d'elles, si régulière dans sa symétrie, semble vous dire : « C'est ici la cité des hommes libres ! » Oui, tout Anglais qui rentre à Londres doit sentir son cœur se gonfler d'orgueil.

1. Sans dictionnaire ni lexique. Temps accordé : 1 heure.

Professorat des Écoles normales[1] (1907)

(*Aspirants et aspirantes. — Temps accordé : 4 heures.*)

Rédaction en langue étrangère.

SUJET A DÉVELOPPER EN ALLEMAND

Sie haben im Sommer einige Tage auf einem Bauernhofe zugebracht. Bei dieser Gelegenheit haben Sie den Haus-und Feldarbeiten beigewohnt. Sie berichten darüber in einem Brief an einen Freund (oder an eine Freudin).

SUJET A DÉVELOPPER EN ANGLAIS

It is Summer. You have been spending a few days in a farm, witnessing home and field-work. You write to a friend about it.

SUJET A DÉVELOPPER EN ESPAGNOL

En verano : Acaba usted de pasar algunos días en una alquería, enterándose de los quehaceres de la casa y de los campos, y escribe usted á un amigo lo que ha observado.

SUJET A DÉVELOPPER EN ITALIEN

Durante l'estate, avete passato alcuni giorni in una tenuta, osservando le faccende della casa e dei campi. Scrivete in proposito una lettera ad un amico.

Version allemande.

Hektors Abschied.

Vor dem Tore schon trat ihm Andromache entgegen. Voll Liebe und Wehmut lächelte sie ihn an. Ihr folgte eine Magd, die den kleinen Knaben Astyanax auf den Armen trug. Freudig blickte der Vater auf das schöne Kind, Andromache aber schmiegte sich an des Helden Seite, lehnte ihr Haupt an seine Schulter und sprach traurig: „ Grausamer Mann, gib Acht, dich tötet noch deine Verwegenheit. Weder deines Kindleins noch deines armen Weibes gedenkst du. Ach, mir starb die Mutter schon früh, und den Vater und meine sieben Brüder hat mir Achilles getötet. Würde ich auch deiner beraubt, so wäre ich ganz einsam, die verlassenste aller Frauen ! O lieber Mann, bleibe nur heute der blutigen Schlacht fern ! „

Zärtlich drückte Hektor das angstvolle Weib fester an sich und sprach innig : „ Geliebte, glaube mir, nicht aus frevlem Übermute zieh ich in den mörderischen Streit, doch wer sollte die Heimat schützen, wenn ich nicht zuvorderst im Kampfe stände ? „

Gotthold Klee.

Version anglaise.

Americans possess the art of conversation to a very remarkable degree ; they know how to express themselves and to give form and shape to their thoughts.

Their knowledge of our Europe puts us equally to shame. How well they know their Paris, their Rome, their Berlin !

" Your London is so immense, your country so small ", was the description of England given over a tea-cup by an American visitor, who then recounted how on landing at Liverpool, the traveller is whirled by train to the metropolis, passing in rapid succession through a variety of celebrated places and important towns, to arrive in the capital and find a huge, enormous city with each of its different quarters separated by great distances which can only be reached by driving and driving. London has been well described by Oliver Wendell Holmes — " a nation of something like four million inhabitants". Dr. Johnson's advice to a friend on visiting London might perhaps be quoted here. " Sir ", he observed, " if you wish to have a just notion of the magnitude of this city, you must not be satisfied with seeing its great streets and squares, but must survey the innumerable little lanes and courts. It is not in the showy evolutions of buildings, but in the multiplicity of humane habitations which are crowded together, that the wonderful immensity consists. "

London has no scheme, no settled plan, it is gloriously erratic — " the dreadful, delightful city ", as Henry James somewhere writes of it.

HESTER RITCHIE. — Americans in London,
(*The Pall Mall Magazine*).

Version espagnole.

Con estos síntomas desapacibles, los últimos bañistas de la playa tiritaron de frío y de tristeza, y se largaron tierra adentro sin volver la vista atrás. Los ociosos hospederos apagaron entonces sus hornillos y fogatas ; requirieron las improductivas cacerolas, y se desbandaron también hacia sus cuarteles de invierno, cruzándose quizás en el camino

1. Nos lecteurs trouveront les corrigés de ces épreuves dans le N° du 5 Octobre 1907.

éstos y los otros con los nativos de la ciudad, que tornaban á ella cansados de la vida campestre en las aldeas circunvecinas. Los taciturnos balnearios, los encumbrados CHALETS y los hoteles, grandes y chicos, después de recoger y amontonar sus cachivaches y dar una escobada á los suelos, cerraron sus puertas y ventanas ; y hartos de huéspedes volanderos y de sus algaradas y trapisondas, dispusiéronse á dormir, entre los horrores de la digestión y en aquella soledad que parecería la de las tumbas sin el bramar continuo del enfurruñado Océano, el sueño de las marmotas hasta los primeros calores del venidero estío. — En la ciudad aconteció entonces algo parecido á lo que acontece en el seno de la patriarcal familia al siguiente día de despedir á los parientes y amigos que vinieron con motivo de las fiestas del Santo patrono del lugar...

J. M. DE PEREDA, *Nubes de estío.*

Version italienne.

FEMMINE TRAMUTATE IN MASCHI.

È trito dettato inglese che il Parlamento tutto possa, fuorchè mutare il sesso dei sudditi di S. M. B. Un simile portento è stato invece compiuto in Italia e precisamente nella regione veneta ; non per legge, ma per effetto della consuetudine. Si rincorino però gli abitanti tutti di quelle provincie : non si tratta di qualche inopinata rivoluzione fisiologica conturbante la struttura e l'assetto del loro organismo, di guisa che, per tacer d'altro, il sospirato diritto elettorale abbia, per virtù di natura, a passare dai Bortoli alle Meneghe, e viceversa dalle Meneghe ai Bortoli la cura delle domestiche faccende ; ma semplicemente di una ingiuria recata dall'uso ai nomi vecchi di quei bei fiumi che dalle Alpi nostre scaturiti, formano colle lor valli una delle più ampie e fertili pianure italiche. Ingiuria bella e buona ; della quale si dolgono, con molta ragione, le ninfe gentili che di quei corsi d'acqua governavano le sorgenti.

Poichè, per non rammentare fiumicelli di minor conto, « la Livenza », « la Piave », « la Brenta », sono da un pezzo in qua diventate « il Livenza », « il Piave », « il Brenta ». Guai a dire colà, a mo' d'esempio,« Piazzola sulla Brenta! ». Il sindaco di quel fiorente Comune arriccerebbe il naso. Non è forse un novant' anni e più che le ii. rr. autorità prima e poi quelle pedisseque del Regno d'Italia, compreso forse il provveditore agli studi, hanno decretato che « la Brenta » è « il Brenta », e tanto basti ?

Se ad un popolano o ad un villico qualsiasi di quei posti chiedete il nome dei suoi fiumi, vi sentirete rispondere : *la Brenta* o *la Piave*, *sior*. Ragionando invece colla gente che dovrebbe saper parlare con miglior garbo, non c'è quasi nessuno che colga nel segno, usando l'articolo femminile. Ecco uno dei casi frequenti in cui la parlata popolare raddrizza le gambe al favellar civile, anche fuor di Toscana. Purchè, come altre volte è accaduto, il maestro di scuola e certi libriccini di testo debitamente approvati e premiati, non costringano anche la plebe a sbagliare.

BIBLIOGRAPHIE

Marcel BOULENGER. — *La querelle de l'orthographe.* — Paris, Bibliothèque internationale d'édition. E. Sansot et Cie,1906. — 1 vol. de 95 pages in-12 couronne. Prix : 1 franc.

M. Marcel Boulenger a une sainte horreur des étymologistes, phonétistes et autres réformistes qui veulent simplifier l'orthographe traditionnelle. Il la défend avec chaleur et, ce qui vaut mieux encore, avec esprit ; il plaide sa cause au nom de la clarté, de la grâce de notre langue et parce qu' « il y a dans l'usage quelque chose d'affectueux, de vénérable, de délicat et qui touche ». Quelques-unes de ses critiques, en particulier celles qui s'adressent aux phonéticiens, paraissent justes. M. Boulenger est fort bien documenté ; il connaît tous les arguments du camp adverse et il n'en laisse aucun sans réponse. Au demeurant, il n'a garde de se montrer intransigeant et tout le monde souscrira à sa conclusion : « S'il y a dans notre orthographe actuelle des bizarreries, des anomalies, des fantaisies choquantes à l'excès, notez-les, cataloguez-les, signalez-les à l'ironie ou au bon sens populaire ; quelques années de libre discussion amèneront, comme toujours, le triomphe de cet invincible bon sens ; l'orthographe se régularisera et se réformera dès lors par la collaboration de tous, et non par le caprice scientifique de quelques-uns. Signalez à l'usage les réformes à faire, et l'usage les fera, sous le régime et avec la sanction de la liberté ». E.-H. B.

Bar-le-Duc. — Imprimerie Comte-Jacquet, Facdouel, Dir.

Les Cinq Langues

N° 20. 20 Juillet 1907. 7e Année.

SUPPLÉMENT

PROGRAMMES DES CONCOURS DE 1908

Agrégation d'allemand.

I. — Histoire de la littérature.

a) Le « Sturm und Drang ».
Von deutscher Art und Kunst. (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts.)
Goethe. — *Poésies sur Frédérique. — Wanderers Sturmlied, An Schwager Kronos, Mahomets Gesang, Harzreise im Winter. — Der Ewige Jude. — Urfaust.*
Leisewitz. — *Julius von Tarent.*
Klinger. — *Die Zwillinge.*
Maler Müller. — *Die Schafschur, das Nußkernen.*

b) La poésie lyrique contemporaine.
Arno Holz. — *Phantasus.*
Stefan George. — *Der Teppich des Lebens.*
Dehmel. — *Gesammelte Werke.* Tome II.

II. — Histoire de la civilisation.

a) La vie populaire en Allemagne au XIIIe siècle.
Meier Helmbrecht (édit. Panzer) v. 1-697.

b) La vie et l'œuvre de Dürer.
A. Dürers schriftliches Vermächtnis (édit. Max Osborn) : *Familienchronik ; Tagebuch der Reise in die Niederlande ; Aus den theoretischen Schriften.*

c) L' « Aufklärung ». 1° L'Aufklärung politique. — Le système politique de Frédéric II. — 2° L'Aufklärung philosophique.
Lessing. — *Die Erziehung des Menschengeschlechts.*
Herder. — *Briefe zur Beförderung der Humanität.*

Agrégation d'anglais.

I. — Périodes et questions.

1. La prose anglaise de 1450 à 1550.

2. La Renaissance anglaise et l'antiquité classique.

3. La religion sous la Restauration.

4. La critique de la société et de la culture anglaises au xix^e siècle, dans les auteurs portés au programme.

II. — Auteurs.

1. *Specimens of English Literature from 1394 to 1579* by W. Skeat. (Clarendon Press.) — Reg. Pecock. — Malory. — Berners. — Tyndale. — Sir Thomas Moore. — Latimer.

2. Marlowe. — *Hero and Leander*, Sestiads I, II.

3. Shakespeare. — *Troilus and Cressida.*

4. Chapman. — *Iliad*, Book IX.

5. Milton. — *Paradise Lost*, Books I, II.

6. Bunyan. — *Grace Abounding.*

7. Butler. — *Hudibras*, Part I.

8. Dryden. — *The Hind and the Panther*, Parts I, II.

9. Carlyle. — *Sartor Resartus.*

10. Thackeray. — *The Book of Snobs.*

11. M. Arnold. — *Culture and Anarchy.*

12. Bernard Shaw. — *Man and Superman* (1903).

Agrégation d'espagnol.

I. — Périodes et questions.

1. Influence morale, artistique, littéraire des Arabes sur la civilisation espagnole.

2. Rapports et différences entre le *Marinisme* italien et le *Gongorisme* espagnol.

3. Rapports et différences entre le romantisme espagnol et le romantisme français.

II. — Auteurs.

1. *Primera Crónica general de España.* (Nueva Biblioteca de Autores Españoles, tomo V. — De la page 505, n° 830, à la page 518, n° 845.)

2. Romances de Zamora (Bibliot. de Aut. Esp. t. 10, du n° 760 au n° 807).

3. Mateo Alemán, *Guzmán de Alfarache*, Parte I^a, libro 1°, cap. 8°. — *Historia de Ozmín y Daraxa.*

4. *El Burlador de Sevilla.*

5. Tamayo y Baus. — *Un drama nuevo.*

6. José Zorrilla. — *Cantos del Trovador.*

7. A. Palacio Valdés. — *Marta y María.*

Agrégation d'italien.

I. — Questions.

1. L'évolution de la langue italienne (vocabulaire, syntaxe et style), du commencement du XIVe siècle à la fin du XVIe.

2. La vie de cour en Italie au XVIe siècle.

3. L'école littéraire, dite *l'Arcadie*, au temps de Frugoni et de Métastase.

II. — Auteurs.

1. Dante. — *Convivio*, trattato 1°.

2. Boccace. — *Trattateto in laude di Dante* (Dans *Dante e Firenze*, de M. Zenatti, Florence, Sansoni).

3. Le Tasse. — *Jérusalem délivrée*, chants 2 et 8.

4. Della Casa. — *Prose scelte* (édit. Severino Ferrari, Florence, Sansoni).

5. Métastase. — *Attilio Regolo*.

6. Foscolo. — *Lezioni sull'eloquenza*, 1a e 5a lezione.

7. Carducci. — *Intermezzo*, et, dans les *Odi barbare : Alle fonti del Clitunno : Roma* ; *A Giuseppe Garibaldi*.

Certificat d'aptitude à l'enseignement de la langue allemande.

Lessing. — *Erziehung des Menschengeschlechts*.

Herder. — *Briefe zur Beförderung der Humanität*, 1. und 2. Sammlung.

Gœthe. — Les poésies suivantes : *An die Erwählte*, *Willkommen und Abschied*, *Mailied* (Wie herrlich...), *Mahomets Gesang*, *Harzreise im Winter*, *An Schwager Kronos*, *Wanderers Sturmlied*, *Prometheus*.

Maler Müller. — *Die Schafschur*. — *Das Nußkernen*.

Schiller. — *Die Räuber*.

Fontane. — *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*, Auswahl, von Berdrow (Cotta'sche Handbibliothek, Nr. 121).

Hans Hoffmann. — *Ostseemärchen* (Cotta).

Ompteda. — *Der Major*. — *Ein Weihnachtsabend*. — *Das Schützenfest* (Wiesbadener Volksbücher, Nr. 47).

Bethge. — *Deutsche Lyrik seit Liliencron* (Leipzig, Max Hesse), les poètes suivants : Dehmel, Evers, Falke, Hofmannsthal, Liliencron.

Dictionnaire autorisé pour les épreuves du commentaire grammatical et de la lecture expliquée :

Herrmann Paul. — *Deutsches Wörterbuch*.

Certificat d'aptitude à l'enseignement de la langue anglaise.

Auteurs.

1. Shakespeare. — *Troilus and Cressida. Acts 1, 2, 3.*

2. Milton. — *Comus*.

3. Carlyle. — *Sartor Resartus. B. I.*

4. Thackeray, — *Book of Snobs.* — *Ch. I.-Ch. XXIII inclusively.*
5. W. Hazlitt. — *Shakespeare's Characters : Cymbeline, Macbeth, Julius Cæsar, Othello, Timon of Athens, Coriolanus, Troilus and Cressida, Antony and Cleopatra, Hamlet, The Tempest, A Midsummer Night's Dream, Romeo and Juliet, Lear.*
6. George Éliot. — *The Sad Fortunes of the Rev. Amos Barton.* (*Scenes of Clerical Life.*)
7. Tennyson. — *The Lady of Shalott, Ulysses, Tithonus, The Palace of Art, A Dream of Fair Women, The Voyage.*

Certificat d'aptitude à l'enseignement de la langue espagnole.

AUTEURS.

1. Mateo Alemán. — *Guzmán de Alfarache,* Parte 1ª, libro 1º, cap. 8º — *Historia de Ozmín y Daraxa.*
2. *El Burlador de Sevilla.*
3. Tamayo y Baus. — *Un drama nuevo.*
4. José Zorrilla. — *Cantos del Trovador.*
5. A. Palacio Valdés. — *Marta y María.*

Certificat d'aptitude à l'enseignement de la langue italienne.

AUTEURS.

1. Dante. — *Convivio,* trattato 1º.
2. Le Tasse. — *Jérusalem délivrée,* chants 2 et 8.
3. Della Casa. — *Prose scelte* (édit. Severino Ferrari, Florence, Sansoni).
4. Foscolo. — *Lezioni sull'eloquenza,* 1ª e 5ª lezione.
5. Carducci. — *Intermezzo,* et, dans les *Odi barbare : Alle fonti del Clitunno ; Roma ; A Giuseppe Garibaldi.*

LES LANGUES VIVANTES DANS LES ÉCOLES RÉALES DE PRUSSE

Le rescrit impérial du 26 novembre 1900 déclare que « l'enseignement des langues modernes doit viser tout particulièrement la facilité à parler la langue et l'intelligence sûre des auteurs courants ».

Quant à la méthode recommandée, ce n'est pas, comme on le prétend souvent, la méthode directe dans toute sa rigueur. On lui a emprunté ce qu'elle a de vivant, de pratique, et on a laissé de côté les exagérations auxquelles elle a parfois donné lieu. C'est ainsi qu'on recommande au professeur de se servir de la langue maternelle toutes les fois qu'il le juge nécessaire, surtout dans l'enseignement de la grammaire. Il ne sera pas sans intérêt pour nos lecteurs de lire les instructions qui ont été données à ce sujet.

Observations méthodologiques pour l'enseignement du français et de l'anglais.

1) *Prononciation.* — L'acquisition durable d'une bonne prononciation devra être l'objet de soins sérieux dans toutes les classes. Après l'avoir enseignée au début dans un cours spécial de courte durée, et après l'avoir affermie par une pratique fréquente et minutieuse, on ne manquera pas de la contrôler constamment dans les classes suivantes ; on sera progressivement plus exigeant quant à la sûreté, la facilité et l'accent. Les professeurs d'un même établissement devront s'entendre une fois pour toutes sur certains mots dont la prononciation est en réalité mal assurée. Les professeurs spéciaux (de français ou d'anglais) feront servir au perfectionnement de la prononciation de l'allemand les avantages que procure l'étude des langues étrangères au point de vue de la discipline des organes vocaux.

2) *Exercices de conversation.* — Les exercices de conversation, que l'on pratiquera dès le début sous une forme très simple, doivent se continuer à travers l'enseignement de toutes les classes, et ne devront manquer dans aucune leçon. On n'omettra pas d'exiger des efforts plus grands au fur et à mesure des progrès. . . . Cependant le dialogue simple devra toujours prédominer. Les conversations faites à propos de la lecture doivent être complétées par d'autres portant sur les incidents et les conditions ordinaires de la vie réelle. Il est bon d'employer avec mesure des images d'enseignement visuel représentant avec goût des sujets intéressants, ainsi que des cartes géographiques, des reproductions artistiques et d'autres moyens semblables. Mais on aura soin de ne point laisser dégénérer ces exercices en un jeu insipide de questions et de réponses. On se gardera bien aussi d'attribuer une valeur démesurée à des détails tout extérieurs dans les conditions actuelles des pays étrangers et de ne pas apprécier à leur juste valeur des phénomènes plus remarquables et plus importants surtout au point de vue des rapports de ces pays avec l'Allemagne.

3) *Vocabulaire et locutions idiomatiques.* — On rattachera aux exercices de conversation l'acquisition durable d'un vocabulaire assez étendu et relatif aussi aux choses concrètes ; ce vocabulaire devra être complété, dès le début, par une provision de locutions usitées et reçues. On empruntera l'un et l'autre, autant que possible, à des lectures appropriées et à des représentations d'images et d'événements ; à cet égard, des lexiques ordonnés par matières peuvent rendre de bons services. On pourra apprendre aux élèves, jusque dans les classes supérieures, à dresser des listes de mots classés soit d'après leurs rapports naturels, soit d'après leur étymologie, non seulement pour consolider les connaissances acquises, mais pour donner de la vie et de l'intérêt à l'étude. En tâchant de fixer dans la mémoire le vocabulaire appris, le professeur aura maintes occasions d'intercaler des indications philologiques, qu'il graduera pour en tirer parti, selon le niveau de la classe.

4) *Lecture.* — La lecture doit occuper la place la plus considérable dans l'enseignement et fournir, du moins dans la seconde moitié du cours d'études, des idées utiles sous une forme élevée. On choisira de préférence des sujets qui préparent à la connaissance de l'histoire et de la civilisation du peuple français ou anglais ; on n'oubliera pas, dans les établissements réaux, des morceaux de lecture d'ordre technique et scientifique. Les lectures rassemblées dans certains livres de classe ont besoin d'être triées avec soin. On évitera aussi que les élèves

de telle ou telle année aient à souffrir de lectures trop exclusivement préparées pour le niveau ordinaire de leur classe. Bien que la lecture doive servir d'à-propos à des exercices de conversation et à des explications grammaticales et autres, son rôle ne devra jamais devenir secondaire, surtout dans les classes supérieures. On pratiquera sérieusement dans toutes les classes la lecture courante, vivante et bien accentuée, de textes français et anglais. On verra qu'à cet égard la déclamation soignée de morceaux de prose et de poésies choisies avec méthode sera d'un secours précieux. On essaiera, de temps à autre, de remplacer la traduction en bon allemand par une explication en langue étrangère, mais à condition que le maître soit complètement sûr de lui et que les élèves soient suffisamment avancés pour que l'intelligence complète des idées du texte reste garantie.

5) *Grammaire et théorie afférente.* — Sans doute, la grammaire doit être subordonnée à la lecture, mais on ne la rejettera pas tellement au dernier plan que l'on renonce à en traiter, selon un ordre systématique, les parties assignées aux différentes classes.

Il faut que les élèves arrivent à la conception nette du système grammatical, quelque simplifié qu'il soit. Cela est absolument indispensable dans les gymnases réaux et dans les écoles réales, mais aussi, toutes proportions gardées, dans les autres établissements. Nulle part, on ne négligera de rapprocher la langue étrangère qu'on enseigne des autres langues apprises par les élèves.

On suivra naturellement l'ordre traditionnel de la morphologie et de la syntaxe, mais cela n'empêchera pas de s'occuper de bonne heure des règles importantes de la syntaxe et de remettre à plus tard des faits moins usuels de morphologie. Le but principal doit être la possession complète de tous les faits linguistiques usuels, tandis qu'il suffit pour un bon nombre d'autres faits qu'on les fasse comprendre au cours de la lecture. On jugera, d'après les conditions spéciales à chaque école, si, et jusqu'à quel point, on pourra approfondir l'instruction grammaticale dans les classes supérieures par l'investigation des causes logiques, psychologiques ou historiques des faits grammaticaux. En aucun cas, l'étude « approfondie » de cette manière ne saurait remplacer la possession pratique du langage; partout et toujours, la répétition et la consolidation des connaissances acquises demeurent la chose la plus nécessaire. Les grammaires rédigées en français ou en anglais doivent être exclues de l'usage scolaire.

6) *Exercices écrits.* — Quoiqu'il faille attribuer, en général, plus d'importance aux exercices oraux, on ne doit pas renoncer à faire faire régulièrement des exercices écrits. On prendra comme règle d'exiger, du moins dans les classes inférieures et moyennes des établissements réaux, un travail écrit quelconque, si court soit-il, par semaine, tandis qu'on pourra accorder de plus longs intervalles dans les classes supérieures de ces établissements et dans les gymnases classiques. En général, les travaux écrits ne doivent pas se borner à des traductions en langue étrangère ; on intercalera de bonne heure des exercices d'orthographe, des variations même de nature syntaxique et des imitations, surtout dans les établissements réaux, afin de préparer graduellement aux rédactions libres, plus étendues, du degré supérieur. On peut permettre à la rigueur, et à des conditions semblables à celles qui ont été énoncées plus haut au sujet des traductions orales de textes lus, de donner une préférence absolue pendant un temps, aux exercices libres, sur les traductions écrites en langue étrangère, mais on ne pourra jamais entièrement renoncer à ces

dernières qui doivent amener les élèves, graduellement, de la traduction littérale à l'expression personnelle d'une pensée dans une autre langue que la leur. Les dissertations des classes réales supérieures, dont environ quatre par an seront faites à la maison et deux en classe, ne devront pas porter exclusivement sur des sujets d'histoire universelle ou d'histoire militaire, mais sur des sujets variés.

7) *Langue dans laquelle se fera l'enseignement.* — On peut juger désirable en principe que les professeurs donnent leur enseignement dans la langue étrangère qu'ils enseignent, à condition qu'ils puissent le faire avec profit, mais il ne faut pas que l'enseignement y perde de sa solidité et de son sérieux. On aura raison de recourir à la langue maternelle chaque fois qu'il s'agira d'explications difficiles et approfondies, surtout dans l'instruction grammaticale. Par contre, l'emploi de la langue étrangère est à recommander dans des exposés d'histoire littéraire ou d'histoire de la civilisation.

8) *Concentration.* — A tous les degrés, il faut avoir soin de relier exactement entre elles les différentes branches de l'enseignement des langues modernes, en particulier dans les classes supérieures des établissements réaux, où l'on risquerait de compromettre le succès d'ensemble si l'on poursuivait trop exclusivement l'un ou l'autre des buts spéciaux que l'on doit tâcher d'atteindre.

SUJETS D'EXAMENS ET CONCOURS

École spéciale militaire de Saint-Cyr (1907).

(*Temps accordé : 3 heures.*)

Thème allemand.[1]

MARSEILLE.

Notre seconde ville de France, notre belle capitale du Midi, ensoleillée et bruyante, est trop connue pour que son nom seul n'évoque pas immédiatement la pureté de son ciel, la douceur de son climat, la gaieté de ses habitants et le spectacle divertissant qu'offre la Cannebière, notamment à partir d'onze heures ou midi.

La situation de la ville est admirable. Au fond d'une petite baie elle se dresse en amphithéâtre et forme un fer à cheval immense, dont le creux est dessiné par le port. Les voies de communication y sont nombreuses, et les moyens de locomotion permettent de se rendre très rapidement et à bon compte d'un point à un autre.

Le site, a dit un vieil auteur, est aussi ravissant sous le rapport pittoresque qu'avantageux sous celui du commerce. Tout contribue à enrichir cette ville pour laquelle les hommes ont fait beaucoup, mais bien moins encore que la nature.

1. Voir dans le *Supplément* d'octobre les corrigés des épreuves données à ce concours.

Version allemande.[1]

Bald nach dem Tode seines geliebten und hochverehrten Vaters war der junge Offizier, auf seinen ausdrücklichen Wunsch, in ein anderes Regiment versetzt worden; er hatte sich von all' den traurigen Erinnerungen losreißen wollen, die für ihn mit dem Bilde seiner Vaterstadt verknüpft waren, aber diesen Zweck hatte er nicht erreicht.

Die große Enttäuschung seines Lebens lastete noch immer mit derselben Schwere auf ihm, denn das Glück, welches die unbarmherzige Faust des Schicksals ihm zertrümmert hatte, war viel zu köstlich gewesen, als daß es ihm jemals durch ein anderes hätte ersetzt werden können.

Er war ein stiller, einsamer Mann geworden, der den Freuden der Geselligkeit am liebsten aus dem Wege ging, und der seine freie Zeit viel lieber im Studierzimmer bei den Büchern zubrachte, als im lustigen Kreise der Kameraden, oder in den gastlich geöffneten Häusern der angesehensten Familien.

Trotz seines eingezogenen Lebens war er doch allgemein geachtet und beliebt; seine Vorgesetzten schätzten ihn als einen tüchtigen, pflichteifrigen Offizier, und seine Kameraden wußten, daß er zu jeder Hilfeleistung, zu jedem persönlichen Dienst bereit war, treuer und zuverlässiger als irgend ein anderer.

BIBLIOGRAPHIE

H. Vuibert. *Annuaire de la Jeunesse pour 1907.* — Paris, 1907. Un vol. de 1 128 pages avec des illustrations. Vuibert et Nony éditeurs. Prix : 3 fr. 50.

L'*Annuaire de la Jeunesse* est bien connu de la majorité de nos lecteurs. On attendait impatiemment une édition nouvelle. Elle vient de paraître et nous pouvons affirmer qu'aucune espérance ne sera déçue. Le livre de M. Vuibert n'est pas seulement le répertoire le plus complet que nous possédions de l'enseignement public et privé, mais un guide sûr que tous les pères de famille et tous les jeunes gens ont intérêt à consulter. Pour qui ne se sent pas une vocation irrésistible, rien n'est plus grave que le choix d'une carrière. Lisez l'*Annuaire de la Jeunesse* et vous vous déciderez en connaissance de cause. Vous y verrez toutes les ressources que vous offrent les innombrables écoles spéciales et techniques, les cours, les institutions et fondations et les sociétés d'instruction qui, dans ces dernières années, ont surgi de toutes parts.

On éprouve un sentiment de réconfort à parcourir cet ouvrage qui présente un tableau fidèle de l'activité intellectuelle et pédagogique de notre pays. Et ne craignez pas que la lecture en soit monotone et desséchante ; l'auteur ne s'est pas borné à nous donner tous les programmes et plans d'études et tous les renseignements indispensables aux jeunes gens en quête d'une carrière : il apprécie, il commente, et parfois il critique. Et ses critiques sont celles d'un homme qui a beaucoup observé, qui n'est point dupe des apparences et des programmes : elles méritent de retenir l'attention. Et ses conseils sont d'un homme qui connaît la vie et qui aime la jeunesse. Écoutez-les, vous n'en aurez pas regret.

E.-H. B.

Bar-le-Duc. — Imprimerie Comte-Jacquet, Facdouel Dir.

TABLE DES MATIÈRES

SUPPLÉMENT

I. — Enseignement, Pédagogie.

II. — Documents officiels.

III. — Examens et Concours. (1906)

IV. — Informations.

V. — Bibliographie.

VI. — Illustrations.

Les Cinq langues